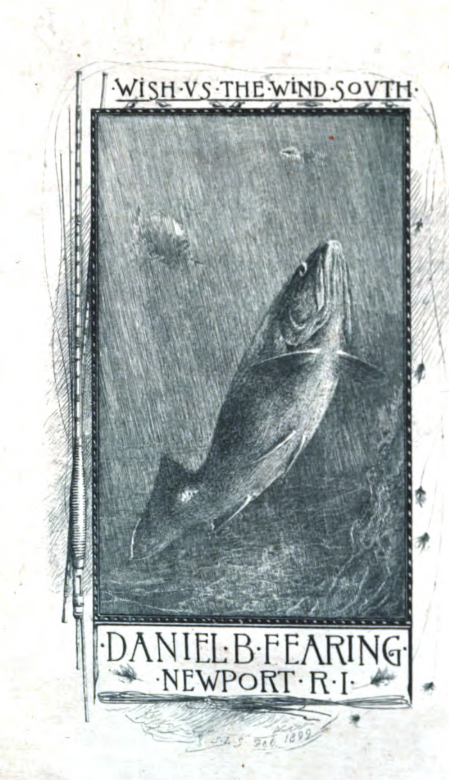

HD WIDENER
HW M6X1 P
golden
Buch des
Sports
E. Spemann

Sprüche.



Ernst Raupach.

*

Der Jugend freiem Drang gehört die Welt. Otto Roquette.

*

Die Jugend muß sich austoben. Sprichwort.

Sind Geist und Körper mit Kraft und Gesundheit ausgestattet, so verlangen sie nach anstrengenden Uebungen und finden ihr Vergnügen in dem, was den meisten Menschen schwer und mühevoll erscheint.

David Hume.

Ueber die Kraft kann keiner, wie sehr er auch eifere, kämpfen.

Homer.

*

Will der Starke geliebt sein, so mag er seine Ueberlegenheit durch Grazie mildern! Schiller.

*

Wer unter der schwersten Last gehen kann, ohne zu wanken, der ist der starke Mann.

Thomas Carlyle.

*

In der Männer Herrschgebiete gilt der Stärke trotzig Recht.

Schiller.

*

Es übt am starken Feind der Starke gern seinen Mut und seine Kraft. Jul. Hammer.

*

Stärke wehrt, Gerechtigkeit ehrt, Weisheit regiert, Mäßigung ziert. Inschrift.

*

Wer Geduld sagt, sagt Mut, Ausdauer, Kraft.

Marie von Ebner-Eschenbach.

*

Der Mut wächst mit der Gefahr! Die Kraft erhebt sich im Drang. Schiller.

*

Ist unser Mut bereit, so ist es alles. Shakespeare.

*

Ein jeder Mann von Mut, ist auch ein Mann von Wort.

Corneille.

*

Wem wagender Mut die
Adern schwellt,
Dem gehorchet die Erde,
gehöret die Welt!

Wildenbruch.

Keine Probe ist gefährlich, zu der man Mut hat. Goethe.

*

Hast du's nicht im Blut,
So hab's im Mut. Paul Heyse.

*

Dan ein frischer, gsunder Mut
Kompt an Gsundheit dem Leib
zu gut. Fischart.

*

Körperliche Tüchtigkeit und geistige Elastizität der Amerikaner sind vor allem einer auf wissenschaftlicher Grundlage fußenden, rationellen körperlichen Erziehung zuzuschreiben, vermöge welcher wieder gesunde Kinder zu gesunden Eltern heranwachsen und diese ebenso solche Nachkommen zeugen.

L. Gurlitt.

*

Man erziehe die Knaben zu Männern, so wird es überall wohl stehen. Goethe.

*

Wenn wie bekannt, mit Schwierigkeit Erziehung ist verbunden,
Wird durch zu viele Künstelei
Sie stets verfehlt befunden.

Bechstein.

*

Die erste Regel der Erziehung ist die: die Erziehung soll die Willenskraft zur Tätigkeit veranlassen. Lingenthal.

*

Welches größere und bessere Geschenk können wir dem Staate darbringen, als wenn wir die Jugend unterrichten und erziehen. Cicero.

Das ist der eigentliche Zweck [d]er Erziehung, sofern sie [v]on Kunst und Regeln abhängt: [d]ie freien Kräfte des Zöglings [z]u entwickeln und zu bilden.

Fichte.

*

[D]ie Zukunft habet ihr,
[I]hr habt das Vaterland,
Ihr habt der Jugend Herz,
[E]rzieher, in der Hand.

Rückert.

*

Der Mensch, der nicht geschunden wird, wird nicht erzogen. Menander.

*

Wie man zeucht die jungen Knaben,
So wird man sie erwachsen haben.

Sprichwort.

*

Und was soll ich auch erjagen?
Wenig spendet mir die Welt.
Glücklich, wer in jungen Tagen
Seinen heitern Sinn erhält.

Hoffmann von Fallersleben.

*

Ein frisch Gemüt mag wohl die Welt bezwingen. Eichendorff.

*

Was man fröhlich tut, gerät und wird kaum empfunden.

Burmann.

*

Ein frohes Herz, gesundes Blut,
Ist besser, als viel Geld und Gut.

Sprichwort.

*

Fröhlichkeit und Mäßigkeit, sind die zwei besten Aerzte.

Sprichwort.

Der Furchtsame erschrickt vor der Gefahr, der Feige in ihr, der Mutige nach ihr. Jean Paul.

*

Wer Gefahr liebt, wird darin umkommen.

Rollenhagen.

*

Nie darf ein Jüngling sagen, daß Gefahr ihn schreckt.

Euripides.

*

Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch.

Hölderlin.

*

Vergnügen sucht der Mann sich in Gefahren. Goethe.

*

Gefahr spitzt den Kopf und harnischt das Herz.

Chr. Lehmann.

*

Siegen ohne Gefahr ist Siegen ohne Ruhm.

Aus einem alten Trinkbuch.

*

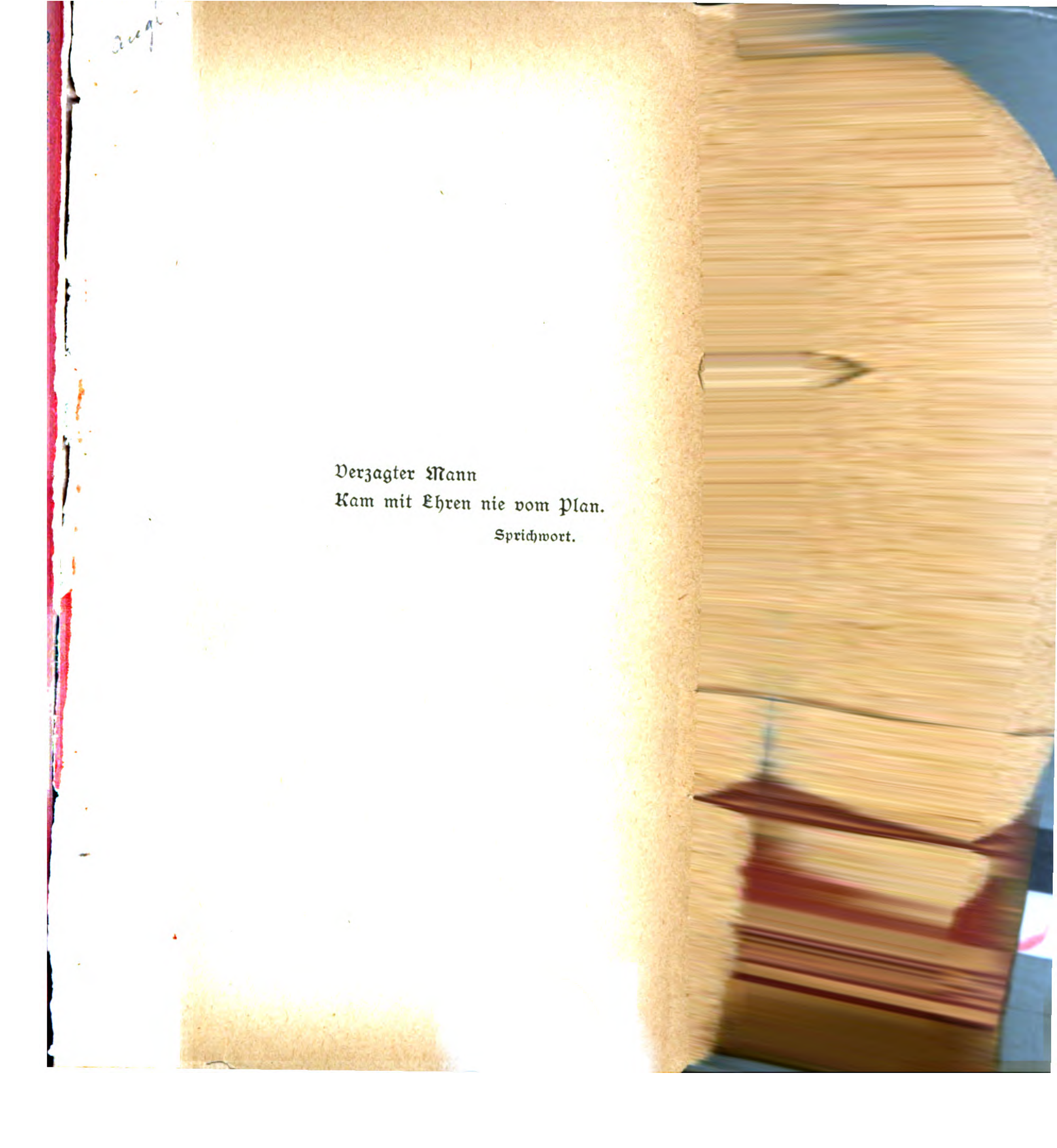
Die Gefahr hat einen solchen Reiz für den Menschen, daß jeder sich bestrebt, in geringerem oder größerem Maße dieselbe in der Nähe kennen zu lernen.

Moses Mendelsohn.

*

Die Tugend des Menschen, der nach den Geboten der Vernunft lebt, zeigt sich gleich groß in Vermeidung, wie in Ueberwindung der Gefahren.

Spinoza.



Verzagter Mann
Kam mit Ehren nie vom Plan.

Sprichwort.

Spemanns

Hauskunde

I.
Das goldene Buch der Musik
II.
Das goldene Buch der Kunst
III.
Das goldene Buch der Weltlitteratur
IV.
Das goldene Buch der Sitte
V.
Das goldene Buch des Theaters
VI.
Das goldene Buch der Gesundheit
VII.
Das goldene Buch vom Eignen Heim
VIII.
Das goldene Buch des Sports.

Das
Goldene Buch des Sports



Berlin & Stuttgart
Verlag von W. Spemann
1910

Spemanns

goldenes

Buch des Sports

Eine Hauskunde für Jedermann

Herausgegeben

unter Mitwirkung von

Dr. Max Ahles, Eva Gräfin v. Baudissin, Rittmeister Frhr. H. A. Esebeck, Oberstabsveterinär Dr. Goldbeck, Dr. Karl Heintz, Major Gustav Hergsell, Henry Hoek, Richard Koehlich, Dr. G. Kuhfahl, Dr. Julian Marcuse, Oberstleutnant z. D. Hermann W. L. Moedebeck, Dr. Adolf Rziha, F. W. Schröter, F. v. Sichart, Major a. D., Alfred Steinitzer, Major a. D., Korvettenkapitän Titus Türk, Max R. Zechlin.



Berlin & Stuttgart

Verlag von W. Spemann

1910

Druck der Hoffmannschen Buchdruckerei Felix Krais in Stuttgart

Die Liebe zum Sport und die Betätigung desselben ist in Deutschland noch nicht so sehr alten Datums. Erst seit unsere Vermögen gewachsen sind, seit wir mit Unbefangenheit durch ausgedehnte Reisen die Sitten und Gebräuche fremder Völker kennen und schätzen gelernt haben, ist uns der Sinn für alle erdenklichen Zweige des Sports aufgegangen. Jetzt ist der Sportbericht eine ständige Rubrik in unseren Tagesblättern geworden und wenn wir auch noch nicht so weit gekommen sind, wie in England, so sind wir doch auf dem besten Wege, mit Fanatismus uns für sportliche Wettkämpfe zu interessieren und daran teilzunehmen.

So schien es gegeben, der Anregung der Frau Gräfin Baudissin und des Herrn Major Steinitzer, zwei erfahrenen und erprobten Sportsleuten zu folgen und in die Reihe der „Handbücher" auch das Goldene Buch des Sports aufzunehmen. Unter ihrer Redaktion sind alle Gebiete des Sports von sachverständigen Fachleuten bearbeitet worden. Wohl Niemand, auch der

erfahrenste Sportmann, wird verkennen, daß eine Fülle von wertvollen Darstellungen, Regeln und Aufschlüssen sich hier vereinigt findet. So wünschen wir, daß das Buch in immer weitere Kreise dringe, das Herdersche Wort wahr zu machen:

Das wahre Glück des Menschen
Ist Gesundheit und froher Mut.

D. H.

Inhaltsübersicht.

Nummer

Einschaltbilder.

I. Begriff, Entwickelung und Bedeutung des Sports.

Von

Alfred Steinitzer, Major a. D.
und **Eva Gräfin v. Baudissin**, München.

> Sind Geist und Körper mit Kraft und Gesundheit ausgerüstet, so verlangen sie nach anstrengenden Uebungen und finden ihr Vergnügen in dem, was den meisten Menschen schwer und mühevoll erscheint. (David Hume.)

1. Was ist Sport? Diese Frage mag fast überflüssig erscheinen und doch ist eine genaue Begriffsbestimmung dieses heutzutage von allen gebrauchten Wortes nicht so einfach, wie man glauben möchte, wie auch eine zusammenfassende und erschöpfende Untersuchung aller der außerordentlich komplizierten Anschauungen, Tätigkeiten, Einflüsse und Verhältnisse, die mit dem Sport direkt und indirekt in Verbindung zu bringen sind, zurzeit noch der eingehenden Bearbeitung harrt.

Nach altem Sprachgebrauch verstand man unter Sport nur die verschiedenen Arten der Jagd: das Jagen im strengeren Sinne, Vogelstellen und Fischfang. Dabei wurde vorausgesetzt, daß die Jagd nicht wegen des Beutegewinnes, sondern um des Kampfes willen ausgeübt wurde, in dem die menschliche Intelligenz, Geschicklichkeit und Ausdauer den Sieg über das Tier davontragen sollte.

Heutzutage hat sich der Begriff wesentlich erweitert, und gerade dadurch erklärt sich die Schwierigkeit, den Begriff des Sports erschöpfend zu definieren. In der einschlägigen Literatur finden wir die verschiedensten Antworten auf die oben gestellte Frage. Am kürzesten und erschöpfendsten erscheint uns die folgende von M. Haushofer: „Sport ist eine Gruppe nicht berufsmäßig ausgeübter Tätigkeiten, die Mut, Kraft und Geschicklichkeit erfordern." Diese Definition wurde auch dem vorliegenden Buche zugrunde gelegt. Maß und Verhältnis der von Haushofer genannten Eigenschaften sind bei den verschiedenen Sports sehr verschieden (vgl. Ziff. 28).

Bei den sogenannten Sportspielen ist teilweise die Grenze zwischen Sport und Spiel kaum mit Exaktheit zu bestimmen. Auch ist, wie Prof. Zuntz bemerkt, mit dem Sport „stets im Gegensatz" zum Spiel ein gewisser leidenschaftlicher Ernst und Eifer verbunden, mit dem die Beschäftigung betrieben wird, weshalb die gleiche körperliche Betätigung, z. B. Tennis, für den Einen Spiel, für den Andern Sport sein kann. Jedenfalls ist den Sport-

spielen für die Jugend die gleiche Bedeutung zuzuschreiben, wie den eigentlichen Sports für den Erwachsenen, weswegen sie im nachstehenden Aufnahme fanden.

Wenn die Bezeichnung „Sport" auch auf Gebiete angewendet wird, bei denen eine körperliche Tätigkeit nicht in Frage kommt — man spricht z. B. von Sammel-, Schach-, Hundesport u. dergl. — so ist sie zweifellos unberechtigt.

Ebenso unberechtigt ist es, den als Sportsmann zu bezeichnen, der etwa einen Rennstall hält, ohne selbst zu reiten, im Automobil sitzt und sich von seinem Chauffeur fahren läßt oder im kurzen Sportpaletot auf den Turfplätzen spazieren geht und am Totalisator setzt. Das ausdrücklich festzustellen, ist durchaus nicht überflüssig, da sich mancher diese Bezeichnung beilegt, die ihm in keiner Weise zukommt.

2. Zweck und allgemeine Bedeutung des Sports. Im Naturzustand verschaffte sich der Mensch den Lebensunterhalt nur durch körperliche Arbeit; für jedes seiner Bedürfnisse galt das griechische Wort: „Vor den Erfolg haben die Götter den Schweiß gesetzt." Mit der wachsenden Zivilisation hat sich das Verhältnis verändert. Maschinen und technische Erfindungen haben die körperliche Tätigkeit überflüssig gemacht oder auf ein Minimum beschränkt. Den Berufsarten der oberen Stände liegt jede körperliche Arbeit fast ganz fern; nur wenige, wie die des Offiziers, Jägers und Landmanns stellen Ansprüche an die Körperkraft und bringen in Berührung mit der Natur. Fast alle anderen Erwerbszweige zwingen ihre Angehörigen hinter Tür und Mauern. Dazu kommen als nervenzerrüttende Momente die Angst um die Existenz und der aufreibende, nie aufhörende Kampf ums Dasein, auf dessen Schwierigkeiten die Jugend von frühauf vorbereitet und hingelenkt werden muß. Eingepfercht in den großen Städten, in oft unzulänglichen, gesundheitsschädlichen Räumen schmilzt der Vorrat des Einzelnen an Gesundheit und Widerstandsfähigkeit immer mehr zusammen. Krankheiten treten epidemisch auf und finden zahlreiche Opfer. Denn dem modernen Menschen ist es erschwert, seinen Körper durch das einfachste und sicherste Mittel: Bewegung und Arbeit in frischer Luft zu stählen. Wie brachliegende Organe allmählich verkümmern und endlich von der Natur selbst als nutzlose Verschwendung aufgegeben werden, so erschlaffen schließlich auch die nie gebrauchten Muskeln und Sehnen des Körpers und ziehen alle Funktionen dieses bis ins feinste zusammenhängenden Baues in Mitleidenschaft.

Sobald aber diese großen Nachteile unserer Zivilisation voll erkannt und empfunden worden waren, entstand auch alsbald das Bedürfnis, ihnen entgegenzuwirken und dem Leben das künstlich zurückzugeben, was ihm die veränderten Daseinsbedingungen jetzt nicht mehr bieten konnten. Auf Grund derartiger Erwägungen kommt F. Eckardt zu dem Schlusse: „Der Zweck des Sports ist der Ersatz für die durch die Berufsarbeit verloren gegangenen gesundheitlichen Momente."

Die moderne sportliche Bewegung gewinnt demnach eine erhöhte Bedeutung als Ausdruck einer notwendigen und heilsamen Reaktion gegen die Summe von schädigenden Faktoren, welche die Entwicklung der modernen Zivilisation mit im Gefolge hat. Der Sport hat im Leben der zivilisierten Völker die Aufgabe,

die Eigenschaften, die einst durch den Existenzkampf geweckt und ausgebildet wurden und zu deren Betätigung sich keine Gelegenheit mehr bietet, neu zu beleben und sie damit dem sicheren Untergange zu entreißen. Dies hat schon Schopenhauer erkannt, indem er sagt: „Die ursprüngliche Bestimmung der Kräfte, mit denen die Natur den Menschen ausgerüstet hat, ist der Kampf gegen die Not, die ihn von allen Seiten bedrängt. Wenn dieser Kampf einmal rastet, da werden ihm die unbeschäftigten Kräfte zur Last; er muß daher jetzt mit ihnen spielen.“ Dieses notwendige Spiel ist der Sport. Man kann also den Sport auch als Dekadenzerscheinung auffassen, die wiederum — so paradox es klingen mag — automatisch die schlimmen Folgen der Dekadenz zu bekämpfen bestimmt ist. Auch Nietzsche bezeichnet das Leiden des Menschen am Menschen an sich als die Folge einer gewaltsamen Abtrennung von der tierischen Vergangenheit, eine Kriegserklärung gegen die alten Instinkte, auf denen bis dahin die Kraft, Lust und Fruchtbarkeit beruhte; er sagt, daß die staatlichen Organisationen es mit sich brachten, daß alle jene Instinkte „des wilden, freien, schweifenden Menschen sich rückwärts gegen den Menschen selbst wandten“.

Zur Illustration dieser Behauptungen mag der Hinweis dienen, daß der Sport in seiner jetzigen Form und Bedeutung aus England stammt, dem Lande, das durch seine isolierte Lage am ehesten der kriegerischen Ausbildung entbehren konnte und hiefür eines Ersatzes bedürftig war, der eben im regen Sportbetrieb gefunden wurde.

3. **Zur Entwicklung des Sports.** Die ersten Sportsmen waren die Griechen. Die Gymnastik, die bei ihnen zum nationalen Element wurde, betrieben sie um ihrer selbst willen; sie erstrebten das ideale Gleichgewicht zwischen körperlicher und geistiger Bildung. Die nur auf das Praktische gerichteten Römer kannten nur eine militär-gymnastische Ausbildung zur Erhöhung der Wehrfähigkeit; in den Kampfspielen des Kaiserreichs traten nur Sklaven und Unterworfene auf. Bei den alten Germanen, denen Waffenfertigkeit als unerläßliches Erfordernis des Freien galt, wurde die Gymnastik eifrigst gepflegt. Das Wort „Sport“ findet sich schon als spaurds in der gotischen Ulfilasbibel, wie Prof. Hüppe nachgewiesen hat, und bedeutet „Kampfspiel“. Wie weit es mit dem Stamm des englischen „disport“, altfranzösisch „despors“ und dem italienischen „diporto“ (Erholung) verwandt ist, von dem unser jetziges Wort Sport stammt, ist wohl kaum festzustellen.

Im Mittelalter waren Turniere und Jagd die ritterlichen, königlichen Sporte; die Turnierkunst wandelte sich nach und nach mit der Aenderung der Bewaffnung und der Verfeinerung des Hoflebens zur Fechtkunst um. Hiezu kam das Ballspiel, der Vorläufer unserer Rasensportspiele. Die Jagd wurde mit der Entwicklung der Fürstenmacht und der Entstehung des Grundadels immer mehr ein ausschließliches Recht des Adels und der Fürsten. Die Verminderung des Wildstandes und die Preisgebung der Jagd an Pächter oder an jeden, der um ein paar Groschen einen Jagdschein kauft (siehe Schweiz und Italien), hat den edlen Charakter des Weidwerks sehr geschädigt.

Alle die genannten Sportarten waren Kämpfe. Bei der Jagd ist es das Tier, das der Mensch erlegt, beim Ringkampf der Freund,

an dem er seine Kraft mißt, im Turnier der Ritter, dem er für Lohn aus schönen Frauenaugen entgegentritt.

4. Der Kampf ist das innerste Wesen des Sports geblieben. Nur die Art seiner Gegner hat sich verändert. Sei es der Reiter, der Radfahrer, der Automobilist — handelt es sich darum, ein Boot übers Wasser zu segeln oder zu rudern — saust man bergab im Rodel oder im Bobsleigh — steigt der Mutige empor im Korb des Luftballons — überall ist es der Kampf; der Kampf gegen den Raum und die Elemente. Der Alpinist ringt mit der Natur selbst. — Alle Erfindungen und Entdeckungen der Geisteswissenschaften müssen dem Menschen als Kampfmittel gegen die Naturkräfte dienen; die einzelnen Sportarten suchen und schaffen sich selbst künstlich neue Hindernisse zu neuem Kampf.

Und wo der Gegner der gleiche bleibt, wie in den Alpen, sucht der Bergsteiger ihm neue Seiten abzuringen; er besteigt die Berge von der schwierigsten Seite oder sucht sie im Winter auf.

5. Sport als Sieg und Wettbewerb. Wenn wir das Wesen des Sports als Kampf bezeichnet haben, so muß die erstrebte Wirkung notwendig der Sieg sein, denn jeder Kämpfer ringt um den Siegespreis, das Symbol der Siegesfreude. Umgekehrt kann aber nur der Siegesfreude empfinden, der gekämpft hat. Das kann nur der nachempfinden, der selbst einen Sport treibt und darum wird der Sport von den Außenstehenden vielfach verurteilt. Der Philosoph hat diese Seite des Sports erkannt. „Sich zu mühen und mit dem Widerstande kämpfen, ist dem Menschen Bedürfnis, Hindernisse überwinden ist Vollgenuß des Daseins, der Kampf mit ihnen und der Sieg beglückt.“ (Schopenhauer.)

Je gewaltiger der Gegner, je schwieriger der Kampf, desto schöner ist der Sieg. Der Bergsteiger besiegt die Hindernisse, die ihm die Natur in ihrer einzigen Größe entgegenstellt, der Segler macht sich die Elementargewalt des Sturmes dienstbar, der Jäger und der Angler besiegen das Tier, der Fechter, der Ringer den Freund. Wo der Sieg nicht im Kampfe mit dem Objekt selbst errungen wird, tritt der Wettbewerb ein. Dann liegt der Sieg im „Rekord“, wie dies z. B. bei allen Raum-(Schnelligkeits)sporten der Fall ist. Zuweilen wird dem Wettbewerb die ausschlaggebende Rolle zugewiesen; manche Sportsschriftsteller suchen in ihm das eigentliche und ausschließliche Wesen des Sports. Damit wird aber dem Sport die Uneigennützigkeit, die Freude an der eigenen Kraft und Geschicklichkeit genommen und an ihre Stelle Eitelkeit, Neid und Gewinnsucht gesetzt, die notwendigen Nebenerscheinungen jedes Wettbewerbs. So sehr wir also nach unseren eigenen Folgerungen den Wettbewerb als berechtigt anerkennen müssen, darf doch nicht der Schwerpunkt des Sports hineinverlegt werden.

6. Der Sport als Wille zur Macht. „Leben ist wesentlich Aneignung, Ueberwältigung des Fremden, Schwächeren, Unterdrückung, Einverleibung, Besitz.“ Der Sieg aber gibt Macht über den bezwungenen Gegner, wenn es auch nur eine ideelle Macht insofern ist, als man sich als der Stärkere, Geschicktere erweist; als man zeigt, daß man „Einer ist“ und zwar Einer, der mehr ist als die Andern. Zum mindesten fühlt man im Augenblick des Sieges ein gewisses Machtgefühl; Grad und Intensität sind

nach der Art des Sports, dem Kräfteeinsatz und der Schwere des Siegs verschieden. H. Steinitzer, der sich mit der Psychologie des Alpinisten beschäftigt, modifiziert den Begriff „Willen zur Macht" unter Anwendung auf den Alpinismus als „Willen zum Erfolg", den er als eine Spezialität des Willens zur Macht bezeichnet. Wir möchten darin insofern weitergehen, als zweifellos der Wille zum Erfolg sich als Hauptunterlage der Triebfedern für die weitaus meisten Sports ansehen läßt. Der Mensch strebt während des ganzen Lebens nach Geld und Gut, Ansehen und Stellung und erreicht nie oder wenigstens sehr selten die Ziele, die er sich steckt; denn hat er ein Ziel erreicht, so ist er nicht zufrieden, sondern sieht es nur als eine Stufe zu weiterem an. Der Sport hingegen ist auf Erreichung unmittelbarer Ziele gerichtet und gewährt daher die Befriedigung des Erfolges wiederholt.

> Die Gefahr hat einen solchen Reiz für den Menschen, daß jeder sich bestrebt, in geringerem oder größerem Grad dieselbe in der Nähe kennen zu lernen.
> (Moses Mendelsohn).

7. Sport und Gefahr. Nur der Sport, der Wagemut und Energie verlangt, der also irgend eine Gefahr voraussetzt, ist im wahren Sinne des Wortes ein Sport; eine absolute Gefahrlosigkeit zerstört seinen Reiz — noch mehr aber seinen Wert. Wenn ein Schriftsteller, der sonst vorzügliches über den Sport sagt, behauptet: „der erste Grundsatz muß sein, daß der betreffende Sport gefahrlos ist", muß dem nach allem, was wir schon bei der Definition des Begriffes, der Entwickelung und Charakterisierung des Sports gesagt haben, unbedingt widersprochen werden. Ohne irgend ein Risiko weder auf körperlichem noch auf geistigem Gebiet gibt es keinen Kampf, und beim Sport besteht das Risiko eben aus den kleineren oder größeren Gefahren, denen der Sportsmann, auch bei den harmlosesten Sports immerhin noch mehr ausgesetzt ist, als der behäbig und vorsichtig lebende Philister. Aber ebenso wäre es unrichtig zu sagen, daß ein bloßes Aufsuchen der Gefahr schon Sport wäre. Wer sich in einen Löwenkäfig wagt, um mit dem Tierbändiger eine Partie Sechsundsechzig zu spielen — ein hübsches Beispiel, das M. Haushofer anführt — ist tollkühn oder auch dumm, wie man will. Sein Tun aber ist kein Sport. Das richtige Verhältnis von Sport und Gefahr besteht darin, daß der Sportbeflissene durch Geschicklichkeit und Uebung, wozu bei manchen Sportarten noch ein großer Aufwand von Wissen und Erfahrung kommt (z. B. beim Bergsport), die Gefahr meistert. Im Aufsuchen der Gefahr, die das wachende Auge des Gesetzes, unsere ganze Zivilisation mit Tausenden von Vorschriften und Polizeimaßregeln aus dem Dasein des zivilisierten Menschen zu eliminieren trachtet, und zugleich in ihrer Ueberwindung liegt ein Hauptreiz des Sportes, und die Summe und Größe der Gefahren, denen man sich aussetzt, sowie der im Verhältnis zu ihnen wachsende Aufwand von Können und Wissen ist gerade der wichtigste Wertmesser für die verschiedenen Sporte. Auch im Reiz, den uns die Gefahr bietet, können wir eine Reaktionserscheinung der „blonden Bestie" gegen das Leben im polizierten Staat erblicken; „im Staate, wo der langsame Selbstmord aller — ‚das Leben' heißt", erzieht zugleich der Sport dazu, die Furcht vor der Gefahr zu meistern,

und darin liegt für das Leben ein eminent erzieherisches Moment.

„Wir müssen frei von Furcht sein, sonst können wir nicht handeln. So weit einer die Furcht besiegt, so weit ist er Mann.“ (Carlyle.)

8. Amateur, Professional und Spezialistentum. Der Sport ist eine aristokratische Tätigkeit, nicht nur nach seiner Entwicklung, sondern weil er ohne Entgelt, ja oft unter persönlichen Opfern, nur aus Lust an der Tätigkeit selbst ausgeübt wird. Aus letzterem Grunde nennen wir den uneigennützig Sporttreibenden Amateur, im Gegensatz zum Professional, der aus dieser Tätigkeit seinen Lebensunterhalt zieht. Leider gibt es noch keine deutschen Ausdrücke, die sich mit den beiden Begriffen völlig decken. Durch die große Teilnahme des Publikums an einigen Sportarten, wie z. B. am Radfahren, Rennreiten und der Athletik, in England an Fußball und Polo, ist es dahin gekommen, daß teilweise diese Sports zum reinen und ausschließlichen Gelderwerb von Professionals ausgeübt werden. Sobald aber ein Sport zum Beruf, der den Lebensunterhalt gewähren soll, ausartet, hat er sein innerstes Wesen verloren. Es mag noch einmal scharf betont werden, — denn die Anschauungen sind in diesem Punkt vielfach nicht geklärt — daß ein Professional kein Sportsmann, sondern ein Gewerbetreibender ist. Wenn zwei Ringer um Geldpreise kämpfen oder Rennradfahrer maschinengleich auf der Rennbahn kilometern, so sind sie zu einer Art von Schauspielern geworden, und es ist Geschmackssache, sich an ihnen zu ergötzen. Sport aber sind ihre Aufführungen nicht.

Deshalb betrachten wir auch die Leute, die ihren Beruf in der Lehrtätigkeit des Sports sehen, wie z. B. Turn- und Fechtlehrer oder Trainer nicht mehr als Sportsleute, trotzdem ihre Beschäftigung eine notwendige und ersprießliche für manche Arten des Sports ist und der Ausbildung von wirklichen Sportsmen zu gute kommt.

Eine wesentliche Gefahr für die Ausartung eines Sports ist das Spezialistentum, das sich bei gymnastischen Spielen herausgebildet hat. In übermäßiger Weise werden die Sieger nicht nur von den sportlichen Wettkämpfern selbst, sondern auch von der Tages- und Fachpresse beachtet und ausgezeichnet. Die Folge davon ist eine einseitige Ausbildung, wie dies erst gelegentlich der olympischen Spiele in London allgemein erkannt wurde. Die Wettbewerber haben sich in der Furcht, sonst nicht zur Geltung zu kommen und ungekrönt zu bleiben, auf eine einzige Leistung „geworfen“. In diesem einseitigen Uebermaß liegt eine Verkennung echten Sports.

Als eine andere nachteilige Nebenerscheinung des Sports, bei dem der „Rekord“ maßgebend ist oder der nur wegen des Wettbewerbes ausgeübt wird, muß es angesehen werden, daß es sich oft nicht nur um die Leistung des Ausübenden, sondern um den Umfang seines Geldbeutels handelt. Zur Ausübung einiger Sports, z. B. des Renn-, Automobil- oder Segelsports ist der Besitz von Geld — und zwar von viel Geld — Vorbedingung. Und auch unter denen, die überhaupt diese Sports treiben können, hängt sich der Erfolg an den Reichsten. Denn wer ein Vollblut mit vornehmstem „Pedigree“ kaufen und den berühmtesten, anspruchsvollsten Jockey halten kann, wer sich jährlich eine Jacht neuesten Modells bauen läßt und wessen Automobil mehr „H P“ als das seines

ebenfalls gütergesegneten Nachbars besitzt, der wird den silbernen Tafelaufsatz heimbringen — leider!

9. **Welche Eigenschaften verlangt der Sport?** Wir haben schon in der Definition des Begriffes „Sport“, die wir uns angeeignet haben (Ziff. 1) die Haupteigenschaften, die der Sport verlangt, bezeichnet. Zum Sport gehört Mut, denn ohne Gefahr gibt es keinen Sport, wenn auch das Maß des Mutes manchmal nur ein bescheidenes ist. Beim Bergsteigen setzt der Mensch oft bewußt sein Leben ein, ebenso unter Umständen beim Segeln, beim Rennreiten zc. Selbst bei der Treibjagd riskiert er es, von seinem guten Freund angeschossen zu werden; bei den gymnastischen Sports besteht die Gefahr im Mangel an Geschicklichkeit, der Grund zum Arm- und Beinbrechen sein kann u. s. w.

Zum Sport gehört Kraft; auch diese ist verschieden nach Art des Sportes. Manche Sportarten verlangen auf kürzere Zeit bedeutende Anspannung der Körperkraft, wie z. B. der Schwimmsport, Rudersport, die gymnastischen Sporte. Andere erfordern Dauerleistungen wie z. B. Bergsport, Radfahrsport; ersterer verlangt unter Umständen beides.

Zum Sport gehört Geschicklichkeit, und zwar bald eine mehr körperliche, bald eine mehr geistige. Jeder Sport erfordert eine besondere Ausbildung der ganzen Muskulatur oder eines Teils derselben; außerdem verlangen die meisten Sports Uebung der Sinnesorgane: des Auges, des Ohrs, die Beherrschung des Nervensystems zc. Dazu tritt aber auch geistige Tätigkeit, denn ein bestimmtes Wissen über die in Frage kommenden Verhältnisse muß sich jeder Anfänger eines Sports aneignen. Die erforderlichen Kenntnisse erstrecken sich auf physiologische, mechanische, physikalische, technische und naturwissenschaftliche Gebiete. Die Rad- und Automobilfahrer werden sich die Konstruktion ihrer Maschinen klarmachen müssen, schon um den „Rücken“ (beim Automobil vornehm „panne“ genannt) erfolgreich entgegentreten zu können; und wer keine Ahnung von Windrichtung und -wirkung hat, wird kaum hoffen dürfen, bei Segelregatten als Erster am Ziel mit Böllerschüssen empfangen zu werden. Ebenso muß der Bergsteiger verstehen, die Karte richtig zu lesen, wie die Wetterverhältnisse und die ihn erwartenden Schwierigkeiten zu beurteilen zc.; denn nur dann gehört er nicht zu den „Tollkühnen, die es nicht besser verdienten“. Wer einmal einer Morgenarbeit auf einem Rennplatz zuschaute, wird bemerken, mit welcher Mühe und unsäglicher Geduld der „Charakter“ eines Rosses, das vielleicht den Weltenruhm seines Stalles neu besiegeln soll, studiert wird; und doch soll es vorkommen, daß es dem feinsinnigsten „Physiologen“ im gegebenen Moment ein Schnippchen schlägt. — Auch verlangt der Sport Uneigennützigkeit, denn wie wir bereits konstatierten, darf er nicht berufsmäßig ausgeübt werden. Ein Amateur kann sich nicht mit einem Professional in einen Wettkampf einlassen; die unmittelbare Folge wäre seine „Deklassierung“.

10. **Sport und Charakter.** Es ist einleuchtend, daß eine Beschäftigung, die besondere moralische Eigenschaften verlangt, auch den Charakter bildet und veredelt. Um die erforderlichen Eigenschaften, Mut, Kraft und Geschicklichkeit zu erwerben und auszubilden, bedarf es eines großen Maßes von Willensenergie, Selbstüberwindung und

Selbstzucht. Der Sport zwingt zur Ausdauer, die sich nicht durch Niederlagen abschrecken läßt; im Gegenteil sucht der Sportsmann durch steigende Energie nach jeder Niederlage um so mehr den Erfolg an sich zu fesseln. Der Sport erzieht zu wahrer Männlichkeit; er bildet die Persönlichkeit aus, indem er das Selbstbewußtsein durch die Erlangung von Eigenschaften erhöht, die den Träger über das gewöhnliche Niveau herausheben. Der Sport weckt die Kraft des menschlichen Willens über sich selbst, er übt und stärkt die Selbstüberwindung im Ertragen dessen, was von Anstrengungen, Entbehrungen, unter Umständen auch von direkten Schmerzen begleitet, als körperlich unbequem empfunden wird. Er fördert und bildet aus: Schlagfertigkeit, Geistesgegenwart und Schnelligkeit des Entschlusses, erhöhte Selbständigkeit des Individuums — kurz, er erweckt in uns das Streben nach Erlangung der stoischen Tugenden. „Auch das ‚ritterliche‘ Gehaben des Mittelalters, das Kraft und körperliche Geschicklichkeit zum Prüfstein der Ehre macht, hat im Sport einen neuen Tummelplatz gefunden.“ (H. Steinitzer.) Wir möchten nicht anstehen zu behaupten, daß innerhalb der heutigen Zivilisation fast allein der Sport fähig ist, den Staatsbürger zum Manne zu erziehen.

Freilich stehen dem auch Ausartungen gegenüber; — namentlich in den Sports, deren ausschlagendes Moment der Wettbewerb bildet. Der berechtigte Ehrgeiz, sich auszeichnen zu wollen, wird oftmals überspannt oder er schlägt in lächerliche Eitelkeit um, weil ihm die äußerlichen Auszeichnungen die Hauptsache sind. Neid, Mißgunst und Uebelwollen sind in diesem Falle die Begleiterscheinungen.

11. Sport und Gemüt. Unsere ganze Zivilisation entfernt uns von der Natur und dadurch gehen wir ihrer Rückwirkung auf das Gemüt und das seelische Empfinden verlustig. Der Sport, wenigstens in zahlreichen seiner Betätigungen, stellt den Kontakt mit der Natur wieder her, in der die moderne Wissenschaft dem Menschen seine Heimat zeigt. Nichts wirkt nach den nervösen Aufregungen des heutigen Lebens beruhigender auf das Gemüt, als die angenehmen Sensationen, die der Naturgenuß auslöst, nichts erhebender, als der Anblick der Elemente, nichts stärkender, als ihre Bezwingung im sportlichen Ringen. In der Natur vergessen wir die kleinlichen Sorgen des Alltagslebens und des Berufes; jeder energisch betriebene Sport, mag er uns auch nur für kurzere Zeit hinausführen, erzeugt, wie H. Rack es treffend ausdrückt: „jene olympisch-heitere Gleichgültigkeit gegen alles sonst so wichtige Drum und Dran, jenen naiven Zustand, wo der erwachsene Kulturmensch zu seinem Heil auf den Standpunkt des heiteren Kindes, des Australnegers zurückkommt.“ Wir dürfen im Sport deshalb ein hervorragendes Mittel erblicken, das gestörte Gleichgewicht unseres Empfindungslebens wieder zu gewinnen.

12. Sport und Gesundheit. „Das Fundament aller Anlage ist körperliche Gesundheit,“ lautet ein goldner Ausspruch J. F. Herbarts. Je mehr sich der moderne Kampf ums Dasein auf geistigem Gebiet abspielt, je mehr das Gehirn mit Tätigkeit überlastet wird, desto notwendiger ist es, entsprechende Erholungspausen einzuschieben, die einer rationellen Körperpflege gewidmet sind. Die beste Art, dem Körper das nötige Maß von

Bewegung in freier Luft zu verschaffen, dessen er unumgänglich notwendig bedarf, wenn er sich günstig entwickeln und widerstandsfähig erzogen und erhalten werden soll, ist der Sport oder sportlich betriebene Leibesübungen jeder Art. Die dadurch vermehrte Blutzufuhr steigert die Leistungsfähigkeit der Bewegungsorgane, vor allem der Gelenke und Muskeln und erhöht somit die Leistungsfähigkeit des Körpers. Durch die überaus günstige Beeinflussung der wichtigsten Lebensfunktionen, als Herztätigkeit, Atmung, Nahrungsaufnahme und Verdauung wird der Organismus widerstandsfähig gegen die mannigfachen Krankheitsursachen, die ihn innerlich und äußerlich bedrohen.

Aber auch nach der geistigen Seite sind die Leibesübungen von großer Bedeutung, denn sie wecken und steigern die Frische des ganzen Wesens, Kraftgefühl und körperliches Behagen, Lebenslust und Lebensfreude. Gerade für die letztere Behauptung ist Goethe ein glänzendes Beispiel, der von Natur aus durchaus nicht stark, seinen Körper durch Reiten, Wandern, Fischen, Jagen, Eislauf, Schlittenfahren, Fechten, Segeln &c. — je nach Jahreszeit — abhärtete und systematisch harmonisch ausbildete.

Die beste und nutzbringendste Form der Leibesübungen ist der *sportliche Betrieb*; denn nur er schützt davor, auch die körperlichen Uebungen lehrhaft und mechanisch zu betreiben, so daß sie dadurch eintönig und langweilig wirken und endlich wieder aus Bequemlichkeit vernachlässigt werden. *Regelmäßiger und fortgesetzter* Betrieb ist ein Haupterfordernis für den vollen Erfolg. Es genügt nicht, die ganze Woche zu rasten und sich am Sonntag dann abzurackern. Dadurch wird höchstens Uebermüdung erzielt, welche die Berufsarbeit am folgenden Tage beeinträchtigt. Es ist ein großer physiologischer Unterschied, ob ein gewisses Maß sportlicher Uebungen in täglichen kleineren Pensen oder in größeren Zwischenräumen auf einmal bewältigt wird. Das ist so klar, daß es weiterer Ausführungen nicht bedarf. Freilich muß zugegeben werden, daß es für viele nicht möglich ist, täglich die Gelegenheit zu finden, einen Sport als solchen auszuüben. Aber es genügt auch schon, wenn man *täglich* einige körperliche Uebungen ausführt, die bestimmt sind, die Geschicklichkeit und Elastizität für den Sport zu erhalten und hierzu findet sich immer Zeit.

Ein Einwand, der gegen die Durchführung täglicher Uebungen erhoben wird, ist die Behauptung, daß nach geistiger Berufsarbeit Ruhe die alleinige Erholung sei. Zur Entkräftigung genügt es, die Worte des Professors Dr. *Zander* anzuführen, daß „die Erfahrung des täglichen Lebens lehrt, daß entsprechende Körperübungen für die meisten Menschen eine Quelle der Erholung nach der Tagesarbeit sind“. Wenn der Deutsche nur einen kleinen Teil der Zeit, die er in der schlechten, staub- und rauchgeschwängerten, verbrauchten Luft des Wirtshauses, also unter den ungünstigsten hygienischen Verhältnissen, zubringt, sportlichen Uebungen widmete, so wäre das für die ganze Nation von unschätzbarem Werte. L. *Gurlitt* stellt mit Recht den Satz auf, „daß die geistige Elastizität und körperliche Tüchtigkeit der Amerikaner vor allem einer auf wissenschaftlicher Grundlage fußenden, rationellen, körperlichen Erziehung zuzuschreiben ist, vermöge welcher wieder die gesunden Kinder zu gesunden Eltern heranwachsen und

diese ebensolche Nachkommen erzeugen."

Selbstverständlich ist auch beim Sport das Allzuviel vom Uebel. Durch eine unrationelle und übertriebene Betätigung kann der Organismus vorübergehend wie dauernd geschädigt werden; ganz besonders gilt dies von Ueberanstrengungen des Herzens. Auch das Nervensystem kann schweren Schaden dadurch erleiden. Insbesondere treten Schädigungen dann ein, wenn man in reiferen Jahren — vorzüglich um das sich einstellende „Embonpoint" zu bemeistern — plötzlich anfängt „zu müllern" oder sonst einen Sport zu forcieren und dabei glaubt, nun in möglichst kurzer Zeit möglichst viel erreichen zu müssen. Der Erfolg ist dann für die Gesundheit meist ein negativer — woran aber nicht der Sport, sondern der eigne Unverstand trotz grauer Haare schuld ist. Werden die Momente und Auswüchse, die schädigend wirken können, vermieden, dann gilt das Wort, mit dem Dr. Pick eine sehr lesenswerte und schöne Arbeit über Sport und Gesundheit schließt, in vollstem Maße: „Sport bringt Gesundheit."

13. Sport, Jugenderziehung und Schule. „Man erziehe die Knaben zu Männern . . . so wird es überall wohl stehen." (Goethe.) Was in der Jugend versäumt ist, kann im Alter selten mehr eingeholt werden; noch weniger kann aber das wieder verbessert werden, was in der Jugend verdorben wurde. Die geistige Ueberbürdung der Jugend ist eine allgemeine Klage; für die Körperentwicklung bleibt heutzutage wenig oder gar keine Zeit übrig. Die Folge ist, daß wir blutarme, bleichsüchtige, brillentragende, hochschultrige und engbrüstige Kinder erziehen. Allerdings muß zugegeben werden, daß sich in den letzten Jahren auch aus den staatlich maßgebenden Kreisen Stimmen erheben, die auf eine größere Beachtung der Körperkultur hinweisen.

Die Zukunft der Gattung liegt immer in der Jugend; in ihr wird der Grundstein für die künftige Generation gelegt. Die Vorteile, welche eine sportliche Erziehung in gesundheitlicher Hinsicht bringt, müssen deshalb in allererster Linie der Jugend zugute kommen.

Wenn der Charakter durch den Sport gebildet wird, so folgt daraus von selbst, daß der Sport ein eminent ethisches Erziehungsmittel sein muß. Der größte Teil der physischen und moralischen Manneskraft könnte der Jugend am Sport- oder Spielplatz anerzogen werden. Leider ist dies in Deutschland nicht der Fall; kaum daß irgendwo ein schüchterner Anfang gemacht wird, den Sport in der Schule einzuführen und ihr dienstbar zu machen. Denn wenn die Gymnastik nicht sportlich betrieben wird, d. h. der „Wettbewerb", — mit Maß und Ziel natürlich, — eingeführt und zugrunde gelegt wird, ist sie kein Sport, sondern wird immer pedantisch bleiben, wie der Geist, der unsere Schulen beherrscht, trotz des alten viel zitierten Spruches „mens sana in corpore sano", der gerade von seiten der Jugenderzieher am wenigsten beachtet wird. Die gesamte Erziehung richtet sich fast ausschließlich auf Eintrichtern eines immer umfangreicher werdenden Lehrstoffes in der Schule selbst und durch Belastung mit häuslichen Aufgaben: zum „Menschen" erzieht man nicht. Freilich ist das auch das Schwerere und die englische Behauptung, „jeder Dummkopf kann Unterricht erteilen und Kenntnisse einpauken, aber es

erfordert eine eminente Befähigung, um die Jugend zum Sport anzuleiten," erscheint paradox, enthält aber doch eine sehr beachtenswerte Wahrheit.

Schopenhauer führt alle menschlichen Kraftäußerungen auf drei physiologische Grundkräfte zurück und bestimmt danach die drei Quellen der möglichen Genüsse: die Genüsse der Reproduktionskraft, — Essen, Trinken, Verdauen, Ruhen und Schlafen — sie brauchen nicht gelehrt zu werden; die Genüsse der Sensibilität — Beschauen, Denken, Lernen, Lesen 2c. — mit diesen allein beschäftigt sich die Schule, ob sie zwar diese geistigen Tätigkeiten zu „Genüssen" zu gestalten versteht, sei hier nicht untersucht; und endlich die Genüsse der Irritabilität — Wandern, Springen, Ringen, Tanzen, Fechten, athletische Spiele, Jagd 2c., wir würden sie heute unter Sport rubrizieren. Um diese Genüsse kümmert sich die Schule nicht und verabsäumt damit die eine Quelle der menschlichen Kraftäußerung zu erziehen und zu stärken. Vielleicht liegt der Grund in der Entwickelung der Schule, die früher ausschließlich unter der Leitung der Geistlichkeit stand und ihr auch heute noch nicht entwunden ist und die dem kirchlichen Christentum gemäß den Leib als ein Sündengefäß, das keiner Ausbildung wert ist, betrachtet. Ruskin sagt: „Kein physischer Irrtum kann tiefer, kein sittlicher kann gefährlicher sein, als die mönchische Lehre des Gegensatzes von Körper und Seele. In einem unvollkommenen Körper kann keine Seele vollkommen sein; kein Körper ist vollkommen ohne vollkommene Seele." In England hat sich die Geistlichkeit von diesen Vorstellungen schon längst zum Heile der Jugend befreit; in Rom kann man an öffentlichen Orten, in der Villa Borghese und Doria Pamphili die englischen Zöglinge des Collegio romano (der römisch-katholischen Fachschule) alle Arten von Bewegungsspielen treiben sehen. Auch zu Hause hat die englische Geistlichkeit den segensreichen Einfluß, den die Sportspiele ausüben, voll anerkannt und fördert sie nach Kräften. Anstatt der Verachtung des Körpers sollte die Lust am Körper geweckt werden, die sich in gymnastischen und sportlichen Uebungen betätigt. Die geistige Ueberbürdung der Kinder im Pubertätsalter ist nach Meinung der ärztlichen Autoritäten fast durchweg der Grund der heimlichen Jugendsünden. Das lange Sitzen auf harten Bänken, die körperliche Erschöpfung, der ewig angestachelte Ehrgeiz, die Angst um das Zeugnis und die Versetzung, die Furcht vor Strafe, die stete Aufregung wegen Erledigung der Schulaufgaben — alle diese Faktoren, die in einer Weise die Jugendzeit vergiften, die andern Völkern überhaupt unbekannt ist, reizen zu Ausschweifungen. Hier helfen weder Strafen noch Belehrungen, man muß die Ursachen dieser unheilvollen Neigung verringern und die Kinder dem quälenden Zustand der Ueberreizung entziehen. Aufgeklärte Pädagogen weisen immer wieder darauf hin, daß in der geistigen Entlastung wie in regelmäßig betriebenen körperlichen Uebungen das einzig wirksame Heilmittel gegen die Jugendsünden liegt.

Daß neben der körperlichen Kraft auch die sittliche auf den Spielplätzen gedeiht, daß sich durch sportlich betriebene Spiele Knaben und Jünglinge zu lebens- und arbeitsfrohen Männern, die Mädchen zu körperlich gesunden Müttern entwickeln, diese Ueberzeugung ist ebenfalls in England und Amerika schon längst Gemeingut Aller.

J. Kemény, der das amerikanische Erziehungswesen anläßlich der Weltausstellung in St. Louis 1904 studiert hat, schreibt darüber: „So umsichtig im öffentlichen Leben mit der Zeit hausgehalten wird, so verschwenderisch ist man damit in der Schule, wo das Gespenst der geistigen Ueberbürdung unbekannt ist. Der Unterricht beginnt in der Regel um ½9 oder 9 h, Samstag oder Donnerstag sind ganz frei, die Ferien ausgiebig. Die freie Zeit wird fast ausschließlich den Bewegungsspielen und der körperlichen Abhärtung gewidmet. Um selbst der studierenden Jugend außerhalb der Schule Gelegenheit zu körperlicher Kurzweil zu bieten, werden dort unter Leitung und Aufsicht von Schul- und Fachmännern Anstaltssportvereine und Jugendverbände organisiert. An den Hochschulen gibt es ausnahmslos einen, oft mehrere Sportklubs, die sich als stärkstes und sicherstes Bindeglied der Studentenschaft erweisen, der Kartenspielen und Lumpen fremd sind."

Und L. Gurlitt bemerkt dazu schlagend: „Da lese man als stark kontrastierendes Gegenstück die Darstellung des erbitterten und erfolglosen Kampfes, den deutsche Lehrer gegen geheimes Verbindungswesen der Schüler mit seinen Sauf- und Lumpenwesen, seinen Heimlichkeiten. Kneipereien und Ausschweifungen führen."

14. Sport und Beruf. Für die Auswahl des Sports wird neben der besonderen Liebhaberei der Beruf insofern maßgebend sein, als der Sport gerade das zu ersetzen bestimmt ist, was an gesundheiterhaltenden Momenten dem Berufe fehlt. Für alle diejenigen, die mit dem Kopf arbeiten, ist der Sport ein unabweisbares hygienisches Bedürfnis. Das gleiche gilt auch von denen, die durch ihren Beruf zum Stillsitzen oder an einen Ort gebannt sind wie kleinere Beamte, kleinere Kaufleute, Handlungsgehilfen, Handwerker 2c. Im allgemeinen ergibt sich die Wahl des Sports von selbst nach dem ausgeübten Beruf. Denn wer tagein tagaus in die vier Wände gebannt ist, wird eine Sehnsucht nach frischer Luft und nach irgend einer Bewegung haben, die alle Muskeln und Glieder gleichmäßig beansprucht; ihn werden besonders das Bergsteigen, das ja alle Körperkräfte stählt, auch Radfahren, Rudern oder Schlittschuhlaufen anlocken. Ist ihm selten Gelegenheit zu einer dieser Sportarten geboten, so treten die Sportsspiele als Ersatz ein. Dagegen wird jemand, der viel gehen muß, wie z. B. der Offizier, sich einem Sport zuwenden, der mehr den Oberkörper ausbildet, wie Fechten, Tennisspielen, Segeln oder dergl.

In der rationellen, nicht übertriebenen Ausübung des Sports liegt das beste Heilmittel gegen die allgemein verbreitete und sich immer steigernde Nervosität, die heutzutage fast jeder Beruf mit sich bringt. Ihre Beseitigung kommt wieder dem Berufe selbst zu gute und damit nicht nur direkt dem einzelnen, sondern auch seinen Nebenmenschen, mit denen er beruflich in Beziehung tritt. Nur gesunde und selbstbewußte Männer können tüchtiges leisten, kranke und schüchterne Männer sind meistens auch in ihrem Beruf Schwächlinge. Daß im übrigen für diese Ansicht schon in der Allgemeinheit ein gewisses Verständnis zutage tritt, dafür ist ein erfreulicher Beweis der Umstand, mit welcher Befriedigung es bei der Ernennung des Staatssekretärs v. Sydow registriert wurde, daß er begeisterter Alpinist ist. Mit Recht schloß man daraus auf Elastizität

und Tatkraft. Andere Länder germanischer Rasse sind uns darin, wie überhaupt in der Schätzung des Sports, wesentlich voraus, denn es ist bekannt, wie sehr die Vielseitigkeit Roosevelts auf sportlichen Gebieten zu seiner Schätzung als Präsident beigetragen hat.

15. Sport und Autorität. Bismarck sagte einmal irgendwo, „ich kenne keine Autorität, nur Gründe" und L. Gurlitt schreibt in seinem prächtigen Buche „Erziehung zur Mannhaftigkeit": „Es wird gut sein, der Jugend, wenn sie in die Jünglingsjahre tritt, zu sagen, daß alle großen, geistigen und moralischen Erfolge ein starkes Selbstvertrauen und damit verbundenen Mangel an Autoritätsglauben voraussetzen." Wo findet aber Selbstvertrauen und Selbstbewußtsein eine stärkere Basis, als in der Kraft eines harmonisch ausgebildeten Körpers! Sie ist die Basis jenes „ritterlichen Gehabens", das uns modernen Kulturmenschen verloren gegangen ist. Dafür sind uns allen ein paar Rückenwirbel zu viel angezüchtet; Bücken und Kriechen, Angst, eine eigene Meinung zu haben, alle die Erscheinungen, die wir mit dem Begriffe „Byzantinismus" zusammenfassen, sind das traurige Resultat.

Wenn Gurlitt sagt, daß unter dem Regiment des Schulkanzlisten keine starken und fröhlichen Menschen, keine Persönlichkeiten wachsen können, daß die Schule eine staatliche Entmannungsanstalt ist, so kann man hinzufügen, daß der Staat auch nach und außerhalb der Schule dieses Geschäft mit Eifer fortzusetzen bemüht ist.

16. Sport und Ehre. Der Ehrbegriff des europäischen Kulturmenschen, das ritterliche Ehrenprinzip oder das point d'honneur ist erst im Mittelalter entstanden. Schopenhauer führt aus, wie dieses Ehrenprinzip keineswegs ein ursprüngliches, in der menschlichen Natur selbst begründetes ist und wie es als Kind jener Zeit angesehen werden muß, in der die Fäuste geübter waren als die Köpfe, also in der Zeit des belobten Mittelalters und seines Rittertums. H. Steinitzer weist sehr richtig darauf hin, wie dieses ritterliche Gehaben, das Kraft und körperliche Geschicklichkeit zum Prüfstein der Ehre macht, im Sport einen neuen Tummelplatz gefunden hat und daß auch der mit dem Rittertum verbundene merkwürdige spielerische Drang, der in der Verschrobenheit der Etikette, des Zeremoniells, des höfischen Lebens u. dergl. zum Ausdruck kam, sich heutzutage in der unnötigen Kompliziertheit mancher Sportspiele auszutoben scheint, während alle dem Sport abgeneigten Völker noch stark zu diesem äußerlich galanten Wesen neigen. Wir können demnach im Sport in dieser Hinsicht eine der Reaktionserscheinungen erblicken, von denen wir oben gesprochen haben (vergl. Ziff. 2).

17. Sport und Schönheit. Das Verständnis für die Schönheit des menschlichen Körpers und seiner Bewegungen ist die unabweisliche Vorbedingung für den Genuß der darstellerischen Kunst, sei es Tanz, Malerei oder Plastik. Das Verständnis setzt aber Kenntnis des Körpers und der für ihn geltenden Schönheitsgesetze voraus und wie selten sind noch Körper zu finden, die uns das Schönheitsideal verwirklichen könnten! Noch immer bedeuten uns die griechischen Bildwerke die Darstellung höchster menschlicher Schönheit; nicht allein durch die größte Harmonie aller Glieder, sondern ebenso durch den absolut gesunden und kräftigen Bau

der Körper. Die wundervollen, durch tägliche Uebungen in den Gymnasien gestählten Körperformen dienten als lebendes Modell. Da an den olympischen Spielen sich auch die Mädchen beteiligten, die ihre Körper folglich derselben Durchbildung unterziehen mußten, so beantwortet sich die oft aufgeworfene Frage: ob die Griechen wirklich solch ein schönes Volk gewesen seien oder ob ihre Künstler sie nur idealisiert hätten, von selbst. Umgekehrt könnte man behaupten, daß die Künstler erst durch die Erfolge gelernt haben, welche Eigenschaften zum Sieg verhalfen, und in welchem Maße sie dem Körper zur Vollendung nötig waren. Vergebens mögen sich die Künstler heute nach harmonischen Körpern umschauen. Verkehrte Lebensweise und Kleidung, auch die Scheu vor dem Nackten, die den Körper durch Jahrhunderte von der frischen Luft abschlossen, haben das „Ebenbild Gottes“ herabgewürdigt. Der Körper eines modernen Menschen, der sich ja auch glücklicherweise meistens den Augen seiner Mitmenschen entzieht, wirkt neben einer antiken Statue wie eine Karikatur. Besonders die Körperschönheit der Frau hat durch die Vernachlässigung der Pflege, wie durch den Zwang der Kleidertracht seit jenen klassischen Zeiten Unendliches eingebüßt. Verfolgt man die Geschichte der Mode, so liest man gleichzeitig die Geschichte des Martyriums der Frau. Es gibt keine Torheit, die zu groß gewesen sei, um nicht doch den Schnitt ihrer Gewänder, ihrer Schuhe, den Aufbau ihres Kopfputzes zu beherrschen. Je weiter die Kultur um sich greift, um so unziviliſierter scheint der Geschmack zu werden. Die Erhöhung der Reize mußte von außen kommen, durch erborgte Mittel; an eine natürliche Ausbildung ihrer Vorzüge vergaß die Frau in langen Jahrhunderten zu denken. Die Folgen zeigen sich deutlich; Frauen mit schönen Gesichtern gibt es wohl, Frauen mit absolutem Ebenmaß der Gestalt und vollkommener Harmonie der Bewegungen und der Schönheit „frappieren“ — der beste Beweis, wie selten ihre Erscheinung! Endlich, nachdem durch unvernünftige Tracht die Frau in ihren beiden höchsten Funktionen — dem Mutterwerden, wie dem Nähren ihrer Kinder — stark beeinträchtigt wurde, hat sich ausschließlich durch die Herrschaft des Sports die Reaktion gegen die seit Generationen sanktionierte Vergewaltigung der Frauengestalt vollzogen; die zusammengeschnürte „Wespentaille“, die Männer und Frauen gleichmäßig entzückte, scheint heute unsern Augen fast unerträglich. Schon die beiden ersten Sportsarten, die der deutschen Frau zugänglich wurden, Tennis und Radfahren, zwangen sie zu einer zweckmäßigen Kleidung, die volle Bewegungsfreiheit gewährte; das Fortlassen des Mieders war die Folge. Unter unseren heutigen jungen Frauen und Mädchen gibt es bereits viele, die durch vortreffliche, ungezwungene Haltung auffallen und deren ebenmäßige, natürliche Gestalt beweist, daß nie ein Versuch gemacht worden ist, sie durch Einschnüren zu verderben. Gewiß liegt in dieser Emanzipierung von dem einst für unerläßlich geltenden Kleidungsstück bereits ein großer Schritt vorwärts. Aber damit allein ist es noch nicht getan. Die Frau vor allem muß, wenn sie die Wichtigkeit ihrer Gesundheit erkannt hat, darauf bedacht sein, sie zu erhalten, und diese Aufgabe ist mit der Schönheitspflege identisch. Darauf kann nicht oft genug hin-

gewiesen werden. Alle hygienischen Bestrebungen dienen gleichzeitig der Förderung und Erhaltung der Schönheit. Frauen, die durch ihre Blässe und Zartheit auf gewisse Männer einen Reiz ausüben, haben nur eine kurze Blütezeit; während eine von Gesundheit unterstützte Schönheit bis ins hohe Alter ihre Anziehungskraft bewahrt. Deshalb sollte sich keine Frau „zu alt“ für irgend einen Sport oder ein Sportspiel finden. Der größte, spezifisch deutsche Schönheitsfehler ist (man verzeihe das harte Wort!) der Bauch; in gewissem Alter ist er das sichere Attribut deutscher Frauen wie Männer. Man sehe dagegen die Engländer und Amerikaner männlichen und weiblichen Geschlechtes an, die sich ihr Lebelang durch fortgesetzt betriebenen Sport einen jugendlich schlanken Wuchs bewahren. Dieser deutsche Bauch ist eine Folge salopper Haltung und Vernachlässigung des Körpers bei den Frauen, die gerade nach häufigen Kindbetten darauf achten sollten, elastisch und kräftig zu werden. Der deutsche Mann „trinkt“ ihn sich an und fügt sich in die häßliche Rundung seiner Westengegend ebenso gleichgültig wie gegen das Kahlwerden seines Kopfes. Weniger trinken und rauchen, — weniger Zeit in schlechter Kneipenluft verbringen, weniger Ausschweifungen in der Jugend — dafür von Kindheit an Spiele in freier Luft, als Sport fortgesetzt bis ins Alter, würden diesen typisch deutschen Schönheitsfehlern entgegenwirken. Es ist zu hoffen, daß der Sport allgemein wieder das seit fast zwei Millenien verlorene Verständnis für Körperkultur zurückgewinnen werde.

18. Sport und Kunst. Mit der durch den Sport gewonnenen natürlichen Freude am menschlichen Körper, mit der Rückkehr der Erkenntnis, daß er nicht nur ein zu verheimlichendes Sündengefäß, eine wertlose Schale für die Seele sei, wird sich auch der Kunstgeschmack wieder heben und veredeln. — Feigenblätter an nackten Statuen stören uns den Genuß, ja empören uns, weil sie eine unkünstlerische, unreine Gesinnung des Beschauers vorauszusetzen scheinen. Erst die Schwimmer, die Ringer, Turner, Ruderer usw. in ihren mehr oder minder leichten, die Körperformen verratenden Bekleidungen haben das Auge wieder an den fast nackten Körper gewöhnt. Die Wertschätzung und das Verständnis für den nackten Körper, in dessen Darstellung die bildende Kunst von jeher ihre höchste Aufgabe erblickte, muß notwendigerweise dem Kunstverständnis und der Kunstpflege zu gute kommen.

19. Sport und schönes Geschlecht. „Unsere erste Pflicht gegen die Frau ist, ihr solche körperliche Ausbildung und Uebung zu sichern, wie sie zur Befestigung und Vollendung ihrer Schönheit dienlich ist.“ (Ruskin.) Daß die Frau mit andern Vorurteilen auch das gegen die Unschicklichkeit des Sports über Bord geworfen hat, haben wir in „Sport und Schönheit“ gesehen. Ja, wie auf andern Gebieten des öffentlichen Lebens strebt sie auch im Sport eine Gleichberechtigung mit den Männern an. Eine frohe und willkommene Genossin ist sie dem Manne geworden, am Sport- und Spielplatz, beim Radfahren oder Bergsteigen. Gemeinsamer Sport, das kameradschaftliche, ungenierte Zusammenleben, die kleinen Katastrophen, die jeder Sport verursachen kann und die ein schnelles Aushelfen und Zugreifen verlangen, nehmen der Begegnung der verschiedenen Geschlechter den gefähr-

lichsten Reiz. Von segensreichster Wirkung muß dieses kameradschaftliche Verhältnis zwischen den beiden Geschlechtern werden; es veranlaßt den Mann dazu, seine Mußezeit mit der Frau zu verbringen, fördert das gegenseitige Verständnis und führt infolgedessen zu glücklicheren Ehen.

Um diese Kordialität von kleinauf zu begünstigen, sind kluge Pädagogen auf den Ausweg der Koedukation, der gemeinsamen Erziehung von Knaben und Mädchen, gekommen. Die Resultate, die in Nordamerika, England und namentlich in Finnland mit dieser Erziehungsart gezeitigt worden sind, lassen über ihren Wert keinen Zweifel mehr zu. — Doch sind der Frau gewisse Grenzen gesteckt, die in der Aetiologie des Sports und der Aesthetik liegen. Den Kampf, den die Zivilisation ausgeschaltet hat, entbehrt die Frau nicht, denn sie ist ihrer Natur nach nicht zum Kampfe bestimmt. Für sie kommt also nur die hygienische Seite des Sports in Betracht. Eine große Anzahl von Störungen, die mit schlechtem Blutumlauf und unrichtiger Ernährung der Organe zusammenhängen, zeigen, wie die besser situierte Frau eines Aequivalents für die veränderte Lebensweise bedarf. War sie früher im Haushalt zu wechselnder Tätigkeit und Inanspruchnahme ihrer Kraft und ihrer Beweglichkeit gezwungen, so ist von all diesen Haushaltssorgen fast nichts mehr geblieben. Entweder geht die Frau ihrem eigenen Beruf nach, der sie aus den vier Wänden herausführt (wobei dann auch für sie das unter „Sport und Beruf" Gesagte gilt), oder sie „überwacht" als Hausfrau ihr Hauswesen.

Sportsarten, welche die natürlichen Kräfte der Frau übersteigen würden, wie Ringen, Boxen oder Fußball, sind nicht für sie geeignet und wirken daher von ihr ausgeführt auch nicht ästhetisch. Man würde den Zwang, den sich die Natur der Frau bei diesen Sportsarten antun müßte, sofort herausfühlen. Am schönsten kommen Gestalt wie Grazie der Frau zur Geltung beim Schlittschuhlaufen; ebenso vorteilhaft, obgleich es hier immer spezieller Erlaubnis des Arztes bedarf, ist für sie das Reiten. Radfahrende Damen vergessen leider oft, daß es nicht nur das schnelle Vorwärtskommen gilt und die Haltung deshalb gleichgültig ist — und doch kann auch dieser Sport, mit Maß betrieben, abgesehen von seiner hygienischen Wirkung, die Gestalt ändern und bessern. Die meisten Rasenspiele stehen der Frau offen; auch im Ruderboot hat sie jetzt schon oft ihre Ausdauer bewiesen. Schwimmen, Turnen, Bergsteigen, Skilaufen, Rodeln, Jagen, Fechten — sie alle bieten der Frau reiche und frohe Gelegenheit, körperliche Gewandtheit zu erlangen; die Auswahl ist groß genug. Daher sollte sie auch die wenigen, ihr verschlossenen Sportsgebiete ruhig und ohne falschen Ehrgeiz den Männern überlassen. Es wäre töricht von ihr, die Grenzen verwischen zu wollen, die von der Schöpfung gezogen worden sind. Auch die von ihr erwählten Sportsarten „männlich" betreiben zu wollen, ist ein verkehrter Standpunkt; ebenso ihre Gestalt möglichst der männlichen ähnlich zu machen. Der Sport soll ihr nicht eine willkommene Hilfe sein, sich die weichen Hüften sowie den Busen „fortzutrainieren"; in richtigem Maße betrieben, wird er ihren Körper harmonisch gestalten und sie zur „echten" Frau machen. Nicht Aphroditens goldenen Gürtel entreißen soll ihr der Sport, sondern sie

im Gegenteil mit neuen Reizen schmücken.

20. Sport und Prüderie. „Die Prüderie ist ein willkürliches und künstliches, ein bloß konventionelles Anstandsgefühl, welches sich auf Mode und Vorurteile, anstatt auf das sittliche Empfinden gründet," definiert G. Mannhardt diese niedrigste aller Heucheleien. Sehr oft geht Prüderie Hand in Hand mit Laszivität und Korruption, bemerkt er weiterhin. Die Prüden gehören also entweder zu den Asketen, die aus der Not eine Tugend machen, wie Nietzsche sagt, oder eben zu jenen, die „nackt" mit „unmoralisch" verwechseln. Man hört oft Leute von sich behaupten, daß sie aus wirklicher, echter Reinheit „prüde" seien. Das einfache Wort „dem Reinen ist alles rein" sollte man ihnen statt dessen entgegenhalten; denn an und für sich ist das Nackte, Natürliche niemals unmoralisch; nur der Beschauer macht es dazu durch die Art, wie er es betrachtet oder durch die Gedanken, die das Nackte in ihm anregt. Kaum auf einem andern Gebiete herrscht eine ähnliche Begriffsverwechselung wie hier. Das halbverschleierte, weit mehr Anreizende und Gefährlichere läßt man gelten — das Offene, Wahre scheut man ängstlich. Goethe geißelt die klägliche Heuchelei vor sich und andern: „Man darf das nicht vor keuschen Ohren nennen, was keusche Herzen nicht entbehren können."

Wie weit es der Fanatismus der Prüderie gebracht hat, davon erzählen die Kämpfe um die Lex Heinze, die Schändungen edler Statuen und andere traurige Erscheinungen der letzten Jahre. Da Nietzsche behauptet, „das Wesen des Weibes sei auf den Schein gerichtet", so müßte man glauben, unter den Frauen am meisten Prüde zu finden. Auch sind ihrer nicht wenige, und ein gut Teil Schuld ist die ängstliche, beschränkte Erziehung, die man bis dahin den Mädchen angedeihen ließ und ferner das im heutigen Leben recht unangebrachte Bestreben, Frauen in Unkenntnis über alles „Unreine" zu lassen, worunter man jede Aufklärung in sexuellen Dingen versteht. Ein sehr verkehrter Standpunkt — denn der Sehende meidet die Gefahr. Bedeutend widerwärtiger und zahlreicher als prüde Frauen, in deren Wesen die traditionelle Scheu vor allem Nackten oft so tief eingegraben wurde, daß sie ein Stück ihres Ichs geworden ist, sind aber prüde Männer; und sie sind auch bei weitem gefährlicher. Denn sie geben die Gesetze, sprechen Recht, haben Einfluß auf unsere Bildungsanstalten und unsere Kunst. Wieder und wieder hört man von verbotenen Theaterstücken, die einst als einwandsfrei galten; von den schönsten Gedichten unserer Klassiker, die in der typischsten Weise für die liebe Jugend verballhornisiert werden — von Skulpturen und Bildern, an deren Schönheit sich jahrhundertelang die Menschheit erfreute und deren Kopien plötzlich auf Befehl einer in ihrem Anstandsgefühl verletzten Behörde aus den Schaufenstern entfernt werden mußten! — In diesem Wirrsal der Begriffe über „nackt" und „unanständig" — „entblößt" und „erotisch" ist keine andere Möglichkeit zur rettenden Erkenntnis, als auf den natürlichen Standpunkt zurückzukommen und das Nackte nur dann als unrein und schädlich zu verwerfen, wenn es in unkünstlerischer Weise auf grobe Effekte hin spekuliert. Daß je das „goldene Zeitalter" wiederkehren wird, ist nicht denkbar; eine

hellenische Lebensweise läßt unser nur auf Arbeit und Erwerb gestelltes Dasein nicht mehr zu; aber hellenisch zu fühlen, das können wir erreichen.

Beiden Geschlechtern ist die beste Gelegenheit, sich kameradschaftlich zu begegnen, beim Sport gegeben. Noch vor wenig Jahren wäre ein junger Mann, der sich in Hemdsärmeln oder sogar im enganliegenden Trikothemd vor Damen gezeigt hätte, eine „empörende" Erscheinung gewesen! Auch eine Frau ohne Korsett, mit dünner, die Körperformen verratender Bluse, im Radfahr- oder Touristenbeinkleid hätte sich die Verachtung aller männlichen und weiblichen „Prüden" zugezogen. Daß heutzutage das Auge sich bereits an diese „Verstöße gegen die gute Sitte" gewöhnt hat, ist einzig und allein das Verdienst des Sports. Er beansprucht das Interesse so vollkommen, daß keine unsittlichen Gedanken mehr aufkommen; er sanktioniert eine Freiheit, über deren Ausdehnung Fernstehende, Uebelwollende immer noch erstaunt sind und die dennoch begrenzter ist, als z. B. die Ungeniertheit, mit der Mädchen und Frauen Schultern und Busen im Ballsaal ausstellen; er lehrt die beiden Geschlechter im gegenseitigen Verkehr naiv und unbefangen zu denken und zu empfinden.

21. Sport, Geselligkeit und Kameradschaft. Wenn man von der Charakteristik des Sports als Kampf ausgeht, müßte man folgerichtig zur Anschauung kommen, daß der Sport im Grunde innerlich der Geselligkeit entgegengesetzt sei. Denn wer den Kampf sucht und sich für den Kampf vorbereitet, hat das Bestreben, seine Persönlichkeit allen andern gegenüber durchzusetzen. Es ist ein absolut egoistisches Streben, das im Gegensatze zum Herdentriebe steht, dem das Geselligkeitsbedürfnis entspringt. Wenn der Sport trotzdem nicht entfremdet, so liegt dies nicht nur in dem äußeren Umstande, daß zur Ausübung vieler Sporte mehrere Teilnehmer oder auch ganze Gesellschaften und Vereine mit eigenem Vermögen, Statuten 2c. notwendig sind, sondern in dem Band, das alle innerlich vereint, die nach gleichen Zielen streben.

Und dann ist der Sport ein ritterlicher Kampf, der nach seinem Austrag Sieger und Besiegte enger verbindet; beim gemeinsamen Kampf Schulter an Schulter, gegen einen gemeinsamen Feind, knüpfen sich oft Kameradschaft und Freundschaft fürs Leben. Wer z. B. tagelang mit einem Genossen am Seile verbunden den Gefahren schwieriger Hochtouren getrotzt hat, der vergißt diese Stunden nie. Die Bedeutung, die der sportlichen Geselligkeit in erzieherischer Richtung zuzuerkennen ist, faßt K e m é n y auf Grund seiner Studien in Amerika in die Worte: „Sowohl in Schulen als in den Vereinen wird innerhalb der Körperkultur ein großes Gewicht auf die moralischen und sittlichen Faktoren gelegt. Der aus Selbstzucht und Unterordnung quellende Gehorsam, die Pflege kameradschaftlicher Tugenden und der Wahrheitsliebe haben edle Spielweise (fair play) zur Folge und umgekehrt."

22. Sport und Alkohol. Die schädliche Wirkung des Alkohols im Hinblick auf die Herabsetzung der körperlichen Leistungsfähigkeit soll im Abschnitt über Hygiene des Sports eingehend besprochen werden. Hier soll nur die Frage erörtert werden, wie der Sport zum Heilmittel gegen den übermäßigen Alkoholgenuß werden kann und in, wenn auch geringem Umfang, schon gewor-

den ist. Jeder, der einen Sport ausübt, erfährt die Schädigung des Alkohols unmittelbar am eigenen Leibe, er wird schlapp, unlustig zu größerer Anstrengung. Deshalb hat der Sport schon sehr wohltätig auf die akademischen Trinksitten — oder besser Unsitten — gewirkt; seit der Bergsport von der akademischen Sektion aufgenommen und gepflegt wird, kann man die Mitglieder bei einem Glase Limonade anstatt beim Maßkrug sehen. Wie sehr die schädigende Wirkung selbst unter der Landbevölkerung gefühlt und anerkannt wird, ergibt sich aus der nachweisbaren Abnahme des Bierverbrauches in den ober- und niederbayrischen Landbezirken, wo fast jeder Bauer ein Rad besitzt. Noch vor zehn Jahren wäre es dort als eine Schande erschienen, ein Glas Limonade zu trinken, wenn überhaupt je ein solcher Gedanke in einem bajuvarischen Bauerngehirn hätte keimen können. Heute bekommt man im kleinsten Dorfwirtshaus kohlensaures Wasser mit Fruchtsaft. In England, Frankreich und selbst in Italien, dem Lande der sportlich bequemsten Nation, erspart sich der Arme, wenn nur irgend möglich, soviel Geld — das er sonst vertrinken würde — um sich ein Rad anzuschaffen. Der, wenigstens im Vergleich zu den romanischen Ländern, viel besser bezahlte deutsche Arbeiter könnte dies viel leichter, wenn er nicht immer noch den größeren Teil seines Verdienstes in Alkohol umsetzen würde.

Der Staat hätte auch in dieser Hinsicht die Pflicht, durch Anlage von Spiel-, Eislaufplätzen u. dergl. den Unbemittelten die Gelegenheit zu sportlicher Betätigung zu verschaffen, denn der Sport ist das wirksamste Mittel gegen den Alkohol. Von theoretischen Belehrungen allein kann man keinen Erfolg erwarten.

Nach der Statistik sind in Deutschland in den fünf Jahren von 1899—1903 durchschnittlich im Jahre 2826 Millionen Mark für Alkohol ausgegeben worden; das ist ebensoviel wie die Reichsschuld beträgt, dreimal soviel wie Heer und Flotte kosten, sechsmal soviel als für die Arbeiterversicherung und siebenmal soviel als für die öffentlichen Volksschulen ausgegeben wird.

Wenn nur ein kleiner Bruchteil dieser Summe für sportliche Zwecke angewandt würde, so käme das der Volkskraft unendlich zugute.

23. Sport und Mode. Das „Moderne“ beim Sport wird und kann immer nur das Zweckmäßigere sein, also eine Neuerfindung oder Variation des Alten, die das bisherige als noch praktischer entthront. Dieser Grund des „Zweckmäßigen“ liegt sonst dem Wesen der Mode ganz fern; „gerade die Zufälligkeit,“ sagt Prof. Simmel, „mit der sie einmal das Zweckmäßige, ein andermal das Abstruse, ein drittes Mal das sachlich und ästhetisch ganz Indifferente anbefiehlt, zeigt ihre völlige Gleichgültigkeit gegen die Normen des Lebens.“ Und diese allmächtige Tyrannin hat einen Uebertyrannen gefunden: den Sport! Er knechtet sie unbarmherzig, indem er nur das „Zweckmäßige“ gestattet; denn selbst die Frauen, die ihren Geschmack sonst nur zu gern von allem, was „Mode“ ist, beeinflussen lassen, finden alles häßlich und ungeeignet, was sich nicht absolut den Forderungen des Sports anpaßt. Sie verzichten auf kostbaren Schmuck, der als gänzlich unmotiviert oder störend lächerlich wirken würde; sie vermeiden unnütze Bänder, Rüschen oder Kleiderbesätze; sie gewähren dem Körper volle Freiheit, tragen knappsitzende Mützchen oder Hüte bei allen Sports, die rasche

Bewegung erfordern und verzichten auf fast alle sonst „unentbehrlich" scheinenden Toilettenrequisiten, wenn sie mit dem Rucksack durch die Berge wandern oder nur eine kleine Tasche am Fahrrad mit sich führen — ja, sogar die richtigste „mondaine" wird plötzlich vernünftig, ein ganz seltener Fall bei ihr! wenn es sich um die Equipierung zu einem Sport handelt. Ausnahmsweise fallen beim Sportkostüm Zweckmäßigkeit und Mode zusammen und jede Modetorheit, die aus dem Rahmen des Nützlichen fällt, macht lächerlich. Freilich begegnet man auch „Sportskarikaturen" — Leuten, denen das einfach Nützliche noch nicht genug ist, die auch hier übertreiben müssen und durch das kleinste ausgeklügelste Detail ihres Anzuges die Kenntnis sportlicher Forderungen dokumentieren. Da der Sport einem natürlichen Bedürfnis entspringt, so ist ihm alles Künstliche zuwider; er haßt jeden Schein, jede „Vorspiegelung falscher Tatsachen", wie sie oft in der glanzvollen Ausrüstung und der im Verhältnis geringen Leistungsfähigkeit eines Jüngers „à la mode" liegen. — Natürlich haben sich bei verschiedenen Sportsarten gewisse Traditionen in der Kleidung ausgebildet, die ziemlich international geworden sind. In diesem Sinne kann man allerdings von „Sportsmoden" reden. Da uns die meisten der jetzt gebräuchlichen Sports aus England oder Amerika überkommen sind, hat man anfangs auch die dort gebräuchlichen Kleiderarten angenommen und nachgeahmt. Gerade in der letzten Zeit beginnt man aber, ausgehend von der richtigen Ansicht, daß sich die beliebtesten Sports bereits Heimatsrechte in Deutschland erworben haben, sich etwas von diesen Vorbildern zu lösen. Sklavische Nachahmung, auch in Modesachen, verträgt sich nicht mit einem freien, stolzen Charakter. Und nichts wiederum kann diesen besser ausbilden als der Sport.

24. Sport als Mode. Wenn sich die Mode wenig in die internen Angelegenheiten des Sports mischen darf, nimmt sie äußerlich an ihm Rache, indem sie bald den einen, bald den andern bevorzugt. Das Tennisspiel hat in England schon lange dem Golf und Hockey weichen müssen — den Engländern war es zu langweilig, zu den letzten Kämpfen in Homburg v. d. H. zu kommen, wodurch sich die Erfolge merklich zugunsten der kontinentalen Spieler verschoben haben — während bei uns „Tennis" noch immer Feldgeschrei ist. Diesem Rasenspiel ging in Deutschland als einziges und ziemlich unerfreuliches das Krocketspiel voraus; wo ist es geblieben? Und wohin ist die große Woge des Enthusiasmus verrauscht, die vor ca. 10 Jahren dreiviertel Deutschland aufs Rad schwemmte? „Radfahren ist gar nicht mehr fein." Man läßt es als Beförderungsmittel gelten, als Sport hat man es den einfacheren Kreisen überlassen und vergißt undankbarerweise vollständig, welchen Umschwung es einst im Volksleben hervorgebracht hat! Man kann behaupten, daß durch das Radfahren den Deutschen der Sinn für die Natur, der so lange geschlafen hat, wiedererweckt wurde. Die Landstraßen belebten sich neu, unerreichbare Naturschönheiten waren plötzlich in allernächste Nähe gerückt und besonders die kläglich in die Mauern gebannten Großstädter, die höchstens zu Pfingsten einmal einen Ausflug „ins Grüne" machten, konnten sich alltäglich frische Luft in die Lungen holen. Einige Städte veränderten voll-

kommen ihre Physiognomie; wir denken dabei an das nach englischer Sitte langschlafende Hamburg, das sozusagen erst gegen neun Uhr die Augen öffnete und dessen Umgebung wir auf frühen Morgenritten wie ausgestorben fanden. Bis die „Radfahrerwut“ einsetzte und morgens, vor Beginn des Geschäftes, in dichten Scharen Männlein wie Fräulein ins Freie hinausjagte! Diese Völkerwanderung per Rad hat stark abgenommen, andere Sportsarten, die amüsanter sind und mehr Abwechslung bieten, haben das Zweirad verdrängt. Als Sport mag es seine Rolle ziemlich ausgespielt haben, aber ganz wird es niemals, nachdem seine Nützlichkeit anerkannt worden ist, aus der Mode kommen. — So mag immer wieder die Mode einem Sport momentan ein Vorrecht vor einem andern einräumen; Klima, Raumverhältnisse, Kosten, alles wird da mitsprechen. Aber der Sport an und für sich kann Gott sei Dank nie wieder unmodern werden.

25. Sport und Karikatur. Wenn man den Humor dahin definiert, daß er Großes und Ehrwürdiges mit Kleinem zusammenwirft, daß er überall den komischen Kontrast zwischen den als erhaben und vollendet auftretenden Erscheinungen des Lebens und ihrer Unzulänglichkeit aufspürt, so muß man anerkennen, daß der Sport herrlich geeignet ist, den Humor zu fördern. Denn einerseits verlangt der Humor als Grundlage die gute Laune, die der Sport so sehr fördert, anderseits schafft der Sport eine Summe von Gelegenheiten und Situationen, deren sich der Humor bemächtigen kann.

Der Humor des Sports liegt in der Gegenüberstellung von Absichten und Erfolgen, die sich nicht decken, von bestem Willen und unzureichenden Kräften. Den hitzigen Bemühungen des Anfängers, dem Uebereifer des Ehrgeizigen, die beim Sport sehr leicht eine groteske Form annehmen können, wird nur der kühl gegenüber bleiben, der keine Spur von Humor besitzt. Diese Fundgrube für Witze, Karikaturen und humorvolle Darstellungen lassen sich die modernen illustrierten Witzblätter selbstverständlich nicht entgehen; einzelne Sportstypen gehören zu ihrem eisernen Bestand. Der Sonntagsreiter, dessen Herr das Pferd ist, statt umgekehrt, der Sonntagsjäger, vor dem die Hasen „Kegel machen“ und der nur die Treiber hinten aufschießt; die Bergfexen vom Talschleicher bis zum Gipfelfresser, der dahinrasende und durch seine Ausrüstung kaum mehr als Mensch kenntliche Automobilist — allen diesen „Uebererscheinungen“ gewinnt der Humor in Wort und Bild immer neue Variationen ab.

26. Auswüchse des Sports. Die Auswüchse des Sports liegen vornehmlich auf zwei Gebieten, auf dem der Hygiene und auf dem des Geschmacks. Durch sportliche Uebertreibungen können mehr oder minder schwere vorübergehende wie dauernde, die Gesundheit erschütternde Störungen hervorgerufen werden. Dr. Pick zählt drei Arten der Erschöpfung auf: Versagen der Muskeln, des Herzens oder der Lunge und des Nervensystems. Insbesondere kann ein unvernünftig betriebenes Training, das sogenannte „Uebertrainiertsein“, Erschöpfungszustände des gesamten Organismus herbeiführen, die dauernde Schädigungen zur Folge haben. Eingehender wird dieses Kapitel noch unter der Hygiene des Sports besprochen werden. Am meisten wird die Gefahr derartiger Uebertreibungen durch das Bestreben hervorgerufen, einen

Rekord zu schaffen, auch da, wo er gar nicht zum innersten Wesen des Sports gehört. Für Sporte, bei denen der äußerliche Zweck nur durch Erzielung eines Rekords erreicht wird (Pferde-, Rad-, Ruderrennsport), gilt dies natürlich nicht. Jedenfalls aber soll der Schwerpunkt nicht dahin gelegt werden, Diplome, Medaillen oder ordensähnliche Auszeichnungen zu erlangen, die für besondere Rekordleistungen verliehen werden.

Eine Geschmacklosigkeit sind auch Dekorationen und Aufführungen bei Sportsfesten, bei denen sportliche Motive in der fadesten, unschönsten Weise zu künstlerisch sein sollenden Emblemen u. dgl verwendet werden.

Daß sich die Zweige der Industrie, die auf die Geschmacklosigkeit der Menge spekulieren, die wachsende Verbreitung des Sports zu nutze machen, ist selbstverständlich. Ein Automobil als Tintenfaß oder als Aschbecher, die Verwendung von Reitutensilien zu allen möglichen Gebrauchs- und Luxusgegenständen, ein Bergschuh mit Edelweiß gefüllt als „Nippes" — Dinge, bei denen Bestimmung und Motiv in keinerlei Zusammenhang stehen, sind für einen Menschen mit nur einigem Stilgefühl einfach unerträglich.

Als einen besonderen Auswuchs des Sports kann man noch die Verrohung der Sitten bezeichnen, die mit mancher Sportsart verbunden ist. Es kann nicht bestritten werden, daß hierzu bei einigen Sports insofern eine Gefahr liegt, als in ihnen eine Befreiung von den Einschränkungen gesucht wird, die uns unser Kulturleben, besonders der mit ihm verbundene, konventionelle Zwang auferlegt. Eine gewisse Selbstzucht sollte es hindern, die Fesseln weiter abzustreifen, als es für gentlemen erlaubt ist.

27. Sport und Sprache. Jeder Sport hat naturgemäß seine eigenen technischen Ausdrücke, die speziell die ihm eigenen Geräte, Bewegungen, Einrichtungen, Tätigkeiten, Gesetze rc. bezeichnen. Trotzdem ist es unnötig, daß sich der Sport eine eigene Sprache schafft, die nicht nur für jeden nicht Eingeweihten gänzlich oder nahezu unverständlich ist, sondern auch jedem gesunden Sprachgefühl grammatikalisch Hohn spricht. Es sei nur unter anderem an die Rennberichte erinnert, die meistens in einem entsetzlichen Kauderwelsch abgefaßt sind, das sprachlich kaum auf einer höheren Stufe steht als das Kochemer Loschen der Gauner. Auch der Gebrauch von Fremdwörtern könnte da, wo es sich nicht um unübersetzbare Begriffe handelt, wesentlich eingeschränkt werden. Das englische Zählen beim Tennis samt den übrigen Benennungen deuce, advantage, set, match rc. hat keine Berechtigung mehr; diese Ausdrücke sind seit langem ebenso präzis und kurz ins Deutsche übersetzt worden. Gerade der, dem sonst die englische Sprache so gut wie fremd ist, bedient sich mit Vorliebe der ausländischen Benennungen, in dem lieben, alten, deutschen Vorurteil, daß alles Fremde bedeutend feiner ist als das Deutsche und in der Hoffnung, daß er mit dieser Kenntnis anderen ebenso imponiert — wie sich selbst! Werden, wie man es oft hört, die Fremdworte noch dazu falsch ausgesprochen, so ist damit die Krone des Lächerlichen und Törichten erreicht.

Sportsausdrücke und sportliche Redewendungen in die Sprache des Gesellschaftslebens hineinzutragen, ist eine Stilwidrigkeit und zeugt von schlechtem Geschmack. Gewisse Kreise scheinen in dieser Hinsicht den Salon oft mit dem Rennstall zu ver-

wechseln; wirklich gebildete Leute werden dieses weder „chike“ noch passende Benehmen sicherlich niemals gutheißen. Besonders jungen Damen sei geraten, ihre Sportskenntnisse nicht in saloppen Ausdrücken kundzugeben.

28. **Zur Wertung der verschiedenen Sports.** Jedem Narren gefällt seine Kappe — aber auch der Weise findet an seinem Hut den meisten Gefallen. So betrachtet auch jeder den von ihm betriebenen Sport als den besten. Die Bewertung der verschiedenen Sports wird verschieden sein, je nach dem Standpunkt, von dem wir ausgehen. Für die Jugend kommen wohl nur die gymnastischen Spiele und die Sportspiele in Betracht, ferner Schwimmen, Schlittschuhlaufen und für die reifere Jugend noch Radfahren. Diese Sports ergänzen sich, indem jeder andere hygienische Vorteile besitzt und verschieden ist in seiner Wirkung auf Geist und Gemüt, letzteres insbesondere mit Rücksicht darauf, wie weit und intensiv durch ihn die Naturbetrachtung angeregt wird.

Für die Bewertung der verschiedenen Sports in sozialer Beziehung ist vor allem maßgebend, daß sie jedem zugänglich sind, also möglichst wenig Geld kosten. Auch hier werden die obengenannten Sports im allgemeinen gleich bewertet werden dürfen.

Will man in eine, wenn man sagen kann „voraussetzungslose“ allgemeine Bewertung eintreten, so wird man von der Definition des Sports (Ziff. 1) ausgehen müssen. Derjenige Sport wird am höchsten bewertet werden dürfen, der am meisten Mut, Kraft oder Ausdauer und Geschicklichkeit erfordert. Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß die Geschicklichkeit nicht nur auf der rein körperlichen Gewandtheit, sondern auch auf der Intelligenz beruht, die den wechselnden Situationen das richtige Handeln entgegensetzt. In zweiter Linie müssen wir berücksichtigen, welcher Sport zugleich am meisten den allgemeinen Zwecken, die wir oben (Ziff. 2) aufgezeigt haben, entspricht. Von diesen Gesichtspunkten aus muß der Preis dem Alpinen Sport zuerkannt werden.

Darin liegt auch der Grund, warum er innerhalb so kurzer Zeit — der Alpinismus ist höchstens ein Jahrhundert alt — eine so glänzende Entwicklung, einen so ungeheuren Aufschwung genommen hat.

Im Kampfe mit der Natur des Hochgebirges werden die Instinkte, die den Menschen einst zum Herrn der Schöpfung machten, in weiterem Umfang als bei allen anderen Sporten in Tätigkeit gesetzt; die Hilfsmittel sind die denkbar einfachsten, denn die ganze Ausrüstung besteht in Bergschuhen, Pickel, Seil und ev. noch in Steigeisen.

Dem Bergsport am nächsten kommt der Segelsport, denn die Beherrschung und Führung der modern getakelten Jacht setzt gleichfalls ein großes Maß von Geschicklichkeit und Mut im Kampfe mit den Elementen voraus.

Die Bedeutung des Pferdesports tritt gegen die vorigen wesentlich zurück, besonders bei uns in Deutschland, wo Terrainreiten und Parforcejagden wenig gepflegt werden und fast ausschließlich nur Rennsport und zwar häufig nicht um der Sache selbst willen, sondern des Gewinnes halber getrieben wird. Der Fahrsport kommt im Zeitalter der Eisenbahn und des Automobils fast nur mehr als „noble Passion“ in Betracht.

Die Jagd hat noch den historischen Nimbus, aber abgesehen von

der Hochgebirgsjagd und der Jagd in fremden Ländern und den Tropen ist heutzutage wenig Gelegenheit mehr gegeben, Mut zu beweisen: denn es fehlt die Gefahr.

Hingegen hat die Jagd mit dem Alpinen- und Segelsport die Beobachtung der Natur gemein.

Der Wert des Radsports liegt hauptsächlich darin, daß er den Menschen in die Natur hinausführt, er hat die Poesie der Landstraße zurückgebracht. Zähigkeit und Ausdauer sind zu ihm erforderlich.

Der Rudersport bewertet sich durch das hohe Maß von Kraft und Ausdauer, das er erfordert und das erheblich höher ist als beim Rennsport. Dafür entbehrt er der Unabhängigkeit der vorgenannten Sporte, denn außer im Einrudern bedingt er ein geschicktes Zusammenarbeiten mehrerer der Crew.

Der Fischereisport ist innerlich mit der Jagd verwandt, Kraft und Mut werden aber bei ihm am wenigsten in Anspruch genommen. Die gymnastischen Sports und Sportspiele erfordern großenteils mehr Geschicklichkeit als Kraft und Mut, ihr wesentlicher Wert liegt in der hygienischen Bedeutung und der erzieherischen Wirkung.

> Der Charakter einer Nation spiegelt sich nirgends aufrichtiger ab, als in ihren Spielen. Keine Veränderung in diesen, die nicht entweder die Vorbereitung oder die Folge einer Veränderung in ihrem sittlichen oder politischen Zustande wäre.
>
> (C. M. Wieland.)

29. Die soziale Bedeutung des Sports. In keinem andern Lande wie in England wird die soziale Bedeutung des Sports in solchem Umfange anerkannt — es kann geradezu das Musterland in dieser Beziehung genannt werden. Ueberall sind für die großen Massen des Volkes Spielplätze mit Parkanlagen eingerichtet worden und gelten als eine der wichtigsten der öffentlichen Wohlfahrtseinrichtungen; abgesehen von den „squares“, viereckiger Parkanlagen in der Mitte jedes Häuserviertels, die mit Recht als die Lungen der Städte bezeichnet werden. Immer wieder liest man von reichen Stiftungen zugunsten der öffentlichen Plätze, wie vom Vererben großer Parks und Gärten zur allgemeinen Benützung. Das gemeinsame Spiel, an dem sich reich und arm, vornehm und gering beteiligen, trägt nicht wenig dazu bei, die sozialen Klassengegensätze zu mildern; man betrachtet es als eine der schwerwiegendsten Aufgaben, die immer schroffer werdende Scheidung zwischen den verschiedenen Lebensklassen zu verwischen, wozu als geeignetster Vermittler der Sport auserlesen ist. Natürlich gibt es in dem klubfreudigen England eine Unzahl größerer und kleinerer Vereine, die sich zur Pflege eines bestimmten oder verschiedener Sports zusammengetan haben und die sich ungefähr aus Elementen derselben Kreise und Lebensverhältnisse zusammensetzen. Aber die allgemeine Teilnahme des ganzen Volkes am Sport und seinen Ergebnissen, sei es als Ausübende oder nur als Zuschauer, wie die Wichtigkeit, die in allen Schichten der Bevölkerung dem Sport beigelegt wird, dieses Gefühl bestimmter, gemeinsamer Interessen trägt unendlich viel zum Standesbewußtsein andern Nationen gegenüber bei und schlingt zugleich ein Band der Zusammengehörigkeit vom einen zum andern.

Wir glauben mit der Behauptung nicht fehlzugehen, daß wenn in Deutschland von seiten der staatlichen und öffentlichen Behörden

die Gelegenheit zum Sport und seine Begünstigung in gleicher Ausdehnung wie in England zu finden wäre, die unteren Volksschichten bei der Durchführung rein wirtschaftlicher Kämpfe nicht diesen fanatischen Haß gegen die „Bourgeoisie" mehr hegen und zeigen würden. Aber was wurde bisher in Deutschland in dieser Richtung getan?!

Wo sich große, öffentliche Parks befinden, stehen bereits am Eingang wie an jedem Scheideweg Tafeln mit unendlich viel Verordnungen und Vorschriften; von den, womöglich mit Stacheldraht eingefaßten Wegen abzuweichen, ist strengstens verboten und wagt sich einmal ein Kind in fröhlichem Uebermut auf den Rasenplatz zu einem lockenden Gänseblümchen — flugs erscheint bereits ein Polizist, um die Namen der Eltern, der Großeltern, ihre Wohnung, ihren Stand, ihr Alter, ihr Herkommen usw. aufzuschreiben. Wir erinnern uns an den Fall, wo eine junge Engländerin Dresden verließ, weil sie mit ihrem Rad vom Fahrweg auf den Rasen gefallen war und mit polizeilichen Strafen bedroht wurde. Müssen wir denn immer und ewig bevormundet werden — könnte man nicht endlich anfangen, das Volk als so „reif" zu betrachten, daß es nicht Anlagen und Rasenflächen, die ihm zur Benützung freigegeben werden, schändet? Die prachtvolle Fläche der „Moorweiden" vorm Dammtor in Hamburg, umstanden von herrlichen, alten Bäumen, weisen während des Sommers täglich die idyllischsten Bilder auf; mit Kind und Kegel lagern sich die Familien, schlafen, essen, spielen — der Rasen ist in vorzüglicher Verfassung, die Bäume werden wie ein Heiligtum betrachtet. Warum kann das übrige Deutschland diesem Beispiel nicht folgen? Verbote reizen; gäbe man mehr Freiheit, so würde das Volk sich selbst erziehen.

In England dürfen alle Rasenplätze in den öffentlichen Parks betreten und zu Sport- und Spielzwecken benützt werden. Auch die romanischen Länder sind uns voraus. In den öffentlichen Anlagen des bois de Boulogne in Paris, des bois de Cambre in Brüssel, der Villa Borghese und selbst der Privatvilla Doria Pamphili in Rom vergnügt sich alt und jung auf den Rasenplätzen, hingelagert oder beim fröhlichen Spiel; da ist außer den Blumenanlagen kein Quadratzoll abgesperrt. — Bei uns ist man gezwungen, umgeben von den schönsten Wiesen und Bäumen, den Staub der viel begangenen Wege einzuschlucken. Daß z. B. im Englischen Garten in München nicht wenigstens einige Wege für Radfahrer freigegeben sind, ist für den beschränkten Untertanenverstand einfach unbegreiflich.

Auch im engeren Sinne, in der Anwendung des Wortes „sozial" auf wirtschaftliche Beziehungen ist der Sport von größter Bedeutung. Ein englischer Arzt sagt mit vollem Recht: „Gesundheit ist des Arbeiters Vermögen; sie macht seine körperliche und geistige Anstrengung leicht und gibt ihm die Fähigkeit, viel Arbeit in kurzer Zeit zu verrichten."

Wie segensreich die Einführung der Spiele, die solch eine hervorragende Rolle in Großbritannien einnehmen, wirken, zeigt eine Mitteilung der vereinigten Maschinenbauer Englands, nach der im Jahr 1871 das Durchschnittsalter der Männer dieser Vereinigung 38 $^1/_4$ Jahr, das der Frauen 37 $^1/_2$ Jahr betrug; während 1889 sich das der Männer auf 48 $^1/_4$, das der

Frauen auf 43 Jahre erhöhte. Prof. Koch weist darauf hin, wie sehr diese große Verbesserung des Verhältnisses der im produktionsfähigen Alter stehenden Personen zu dem nicht produktiven Kindes- und Jugendalter von Bedeutung für die Volkswirtschaft ist.

Seinen Ausführungen über das Spielleben Englands ist u. a. zu entnehmen, welche ungeheuren Summen dort für Einrichtungen öffentlicher Spielplätze ausgegeben werden. Die Stadt Manchester hat sich nicht besonnen, um einen in ihrer Mitte liegenden Platz zur Benützung von Spielen freizulegen, 8 Millionen Mark auszugeben. In Sheffield kommen auf je 5000 Einwohner mindestens ein Hektar öffentlicher Spielfläche. Dieses Verhältnis ist für die englischen Städte typisch. Die für Erwerbung und Eröffnung von Spielplätzen und Parks in London verantwortliche Behörde, das London County Concil, schrieb schon 1893: „Die Förderung der Spiele und Leibesübungen ist einer der angenehmsten Teile unserer Arbeit." Die hauptsächlichsten dort betriebenen Spiele sind Fußball, Kricket, Tennis und Golf. Wie heißt in Deutschland dieselbe Behörde — und wo ist sie?

Wir Deutschen sagen noch immer mit Stolz, „der preußische Schulmeister habe die Schlacht bei Königgrätz gewonnen"; eine der unzähligen Selbsttäuschungen, an denen der Deutsche leidet. Der militärische Geist, die Tradition war es, an der wir ja reich sind; die letzten Spuren des Geistes, dem Deutschland zu Anfang des vorigen Jahrhunderts seine Wiedergeburt verdankte! Der Schullehrer, der bei den jetzigen Lehrplänen nur an der Verschlechterung der Rasse arbeiten muß und selbst nicht entsprechend vorgebildet ist, hat zu diesem Sieg nicht das geringste getan. Aber nicht ihn trifft der Hauptvorwurf dafür, sondern den Staat, die Regierung, die Parlamente, die kein Verständnis für diese Forderungen besitzen.

Ein Vergleich zwischen Deutschland und England auf diesem Gebiete sagt alles — es wäre überflüssig, noch ein Wort mehr hinzuzufügen!

30. **Sport und Wehrkraft.** „Eine der höchsten Aufgaben des Staates ist, darüber zu wachen, daß die Wehrkraft unangetastet bleibe." In der Tat werden wir dieser Aufgabe nicht gerecht, wie die jährliche Statistik der Militärtauglichen zeigt; die Zahl der Wehrpflichtigen geht progressiv zurück, beziehungsweise müssen geringere Anforderungen an die Ausgehobenen gestellt werden, um dem Bedarfe zu genügen. In erster Linie muß also darauf gesehen werden, die Qualität des Volkes zu heben. Hand in Hand damit müssen Maßnahmen zur Hebung des sittlichen Niveaus ergriffen werden, um insbesondere der zunehmenden Verrohung der halbwüchsigen Jugend der Großstädte zu begegnen.

Dr. Lorenz leitet aus dem innersten Wesen der Wehrkraft folgende vier Hauptgesichtspunkte ab, die zu beachten wären: „Es sind erstens auszubilden die sittlichen Eigenschaften, welche die leibliche Jugenderziehung fördern kann, die Selbstzucht, die willige Unterordnung, der Mut, die umsichtige Entschlossenheit. Zweitens ist zu erzielen eine möglichst straffe Gesamtmuskulatur mit geschickter Koordination der einzelnen Muskeln und geschmeidigen Bewegungen, vor allem marschfähige Beine, drittens ein kräftiges Herz und widerstandsfähige Lungen, viertens scharfe Augen."

Die Erfüllung dieser Bedingungen müßte durch sportlich betriebene Gymnastik und Sportspiele zu erreichen sein; es wäre durchaus Pflicht und Aufgabe der Schule, die vom Staat geforderte Wehrfähigkeit der jungen Leute durch Anleitung und Gelegenheit zur Ausbildung zu unterstützen. Auf diese Weise würde ein besseres Soldatenmaterial erzielt und außerdem der militärischen Erziehung in außerordentlich schätzenswerter Weise vorgearbeitet. Doch auch die Macht der Schule reicht nur bis zur Entlassung ihrer Zöglinge, resp. bis zur direkten Einstellung in die Armee. Daher würde ihre Hilfe allein nicht genügen. Die einmal begonnene körperliche Ausbildung und die Freude am Sport sollte deshalb auch während der Dienstzeit weiter fortgeführt und wacherhalten werden — dies wird noch vielfach vernachlässigt. Und doch weiß jeder Kompagnie- sc. Chef, um wie viel bessere Resultate erzielt werden, wenn es dem jungen Offizier gelingt, — denn in dessen Hand ist die unmittelbare gymnastische Ausbildung gelegt, — diejenigen gymnastischen Uebungen, bei denen es überhaupt möglich ist (Rüstübungen, Voltigieren, Springen), mit sportlichem Geist anstatt drillmäßig zu betreiben. Ebenso wichtig aber wäre es dann, dafür Sorge zu tragen, daß das vor und während der Militärdienstzeit Gelernte nicht wieder verloren geht, solange die Wehrpflicht dauert, also bis zum vollendeten 45. Lebensjahre. In dieser Richtung leistet in Deutschland der Staat noch so gut wie gar nichts. Vielleicht könnten die Kriegervereine hierbei ein sehr wertvolles Organ werden, wenn sie zu diesem Zwecke mobil gemacht würden.

31. Sport und Volkssitte. Sobald wir die unendlich vielen Vorteile erkennen, die der Sport mit sich bringt, so resultiert daraus die unbedingte Forderung, die gesamte Bevölkerung, jung und alt, soweit zu erziehen, daß der Sport zur Volkssitte wird. In England und zum Teil auch in Amerika ist dies erreicht. Von der Schule angefangen, muß das Ziel unentwegt im Auge behalten werden, daß die Erholung nicht mehr in der Kneipe gesucht wird, sondern im Sport und sportlich betriebenem Spiel, im Freien statt in alkohol- und rauchgeschwängerter Luft.

Von seiten der staatlichen Organe müssen Maßnahmen getroffen werden, das Spiel in die verschiedenen Schichten des Volkes hineinzutragen; nur damit kann der Erfolg der sportlichen Leibeserziehung der Jugend auf die Dauer gesichert werden. „Das Bestehen der Jugendspiele an sich wird stets gefährdet erscheinen, solange sie in einem gewissen Widerspruch zur Volkssitte stehen; es wird erst dann als wahrhaft gesichert angesehen werden dürfen, wenn es gelungen ist, die Spiele zu einer Volkssitte zu machen." (Prof. K. Koch).

Daß dies möglich ist, zeigt wiederum England. Es handelt sich hierbei nicht um Einführung einer ganz neuen Volkssitte; die Liebe zur Natur, der Drang ins Freie ist der germanischen Rasse angeboren und braucht nur wieder geweckt zu werden. Aber Gelegenheit muß gegeben werden. Wie schlecht es bezüglich der Parks und Spielplätze bei uns bestellt ist, wurde schon erwähnt. Auch ausreichende und billige Gelegenheit zum Schwimmen, Schlittschuhlaufen 2c. fehlt. Der Unbemittelte kann nicht täglich 30 oder 40 Pfg. für den Eintritt in die Eisbahn zahlen; ebenso sind

die Freibäder gewöhnlich zu weit außerhalb der Städte und auch der Größe nach unzureichend.

„Das lauffscheue Spießbürgertum muß aufhören und der Staat muß die Natur freigeben. Wir klagen darüber, daß das Volk an den Festtagen in die Kneipen rennt — wohin soll es denn rennen? In England sind an Feiertagen die Kneipen geschlossen, die Parks, Spielplätze, Schwimm- und Ruderplätze geöffnet — also denkt dort niemand an die Kneipe." (Dr. H. Pudor).

Derselbe Schriftsteller macht auch sehr bemerkenswerte Vorschläge für Veredelung der Feste durch Sport und Spiel; er fordert öffentliche Schaustellungen von seiten der sportlichen Vereine, die gewiß äußerst anregend wirken und zur Nachahmung und Teilnahme reizen würden. Wie ist es aber damit jetzt? Freilich haben wir schon Veranstaltungen, besonders Radrennen, aber fast nur von Professionales; von einer „Veredelung" kann keine Rede sein, wenn hinter den Schrittmachern ein Mensch sich abquält, um einen irgendwo aufgestellten Rekord um einige Sekunden zu schlagen; das ist Erregung der Sensation, das wahre Gegenteil von Sport. „Stellen wir uns nur einmal das Bild vor, das uns sich bieten würde," sagt Pudor — „wenn größere öffentliche Spielplätze geschaffen würden. Alle diejenigen, die jahrelang gedurstet haben, sich Bewegung zu verschaffen, im Freien sich zu tummeln, die stürzen sich jeden Feierabend, jeden Festtag in die gesunde Freude des Spielens im Freien.

Da entfaltet sich ein Leben auf den grünen Plätzen; Tennis, da Kricket, dort Golf, hier spielt die Jugend, da führen Mädchen Reigen auf, hier spielen Frauen Kricket — kurz, ein Volksleben im schönsten Sinne des Worts hat sich entfaltet; die Standesunterschiede vermischen sich .... wir haben ein wahres Volksfest vor uns, eine neue Renaissance ist angebrochen."

Unschwer wäre dieses Ziel zu erreichen! Wenn man mit R. Wagner definiert: „Das Volk ist der Inbegriff aller derjenigen, welche eine gemeinschaftliche Not empfinden," so muß man sagen, die Not, das Bedürfnis ist da. Der Befriedigung steht einzig der öde staatliche Bürokratismus im Wege, der nur in dem träge dahinschleichenden Philister die „Ordnung, die segensreiche" nicht gestört sieht, der noch wie zuzeiten Metternichs im Turnen ꝛc. den Ausfluß staatsgefährlicher Gesinnung erblickt.

Was wäre des Schweißes der Edlen mehr wert, als hier durchgreifenden Wandel zu schaffen und mit starker Hand morsche Vorurteile zu zerbrechen!

32. Rückblick. Wenn wir die vorstehenden Ausführungen über Wert und Bedeutung des Sports kurz vom rein biologischen und entwicklungsgeschichtlichen Standpunkte aus überblicken, so gelangen wir zu dem unabweisbaren Schluß, den Sport als eine automatische Reaktionserscheinung gegen die schädigenden Einflüsse der durch die moderne Zivilisation geschaffenen und bedingten Lebensverhältnisse anzusprechen. Der Sport ist dazu berufen, die Fähigkeiten und Eigenschaften, die im Laufe der Jahrtausende im Kampf ums Dasein erworben worden sind und die unter den veränderten Daseinsbedingungen verkümmern müssen, neu zu beleben und zu erhalten und so für Körper und Geist zum erfrischenden Jungbrunnen zu werden.

✥✥✥✥✥✥✥✥✥✥✥✥✥✥✥✥✥✥✥✥✥✥✥✥✥✥✥✥✥✥✥✥✥✥✥

II. Reit- und Fahrsporte.

Von

Frhr. H. A. v. Esebeck.

---

1. Reitsport.

33. **Einleitung.** „Das Paradies der Erde," singt Mirza-Schaffy, „liegt auf dem Rücken der Pferde." Sind auch Gesundheit des Leibes und das Herz des Weibes gewiß nicht zu verachtende Gaben: die idealsten Güter auf unserer Mutter Erde blühen doch erst dem, der sie auf flüchtigem Rosse durchstreift. Welche Wonne, im jauchzenden Galopp über Heide und Brachland, über Hecke und Graben zu fliegen; und wie träumt es sich gut auf einsamen Ritt durch den dämmernden Wald, wenn das edle Tier lang ausschreitet, die Zügel auf dem Hals, — wenn der Abendwind in den Blättern rauscht und der letzte Sonnenstrahl über die schlanken Stämme huscht! Nie sprechen die Wunder der herrlichen Gottesnatur eine so beredte und innige Sprache, als wenn man sie aus dem Sattel schaut von dem Rücken eines edlen Pferdes. Seltsam, unsere Landsleute, in ihren Liedern und am Biertisch so voller Sentimentalität, für eine Gefühlsduselei dieser Art haben sie kein Verständnis! Hut ab vor deutschem Fleiß und deutschem Pflichtbewußtsein; allein etwas mehr von der Sportsfreudigkeit unserer angelsächsischen Vettern würde unserem nationalen Charakter durchaus nicht schaden.

Wie bei uns für einen Huntingsport im englischen Sinne nicht der Boden ist, so fehlen hierzulande auch die Voraussetzungen für einen allgemein populären Reitsport. Auf die Gründe hierfür wird bei Behandlung der Parforcejagd weiter eingegangen werden. Der Deutsche ist nun einmal kein Naturreiter, wie es der Engländer ist oder es wenigstens zu sein glaubt; darum beschränkt sich der Reitsport in Deutschland nahezu auf die Armee, und auch diejenigen Kreise, die ihn aus Liebhaberei ausüben, haben meist als Reiter eine militärische Schulung genossen. Dieser Umstand ist es gerade, der, meines Erachtens, es verhindert, daß der Reitsport sich in weiteren Gesellschaftskreisen einbürgert, denn die Soldatenreiterei, d. h. die Reitkunst nach den im Heere geltenden Grundsätzen, setzt eine so gründliche systematische Ausbildung voraus, daß es für den Laien eines außerordentlichen Aufwandes von Passion, Ausdauer und — was nicht

am wenigsten ins Gewicht fällt — von Zeit bedürfen würde, um eine solche zu erlangen; auch wird am Schulreiten nur ein wirklicher Fachmann Geschmack finden. Der Berufskavallerist kann selbstredend auf eine gründliche Durchbildung seines Pferdes nicht verzichten, denn nur das ins absolute Gleichgewicht gesetzte Soldatenpferd vermag die Strapazen einer zehnjährigen Dienstzeit zu überstehen. Für den Privatmann dagegen genügt von seiten des Pferdes ein gutes Temperament und eine natürliche Gebrauchshaltung, um das Reiten für ihn zum Genuß zu machen. Daß beides, ein gutes Temperament und ein natürliches Geschick im Gelände, den irischen Pferden in so besonders hohem Maße eigen ist und darum in England auch jeglicher kavalleristischen Ausbildung (in unserem militärischen Sinne) bare Naturreiter die Freuden des Querfeldeinreitens ohne Gefahr genießen können, ist vorzugsweise das Verdienst der Erziehung, die schon das Füllen auf dem Hofe des irischen Pächters genießt. In dem Maße, als auch in Deutschland der Reitsport Gemeingut weiterer Kreise wird, wird auch die Kinderstube unserer deutschen Pferde sich bessern; denn mit der durch die gesteigerte Nachfrage erhöhten Rentabilität der Pferdezucht werden die inländischen Züchter auch dem so bedeutungsvollen Moment der Aufzucht mehr Beachtung schenken.

Nachstehend sei in großen Zügen das Gebiet gestreift, das der Amateurkavallerist, also der eigentliche Sportsmann, beherrschen muß, um die für das Reiten im Gelände nötige Sicherheit zu erlangen; erst dort, außerhalb der umschlossenen Reitbahn blühen dem Naturreiter die höchsten Freuden.

34. Der Sitz des Reiters. Der „natürliche“ Sitz beruht lediglich auf dem Gleichgewicht.

Ohne Frage findet der Anfänger dasselbe leichter auf der Decke; bei einem späteren Uebergang von der Decke auf den Sattel tritt die Gefahr des Durchreitens erneut zu tage. Ich rate daher gleich, den Unterricht auf Sattel zu beginnen; nur darf dies nicht dazu führen, daß der noch nicht im Gleichgewicht befindliche Reiter die Beine „zum Sitzen“ benutzt, d. h. sich mit denselben festklammert. Ehe das Gleichgewicht nicht gefunden ist, darf von „Schluß“ noch keine Rede sein! Eignet sich der Schüler diesen zu früh an, so verfällt er in den Fehler des „Spaltsitzes“ und dies rächt sich, sobald eine Einwirkung mit dem Schenkel von ihm gefordert wird. Alles Steifmachen und Klemmen entspringt aus Unsicherheit oder Ueberanstrengung, daher dürfen anfänglich nur kurze Reprisen geritten werden. Der Reiter muß zunächst den tiefsten Punkt des Sattels finden und diesem mit dem Gesäß zustreben. Um in das Gleichgewicht zu kommen, muß sich der Reiter in allen Körperteilen loslassen: nur Kreuz und Kopf sollen feststehen, ohne jedoch krampfhaft angezogen zu werden.

Sobald die erste Unsicherheit überwunden ist, schreite man zu den Lektionen auf gebogenen Hufschlagsfiguren — Zirkel, viel Changements „durch die“ und „aus den“ Zirkeln, Schlangenlinien u. s. w. — Das fortgesetzte Wenden und die Biegung des Pferdes auf der Kreislinie nötigt den Reiter zum Balancieren. Ebenso wie mit dem Galopp, ist auch mit dem Springen sofort zu beginnen; das minimalste Hindernis, eine ganz niedrige Hürde oder dergl. erfüllt schon den Zweck. Dabei nehme der Schüler vermehr-

ten Knieschluß und lüfte ein wenig das Gesäß; — nur keinen „Lebensversicherungssitz“! Auf keinen Fall darf sich der Anfänger beim Springen in den Zügeln festhalten; lieber suche er einen Halt in der Mähne. Letzteres empfiehlt sich mehr, als in den Sattel zu greifen, was unwillkürlich dazu veranlaßt, zu schwer mit dem Gesäß einzusitzen.



1. Hochsprung (Koppelrick).

35. Die Bügel. Sobald sich der Sitz einigermaßen befestigt, d. h. der Reiter wenigstens annähernd das Gleichgewicht gefunden hat, bekommt er die Bügel. Der Uebergang zum „Reiten mit Bügeln“ ist im Ausbildungsgange ein kritischer Moment: der Schüler neigt jetzt von neuem dazu, sich festzuklammern und nur mit Schluß zu reiten. Der Bügel muß so verpaßt sein, daß er dem Reiter eine Unterstützung gewährt im Galopp und namentlich im Sprunge, wo er das ganze Körpergewicht tragen soll. Beim Springen wird der Fuß bis zum Absatz durch den Bügel geschoben; dies erleichtert das Halten des Bügels, — kann aber, wenn dauernd so geritten würde, ein steifes Knie erzeugen. — Die Bügel werden scharf nach hinten weggetreten, damit die Unterschenkel nicht nach vorne fliegen, die Kniescheibe wird nach innen gedreht, um den Schluß zu

befestigen, — der jetzt am Platze ist! Die Fäuste werden beim Springen aufgesetzt; die Finger öffnen sich hinreichend, um die Zügel durchgleiten zu lassen.

Sobald die „Handhabung" des Bügels keine Schwierigkeiten mehr bereitet, säume man nicht länger, die Pferde auf Kandare zu setzen. Es fragt sich, ob dies nicht zweckmäßig von vornherein hätte geschehen sollen, weil doch die schärfere Zäumung das Pferd empfindsamer im Maule und den Reiter folglich weicher in der Hand macht. Demgegenüber bleibt zu bedenken, daß während der allerersten Reitversuche die Pferde durch die Einwirkung der Hand allzusehr unter der Unsicherheit des Sitzes leiden würden.

36. **Zäumung**. Die Kandare muß so verpaßt sein, daß das Mundstück der Kinnkettengrube gegenüber liegt, die Kinnkette so eingelegt, daß das Gebiß weder strotzt, noch durchfällt, sondern federt. Der Lehrer überzeuge sich davon, daß die Schieber auf den Kandarenzügeln leicht beweglich sind, und wache darüber, daß Scherenfänger einen Scherriemen erhalten.

37. **Führung**. Anfangs lasse man die Kandarenzügel nur so weit anstehen, daß das Gebiß in seiner Lage bleibt; beim Springen stehen ausschließlich die Trensenzügel an. Bei den Paraden bleiben Oberarm und Ellbogen unbeweglich, die Faust stets klar, nur die kleinen Finger steigen. Bei allen Wendungen, Volten u. s. w. muß das Gewicht vorherrschen; die Hand übermittelt nur dem Pferde die Absicht hierzu, zur Ausführung derselben wird das Pferd erst durch Gewicht und Schenkel gebracht, wobei der inwendige Schenkel die Wendung vergrößert. Im übrigen stehen bei angefaßter Trense alle vier Zügel gleichmäßig an. Sind alle vier Zügel in einer Hand vereinigt, so muß der Reiter ganz instinktiv, ohne hinzusehen, das Maß jedes einzelnen Zügels modifizieren können. Die vier Zügel müssen so glatt unter dem Daumen der Zügelfaust aufeinander liegen, daß sie sich vollkommen decken.

Hat der Reiter das Fundament gefunden — leichten, gefälligen Hang des ganzen Körpers, Gleichgewicht in allen Gangarten und beim Springen —, so ist es nunmehr an der Zeit, an korrekte Faustſtellung und vorschriftsmäßige Schenkellage zu denken. Ob die Fäuste aus ihrer vorschriftsmäßigen Stellung — eine Hand breit über dem Widerrist — gelegentlich etwas steigen oder fallen, ist nicht so wesentlich, als daß dieselben unbedingt senkrecht stehen und aus dem Gelenk getragen werden. Ist letzteres nicht der Fall, so hängt der Reiter unweigerlich in den Zügeln; zieht er obendrein die Pulsadern nach innen ein, so muß solche Faust hart und krampfhaft wirken. Darum müssen die Hände so getragen werden, wie sie im Unterarm angewachsen sind, d. h. ohne Winkel, in der Verlängerung des Unterarms, sonst fehlt ihnen die Freiheit zum Einrunden (Annehmen) wie zum Ausdrehen (Nachgeben). Steht die Faust nicht senkrecht, so daß der Knebel des Daumens den höchsten Punkt bildet, so gleiten alle Anzüge am Widerrist herab. Die Finger werden lang und geschlossen in die innere Handfläche hineingelegt, nicht hineingekrallt; macht der Anfänger die Finger nicht zu, so gleiten ihm die Zügel beständig aus der Hand, und er verfällt dann gewöhnlich in den zweiten Fehler: sich hintenüber zu werfen. Die Oberarme, nicht die Unterarme, werden an den Leib



Landstallmeister Grabensee, Dirigent des Landgestüts Celle.



gelegt; vielmehr werden Hüfte und Bauch an das Ellbogengelenk bezw. gegen den Unterarm vorgeschoben. Wird ein Zügel zu lang, so darf der Reiter niemals mit der Hand zurück- — wohl gar mit dem Ellbogen hinter die Hüfte — gehen; sondern er greife zu und ziehe mit der freigewordenen Hand den Zügel durch. Dies hat ebenso wie bei allen Wendungen u. s. w. zu geschehen, sobald das Einrunden der Hand nicht mehr hinreicht, um den Zügel entsprechend zu verkürzen.

38. **Zusammenwirken der Hilfen**. Die Beine müssen so lang als möglich gemacht werden, die Knie weich und rund sein. Das Zusammenwirken von Schenkel-, Zügel- und Gesäßhilfen lernt der Anfänger durch häufiges Parieren und wieder Anreiten. In der Parade müssen die Schenkel am Pferde liegen bleiben, der Reiter muß die Knie vermehrt krümmen und sein Pferd energisch in den elastischen Zügel hineintreiben, nicht im Anzuge verharren. Kriecht das Pferd nach der Parade zurück, so ist dies die Quittung darauf, daß nur mit der Hand pariert wurde. Nur kein Hintenüberwerfen, kein Stemmen gegen die Bügel: Beides der Beweis von steifen Hüften und Knien, — zur Korrektur: sofort „Bügel loslassen!“ Die durch die Parade gewonnene Versammlung darf beim Anreiten nicht wieder aufgegeben werden; die Instruktion: „Anreiten wollen und nicht lassen“ bezeichnet dies am deutlichsten.

39. **Der Galopp**. Zur Entwicklung des Galopps werden die Pferde auf dem Zirkel „gestellt“, dann angaloppiert, auf die „ganze Bahn“ gegangen und gleich wieder auf den Zirkel; hierdurch vermeidet man, daß der Galopp heftig wird. Um dem Anfänger die Theorie des auswendigen Zügels geläufig zu machen, stelle man zuerst die Pferde beim Angaloppieren sogar ein wenig nach außen; wofern nur der auswendige Schenkel energisch verengernd wirkt, ist dies bei weitem der kleinere Fehler, als das Ziehen am inwendigen Zügel! Als Vorübung der Seitengänge läßt man an der langen Wand zunächst den auswendigen Schenkel weichen, dann den inwendigen auf dem Zirkel; hieran schließt sich die Lektion „Vorhand in den Zirkel gestellt“, aus der man auf die lange Wand übergeht und auf dieser den inwendigen Schenkel weichen läßt. Die Kopfstellung ist zunächst völlig gleichgültig; fehlerhaft wäre nur, wenn der Reiter durch übertriebene Stellung nach innen (d. h. durch Ziehen am inwendigen Zügel, ohne gegenwirkenden äußeren Schenkel) das Pferd dazu verführt, auf die auswendige Schulter zu taumeln. Es folgt das Reiten „mit Stellung“ und in der Kontrastellung und schließlich der zweite Gang. Je mehr durch diese Lektionen der Schüler an Einwirkung, das Pferd an Haltung gewinnt, desto mehr vervollkommnet sich das Ausreiten der Ecken. Von vornherein ist darauf zu achten, daß der Anfänger nicht mit dem äußeren Zügel in die Ecke strebt, sondern mit dem inwendigen, der gegen den Hals wirkend im Verein mit dem inwendigen Schenkel für die Weichheit der inwendigen Seite sorgt. Jetzt kommt man allmählich dazu, den inwendigen Schenkel in der Ecke erweiternd wirken zu lassen, um endlich dieselbe im zweiten Gang auszureiten, wobei der auswendige Schenkel beim Verlassen der Ecke der vorherrschende ist. Vorbedingung ist bei alledem, daß der Reiter im stande ist, sein Pferd durch halbe Paraden aufzunehmen und daß bei diesen Lektionen der aus-

wendige Zügel stets der führende bleibt, sonst wären dieselben Verderb!

Damit der Schüler es lernt, seine Zügelhilfen zu mäßigen, muß auch das Reiten auf blanker Kandare, d. h. mit losgelassener Trense, gepflegt werden. Da wo es direkt gegen das reiterliche Gefühl verstößt, wie beim Springen, sollte das Loslassen der Trense verpönt bleiben!

Eine zur Entwicklung des Gefühls sehr nützliche Lektion ist der Kontragalopp, wobei das Pferd gegen die Stellung galoppiert, d. h. z. B. rechts herum im Linksgalopp. Man entwickelt den Kontragalopp durch Kehrtwendung aus der Ecke ohne Wechsel oder an der langen Wand von einer Ecke zur andern. Zur Vorbereitung dient die Wendung „gegen die Stellung", oder man arbeite die Pferde im Renvers. Niemals dürfte diese Lektion um ihrer selbst willen geritten werden, und so lange der abgekürzte Galopp nicht hinreichend versammelt ist, würde ich unbedingt von derselben absehen. Um dies zu erreichen, muß der Reiter herausfühlen, daß die halben Paraden auf die Hinterbeine gebracht werden, d. h. wenn das Pferd mit diesen fußt und die Vorhand herausbringt; im andern Falle wird der Galopp durch die halben Paraden auf die Vorhand nur noch rollender. Ein minutiöses Zusammenwirken von Kreuz- und Schenkelhilfen mit dem Zügelanzug ist natürlich Vorbedingung; fehlt der vortreibende Schenkel, so wird der Galopp durch die halben Paraden wohl verkürzt, niemals aber schwungvoll. Vermag sich das Pferd am Kreuz und Schenkel des Reiters selbst zu tragen, so wird der Galopp nichts an Haltung verlieren, wenn die Zügelspannung vorübergehend aufhört.

40. Quadrillereiten. Die vornehmste Aufgabe des Reitlehrers muß es sein, bei seinen Schülern Passion zu wecken: ohne diese wird er nichts erreichen, als im besten Falle tote Formen. Vor allem kann er niemals darauf rechnen, daß seine Schüler den Versuch machen werden, sich weiter zu üben und zu vervollkommnen, wofern es ihm nicht gelungen ist, den Reitunterricht zu einem frischen, fröhlichen Sport zu gestalten. Es muß daher seitens des Reitlehrers ganz besonders das Streben zutage treten, auf die Passion und das Interesse der Reiter anregend zu wirken. In dieser Hinsicht wird sich der Lehrer durch die Einübung einer einfachen Quadrille sicherlich bei seinen Schülern Dank erwerben. Die exakte Ausführung der Quadrillentouren bei tadellosem Sitz und schöner Haltung der Pferde wird nicht nur die Reitfertigkeit der Schüler fördern, sondern auch für die Pferde nicht ohne Nutzen sein. Eine derartige Quadrillenaufführung, zumal wenn man das schöne Geschlecht zur Teilnahme im Sattel heranzieht und die Veranstaltung obendrein durch ein Souper oder Tänzchen krönt, bei dem auch die weniger sattelfesten Damen ihre Rechnung finden, ist ganz besonders dazu angetan, dem Reitsport auch im fernerstehenden Publikum Freunde zu werben. Freilich bleibt für solche Vorführung, deren Programm man durch Schleifenraub, Fahrschule, Springtouren u. s. w. bis zur Höhe circensischer Darbietung ausbauen kann, ein vollkommen durchgerittenes, d. h. im Gleichgewicht befindliches Pferdematerial, Voraussetzung; dies um so mehr, je geringere Anforderungen an die Fertigkeiten der Reiter gestellt werden dürfen. Zum näheren Ver-

ständnis wird es unerläßlich sein, auf das Wesen der „Dressur" in Kürze einzugehen.

41. Zweck der Dressur. Es gibt keine Erklärung für das Wort Dressur, die bezeichnender wäre, als der von Plinzner gebrauchte Ausdruck „Pferdegymnastik". Der Turnunterricht soll den Menschen zum Herrn seiner Gliedmaßen machen, ihn lehren, dieselben selbständig und voneinander unabhängig zu gebrauchen; hierdurch werden Kraft und Muskulatur jedes Körperteils gleichmäßig entwickelt, der Mensch in das Gleichgewicht gebracht. Das gleiche bezweckt die Dressur des Pferdes. Von Hause aus befindet sich dieses nicht im Gleichgewicht, sondern in einer übermäßigen Richtung auf die Vorhand, d. h. es stützt die Last des eigenen Körpers vorwiegend auf die Vorderbeine. Beobachtet man das Herumspielen der Fohlen auf der Weide, so sieht man, daß dieselben aus der schärfsten Gangart ausschließlich auf der Vorhand parrieren. So lange das junge Tier nichts weiter zu tragen hat, als sein eigenes Gewicht, mag dies ohne Nachteil geschehen, wollten wir aber das Pferd in dieser Naturhaltung jahrein jahraus weiter reiten, so würde dies bald eine Gefahr für Roß und Reiter bedeuten; abgesehen davon, daß die ausschließliche Richtung des Pferdes auf die Vorhand uns niemals für den Gehorsam des Pferdes die unerläßliche Sicherheit geben würde. Zweck der Dressur muß es mithin sein, das Pferd in eine Gewohnheitshaltung zu bringen, die ihm gestattet, die Last des Reiters und sein eigenes Körpergewicht gleichmäßig mit Vor- und Hinterhand zu tragen bezw. — wie bei den Paraden, beim Anspringen zum Galopp u. s. w. — beides vermehrt auf die Hinterhand zu verlegen und die das Durchgehen der Zügelanzüge auf die Hanken gewährleistet.

42. Die Versammlung. Wer je einen größeren Dauerritt ausgeführt hat, der wird an sich selbst die Notwendigkeit erfahren haben, sein Pferd ununterbrochen in der Versammlung zu erhalten, denn dies ist das wirksamste, wenn nicht das einzige Mittel, um den Gehtrieb des Pferdes rege zu halten und der Ermüdung desselben entgegenzuwirken. Nur in der Versammlung vermag das Pferd hochzutreten und die Beine unterzuschieben; ersteres verhütet das Stolpern des Pferdes, letzteres ein vorzeitiges Abnutzen der Vorhand. Nur der Schwung der Hinterhand ermöglicht dem Pferde das Ueberspringen schwerer Hindernisse und sichert Roß und Reiter vor dem Sturz. Ein Uebergewicht des Pferdes auf Kopf und Schulter wären hier geradezu Gefahr! Eine harte Faust, ungenügende Schenkelwirkung und schwerer Sitz des Reiters tragen dazu bei, das Pferd auf die Vorhand zu richten. Wenn trotzdem ein Meister wie Fillis bei dem Reitpferde eine Versammlung nur als „wünschenswert" bezeichnet, so erklärt sich dies aus seiner Auffassung der Versammlung: Fillis erkennt nur eine „Versammlung" in der „Aufrichtung" an; diese stellt allerdings zu hohe Anforderungen an das Pferdematerial, als daß sie sich durchführen ließe. Daher glaubt Fillis, daß die allgemeine „Promenadenreiterei" sich auf die Anfangsgründe seines Systems beschränken muß. Was er von der Ausbildung des Reitpferdes verlangt, ist nichts mehr als das ABC der Dressur oder mit anderen Worten: „Schenkelgehorsam und Gleichgewicht im Schwunge". — „Die Haupttugend des

Reiters," ſagt Fillis, „iſt die Liebe zu ſeinem Pferde; dieſe ſchwindet zugleich mit dem Intereſſe am Reiten, ſobald der Reiter den Zweck der Lektion nicht einſieht. Künſteleien in der Dreſſur führen dazu, daß der Reiter durch das Pferd und das Pferd durch den Reiter zu leiden hat. Nur das horizontale Gleichgewicht iſt für das Reitpferd unerläßlich; eine Verſammlung iſt wohl wünſchenswert, aber nicht durchaus zur Bedingung zu machen; es wird genügen, wenn der Reiter in der Lage iſt, erforderlichenfalls den Kopf ſeines Pferdes wieder in diejenige Stellung zu bringen, „von welcher das Gleichgewicht abhängt". — Dieſe Stellung iſt die unbedingte Beizäumung am Zügel oder, wie Fillis es nennt, „die Stellung in die Hand".

Den Fillisſchen Grundſatz der Aufrichtung hält Plinzner nicht für allgemein durchführbar, weil derſelbe nur auf Pferden mit beſonders kräftigen Rücken anzuwenden ſei. Plinzner, der ehemalige Leibſtallmeiſter des Kaiſers, will das Gleichgewicht durch unbedingte Beizäumung erreichen; damit macht er wieder zu hohe Anſprüche an das Durchſchnittsreitermaterial, denn ein Mißverſtehen ſeiner Beizäumungstheorie wird dazu führen, die Pferde zu ſtark auf die Schulter zu richten. Plinzners Syſtem, namentlich ſeine Beizäumungslehre, verlangt ein ſo beſtändiges Wechſeln, ein ſo feines Ineinandergreifen aller Hilfen, wie es wohl kaum in der Fähigkeit eines Durchſchnittsreiters liegt. Bei dieſem müſſen häufig Gefühl und perſönliches Verſtändnis durch feſtſtehende Formen erſetzt werden. Plinzner betrachtet den vorgeſchriebenen militäriſchen Sitz häufig als ein Hindernis der Dreſſur. Fillis arbeitet ſelbſt nur in dem korrekteſten Sitz und ſieht darin auch das einzige unfehlbare Mittel, um jeden Menſchen zu einem ſicheren Reiter zu erziehen. Unbedingte Sicherheit in der Beherrſchung ſeines Pferdes muß und kann von jedem Reiter verlangt werden; den perſönlichen Reiterakt zu erſetzen, wird aber oft Sache des Reitlehrers bleiben.

43. Das Gleichgewicht. Fillis wie Plinzner, beide erſtreben in ihren Dreſſurprinzipien ein gleiches Ziel: das Gleichgewicht des Pferdes; beide bedienen ſich zur Erreichung desſelben des Schwunges der Vorwärtsbewegung. Die Vollkommenheit des Gleichgewichtes erblickt Fillis in der Aufrichtung, d. h. in der Biegung des Genickes bei hohem Halſe, Plinzner dagegen in der unbedingten Beizäumung, d. h. in der Biegung des ganzen Halſes. Ich glaube, wir können beides ſehr wohl miteinander vereinigen: erſtreben wir ſo viel Beizäumung, als es die Rückenaufwölbung und das Unterſchieben der Hinterbeine erfordert, und gehen wir in der Aufrichtung nur ſo weit, daß das Pferd noch im ſtande iſt, den Rücken zu wölben und die Hinterbeine unterzuſetzen. — Die goldene Mittelſtraße wird wie überall auch hier am ſicherſten zum Ziel — Gleichgewicht führen.

Beizäumung, Rückenaufwölbung und Hankenbiegung ſind die drei Faktoren des Gleichgewichts, denn dieſes beruht gleichmäßig auf Vorhand, Mittelhand und Hinterhand. Die größere Hälfte des Jahres hindurch reiten wir unſere Pferde vorwiegend, um nicht zu ſagen ausſchließlich auf die Schulter; daher müſſen die Richtung auf die Mittelhand und auf die Hanken dem Pferde durch die Bahndreſſur zur zweiten Natur gemacht werden.

Jeden Tritt, den das Pferd außer dem Gleichgewicht macht, bezeichnet Plinzner als einen Beitrag zu seiner schnelleren Abnutzung. Erziehen wir uns selbst dazu, unsere Pferde im Gleichgewicht zu reiten, so wird dies unserem eigenen Geldbeutel zu gute kommen.

44. Reiten im Gelände. So lange der Anfänger sich im Sattel nicht hinreichend sicher fühlt, um ohne Unbehagen einen längeren Ausritt zu machen, wird ihn der Unterricht in der umschlossenen Reitbahn ohne Zweifel mehr fördern. Unter normalen Umständen wird man jedoch wohl schon am Ende der ersten Woche sich ins Freie wagen können. „Dort im Gelände," sagt General v. Rosenberg, „beginnen die Uebungen, die uns erst eigentlich zum Kavalleristen machen." Es versteht sich wohl von selbst, daß man Reitern, die völlig aus der Uebung sind oder solche nie besessen haben, nicht am ersten Tage einen Jagdgalopp über grobe Hindernisse zumutet. Im Gelände sollte die vornehmste Aufgabe des Reitlehrers darin bestehen, Passion zu wecken und durch Ineinklangsetzen seiner Anforderungen mit den individuellen Fähigkeiten, Wagemut und Selbstvertrauen seiner Schüler zu steigern. Macht einem das Reiten im Gelände kein Vergnügen, so versteht der Reitlehrer nicht sein Geschäft. Um nach einer Galoppreprise im 500 Schrittempo durch tiefen Boden, mit frischem Pferd an das Ziel zu kommen, ist es unvermeidlich, etwas von dem traditionellen „korrekten" Sitz der Reitbahn über Bord zu werfen. Der Reiter muß es gelernt haben, im Bügel stehend, den Rücken zu entlasten und auch im schärfsten Galopp sein Pferd in die Hand zu stellen. Auf einem großen Zirkel, dann auf der geraden Linie müssen die Lungen von Reiter und Pferd durch allmählich sich steigernde Galoppreprisen in Kondition gebracht werden. Wenn möglich, lege man zum Schluß einige Hindernisse in den Galopp, als Probe für den Sitz. Hat man dieses ein- oder zweimal wiederholt, so kann man sich getrost in das Gelände wagen und es mit einer leichten Schnitzeljagd versuchen.

45. Schnitzeljagd. Um dem Charakter der Parforcejagd möglichst nahe zu kommen, müssen die als Hunde fungierenden Reiter tatsächlich auf der Papierfährte jagen, ohne den Weg zu kennen, den der Träger der Fuchsrute genommen hat; letzterer darf also nicht „à vue" vor dem Felde herreiten, sondern taucht erst im letzten Stadium der Jagd überraschend vor den Hunden auf. Wird diesen das Suchen der gestreuten Schnitzel durch den Wind erschwert, so daß die Verfolgung eine Unterbrechung erleidet, so trägt dies nur dazu bei, das Bild der Jagd wahrheitsgetreu zu gestalten. Daß diese Art der Schnitzeljagd zum mindesten für die als Hunde reitenden Herren lehrreicher ist, als wenn Hunde und Feld dichtauf hinter dem Fuchs herjagen, wird niemand bestreiten können, der je hinter Wild und Hunden geritten ist. Da auf der Papierfährte durch Fehler der Hunde, ebenso wie auf der Wildspur jederzeit Stockungen entstehen können, so ist der Master genötigt, das Feld in größerem Abstande von den Hunden zu halten; hierdurch wird das Tempo der Jagd ruhiger und gleichmäßiger, als wie man es meist bei Schnitzeljagden sieht. Auf der Schleppjagd sorgen die Hunde schon für ein gleichmäßiges und fließendes Tempo; bei Schnitzeljagden fehlt dieser ni-

vellierende Einfluß und dieselben arten daher nicht selten in ein kopfloses Juxen aus; gerade die Ungleichmäßigkeit des Tempos ist es, die die Pferde heftig macht. Abgesehen hiervon wird bei den Schnitzeljagden oft das Unglaublichste geleistet, um von dem Wert und Wesen einer Reitjagd bei dem Neuling die unnatürlichsten Vorstellungen zu wecken. Ein sogen. „Master“ z. B. lies, sobald ein wohl nie eine gute Jagd hinter freiem Wild gesehen: wie froh ist man auf todmüdem Pferde, wenn es nach einem Meilengalopp hinter dem Schwein oder Schaufler einen Stopp gibt! Wer die Schwierigkeiten kennt, wenn man beim Aussuchen des Jagdterrains fortgesetzt Bauernfelder zu passieren hat, der weiß sehr wohl, daß aus Rücksicht auf Flurschaden u. s. w. Unnatürkeiten nicht immer zu vermeiden



2. Grabensprung.

Weg zu passieren war, die Wagengeleise auf demselben zuschütten, zugewachsene Gräben räumen, unfaire Stellen abwiepen u. s. w. Wie oft habe ich, wenn ich das Terrain zu einer Schnitzeljagd ausgesucht hatte, unliebenswürdige Bemerkungen gehört, weil es einen Stopp gab, oder weil das Feld abbrechen mußte, um ein Saatfeld zu vermeiden, ein Gehöft zu passieren oder dergleichen. Die Herren, die sich hierüber entrüsteten, hatten sind; allein sie werden sich um vieles leichter überwinden lassen, sobald man hin und wieder den Jagdgalopp unterbricht, um auf einer Dorfstraße abzubrechen oder ein unfaires Geländestück in kürzerer Gangart zu passieren.

46. Point-to-Point-Rennen. Neben den zahlreichen „mounted-paper-bag-chase-clubs“ steht in England noch ein Zwillingssport der Reitjagd in hoher Blüte, die point-to-point-races, die nament-

lich in den Kreisen der Armee gepflegt werden. 8—10 Kilometer vom Start bezeichnen zwei große weiße Fahnen den Siegespfosten. Der Kurs führt schnurgerade über jedes beliebige Gelände. Eine Gegend, die nicht zu schwierig ist, um hinter den Hunden zu reiten, ist auch für ein Point-to-Point-Rennen nicht schwierig. Nur dafür muß gesorgt sein, daß auf zwei Kilometer zu beiden Seiten der Linie vom Start zum Ziel sich kein Draht befindet, desgleichen darf über das Ziel kein Zweifel herrschen, sei es ein Kirchturm, eine Baumgruppe oder ein hoher Berg. Wenn man auf zehn Kilometer im Umkreis keine weithin sichtbaren Direktionspunkte findet, so werden solche errichtet: ein hohes Holzgerüst und zwei zusammengenähte Laken. Abgesehen von Unfällen, muß der beste Mann im Sattel gewinnen, und die Point-to-Point-Jagd ist das, was sie wirklich vorstellen soll: 25 Minuten querfeldein und die beste annähernde Nachahmung einer Jagd, die ohne Hunde möglich ist. Der Earl of Cavan beschreibt ein Point-to-Point zwischen den Grenadier- und Goldstream-Guards: Das Feld wurde drei Kilometer südlich der großen Westbahn entlassen, etwa 11 Kilometer östlich der Kirche von Swindon, die auf der ganzen Strecke deutlich sichtbar war. Der Hauptreiz lag darin, daß wir schon nach den ersten zwei Kilometern wie in einer Schwärmattacke über das Feld zerstreut waren; jeder einzelne ritt nach eigenem Gutdünken, jeder nach seiner Ansicht den nächsten Weg. Drei berühmte Jagdreiter sprangen aus drei gänzlich verschiedenen Richtungen in die letzte Koppel hinein. Die Goldstreams belegten die beiden ersten Plätze, aber die Grenadiere die sechs nächsten, so daß sie durch die Pointzahl gewannen. Der Wert eines solchen Wettkampfes ist der, daß jeder einzelne sein Bestes hergeben muß, bis er das Ziel passiert hat, denn jeder Punkt zählt, und der letzte Reiter, der einkommt, kann unter Umständen den Ausschlag geben und seiner Partei zum Siege verhelfen. Es heißt jeden Rumpler aussitzen, um am Ziel einzutreffen. Es ist eine besondere Kunst, ein solches Rennen als Gruppe zu reiten. Jüngere, unerfahrene Reiter erhalten die Instruktion, sich einem überlegenen Piloten an die Gurten zu hängen und sich von diesem bis an die letzten Sprünge vor dem Siegespfosten führen zu lassen. Dann muß jeder sehen, wie er einkommt, dem Sieger so nahe als möglich, denn jeder Platz bringt seine Ehre, nicht nur die drei vordersten. Analoge Konkurrenzen, sogenannte „Hunt-Point-to-Points“ werden auch zwischen den englischen Jagdgesellschaften veranstaltet und alljährlich abwechselnd in dem Gelände der verschiedenen Meuten abgehalten. Die Auswahl der Reiter ist Aufgabe des Masters. Ein Wanderpreis wird von den Jagdgesellschaften gemeinsam aufgebracht. Der eigentliche Sieger erhält denselben für das laufende Jahr, während die Namen der Reiter rings um den Sockel eingraviert werden. Die Namen der besten Reiter jeder Jagd werden dadurch der Nachwelt überliefert, und die Ehre, seinen Namen dort genannt zu wissen, ist sicher höher anzuschlagen, als der Ehrenpreis für den Sieg über den geflaggten Kurs. „In den meisten Fällen,“ so schreibt der Earl of Cavan, „ist ein Point-to-Point gänzlich verfehlt. Hecken werden beschnitten und zurechtgestutzt, schwierige Stellen

werden sorgsam ausgeflaggt, und der Anfänger, der sein erstes Rennen reitet, hat dieselbe Chance zu gewinnen, wie der älteste Jagdreiter. Der scharfe Blick, die rasche Entschlußfähigkeit, die nur durch jahrelange Uebung im Jagdfelde erzogen wird und die in schnellster Fahrt die rechte Stelle zum Absprung findet, kommen gar nicht zur Geltung. Der Kurs ist nicht zu fehlen und das Hürdenpferd, das ein Verkaufsrennen gewonnen hat, ist hier dem erprobten Hunter überlegen. Der Vollblüter im Jagdfelde soll damit durchaus nicht verpönt sein, im Gegenteil, aber er soll ehrlich den ganzen Tag hinter den Hunden gehen. Schwierigkeiten bei Auswahl des Geländes machen nicht die Pächter und Bauern, sondern die Pferdebesitzer, die behaupten, ein Reiten querbeet sei zu gefährlich, die Bahn dürfe nur über Grasnarbe gehen. Hat man die Erlaubnis der Grundbesitzer, was tut es, ob man über Wiese oder Sturz reitet, ob man ein Hindernis überspringen kann oder es durchklettern muß? Auge und Urteilskraft sollen geschärft und geprüft werden, dann erfüllt das Point-to-Point seinen Zweck. Je markanter die Grenze zwischen Steeple-Chaise- und Point-to-Point-Rennen gezogen ist, desto besser ist es für beide. — Also fort mit Wendeflaggen, mit geräumten oder künstlich verbesserten Gräben, zugeschütteten Wagenspuren und dergleichen, fort mit allem, was an den Springgarten- oder Steeple-Chaise-Kurs erinnert."

Soweit der englische Gewährsmann. Auch in Deutschland gewinnt der Querfeldeinsport allmählich Boden, nachdem 1907 der Lausitzer Rennverein zum erstenmal mit einer derartigen Ausschreibung größeren Stils vor die Oeffentlichkeit trat. Es handelte sich um ein 20 Kilometer-Rennen, das in der Umgegend von Kottbus gelaufen wurde.

47. Querfeldein-Rennen. Die derzeitige Entwicklung des Hindernissports hat es zuwege gebracht, daß die weniger schnellen Pferde der kleinen Privatställe heute gegen die Konkurrenz der großen von professionellen Trainern geleiteten Hindernisställe kaum noch eine Chance haben. Dem gegenüber dürfte der Querfeldeinsport eine Wendung herbeiführen, die umsomehr dem inländischen Züchter zugute kommen muß, als gerade die kleinen Hindernisställe in erster Reihe berufen sind, für die einheimischen Gestüte den Markt zu bilden. In dem Maße als Gehorsam und Geschicklichkeit des Pferdes in den Hindernisrennen den Mangel an Klasse (Schnelligkeit) zu ersetzen vermögen, gewinnt der Sportsmann die Aussicht, seine Mühen und Opfer belohnt zu sehen. — Die Nachfrage nach inländischem Material wird sich heben.

Als vornehmste Forderung muß einer solchen Proposition zur Bedingung gemacht werden, daß der Querfeldeincharakter bei der Prüfung gewahrt bleibe; hieraus ergibt sich die Notwendigkeit, die Abhaltung von Querfeldein-Rennen auf die Zeit zu beschränken, in der die Felder frei sind. Bei Bemessung der Gewichte sollte man nicht vergessen, daß der Querfeldeinsport nicht den Herren mit sogen. Renngewicht vorbehalten bleiben soll, und daß ein Jagdpferd auch mit zwei Zentnern und mehr auf dem Rücken über jedes Gelände gehen muß. Ob das „Querfeldein" als Rennen oder als Reiten abzuhalten sei, mögen die jeweiligen Verhältnisse — Gelände, Zahl der Teilnehmer, event. Rücksicht auf das Publikum, und nicht zuletzt Qua-

lität der Preisrichter — entscheiden. Abgesehen von den technischen Schwierigkeiten, die hieraus den Preisrichtern erwachsen würden, ist gegen den Einzelstart einzuwenden, daß Hindernisse und Geläuf sich möglicherweise den hinteren Reitern in ganz anderem Zustande präsentieren, als den vordersten; die letzten Reiter würden zudem nur den Hufspuren der ersten zu folgen brauchen, wären also jenen gegenüber über einen unbekannten Kurs erheblich im Vorteil. Im Falle eines Rennens ist jedenfalls der Gesamtstart vorzuziehen, weil für die Bewertung des Sieges einen reelleren Maßstab bietend. Beim Gruppenstart bleibt dem Zufall zu viel Spielraum. Z. B. der Sieger, der tatsächlich die Strecke in der kürzesten Zeit zurücklegt, wäre vielleicht bei reellem Endkampf nicht imstande, den zweiten zu schlagen, der in einer anderen Gruppe als erster einkam, aber einige Sekunden mehr gebrauchte, weil er von seinen Konkurrenten innerhalb der Gruppe gar nicht gezwungen wurde, sich zu strecken.

Es fragt sich, ob die Querfeldeinbahn überhaupt auch unmittelbar vor dem Rennen zu zeigen sei! Da man bei dem offiziellen Abgehen der Bahn es niemand wird wehren können, sich an Büschen oder dergleichen nur den Betreffenden erkennbare Orientierungszeichen anzubringen, so ist es vielleicht fairer, wenn man das Rennen nach Art des englischen Point-to-Point nur nach weit sichtbaren Richtungsflaggen laufen läßt, die den Kurs so deutlich machen, daß man von dem Zeigen desselben absehen kann. In Kottbus haben sich an Stelle der üblichen roten, orange Flaggen vorzüglich bewährt, weil auf jedem Hintergrund, unabhängig von der Beleuchtung, sichtbar. Eins sei nicht vergessen: Je mehr Flaggen, desto mehr öffnet man Zweifeln und damit der Möglichkeit zu Protesten die Tür; auch Surveillancen an den Hindernissen führen leicht zu Mißhelligkeiten. Beides läßt sich durch die Lage der Hindernisse bezw. geschicktes Einbauen derselben im Gelände tunlichst beschränken. Wer, um mit White-Melville zu reden, „Diskretion" höher einschätzt als „Valeur", dem mag es unbenommen sein, einen zeitraubenden Umweg zu machen; wer aber sich nicht scheut, seine Haut und die Knochen seines Pferdes einzusetzen, dem darf auch der Lohn nicht vorenthalten bleiben, denn — Siegen ist der Zweck. Diese Erwägung wird den Reiter, bei dem die genannten Tugenden — Kopf und Herz — sich richtig die Wage halten, davon abhalten, sein Pferd zu überpacen, und ihn veranlassen, im rechten Augenblick dessen Kräfte für den gegebenen Moment aufzusparen. Hierdurch kommen Gleichgewicht, Durchlässigkeit, Gehorsam des Pferdes, beim Reiter Urteilsvermögen und Entschlußfähigkeit noch in weit höherem Maße zur Geltung, als auf der öffentlichen Rennbahn. Während im offiziellen Sport schon die Routine ausreicht, um selbst ein fremdes Pferd über eine öffentliche Rennbahn zu steuern, wird nur der, der sein Pferd selbst vorbereitet hat, dasselbe mit einiger Aussicht auf Erfolg über einen 20 Kilometer-Querfeldeinkurs bringen. Hierin liegt der vornehmste Wert des Querfeldeinsports.

Wenn schon vom militärischen Standpunkt zu wünschen ist, daß künftige Querfeldeinausschreibungen nicht auf das aktive Offizierkorps beschränkt bleiben, so liegt dies ebenso sehr im Interesse der Landespferdezucht, denn der Querfeldeinsport eröffnet derselben ein neues,

Rentabilität verheißendes Gebiet, auf dem weitere Kreise der Bevölkerung dem Sport gewonnen und für die Pferdezucht interessiert werden können. In dem Maße, als die Querfeldeinrennen der inländischen Zucht reserviert bleiben, werden sie dem deutschen Züchter neue Absatzgebiete erschließen.

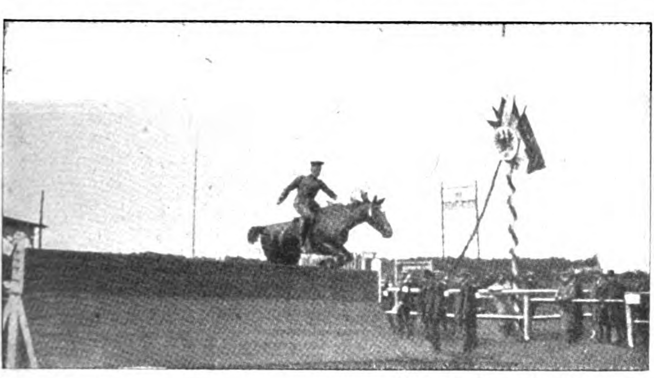
48. **Stafettrennen.** Einem höchst originellen Wettbewerb dieser Art wohnte ich gelegentlich eines Besuches in der dänischen Hauptstadt bei. Es handelte sich dabei um eine Veranstaltung des Kopenhagener „Sportride Klubben", die den Sportenthusiasmus auch der privaten Kreise Kopenhagens im hellen Lichte zeigte. Das Ereignis, das trotz drohender Wolken und der frühen Morgenstunde eine große Zahl von Zuschauern aller Gesellschaftsklassen zu Fuß, zu Roß und zu Wagen ins Freie gelockt hatte, war ein sogen. „Stafettrennen", das in Gruppen von je dreien absolviert wurde. Diejenige Gruppe, die die in drei Etappen geteilte Gesamtstrecke (16 km) in der kürzesten Zeit zurückgelegt hatte, war siegreich. Vom Start brachte der erste Reiter jeder Gruppe eine kuvertierte Meldung nach der 5800 m entfernten Kontrollstation I, wo Nr. 2 der Gruppe ihrer bereits harrte, um sie dem Kontrollposten II zu übergeben. Die Entfernung zwischen beiden Kontrollen betrug 4600 m, wovon ca. 3800 m durch das Terrain zurückzulegen waren. Von dem zweiten Posten wurde das Kuvert durch den dritten Partner jeder Gruppe an das Ziel befördert. Von den 5400 m der Endstrecke waren etwa 3600 m querfeldein zu reiten, der Rest auf Wegen. Die nahezu 6 km betragende Anfangsetappe war fast durchweg „cross-country" zurückzulegen. Die Hauptschwierigkeit der Aufgabe bestand in dem Ueberwinden eines Wasserlaufes, der auf jeder Etappe zu überschreiten war.

Auf Einladung eines der Preisrichter wohnte ich dem Rennen zunächst auf Kontrollstation I bei. Nachdem der letzte der mit 10 Minuten Zwischenraum gestarteten Reiter eingetroffen und sein Partner abgeritten war, begaben wir uns auf einem kürzeren Wege nach dem Ziel, wo wir rechtzeitig anlangten, um den zweiten Reiter (Nr. 3 der dritten Gruppe) einkommen zu sehen. Erst 11 Minuten später traf Nr. 3 der zweiten Gruppe ein, dessen Partner Nr. 2 sich durch einen Umweg auf der zweiten Etappe verspätet hatte. Damit schien der Ausgang zugunsten der dritten Gruppe entschieden zu sein, ein Resultat, das um so freudiger von allen Anwesenden begrüßt wurde, als gerade diese Gruppe die Senioren des Feldes vereinigte; alle drei Herren dieser Abteilung standen nahe den Fünfzig. Leider stellte es sich später heraus, daß einer derselben auf Kontrolle II versehentlich ein falsches Kuvert abgeliefert hatte, so daß propositionsgemäß auch seine beiden Partner disqualifiziert werden mußten. Die für den Sieg ausgesetzten drei Ehrenpreise mußten demnach der vierten Gruppe zugesprochen werden, die die Gesamtstrecken mit dem nächstbesten Rekord, nämlich in 39 Minuten, zurückgelegt hatte.

Nachdem der letzte Reiter den Endpunkt der Relaislinie erreicht hatte, wurden die Pferde der Teilnehmer durch die Preisrichter unter Assistenz eines Veterinärs an der Hand auf ihre Kondition gemustert.

49. **Concours Hippiques.** Eine Nachahmung dieser eigenartigen Konkurrenz würde in das Programm unserer Concours-hippique eine anregende Abwechslung bringen.

Erfreulicherweise bürgern sich die Concours-hippiques von Jahr zu Jahr mehr bei uns ein; alle größeren Plätze, an denen überhaupt von Sport die Rede ist, wie Berlin, Hamburg, Frankfurt a. M., Königsberg u. s. w. weisen heute derartige Veranstaltungen auf, die ganz besonders dazu berufen sind, das Interesse der Allgemeinheit am Pferdesport wachzurufen. Während die Dressurprüfungen wohl immer die Domäne der Berufsreiter, in erster Linie der Kavallerieoffiziere, bleiben werden, bilden die Springkonkurrenzen, und vor allem die Qualitätsprüfungen, bei denen nur das Exterieur, die Schönheit des



Aus dem Album der Sportwelt.

3. Hochsprung.



Aus dem Album der Sportwelt.

4. Weitsprung.

Pferdes und die Korrektheit seiner Adjustierung bewertet werden, das eigentliche Feld, auf dem Passion, Geschmack und Verständnis des Privatmanns sich betätigen können.

50. Distanzreiten. Ein besonders reizvolles Gebiet des Reitsportes ist das Distanzreiten.

Nur wer selbst einen Dauerritt gemacht hat, weiß, welche Fülle von Belehrung der Reiter aus den sich dabei ergebenden Situationen zieht. Im Rennsport mit seinen unschätzbaren erziehlichen Momenten vermögen finanzielle Leistungsfähigkeit, die Inanspruchnahme erstklassigen Personals ꝛc., in vielen Punkten persönliches Verständnis zu ersetzen; hier aber auf solch längerem Distanzritt ist es wie im Felde, „da tritt kein anderer für ihn ein". Von dem Aufschlagen eines kalten Eisens, das vor dem Antritt des Rittes von dem Reiter erlernt werden muß, bis zur Behandlung der Sehnen mit Massage und Bandagen, dem Vorbeugen von Druckschäden, der Sorge um das Futter, wenn die Freßlust nachläßt oder eine Kolik droht, — „auf sich selber steht er da ganz allein".

Neben diesen kavalleristischen Faktoren ist der ideelle Wert solch reiterlicher Betätigung gewiß nicht minder hoch anzuschlagen. Ein derartiger Ritt macht dem Distanzreiter Anspruchslosigkeit zur Bedingung; der notgedrungene Verzicht auf gewohnten Komfort schärft den Blick für das Praktische und Naturgemäße. Und die Liebe zu dem edelsten unserer Haustiere, das dem Menschen nicht Knecht, sondern Freund sein sollte, wird wiederum vertieft, wenn der Reiter sich vergegenwärtigt, daß sein treuer Begleiter es ist, der ihn zu jenem Genuß verhilft. Sitzt vollends der deutsche Reiter auf deutschem Pferde, so wird er es mit Stolz empfinden, daß die heimatliche Scholle so edles Blut hervorbringt, und wenn die Freude am Distanzreiten allgemeiner wird, so werden auch materielle Vorteile für unsere inländische Edelzucht daraus erwachsen. Trainieren ist eine Kunst; ein Schema läßt sich daher für die Vorbereitung eines Distanzrittpferdes nicht geben. Die Bemessung des täglichen Arbeitspensums wie der Futterration wird sich in jedem einzelnen Falle nach der Individualität des Pferdes und dem spezialen Zweck der beabsichtigten Leistung richten.

51. Der Training. Die Vorbereitung eines Distanzrittpferdes hat sich auf drei Punkte zu erstrecken: das „in Kondition setzen", — damit zusammenwirkend die Ernährung — Takt und Wechsel des Ganges (Tempos). Voraussetzung dabei ist ein völlig gesundes Pferd, das sich bereits in guter Gebrauchsarbeit, wie nach einer Jagdsaison oder dergl. befindet.

Die Grundlage des Inkonditionsetzens ist eine tägliche langsame Arbeit von 6—7 Stunden; von dieser dürfen weder geschäftliche noch gesellschaftliche Verpflichtungen den Reiter abhalten. Ausgiebige Schrittarbeit ist für die Muskelbildung besonders förderlich; aus diesem Grunde ist der Schritt während der Vorbereitung so frei wie möglich zu reiten, wogegen man bei der Prüfung selbst das Pferd im Schritt niemals treiben sollte. Statt dessen reite man lieber einen kurzen Trab, bei dem das Pferd, seinem Gleichgewicht folgend, ohne jede Anstrengung 190 m in der Minute zurücklegt. Dieser Hundetrab gewährt dem Pferde die gleiche Erholung, wie die Schrittreprise, der Zeitgewinn gestattet, einige Minuten zu halten und Zuckerwasser zu tränken. Kommt es auf die Zurücklegung einer großen

Strecke an, so trabt man, um weit zu reiten; kommt es auf die Schnelligkeit des Rittes an, so trabt man, um dem Pferde eine Erholung zu gönnen; hieraus geht hervor, daß man in keinem Falle rasch traben darf. Man vergegenwärtige sich nur das Bild eines Renntrabers. der mit hochgerissenem Kopf und steifem Hals den Kilometer in zwei Minuten trabt; abgesehen davon, daß es eine Qual für den Reiter wäre, auf solchem Tiere einen Distanzritt zu machen, wäre es ausgeschlossen, daß ein Pferd länger als eine Stunde dies Tempo aushält. Der starke Trab bedingt, daß das Pferd seinen Schwerpunkt auf die Hinterhand wirft, um nicht in Galopp zu fallen. Diese Ueberlastung der Hinterhand, die das gesamte Körpergewicht vorschnellen muß, setzt die Muskeln der hinteren Gliedmaßen in eine ständige Spannung und erfordert einen solchen Kraftaufwand, daß das Eintreten von Blutzersetzung sehr bald unvermeidlich würde. Im Gegensatz zu der oben gekennzeichneten Haltung des Trabers erreicht das Pferd, das mit tiefer Nase und hohem Rücken schwungvoll galoppiert, eine größere Schnelligkeit bei weit geringerem Kraftverbrauch, denn die Zusammenziehung der Muskeln, löst sich in diesem weichen durchlässigen Galopp bei jedem Sprunge. Um die Strecke, die das Pferd mit 100 Galoppsprüngen bedeckt, in der gleichen Zeit zurückzulegen, wären 150 Trabschritte erforderlich, mit anderen Worten, bei gleicher Geschwindigkeit werden die Muskeln im Trabe um ein Drittel mal so oft gespannt, wie im Galopp. Nur so erklärt es sich, daß Matches zwischen Trabern und Rennpferden auf weitere Strecken mit dem Unterliegen der ersteren endeten; und es folgt hieraus die Notwendigkeit, den Galopp zur Hauptgangart zu machen. Gewiß ist die Atmung beim Galopp eine beschleunigtere, aber trotzdem wird aus den soeben gestreiften Gründen eine Störung der Blutzirkulation hier später eintreten als im Trabe; zudem ist es Sache des Trainings, durch Kräftigung der Lungen den Zustand der Atemlosigkeit hinauszuschieben. Ohnehin sorgt auch schon das Gelände dafür, daß das Pferd nicht im Galopp überjagt werde; da der Boden, welcher Steigungen oder dergl. aufweist, den Galopp verbietet.

Während das Trabtempo bei allen Pferden, ob klein oder groß, edel oder gemein, das gleiche sein sollte, richtet sich im Galopp das Tempo nach dem Pferde. Normal ist ein Galoppsprung von 400 m in der Minute. Während der Vorbereitungsperiode muß der Reiter das dem Pferde zusagende Tempo herausfühlen und durch Gewöhnung festlegen; Lungenkraft und Muskulatur sollen sich schon im Training nach diesem Tempo und nach dem regelmäßigen Wechsel der Gangart bilden. Bei dem Ritt selbst darf daher nur so wenig als irgend möglich von dem einmal gefaßten und der Arbeit zugrunde gelegten Programm abgewichen werden. Wie gefährlich ein plötzlicher Wechsel des Tempos und ein unvorhergesehenes Hinausgehen über die durch das Training sichergestellten Leistungen ist, lehren die Opfer des Berlin-Wiener Rittes. Die Mehrzahl von ihnen wurde dadurch veranlaßt, daß man deutscherseits auf eine Geschwindigkeit von 10 km die Stunde trainiert hatte und während des Rittes, angesichts der Starembergischen Leistung auf das Doppelte stieg. Bereitet das Gelände uns einen unvorhergesehenen Aufenthalt, den man durch Beschleu-

nigung der Geschwindigkeit wieder einholen muß, so verlängere man die Dauer der Galoppreprise, aber niemals deren Tempo! Sieht man sich veranlaßt, eine Galoppreprise über die programmmäßige Dauer auszudehnen, anstatt 10 z. B. 15 Minuten zu galoppieren, so muß dies durch einen längeren Trab oder durch einen Augenblick des Haltens ausgeglichen werden. Durch lange Trabreprisen bekommt das Pferd Hosen, während ausgedehntes Galoppieren an der Hand die Nieren und Lungen kräftigt, ohne die Beine anzugreifen. Zu vermeiden ist der Galopp nur auf hartem Boden; es wäre ebenso verkehrt, Hufe, Sehnen und Gelenke an die Erschütterung gewöhnen zu wollen, wie etwa den Magen an Hunger. Uebrigens erschweren harte Wege dem Pferde nicht die Aufgabe, wohl aber tiefer Boden, auf dem Ritt selbst empfiehlt es sich daher, auf der Mitte der Straße zu galoppieren, wofern das Pferd durchlässig ist und in Haltung geht. Das Pferd soll so frisch als möglich mit einem Ueberschuß an Kraft und Elastizität vor die Kraftprobe gestellt werden.

Grundsätzlich sollte die Arbeit in den frühesten Morgenstunden und in einer Reprise abgetan werden; fordert dies schon die Schonung des Stallpersonals, so ist noch wichtiger, daß dem Pferde die zur Aufnahme eines größeren Futterquantums unerläßliche Ruhe im Stall gewährt werde. Auf diese Weise gehandhabt, wird das Training auch auf das Temperament des vierbeinigen Kandidaten einen günstigen Einfluß üben. Gänzlich verkehrt wäre es, ein Spezialpferd für Distanzritte abrichten zu wollen. Die Arbeit auf der Landstraße muß durch Lektionen in der Reitbahn durch Springen an der Longe und im Gelände unter dem Reiter unterbrochen werden. Die Abwechselung erhält das Pferd frisch, wahrt ihm die Gehlust, die der Reiter nicht entbehren kann. Das Pferd soll in seinem Herrn keinen Tyrannen, sondern einen Freund sehen; dieser aber sei bemüht, die Persönlichkeit seines Pferdes zu wahren, nicht es zur bloßen Fortbewegungsmaschine zu machen. Die Hauptsache bleibt, daß jeder einzelne Körperteil, jede Muskelpartie gleichmäßig entwickelt und die Arbeit logisch und konsequent gesteigert wird.

52. **Die Fütterung.** Was die Bemessung der Ration betrifft, dürften 16—17 Pfund Hafer und 3 Pfund Melasse während der Vorbereitungszeit die normale Ration sein. Die Melasse ist billiger wie Zucker und wirkt leicht abführend, was sich im Haar vorteilhaft bemerkbar macht. Der Zuckergehalt beträgt 40 %; so daß mit 3 Pfund Melasse das Pferd etwas über ein Pfund Zucker in sich aufnimmt; über dieses Quantum pro Tag hinauszugehen, erscheint wegen der in der Melasse enthaltenen Kalisalze nicht unbedenklich: diese äußern sich schädlich auf Blase und Verdauung.

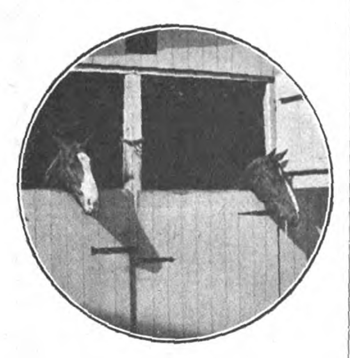
Dem Einfluß, den Atmung und Blutzirkulation auf die Kondition haben, muß durch die Ernährung des Pferdes Rechnung getragen werden, d. h. während der ganzen Dauer des Trainings — wie auch bei dem Ritte selbst — müssen dem Pferdekörper solche Nährstoffe zugeführt werden, die zur Blutbildung und Muskelerzeugung beitragen. Nach ihrem chemischen Charakter gruppieren sich die Futtermittel in: Eiweiß, Fettstoffe und Kohlenhydrate. Letztere beiden dienen der Blutbildung, während die Eiweißstoffe zur Deckung des Muskelverbrauchs

dienen. In der Ruhe führt das Blut den Muskeln die nötigen Stoffe zur Neubildung zu; werden dieselben indessen durch die Schnelligkeit der Bewegungen erschöpft, so müssen sich die Muskeln aus sich selbst ergänzen, d. h. aus den in dem Zellgewebe befindlichen Eiweißstoffen, dadurch würde die Energie, die das Pferd zu seiner Fortbewegung braucht, gebunden. Es folgt hieraus, wie wichtig es ist, daß dem Pferdeorganismus Kohlenhydrate zugeführt werden. Dies geschieht am besten durch Zucker, sowohl in reiner Form, wie in Melassepräparaten. Daneben sorge der Reiter durch die Wahl und Abwechselung der Gangart und durch die Haltung des Pferdes dafür, daß die angespannten Muskeln sich selbst wieder lösen und reinigen. Die Erfahrungen von Berlin-Wien und Brüssel-Ostende haben gezeigt, wie wichtig es ist, daß der Reiter den Organismus seines Pferdes kenne; hätte man sich die Rolle, die Blutzirkulation und Atmung in diesem zu spielen haben, mehr vergegenwärtigt, so wären sicherlich manche jener traurigen Erfahrungen nicht gemacht worden.

Das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das sich auf solchem Ritt zwischen Roß und Reiter entwickelt, läßt sich mit Worten nicht ausreichend schildern. Das Bewußtsein der nie versagenden Hingabe von seiten des treuen Pferdes weckt in dem Reiter ein blindes Vertrauen in seinen vierbeinigen Kameraden, zugleich aber auch jenes Gefühl der Verantwortlichkeit, das unentbehrlich ist, will er die Leistungsfähigkeit des Pferdematerials nicht unnötig auf das Spiel setzen. Das Pferd gibt dem Reiter sein Blut, sein Herz, seinen Edelmut, dafür sollte dieser ihm seine ganze Liebe geben. Wer dies tut, der versteht es, ein Pferd zu füttern, es zu reiten, zu schonen, der wird, ohne es zu überanstrengen, von dem Pferde Leistungen erzielen, die niemand zuvor geahnt hat.

53. **Stallpflege.** „Putzen ist das halbe Futter“, das ist zwar eine alte Stallregel, aber ich möchte doch warnen, dieselbe wörtlich zu nehmen. Gerade mit Bezug auf das Füttern gilt der Spruch: „Tel maître, tel valet!“ Nicht daß es ein zuverlässiger Pferdepfleger an Pflichterfüllung fehlen lassen wird, sobald das Auge des Herrn nicht über ihm wacht, aber es muß begreiflicherweise die Freudigkeit des Mannes dämpfen, wenn er sieht, daß das Interesse seines Herrn mangelt. Ist aber der Wärter nicht mit seinem Herzen bei dem Wohl und Wehe des ihm anvertrauten Tieres, so hat er keine glückliche Hand, und der Besitzer des Pferdes wird sich bei Vorlage der monatlichen Futterrechnung vergebens fragen, wo die Wirkung des vielen Hafers geblieben sei? Grundsatz sollte es sein, häufige und kleine Futter zu verabfolgen; der gleichgültige Wärter aber schüttet die Krippe bis zum Rande voll, was häufig zur Folge haben wird, daß das Pferd das Futter warm bläst und dann stehen läßt. In sehr vielen Fällen beruht der Mangel an Freßlust auf einem fehlerhaften Zustand der Zähne (Schieferzähne), wovon man sich selbst mit der Hand, oder, wenn ein Maulgatter zur Stelle, auch durch das Auge überzeugen kann. Vermag man sich selbst über das schlechte Aussehen des Pferdes nicht Rechenschaft zu geben, so säume man nicht, tierärztlichen Rat einzuholen; unter Umständen können auch Würmer die Ursache des schlechten Futterzustandes sein. Oft wird jedoch die bloße Beobachtung des Pferdes im

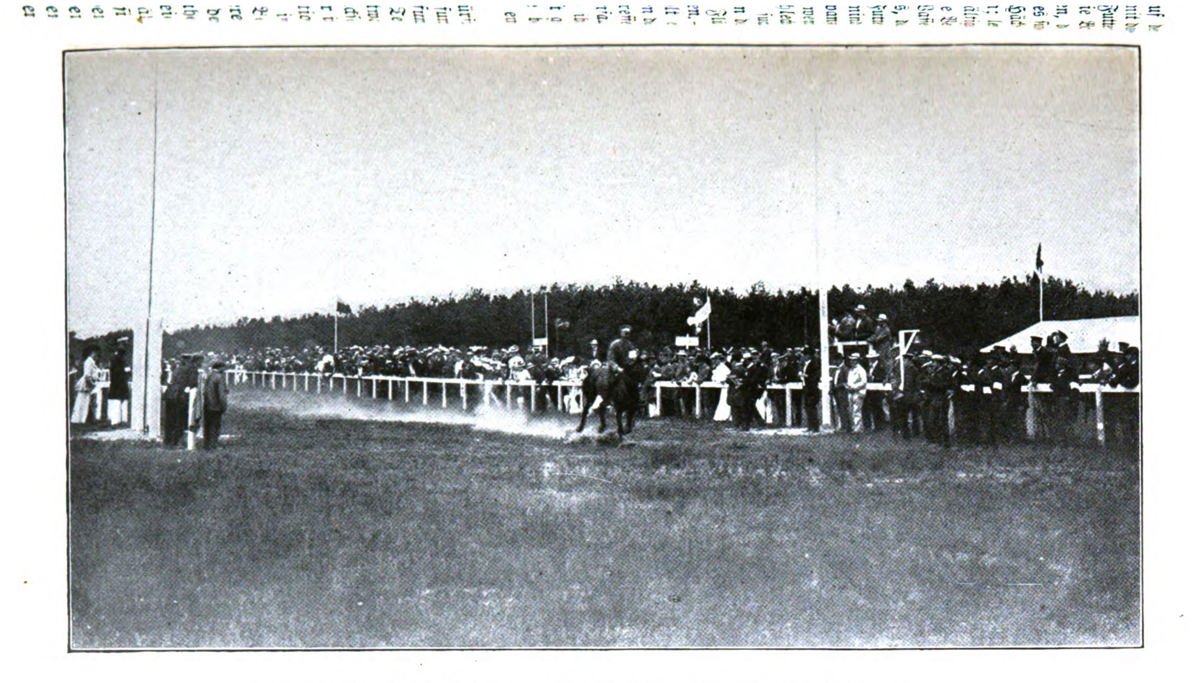
Stalle genügen, um dem Herrn über die mangelhafte Futterverwertung Aufschluß zu geben. Sind die Pferde in Losständen untergebracht, so ist das Geschäft des Futterschüttens sehr erleichtert; andernfalls muß man darüber wachen, daß langsame Fresser neben ihren Nachbarn nicht zu kurz kommen. Manche Pferde haben die Angewohnheit, beim Fressen das Futter über ihre Box oder den Stand auszustreuen. Läßt sich dem nicht durch die Einrichtung der Krippe begegnen, so bleibt nichts



5. Im Stalle.

anderes übrig, als aus einem Freßbeutel zu füttern. Wenn irgend angängig, gewähre man dem Pferd einen Losstand, der Strohverbrauch ist deshalb nicht größer; im Gegenteil, die Streu hält sich in einer Box besser, als wenn das Pferd angebunden steht. Hat man einen Krippensetzer im Stalle, so heißt es doppelt acht geben, denn diese Tiere stecken voller Angewohnheiten und Schrullen. So besaß ich einen Vollbluthengst, der nur auf der Halfterkette aufsetzte, wurde er in seiner Box los gemacht, so kam er gar nicht auf den Gedanken. Einem anderen Tier, das nur auf d Krippe aufsetzte, legte ich damit d Handwerk, daß nur zum Futte schütten eine Krippe in die B gesetzt wurde — bei Pferden, d schlecht verdauen, empfiehlt es si den Hafer quetschen und den Häcks recht lang schneiden zu lassen; le teres nötigt das Pferd, sorgfältig zu kauen. Wesentlich für die Ve dauung ist eine genügende Wasse aufnahme seitens des Pferdes, d Tränken sollte daher dem Futte schütten stets voraufgehen, mind stens eine Viertelstunde bis zwanz Minuten. Pferde, welche wen saufen, sind erfahrungsmäßig schlech Futterverwerter; solche Tiere suc man durch häufiges Vorhalten d Eimers zu einer vermehrten Flü sigkeitsaufnahme zu veranlassen. — Bei größeren Ritten empfiehlt s sich, das Pferd beim Passieren d letzten Ortschaft vor dem Eintreffe am Ziel zu tränken, andernfall versagt das Pferd häufig das ih vorgelegte Heu, ehe sein Durst ge löscht ist. Neben der Krippe be findet sich in Musterställen ein Tränke aus Schiefer.

Für ein mittelgroßes Pferd dürft eine Tagesration von 12 Pfun Hafer, 3 Pfund Heu und 5 Pfun Stroh ausreichend sein. Ein Te von letzterem (bis 2 Pfund etwa kann nach Belieben auch als Häckse verabreicht werden. Im Winter i es angezeigt, die Rauhfutteratio zu vergrößern, während man in Sommer die Haferration nach Be darf vermehrt. Nach besondere Anstrengungen, wie während de Jagdsaison und vor einem Ruhetage, gebe man einen warmen Kleietrank oder Leinsamen-Mash. Während der Haarperiode empfiehlt sich eine Futterbeigabe, wie Mohrrüben, Leinkuchen, Melasse oder dergleichen, welche die Verdauung fördert. Ueberhaupt muß sich während der Ueber-



Einkommen des Siegers Leutnant v. Schlotheim (Grenadier zu Pferd) auf Pascola.

gangsperioden, namentlich im Frühjahr die Fürsorge für das Pferd verdoppeln; vor allem ist dasselbe während des Haarwechsels vor Erkältung zu schützen. — Will man im übrigen seinem Tiere eine Futterzulage gewähren, so mag dies in Gestalt von Bohnen oder Erbsen geschehen; dieselben werden sowohl in Wasser gequollen und geschrotet, als auch im Originalzustand von den Pferden gern genommen. Ganz vorzügliche Resultate habe ich mit dem Zufüttern von Malzkeimen erzielt; kostspielig, aber für die Muskelbildung und für den Glanz des Haares gerade wundertätig ist ein löffelweiser Zusatz von Troponpulver zu jedem Futter. Bei laurigen Fressern versuche man durch eine Beigabe von Viehsalz die Freßlust anzuregen. Frißt ein Pferd übermäßig viel Stroh im Stalle, so stelle man es im schlimmsten Falle auf Torfmull oder Sägespäne. Diesen Ausweg halte ich immer noch für menschenfreundlicher, als dem Missetäter dauernd einen Maulkorb anzulegen. Derartige Maßregeln gehören jedoch wohl mehr in den Rennstall als in den Reitstall, es sei denn, daß sie aus Sparsamkeit zur Anwendung kommen. Eine solche Matratze ist erheblich billiger als eine Streuunterlage, da dieselbe bei sorgsamer Behandlung monatelang liegen bleiben kann; freilich bedingt dieselbe vermehrten Eifer von seiten des Stallpersonals, wenn anders das Haar des Pferdes nicht leiden soll. Auch eine sogenannte „Dauerstreu" aus abgebundenem Richtstroh kann bis zu sechs Monaten ungerüht im Stalle liegen bleiben. Meine persönlichen Erfahrungen sprechen für eine Matratze von Torfmull oder Sägemehl mit einer darüber gebreiteten Krummstrohschicht, die täglich erneuert wird; dieses streut sich besser und ist erheblich wohlfeiler als das übliche Langstroh. Für völlige „Wechselstreu" bin ich aus den schon oben angedeuteten Gründen nicht. Die Torfmull- oder Sägemehlmatratze hat die unschätzbare Eigenschaft, die sich in jedem Stall entwickelnden Amoniakgase zu binden; infolgedessen herrscht in einem solchen Stalle stets gute Luft und da die obere Strohschicht stets trocken bleibt, so ist der Strohverbrauch ein viel geringerer. Je mehr das Pferd durch die Witterung auf den Aufenthalt im Stalle angewiesen ist, desto mehr sollte man ihm die Wohltat frischer Luft zukommen lassen.

Eine weiche aber trockene und völlig geruchlose Stallunterlage ist nicht nur für die Pflege des Hufes insonderheit die gesunde Entwickelung des Strahles unerläßlich, sondern sie ist zugleich der wichtigste Faktor der Stallhygiene; reine, gesunde Luft im Stalle hat sich bisher stets als der wirksamste Schutz gegen infiziöse Krankheiten erwiesen. Wenn das Trockenhalten und ein tägliches Erneuern der Streu hierfür Voraussetzung ist, so ist es nicht minder eine ausgiebige Ventilation zu jeder Jahreszeit. Dies soll nicht etwa heißen, daß man das Pferd vorsätzlich der Zugluft aussetze, oder dasselbe in der rauheren Jahreszeit nicht gehörig eindecke; letzteres ist schon des Haares halber geboten, um dem Pferde eine glatte, glänzende Jacke zu erhalten. Sehr zweckmäßig ist es, unter die wollene Stalldecke eine leinene, sogenannte Sommerdecke zu legen, weil diese dichter auf dem Haare anliegt. Bei empfindlicher Kälte während des Abhaarungsprozesses und wenn das Pferd geschoren ist, lasse man dasselbe auch während der Nacht eingedeckt; es erfordert dies freilich, daß man für jedes

Pferd zwei Garnituren Decken in Gebrauch nimmt, von denen man die schlechtere während der Nacht auflegt. Für die Sicherheit der Pferde rate ich von den Halftern mit großen Schnallen ab; ebenso muß der Anbinderiemen (dieser ist einer Kette vorzuziehen), am Ende mit einer Kugel versehen, frei durch den Anbindering laufen, um sogenannte Kettenhangverletzungen zu vermeiden. Am hübschesten und für einen Pferdekopf am kleidsamsten sind weiße Lederhalfter, die nach Bedarf getont werden, und darum stets neu und sauber aussehen. Auch darauf ist zu achten, daß die Obergurtkissen hinreichend gepolstert sind, nichts ist ärgerlicher — und leichter zu vermeiden, als ein Gurtdruck im Stall.

54. **Einrichtung des Stalles.** Daß im übrigen bei der Einrichtung und Ausstattung des Stalles alles sorgfältig vermieden wird, woran das Pferd sich verletzen kann, sollte sich in einem herrschaftlichen Stalle von selbst verstehen, es erweist sich aber leider immer wieder notwendig, vor dem Gebrauch eiserner Instrumente zum Reinigen der Hufe und zum Auflockern der Streu zu warnen.

Die Flankierbäume sind mit Stroh zu beflechten, Kastenstände mit Strohmatten auszuschlagen; da letztere leicht zu erneuern sind, so sind sie entschieden reinlicher als die eleganten Kokosmatten. Bei Schlägern bekleidet man die Zwischenwände des Kastenstandes mit einer mit Heu ausgepolsterten Sackleinwand; eine entsprechende Vorrichtung läßt sich auch an jedem losen Flankierbaum anbringen, um das Pferd vor dem Futterneid des Nachbarn zu schützen. Ist der Stall nicht sehr geräumig, so rate ich immer zu Anbringung solcher Flankierbäume; so wünschenswert es wäre, jedem Pferde einen Losstand zu gewähren, so sehr ist ein zu enger oder nur mittelmäßig breiter Kastenstand zu verdammen. Ein Vorschlag, der von dem bekannten Hippologen Major a. D. Schönbeck rührt, verdient meines Erachtens bei jeder Neuanlage oder Erbauung eines Stalles berücksichtigt zu werden: Zweifellos würden Stalluntugenden, wie Schlagen, Weben u. s. w. nur noch in den seltensten Fällen auftreten, wenn nicht gar ganz verschwinden, sobald man das Pferd mit dem Kopfe nach der Stallgasse stellt. Als Beweis führe ich an, daß der bösartigste Racker im Losstand lammfromm zu werden pflegt; bekanntlich verfolgt das Pferd in der Box alle Vorgänge im Stalle, anstatt stumpfsinnig die Wand anzustieren, und „Müßiggang ist aller Laster Anfang".

Befindet sich die Krippe an der Wand, so muß dieselbe (aus Zement oder Eisen) möglichst tief angebracht und in die Mauer hineingelassen sein, bezw. in einem massiven Krippentisch ruhen; hierdurch verhindert man sogleich, daß der verstreute und aus der Krippe gewischte Hafer in der Streu verloren geht, wie auch, daß das Pferd Kopf und Mähne unter der Krippe scheuert. Füttert man gebrühte Kleie, Malzkeime oder derartige Futterstoffe, die leicht sauer werden, so sei daran erinnert, daß die Krippe niemals Futterreste aufweisen darf oder auf dem Krippentisch. Ist dieser aus Holz, so ist es ratsam, ihn mit Blech zu benageln; im übrigen schützt man Holz durch einen Karbolineumanstrich vor dem Benagen seitens der Pferde. Eisenteile werden gegen Rost schwarz lackiert.

In der Anbringung hübscher Namentafeln, aus denen die Abstammung des Pferdes ersichtlich,

verrät sich das Interesse des Besitzers. Ebenso charakteristisch für die im Stalle herrschende Ordnung ist das Vorhandensein eines Thermometers, eine Beschlagtafel zur Kontrolle des Beschlages und einer Futtertabelle, aus der die Futterzeiten und die verschiedenen Tagesportionen zu ersehen sind.

Bei Anlage des Dammes ist darauf Rücksicht zu nehmen, daß die Pferde nicht auf demselben gleiten, was bei den kurzen Wendungen im Stalle seine Gefahr hat; rauhe Klinkerfliesen sind in dieser Hinsicht wohl das beste; zur Not hilft man sich, indem man trockenen Sand auf die Stallgasse streut. Was unnatürlich ist, ist ohne weiteres der Gesundheit schädlich; so werden die Hinterfesseln übermäßig angestrengt; wenn das Pferd tagein tagaus mit den Vorderbeinen höher steht als mit der Hinterhand. Die „Brücke" des Standes oder der Box muß daher vollkommen horizontal sein — am besten mit Fliesen gepflastert — und darf nicht nach dem Stalldamm hin abfallen. Die Untugend des „Webens" hat häufig ihre Ursache darin, daß der Boden nicht horizontal ist.

Früher war es Sitte, den Stall täglich längere Zeit dunkel zu machen; dies ist grundverkehrt: das Pferd ist ein Gewohnheitstier und wird auch am hellen Tage liegen; ein dunkler Stall wird fast immer warm und dumpfig sein. Abgesehen von dem freundlichen Eindruck sind Licht und Helligkeit ein wesentliches Ingredienz der guten Luft im Stalle. Wem helle Kacheln zur Bekleidung der Wände zu teuer sind, der begnüge sich mit einem weißen Kalkanstrich, der mehrmals im Jahre zu erneuern ist. Im Sommer dämpft man das Licht durch Fenstervorhänge aus billigstem blauen Schweizerkattun, oder durch Anstreichen der Scheiben; es empfiehlt sich dies nicht nur für die Augen des Pferdes, sondern auch zur Verminderung der Fliegenplage. Bei großer Hitze habe ich durch Aufhängen einer mit Wasser getränkten Sackleinwand in der Stalltüre vorzügliche Erfahrungen gemacht; trotzdem die Türe auch um die Mittagszeit offen stand, blieb die Temperatur im Stalle beständig angenehm.

55. Gesundheitspflege. Was die Gesundheitspflege des Pferdes im Stalle angeht, so erstreckt sich dieselbe, soweit sie in den Händen des Laien liegt, naturgemäß in der Hauptsache auf vorbeugende Maßregeln. Waschungen mit Fluidwasser und darauffolgender Streichmassage nach der Arbeit angewandt, sind ein bewährtes Kräftigungsmittel für Sehnen und Gelenke. In der Behandlung angegriffener Beine spielt das Kühlen oder noch besser Duschen mit einem kalten Wasserstrahl eine Hauptrolle; schon aus diesem Grunde darf in einem wohl ausgestatteten Stalle die Wasserleitung niemals fehlen. Was das Bandagieren im Stalle anbelangt, so gebe ich zu bedenken, daß dasselbe, wenn nicht völlig einwandsfrei ausgeführt, eher schadet, wie nützt. Ist die trockene Bandage zu fest angezogen, so erzeugt sie Blutstockungen, und bewirkt dadurch gerade Anschwellungen, statt sie zu verhüten. Die sog. Prießnitz oder Schwitzbandage wiederum wird wirkungslos, sobald die Feuchtigkeit aus der leinenen Bandage entweicht, und der Verband nicht rechtzeitig erneuert wird. Dies tritt immer ein, wenn die feuchte Binde durch die darüber befindliche wollene Wickel nicht genügend gegen den Zutritt der Luft abgeschlossen ist. Die Anwendung solcher Maßregeln setzt daher nicht nur großes Verständnis bei dem Stallpersonal, sondern auch eine

intensive Beaufsichtigung desselben voraus. Der dauernde Gebrauch von Stallbandagen verweichlicht überdies ein gesundes Bein in bedenklichem Maße und sollte daher tunlichst beschränkt werden. Sind die Beine nach dem Reiten warm, so bandagiere man sie naß; die Binde wird in Wasser und Essig getaucht (zu gleichen Teilen), der Zusatz von Essig erhöht die Kältewirkung und härtet das Bein ab. Greif- und Streichwunden müssen mit warmem Wasser ausgewaschen und mit einer Leinsamenkompresse behandelt werden, die Heilung wird durch Myrrhentinktur gefördert.

Sind die Verletzungen ernster Natur, oder ist ein Gelenk in Mitleidenschaft gezogen, so ist tierärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen. Letzteres wird nur allzu oft versäumt. Das Gebot, schon bei den ersten Anzeichen einer Erkrankung das Pferd aus dem Gebrauch zu nehmen, sollte unerbittlich gefordert werden, sobald es sich um Verletzungen des Rückens handelt. In sehr vielen Fällen wird nicht der Tierarzt, sondern nur der Sattler die Ursache eines Druckschadens konstatieren können, denn diese liegt in dem zerbrochenen oder schadhaften Bock des Sattels. Es folgt hieraus, daß in dieser Hinsicht vorbeugende Maßregeln ganz besonders am Platze sind: es genügt nicht, daß der Reiter sich nach dem Ritt von der Behandlung des Rückens überzeugt; die aufmerksame Beaufsichtigung des Sattelns und eine eingehende Untersuchung des Sattels muß des öfteren dem Ritte vorangehen. Ist das Unglück einmal geschehen, so sind warme Kompressen oder Prießnitzumschläge die landläufigsten Mittel. Sofern die Haut unverletzt ist, mag man die Stelle zuvor mit Fluid oder Ellimans Embrokation einreiben. Daß die zu Umschlägen benutzten Lappen oder Tücher tadellos sauber sein müssen, bedarf wohl keiner Erwähnung; dagegen sei ausdrücklich vor dem beliebten Talglappen gewarnt, der in der Satteldecke eingenäht wird. Kann man ausnahmsweise dem schadhaften Rücken nicht die nötige Zeit zur Heilung lassen, so schneide man aus einer mindestens zwei Finger dicken Filzdecke ein Stück heraus, so daß die verletzte Stelle freiliegt und gar nicht von dem Sattel berührt werden kann.

Ganz widersinnig ist auch das leider fast noch allgemein übliche Bearbeiten der erhitzten Sattellage mit Stroh, wodurch die ohnehin empfindliche Haut unnötig gereizt wird; man bediene sich statt dessen eines weichen Frottiertuches aus Naturwolle. Es liegt auf der Hand, daß speziell die Behandlung der Sattellage von Bedeutung ist und entsprechende Sorgfalt erfordert. Sehr günstige Erfahrungen habe ich — soweit die Jahreszeit es irgend gestattete — mit kaltem Abschwammen des Rückens unmittelbar nach dem Reiten gemacht. Nach größerer Anstrengung nehme man hierzu eine leichte Fluidlösung.

56. **Das Putzen.** Der Schwerpunkt der Stallpflege liegt überhaupt in der Abwartung des Pferdes nach verrichteter Arbeit, womit nicht etwa gesagt sein soll, daß ich gewöhnt bin, mich des Morgens auf ein völlig ungeputztes Pferd zu setzen; aber es genügt, wenn die Tiere am Morgen mit Kartätsche und Wischtuch von dem oberflächlichen Staube gereinigt werden. Den ominösen Striegel möchte ich aus meinem eigenen Stalle am liebsten gänzlich verbannt wissen, und ich glaube, wer edle Pferde im Stalle hat, wird mir beipflichten! Eine viel größere Rolle, als es meist noch geschieht, hat bei der

Toilette des Pferdes das Wischtuch zu spielen; dies ist etwas, was wir rückhaltlos aus der oft mißverstandnnen „englischen“ Stallpflege übernehmen sollten.

Die Säuberung des Kopfes darf nur im geringsten Maße mit der Kartätsche und in der Hauptsache nur mit einem leinenen bezw. wollenen Lappen geschehen. Selbstredend muß für die Reinigung jedes einzelnen Teiles, der Augen, Nüstern usw. ein besonderer Lappen vorhanden sein, der peinlich sauber gehalten und nie verwechselt wird; die allerschärfste Kontrolle des Stallpersonals ist in dieser Hinsicht dringend geboten. War die Mähne im Stall eingeflochten, so muß sie vor dem Reiten mit der angefeuchteten Mähnenbürste sorgfältig glatt gebürstet werden, wobei das Wasser in der Bürste keinerlei Spuren auf Hals oder Mähne hinterlassen darf. Da man eine dünne seidige Mähne als ein Zeichen von Adel zu betrachten pflegt, so zieht man Pferden mit einer dicken struppigen Mähne dieselbe aus; dies muß immer von unten geschehen, sonst stehen die abgebrochenen Haare in die Höhe, was einen höchst unsoignierten Eindruck macht. Ueberhaupt sollte der Gebrauch eines Kammes bei der Behandlung von Schweif und Mähne lieber vermieden werden und die Reinigung derselben nur mit Zuhilfenahme der Finger und der Mähnenbürste geschehen. Häufiges Anfeuchten der Mähne und des Schopfes mit Wasser ist für Lage und Wachstum derselben sehr dienlich; mindestens einmal wöchentlich lasse man eine gründliche Reinigung mit warmem Wasser und Schmierseife vornehmen. Die Schweifhaare müssen mit der Hand täglich glatt verlesen und vor dem Reiten stets von Staubteilen, Spreu usw. befreit werden. Der wallende Schweif spielt heutzutage nur noch in Romanen eine Rolle und ist in meinen Augen ebenso geschmacklos, wie die abgehackte Rübe. Selbstredend ist jedoch das Gebäude beim Reitpferd für die Schweiftracht maßgebend; lange schmale Pferde mit mattem Rücken werden z. B. durch einen kurz gehaltenen Schweif voller und geschlossener erscheinen. Ob der Schweif horizontal geschnitten wird oder spitz, d. h. nach seiner Haltung im Gange, ist Geschmacksache; bei Reitpferden freilich ist das letztere üblich. Was das Kupieren der Schweifrübe betrifft, so ist diese Sitte ja aus England zu uns herübergedrungen und da sich neuerdings jenseits des Kanals eine energische Bewegung gegen die Verstümmelung unseres edelsten Haustieres geltend macht, so steht zu hoffen, daß auch hier zu Lande allmählich eine Reaktion dieser Geschmacksverirrung eintreten wird. Nichts verunziert ein Pferd ähnlich und wirft ein gleich schlechtes Licht auf die Stallpflege, wie Scheuerstellen am Schweif und Mähne; die Entstehungsursache ist unweigerlich Unsauberkeit.

Sind solche Stellen jedoch einmal vorhanden, oder neigt ein Pferd besonders dazu, sich unter der Krippe oder an den Wänden seiner Box zu scheuern, so muß eine sogen. Schweif- bezw. Mähnenkappe zur Anwendung kommen. In Ermangelung letzterer tut es auch ein nasser Sack, der über die Mähne gebunden wird. Hat das Pferd im Stalle eine Halfter auf, so muß der Ansatz des Mähnenschopfes, der von dem Genickstück des Halfters bedeckt wird, öfters auf seine Reinlichkeit hin geprüft werden. Mangelt dieselbe, so pflegen Stallbedienstete dies mit Vorliebe damit zu entschuldigen, daß das Pferd „kopfscheu“ sei. In solchem Falle ist

das Auge des Herrn sehr von nöten. Beschäftigt man sich eingehend und geduldig mit dem Pferde, gewinnt man durch Liebkosungen und Leckerbissen, Mohrrüben, Zucker u. dergl. sein Zutrauen, so ist dasselbe stets in gar nicht langer Zeit zu kurieren; Pferde, die hartnäckig kopfscheu sind, d. h. aus Bösartigkeit — gibt es gar nicht, oder doch nur sehr selten; von 100 Fällen liegt die Schuld neunundneunzigmal auf seiten des Wärters. Eine Voraussetzung dafür, daß das Pferd sich willig am Kopfe abputzen und anfassen läßt, ist die, daß es dort nie mit dem Striegel malträtiert wird.

Ein großer, aber viel verbreiteter Unfug ist die Anwendung von Hufschmiere vor dem Reiten, um den Hufen Glanz zu verleihen, wodurch aber nur das Anhaften von Schmutz an der Oberfläche des Hufes befördert wird. Man begnüge sich vor dem Ausritt damit, den Strahl säubern und den Huf gründlich abwaschen zu lassen, dies wird nach dem Reiten wiederholt und dann der Huf mit reinem Schweinefett eingerieben; letzteres ist unentbehrlich, um dem Huf die nötige Feuchtigkeit zu erhalten. Das Polieren der Hufe mit einem Holzstab ist gewiß für die Sauberkeit des Tieres sehr dienlich und gefällig für das Auge, macht aber auf die Dauer den Huf allzu spröde. Abscheuern mit warmem Wasser und Sand, von Zeit zu Zeit angewendet — ist vorzuziehen. Bei nassem Wetter und tiefen, aufgeweichten Wegen ist zur Verhütung von Mauke auf das gründliche Reinigen und Trockenreiben der Köten nach der Rückkehr in den Stall besonderer Wert zu legen. Risse und wunde Stellen in der Fesselbeuge sind mit einem trockenen Desinfektionsmittel, Jodoformpulver und dergl. zu behandeln; bei Mauke ist die Anwendung von Kartoffelmehl ein bewährtes Hausmittel.

Was die erste Hilfeleistung bei Kolikerkrankungen anbetrifft, so empfehle ich dem Stallpersonal die militärische Anleitung zum Unterricht für Fahnenschmiede (Berlin, Mittler und Sohn) in die Hand zu geben.

Selbstredend läßt sich die gesamte Stall- und Gesundheitspflege des Pferdes nicht an dieser Stelle erschöpfend behandeln, die Fachliteratur weist Werke darüber auf. Vielleicht gibt das Gesagte dem einen oder anderen die Anregung zum Studieren derselben, dann wäre der Zweck dieser Zeilen erfüllt.

---

2. Rennsport.

„Pro patria est dum ludere videmur."

57. **Nationale Bedeutung.** Die Bedeutung einer leistungsfähigen, auf die Produktion eines harten und edlen Tieres gerichteten Landespferdezucht für unsere nationale Wehrkraft bedarf wohl keiner näheren Beleuchtung. Trotz aller Fortschritte der Feuerwaffen und der technischen Nachrichtenmittel hat die Reiterei von ihrer Bedeutung nichts eingebüßt; wohl aber hat der noch in stetem Zunehmen begriffene Wirkungsbereich der Schußwaffen für Kavallerie wie Artillerie die Notwendigkeit gezeitigt, im feindlichen Feuer auch größere Strecken

Aus dem Album der Sportwelt.

6. Rennbahn.

in schärfster Gangart zurückzulegen. Ueberraschendes Auftreten ist für die berittenen Waffen Vorbedingung jeden Erfolges; weit umfassende Umgehungen der feindlichen Flügel, Eilmärsche über Hunderte von Kilometern werden im Zukunftskriege für die großen Kavalleriekörper und die sie begleitende Artillerie an der Tagesordnung sein. Nur ein hart aufgezogenes Pferd von edlem Blut wird diesen Anforderungen entsprechen. Nimmt die Kaltblutzucht im Lande derart überhand, daß die Remontierung im Kriegsfalle auf das Ausland zurückgreifen müßte, so hieße dies die Schlagfertigkeit des Heeres in ernster Weise gefährden; darum hat der Staat in erster Linie die Verpflichtung, unsere inländische Warmblutzucht auf der Höhe zu halten. Die planmäßige, von Zeit zu Zeit wiederholte Zuführung von Vollblut in unsere einheimischen Schläge ist unentbehrlich. Die Erfahrung hat gelehrt, daß ohne solche Blutauffrischung eine Halbblutzucht, selbst bei Benutzung auf Leistung geprüfter Elterntiere und bei der härtesten Aufzucht ihren „Stahl" über vier bis fünf Generationen hinaus nicht zu bewahren vermag. — So viel, um auch dem Laien die nationale Bedeutung einer Vollblutzucht zu veranschaulichen. Ohne den Prüfstein der Rennbahn wird indessen auch das Vollblut gar bald seinen Charakter verlieren, gerade diejenigen Eigenschaften einbüßen, die es in die Remontezucht hineinpflanzen soll. Darum hat der Rennsport nicht nur Existenzberechtigung, sondern er ist direkt ein unentbehrlicher, durch keine andere Prüfung zu ersetzender Faktor für die Produktion eines kriegstüchtigen Armeepferdes: ohne Vollblut keine Remontezucht, ohne Rennen aber kein Vollblut! Mit Fug und Recht darf also der Sport auf dem grünen Rasen die eingangs vorangeschickte Devise auf sein Panier setzen; dient er doch einem hohen, nationalen Ziel. Da aber das Rezept noch nicht erfunden ist, nach dem eine Zucht nur Mutterstuten und Beschäler liefert, so muß der „Turf" auch den Nieten in der Zucht, d. h. den nicht zur Einstellung als Elterntiere in die Gestüte geeigneten Produkten die Gelegenheit gewähren, ihren Hafer zu verdienen. In diesem Sinne ist der Rennsport also Selbstzweck, deshalb aber nicht minder daseinsberechtigt; denn ohne die Möglichkeit, die Ausfälle ihrer Zucht auf der Rennbahn auszunützen, würde die ohnehin schon so große Opfer erheischende Produktion von Vollblut sich für den Züchter noch unrentabler gestalten.

58. **Zuchtprüfungen.** Die Zuchtprüfungen im eigentlichen Sinne — der sogenannte „legitime Sport" — spielen sich auf der Flachbahn ab. Abgesehen davon, daß das jugendliche Alter der zu prüfenden Tiere eine Ausnutzung über Hindernisse nicht unbeschadet zuläßt, wäre das Resultat bei einer Prüfung auf der Hindernisbahn allzu häufig von Zufälligkeiten abhängig, um einen reellen Maßstab zu liefern. Andererseits bedeutet eine reine Schnelligkeitsprüfung, selbst auf kurze Distanz, und der durch eine solche bedingte scharfe Training für den ganzen Organismus des jungen Tieres eine Probe, die hinlänglich die von dem Zuchtmaterial zu fordernde Widerstandskraft der Knochen, wie die für ein Vaterpferd so wichtige Treue des Temperamentes, die Gesundheit der Atmungsorgane u. s. w. garantiert.

Die Wagenrennen der römischen und griechischen Sage zeigen, daß schon das klassische Altertum die Prüfung der Kriegsrosse gebührend

einschätzte. Mehr den Charakter von Zuchtprüfungen dürften die schon in der ältesten Zeit bei den Arabern gebräuchlichen Matches getragen haben. Als die eigentliche Heimat unserer Rennen im heutigen Sinne gilt allgemein England. In das Mutterland des Sportes sind jedoch die Rennen auch erst durch römische Legionäre verpflanzt worden, die während der Residenz des Kaisers Severus in York (206 bis 210) auf arabischen Pferden dort Rennen abhielten. Interessant ist es — zumal bei dem heutigen Stande unserer Zucht im Vergleich zur englischen — daß Hugo Capet, der nachmalige König von Frankreich, seinem Schwager, König Athelstan, Rennpferde deutscher Herkunft schenkte. Mit dem zunehmenden Import orientalischer Pferde, der durch die Kreuzzüge neuen Impuls erhalten hatte, gewannen auch die Rennen an Verbreitung und Beliebtheit. Immerhin trugen dieselben zu jener Zeit noch mehr den Charakter von Volksbelustigungen; erst Karl II, der 1665 die sog. „Kings Plates" — unseren heutigen Staatspreisen vergleichbar — stiftete, brachte durch eine Art Reglement System in die Prüfungen, ihnen dadurch einigen Wert für die Zucht verleihend. 1727 erschien zum erstenmal der für alle Länder vorbildlich gewordene englische Rennkalender.

59. Entwicklung des Rennsports in Deutschland. Auch in Deutschland kamen bereits zu Ausgang des Mittelalters Pferdewettrennen auf, die zu Ehren fremder Fürstlichkeiten, bei den Vermählungsfesten hoher Adeliger, aber auch bei allgemeinen Volksfesten zur Erhöhung der Kurzweil abgehalten wurden. So berichtet eine Breslauer Chronik aus dem Jahre 1531 von einem Pferderennen, das alljährlich gelegentlich des „Crucismarktes" (am Tage der Kreuzerhöhung, 14. September) dort stattfand. Ebendort erstritt 1553 Erzherzog Ferdinand beim Wettrennen einen vergoldeten Kredenzbecher. Ueberhaupt handelte es sich bei den hippischen Kämpfen jener Zeit, um mich gemäß unseren heutigen Begriffen auszudrücken, um „Herrenreiten". Die Ehrenpreise freilich muten für unseren modernen Geschmack ein wenig seltsam an. So wird in einem „Rennbericht" von 1552 der Wert eines Rennens wie folgt angegeben: ein Ochse (dem Sieger), eine Büchse, eine Sau. Ein andermal waren „ein Becher, 30 Taler an Wert", 10 Ellen Sammet und 10 Ellen Damast ausgesetzt. Noch 1724 wurde in der schlesischen Hauptstadt ein Rennen um „einen Ochsen, einen Karabiner und ein Ferkel" gelaufen. Von Berufsreitern, Rennfarben, Gewichtsausgleich und all den Formalitäten des modernen Rennbetriebes war naturgemäß zu jener Zeit noch keine Rede; doch wird schon in Aufzeichnungen des Jahres 1638 eine „Wettlaufordnung" erwähnt. Nach dieser war die Benützung eines Sattels verboten; die Reiter mußten beim „hochedlen und gestrengen Rate" der Stadt die Erlaubnis zur Teilnahme an dem Rennen nachsuchen; war diese erteilt, so wurden die nunmehr konkurrenzberechtigten Pferde durch ein rotes Wachssiegel am Mähnenschopf bezeichnet. Der Start scheint in der Weise vor sich gegangen zu sein, daß an dem durch eine Säule bezeichneten Ziel ein Schuß gelöst wurde, worauf ein bei den Reitern aufgestellter Schütze am Ablaufpfosten antwortete. Die Entwicklung des deutschen Rennsportes, wenn man diese Bezeichnung überhaupt auf die hier soeben

gekennzeichneten Wettkämpfe anwenden darf, erfuhr durch die Wirren des Dreißigjährigen Krieges eine nachhaltige Unterbrechung. Auch in der Folge dürften die Wettrennen immer seltener geworden sein, in dem Maße, als die friderizianischen und später die napoleonischen Kriege den Pferdebestand unseres Vaterlandes gelichtet haben.

60. Einfluß des Rennsports auf die Landespferdezucht. Erst im zweiten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts fanden Rennen nach englischem Muster und mit der ausgesprochenen Bestimmung, der Hebung der Pferdezucht zu dienen, bei uns wieder Eingang. Das Land der Obotriden darf den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, die Wiege des deutschen Rennsportes (im heutigen Sinne) beherbergt zu haben. Ein mecklenburgischer Edelmann, Herr v. Biel-Zierow, benutzte seine durch Heirat geschlossenen Beziehungen zum Mutterlande der Vollblutzucht, um englisches Zuchtmaterial in seine Heimat einzuführen. Sein Beispiel fand verständnisvolle und begeisterte Aufnahme bei vielen seinen Nachbarn, wie den Grafen Hahn, Plessen, Bassewitz, Baron Maltzahn u. a., so entstanden in jener Zeit die Gestüte in Basedow, Ivenack, Walkendorf u. s. w., damit war der Boden, ja schon das Bedürfnis für rennmäßige Prüfungen der jungen Zucht geschaffen. Wiederum war es hier der Gestütsherr von Zierow, der dem jungen Sport die Wege ebnete, seine jenseits des Kanals gewonnenen Eindrücke und Erfahrungen in den Dienst der Allgemeinheit stellte. Ein besonderes und bleibendes Verdienst er-



7. „Ein knappes Ende“.

warb sich der „englische Baron", wie Biel scherzweise von seinen Landsleuten genannt wurde, um die Begründung und Entwicklung des Dobberaner Meetings, das damals schon alljährlich eine große Zahl fürstlicher Gäste neben dem gesamten Adel des Landes in dem mecklenburgischen Seebad „Am Damm" vereinigte. Das „Alexandrinen-Rennen", um den zum erstenmal von der damaligen Erbgroßherzogin, der Schwester Kaiser Wilhelms I, gestifteten Goldpokal, das noch heute gelaufen wird, übte damals selbst auf die Sportsmen und Herrenreiter Englands Anziehungskraft.

Neben Doberan waren in jenen Kindertagen des deutschen Rennsportes die Rennbahnen in Celle und Neustadt a. D., wo damals die später nach Graditz verpflanzte Vollblutzucht betrieben und ein fiskalischer Rennstall unterhalten wurde, von weitergehender Bedeutung. Damals wandten sich die Ausschreibungen des Rennsportes nicht so ausschließlich wie heute an die Fachkreise im strengen Sinne. Es gab kein Meeting, an dem nicht ein „Rennen der Landleute" oder „für Landwehrkavalleriepferde" zum Austrag kam; häufig stand auch ein Wettfahren oder eine Zugprüfung für Lastpferde auf dem Programm. Zweifelsohne trugen derlei Konkurrenzen dazu bei, das Interesse an den Vorgängen auf der Rennbahn zu verallgemeinern. In dem Maße, als der Rennsport sich heute nur an die eigentlichen Fachkreise, Züchter, Offiziere, Sportsmen, wendet, verfolgt das große Publikum die Vorgänge auf dem Turf mit geringerem Interesse — sehr zum Schaden der Sache.

Nächst Mecklenburg war es Schlesien, wo die deutsche Vollblutzucht Wurzeln schlug; hier waren es die Grafen Renard, Henckel, Baron Falkenhausen u. a., die sich um das Aufblühen des Rennsportes ein Verdienst erwarben. Allein die damals gebrachten Opfer sind zum großen Teil vergeblich gewesen; sie haben es nicht vermocht, die Vollblutzucht bei uns lebensfähig zu machen.

61. Die deutsche Vollblutzucht. Von den in jener Zeit begründeten Gestüten, deren Produkte Jahrzehnte hindurch auf den deutschen Rennbahnen ihrer Zuchtstätte einen rühmlichen Namen gemacht haben, ist heute kaum noch eine einzige im Betriebe. Gewiß schweren Herzens sahen sich die Söhne und Enkel jener Begründer des deutschen Rennsportes, die durch Stellung und Tradition zur Pflege der Vollblutzucht berufen schienen, gezwungen, ihrer Passion zu entsagen und sich vom Turf zurückzuziehen. Gewiß trug hieran die von Jahr zu Jahr wachsende wirtschaftliche Notlage unseres Großgrundbesitzes einen wesentlichen, wenn nicht den wesentlichsten Teil der Schuld; allein der unverkennbare Rückgang in Deutschlands Vollblutzucht war auch in der Sache selbst begründet, d. h. in den schwierigen Verhältnissen, mit denen der deutsche Rennsport noch bis vor kurzem um seine Existenz zu ringen hatte. Vollblutzucht und Rennsport stehen nun einmal in so enger Beziehung zueinander, daß es auch an dieser Stelle nicht möglich ist, den einen zu betrachten, ohne seinen Einfluß auf die andere, wenn auch nur kurz, zu streifen.

Es läßt sich nun einmal nicht leugnen, daß unsere einheimische Vollblutzucht dem klassischen Blute anderer, von der Natur mehr begünstigter Länder nicht ebenbürtig ist. Selbst die größten Geldopfer werden nicht im stande sein, den Einfluß der Scholle, d. h. der

Weide, auf dem z. B. das Vollblutfohlen in Irland aufwächst, auszugleichen. Man kann auch nicht überall Wein bauen, und ebensowenig kann man auf jedem Boden ein Blutpferd züchten! Das ist eine Wahrheit, zu der sich unsere Züchter — zu ihrem eigenen Schaden! — nur sehr ungern bekehren. Zu diesen Faktoren, die bei der Aufzucht des jungen Tieres von nachhaltigem Einfluß sind und die dazu beitragen, es frühreif und widerstandsfähig zu machen, kommt der Umstand, daß das mildere Klima in anderen Ländern den bei uns erst erheblich später einsetzenden Training bedeutend erleichtert; dies allein genügt z. B. schon, um die alljährlich bei dem internationalen Meeting in Baden-Baden zutage tretende Ueberlegenheit der französischen Vollblutpferde zu erklären. Die hier angeführten Tatsachen haben u. a. zur Folge gehabt, daß bis in die jüngste Zeit die gesamten Hindernisställe ihr Material fast ausschließlich der ausländischen Zucht entnahmen. Die in den eigentlichen Zuchtrennen erprobte Auslese der einheimischen Gestüte wird diesen zur Verwendung als Elterntiere wieder zugeführt; blieb für die Hindernisställe, also gerade für diejenigen Rennstallbesitzer, denen die Betätigung auf dem Turf nur Sport ist, der Ausschuß unserer Zucht, der solange die Hindernisrennen für Pferde aller Länder offen waren, nur geringe Aussicht hatte, mehr als seinen Hafer zu verdienen. Gerade für dieses überschüssige, zur Zucht untaugliche Material einen Absatz zu schaffen, wäre Sache des Hindernissportes. Seitdem die Jahr für Jahr sich wiederholenden Niederlagen unserer deutschen Zucht in den internationalen Konkurrenzen die Aufmerksamkeit der höchsten Stelle im Lande auf den Niedergang der deutschen Vollblutzucht gelenkt hat, weht ein frischer Zug über dem deutschen Turf, der auch die Segel der Vollblutzüchter mit neuen Hoffnungen füllt. Durch die Bevorzugung der Inländer, denen in Zukunft auch der größte Teil der Hindernisrennen reserviert bleibt, soll die Nachfrage nach inländischen Vollblutpferden belebt und dadurch die Rentabilität der Zucht gehoben werden. Allein vorerst ist nach den Jahren des Niederganges auch in quantitativer Hinsicht das Angebot so gering, daß die Preise für gute Inländer, die nach ihren Leistungen in einem Flachrennstall auch eine „Form" auf der Hindernisbahn zu versprechen scheinen, das Zahlungsvermögen der kleinen Hindernisställe, Offiziere und Amateursportsmen, meist überschreiten; auf die Flachställe bleiben aber die Züchter wie die Besitzer der Hindernisställe nach wie vor angewiesen; denn von den ersteren ist nicht zu erwarten, daß sie das junge Vollblutpferd bis zur Abgabe an den Hindernisstall drei Jahre lang unausgenutzt füttern; für jene aber würde dies den Ankauf eines Drei- oder Vierjährigen aus Züchterhand in einer Weise verteuern, die zu den Gewinnaussichten in keinem Verhältnis steht. Die Frage, ob es nicht auch im „legitimen Sport", d. h. auf der Flachbahn, am Platze sei, im Interesse der Entwicklung des künftigen Zuchtmaterials dieses erst in späterem Alter auf der Rennbahn zu prüfen, zum mindesten die Prüfung der Zweijährigen auf das Ende der Saison zu verschieben, ist gegenwärtig in Fachkreisen Gegenstand lebhafter Diskussion.

62. **Rennen für Zweijährige.** Einen in der englischen Vollblutzucht zu konstatierenden Rückgang, der in dem Exterieur, wie in den

Zuchtleistungen der Pferde zutage tritt, will man mit dem Ueberhandnehmen der zweijährigen Rennen begründen. Das Vollblutfohlen, dessen Alter von dem ersten Januar seines Geburtsjahres ab gerechnet wird, wird bereits als „Jährling“, nämlich im Spätherbst seines ersten Lebensjahres eingebrochen, d. h. an Sattel und Zaum gewöhnt. Im folgenden Jahre beginnt dann der Ernst des Lebens; und im Juni betritt der Zweijährige bereits den grünen Rasen, um sich mit seinen Altersgenossen zu messen, allerdings zunächst nicht über eine Entfernung von 1200 m und nur unter 55 kg. Die bedeutsamste Prüfung unserer Zweijährigen ist das Baden-Badener Zukunftsrennen, das über die Distanz von 1200 m alljährlich im August gelaufen wird. Der Ausgang desselben, im Verein mit dem „Preis des Winterfavoriten“, der während des Oktober-Meetings in Köln zur Entscheidung kommt, pflegt auf die Aussichten des künftigen Derby-Jahrganges ein Licht zu werfen. Gewiß wäre es für die Konstitution des jungen, noch in der Entwickelung begriffenen Tieres nur vorteilhaft, wenn die Zweijährigenprüfung erst möglichst spät im Jahre erfolgte; wenn nicht gar ganz unterbliebe; allein es ist nur die Elite der Nachzucht, die dermaleinst wieder ins Gestüt zurückkehrt; der Rest des Jahrganges aber kann nicht, wenn ich so sagen darf, seinem Züchter auf der Tasche liegen, bis sich in einem Hindernisstall ein Abnehmer findet. Darum haben die Zweijährigen-Rennen schon um ihrer selbst willen Berechtigung. Eine Prüfung auf längerer Distanz würde freilich grade diejenigen Eigenschaften auf die Probe stellen, die der Vollblutregenerator in die Landespferdezucht hineinpflanzen soll; allein es ist noch eine durchaus offene Frage, ob bei der Produktion eines Hauptbeschälers für die Halbblutzucht Stehvermögen oder das Blut einer Fliegerfamilie zu bevorzugen sei. Ein Fachwerk allerneuesten Datums*) bringt die Tatsache, daß trotz der Vergrößerung der englischen Vollblutzucht, die Beispiele für hervorragende Rennleistungen in höherem Alter seit Mitte vorigen Jahrhunderts immer seltener werden, mit dem Ueberhandnehmen der zweijährigen Rennen in Verbindung; dabei bleibt jedoch unberücksichtigt, daß die wahre Ursache dieser Erscheinung in dem veränderten Zuchtbetriebe liegt: Mit der wachsenden Ausdehnung der Zucht nämlich stiegen auch die Decktaxen, so daß es rentabler wurde, einen Hengst, der sich auf der Rennbahn nur einigen Ruf erworben hatte, bald aufzustellen, als ihn weiter im Rennsport auszunützen. Schon aus diesem Grunde und noch viel mehr im Hinblick auf die Erfahrung, daß daß dritte Lebensjahr das günstigste Alter für die Bedeckung der jungen Mutterstuten ist, erscheint der sonst an sich sehr sympathische Gedanke nicht ausführbar, das zur Zucht bestimmte Material noch über das vierte Jahr hinaus auf der Rennbahn zu prüfen. Nach Band XVIII des Gestütsbuches wurden 1079 Stuten bereits dreijährig gedeckt, nur 630 erst vierjährig.

63. **Die klassischen Prüfungen.** Das eigentliche, für die Zuchtqualität entscheidende Prüfungsjahr der jungen Hengste und Stuten, ist somit das dritte, das sogen. „Derby-Jahr“, so genannt nach der wichtigsten unserer klassischen Prüfungen, dem in Hamburg-Horn über den 2600 m-Kurs gelaufenen Derby,

*) v. Oettingen, „Zucht des edlen Pferdes.“

das alljährlich ausgangs Juni zur Entscheidung kommt und die besten Vertreter der einheimischen wie der österreichisch-ungarischen Zucht am Ablauf zu sehen pflegt. Die Einleitung zu den klassischen Kämpfen des Derby-Jahrganges bildet die „Union" (Wert 30000 Mk.), die im Juni auf der Bahn des Unionklub in Hoppegarten gelaufen wird. Zum letztenmal messen sich die Altersgenossen im „St. Leger" zu alljährlich auf dem Programm der deutschen Rennkampagne wiederkehren, und auf die Bezeichnung „klassisch" Anspruch erheben dürfen, weil sie die Elite der Flachrennställe zu vereinigen pflegen, und dadurch für die Einschätzung des demnächstigen Zuchtmaterials Bedeutung erhalten, so der „Große Preis von Berlin", der „Schwabenpreis in Stuttgart", „Bayernpreis in München", der „Große Hansa-



Aus dem Album der Sportwelt.

8. Morgenarbeit.

Hannover (Wert 30000 Mk.), das mit seinen 2800 m das Stehvermögen auf die Probe stellt. In allen Ländern, in denen von Rennsport und Vollblutzucht die Rede ist, gilt der Wurf nach dem „blauen Bande", wie man nach englischem Vorbild die vornehmste Dreijährigen-Prüfung zu nennen pflegt, dem Züchter als Ziel seines höchsten Ehrgeizes. Im „deutschen Derby" hat dieser Ruhm für den Sieger einen höchst realen, aber darum nicht minder angenehmen Beigeschmack in Höhe von 85000 Mark. Neben den drei genannten Prüfungen gibt es noch eine ganze Reihe von Ausschreibungen, die preis in Horn" u. v. a. Neben der Derbybahn in Horn bei Hamburg und der Bahn des Unionklubs in Hoppegarten sind die Rennplätze in Gotha, Frankfurt a. M., Köln und vor allem die Bahn des Internationalen Klubs im Oostal Schauplatz der bedeutsamsten Ereignisse unseres legitimen Sports. Neben den vorgenannten Konkurrenzen sind alle „Staatspreise" Zuchtprüfungen im eigentlichen Sinne, d. h. die Rennen um Staatspreise sind nur für Hengste und Stuten inländischer Herkunft offen. In den Rennen für Pferde gleichen Alters tragen Hengste zweijährig 55 kg, dreijährig 57 kg, vierjährig 62 kg;

Stuten, bezw Walache tragen in allen Flachrennen $1^1/_2$ kg weniger. In den Altersgewichtsrennen für Pferde verschiedenen Alters richten sich die von der Skala des Rennreglements vorgesehenen Gewichtsunterschiede der einzelnen Altersstufen nach der Distanz des Rennens und dem Alter der zu prüfenden Tiere; dergestallt, daß die Erlaubnis, die das jüngere Pferd von dem älteren erhält, mit der zunehmenden Entfernung wächst, während mit der fortschreitenden Saison die Gewichte der jüngeren Pferde sich erhöhen.

64. **Herrenreiten.** Es liegt in der Natur der Sache, daß die Zuchtprüfungen in der Regel von Jockeys, d. h. von Berufsreitern zu reiten sind; Herren würden selbst bei den größten Selbstkasteiungen ihr Gewicht kaum auf das für Dreijährige vorgeschriebene Maß herabdrücken können. Für ältere Pferde gibt es indessen auch auf der Flachbahn Konkurrenzen, die als Herrenreiten ausgeschrieben sind, so z. B. das im Zeichen des Offiziersportes stehende Prinz von Preußen-Rennen in Hoppegarten, das Silberne Pferd in Breslau, die Silberne Peitsche in Hamburg-Horn und das Doberaner Alexandrinenrennen. Selbstredend bedeuten diese Ausschreibungen nicht eine Prüfung für Zuchtmaterial, sondern sie dienen den Vereinen lediglich als Attraktion für das Publikum, das bei uns in Deutschland von jeher an den Herrenreiten mehr Geschmack findet. Indirekt fördern diese Prüfungen insofern auch die Zucht, als sie dazu beitragen, den Absatz der Gestüte zu erweitern. Die Offiziere, die in Deutschland das Hauptkontingent der Herrenreiter stellen, reiten in Uniform. Die den bürgerlichen Berufskreisen entstammenden Herrenreiter, die zur Ausübung des Sportes beim Unionklub eine Legitimation nachsuchen müssen, reiten ebenso wie die Jockeys im „Dreß", — der buntfarbigen Seidenbluse und Kappe — wobei der Reiter, der ein in fremdem Besitz befindliches Pferd steuert, die Farben des betreffenden Stalles zu tragen hat. Verstöße hiergegen werden nach dem von allerhöchster Stelle genehmigten Rennreglement mit hoher Geldstrafe geahndet. Bei der Anmeldung eines jeden Pferdes zum Rennen muß ein zuverlässiger Nachweis seiner Identität geführt werden; zu diesem Zwecke muß jedes im Inlande gezogene Voll- oder Halbblutpferd, ebenso die aus dem Auslande eingeführten, um die Konkurrenzberechtigung auf deutschen Bahnen zu erlangen, in die Listen des Unionklubs eingetragen werden. Wer hiergegen verstößt, ein Pferd unter falschem Gewicht ins Rennen schickt, seine Konkurrenten durch Kreuzen behindert, eine falsche Bahn einschlägt oder dgl. wird disqualifiziert, d. h. des Sieges verlustig erklärt.

65. **Gewichtsausgleich.** Um das von der Proposition verlangte, bezw. nach der offiziellen Gewichtstabelle vorgeschriebene Gewicht zu erreichen, müssen die Reiter „totes Gewicht" aufnehmen; dies geschieht in Gestalt von Bleiplatten, die an der Satteldecke in Taschen untergebracht werden. Vor dem Rennen wird jeder Reiter mit seinem Sattelzeug abgewogen. Die Reiter der plazierten Pferde, denen laut Richterspruch ein Preis zufällt, müssen sich nach dem Passieren des Siegespfostens noch zurückwiegen lassen; diese Kontrolle soll verhindern, daß ein Reiter etwa durch Fortwerfen des toten Gewichtes während des Rennens seinem Pferde eine Erleichterung verschafft.

66. **Start.** Da in den Rennen

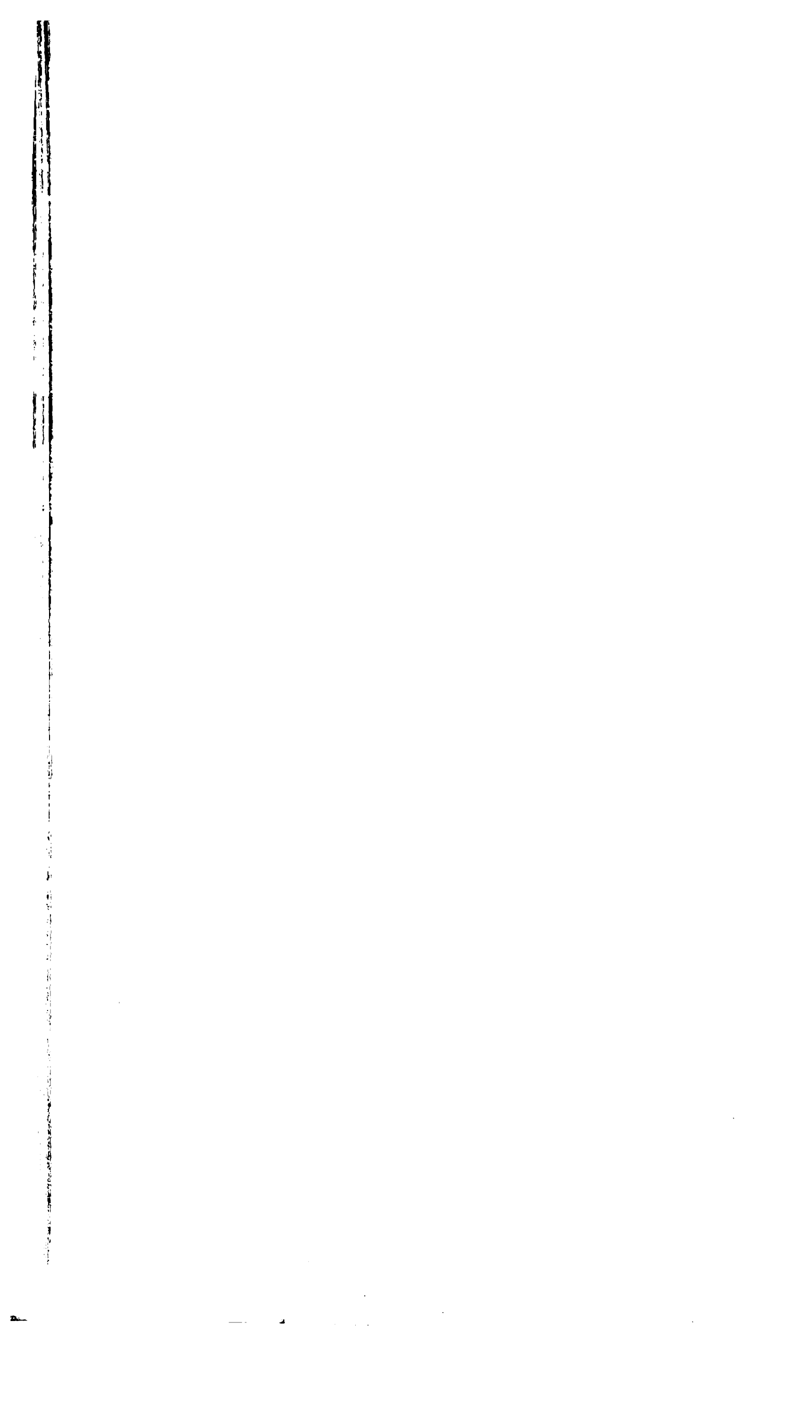
über eine kurze Distanz häufig schon der Start, d. h. ein beim Abspringen erwischter Vorteil den Ausschlag gibt, so hat sich, um die Reellität der Zuchtprüfungen zu garantieren, für die Flachrennen der Start mit der Maschine eingebürgert. Diese verhindert, daß der geübtere und rücksichtslosere Reiter sich beim Ablauf einen unerlaubten Vorteil verschafft. Durch ein über die Bahn gespanntes Netzwerk werden die Pferde in Reih und Glied gehalten, bis der Starter dasselbe durch Druck auf einen elektrischen Knopf hochschnellen läßt. In den Herrenreiten und in den Hindernisrennen, bei denen der Start infolge der weiteren Distanzen und der durch die Hindernisse bedingten Zwischenfälle nicht von so ausschlaggebender Bedeutung ist, hat sich noch das alte Verfahren des „fliegenden Starts" erhalten, bei dem der Starter die Reiter in einer Linie auf sich zukommen läßt und nach der Frage: „Sind die Herren fertig?" durch Senken der roten Starterflagge das Zeichen zum Abspringen gibt.

67. **Amerikanische Reit- und Training-Methode.** Eine epochemachende Umwälzung auch in den Rennbetrieb des Kontinents brachten die Amerikaner mit ihrer Reitweise, wie durch ihre Trainingmethode, denen es gelang, den bisher als Vorbild geltenden Engländern den Rang abzulaufen. Das Charakteristische des amerikanischen Trainingverfahrens ist das Galoppieren nach der Uhr, wodurch der Reiter in den Stand gesetzt wird, das Tempo im Rennen mit mathematischer Genauigkeit zu beurteilen und demgemäß mit den Kräften seines Pferdes hauszuhalten. Daneben werden die Pferde auch im Rennstall auf die natürlichste Weise aber hart gehalten, so daß dieselben mit freier Lunge, aber in gutem Futterzustand in das Rennen kommen. Dieses Prinzip ist naturgemäß auf das Temperament wie die ganze Konstitution der Tiere von günstigstem Einfluß, kommt also wiederum der Zucht zugute; ebenso wie die auch von den Franzosen angenommene Prüfung auf längeren Distanzen dazu beiträgt, das Zuchtmaterial zu verbessern. Die amerikanische Reitweise ist selbst auf unseren Herrensport nicht ohne Einfluß geblieben und verdient darum hier Erwähnung. Dem Sitz des amerikanischen Jockeys, der mit den Schenkeln an den Schultern des Pferdes über dem Widerrüst kauert, liegt der Gedanke zugrunde, daß durch die Entlastung des Rückens die abschnellende Kraft der Hinterhand gesteigert, der Galoppsprung dadurch gestreckter wird. Daß das Pferd bei dieser Haltung des Reiters leichter und darum williger galoppiert, liegt auf der Hand, ebenso aber auch, daß die Vorderbeine übermäßig belastet und folglich rascher verbraucht werden. Daß ein erstklassiger Jockey der alten Schule seinem amerikanischen Kollegen zum mindesten ebenbürtig ist, ist gewiß: der Hauptvorzug der neuen Reitweise ist eben der, daß sie gar keine Einwirkung auf das Pferd gestattet, nur einen absolut passiven Sitz von dem Reiter verlangt; infolgedessen kann dieser schon mit dem geringsten Grad von Vorbildung und ohne alle Routine ein Pferd im Rennen steuern, ohne es zu behindern. Mehr als ihrem Sitz danken die amerikanischen Berufsreiter ihre Erfolge wohl der Sicherheit in Beurteilung der pace und dem Prinzip, vom Fleck weg zu „gehen", d. h. die ganze Schnelligkeit ihres Pferdes einzusetzen.

68. **Großes Schiedsgericht.** In allen strittigen Fragen des Renn-

(Aus dem Album der Sportwelt.)

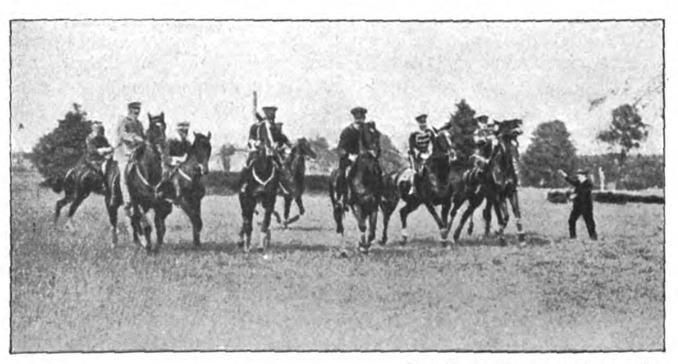
Frankfurter Rennbahn.



sportes entscheidet in Preußen das „Große Schiedsgericht in Rennangelegenheiten“. Diese Instanz, die ihren Sitz in Berlin hat, ist wie folgt zusammengesetzt: aus einem von Sr. Maj. dem Könige zu ernennenden Vorsitzenden, aus einem Rate des Landwirtschafts-, einem solchen des Justizministeriums und sechs technischen Mitgliedern bezw. deren Stellvertretern. Letztere werden von drei zu drei Jahren gewählt; und zwar entfallen zwei Stimmen auf den Unionklub, eine auf den Verband deutscher Reiter- und Pferdezuchtvereine. Alle übrigen Vereine, die sich dem Reglement anschließen und mindestens 6000 Mk. aus eigenen Mitteln jährlich für Rennpreise auswerfen, ernennen einen Deputierten, aus deren Mitte die drei anderen technischen Mitglieder des Schiedsgerichtes und deren Stellvertreter gewählt werden. Die Zentralstelle für den legitimen Sport im Königreich Preußen ist der (Berliner) Unionklub, der 1867 an die Stelle des 1830 begründeten Norddeutschen Jockeyklubs trat. Die Berliner Körperschaft bildet gewissermaßen eine Aufsichtsbehörde für alle offiziellen anerkannten Rennvereine, die zur Abhaltung von öffentlichen Rennen der Bestätigung durch den Unionklub bedürfen, in der Ausschreibung ihrer Propositionen von diesem überwacht und dafür auch durch Gewährung von Preisen finanziell unterstützt werden.

69. Provinz-Sport. Für diese kleineren Provinzvereine handelt es sich naturgemäß weniger um die Abhaltung von klassischer Zuchtprüfungen, als vielmehr darum, durch Ausschreibung von Konkurrenzen für den Ausschuß der Gestüte diesen einen Absatz zu schaffen. Diesem Zweck dienen in erster Reihe die Verkaufsrennen, in denen der Sieger bezw. die anderen mitlaufenden Pferde nach dem Rennen versteigert oder verlost werden, oder für einen gewissen Preis gefordert werden können. Letzterer wird in der Regel durch die Proposition festgesetzt, dergestalt, daß das Altersgewicht sich für jede 500 Mk. höher oder niedriger eingesetzt, entsprechend modifiziert; kommt der Sieger zur Versteigerung, so fällt ein event. Ueberschuß über den eingesetzten Preis an die Vereinskasse. In den Verlosungsrennen, die auf das große Rennbahnpublikum besondere Anziehungskraft zu üben pflegen, wird der Sieger unter allen Rennplatzbesuchern verlost, vorausgesetzt, daß der Inhaber des Gewinnloses den von dem Verein ausgesetzten Geldwert nicht vorzieht, wogegen das siegreiche Pferd seinem Besitzer verbleibt. Um auch dem bescheideneren Material der kleinen Ställe in der Konkurrenz mit der Elite ihrer Altersgenossen eine Chance zu geben, werden Handikaps oder Ausgleichsrennen ausgeschrieben, in denen jedes Pferd unter Berücksichtigung des Alters ein seinen bisherigen Rennleistungen entsprechendes Gewicht erhält. Die Ausrechnung dieser Gewichte geschieht im legitimen Sport durch den Handikapper des Unionklubs, für die Hindernisrennen durch den Handikapper des Berliner Vereins für Hindernisrennen. Durch die Zentralisierung dieser Funktion soll erzielt werden, daß die Chancen der einzelnen Pferde auf den verschiedenen Provinzplätzen mit gleicher Billigkeit gewahrt werden. Jeder Besitzer hat das Recht, nach Veröffentlichung der Gewichte in dem vom Unionklub redigierten Wochen-Rennkalender das für ein Handikap genannte Pferd gegen Hinterlegung des ersten Einsatzes

zu streichen; wird das Gewicht angenommen, d. h. das Pferd in dem Handikap stehen gelassen, so ist in der Regel ein zweiter Einsatz zu zahlen. Die Einsätze bezw. Reugelder dürfen seitens der Vereine nur zugunsten der in dem betreffenden Rennen startenden Pferde verwandt werden; setzt die Proposition nichts anderes fest, so fallen sie nach dem Reglement an den Sieger. Unter Reugeld ist diejenige, meist die Hälfte des Einsatzes betragende Summe zu verstehen, die der Besitzer zu zahlen hat, wenn das von ihm genannte Pferd sein Engagement nicht erfüllt. In den Altersgewichtsrennen, die nach der Skala gelaufen werden, werden die Aussichten der geringeren Klasse dadurch gehoben, daß Sieger für jeden Sieg in einer durch die Proposition zu bestimmenden Höhe bezw. für je einen in Summa gewonnenen Betrag ein Mehrgewicht aufzunehmen haben, während Maiden, d. h. Pferde, die noch niemals siegten, eine Gewichtserlaubnis erhalten.



Aus dem Album der Sportwelt.

9. Start Armee-Jagdrennen.

70. **Sweepstakes.** Da der Rennsport sich selbst ernähren muß, so leben bei den großen Unkosten durch Bahnpacht, Erhaltung der baulichen Anlagen u. s. w., diese kleinen Vereine gewissermaßen aus der Hand in den Mund. Da die vom Staat, vom Unionklub und dem Verein für Hindernisrennen gewährten Zuschüsse zur Dotierung eines ganzen Renntages zumeist nicht ausreichen, so sehen sich die Provinzvereine bei dem beschränkten Interesse, das das deutsche Publikum im allgemeinen dem Turf entgegenbringt, veranlaßt, die Rennställe selbst zur Aufbringung der Preise heranzuziehen. Es geschieht in der Form der sog. „Sweepstakes", bei denen der das Rennen proponierende Verein den Wert desselben garantiert, d. h. falls die Summe der Einsätze und Reugelder die ausgeschriebene Preishöhe nicht erreicht, schießt die Vereinskasse den Fehlbetrag zu. Der Ehrgeiz, wertvolle Rennen auszuschreiben, die auf Ställe und Publikum Anziehungskraft ausüben, führt grade die kleinen Vereine dazu, übermäßig hohe Einsätze, Bahngebühren, Startgelder u. s. w. zu erheben. Daß diese Besteuerung

der Rennställe nicht dazu beiträgt, die ohnehin schon so kleine Zahl der opferfreudigen Sportsmen zu erhöhen, bedarf wohl keiner Begründung; es läge also im allereigensten Interesse der Vereine selbst, die Kosten des Rennbetriebes nach Möglichkeit herabzusetzen. Die erwähnten Maßnahmen sind indessen ein Notbehelf, zu dem namentlich die kleineren Vereine sich gezwungen sehen, so lange ihnen die Gesetzgebung jene wohlwollende Berücksichtigung versagt, deren sich der Rennsport in anderen Ländern zu erfreuen hat, wenigstens in allen jenen Ländern, deren Vollblutzucht einen Ruf hat. Man braucht in dieser Hinsicht nur die Verhältnisse in Oesterreich, England und Frankreich mit den Zuständen bei uns zu vergleichen, um zu der Erkenntnis zu gelangen, daß die Not des deutschen Rennsports und damit der Tiefstand unserer Vollblutzucht von der zeitweisen Unterdrückung und der darauf folgenden übermäßigen Besteuerung des Totalisators herrührt.

71. Der Totalisator. Schon aus dem Vorstehenden dürfte zur Genüge hervorgehen, daß der auf dem grünen Rasen in Aussicht stehende Gewinn selbst in dem allergünstigsten Falle kaum ausreichen wird, die Unkosten eines im großen Stil betriebenen Rennstalles zu decken. Trainer und Stalljockeys beziehen heute auch bei uns Gehälter, wie man sie früher nur im Lande des Dollars und der unbegrenzten Möglichkeiten kannte. Wie wir gesehen haben, sind gleichzeitig infolge Beschränkung der Ausländerrennen die Ankaufspreise für inländisches Material gestiegen, ohne daß die Gewinnchancen für Pferde der Durchschnittsklasse sich deshalb gehoben hätten. Die Bevorzugung der Inländer hat vielmehr eine gesteigerte Einfuhr von Mutterstuten zur Folge, deren im Mutterleibe eingeführte Produkte, die sog. „Mockinländer" den einheimischen Gestüten mit Erfolg Konkurrenz machen. Die geringe Zahl wirklich erstklassigen Zuchtmaterials im eigenen Lande hat zudem schon ohnehin ein Dominieren einzelner Ställe gezeitigt, die sich wie die der Herren v. Weinberg, Baron Oppenheim, Kracker schon Jahre hindurch in dieser führenden Stellung auf dem Turf behaupten. Kurz, das Gros der Rennställe ist gradezu darauf angewiesen, in der Rennwette eine Rückversicherung für die dem Turf geopferten Summen zu suchen. Grade jene erwähnte Vorherrschaft einiger weniger Ställe und Gestüte, die sicherlich nicht zum besten des ganzen dient, ist aber eine Folge der bei uns herrschenden Wettverhältnisse. Während in einem Lande mit geregeltem Wettmarkt, wie z. B. England, ein durch die ganze Saison von Unglück verfolgter Stall durch eine einzige über ein gewonnenes Verkaufsrennen gelandete Wette den erlittenen Schaden decken kann, arbeiten die großen Rennställe bei uns ohne Ausnahme à fond perdu: im allergünstigsten Falle reichen die Gewinne grade aus, um die Unkosten zu decken; im anderen Falle aber vermögen die paar tausend Mark, die am deutschen Totalisator zu gewinnen sind, den Verlust nicht auszugleichen. An der öffentlichen Wettmaschine kürzt zudem jeder durch eine größere Einlage seine eigene Gewinnquote; bleibt also, da das Buchmachen in Deutschland verboten, nur noch die Anlage einer Wette bei einem der trotz aller Verbote noch heimlich florierenden Wettbureaus. Uebrigens hat die Aufhebung der letzteren bei uns nur zur Folge gehabt, daß alljährlich Unsummen deutschen Geldes

usländischen Wettbureaus an-
t und verloren werden, und
grade von solchen Elementen,
in Deutschland kaum je eine
ıbahn betreten. Diese Erfah-
z und die Erkenntnis, daß die
zen Massen ohne Totalisator
Rennbahn fernbleiben, lassen
um so unbegreiflicher erscheinen,
die Gesetzgebung daran fest-
t, durch eine derart hohe Be-
ıerung des Totalisators seine
rksamkeit in einer Weise einzu-
ränken, die die Rennvereine ihrer
ten Einnahmequelle beraubt.
itweise gänzlich untersagt, mußte
h die Wettmaschine jahrelang
nen Abzug von 20 Prozent ge-
llen lassen, der heute allerdings
ıf 10 Prozent herabgesetzt ist.
ie unmittelbare Folge dieser Maß-
egel war ein Heruntergehen des
ihrlichen Totalisatorumsatzes von
0 auf 6 Millionen Mark. In
frankreich, wo der Staat den
Renngesellschaften von der Totali-
atoreinnahme nur 2 Prozent für
Wohltätigkeitszwecke abzieht, beträgt
der Jahresumsatz an den Wett-
naschinen rund 225 Millionen
Francs. Von dieser Summe fließt
ein weiteres Prozent (also etwa
2 250 000 Francs im Jahre) in
den Säckel der fiskalischen Gestüts-
verwaltung; der Rest verbleibt den
Vereinen und kommt in Gestalt
von Rennpreisen und Züchter-
prämien wiederum der Pferdezucht
zu gute. Da der Einsatz an der
Maschine nicht wie die Wette beim
Buchmacher zu einem zuvor fest-
gesetzten Kurse gemacht wird, so ist
die Totalisatorwette nicht eine solche
im eigentlichen Sinne, sondern mehr
ein Lotteriespiel, bei dem die Ge-
winnquote sich aus der Summe der
auf das Rennen gemachten Ein-
zahlungen und der Zahl der auf
den Sieger gemachten Sätze ergibt.
Dadurch, daß man sich an diesem
„Lotteriespiel" schon mit einem
Einsatz von 10 und 5 Mark betei-
ligen kann, wird allerdings in
manchem Fall der Wettlust des
„kleinen Mannes" Vorschub geleistet.
Je mehr man diesem jedoch diese
Möglichkeit benimmt, desto mehr
treibt man ihn den skrupellosen
Inhabern ausländischer Wettbureaus
in die Arme, wo alljährlich Tausende
auf unkontrollierbare Weise der in-
ländischen Zucht verloren gehen.
Für die Rennstallbesitzer selbst böte
freilich die Konzessionierung ver-
antwortlicher Buchmacher, wie in
Oesterreich, den besten Ausgleich;
so lange man sich hierzu nicht ver-
stehen will, wird auch in Deutsch-
land von einem Jährlingsmarkt
nie die Rede sein. Die Preise für
Jährlinge wie überhaupt die Nach-
frage nach inländischem Material
würden sich ohne weiteres heben,
sobald die kleineren Rennställe durch
einen geregelten, vom Staat über-
wachten Wettmarkt in die Lage
versetzt sind, ihr Budget zu regu-
lieren.

72. Der Hindernissport. Es
bleibt noch in Kürze der Hindernis-
sport zu betrachten, den „Sport
zwischen den Flaggen", wie man
ihn auch nennt, weil die Hindernis-
rennen nicht wie die Prüfungen
der Flachbahn auf einem einge-
friedigten Kurs, sondern von Hinder-
nis zu Hindernis, die von roten
und weißen Flaggen eingerahmt
sind. Nicht ausgeflaggte Hinder-
nisse brauchen im Rennen nicht
gesprungen zu werden. Auch die
Ecken werden in der gleichen Weise
durch Wendeflaggen kenntlich ge-
macht, derart, daß rote Flaggen
rechts, weiße links gelassen werden.
Nach Art der Hindernisse unter-
scheidet man im „illegitimen Sport",
— so wird der Hindernissport im
Gegensatz zu den „legitimen Zucht-
prüfungen" bezeichnet, — Hürden-

rennen und Steeplechases oder Jagdrennen.

73. Hürdenrennen. Die Hürdenrennen stellen an das Springvermögen der Pferde die geringsten Anforderungen, da diese durch die mit Weidenstrauch oder Ginster ausgesteckten Hürden oben durchspringen können. Infolgedessen gekennzeichneten Natur der Hürdenrennen, daß dieselben meist als Jockeyrennen ausgeschrieben werden, denn nach der vom „Reglement für die Flachrennen und Rennen mit Hindernissen im Preußischen Staate" vorgeschriebenen Tabelle der Altersgewichte für Hindernisrennen erniedrigt sich das Gewicht

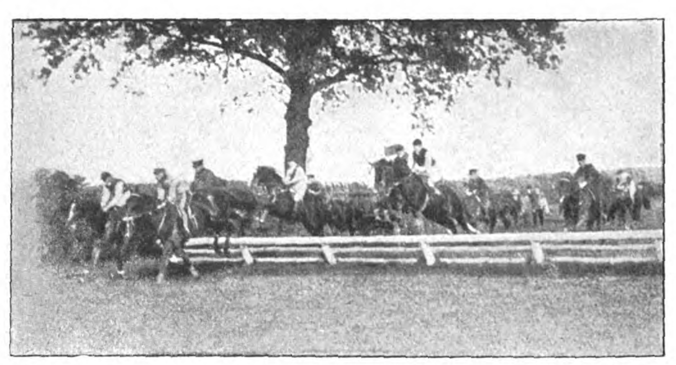


10. Rückkehr zur Wage.

dienen die Hürdenrennen vielfach dem jungen, von den Flachställen abgestoßenen Material als Vorbereitung für die Steeplechasebahn. Da die Hürdenrennen entsprechend dem leichteren Charakter ihrer Sprünge und der kürzeren Distanz sich in der pace kaum von den Flachrennen unterscheiden, so lernen die angehenden Steepler auf diese Weise wenigstens sehr schnell zu springen. Es liegt in der hier für Berufsreiter um 5 kg unter die für Herren vorgeschriebene Skala. Es gibt indessen, namentlich in der Provinz, eine ganze Reihe von Hürdenrennen, die von Herrenreitern zu bestreiten sind; eine einzigartige Rolle spielt in dieser Hinsicht z. B. der historische Rennplatz Doberan, wo außer den legitimen Zuchtprüfungen überhaupt nur zwei von Herren bezw. Offizieren zu reitende Hürdenrennen

zur Entscheidung kommen. Das bedeutungsvollste Ereignis auf der Hürdenbahn ist das mit einem Staatspreis von 10 000 Mk. und 700 Mk. Staatszüchterprämie ausgestattete „Haupthürdenrennen für Dreijährige", das alljährlich im Herbst auf der Karlshorster Bahn bei Berlin gelaufen wird. Eine Astalogie findet diese unter Jockeys berittenen Prüfung auf der Steeplechasebahn in dem für Verjährige reservierten „Hauptjagdrennen", das gleichfalls auf der Bahn des Vereins für Hindernisrennen während des Herbstmeetings zur Entscheidung kommt. Das mit einem Staatspreis von 15 000 Mk. ausgestattete Rennen ist von Herren zu reiten.

74. **Jagdrennen.** Es liegt in der Natur der Sache — den längeren Distanzen der durch die schwereren Sprünge gemäßigten Pace, dem älteren Pferdematerial und den höheren Gewichten, — daß die Steeplechasebahn die eigentliche Domäne der Herrenreiter ist. Wie die Rennen in ihrer heutigen Gestalt überhaupt, so ist auch das „Steeple-Chasing" von England zu uns herübergekommen. Die Wiege des deutschen Hindernissports stand in Mecklenburg, wo 1828 die erste Steeplechase vom Grafen Hahn-Basedow gewonnen wurde. Die Hindernisrennen jener Zeit bewahrten zunächst auch vollkommen den improvisierten Charakter der englischen „Steeplechase", d. h. sie wurden über ein beliebiges Gelände nach einem Kirchturme oder sonst weit sichtbaren Zielpunkt geritten.



Aus dem Album der Sportwelt.

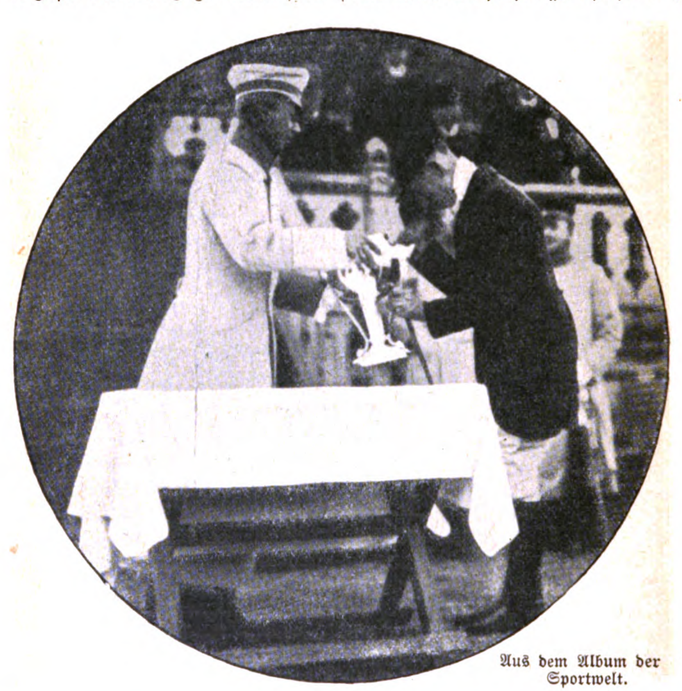
11. Koppelrick Karlshorst.

Mit dem Anschluß der Hindernisrennen an den legitimen Sport und ihrer Verlegung aus dem offenen Gelände auf die öffentliche Rennbahn haben die Steeplechases im Lauf der Jahre immer mehr ihren ursprünglichen Charakter verloren, so daß die „Jagdrennen" heute nur noch in den seltensten Fällen auf diese Bezeichnung mit Berechtigung Anspruch machen können. Die wirklichen Jagdsprünge, — Mauern, Wälle, Koppelricks, — werden auf der Hindernisbahn heutzutage immer seltener; auf den meisten Plätzen findet man nur noch Hecken und niedrige, von einer leichten Hecke gekrönte Wälle oder Gräben mit

einer Hürde oder Hecke davor, über die jedes „Hürdenpferd" mit Ehren hinwegkommt. Wie der legitime Sport seine Zentralstelle im „Unionklub" hat, so findet der Hindernissport die Vertretung seiner Interessen an erster Stelle durch den 1881 begründeten (Berliner) „Verein für Hindernisrennen", der neben der Pflege des Hindernissports auf seiner eigenen Bahn in Karlshorst, sowie auf den unter seiner Regie stehenden Plätzen Harzburg und Heringsdorf eine große Zahl von Provinzvereinen durch Gewährung von Preisen unterstützt. Die Mehrzahl der kleineren Provinzialvereine ist zudem dem „Verband der deutschen Reiter- und Pferdezuchtvereine" angeschlossen, der sich die Förderung und einheitliche Ausgestaltung des Sportes auf den kleinen Plätzen zur Aufgabe gemacht hat. Außer der Reichshauptstadt mit ihren drei Bahnen, — Hoppegarten, Karlshorst und Strausberg (zu denen sich in diesem Jahre noch die neue Grunewaldbahn gesellt), — zählte der letzte Jahresrennkalender 106 Plätze, auf denen öffentliche Rennen abgehalten wurden. Da es sich für die große Masse dieser kleinen Rennplätze nicht um eine Prüfung der Zucht im strengen Sinne handelt und die Hindernisrennen begreiflicherweise auf das Publikum die größte Anziehungskraft üben, so führen die Rennen auf den kleinen Provinzbahnen vorzugsweise, wenn nicht ausschließlich über den geflaggten Kurs. Bei dem Anwachsen der Renntage (1908 waren es 333), die sich während $7^1/_2$ Monate meist auf die Sonntage verteilen, ist es unvermeidlich, daß oft eine größere Zahl von Meetings zusammenfällt. Schon hieraus folgt, daß ein größerer Prozentsatz der im Reiche gelaufenen Hindernisrennen den Berufsreitern überlassen bleiben muß. Die vornehmsten Ereignisse unserer Hinderniskampagne sind jedoch den Herrenreitern vorbehalten, so die mit 30 000 Mk. für den Sieger ausgestattete „Badenia" in Mannheim, das „Alte Badener Jagdrennen" (Wert 13 000 Mk) im Oostal, der in Höhe von 31 000 Mk. garantierte „Große Preis von Karlshorst".

75. Offiziersport. Während im Auslande Herren und Jockeys in den Hindernisrennen miteinander konkurrieren, ist es den Offizieren bei uns untersagt, gegen Berufsreiter in Konkurrenz zu treten. Darauf dürfte die in Deutschland durchgeführte scharfe Trennung zwischen „Herrenreiten" und „Jockeyrennen" zurückzuführen sein. Die Berechtigung dieser Maßregel muß einleuchten, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Armee es ist, die das Hauptkontingent unserer Herrenreiter stellt; unter 285 Herren der diesjährigen Siegerliste befinden sich nur 35 Nichtmilitärs. Im ganzen wurden im Vorjahre überhaupt nur 62 Zivilisten vom Unionklub als „Herrenreiter legitimiert". Namentlich auf den Provinzbahnen ist die bunte Seidenjacke des „Herrenreiters" ein selten gesehener Anblick, so daß man mit Fug und Recht sagen darf, der deutsche Hindernissport steht im Zeichen der Uniform. Mit Ausnahme einiger weniger im roten Rock zu reitender Konkurrenzen, wie das „Parforcejagd-" und das „Hubertusjagdrennen in Karlshorst" reiten unsere Offiziere auch auf der Rennbahn in Uniform. Das wichtigste Ereignis des Offiziersportes und vielleicht in gesellschaftlicher Beziehung das vornehmste Ereignis unserer Hinderniskampagne ist das „Große Armeejagdrennen" zu Hoppegarten, das seit dem Jahre 1863 alljährlich

vor den Augen des obersten Kriegsherrn ausgetragen wird. Ein Gegenstück zu diesem Rennen um den Ehrenpreis des Kaisers bildet das für Inländer reservierte „Kaiserin Augusta Viktoria-Jagdrennen", das kunft auch das „Kronprinzeß Cäcilie-Jagdrennen" zu werden, das der Kölner Rennverein 1908 zum erstenmal zur Ausschreibung brachte. Außer dem Hoppegarter „Armee-" und dem Karlshorster „Kaiserpreis",



Aus dem Album der Sportwelt.

12. Der Kronprinz überreicht dem Sieger im „Parforce-Jagdrennen" zu Karlshorst (Lt. v. Raven, 9. Ul.) den Ehrenpreis.

alljährlich in Gegenwart der Majestäten am Tage des Hansapreises auf der Horner Bahn gelaufen wird und außer mit dem von der Kaiserin gespendeten Ehrenpreis von der Stadt Hamburg und dem dortigen Rennklub mit 30000 Mk. ausgestattet ist. Ein Rennen von ähnlicher Bedeutung verspricht in Zu- die die Elite unserer Offizierställe am Ablauf zu vereinigen pflegen, weist fast jede Provinzialhauptstadt ein Rennen um den Ehrenpreis des Allerhöchsten Kriegsherrn auf, das den Offizieren des betreffenden Armeekorps reserviert ist.

76. Der „kleine Herren-Sport". Die Provinz ist das eigentliche Feld

des Offiziersportes. Neben den öffentlichen Rennen, die im offiziellen Rennkalender ausgeschrieben werden, wird wohl in jeder Garnison gelegentlich ein Meeting improvisiert, das den Offizieren einzelner Truppenteile oder den Anwohnern der Nachbarschaft, den Mitgliedern eines Jagdreiter-Vereines oder dergl. reserviert ist. Diese Rennen, in denen Chargen- und Dienstpferde um Ehrenpreise konkurrieren, oder die für „Reitpferde oder solche Pferde reserviert sind, die nie zuvor in öffentlichen Rennen gestartet wurden", gehören unter die Rubrik des sog. „Kleinen Herrensportes". Zu der gleichen Kategorie gehören auch landwirtschaftliche Rennen und Meetings, wie sie nach dem Manöver oder am Schlusse einer Jagdsaison veranstaltet werden. Werden diese Konkurrenzen nicht im Wochen-Rennkalender ausgeschrieben und nicht mit Geldpreisen dotiert, so gelten dieselben nicht als „öffentliche Rennen", werden mithin bei Berechnung der Pönalitäten für öffentliche Rennen nicht in Betracht gezogen. Mag das Interesse an Prüfungen dieser Art ein noch so lokales sein, so haben sie doch den unbestreitbaren Wert, dem jungen Offizier eine Vorübung für die Rennbahn zu gewähren und — sofern sich solche Ausschreibungen nicht ausschließlich an das Offizierkorps wenden, dem Pferde- und Reitsport manch neuen Jünger, der Zucht damit neue Konsumenten zuzuführen.

77. **Halbblut-Sport.** Die Beschränkung der Ausländerrennen, so wünschenswert dieselbe im Interesse des deutschen Vollblutzüchters sein mochte, erwies sich für den Offiziersport zunächst als eine zweischneidige Maßregel: derselbe basierte bis dahin nahezu ausschließlich auf der ausländischen Zucht, da Inländer von gleicher Qualität den beschränkten Mitteln der kleinen Offizierställe nicht zugänglich waren. Abgesehen hiervon war die inländische Vollblutzucht zunächst auch quantitativ gar nicht in der Lage, den Bedarf des Offiziersportes zu decken. Ostpreußen, wo dank des auf breitester Basis blühenden Halbblutsportes man seit Jahren bereits in den Rennställen keinem Ausländer mehr begegnete, zeigte den Weg, der den Offiziersport in gesunde und lebensfähige Bahnen lenken mußte. Durch den Ausbau der Halbblutrennen ist heute dem Offizier im ganzen Reiche ermöglicht, mit seinem Dienst- und Jagdpferd die Freuden des Rennreitens kennen zu lernen. Von einem „legitimen" Halbblutsport, d. h. einer klassischen Prüfung des jungen, zur späteren Einstellung in die Gestüte bestimmten Zuchtmaterials ist natürlich nur in den eigentlichen Halbblutzucht-Provinzen, Ostpreußen, Hannover usw. die Rede. Allein auch die Entwickelung des Halbblut-Hindernissportes bleibt für die Zucht nicht ohne Nutzen, indem sie die Nachfrage nach inländischen Halbblutpferden vermehrt und den Absatz der sog. Remonteprovinzen erweitert. In dieser Hinsicht ist es sehr dankbar zu begrüßen, daß auch Karlshorst alljährlich im Herbst eine Reihe von Halbblutprüfungen auf das Programm setzt, in denen die Vertreter der verschiedenen Halbblutzuchten sich vor der breiteren Oeffentlichkeit messen können. Die wertvollste Halbblutprüfung des deutschen Turfs ist der von dem Westpreußischen Reiterverein ausgeschriebene „Große Preis von Zoppot" (Wert 5000 Mark), der über 4500 m der Zoppoter Steeplechasebahn führt. Um einen unmittelbaren Gewinn für die Zucht daraus

zu ziehen, wäre es zu wünschen, daß in allen Halbblutrennen, auch wenn sie sich zwischen den Flaggen abspielen, für den Züchter des Siegers eine Prämie ausgesetzt würde. Es liegt in dem Charakter des Halbblutsportes, der sich an das Jagd- und Kampagnepferd wendet, wie auch in der Natur des Halbblutpferdes begründet, daß der Halbblutsteepler sich im Privattraining besser entwickelt, als im öffentlichen Trainerstall. Darum ist der Halbblutsport besonders dazu angetan, auch solche Kreise dem Rennsport zuzuführen, denen ihre Mittel eine Betätigung auf dem Turf sonst nicht gestatten würden. „Diese Arbeit," schreibt Landstallmeister von Oettingen über die Schulung von Steeplern für schwere Hindernisbahnen, „gehört in das Bereich der Herrenreiterei, in der wohl Deutschland obenan steht. Diese Arbeit wird auch die Passion und die Kenntnisse befördern, die zukünftige Vollblut- und Halbblutzüchter schafft, und schließlich wird diese Arbeit durch Belebung des Sportsinns den Wagemut erzeugen und beleben, der sonst in langen Friedenszeiten leicht schwindet und ohne den jedes Volk frühzeitig altert."

---

3. Parforcejagd.

„Hunting necesse est,
vivere non necesse est!"

78. **Historische Meuten.** In dem Maße, als der Rennsport in Deutschland aufgeblüht, ist der „Sport in Rot" bei uns zurückgegangen. Eine nach der anderen jener alten berühmten Meuten, wie die Walsroder, die Lippspringer, die Crentzower, die uckermärkische, die schlesische, die Lissaer u. a. m. haben der mehr lukrativen Zuckerrübe, dem unerbittlichen Dampfpflug weichen müssen. Selbst Ostpreußen, das historische Land der Halbblutzucht, ist dem Sport in Rot verloren, denn seit Anfang der 90er Jahre hat die ostpreußische Hasenmeute, die zuletzt von Herrn von Perbandt-Langendorf geführt wurde, aufgehört zu existieren. Der „Goldadler", jenes historische Gasthaus an der Straße von Königsberg nach Insterburg, wo sich die Offiziere der ostpreußischen Kavallerie-Regimenter mit den Gutsbesitzern vereinigten, wo während der Jagdzeit Bälle arrangiert und Rennen geritten wurden, liegt heute einsam und verlassen.

79. **Die Hinterpommersche Parforcejagd.** Gleich der Stargordter Meute, die heute noch in Hinterpommern jagt, stammte die ostpreußische aus dem in so hohem Rufe stehenden Kennel des Grafen Lehndorff-Steinort. Die Hälfte dieser alten „ostpreußischen Hasenmeute", welche Graf Lehndorff 1851 in Gemeinschaft mit seinem Schwager, Exzellenz Graf Borcke-Stargordt, aus den Ueberresten der Gräflich Hahn-Basedowschen und der Hasenmeute des Herzogs von Braunschweig gegründet hatte, wurde 1863 nach Hinterpommern verpflanzt, wo ihr Blut noch heute im Stargordter Kennel erhalten ist. Der älteste Sohn des Grafen, Herr

von Borcke-Molstow, führt zurzeit die Hunde, die von Mitte September bis zum Hubertustage dreimal wöchentlich jagen. Die Rendezvous erstrecken sich von Stargordt und den umliegenden Gütern bis in die Gegend von Labes und Regenwalde.

80. Neubrandenburg-Pasewalker-Parforce-Jagdverein. Neben Pommern ist heute Mecklenburg noch allein das gelobte Land für den „Mann in Rot". Während die Malchiner Hirschjagden, die Ivenacker und Basedower Fuchsmeuten längst der Vergangenheit angehören, reitet heute der Enkel mit der gleichen Begeisterung wie einst der Großvater hinter dem flüchtigen Lampe. 1864 hatte Graf Bassewitz-Burgschlitz in England fünfzehn Koppeln Beagles erstanden. Diese fielen jedoch schon nach kurzem einer Tollwutepidemie zum Opfer, nur zwei Hunde blieben verschont und haben ihr Blut in der heutigen Neubrandenburger Meute fortgepflanzt. Die Meute wurde damals durch Ankauf von 10 Koppeln in England wieder komplettiert. 1865 legte Herr von Oertzen-Lübberstorf, der die Meute seit ihrer Entstehung geführt hatte, sein Amt nieder, und die Meute ging in die Hände einer Aktiengesellschaft über, deren Protektorat Seine Königliche Hoheit der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz übernahm. Nachdem die Funktionen des Masters zehn Jahre lang von Baron v. Maltzahn-Peccatel, Herrn von Engel-Breesen und Herrn von Oertzen-Cosa gemeinsam ausgeübt worden waren, wurden sie 1875 in der Hand des letzteren vereinigt. Herr von Oertzen führte der Meute aus dem Kennel des Grafen Lehndorff-Steinort frisches Blut zu und der Erfolg zeigte sich 1881, wo bei dem Probejagen sämtlicher deutschen Meuten in Hannover die Neubrandenburger den Preis davontrug. Wegen hohen Alters gab Herr von Oertzen, übrigens ein Sohn des ersten Masters, 1891 die Führung der Meute an Herrn v. Dewitz-Miltzow ab. Dieser gab 1905 die Masterschaft ab, und die Zukunft derselben war damit ernstlich in Frage gestellt. Indessen durch das Eintreten der Königin-Kürassiere ist es gelungen, das Fortbestehen der Parforcejagd für die nächsten Jahre zu sichern, indem der aufgelöste Neubrandenburger Verein sich als Neubrandenburg-Pasewalker Parforce-Jagdverein neu konstituiert hat. Die Kennels sind in Neubrandenburg verblieben, für die Jagdzeit nimmt die Meute in Friedland Quartier, von wo sie im wesentlichen die alte historische Gegend von Miltzow, Schönebecker Windmühle usw. bejagt. Für einen Teil der Saison werden die Hunde in Pasewalk untergebracht; wo Rittmeister von Borcke, ein Sohn des Stargordter Masters, dieselben führt. Bei den Jagden in Mecklenburg übt Baron von Brandenstein-Hohenstein das Amt des Masters aus. Herr von Brandenstein ist nicht nur selbst ein Veteran der alten Neubrandenburger Meute, der den ehemaligen „followers" des Herrn v. Dewitz-Miltzow dafür bürgt, daß der neue Parforceverein im alten Geiste fortgeführt wird, sondern seiner Liebenswürdigkeit und Tatkraft ist es gelungen, ein erhebliches Terrain für die Jagdfolge dazu zu gewinnen, so daß die Rendezvous der Neubrandenburger-Pasewalker Meute sich heute bis in die Gegend von Anklam erstrecken.

81. Ludwigslust-Parchimer Parforce-Jagdverein. In Mecklenburg-Schwerin blüht der Ludwigslust-

Parchimer Parforce-Verein. Die Meute, die während des ganzen Oktober und November je vierzehn Tage abwechselnd in Ludwigslust und Parchim jagt, wurde 1868 von dem Offizierkorps der mecklenburgischen Regimenter in England angekauft. Wie in Strelitz hat sich auch hier die Meute der Gunst des Landesherrn zu erfreuen gehabt, die sich nicht nur in pekuniärer Hinsicht, sondern vor allem durch die Ueberlassung von Dominialfeldmarken zur Jagdfolge betätigt. Seine Königliche Hoheit der Großherzog Friedrich Franz IV pflegt selbst kaum ein Rendezvous auszulassen, häufig von seiner hohen Gemahlin begleitet.

Von den Namen, die alljährlich auf den Rendezvouszetteln wiederkehren, sind die Dambecker Wiesen in der Umgegend der kleinen Landstadt Grabow wegen ihrer Wassersprünge bei allen Jagdreitern weit über die Grenzen Mecklenburgs hinaus bekannt. —

82. **Broocker Meute.** Abgesehen von den Militärreitinstituten, wo das Jagdreiten für den Kampagnereiter zum täglichen Brot gehört, gibt es außer den mecklenburgischen Dragonern nur noch ein Regiment, das auf freier Wildbahn hinter einer eigenen Meute jagt; denn selbst in der vielgepriesenen Senne muß man sich heute mit einem Kastenschwein begnügen. Diese seltene Bevorzugung danken die Demminer Ulanen der Liebenswürdigkeit und dem sportlichen Sinn der Nachbarschaft, deren Großgrundbesitzer fast ausnahmslos der „Broocker Parforcegesellschaft" angehören und mit Leib und Seele bei der Sache sind.

In dem poesievollen Tal des Tollenseflüßchens, zwischen Wäldern und Hügeln liegt Schloß Broock, das dem Verein seinen Namen verliehen hat. Der Klang des Namens Broock reichte einst in den Kindertagen des deutschen Rennsportes über die Heimat hinaus, selbst über den Kanal hinüber und auf dem mächtigen Kamin im Billardzimmer unter dem großen Oelbild der alten Parforcejagdgesellschaft prangt der kostbare Ehrenpreis, den Defensive, der nachmalige Beschäler des Gestütes, 1833 aus Goodwood heimbrachte. Heute ist Broock der Pferdezucht verloren. Es war kein blinder Zufall, daß die Gründung der Meute im Jahre 1837 mit den Glanzzeiten des Gestütes zusammenfiel, und daß mit der Abgabe des Masteramtes auch das Interesse an der Zucht eines edlen Pferdes bei den Besitzern von Broock zu schwinden begann. Deutlicher als es hier geschehen ist, kann die Rolle wohl kaum zutage treten, die die Parforcejagd als Hebungsmittel der Pferdezucht zu spielen vermag. Vielleicht ist es dem zunehmenden Ausbau der Halbblutrennen beschieden, auch den Sinn für den Wert und das Vergnügen der Parforcejagd neu zu beleben. Die erste Meute, mit welcher ihr Begründer jagte, bestand aus reinen Harriers; sie erwiesen sich als nach dem Geschmack jener Zeit zu schnell und wurden darum abgegeben, in den Broocker Kennels aber durch die kleineren Beagles ersetzt. Diese sind inzwischen wieder mit Harriers gekreuzt worden, so daß die Hunde heute 40—41 cm messen und im letzten Herbst dem Felde ein Tempo vorlegten, daß, sobald die Fährte steht, auch ein Vollblüter sich strecken muß. Der derzeitige Master, Kammerherr von Heyden, auf dessen Sitz Leistenow auch die Meute untergebracht ist, waltet seit 1883 seines Amtes, nachdem die Meute bereits 1874 in die Hände einer Aktiengesellschaft übergegangen war.

83. **Vorurteile gegen die Parforcejagd.** In den ländlichen Besitzverhältnissen mag wohl in erster Reihe der Grund zu suchen sein, warum der Sport in Rot gerade in Mecklenburg und dem angrenzenden Pommern noch eine Heimat hat; aber haben wir nicht im Osten ähnliche, wenn nicht gar noch größere Güterkomplexe? Hier ist es die übertriebene Furcht, vor Flurschäden und vor allem der eingewurzelte Aberglaube, daß die Reitjagd den Schießsport ruiniere, die dem Jagdreiter eine unübersteigbare Schranke ziehen. „Do you know, Sir," sagte mir Mr. Habberfield, der ehemalige Huntsman der Lissaer Fuchsmeute, „do you know, what is the end of all hunting in Germany? This damned gun! That's what it is!" — Ueberall, wo Parforcejagden geritten werden, hat aber die Erfahrung gelehrt, daß bei verständiger Führung der Hunde — wenn man dieselben vor Remisen, auf Rehfährte usw. sofort abnimmt — die Schießjagd überhaupt keinen nennenswerten Schaden erleidet. Einer der erfahrensten Master, der über ein Jahrzehnt die Meute des Hamburg-Wandsbecker Schlepp-Jagdvereins geführt hat, schreibt mir:



13. Hubertusjagd der Broocker-Meute 1907 „Stelldichein".

„Ich reite nun schon dreizehn Jahre als Master hinter der hiesigen Meute, habe aber die Erfahrung nicht gemacht, daß in dem Terrain, wo wir reiten, die Schießjagd zurückgegangen wäre. Im Gegenteil, in der Jenfelder Jagd, wo wir am meisten reiten, ist die beste Hasenjagd der Umgegend, und der Bestand an Rehwild ist nicht um ein Stück weniger geworden; es müssen nur die Hunde mit aller Energie von dem eventuellen Abspringen auf falsche Fährten abgehalten werden."

84. **Flurschaden.** Zugegeben muß allerdings werden, daß durch das fortgesetzte Hakenschlagen des Hasen ein und dasselbe Feld öfter von dem Jagdfelde passiert wird; dadurch wird bei der Jagdfolge hinter dem Hasen mehr Schaden verursacht,

als bei der Verfolgung von Damwild oder Schweinen. Einmal kann man jedoch in gewissem Grade dem steuern, indem man den Hasen aus seinem Revier herausdrückt, andererseits besteht der angerichtete Schaden zum weitaus größten Teile in der Einbildung der erzürnten Grundbesitzer, vorausgesetzt, daß der Boden nicht allzu tief ist! Es ist selbstredend, daß durch Rübenfelder nur die Piqueure, und nicht das Jagdfeld den Hunden folgen dürfen. Der Senior der mecklenburgischen Jagdreiter, der über vierzig Jahre der Neubrandenburger Meute folgt, versicherte mir, daß seine Weizensaat im Frühjahr nie so dicht wäre, als wenn das Jagdfeld sie im Herbst ordentlich zertrampelt hätte. „Freilich," fügte er hinzu, „sieht solche Saat am Tage nach der Jagd greulich aus, aber dies ist nur ein Schönheitsfehler, der nicht von Dauer ist." Der derzeitige Master dieser Meute hatte die Freundlichkeit, mir aus seiner Tätigkeit eine Episode zu erzählen, die für die klassische Heimat der deutschen Parforcejagd und ihre Bewohner charakteristisch ist:

„Na Müller," fragte Herr von Brandenstein ein Bäuerlein, „hebben Se ock Schoden anmeldt?" — „Nee, Schoden vermeldt ick nich; denn ha ick schon 55 Jahr weng anmeld' möten; dat dau ick nich! — Wat de Weiten (Weizen) is, dem is dat blot nützlich; awerst wat de Roggen is, dor mag dat ja 'n bedden anners sind. Jo, Se lachen jo, Herr Baron, ick wa' Se dat utdüten (erklären). Na jo, wat de Weiten is, un dat is'n droig (trocken) Jahr, denn hätt de blot 'n grooten Vortel (Vorteil) von; denn sammelt sich in jede Hausspur (Hufspur) de Füchtigkeit; un is dat 'n rechten swerren Weiten, denn hätt de Weitenplant (Weizenpflanze) in de Verteifung ünen scheunen Schutz."

Unter der Spitzmarke „Landmann und Fuchsjäger" schreibt ein englisches Fachblatt: „Es ist eine anerkannte Sache, daß, wenn auch die volle Jagd mit zahlreichem Felde während der Saison über junge Kornsaat geht, diese nicht allein nicht leidet, sondern daß es ihr sogar nützlich ist. Hier ein neuer Beweis. Man kann uns entgegnen, das sei längst bekannt, dennoch verdient das folgende hier einen Platz: Ein Pächter meldete sich bei dem Earl of Fitzwilliam mit der Klage, daß bei einer Jagd mit des Lords Fuchshunden das nachfolgende sehr zahlreiche Feld seine junge Weizensaat niedergetreten und bedeutenden Schaden verursucht habe. Der Lord erwiderte: Der Pächter möge den Schaden abschätzen lassen, den er ersetzen werde. Das — erhielt der Earl zur Antwort — sei bereits geschehen und zu 50 Lire angeschlagen. Lord Fitzwilliam zahlte, ohne ein Wort zu erwidern. Als der Sommer herankam, zeigte es sich, daß der Weizen auf jenem Felde viel dichter und üppiger stand als auf den anderen Feldern der Nachbarschaft. Der Pächter erschien und zahlte die 50 Lire zurück. —

85. Bedeutung der Parforcejagd für die Pferdezucht. Doch es genügt nicht, daß wir den großen und kleinen Grundbesitzern die „Unschädlichkeit" der Parforcejagd beweisen, wir müssen sie von deren „Notwendigkeit" überzeugen, von ihrem direkten Nutzen, als ein Mittel zur Hebung der inländischen Pferdezucht. Denn was für Erprobung der Leistungsfähigkeit des Vollblutes die Rennen, das ist für die edlere Halbblutzucht die Parforcejagd. Alle berühmten Gestüte Deutschlands, wie Basedow, Ivenack u.s.w.

hatten auch schon in alter Zeit ihre Parforcejagden, bei denen sich die besseren Pferde zeigen konnten. Mit den Jagden gingen auch die Gestüte ein. Man nehme England Rennen und Fuchsjagd, und seine Pferdezucht wird in fünfzig Jahren nicht mehr der Schatten der jetzigen sein. Neuerdings ist durch die Halbblutrennen ein frischer Impuls in unsere edle Landespferdezucht gekommen; aber der deutsche Züchter beobachtet oft eine schwer verständliche Reserve gegen alles, was mit dem „Turf" zusammenhängt, darum wird der förderliche Einfluß der Halbblutprüfungen nur einzelnen größeren Gestüten zugute kommen. Abgesehen hiervon und von der leidigen Geldfrage pflegt sich die persönliche Beteiligung am Rennen meist mit einem gewissen Lebensalter zu verbieten; die Freuden des Jagdfeldes dagegen sind jedem zugänglich, mag er 60 oder 120 Kilogramm, mag er 20 oder 60 Lenze in den Sattel bringen. Hasenjagden haben in dieser Hinsicht vor jeder anderen Art der Parforcejagd noch ein Moment voraus, das zu ihren Gunsten plädiert. In England kann man bekanntlich in einzelnen Gegenden, wie mit den Pytchley-, den Quorn-, den Cottesmore-Hounds in Leicestershire, nur auf einem Vollblüter leben. Soll die Parforcejagd bei uns von neuem populär werden, so darf ihre Ausübung sich nicht auf den kleinen Kreis derer beschränken, die durch ein leichtes Körpergewicht und einen schweren Geldbeutel bevorzugt sind. „Meuten von langsameren Hunden, z. B. Harriers oder Beagles," heißt es in einer alten Schrift über Pferdezucht, „tun not, denen auch der minder Bemittelte leicht und gemächlich folgen kann. Dann wird die Jagd erst ihren vollen Nutzen für die Pferdezucht entfalten und ein allgemein beliebtes Vergnügen werden." — „Wenn es auch Tage gibt," schreibt ein englischer Autor, „an denen die Hunde den besten Hunter distanzieren, so genügt im allgemeinen für die Jagd hinter Hasen ein Pferd, das sicher, geschickt und leicht in der Hand ist, etwas galoppieren kann und zuverlässig springt, denn auf ungewöhnliche und nicht immer leichte Situationen muß man gefaßt sein!" Ueber den „Nutzen der Reitjagd" heißt es 1859 in den „Blättern über Pferde und Jagd": „Es ist allerdings schade, wenn viele und gute Pferde zu grunde gerichtet werden, aber es belebt dieser Verbrauch andererseits wieder die Zucht sehr, aus dem einfachen Grunde, weil er viel Nachfrage erzeugt. Wo aber viele gute Jagdpferde gezogen werden, da fehlt es niemals an anderen guten Gebrauchspferden, denn das Jagdpferd und das ihm ähnliche ist in der Regel dasjenige, was im allgemeinen am meisten anspricht, zu mehrseitiger Verwendung sich eignet und daher auch zu anderen Zwecken, als zur Jagd sehr gesucht ist." — Wenn ein englischer Sportschriftsteller konstatiert, daß in alter Zeit weit mehr Pferde im Jagdfelde liegen blieben, und hieraus folgert, daß die heutige Generation nicht mehr mit der Rücksichtslosigkeit unserer Väter reitet, so kann ich mich dieser Folgerung nicht anschließen; wenn in der Tat die Parforcejagd weniger Opfer an Pferdefleisch fordert, als vor fünfzig Jahren, so scheint mir dies viel eher zu beweisen, daß unser Pferdematerial durch Vollblut, Rennen und Aufzucht edler und zugleich widerstandsfähiger geworden ist. Während der Nutzen der Rennen gewissermaßen nur auf die Spitzen der Landespferdezucht unmittelbar einwirkt, wäre die all-

gemeine Verbreitung der Parforcejagd geeignet, in allen Schichten der Landespferdezucht, bis hinab zum kleinsten Züchter, für eine auf Härte und Leistungsfähigkeit gerichtete Aufzucht Verständnis zu wecken. Dem Charakter wie der vornehmsten Bestimmung unseres inländischen Halbblutpferdes — als Soldatenpferd — liegt zudem eine Prüfung im Jagdfelde viel näher, als eine solche auf der Rennbahn, zumal auf der flachen Bahn über eine kurze Distanz. „Bei unseren Halbblutpferden," sagt Landstallmeister Dr. Grabensee, „dürfen die für ein Gebrauchspferd so außerordentlich wichtige Ruhe und die guten Nerven, welche Landstallmeister v. Oettingen bei den amerikanischen Pferden so sehr rühmt, durch lange, womöglich bis in das sechste Jahr fortgesetzte Jagdgalopps mehr gefördert werden, als durch öffentliche Rennen."

Der schon oben von mir zitierte Master schrieb mir s. Z.: „Auch ich kann es nur bedauern, daß der „Sport in Rot" in Deutschland in so vielen Gegenden nachgelassen, ja zum Teil ganz aufgehört hat. Das findet in der Hauptsache seinen Grund in dem wenigen Entgegenkommen der Landbevölkerung, dadurch ist leider der Sport sehr teuer geworden, so daß aus diesem Grunde die Vereine sich aufgelöst haben, läge es da nicht im Interesse der landwirtschaftlichen Presse und vor allen Dingen der Männer, die an der Spitze von Zuchtvereinen stehen, eine Aenderung eintreten zu lassen? Daß die Pferdezucht durch die Parforcejagd entschieden gehoben wird, ist fraglos. Es wäre daher von großer Wichtigkeit, wenn durch die Direktoren der Landgestüte ein Druck auf die Züchter ausgeübt würde, indem z. B. bei den Stutenschauen die Züchter angehalten würden, die Leistungen ihrer Stuten resp. deren Produkte anzugeben, und solche Züchter, die nachweisen können, daß ihre Pferde gute Leistungen auf den Parforcejagden zeigen, Preise erhielten; auch könnten die Züchter, um das Interesse zugunsten der Pferdezucht zu wecken, sich frei an allen Wildjagden beteiligen. Ferner müßte es von Wichtigkeit sein, wenn die Direktoren der Landgestüte ihre Hengste nicht nur in den Halbblutrennen laufen ließen, sondern dieselben auch hinter den Hunden ausprobierten." —

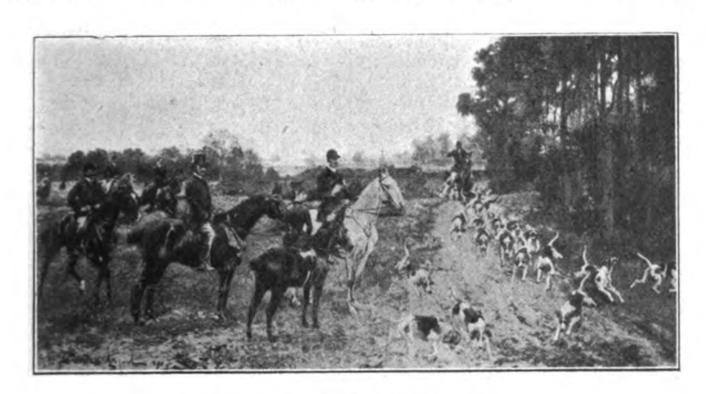
Wo sich Gelegenheit hierzu bietet, wie z. B. in Hinterpommern, hinter der Stargordter Meute, wird dieselbe auch von dem Gestütsleiter wahrgenommen, um den Züchtern die Qualität der Remonteerzeuger ad oculus im Jagdfelde zu demonstrieren. Allein eine eigentliche Prüfung von Zuchtmaterial hinter den Hunden wird im wesentlichen wohl immer auf Privatgestüte beschränkt bleiben. Abgesehen von allen anderen Bedenken, die man an maßgebender Stelle dagegen geltend machen könnte, halte ich den Vorschlag schon aus dem einfachen Grunde für schwer zu verwirklichen, weil die Zahl der Meuten selbst bei Hinzuzählung der Schleppjagden doch eine sehr beschränkte ist und es leider vorerst wohl auch bleiben wird. Fruchtbarer dürfte sich der Gedanke erweisen, etwas ähnliches in Deutschland zu schaffen, wie die „Hunters Improvement Society" *), oder wenigstens deren Bestrebungen bei uns einzubürgern. Mir schwebt eine Prüfung vor, wie ich sie vor Jahren in Schweden sah: Erster Tag, Dressurprüfung und Preis-

*) Gesellschaft zur Verbesserung der Hunterzucht.



Die Meute des Kgl. Militär-Reitinstituts in Hannover.

springen, — zweiter Tag, Schleppjagd hinter den Hunden. Die Concours hippiques in Berlin, die Ausstellungen der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft u. dergl. bringen ja die gegebene Gelegenheit, um solche Prüfungen zu inszenieren. Läge es nicht auf der Hand, mit den in Hannover geplanten Leistungsprüfungen für Kampagnepferde eine Konkurrenz für Jagdpferde zu verbinden, d. h. eine Verbindung mit der Prüfung von Meuten, — welch neuen Impuls würde der „Sport in Rot" davon heimnehmen! Und die inländische Halbblutzucht würde dabei nicht schlecht fahren. — Vorausgesetzt natürlich, daß alle derartigen Ausschreibungen in ihren Dienst gestellt werden. Das ist für mich Kardinalforderung. Wie aktuell die Parforcejagd auf den Absatz der Pferdezucht wirkt, sieht man am deutlich-



14. Lissaer Fuchsmeute.

Dressur- und Geländeprüfung für Pferde, die hinter deutschen auf freier Wildbahn, Kastenwild oder Schleppe jagenden Meuten mindestens so und so oft zum Halali geritten sind. Gerade Hannover mit seinem idealen Terrain, seinem reichen Material und der Fülle von Passion, Schneid, Energie, Unternehmungslust, die dort zu Hause ist, scheint der rechte Boden für derartige Bestrebungen zu sein. Wäre es denn undenkbar, daß die Tage des „Konkurrenzjagens" (1881 und 1885) wieder auferstehen? Man denke sich eine Konkurrenz, wie ich sie oben kennzeichnete, in sten in Mecklenburg und Pommern, wo jeder Gutsbesitzer sich ein bis zwei Reitpferde hält, um den Ludwigslust-Parchimer, den Neubrandenburger, Broocker oder Stargordter Hunden zu folgen. Haben die Pferdekonsumenten — Berufskavalleristen und Liebhaber — Gelegenheit, die Leistungen der inländischen Halbblüter unter hohem Gewicht im tiefen Boden hinter den Hunden zu beobachten, so kann es nicht ausbleiben, daß dieselben fortan ihren Bedarf im Inlande und direkt vom Produzenten decken, anstatt durch Ausländer fragwürdiger Herkunft aus dem Händler-

stall, an denen sie außer den Transportkosten noch den Verdienst des Händlers tragen müssen. In der Provinz Posen habe ich Hunter allergröbsten Kalibers gesehen, die aus der Kreuzung importierter Yorkshire-coach-horse-Stuten mit einem Graditzer Hengst stammten und, wenn ein englischer Züchter selbst sagt: „Es gibt drei Typen, von denen man mit Vollblut Hunter züchten kann: Yorkshire-coach-horse, Cleveland-Bay und Trakehner," so spricht dies deutlich genug zugunsten der deutschen Zucht.

Noch viel mehr als die Beförderung des Konsums wiegt in meinen Augen eine indirekte Wirkung, welche man von dem Aufblühen der Parforcejagd für unsere inländische Pferdezucht erhoffen darf: in den traditionellen Pferdezuchtprovinzen macht es sich heute bereits fühlbar, daß die Bauern ihre besten Stuten dem Händler überlassen. Würde gerade in jenen Gegenden unter den größeren Besitzern die Nachfrage nach guten Gebrauchspferden steigen, so würde der kleine Züchter um so eher eine gute Mutterstute behalten, als er vielleicht Gelegenheit hat, selbst die Freuden des Jagdreitens auf ihr kennen zu lernen, und wer seine eigene Haut zu Markte trägt, der wird sich hüten, ein Pferd mit schlechter Schulter und steilen Fesseln zu ziehen; der Züchter, der selbst den Hunden folgt, weiß aus eigener Erfahrung, wie ein Jagdpferd aufgezogen sein muß. Warum produziert Irland die besten Hunter der Welt? — Man wird erwidern: „Sein Klima, sein Boden, sein Vollblut," — alles sehr wahr, und doch besäße der irländische Hunter nicht jene unvergleichlichen Eigenschaften, wenn er nicht von seinem Züchter schon vierjährig hinter den Hunden geritten und vom ersten Tage seines Lebens an für den dereinstigen Beruf im Jagdfelde erzogen worden wäre. Würden unsere kleinen Grundbesitzer ihre güste Mutterstute oder eine gestoßene Remonte auf der Jagd reiten, so würde der Sport in Rot noch viel unmittelbarer auf die Aufzucht in unserer Landespferdezucht einwirken, als es der Sport zwischen den Flaggen tut. Darum hat die Armee als erster Konsument des Halbblutpferdes an der Förderung der Parforcejagd ein brennendes Interesse. Im Kampfe gegen die Ausbreitung der Kaltblutzucht, die in unseren Remonteprovinzen für die Wehrschaft des Vaterlandes eine Gefahr zu werden droht, wäre die Parforcejagd ein nicht zu unterschätzender Bundesgenosse.

86. Die Parforcejagd in England. Bis in die untersten Schichten der englischen Bevölkerung hat jedermann Verständnis für die nationalökonomische Bedeutung von Sport und Pferdezucht. Der Pächter und Grundbesitzer, wie der Handwerksbursche auf der Landstraße weiß, daß ohne die Jagden der Hunter nicht seinen Weltruf genösse. In England erfreut sich darum auch der Aermste und Geringste an dem Anblick eines Reiters und dies doppelt, wenn derselbe einen roten Rock trägt. In Deutschland aber sieht der kleine Mann in seinem Mitmenschen zu Pferde den „verfl . . . . . Aristokraten", der sich über ihn erheben will. Jeder Sport, sobald er mit dem Pferde zusammenhängt, ist als Vorrecht der Besitzenden bei uns von vornherein unpopulär. Der wahre Hemmschuh für die Entwicklung des Sports in Rot liegt in den sozialen Verhältnissen. Was den Huntingsport in England so populär macht, ist der soziale Zu-

sammenhang, der durch denselben zwischen allen Klassen geschaffen wird. Der Lord auf dem 300-Pfund-Hunter schüttelt dem Bauern, über dessen Felder er reitet, wie Seinesgleichen die Hand, und der junge Dandy, der im Ballsaal vor lauter Feinheit nicht den Mund auftut, wird im Jagdfelde mit Freuden sich die Erfahrungen eines alten „foot-runners“ nutzbar machen. Ich bin in Deutschland bisher einem einzigen Bauern begegnet, der auf einem selbstgezogenen Fünfjährigen einer Jagd folgte; anstatt vor dem Wackeren die Kappe zu ziehen, machten die noblen Herren im roten Rock sich über ihn lustig. So wenig Verständnis für das eigentliche Wesen des Sports in Rot herrscht bei uns selbst dort, wo man dasselbe zu suchen berechtigt ist. Wer in England zeigt, daß er hinter den Hunden seinen Strich reiten kann, ohne diese oder die übrigen Reiter zu stören, der wird weder nach seinem politischen, noch nach irgend einem anderen Glaubensbekenntnis gefragt. Er mag wie ein Botokude aussehen und in dem Aufzuge eines Baschkiren erscheinen, wenn er den Sport versteht und gerade reitet, so werden ihn der Earl auf dem ein kleines Vermögen kostenden Vollblüter, wie der von der ersten Londoner Firma adjustierte Millionärssohn nicht nur mit Achtung, sondern mit liebenswürdigster Zuvorkommenheit behandeln.

In einem englischen Lokalblatt stand zu lesen: „Bexhill darf sich jetzt rühmen, zwei Master of the hounds am Orte zu haben, beides Sportsmen vom rechten Schlage. An uns ist es, nunmehr dafür zu sorgen, daß sie bei uns bleiben, damit der Huntingsport an unserem Ort ein dauerndes Heim findet. Nichts vermag den während des Winters ruhenden Handel und Wandel unserer Stadt wirksamer zu beleben, als Hunting. Wie können wir hierzu beitragen? Nichts einfacher als dies! Ihr braucht nur Füchse und Hasen in euern Revieren nach Kräften zu schonen, müßt eure Beiträge pünktlich bezahlen, dürft nicht über Saaten reiten, Tore offen lassen und unter keinen Umständen eure Felder und Koppeln mit Stacheldraht einfriedigen. Werden diese drei Bedingungen von der Einwohnerschaft erfüllt, so werden unsere Master bei uns bleiben und das geliebte Hunting wird bei uns blühen, jener herrliche Sport, bei dessen bloßer Nennung es jeden Mann schon mit ungeduldiger Aufregung durchbebt, wie ein spätes Mädchen, das die Torschlußpanik ergreift.“ —

Abgesehen davon, daß das Hunting eine Menge Leute unmittelbar ernährt, die durch Pferdehalten, Oeffnen der Gatter u. dergl. an den Jagdtagen einen Wochenlohn verdienen, liegt die soziale Bedeutung des Sports vor allem auf gesellschaftlichem Gebiet. Die vornehmen Leute, die ohne die Fuchsjagden den Winter an der Riviera verbringen würden, werden dadurch im Lande gehalten, und in einem toten kleinen Provinznest, das im Zentrum mehrerer Meuten liegt, entwickelt sich ein Leben wie im fashionabelsten Badeort. Hotelwirte, Handwerker und nicht minder alle ländlichen Produzenten ziehen hieraus Gewinn. Zu den „Subskribers“ gehören darum auch sämtliche Kaufleute und Lieferanten der umliegenden Städte und Dörfer. Unter solchen Umständen kommen Beschwerden und Schadenersatzansprüche verhältnismäßig wenig vor. Aber man weiß dies auch auf der anderen Seite zu würdigen!

Einem kleinen Pächter in Sussex waren von Füchsen zwanzig Hühner zerrissen; da derselbe seit sechs Jahren keinen Schaden angemeldet hatte, so erhielt er 100 Mark Entschädigung. Die Pächter, welche Füchse schonen, haben die Jagdfolge frei und die Berechtigung, hinter den Hunden einen dunklen Anzug mit roter Weste zu tragen.

Ich glaube, wer das Fox-Hunting nur aus englischen Stichen und Romanen kennt, macht sich von einem „Meet“ ein ganz verkehrtes Bild. Was auf den ersten Blick befremdet, ist die verschwindende Zahl der roten Röcke. Nur die Mitglieder der Meute dürfen diesen mit dem Abzeichen tragen, und selbst diese erscheinen häufig im schwarzen Rock mit dem „Huntbutton“. Gäste dürfen vorübergehend im roten Rock reiten, sofern sie den Knopf einer Meute tragen (z. B. Kgl. Parforcejagd oder Mil. Reitinst.); gebräuchlicher aber ist der schwarze Rock von gleichem Schnitt mit weißen Hosen, Stulpstiefeln und hohem Hut. Einige Dandys tragen den roten oder schwarzen Reitfrack. Das Gros des Feldes, nämlich die kleinen Grundbesitzer, Pächter und Bauern, reiten im gewöhnlichen Reitanzug; hierzu sind sowohl Stiefel (ohne Stulpen mit Anschnallsporen), wie Gamaschen zulässig; Conditio sine qua non ist nur der runde steife Filzhut. Das einzige Kleidungsstück, das im englischen Jagdfelde unmöglich ist, ist die bei uns übliche schwarze Sammetkappe; diese ist das Vorrecht des Masters und seiner Unterorgane. Damen sieht man sowohl im Zylinder als im runden schwarzen Hut, vielfach tragen dieselben die Abzeichen der Meute (Kragen und Knöpfe) zum schwarzen Reitkleid. Charakteristisch für das Bild eines Foxhound-Meet in England und zugleich für die Popularität des Hunting im



15. Foxhound-Meet in England.

ganzen Lande ist die schier endlose Kolonne von Dogcarts und Gespannen aller Art, von der Mailcoach bis zum Eseltandem, die mit Zuschauern besetzt, schon auf Meilen den Weg zum Stelldichein weisen.

Man hört so oft von Leuten, die „drüben" waren, mit einer gesuchten Geringschätzung von den englischen Jagden sprechen, als ob es dort überhaupt nicht vorkäme, daß jemand sich vom Wege herunter wage, oder anders als durch ein „gate" (Tor) aus einem Feld in das andere gelange. Andere dagegen haben die tollkühnsten Wundertaten à la Münchhausen im Jagdfelde verrichten sehen. In dem einen wie in dem andern Falle wäre es gleich unrichtig, dieses Urteil zu verallgemeinern. Wer in einem Felde von 700 Reitern während des ganzen Jagdtages in der Straßenkolonne eingekeilt war, wird sich naturgemäß der ersteren Auffassung anschließen und dazu beitragen, in der Phantasie seiner Zuhörer ein vollkommenes Zerrbild von dem Fox-Hunting zu schaffen. Der Deutsche, der zum erstenmal drüben ist, wird sehr schwer der Bedeutung des „Hunting" gerecht werden, weil er sich nicht so ohne weiteres von dem sozialen Boden Rechenschaft geben kann, auf dem der „Sport in Rot" dort blüht. — Wer reitet überhaupt in Deutschland „Jagd"? Der Offizier und allenfalls der Reserveoffizier, d. h. das Reiten hinter den Hunden steht wie der ganze Reitsport in Deutschland im Zeichen des Militarismus, denn auch der Privatmann reitet im allgemeinen bei uns nach den in der Armee geltenden Grundsätzen, wenn er nicht seine kavalleristische Ausbildung gar direkt der Armee verdankt. In England dagegen „huntet" jeder Mann zwischen 8 und 80 Jahren und wohl auch mancher der sonst im Leben nie mit dem Pferde in Berührung kommt. Ich habe z. B. gesehen, daß ein halbwüchsiger Bengel an einer Wegebiegung ins Rutschen kam, so daß er nur noch mit einem Bein im Sattel hing, wobei er im Vorbeirasen von den Zuschauern wieder in den Sattel geschoben wurde und ohne Bügel, kaum die Zügel in der Hand, weiter jagte. Angesichts solcher Bilder, denen man immer wieder begegnet, habe ich mich oft gefragt, was mehr zu bewundern sei, das Herz der Pferde, die unter solchen Reitern alles springen, oder das Herz dieser Reiter, die auf den fast stockrohen Pferden gegen alles gegenreiten. Das Geheimnis, weshalb diese Kombination in der Regel glücklich abläuft, findet seine Lösung in dem langen Zügel und dem vorzüglichen Temperament der Pferde. Es ist in hohem Maße bezeichnend, daß die erste Frage des Engländers, der sich nach einem Jagdpferde erkundigt, unweigerlich lautet: „Hat es ein gutes Maul?" und wenn jemand einen Hunter lobt, so spielt das „leichte Maul" die erste Rolle. Dem typischen Bild des „Pullers", wie wir es in jedem deutschen Jagdfelde zu sehen gewohnt sind, begegnet man jenseits des Kanals fast nie; in den eng umgrenzten Feldern, mit der dicken Kolonne, die sich durch die gates drängt, wäre ein solcher Schrammer nicht nur für den Reiter, sondern auch für dessen Mitmenschen lebensgefährlich; und der Engländer ist im Jagdfelde sehr viel rücksichtsvoller als der Deutsche.

So selbstverständlich es für den Engländer ist, daß man Jagd reitet, so wenig Aufhebens macht er von den finanziellen Opfern, die dem Sport in Rot gebracht werden. Durch Beiträge erhält z. B. ein

mir bekannter Master jährlich 800 Pfund; dies bedeutet, daß er mehr als das doppelte aus eigenen Mitteln zuschießen muß (etwa 40 000 Mk.), um die Jahresunkosten zu decken.

In Deutschland dürften sich wenige Privatleute finden, die in der Lage oder willens wären, für das Vergnügen der Jagdreiter solche Aufwendungen zu machen; ganz abgesehen davon, daß kein Grundbesitzer oder Jagdpächter sich dazu verstehen würde, dem Rotrock zu Liebe Füchse zu schonen. Letzteres ist aber conditio sine qua non für die Jagd hinter Fuchshunden, deren Geschäft ohnehin schon hierzulande durch die ausgedehnten Forsten ungeheuer erschwert würde. In England werden die Füchse aus den kleinen getrennt liegenden Waldparzellen oder Ginsterdickungen (covers) leicht von den Hunden herausgestöbert, nachdem in der Nacht zuvor, während Meister Reineke auf Raub ausgeht, die Baue verstopft sind. Trotzdem kommt es auch dort noch häufig genug vor, daß Reineke seinen Verfolgern entwischt oder überhaupt nicht gefunden wird; beides vermag aber den Enthusiasmus des englischen Sportsmannes auch nicht im geringsten zu dämpfen; ganz im Gegenteil; gerade die sprichwötliche Ungewißheit (glorious uncertainty) der Fuchsjagd ist es, die in seinen Augen diesem nationalen Sport den Hauptreiz verleiht. Hierin kennzeichnet sich die grundsätzliche Verschiedenheit von englischer und deutscher Auffassung: Bei allem Erwerbssinn und kaufmännischer Großzügigkeit ist der Engländer bis in die Fingerspitzen Sportsmann; der Deutsche kann aber nun einmal aus seiner Haut nicht heraus; ihm füllt im besten Falle der Sport die unvermeidliche, nach Möglichkeit zu kürzende Pause zwischen den Berufsgeschäften. Selbst der Offizier könnte es sich bei uns nicht leisten, an drei Tagen der Woche von früh 9 Uhr bis zum Anbruch der Dunkelheit den Hunden zu folgen, mit der möglichen Aussicht, einen ganzen Tag vergeblich vor den Waldremisen herumzulungern, ohne daß das „Tally ho, gone away"!, das das Herausbrechen eines Fuchses ankündigt, Pferde und Reiter von ihrer Ungeduld erlöst. Der deutsche Beamte oder Geschäftsmann, der seine knapp bemessenen Erholungsstunden dazu benutzt, um Jagd zu reiten, will in dieser kurzen Zeit unter allen Umständen einen flotten Galopp, eine Reihe fairer Sprünge und eine erfolgreiche Jagd genießen. Auf alles dies ist bei der Parforcejagd auf freier Wildbahn nie mit voller Bestimmtheit zu rechnen, denn der scent, d. h. die Stärke der Witterung ist von der Bodenbeschaffenheit, der Tageszeit, Lufttemperatur, Wind und tausend Zufälligkeiten abhängig. Bei den hierorts gebräuchlichen Hasenjagden, die ja vor der Fuchsjagd den Vorzug der geringeren Unkosten haben (eine Hasenmeute ist schon für 6000—8000 Mk. im Jahr zu unterhalten), werden durch das fortgesetzte Aufspringen frischer Hasen die Hunde allzuleicht von der Fährte abgelenkt und dadurch der Erfolg der Jagd in Frage gestellt. Selbst die Jagd hinter ausgesetztem Kastenwild — Dam- und Schwarzwild, dem man unmittelbar vor dem Anlegen der Hunde die Freiheit gibt —, wie bei den königlichen Parforcejagden in Döberitz und Hannover, auf der Senne 2c., garantiert nicht immer einen Jagdgalopp; war das Tier schon länger seiner Freiheit beraubt, so macht es häufig von derselben gar keinen Gebrauch, sondern stellt sich sogleich den Hun-

den, oder wie es namentlich beim Schwarzwild in sumpf- und wasserreichen Gegenden häufig vorkommt, das Wild flüchtet sich sofort in ein Gelände, in das man zu Pferde nicht folgen kann. Aus diesem Grunde gibt der Deutsche, dem die Parforcejagd kein weidmännischer Sport, sondern lediglich eine Reitübung bedeutet, von jeher der Schleppjagd den Vorzug, bei der die Hunde auf einer durch Schleppen von Fuchs- oder Wildschweinlosung hergestellten künstlichen Fährte jagen. Da man durch Auswahl des Geländes den Flurschaden nahezu vermeiden kann, so sind die mit diesem „Surrogat" der Parforcejagd verbundenen Unkosten verhältnismäßig geringe, und da man die Stärke der künstlichen Witterung willkürlich bemessen kann, so kann man dafür vorsorgen, daß die Hunde selbst bei Sturm und größter Trockenheit schnell und laut auf der Schleppe zu jagen vermögen und den Jagdreitern ein scharfes Tempo vorlegen.

87. **Schleppjagden.** Es gibt viele und gute Kavalleristen, die als kavalleristisches Erziehungsmittel die Schleppe noch über die Wildjagd stellen. Gegen letztere machen dieselben geltend, daß sie dem Reiter nicht hinreichend Gelegenheit gäbe, Hindernisse in fliegender Fahrt zu überwinden, daß durch die häufigen Stopps beim Ueberschießen der Fährte der reiterliche Geist zu kurz käme. Was dies betrifft, so glaube ich, daß „Drückeberger" und „Grabenspione" auf der Schleppjagd viel eher eine Tür finden, als auf der Wildjagd, wo es Ehrensache ist, beim Halali zu sein. Der Endpunkt einer Schleppe, wo das den Hunden zugedachte Fleisch niedergelegt wird, läßt sich wohl immer in Erfahrung bringen, auf der freien Wildfährte aber kann nicht einmal der Master oder Huntsman das Ende absehen. „Ich will nicht bestreiten," schreibt Keudell, „daß die sogenannten Schnitzeljagden eine ganz gute Uebung für das Terrainreiten sind; jeder Reiter aber, der schon einmal hinter Hunden geritten hat, und wären es auch nur Beagles gewesen, wird mir zugeben, daß er schneller und andauernder hierbei Galopp reiten mußte, als dies jemals bei der Schnitzeljagd der Fall gewesen ist." — Der Wert des Jagdreitens liegt in meinen Augen nicht in der Sitzübung bei Ueberwindung von Hindernissen, sondern darin, daß es bei dem Reiter Gefühl für Pace und Kondition erzeugt und das Auge für unvermutet auftauchende Geländeschwierigkeiten schärft. Was ich der Schleppjagd zum Vorwurf mache, ist, daß der Reiter in allen Fällen weiß: die Hindernisse sind zu springen, denn der Schlepper hat sie bereits überwunden. Er sagt sich: mögen mir heute immerhin ein paar „knuffige" Sprünge in die Quere kommen, „unfair" werden sie schon nicht sein, denn wozu wäre sonst die Schleppe ausgesucht. Die Möglichkeit, in ein gänzlich unpassierbares Gelände zu geraten, die auf der Wildjagd jeden Augenblick eintreten kann, ist auf der Schleppe von vornherein ausgeschlossen. Die für den Kampagnereiter so wichtige Tugend „Diskretion" wird also hier niemals auf die Probe gestellt. Die Schleppjagd ist für junge, unroutinierte und für nervenschwache Reiter gewiß ein vortreffliches Mittel, um den Schneid zu wecken; aber das gleiche erreicht man, wenn man sie ohne Zügel und Bügel in der Karriere durch einen Springgarten reiten läßt. Was für den Patrouillenreiter mehr Nutzen hat, eine Jagd über ausgesuchte Hinder-

nisse in vollster Fahrt oder die Durchquerung eines unbekannten, oft recht unfairen Geländes — wenn auch vielleicht auf Kosten der der Pace — darf ich wohl außer Frage lassen.

Doch es hieße, „das Bessere zum Feind des Guten" machen, wollte man die Verbreitung der Schleppjagd darum nicht befürworten, weil die Parforcejagd den Vorzug verdient. Wer hinter Schlepphunden querfeldein Strich hält, bleibt immer ein besserer Reiter, als derjenige, der sich niemals vom Wege herunterbegibt. So traurig wie in Deutschland die Verhältnisse für die Parforcejagd nun einmal liegen, müssen wir froh sein, daß uns die Möglichkeit gewährt ist, Schleppjagden zu reiten. Man darf nicht vergessen, daß die Anschaffung und Unterhaltung einer Schleppmeute weniger kostspielig ist, als die einer Wildmeute. Für Schleppjagden genügt bereits ein Pack von 5 bis 8 Koppeln. Bei einer so kleinen Meute darf freilich das weibliche Element nicht vorherrschen, denn die Hündinnen werden zu häufig durch geschlechtliche Ursachen außer Gefecht gesetzt. Wegen Raumersparnis im Kennel empfiehlt es sich, nur Hunde eines Geschlechts zu halten. Keudell gibt für die Arbeit auf der Schleppe Rüden den Vorzug. Von den 8 englischen Drag-Hunts jagen zwei nur mit Bitches. Da die Schlepphunde Fleisch im Kennel überhaupt nicht, sondern nur als Leckerbissen nach der Jagd erhalten, so stellen sich die Futterkosten, die sich auf Hafermehlpamps und einen gelegentlichen Zusatz von Hundekuchen beschränken, erheblich niedriger, als bei einer Wildmeute. „If some of the hounds are mute" — sagte mir ein alter Huntsman — „they must be got rid of", d. h. auf deutsch: „stumme Hunde wandern in eine der vielen Schleppmeuten." Mit den Hunden, die hinter freiem Wilde zu langsam sind, wird es



16. Fuchsmeute auf der Kampagna.

ebenso gemacht, darum tut man besser, uneingejagte Hunde direkt aus der Nachzucht einer englischen Meute zu kaufen; man erhält dieselben für 100 bis 120 Mark die Koppel. Hunde, die dort schon auf Füchse jagten, finden oft an der Schleppe keinen Geschmack und sprechen dieselbe gar nicht an. Harriers hält Keudell ihres Temperaments wegen, wie auch wegen des Hasenreichtums in Deutschland als Schlepphunde nicht für geeignet. Sicher eingejagte und mit Ruhe geführte Hasenhunde dürfen sich jedoch auch auf der Wildfährte nicht durch Relaishasen beirren lassen. Ich bin an verschiedenen Orten hinter Schlepphunden geritten, die aus unseren deutschen Hasenmeuten (Stargordt, Neubrandenburg ꝛc.) stammten und die dennoch ruhig und sicher auf einer mit Fuchslosung geschleppten Fährte arbeiteten. Es ist dies die gebräuchlichste und wohl auch praktikabelste Art der Schleppe, da die Unterhaltung eines zahmen Fuchses sich bei jedem Kennel ohne besondere Schwierigkeiten und Kosten ermöglichen läßt. Im Widerspruch mit der Ansicht Keudells, wonach Schlepphunde nur auf Fuchslosung laut jagen, habe ich gefunden, daß die Hunde auch eine mit Schweinelosung hergestellte Losung mit vollem Halse ansprechen. Am wenigsten zu empfehlen ist eine Schleppe von Anisöl, die häufig dazu benutzt wird, um Hasenhunde auf der Schleppe einzujagen. — Es ist ein bekannter Kniff, daß man, um den Scent zu verstärken, Kastenwild mit Anisöl bestreicht. Geht ein so präpariertes Wild durch das Wasser, was beim Schwarzkittel fast Regel ist, so geht der Scent vollends verloren, und das „corriger la fortune“ ist im buchstäblichsten Sinn in das Wasser gefallen. — Um bei größeren Weitsprüngen, die der Schlepper nur in fliegender Fahrt überwinden kann, das Aussetzen der Fährte zu vermeiden, empfiehlt es sich — wie dies in England stets geschieht —, die Schleppe zu Fuß legen zu lassen; bei längeren Strecken bedarf es hierzu zweier Leute. Das Abreiten der Schleppe bringt überdies den Nachteil, daß die Hunde sich leicht daran gewöhnen, auf den Hufspuren zu jagen. Wie lange man dem Schlepper Vorsprung gibt, hängt naturgemäß vom Wetter und vom Boden ab; nach Keudell dürfen die Hunde nie später als nach 15 Minuten angelegt werden, „falls man überhaupt noch Galopp reiten will“; ich habe jedoch auf einer zu Fuß gelegten Schleppe (Schweinelosung) vorzügliche Galopps erlebt, obwohl dieselbe zwei volle Stunden vorher gelegt war. Sind die Vorbedingungen für das Stehen der Fährte sehr ungünstige — wie bei starkem Wind und trockenem Boden —, so mag es vorteilhafter sein, die Schleppe durch zwei Reiter legen zu lassen, weil man die Hunde dann früher auf die Fährte bringen kann. Ob man mit oder gegen den Wind schleppt, ist bei mäßigem Winde nicht so wesentlich. Dagegen muß man auf seitlichen Wind bei der Schleppjagd besonders Rücksicht nehmen, da es bei den nicht zu umgehenden Windungen sonst vorkommt, daß die Hunde auf einem Striche jagen, den man grade vermeiden möchte. Es ist dies übrigens der greifbarste Beweis dafür, daß die Hunde nicht „auf“ der Fährte jagen, sondern in dem Dunstkegel der Witterung.

Will man Schleppjagden in das Leben rufen, oder einen derartigen Verein gründen, so trachte man vor allem danach, Publikum zu gewinnen. Eine aus Harriers gebildete Schleppmeute wird vielleicht darum populärer sein, weil dieselbe

minder hohe Anforderungen an das Pferdematerial der Gesellschaft stellen, als eine Meute wirklich schneller Foxhounds, und — ceterum censeo: Man mache die Schleppe so ähnlich als möglich dem, als dessen Ersatz sie dient — der Wildjagd!

Es liegt ein eigener, mit der Feder nicht wiederzugebender Reiz in der Parforcejagd. Der würzige Erdgeruch, der der frischgeöffneten Scholle entströmt, das braune Laub, der feine Dunst, der die Fluren mit dem Horizont zu verweben scheint, sie reden eine ganz andere Sprache, wenn man im roten Rock zum Stelldichein trabt, eine Sprache, die der Philister nie vernimmt, der mit seinem Bündel Sorgen und der grauen Brille bedächtig durch das Leben schreitet. Wer als Neuling zum Rendezvous kommt und beim Halali war, der geht als begeisterter Jünger des roten Sportes heim. Wen aber der unbeschreibliche Zauber desselben einmal erfaßt hat — das Roß und Reiter elektrisierende Geläut der Meute, das Wonnegefühl, auf edlem Pferde über ein von natürlichen Hindernissen durchschnittenes Terrain zu fliegen, — den läßt die Erinnerung nicht wieder los: Er wird für den Sport hinter den Hunden Propaganda machen, ihm neue Jünger zuführen, neue Gefilde aufschließen. Vielleicht werden diese Zeilen für den einen oder anderen Leser zum Anlaß, sich im kommenden Jahr einmal im Jagdfelde hinter der Meute zu versuchen.

4. Damenreitsport.

88. **Das Damenpferd.** „Bei dem Ankauf eines Damenpferdes," so schreibt ein bekannter Fachmann, „kommen in erster Reihe das Gebäude und die Dressur in Betracht." Ich will dem durchaus nicht widersprechen, aber so wichtig das erstere und so wünschenswert das letztere ist, so liegt doch das Kriterium bei der Wahl eines Damenpferdes in dessen Temperament. Das Damenpferd muß Gehlust zeigen, ohne jemals heftig zu werden, das ist das ganze Geheimnis. Nichts ist für eine Dame mehr angreifend, als ein temperamentloses Pferd zu reiten, das fortgesetzt der Aufmunterung bedarf, abgesehen davon, daß die Dame im Seitsitz nicht in dem Maße über vortreibende Hilfen verfügt, wie im Herrensattel. Gehört es andererseits schon für einen Mann nicht zu den Annehmlichkeiten, einen Puller zu reiten, so ist die Amazone infolge ihres Sitzes mit einem Bügel noch viel weniger hierzu imstande. Darum soll das Damenpferd vor jedem anderen das besitzen, was der Engländer ein angenehmes Maul (nicely mouthed) nennt, und ich glaube, daß diese idealste von allen unvergleichlichen Eigenschaften des irischen Hunters weniger das Resultat seiner Erziehung als ein Verdienst seines Temperamentes ist. —

Das beste Temperament in jeder Beziehung hat das Vollblutpferd — sofern es nicht heftig ist — darum ist der Vollblüter in meinen Augen das geborene Damenpferd. Aber was dem einen sein Uhl, ist dem andern sein Nachtigall. Ich habe im übrigen auch recht heftige

Vollblüter besessen, die unter einer **Dame** wie ein altes Rekrutenpferd **gingen.** Dem Vollblutpferde am **nächsten** steht der ostpreußische Halb**blüter,** im besondern der Trakehner. **Allein** der Ostpreuße ist bekanntlich **und** nicht so ganz mit Unrecht als **bodenscheu** verschrien, auch neigt er, **mehr** als vielleicht mancher Reiterin **lieb ist,** zum Stallmut. Keudell, **der in** seinen Reiterinnerungen auch **der** Damenwelt zu Pferde einen **Abschnitt** widmet, pflichtet meiner **Ansicht** über den Vollblüter bei.

„Was nun die Rasse anbelangt," schreibt der Uebersetzer White-Melvilles, „so ist das normal gebaute und gut durchgerittene Vollblutpferd für eine Dame mit Geschick und schlanker Figur wohl immer das geeignetste und angenehmste Reitpferd. Leichter zu reiten und für stärkere Figuren passender ist der Trakehner, Mecklenburger oder ostpreußische Halbblüter, von denen ich den Halbblutaraber aus Litauen vorziehen würde, weil er, wenn normal gebaut, die geringsten Schwierigkeiten bei der Dressur macht."

Letzteres kann ich nicht unbedingt unterschreiben. Die rein orientalischen Pferde, die ich selbst geritten habe, waren ausnahmslos heftig, wozu auch häufig ein sehr leichter Rücken beigetragen haben mag. Neuerdings wird ja in unserem jüngsten fiskalischen Zuchtgestüt in Neustadt a. d. Dosse ein anglo-arabischer Schlag gezogen, vielleicht ist es diesem beschieden, sich als Damenpferd die Welt zu erobern. Der sog. Hunter, der übrigens ebenso oft aus Hannover oder Holstein stammt, wie von jenseits des Kanals, ist für meinen Geschmack als Damenpferd zu mächtig; allerdings muß man einräumen, daß der Hannoveraner dem irischen Jagdpferde im Temperament am nächsten kommt und auch in der Dressur die wenigsten Schwierigkeiten macht. Dies ist der Grund, weshalb die hannöversche Halbblutzucht von den Händlern sichtlich vor der ostpreußischen bevorzugt wird.

Der Ungar laboriert häufig an einem kurzen, d. h. zu strammen Buckel, was der Reiterin leicht Unbequemlichkeiten verursachen kann. Aus dem gleichen Grunde kann ich mich ebensowenig für den heute auch in Deutschland immer mehr in Mode kommenden Polopony erwärmen, wenn auch derselbe durch sein Temperament und seine Geschicklichkeit zum Damenpferd prädestiniert erscheint. Ich habe mich auf solchem Tier, trotz seines vorzüglichen Galoppier- und Springvermögens nie wohl gefühlt: es fehlt eben der Schwung, die Elastizität der Bewegungen, eine Folge des kurzen Rückens. Im Widerspruch zu aller Theorie sind grade Pferde mit etwas weichem Rücken und langen Fesseln wegen ihrer federnden Bewegungen am angenehmsten zu reiten. Ein etwas langer Rücken ist, meiner Meinung nach, an sich noch nicht einmal so sehr zu verurteilen, vorausgesetzt, daß die Verbindung des Rückens mit der Kruppe eine gute und geschlossene ist, d. h., daß das Pferd eine kräftige, hohe Nierenpartie hat, denn grade diese wird durch den Sattel und den Sitz der Dame unverhältnismäßig belastet. Schon aus diesem Grunde ist bei der Auswahl eines Damenpferdes das Augenmerk ganz besonders auf das Vorhandensein bezw. die Beschaffenheit der Sattellage zu richten. Es gibt eben Pferde, auf denen kein Sattel liegen kann, geschweige denn ein Damensattel.

Bei denjenigen Leserinnen, die selbständig Pferde für sich auswählen, darf ich wohl so viel Kennt-

nis der Pferdeanatomie voraussetzen, daß es sich hier erübrigt, auf die Einzelheiten von Gang und Gebäude näher einzugehen. Ich habe den Vorzug, mehr als eine Dame zu kennen, die mancher Kavallerist um ihren sicheren Blick bei der Beurteilung eines Pferdes beneiden könnte. Welcher von Ihnen, meine Damen, aber die nötige Pferdekenntnis fehlt, der rate ich dringend, beim Ankauf oder bei der Auswahl eines Reitpferdes die Stimme eines erfahrenen Fachmannes zu Rate zu ziehen. Hierbei kann ich mich nicht der Bemerkung erwehren, daß noch lange nicht jeder, der ein Pferd reiten kann, auch in dessen Beurteilung Fachmann ist.

Nächst einem leichten, wiegenden Galoppsprung sollte beim Damenpferd namentlich auf einen freien, raumgreifenden Schritt Wert gelegt werden. Vorbedingungen hierfür sind eine lange, schräge Schulter und eine elastische aber kräftige (d. h. nicht steile!) Fesselung. Korrekterweise soll die Fessel die gleichlaufende Verlängerung des Hufes bilden, der seinerseits mit seiner vorderen Linie den Erdboden unter einem Winkel von 45° berührt. Der Huf steht parallel zur Längsachse des Pferdes, und dieses soll dorthin treten, wohin der Huf zeigt. Dabei müssen Vorder- und Hintergliedmaßen einander in der Bewegung decken. Es folgt hieraus, daß die Prüfung des Ganges stets von vorn zu geschehen hat, nicht, wie es meist üblich ist, von der Seite. Will man die regelmäßige Bewegung der Hintergliedmaßen konstatieren, so empfiehlt es sich, während das Pferd vorgetrabt wird, die Kruppe zu beobachten; erscheint sie auf einer Seite flacher, so deutet dies auf einen Muskelschwund, der durch eine chronische oder zum mindesten längere Zeit vorhanden gewesene Lahmheit erzeugt worden ist. Eine sorgfältige Untersuchung des Sprunggelenkes ist also in solchem Falle am Platze. Ist übrigens der sog. Spatabsatz, den ich ja der gewiegten Amazone nicht zu erläutern brauche und den man am besten von vorn zwischen den Vorderbeinen durchsehend wahrnehmen kann, gleichmäßig an beiden Sprunggelenken ausgebildet, so bedeutet er in der Regel keinen Gebrauchsfehler.

Daß das Pferd der Dame sicher auf den Beinen sein muß, versteht sich von selbst für den, der jemals für die Sicherheit einer Reiterin verantwortlich gewesen ist. Meine Mahnung zur Vorsicht ist also nur an solche Damen gerichtet, die für sich selbst zu sorgen gewöhnt sind. Pferde mit übermäßig steiler Fesselung und auch solche mit ausgesprochen zehenenger Stellung neigen dazu, im Schritt anzustoßen und fußen auch im Galopp, sowie namentlich beim Springen, häufig unsicher. Ich würde daher stets ein Pferd, das mit den Fesseln etwas durchtritt und die Hufe mit der Zehe nach außen dreht, dem andern Extrem vorziehen. Was das sogenannte lose oder vorgeschobene Knie betrifft, womit man, milde ausgedrückt, ein krummes Vorderbein bezeichnet, so ist dies bei den ostpreußischen Pferden ein häufig vorkommender Erbfehler, der für den Gebrauch um so weniger von Belang erscheint, wenn eine lange Fesselung damit verbunden ist. Da nun im allgemeinen das Reitpferd der Dame im Gebrauch nicht annähernd so harten Anforderungen ausgesetzt ist, wie das Pferd im Dienste des Herrn, so bin ich der Meinung, daß man bei Beurteilung des Damenpferdes nicht zu rigoros hinsichtlich des Gebäudes zu sein braucht und

darum gutes Temperament und ein vornehmes schnittiges Exterieur um so mehr mitsprechen dürfen. Gegen die weitverbreitete Auffassung, daß das Pferd der Dame ein kleines, zierliches Tier sein müsse, möchte ich geltend machen, daß grade kleine Pferde häufig Temperamentfehler haben; ganz abgesehen von den Schwierigkeiten eines leichten Rückens und schlecht angesetzten Halses, die man auch bei großen Pferden seltener findet.

Der leichte Kopf und hoch angesetzte Hals sind, streng genommen, eine Frage der Schönheit, aber sie sind dennoch von nicht zu unterschätzender Bedeutung für die Dressur. Betreffs der letzteren möchte ich hinsichtlich der Anforderungen, die man billigerweise an die Rittigkeit des Damenpferdes stellen sollte, hier nur folgendes sagen:

Wenn ich in meiner Annahme nicht fehl gehe, daß die überwiegende Zahl unserer Amazonen ihren Wohnsitz auf dem Lande hat, so dürfte auch meine Behauptung zutreffen, daß nicht jede sportliebende Dame sich in der angenehmen Lage befindet, ein vollkommen erprobtes und durchgearbeitetes Pferd in einer renommierten Pferdehandlung oder aus einem Offizierstall erstehen zu können, und da meine schönen Leserinnen um alles in der Welt nicht auf die Freuden des Reitsports verzichten möchten, so wird im Roßgarten unter den zurückgestoßenen Remonten des väterlichen Gutes oder unter der jungen Nachzucht eines Nachbargestütes Umschau gehalten. In den meisten Fällen läuft dieses Experiment auch glücklich ab, vorausgesetzt nur, daß die Reiterin einige Beanlagung und das Tier keine Temperamentfehler hat.

Das Einvernehmen zwischen Lehrer und Schüler wird um so glücklicher sein, je mehr beide einander im Temperament ausgleichen; denn der Satz, daß ungleiche Temperamente einander ergänzen, scheint sich mit Bezug auf Roß und Reiter mehr zu bewahrheiten, als in der Ehe!

89. Anzug der Reiterin. „Vom Erhabenen bis zum Lächerlichen ist nur ein Schritt“ — das findet nirgends so treffend seine Bestätigung, wie in der Damenreiterei! Obwohl unsere Fachliteratur eine Reihe vortrefflicher Schriften aufweist, die das Reiten der Damen zum Gegenstand haben, so findet man selbst bei routinierten und geschickten Reiterinnen mannigfache Verstöße, die das Auge des Zuschauers verletzen. Die bekannte englische Monatszeitschrift „The Badminton Magasine of Sports“ brachte einen trefflichen Aufsatz aus weiblicher Feder: „Sportsdamen und ihre Bekleidung. Unter den sporttreibenden Damen, so schreibt die Verfasserin, gibt es zwei Klassen, die, welche aus reiner Passion einem Sport huldigen, und solche, die es der Mode halber tun. Die ersteren tragen das, was dem Zweck entspricht und ihrer Figur zusagt, letztere dagegen ordnen sich blindlings ihrem Schneider unter und ziehen gehorsam alles an, was dieser für richtig hält, mag es noch so unpraktisch und unbequem sein.“ Selbstredend richten sich meine Zeilen nur an die erstere Kategorie der dem Reitsport huldigenden Damen.

Verfolgen wir aus geschichtlichen Werken und alten Stichen die Entwicklung des weiblichen Reitkostüms, so ist es unverkennbar, daß von Anbeginn an das schönere Geschlecht seinen Anzug zu Pferde von dem stärkeren zu entlehnen suchte. Es

liegt hierin das stillschweigende Zugeständnis, daß das stärkere Geschlecht im Sattel Meister ist, und die Anlehnung der Reiterin in ihrem Anzuge an die Moden der Herrenwelt mußte naturgemäß aus dem Bestreben entspringen, es in der Beherrschung des Pferdes den Herren der Schöpfung gleich zu tun. Fürchten Sie nun nicht, schönste Leserin, daß ich darum dem Herrenbeinkleid als Tracht für die Amazone das Wort reden wollte. Im Gegenteil! Obwohl ich gegen die Vorteile des Herrensitzes nicht blind bin, so würde ich energisch protestieren, wollte man damit brechen oder Kniehosen für unsere Damenwelt zu Pferde einführen. So niedlich und kokett ich die dampfende Zigarette zwischen zwei rosigen Lippen finde, so unschön ist es in meinen Augen, wenn diese selben Lippen eine große Importe paffen, und ich möchte hiermit den Gebrauch der männlichen Reithose vergleichen. Aber selbst wenn die unberechenbaren Launen des Modegottes Sie je in die Lage bringen sollten, sich zum Herrensitz bekennen zu müssen, meine Damen, so brauchen Sie darum nicht zu fürchten, mit Ihren ästhetischen Anschauungen in Verlegenheit zu geraten, denn die Engländer, die in diesem Punkt, wie in allem, was den Sport betrifft, unsere Lehrmeister sind, haben Ihnen durch den geteilten Rock die Möglichkeit geschaffen, alle Vorteile der männlichen Reitbekleidung zu genießen, ohne etwas von dem Reiz Ihrer Weiblichkeit einzubüßen. Im übrigen hat die Erscheinung der Reiterin durch Nachahmung der männlichen Tracht nur gewonnen.

Um von oben anzufangen: gibt es etwas Vornehmeres und zugleich Praktischeres, als der runde, steife Herrenhut? Die Haare werden in einem festen englischen Knoten in den durch ein Gummiband um den Hinterkopf gehaltenen Hut hineingesteckt. Vorne ist die Frisur glatt und anliegend. „Die Dame," sagt Fillis, „die zu Pferde den Hut verliert, ist auch nahe daran, den Kopf zu verlieren." Zu Gelegenheiten — Musikreiten, militärischen Veranstaltungen und im Jagdfelde am Hubertustage — trägt man den niedrigen Zylinder. Beides, Hut wie Zylinder, ist natürlich schwarz und wird ohne Schleier getragen. Auf dem Lande mag im Sommer ein kleiner englischer Herrenstrohhut statthaft sein; niemals die viel getragene Jockeymütze! Verzeihen Sie, Gnädigste, aber es ist merkwürdig, wie oft Sie die weibliche Eitelkeit im Stiche läßt, sobald es sich um den Anzug zu Pferde handelt. Schauen Sie sich mit Ihrer Mütze nur einmal in den Spiegel und dann, bitte, seien Sie ehrlich! Ein weicher Filzhut, womöglich mit Feder und wehendem Schleier, ist ebenso unmöglich wie bunte Schleifen und Krawatten. Es fehlen dazu nur noch ein paar Handschuhe mit Stulpen, und die Berta von Bruneck, die auf ihrem milchweißen Zelter im Tell auf die Bühne galoppiert, ist fertig! Apropos Handschuhe; — man trägt zweiknöpfige rötlichbraune Dogskins oder kurze, gelbe Schweden. Ich rate, dieselben auch im Sommer mindestens zwei Nummern größer zu wählen, als die Straßenhandschuhe. Die Bekleidung der Hand ist für Fausthaltung und Führung von höchster Bedeutung.

Zu dem oben erwähnten Strohhut gehört ein Reitkleid aus weißem Drell oder aus grauem Sommerloden. Sonst ist das Reitkleid schwarz, im Winter dicker, im Sommer aus dünnerem Stoff. Grauer oder dunkelgrüner Manchester ist hübsch, aber nicht „Klasse".

Die glatte Taille mit langen, nicht angesetzten Schößen liegt eng an. Der Kragen ist wie beim Herrenrock umgelegt und der Halsausschnitt durch einen hunting-scarf aus weißem Pikee geschlossen, eine einfache goldene Sicherheitsnadel hält letzteren zusammen. Dies ist zugleich der Anzug im Jagdfelde. ringert. Die renommiertesten Firmen für habits sind W. Shingleton, 60 Bond Street, und Mstrs. Thomas and Sons, Brookstreet in London; bei uns Benedict, Königgrätzerstraße, und Hoffmann, Friedrichstraße, Berlin.

Allgemein üblich ist der grade



17. Eine Meisterin im Sattel.

Der kurze englische Jagdrock mit ausgearbeitetem Knie hat sich auch im Tagesgebrauch allgemein eingebürgert. Damen, die hinter den Hunden eine Rolle zu spielen pflegen, habe ich auch auf dem Damensattel im geteilten Rock, dem sog. safety-habit gesehen; die Gefahr des Geschleiftwerdens beim Sturz wird durch denselben ver- geschnittene Stiefel aus Lackleder mit steifen Schäften, wie ihn die Herrenwelt trägt. Fillis gibt kurzen Gummizugstiefeln mit enganliegender Strippenhose den Vorzug, weil er meint, der steife Stiefelschaft behindere den Kontakt mit dem Pferde. Ich finde, die lange Reithose hat etwas Saloppes, Unschickes und rate zu einem hohen,

weichschäftigen Stiefel aus Chevraux- oder dünnstem Vachetteleder.

Der äußere Anzug der Amazone wäre damit erschöpfend behandelt. Nicht minder wichtig für das Wohlbehagen der Reiterin ist aber der unsichtbare Teil ihrer Toilette. Da, wie ich eingangs betonte, diese Zeilen nur für Damen geschrieben sind, die es mit Ausübung ihrer Passion ernst meinen, so hoffe ich, werden meine Leserinnen mir einige intimere Bemerkungen nicht verübeln: Zur Vermeidung von Falten sei das Hemd möglichst kurz und von feinstem Stoff. Fillis empfiehlt, dasselbe über der Hüfte zu befestigen. Das Korsett muß ebenfalls kurz sein und darf nur wenig Fischbein enthalten. In meinen Augen kann eine schlanke, jugendliche Figur sehr wohl dieses Kleidungsstück völlig entbehren, und eine andere sollte überhaupt auf den Reitsport verzichten. Ob die Reiterin für das Beinkleid den Breechesschnitt wählt oder die enganliegende lange Hose, wie Fillis vorschlägt, ist Geschmackssache, ebenso, ob dieselbe mit Leder besetzt ist oder nicht; dagegen muß das Unterbeinkleid aus Trikot mit Seide oder feinstem Hirschleder gefüttert sein. Fillis warnt dringend vor dem Gebrauch von Strumpfbändern und rät daher an Stelle des langen Strumpfes kurze Socken zu tragen; zum Schutz der Kniee empfehle ich einen seidenen Gummistrumpf.

Ich für meine Person führte Sporen auf der Jagd nie, im Rennen höchst selten; weshalb ihn Damen benötigen sollen, will mir schon deshalb nicht in den Sinn, weil die Sporenwirkung ja nur eine einseitige wäre. Ueber den Gebrauch des Sporns durch die Reiterin schreibt White-Melville in seinen prachtvollen Reiterinnerungen: „Der ahnungslose Zuschauer wundert sich, weshalb das Pferd der Dame so viel leichter und freier tritt, als das ihres Kavaliers.“ „Das ist die Damenhand,“ sagt er voller Bewunderung. — „Keine Spur,“ antwortet der Eingeweihte, „es ist der Damenfuß.“

Die kurze Jagdpeitsche mit Lederschlaufe ist auch für den Gebrauch auf der Promenade und auf dem Spazierritt übernommen worden. In der Bahn führt die Dame einen leichten Reitstock mit einfachem Silberknopf oder eine kurze, nicht zu weiche Peitsche. Sogenannte Dressurpeitschen, die wie die Angelruten aussehen, und brillantengeschmückte Peitschengriffe gehören, ebenso wie Armbänder und kostbare Broschen, in den Zirkus. Der einzige Schmuck, welcher im Sattel zulässig, ist die erwähnte goldene Nadel in der Pikeebinde und allenfalls eine Blume im Knopfloch.

90. Ajustement des Pferdes. Ohne unhöflich sein zu wollen — noch wichtiger als die Toilette der Reiterin erscheint mir die Toilette ihres Pferdes. Jedenfalls gibt letztere häufiger zu Ausstellungen Anlaß, als die Reiterin selbst.

Während der gute Geschmack der Reiterin ihr bei der Wahl ihres Anzuges zu Hilfe kommt, fehlt es, was das Ajustement des Pferdes anbelangt, häufig an der unentbehrlichen Anleitung: Dies macht sich namentlich auf dem Lande bemerkbar, wo doch der Damenreitsport in erster Linie zu Hause ist. Einige Winke über die „Toilette“ des Pferdes sind daher vielleicht auch sattelfesten und gewiegten Reiterinnen willkommen.

91. Der Sattel. Ein großer Teil meiner Leserinnen ist gewiß in kavalleristischen Dingen bewan-



dert, und diesen dürfte es bekannt sein, daß in jeder Schwadron, d. h. unter etwa 120 Pferden sich acht bis zehn befinden, auf welche ein normaler Sattel beim besten Willen nicht heraufpaßt. Hieraus folgt, daß der Sattel dem Rücken des Pferdes — der Stellung der Rippen, dem Ansatz des Widerristes usw. — angepaßt sein muß. Wie viel mehr noch gilt dies für den Damensattel, der doch den Pferderücken auf einer viel größeren Fläche belastet, als der „englische" Sattel oder selbst der Armeesattel es tut.

Es ist daher naturgemäß beim Damensattel vielmehr zu befürchten, daß der andauernde Druck auf die lebenden Gewebezellen der Haut dieselben zum Absterben bringt, d. h. milde ausgedrückt: „scheuert", in ernsteren Fällen Entzündungen hervorruft. Die bekannte Furcht aller Herren, deren Pferde von einer Dame geritten werden, vor dem „Drücken" bedeutet nicht etwa ein Mißtrauen gegen die Reitfertigkeit unserer Amazonen, als vielmehr eine Bestätigung meiner Behauptung, wie wenig Fürsorge im großen und ganzen die Damen der Wahl ihres Sattels zuwenden. Ich wette, mehr als eine Dame, die bei ihren Mitschwestern und bei der Schar ihrer Bewunderer in dem Rufe einer kühnen Amazone steht, hat es sich noch nicht einmal vergegenwärtigt, wie weit die Lage, oder besser gesagt die „unrichtige" Lage, des Sattels den Gang des Pferdes beeinflußt. Ich selbst habe ein Pferd im Stalle gehabt, das jahrelang mein Brotverdiener war und mich jede Saison, von Mitte September bis Ende November, wöchentlich dreimal hinter den Hunden trug, ohne auch nur eine Stunde zu versagen; aber sobald dieses brave Tier eine Dame im Sattel fühlte, war es unhöflich genug, krückenlahm zu gehen. Ich habe wiederholt das Experiment gemacht, während des Rittes mit meiner Begleiterin das Pferd zu wechseln, und die Lahmheit war wie fortgeweht. Es beweist dies, daß die durch den Damensattel bedingte Gewichtsverteilung der Reiterin die Nieren des Pferdes über Gebühr belastet. Aus diesem Grunde schon bin ich gegen die übermäßig großen Sättel eingenommen, die noch aus der Zeit stammen mögen, da „der Großvater die Großmutter nahm". Es bedarf lediglich der Gewohnheit, um sich in dem kleinsten Sattel sicher zu fühlen; ich neige sogar zu der Ansicht, daß ein großer Sattel die Festigkeit des Sitzes nichts weniger als erhöht. Gräfin Sibylle **Bismarck**, eine der besten „horse-women", die je hinter Hunden geritten ist, hatte sich zum Galoppieren in der Morgenarbeit eigens in Paris einen Sattel bauen lassen, der vorn in der Kammer fast so flach wie unsere Rennsättel war. Ist schon für den Herrensattel die Forderung berechtigt, daß er den Reiter in tunlichst nahe Berührung mit dem Pferde bringt, wie viel mehr noch muß dies für den Sattel der Dame gelten, die um so mehr auf die Einwirkung mit dem Gesäß und auf Gewichtshilfen angewiesen ist, als ihre Schenkelwirkung nur eine einseitige ist. Der Damensattel darf darum nur wenig gepolstert sein, damit die Reiterin ihr Pferd „fühlen" kann; vor allem aber erfordert es die Sicherheit der Reiterin, daß ihr rechtes Knie tiefer ruht als ihr Gesäß. Ist der Sattel nicht wagerecht, so muß dies unfehlbar die Festigkeit des Sitzes beeinträchtigen.

Ist der Sattel zu lang, so leidet das Pferd darunter; ist derselbe zu kurz, so geniert dies die Reite-

rin. Dieselbe sollte daher bei Bestellung eines Sattels es nie versäumen, die gewünschte Größe bezw. die Breite und Länge des Sitzes anzugeben. Besser ist es aber, man scheut nicht die kleine Mühe und stattet selbst im Reitkostüm dem Sattler einen Besuch ab, um den Sattel auf einem Bock zu erproben. Ist die Dame eine Anfängerin, so rate ich ihr dringend, sich zu diesem wichtigen Gange die Begleitung einer erfahrenen Reiterin zu sichern. Wer aber in der Lage ist, nur eigene Pferde zu reiten, der sollte lieber auf den Ankauf eines fertigen Sattels überhaupt verzichten, und einen solchen nach dem Maß des Pferderückens arbeiten lassen. Es liegt auf der Hand, daß der Damensattel sich nicht in gleichem Maße dem Gebäude des Pferdes anzuschmiegen vermag, wie es der englische Sattel tut. Hieraus folgt die Notwendigkeit ständiger erhöhter Aufmerksamkeit beim Satteln. Erweist sich ein Sattel dennoch als unbequem für Roß oder Reiterin, so säume man nicht, den Sattler zu Rate zu ziehen.

Der Sitz sei von glattem Leder. Soll der Sattel mit einer Tasche versehen sein, so muß dieselbe in die rechte Klappe eingelassen sein, nicht aufgesetzt, wie man es so häufig sieht. Für größere Reitexkursionen, wie sie auf dem Lande Sitte sind, erweist sich die Anbringung zweier kleiner Lederösen oder Ringe an der rechten Seite des Sitzes praktisch zur Mitnahme einer Regenpelerine, Sandwichbüchse usw. Wildlederne Sitzkissen sind nicht praktisch und mit Arabesken und anderen herrlichen Mustern verzierte Sättel, in denen unsere deutschen Sattler zu exzellieren lieben, sind höchst unschik. Ueberhaupt bekommt man einen wirklich guten, richtig gebauten Sattel nur in England. Bitte, brechen Sie nicht in Entrüstung aus, meine Damen, aber unsere deutschen Sättel geben ausnahmslos Ihrem Knie eine viel zu hohe Lage! Bei den englischen Sätteln pflegt die Kammer sehr weit ausgeschnitten und nur mit einer Lederklappe bedeckt zu sein; diese gibt dem rechten Oberschenkel die für die Festigkeit des Sitzes unentbehrliche wagerechte Lage. Und dann entsinne ich mich kaum, einen in Deutschland gefertigten Sattel gesehen zu haben, der nicht den unsinnigen Flaschenzug-Bügelriemen aufweist, der um das ganze Pferd herumläuft, und durch welchen die Reiterin mit ihrem ganzen Gewicht auf die rechte Widerristseite drückt. Man könnte schwerlich etwas Grausameres erfinden, um dem Pferde den Brustkorb zusammenzupressen oder etwas, das mehr geeignet wäre, den schönsten Widerristdruck zu erzeugen. Man wird vermutlich zugunsten des Flaschenzugriemens anführen, daß er der Reiterin gestattet, sich im Sattel den Bügel zu schnallen; dieser Vorteil dürfte indessen durch die von mir soeben gekennzeichneten Uebelstände mehr als aufgehoben werden. Ein einfacher Bügel, analog dem Herrensattel angebracht, verdient im Interesse des Pferdes unbedingt den Vorzug. Ich möchte bei dieser Gelegenheit gleich vor dem Gebrauch eines komplizierten Sturzbügels warnen; ein solches Instrument bewirkt häufig das Gegenteil von dem, was die Sicherheitsvorrichtung bezweckt.

Ihre Maj. die Kaiserin ritt einen Sattel, den die Firma Champion u. Wilton, 457/59 Oxford Street, London W. geliefert hat. Ein solcher sogenannter „Champion-side saddle" kostet komplett 294 Mark; aber bekanntlich ist in der Geschirr- und Sattelkammer das teuerste

stets das billigste. In Deutschland kann ich Erb u. Markmann Berlin, Passier u. Tiele, Hannover und Maack, Hamburg, der Leserin empfehlen; dieselben arbeiten nach englischem Modell einen recht brauchbaren Sattel.

Von wesentlicher Bedeutung für die richtige Lage des Sattels ist die Unterlegedecke, oder vielmehr das Fehlen derselben; denn das Rutschen des Sattels am Widerrist wird durch den Gebrauch eines solchen „Bekleidungsstückes“ nur befördert, weil die Kammer, die zu beiden Seiten neben dem Widerrist liegen sollte, durch die Unterlegedecke eine zu hohe Lage erhält. Es ist somit nicht allein das Eleganteste, sondern auch sachlich am richtigsten, wenn man den Sattel auf den blanken Pferderücken legt. Das Lederkissen der modernen Sättel macht in der Tat eine Satteluntertlage völlig überflüssig; läßt man alte Sättel aufpolstern, so benutze man die Gelegenheit, um sie mit einem Lederkissen versehen zu lassen. Allerdings setzt ein solches sachgemäße Behandlung voraus, wenn anders das Leder nicht hart und brüchig werden soll; ohnehin wird ja aber der Damensattel weniger der Nässe usw. ausgesetzt sein, als z. B. ein Offizierssattel im Manöver. Wer jedoch an der hergebrachten Unterlagedecke festhält, der wähle eine solche aus weißem Filz, Rehfell oder Leder, nach der Form des Sattels geschnitten. Bunte Schabracken, womöglich mit eingesticktem Monogramm, mit denen man im Tattersall so manche Amazone mit Vorliebe prangen sieht, mögen sich auf dem Weihnachtstisch sehr hübsch ausnehmen; sie gehören aber auf Schoßhunde und nicht auf Pferde!

92. **Die Zäumung.** Ich komme jetzt zur Zäumung. Das Zaumzeug sollte nach Möglichkeit mit dem Sattel in der Farbe übereinstimmen; zum mindesten, wenn die Reiterin einigen Anspruch auf Eleganz erhebt. Zur Behandlung des Lederzeuges empfehle ich weißen „Meltonian-Cream“, mit dem dasselbe eingerieben wird, nachdem zuvor aller Schmutz und vor allem die alte Sattelseife (sehr wichtig!) gründlich abgewaschen sind, und dann das Leder getrocknet ist. Nach der Behandlung mit dem erwähnten Creme wird das Leder mit einer reinen Bürste bearbeitet bis es Glanz erhält. Die Breite des Lederzeuges ist Geschmacksache; ich kenne Reiterinnen, denen die schmalen sogen. „Damenzaumzeuge“ ein Greuel sind. In der Hauptsache kommt es darauf an, daß die Zügel weich sind und nicht in die Finger schneiden. Der Martingal als Ausputz ist eine Albernheit, querfeldein eine Gefahr! Ich habe ihn zuweilen bei Hengsten aufgelegt, die unter einer Dame gingen. Mit dem Martingal wird auch das Vorderzeug überflüssig. Hierzulande ist ein farbiger Stirnriemen bezw. ein solcher in den Wappenfarben gestreift, gang und gäbe; in England verrät ein bunter Stirnriemen den Stall des Pferdehändlers. Jedenfalls sind Rosetten oder sonstige Kinkerlitzchen am Kopfstück nicht „comme il faut“.

Trotz Ihrer weichen Hand, meine Damen, würde ich stets raten, Ihr Pferd recht weich zu zäumen, natürlich auf Kandare oder allenfalls Pelham. Eine Kandare mit kurzen Anzügen und großen Zügelringen (sog. „englische Jagdkandare“) legt zugleich Scherenfängern das Handwerk. Korrekter Weise sollen die „Anzüge“ der Kandare in einem Winkel von 45° dem Zügelanzug folgen; den Engländer sieht man indessen fast immer mit einer fast bis zur Wagerechten durchfallenden

Kandare! Wie schon früher gesagt, ist unter allen unvergleichlichen Eigenschaften des „Hunters" dessen „angenehmes" Maul die unvergleichlichste; und ich schreibe das Verdienst hieran nicht am wenigsten der weichen Zäumung zu. Die Lage des Gebisses — einen Strohhalm breit über den Hakenzähnen — ist jedenfalls dann korrekt, wenn die Kinnkette, die dem Mundstück genau gegenüberstehen soll, tatsächlich in der Kinnkettengrube liegt. Da es sich immer empfiehlt, von zwei Uebeln das kleinere zu wählen, so rate ich, das Gebiß lieber etwas höher zu legen, als zu tief.

Für Damen, welche häufig ihre Pferde wechseln, erweist sich ein Zaumzeug praktisch, in welches das Gebiß mit unsichtbar auf der Innenseite des Backenstückes und der Zügel angebrachten Druckknöpfen eingeknöpft wird. Muß es aber durchaus ein Schnallenzaumzeug sein, dann nur keine bezogenen Schnallen, sondern wenigstens schmale, ovale Metallschnallen. Die Schnalle des Kehlriemens gehört auf die linke Seite, die des Trensenbackenstückes rechts, so daß mit den beiden Schnallen des Kandarenbackenstückes auf jeder Seite zwei Schnallen sitzen. — Hiergegen wird oft gefehlt! Ein, übrigens auch bei der Herrenwelt häufig zu beobachtender Toilettenfehler ist die „Dienstkandere" und Militärkinnkette im Zivilzaumzeug: es macht dies etwa den nämlichen Eindruck, als wenn Sie mit einer Militärmütze auf dem Kopfe spazieren ritten, meine Gnädigste!



Aus dem Album der Sportwelt.

18. Damenpreisspringen.

93. Sitz und Führung. Ich glaube, die Toilette der Reiterin wie des Pferdes vorstehend eingehend genug erledigt zu haben und möchte noch in aller Kürze einige Bemerkungen über Sitz und Führung hinzufügen, welche ich gleichfalls als Toilettenfrage bezeichnen möchte, weil sie nicht so sehr die Regeln der Reitkunst betreffen, als vielmehr den Eindruck, welchen die Erscheinung der Reiterin hervorruft. Findet man derartige, ich möchte es „Schönheitsfehler" nennen, grade bei routinier-

ten und geschickten Reiterinnen häufig, so gebietet mir die Pflicht der Höflichkeit, von vornherein zu erklären, daß wir Herren der Schöpfung keineswegs von solch kleinen Unarten und Angewohnheiten im Sattel frei sind. Im Gegenteil! Aber gegen das schönere Geschlecht pflegt das Auge des Beobachters hinsichtlich der Regeln des Graziösen und Schönen strenger zu verfahren, als gegen uns, die wir häufig auf ungehorsamen und ungerittenen Pferden zur Abweichung von der korrekten und gefälligen Form verführt werden. Aus diesem Grunde sollte die Reiterin sich auf einem rohen unbotmäßigen Pferde, sofern sie überhaupt Fertigkeit und Verständnis besitzt, ein solches zu reiten, nie den Blicken und damit der Kritik eines unberufenen Publikums aussetzen. Daß das schöne Geschlecht die Fähigkeit besitzt, unfertige Pferde zu reiten, wage ich nicht zu bestreiten, dazu kenne ich zu viele Damen, die auf dem Lande jede zurückgestoßene Remonte ohne weiteres reiten, und die in der Bahn ein Pferd anfassen und bearbeiten können. Immerhin bilden derartige Amazonen die Ausnahme. Die große Mehrheit aller reitenden Damen kann und darf nur „Damenpferde" reiten. Zum mindesten, wo die Reiterin an die Oeffentlichkeit tritt — auf der Promenade, im Jagdfelde, im Tattersall — sollte dies nur auf einem durchaus sicheren und rittigen Pferde geschehen.

Es liegt in der Natur der Sache (den beschränkten Hilfen des einseitigen Sitzes), daß man von einer Dame nicht eine annähernd ähnliche Einwirkung auf das Pferd erwartet, wie von dem Reiter, aber dafür um so mehr eine dem Auge wohlgefällige, anmutige und freie Haltung. Wenn man von dem Soldatenreiter selbst auf dem schwierigsten Pferde und auf der jungen ungerittenen Remonte jederzeit einen tadellos korrekten und eleganten Sitz verlangen muß, um wieviel mehr sollte dies bei der Dame der Fall sein, die nur gut gehende durchgearbeitete Pferde reitet! „Aber leider," schreibt Keudell, „glaubt die Mehrzahl unserer Damen, daß, wenn sie so weit sind, sich grade auf dem Sattel zu halten, sie die nötige Vorübung haben, um sich öffentlich bewundern zu lassen." In den Jahren, die seit dem ersten Erscheinen der Keudellschen Reiterinnerungen verflossen sind, hat sich unter dem Einfluß unserer Fachliteratur und der hippologischen Presse, nicht zum mindesten durch das Vorbild der Concours hippiques und anderer derartiger Veranstaltungen unserer Sportvereine viel, sogar sehr viel auf dem Gebiete der Damenreiterei wie des Reitsports überhaupt gebessert; aber immerhin muß ich bekennen, meine Damen, daß Ihnen hinsichtlich Ihrer Kunst im Sattel doch Ihre Eitelkeit oder die Sucht, als sport-woman zu gelten, noch recht häufig einen Streich spielt; und ich glaube, daß mancher von uns, der von einer hübschen Amazone zu Rate gezogen wird, oder die Ehre hat, ihr als kavalleristischer Mentor zu dienen, seiner Schülerin durch größere Ehrlichkeit einen Dienst erweisen würde. Die Zahl unserer Fachschriften, welche das Reiten der Damen zum Gegenstand haben, ist keineswegs gering und man findet in ihnen gewiß vortreffliche Anleitung, aber derartige Bücher teilen das Los der großen Klassiker, d. h. man kauft sie, um sie zu besitzen; sodann aber ist es eine Eigentümlichkeit jedes reitenden Menschen — sei es Mann oder Weib — und ich will mich ebensowenig davon freisprechen, als irgend

einen meines Geschlechts — sich für einen besonders von Gott begnadeten Reiter zu halten, mag der oder die Betreffende auch auf jedem andern Gebiete des Sports noch so ehrlich von der eigenen Talentlosigkeit überzeugt sein. „Das was der Reiterin die Sicherheit gibt,“ sagt Meister Fillis, „verleiht ihr gleichzeitig die elegante Haltung.“ In dieser Hinsicht begehen Anfängerinnen einen bedauerlichen Fehler, indem sie, wohl in dem Bestreben, nach rechts herunterzusitzen, mit der linken Hüfte gegen die rechte zurückbleiben. Dies ist nicht nur unschön, sondern direkt gefährlich, denn es erhöht zweifelsohne die Gefahr, nach rechts heruntergeworfen zu werden. Ist die schiefe Haltung von Hüften und Schultern schon im Schritt häßlich, so ist dies noch mehr im Trabe der Fall und die bekannte korkenzieherartige Bewegung beim Englischtraben ist obendrein gesundheitsschädlich. Würden unsere Damen sich in jeder Gangart eines korrekten Sitzes befleißigen, d. h. Hüften und Schultern parallel zu den Ohren des Pferdes — so wäre ein sehr wirksames Argument der Seitsitzgegner, die den Herrensitz in der Damenreiterei einbürgern wollen, hinfällig. Ein anderer Schönheitsfehler beim Englischtraben — eine andere Art zu traben möchte ich der Dame überhaupt nicht konzediert sehen, ist es, wenn man eine Bewegung des linken Beines nach auswärts sieht. Es entspringt dies aus einem zu kurzen Bügel und dem Bestreben der Reiterin, sich im Bügel zu heben. Letzteres ist grundfalsch, man überlasse das Heben des Körpers der Bewegung des Pferdes und trete den Bügel nach hinten weg, wobei Knie und Fußgelenk federnd wirken. Es erhellt hieraus, von welcher Wichtigkeit die richtige Bügelschnallung ist. Ich habe die Bemerkung gemacht, daß grade die besten Reiterinnen auch in schwierigen Situationen, auf der Jagd, auf der Galoppierbahn, auf ungezogenen Pferden u. s. w. den Bügel auffallend lang schnallten, so daß die Fußspitze nach unten zeigte. Sicher befördert der langgeschnallte Bügel eine weiche elastische Tätigkeit des Knies und befestigt den Sitz, während bei zu kurzem Bügel die Reiterin leicht nach rechts aus dem Sattel kommt und, um dem vorzubeugen, in die bereits oben gegeißelte Verdrehung der Hüften fällt.

Damen, welche viel in der Bahn reiten und sich dabei in ihre Pferde vertiefen, neigen mit Vorliebe zu der Angewohnheit, das Kinn vorzustrecken und bei jedem Tritt des Pferdes mit dem Kopf zu nicken. — Trösten Sie sich, meine Damen, wir Herren machen es nicht besser! — Man findet grade diese kleine Unart häufig bei besonders passionierten und verständnisvollen Reiterinnen, die den Wunsch haben, mit Gesäß und Mittelpositur energisch vorzutreiben. Wird dies übertrieben, so verfällt die Reiterin leicht in den Fehler, den Leib einzuziehen und mit hochgezogenen Schultern und rundem Rücken zu sitzen, was ein höchst unvorteilhaftes Bild macht. Für die Durchschnittsreiterin sollte jedenfalls das Gesetz der Schönheit noch über dem reiterlichen Gebot stehen, — nebenbei sind dieselben fast immer identisch, — ich gebe daher der Anfängerin unbedingt die Instruktion: Oberkörper lieber hinter die Senkrechte neigen, als vornüber, namentlich beim Anreiten und beim Verstärken der Gangart, bezw. des Tempos. Der regelmäßige Fehler, den man bei Anfängern beiderlei Geschlechts zu bekämpfen hat, ist

das Vorneigen des Oberkörpers beim Vortreiben und Hintenüberwerfen in den Paraden. Reiterlich wäre es logischer, in das entgegengesetzte Extrem zu verfallen; aber selbstredend liegt der goldene Weg in der Mitte, d. h. in der tunlichsten Innehaltung einer senkrechten Lage über dem Schwerpunkt des Pferdes. Das Heruntersehen auf den vorgreifenden Fuß beim Angaloppieren ist ein Schönheitsfehler, den jede Reiterin wohl mit den hippologischen Kinderschuhen auszieht. Grade beim Angaloppieren macht das Vorbeugen des Oberkörpers und Einziehen der Mittelpositur einen dilettantenhaften Eindruck. Der Kopf sei ein wenig zurückgenommen, das Kinn leicht angezogen, ohne daß die Haltung etwas Krampfhaftes annimmt; Schultern und Oberarme seien weit zurückgenommen. Die berühmten Henkeltopfellbogen sind ein Spezialfehler älterer, routinierter Reiterinnen, und weder schön, noch kavaleristisch motivierbar. Ich möchte bei dieser Gelegenheit gegen ein Dogma protestieren, das allgemein in den Damenreitinstituten von den Herren „Damenreitlehrern" gepredigt wird: die einhändige Führung! Ich glaube, erst als Soldat, wenn man gezwungen ist, im Dienst beim Reiten mit der Waffe 2c. jedes Pferd mit einer Hand zu führen, lernt man es erkennen, welche ungeheure Erleichterung die angefaßte



Aus dem Album der Sportwelt.

19. Damenpreisspringen.

Trense oder gar die geteilten Kandarenzügel gewähren. Nun ist die Gefahr der Ermüdung und damit einer krankhaften, harten Führung bei dem zierlicheren Handgelenk der Dame wohl noch größer. Noch aus einem anderen, vielleicht einleuchtenderen Grunde bin ich gegen die Führung mit einer Hand: ein unbestreitbarer Nachteil des Damensattels — hierin haben seine Gegner unbedingt Recht! — ist die durch den Reitsitz bedingte hohe Führung. Teilt die Reiterin alle 4 Zügel und setzt die Hand auf der Sattelklappe

auf, etwa da, wo die Tasche zu sein pflegt, die linke *an* (nicht *auf*) den linken Oberschenkel, so ist dem angedeuteten Uebelstande wesentlich abgeholfen. Diese Art der Führung hat den ferneren Vorteil der langen Zügel und in diesem liegt ein Hauptfaktor der „weichen Damenhand".

„Wie viel öfter," schreibt White-Melville in seinem unvergleichlichen Buch über Jagdreiten, „würden wir Damen im Jagdfelde stürzen sehen, wenn nicht der Sitz im Damensattel sie zu dem langen Zügel nötigte." Ohne Frage wird die Reiterin in der von mir beschriebenen Weise weicher führen, als wenn die oben auf dem rechten Knie thronende Zügelhand alle vier Zügel vereinigt. Leicht gibt auch die Führung mit einer Hand der Reiterin etwas Linkisches, weil die Rechte, die nur die Peitsche führt, gewissermaßen beschäftigungslos ist, wohingegen die Führung mit geteilten Zügeln auch auf die grade Haltung der Schultern und Hüften förderlich wirkt. Der Oberarm ist leicht angelegt, der Unterarm bildet am Ellbogen einen rechten Winkel. Die Hand steht, ob höher, ob tiefer, senkrecht und so, wie sie am Unterarm angewachsen ist; das ist das ganze Geheimnis der weichen Führung! Eine in den Pulsadern eingezogene, ebenso wie eine zu stark eingerundete Faust wird krampfhaft und unnachgiebig. So unwesentlich es scheinen mag, so wirkt eine verdeckte Faust, bei welcher der Handrücken nach oben zeigt, nachteilig auf den Gesamteindruck der Reiterin. Der höchste Punkt der Hand ist der Knebel des Daumens, die Finger sind lang zugemacht, nicht in die Handflächen eingekrallt.

94. Im Jagdfeld. Wohl jede Dame, die sich sattelfest genug fühlt, um einen Ritt „querbeet" zu wagen, hat den Wunsch, wenn sich Gelegenheit bietet, eine Schnitzeljagd oder Schleppe zu reiten und darum glaube ich, einen Augenblick bei diesem Punkt verweilen zu dürfen.

„Ladies in the hunting-field are a nuisance," pflegt der Engländer zu sagen, aber ich kann dem nicht beipflichten, dazu kenne ich zu viele Damen, die hinter den Hunden manchen Rotrock beschämen können. Freilich jenen Amazonen, die den Reitsport als eine Art Bentinktur betrachten, oder ihn um der Mode willen betreiben, täten allerdings besser daran, von vorneherein auf die Freuden einer guten Jagd zu verzichten, denn wo gehobelt wird, fallen Späne, oder wie Cramford in seinem Buche „horses and riders" sehr bezeichnend ausdrückt: „Wer Eierkuchen essen will, muß Eier zerschlagen, und wer Jagd reiten will, ohne zu fallen, der hat nur den halben Sport und sicher nur den halben Spaß." Auch die erfahrenste und sattelfesteste Reiterin muß — wenn sie ehrlich und mit Vergnügen den Hunden folgen will, auf einen gelegentlichen Akcident gefaßt sein; da aber — ganz abgesehen vom ästhetischen Standpunkt — ein Sturz für die Dame leicht ernster abläuft, als für den Herrn, so möchte ich an das Jagdreiten der Damen zwei Bedingungen stellen und von diesen auch die perfekte Reiterin nicht frei machen: einmal ein unbedingt sicheres Jagdpferd, sodann einen gewandten und besonnenen Piloten. Die Aufgabe des letzteren ist keine ganz leichte; vor allem muß der Herr, welcher die Ehre hat, im Jagdfelde einer Dame als Kavalier zu dienen, selbst auf einem erprobten, absolut sicheren hunter sitzen, denn er kann und darf sich nicht um sein Pferd kümmern. Ich denke noch mit Grauen an einen Tag, an dem ich ein neues

Pferd zum erstenmal hinter den Hunden ritt; plötzlich machte ich zu meinem Schrecken die Bemerkung, daß eine Dame auf mich Vordermann hielt. Alles Rufen und Winken war vergeblich, also was tun? Ich versuchte, den Abstand zu vergrößern, aber je mehr Dampf ich aufsetzte, desto mehr drückte auch mein Verhängnis auf das Tempo. Eine Weile ging alles gut, dann kam ein ganz kleiner, aber mit hohem Kraut zugewachsener Graben, und — da lagen wir! Die Frau Generalin samt Pferd auf mir und überflüssiger Weise wählten noch 2 Herren den gleichen Ruhepunkt. Abgesehen von einem entlaufenen Pferd, einem zerrissenen Reitkleid und einigen blauen Flecken hinterließ dieses Massengrab bei keinem der Beteiligten Folgen, aber ich möchte doch bitten, meine Damen, sich durch diese kleine Episode warnen zu lassen und nie auf Ihren Vordermann Strich zu reiten, sonst kann eine ganz harmlose Lerche, die das Pferd desselben schlägt, Ihnen beiden verhängnisvoll werden.

Nach dem Anlegen gilt es für den Piloten zunächst, sich mit seiner Schutzbefohlenen aus dem üblichen Gedränge zu retten. So lange man sich mitten im Jagdfelde befindet, rate ich dem Herrn, links neben der Dame zu bleiben. Es verstößt dies gegen die Regel, empfiehlt sich aber im Gedränge, um die Dame vor Anreiten zu schützen. Sobald man freie Fahrt hat, eilt der Pilot vorauf und, lassen Sie es sich bitte nochmals ans Herz legen, schönste Leserin, folgen Sie demselben nicht in seinem direkten Kielwasser, sondern in gehörigem Abstande ein wenig seitwärts; dann „Volldampf vorauf" und ich wünsche Ihnen guten Sport! Am angenehmsten reitet es sich naturgemäß auf den Flügeln. Hinter einer Hasenmeute muß man sich allerdings sehr hüten, nicht den Unwillen des Masters zu erregen, denn bei den Widergängen. die Lampe zu machen liebt, kann man leicht die Fährte überreiten und außerdem macht man häufig Relaishasen hoch, die dann vor die Hunde laufen und diese von der Fährte des Jagdhasen abziehen. Hinter anderem Wilde oder auf der Schleppe hat es hiermit keine Gefahr, und wenn man hinter größeren Hunden reitet, so sorgen diese ohnehin durch ihre größere Schnelligkeit dafür, daß das Feld bald auseinander gezogen ist. In jedem Falle rate ich, von vornherein seinen Platz im ersten Treffen zu wählen; einmal ist das Vergnügen des Jagdreitens doch nur vollkommen, wenn man die Hunde bei ihrer Arbeit auf der Fährte beobachten kann, zweitens pflegt jedes Pferd hier am angenehmsten zu gehen, und schließlich kommt man dort auch am sichersten über unfaire Hindernisse, Gräben mit sumpfigen Rändern u. dgl. hinweg. Es folgt hieraus, daß die Dame nicht nur eines sicheren, sondern auch eines schnellen Pferdes benötigt, um den Hunden folgen zu können und beim Halali zu sein.

Zur Schande meines Geschlechts muß ich gestehen, daß es Leute gibt, denen die Anwesenheit von Damen immer und überall ein Dorn im Auge ist und zumal im Jagdfelde. Diese behaupten, daß eine Frau niemals die Pace zu beurteilen vermöge und darum kopflos auf alles losstürme. Da, wo das Pferd eher einen Pull nötig hätte, um sich aufzunehmen, wie z. B. im tiefen Boden vor einem großen Hochsprung, wird die Gefahr des Sturzes durch blindes Gegenstürmen zweifellos erhöht; aber meiner Meinung nach entspringt dieser Schneid nicht aus einem

Mangel an Urteilsfähigkeit, sondern aus der Unkenntnis der Gefahr. Verzeihen Sie den etwas ungalanten Vergleich, meine Damen, aber es ist mit Ihrem Mut wie mit der Courage unserer Rekruten. Dort muß der Lehrer ängstlich darauf bedacht sein, den angehenden Reitkünstler vor dem Herunterfallen zu bewahren, ehe derselbe nicht volles Vertrauen zu seinem vierbeinigen Kameraden gewonnen hat und tung bestätigen. Der Schneid unserer jagdtreibenden Damen ist eine Eigenschaft, um die mancher Rotrock sie beneiden darf; und jeder — sei es Gatte, Vater oder Liebhaber — der eine Dame zum Jagdreiten beritten macht, oder sie dabei chaperoniert, sollte es für seine vornehmste Pflicht ansehen, unseren Gefährtinnen im Jagdfelde den „pluck“ zu erhalten! In erster Linie kann dies durch die Auswahl



20. Damen beim Hallali.

ebenso müssen wir jede Dame, die Jagd reitet, sorgsam vor der Bekanntschaft mit einer ernstlichen Gefahr bewahren, denn „wo keine Furcht auch keine Gefahr“. So paradox dies klingen mag, so zweifellos hat es, was die Sicherheit im Sattel anbelangt, seine Berechtigung; es ist geradezu lächerlich, wie die Unsicherheit des Reiters oder der Reiterin sich dem Pferde mitteilt. Auch die bekannte Tatsache, daß gerade kurzsichtige Damen häufig die kühnsten und sichersten Reiterinnen hinter den Hunden sind, dürfte meine Behauptung bestätigen.

des Pferdes geschehen, welchem wir eine Dame querfeldein anvertrauen. Ich habe bereits früher betont, daß das ganze Geheimnis bei Auswahl eines Damenpferdes im Temperament liegt; dies muß in noch höherem Maße gelten, wenn es sich um die Beschaffung eines Jagdpferdes handelt. Durch den Sitz im Damensattel ist es der Reiterin versagt, ihr Pferd gegen einen groben. Sprung „gegenzureiten“, sie bedarf daher im Jagdfeld ein Pferd, das aus sich selbst das Hindernis anzieht, ohne dabei seiner Reiterin die Hand zu nehmen.

Andrerseits vermag die Dame auch nicht, ihr Pferd vor einem feierlichen Hochsprung durch die Schenkelwirkung „aufzunehmen"; wenn es daher für unsereinen schon kein Vergnügen ist, hinter den Hunden einen kopflosen Puller zu reiten, so ist dies für die Dame eine direkte Gefahr. Freilich macht man zuweilen mit Pullern die überraschendsten Erfahrungen, wenn man sie einer zarten Hand anvertraut; aber, verzeihen Sie, wenn ich ehrlich bin, meine Gnädigste, ich schreibe diese wohltätige Wirkung nicht Ihren kleinen Händchen zu, sondern dem langen Zügel, zu dem Sie der Seitsitz im Damensattel wohl oder übel benötigt. „Give them plenty of rope" ist ein Rezept des englischen Jagdreiters, das ihn vor manchem Sturz bewahrt und in dieser Hinsicht können wir von den Damen, die wir hinter den Hunden sehen, viel lernen. Drei Punkte hat das schönere Geschlecht im Jagdfelde vor dem stärkeren voraus: das leichtere Gewicht, den festen Sitz und den langen Zügel.

95. **Quersitz.** Man kann heutzutage das Tema „Damenreiterei" nicht anschneiden, ohne den Quersitz wenigstens gestreift zu haben. Meines Erachtens sind die Argumente, die auf beiden Seiten ins Feld geführt werden, häufig nicht ganz zutreffend, während andrerseits in beiden Lagern manches übersehen wird, was zugunsten der eigenen Sache ins Gewicht fällt.

Ich möchte den Versuch machen, vom objektiven Standpunkt das Für und Wider beider Auffassungen zu beleuchten.

Madame Durand, die in ihrer Zeitschrift „La Fronde" sich zur Vorkämpferin des Herrensattels gemacht hat, macht für den Quersitz geltend, derselbe sei günstiger:

1. für die Festigkeit des Sitzes,
2. für die richtige Zügelführung.

Man begegnet vielfach der Ansicht, eine gute Reiterin müßte von frühester Jugend an und zuerst im Herrensattel geritten haben.

Gräfin Wilhelm Bismarck ist erst nach Mitte der Zwanzig in den Sattel gestiegen und konnte bereits nach verhältnismäßig kurzer Zeit hinter den Hunden der hannoverschen Reitschule debütieren, wo sie selbst nach den schwersten Jagden beim Ende zu sein pflegte. Ich kenne andrerseits Damen, die von ihrem 5. Lebensjahr ab auf dem Pony gesessen haben und erst mit dem 15. Jahr auf den Damensattel gekommen sind und die trotzdem auf letzterem ein wenig glückliches Bild machen. Mag nun das eine wie das andere ein Ausnahmefall sein, so wird jeder, der selbst Rekruten ausgebildet hat — und die Mehrzahl meiner Leserinnen hat doch gewiß zum mindesten eine Rekrutenabteilung bei ihren Anfangskünsten beobachtet — es mir bestätigen, daß nicht der Schluß dem jungen Kavalleristen die Hauptschwierigkeit bereitet, sondern die Erlangung der Balance.

In unserer Soldatenreiterei ist es heutzutage Grundsatz, nichts von dem Schüler zu verlangen, was sein Können, die von ihm bereits erlangten Fähigkeiten übersteigt. Der Rekrut darf nicht herunterfallen, denn nichts wäre mehr geeignet, ihm die unentbehrliche Liebe zu seinem schönen Handwerk zu nehmen. Trotzdem passiert es nicht gerade selten, daß die angehenden Zentauren sich mehr oder minder unsanft von ihren Rossen trennen. In den Tattersallbahnen, wo unsere Amazonen ihre Anfangsstudien machen, sieht man dagegen höchst selten, um nicht zu sagen „nie" — ein derartiges Akcidens. Ergo der

Damensattel gewährt von vornherein einen sicheren und festeren Sitz, als ihn der Anfänger im Herrensitz, selbst mit Hilfe der Schenkel findet; ganz abgesehen davon, daß die von dem Herrensitz geforderte flache Schenkellage aus anatomischen Gründen den Damen versagt ist. Den Verehrern von Fillis dürfte es in der Mehrzahl nicht bekannt sein, daß der Meister auch zum „Spreitsitz“ Stellung genommen hat; ich zitiere ihn daher wörtlich (Grundsätze der Dressur und Reitkunst, S. 39). „Was fehlt dem Reiter im allgemeinen? Der sichere Sitz! Der Sitz wird den Damen noch mehr fehlen, welche doch einen runderen und viel energieloseren Schenkel haben, als der Mann. Pferde, die gewöhnlich keine Höflinge sind, werden denjenigen Damen, welche dieser neuen Art der Reiterei huldigen, so oft Unfälle bereiten, daß sie nicht säumen werden, darauf zu verzichten.“

Ich für meinen Teil stehe auf dem Standpunkt, daß Pferde, „die keine Höflinge sind“, sich überhaupt für Damen nicht eignen. Damen gehören eben nur auf Damenpferde, und diese sind durchgeritten, bedürfen keiner Kraftaufwendung und bereiten keine Unfälle. Die Reiterin darf also ebensowenig in die Lage kommen, die beiderseitige Schenkelwirkung zur Dressur des Pferdes zu gebrauchen, wie in die Möglichkeit, mit dem Kleiderrock an der Gabel des Seitsattels hängen zu bleiben. Gerät eine Dame in Gefahr, geschleift zu werden, so ist das Tier kein Damenpferd und man hätte sie auf eine solche Kreatur nicht heraufsetzen dürfen. Die Gefahr wäre auf dem Herrensattel die gleiche, wofern sich am Seitsattel ein einfacher Herrenbügel ohne komplizierte Sturzvorrichtung befindet. Selbstverständlich soll nicht geleugnet werden, daß es auch Damen gibt, die trotz des einseitigen Sitzes jedes rohe Pferd reiten und durcharbeiten; dieses sind aber Koryphäen und es ist keine Frage, daß derartig prädestinierte Reiterinnen im Herrensattel es zu der gleichen Vollkommenheit gebracht hätten, wenn nicht zu einer höheren. Eine Dame, die auf den Rennpferden des Gatten häufig bei der Arbeit im Sattel war, hat mir versichert, daß sie oft den impulsiven Wunsch fühle, das rechte Bein über den Sattel zu schlagen.

Die berühmte Tatsache, die ich übrigens an meinen eigenen Pferden unzählige Male erfahren habe, daß heftige, diffizile Pferde und berüchtigte Puller in Damenhand weich und manierlich gehen, hat in der Regel ihren Grund darin, daß die Reiterin sicherer und darum stiller sitzt und daß die das Pferd irritierende, den Sitz unruhig machende Schenkelwirkung fehlt. — Versuchen Sie es mit dem Quersitz, meine Gnädigste, ich wette, die Kalamität ist dieselbe, wie unter einem ungeschickten Herrn. Ich bin nämlich unhöflich genug, an die sogenannte leichte Damenhand nicht zu glauben. Verzeihen Sie, meine Damen, Sie können mit Ihren niedlichen kleinen Händen — die ich für meinen Freimut reuevoll an die Lippen führe, den Pferden gehörig weh tun und eine arme Kreatur genau so festhalten und in das Maul reißen, wie unsereins mit seiner sogenannten Klaue. Der unbestreitbare Nachteil des Seitsitzes, die zu hohe Fauststellung, würde freilich durch den Quersitz abgestellt, aber der Vorteil der tieferen Führung wird in den meisten Fällen durch den unruhigen Sitz im Herrensattel mehr wie aufgehoben werden. Was für den

Rekruten am schwersten zu erlernen ist, eine vom Sitz unabhängige Zügelführung, wird der Reiterin durch den sicheren Sitz im Damensattel von vornherein gegeben.

Andrerseits darf man sich den Vorzügen des Herrensattels nicht verschließen: zugegeben, daß der von den Anhängern des Herrensitzes ins Feld geführte Vorteil des beiderseitigen Schenkeldruckes aus den bereits eingangs gestreiften Gründen tatsächlich gar nicht vorhanden ist, — ausgenommen vielleicht ein Fall, in dem die Beinmuskeln sich von Kindheit auf der jahrelangen Gewöhnung angepaßt haben —, so bleibt es doch außer Frage, daß der Quersitz die Gewichtsverteilung erleichtert und dadurch der Reiterin ein feineres Gefühl und größere Weichheit gibt. In der kleinen Reitinstruktion für Damen schreibt die Verfasserin, Fräulein von Wobeser: „Ohne Gefahr ist allerdings das Reiten nicht, am wenigsten das Damenreiten; es fehlt der Dame nicht nur die größere Muskelkraft des Mannes, sondern sie ist auch durch den einseitigen Sitz, wie durch die geringen Hilfen, die ihr zu Gebote stehen, sehr behindert, einen nachhaltigen Einfluß auf das Tier auszuüben. Stünde ihr selbst das nötige Verständnis zu Gebote, ein Pferd gründlich und regelrecht durchzureiten, so würden selbst, wenn dasselbe keinerlei Schwierigkeiten böte, doch die beschränkten Hilfen des einseitigen Sitzes das volle Gelingen unmöglich machen."

Wenn ich auch meine persönliche Ansicht über das Reiten roher Pferde durch Damen im vorstehenden bereits ausgesprochen habe, so liegen doch die Vorteile, die der Herrensattel in der von Fräulein von Wobeser angedeuteten Beziehung gewährt, zu augenfällig auf der Hand, um einer besonderen Hervorhebung zu bedürfen, auch ohne die tatsächliche oder illusorische Wirkung des rechten Schenkels. Selbst das bestgerittene und temperamentloseste Pferd ist noch lange kein mechanisches Transportmittel, sondern bleibt allen möglichen, nicht vorher zu sehenden Einflüssen und Eventualitäten unterworfen, Stallmut, Scheuwerden, Stolpern usw. Nicht unerwähnt möchte ich lassen, daß der Herrensattel hinsichtlich des Auf- und Absteigens, namentlich des ersteren, die Reiterin viel selbständiger macht. Wenn es auch möglich ist, mit Hilfe des ganz lang geschnallten Bügels allein in den Damensattel zu gelangen, so verfügen doch die wenigsten Damen über diese Kunst, abgesehen davon, daß dies auch in der Regel den ominösen Flaschenzugbügelriemen bedingt. Last not least ist der Herrensattel für das Pferd bequemer. Bei einem gut gemachten Damensattel gehören ja Druckschäden zu den Seltenheiten, aber der Seitsitz greift die Nieren des Pferdes mehr an, als man denkt.

Ich komme nun zu der Gesundheitsfrage, zu der die Deutsche medizinische Wochenschrift unter der Ueberschrift „Wie sollen die Damen zu Pferde sitzen" Stellung nimmt. Die Verfasserin dieses Artikels, eine enragierte Verfechterin des Seitsitzes, hält den Quersitz auf die Dauer für höchst gesundheitsschädlich. Endlich, um mit ihren eigenen Worten zu reden „raubt der Herrensitz der Frau dauernd unwiederbringlich den schönsten weiblich ästhetischen Reiz, ihre schlanke Figur." Selbstredend hat dieser Artikel eine Erwiderung gefunden, in welcher zugunsten des Quersitzes geltend gemacht wird, daß die Damen beim Radeln den analogen Sitz unbeschadet anwenden. Meines Erachtens handelt es sich auf dem Rade,

zum mindesten auf dem Damenrad, um einen reinen Stuhlsitz, d. h. einen Sitz auf dem Gesäß, während man zu Pferde im Herrensattel doch auch auf der Spalte sitzt und hierin gerade liegt die Gefahr für die weibliche Gesundheit. Im übrigen habe ich Anfängerinnen auch auf dem Rade darüber klagen hören, daß ihnen der Druck des Sattels Schmerzen verursacht. Jedenfalls ist die Analogie mit dem Radelsitz insofern unzutreffend, als die „Radlerin" auf dem Herrensattel noch seltener ist, als die „Reiterin".

Einleuchtend ist unbedingt, daß der bequemere englische Trab und überhaupt die freiere Bewegung im Herrensattel vorteilhafter für die Gesundheit ist, als die gebundene und gedrehte Stellung im Damensattel. Die richtige Körperhaltung — beide Hüften und Schultern der Reiterin parallel zu den Schultern des Pferdes —, kann allerdings auch im Damensattel nach dieser Richtung vieles bessern, aber immerhin bleibt es bemerkenswert, daß einer an Erkrankung innerer Organe leidenden Dame von einer ärztlichen Autorität das Reiten nur unter der Bedingung gestattet wurde, daß es im Herrensattel geschähe. Eine Bekannte von mir legte vor einigen Jahren anläßlich einer fünftägigen Bergpartie in das turkestanische Gebirge täglich 70 Werst im Herrensitz, teils auf Kosakensattel, teils auf englischem Sattel zurück, ohne jemals die geringsten nachteiligen Folgen an sich verspürt zu haben. „Dies beweist," schrieb mir damals ihr Gatte, „1. die Ermüdung im Herrensitz ist infolge der richtigen Körperhaltung eine weit geringere, 2. Nachteile oder Beschwerden sind nicht zu befürchten, 3. die Reiterin ist mehr Herrin ihrer Kräfte und Bewegungen und damit gewinnt sie größere Macht über ihr Pferd, ohne daß ich deshalb von ihrem Schenkel, eine ähnliche Einwirkung wie beim Manne erwarte. Denn die Leistungen, die unsere Damen bei jener asiatischen Expedition im Herrensitz vollbrachten, — Leistungen deren sie im Damensattel nie fähig gewesen wären — bezogen sich nicht nur auf die geforderte Ausdauer bei anstrengenden Ritten, als vielmehr auch auf das nötige Geschick zur Erlangung der Herrschaft über recht bösartige und schlecht gerittene, unbändige Pferde."

Was die ästhetische Frage des Quersitzes betrifft, so glaube ich, daß wir deren Lösung getrost den Pariser und Wiener Toilettenkünstlern überlassen können. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieselben einen Ausweg finden werden, der die weibliche Eitelkeit, wie das Auge des starken Geschlechts gleichermaßen befriedigen wird. Dem Einwand der „Herrensitzgegner", daß eine Dame in Reithosen zu Fuß unmöglich sei, ist mit Leichtigkeit durch einen Radmantel oder Umhang abgeholfen, dessen man sich auf dem Wege zum Stall oder nach der Reitbahn bedient. Ich möchte jedoch dem langen geteilten Rock, der nur Fuß und Bügel freiläßt die meiste Anwartschaft auf eine Zukunft zusprechen. In der Bahn, wo die eine Seite der Reiterin dem Zuschauer durch die Bande entzogen wird, hat man auf den ersten Blick vollkommen den Eindruck, eine Dame im altgewohnten Seitsitz zu sehen. Einer schlanken, elastischen Figur wird der Quersitz in dem beschriebenen Kostüm keinen Abbruch tun, und die Wirkung ist nicht nur im strengsten Sinne dezent, sondern überraschend anmutig und elegant.

Den Leserinnen sind gewiß die reizenden Skizzen „Seitsitz" und

„Quersitz“ gegenwärtig, in denen auch die „Jugend“ s. Zt. zu dieser hippologischen Tagesfrage Stellung genommen hat: eine schlagendere Lösung derselben ist nicht denkbar. Zu deutsch: quod licet jovi, non licet bovi. Uebrigens wird der geteilte sogenannte Schürzenrock schon heute vielfach nicht nur von unsern besten, sondern von den vornehmsten Amazonen auch im Damensattel getragen. Ob der Quersitz von den Damen der Gesellschaft je allgemein akzeptiert werden wird, wage ich nicht zu entscheiden. Ich möchte jedoch daran erinnern, daß vor wenigen Jahren eine Dame auf dem Rade ebenso unmöglich war. Vor gar nicht allzu langer Zeit radelten die Damen der „guten“ Gesellschaft nur unbeachtet in der Abgeschiedenheit ihres Gartens oder in geschlossenen Räumen, so etwa wie man in Spanien zur Zeit der Inquisition die Bibel las: heute zählt der Radsport mehr als eine geschlossene Krone zu seinen Anhängern, offenkundig. Wer von den Damen jemals einen einzigen ernsthaften Gedanken über Reiterei und Pferdedressur gehabt hat, die wird gewiß auch ohne meine Auslassungen zur Würdigung der Vorteile gelangt sein, die der Quersitz für die Reiterin im Gefolge hat.

Den andern aber, denen das Reiten nichts ist als ein fashionables „Passer le temps“, die auf dem Pferderücken mit unmöglichen Hüten, Armbändern und bunten Krawatten prangen und denen beim ersten Galopp die Frisur aufgeht, rate ich dringend von jedem Versuch im Herrensattel ab.

Schon Wilh. Busch hat gesagt: „Erstens weil es sehr gefährlich, Zweitens gar nicht nötig ist!“

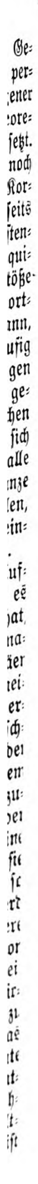
5. Fahrsport.

96. Einleitung. Wenn wir uns fragen, warum Deutschland, das einen Karossier liefert wie den Holsteiner, einen Hunter wie den Hannoveraner, ein Kampagnepferd wie den Ostpreußen, im Pferdesport — abgesehen von dem Herrensport auf der Hindernisbahn — hinter dem Auslande unverkennbar zurückgeblieben ist, so müssen wir hierfür neben sozialen und klimatischen Momenten in erster Reihe die Entwicklung des Wassersportes verantwortlich machen, der in dem letzten Jahrzehnt das Interesse der kapitalkräftigen Sportsfreunde immer mehr auf die „Kieler Woche“ konzentriert hat und von dem in unserem Vaterland für Sportzwecke flüssigen Summen den Löwenanteil absorbiert. Ein weiterer Konkurrent, der namentlich dem Fahrsport Einbuße tut, ist neuerdings in der wachsenden Popularität des Automobilismus zu erblicken: nicht allein, daß derselbe viele wohlsituierte Privatleute zur Aufgabe ihrer Equipage veranlaßt hat, auch in den fürstlichen Marställen, die bisher berufen schienen, auf dem Gebiete des Luxusfuhrwerkes vorbildlich zu wirken, beginnt das Automobil immer mehr die Wagenpferde zu verdrängen. In heutiger Zeit scheint darum ein werbendes Wort für den Fahrsport doppelt angebracht; denn je mehr die Zahl der Privatequipagen sich in unserem

Vaterlande verringert, desto unrentabler wird sich die Warmblutzucht für den Landwirt gestalten. Auch der Fahrsport hat eine nationale Bedeutung, indem ein ausgedehntes und blühendes Luxusfuhrwesen wirksam dazu beitragen wird, den Rückgang der Edelzucht und das für unsere militärische Schlagfertigkeit bereits höchst bedenkliche Ueberhandnehmen des Kaltblutes zu hemmen.

Wer in der Lage ist, sich beides zu gönnen, der wird ehrlich eingestehen müssen, daß es ein unvergleichlich höherer Genuß ist, vom hohen Bock herab einen Viererzug schneller Pferde durch die Gotteswelt zu lenken, als auf staubiger Chaussee in einem Benzinduft ausströmenden Auto „Kilometer zu fressen". Um nicht einseitig oder voreingenommen zu scheinen, will ich konstatieren, daß ich gerade als passionierter Jagdreiter die Vorzüge des Automobils schätzen gelernt habe, die unbestreitbar in der Schonung des Pferdematerials und dem Gewinn an Zeit für andere, berufliche Zwecke liegen; allein im nachstehenden soll nicht die Equipage als Fortbeförderungsmittel empfohlen, sondern dem Fahren als Selbstzweck, d. h. als sportlichem Vergnügen, das Wort geredet werden. Wenn der oben angeführte Vergleich — die Handhabung einer Maschine und das Lenken von vier, ja selbst von zwei edeln, temperamentvollen Pferden, ausnahmslos zugunsten des Fahrsportes ausfallen muß, und trotzdem viele Leute selbst zu reinen Luxuszwecken den Kraftwagen bevorzugen, so dürfte dies seinen Grund nicht zuletzt darin haben, daß mit den nötigen Barmitteln sich jedermann zum Herrn eines dem verwöhntesten Geschmack genügenden Automobils machen kann, wohingegen der Besitz eines erstklassigen Gespanns ein reiches Maß von persönlichem Verständnis, eigener praktischer Erfahrung und theoretischer Sachkenntnis voraussetzt. Das Kostspieligste ist hier noch lange nicht das Chickste und Korrekteste; während man einerseits bei einer mit dem größten Kostenaufwand zusammengestellten Equipage oft genug grobe Verstöße gegen die ästhetischen und sportlichen Regeln konstatieren kann, wird andererseits sich ebenso häufig auch mit verhältnismäßig geringen Mitteln eine stilgerechte und geschmackvolle Anspannung erreichen lassen. Selbstredend kann es sich hier nicht darum handeln, alle Einzelheiten zu erschöpfen, die ganze Bände der Fachliteratur anfüllen, nur in großen Zügen soll das einschlägige Gebiet skizziert werden.

Vor allem gilt es, einer Auffassung entgegenzutreten, die es zum großen Teil mitverschuldet hat, daß die Leistungen unserer Amateurfahrer — wenige Koryphäen ausgenommen — sich im allgemeinen nicht über Mittelmäßigkeit erheben: es ist dies die in Deutschland landläufige Ansicht, daß jeder Reiter auch ohne weiteres auf dem Bocke Meister sei. Wenn auch zugegeben sein mag, daß vielleicht der Sitz auf dem Kutschierkissen eine ruhigere Führung gestattet, als sie manchem im Sattel möglich ist, so verlangt doch das Wagenpferd immer noch eine sehr viel weichere Führung als das Reitpferd; schon aus dem einfachen Grunde, weil dem Fahrer keine andere Einwirkung als allein durch den Zügel zu Gebote steht. Ich bin zwar etwas skeptisch gegen die so oft gerühmte „weiche Damenhand", aber die Tatsache, daß unter den perfekten Fahrern das schöne Geschlecht verhältnismäßig zahlreicher vertreten ist



Preisfahren für Ein- und Zweispänner.



als das starke, ist jedenfalls auffallend.

97. **Dressur des Wagenpferdes.** In den im großen Stil gehaltenen Ställen, die auf Mustergültigkeit Anspruch erheben, ist es wohl Brauch, die Wagenpferde vor dem Einfahren durchzureiten. Man sollte indessen nicht vergessen, daß das Reitpferd durch die Dressur auf die Hanken gerichtet werden soll, während das Wagenpferd notgedrungen auf die Schulter gerichtet sein muß. Für ein reines Luxusgespann, von dem nur Schnelligkeit gefordert wird, dürfte sich daher eine gründliche Durchbildung unter dem Sattel gar nicht einmal empfehlen: für das Reitpferd ist Rückenaufwölbung Voraussetzung, für das Wagenpferd ein Hemmnis, — das sind nun einmal unvereinbare Gegensätze! Um dies zu illustrieren, vergleiche man einmal das Bild eines im absoluten Gleichgewicht befindlichen Reitpferdes, wie es beigezäumt, mit gebogenen Hanken im versammelten Trabe unter seinem Reiter zu schweben scheint, gleichsam balanciert, mit der Silhouette des Renntrabers, der mit hochgeworfenem Kopf und abgespanntem Rücken über den Boden fliegt. Aus analogen Gründen bin ich auch nicht für das von vielen empfohlene vorbereitende Longieren der Wagenpferde; und Autoritäten bestätigen meine Erfahrung, daß die Pferde hierdurch nur auf das Gebiß getrieben werden, den Gang aber verlieren. Durch die Spannung in die Beinahmezügel und das Heruntertreiben der Hinterhand mit der Peitsche lernt das Pferd bei der Longenarbeit auf dem Zirkel, den Rücken aufzuwölben: dies gerade aber ist mit den „Allüren" des „fort trotteur" unvereinbar!

98. **Die Zucht des Wagenpferdes.** Schon bei der Produktion eines Karossiers sollten die Züchter auf die oben gekennzeichneten Gegensätze in der Verwendung des Reit- und Wagenpferdes Rücksicht nehmen; noch mehr aber tut es not, dies den Konsumenten an das Herz zu legen: eben daß man von unserer Zucht ein „Mädchen für alles" verlangt, läßt diese nie über die Mittelmäßigkeit hinauskommen. Ein Karossier, wie ihn die deutsche Zucht in Oldenburg und Holstein liefert, wäre ohne den weichen Rücken und flachen Widerrist gar nicht imstande, den schönen elevierten Tritt zu zeigen, der seinen Weltruf begründet hat. Die Armeeremonte andererseits, die ein Gewichtsträger sein soll und weite Strecken in gestrecktem Galopp zurücklegen muß, könnte die von dem Luxuswagenpferd geforderte Trabaktion sich nur auf Kosten seines Galoppiervermögens aneignen. Wodurch hätte England, das der Welt nicht nur das beste Rennpferd, sondern auch das Ideal des Jagd- und Wagenpferdes geliefert hat, diese Zuchterfolge erreicht, anders als durch die Begründung von Spezialzuchten (Shire, Hackney u. s. w.) und deren strenge Konsolidierung auf den für ihre Bestimmung geeignetesten Type. So lange wir aber in Deutschland keinen Luxusmarkt haben, ist an solche Spezialzuchten im englischen Sinne bei uns nicht zu denken; Sache eines blühenden, in allen Kreisen der Bevölkerung populären Reit- und Fahrsports wäre es, hierfür erst die Voraussetzungen zu schaffen.

Was von dem Wagenpferd — ob leicht, ob schwer — unter allen Umständen gefordert werden muß, ist: eine lange, schräg gelagerte Schulter und Trabaktion mit erhobenem Knie; zugunsten der letz-

teren wird man hinsichtlich der Korrektheit des Ganges schon etwas weniger rigoros sein müssen, als z. B. dem Soldatenpferd gegenüber. Vor allen Dingen aber sollte der Karossier oder Jucker von unbedingt gutartigem Temperament sein, da, wie wir gesehen haben, die Dressur vor dem Wagen längst nicht die Rolle spielen kann, wie unter dem Sattel, vielmehr Erziehung und Gewöhnung einen viel breiteren Raum in der Ausbildung des Wagenpferdes einnehmen müssen.

99. Das Einfahren. Als vornehmster Grundsatz bei der Gewöhnung des jungen Tieres an Wagen und Geschirr muß gelten, daß beim ersten Versuch unbedingt jeder Akzident vermieden werden muß; ist die erste Arbeit im Zuge für das junge Pferd mit Schrecken verbunden, so wird es denselben auf lange Zeit hinaus, vielleicht Zeit seines Lebens, nicht vergessen. Es geht beim Einfahren, wie mit dem ersten Reitunterricht eines Rekruten: alles kommt darauf an, daß der Schüler nicht die Nerven verliert; deshalb sollte man beim Einfahren das Pferd nie schlagen. Der übereifrige Gebrauch der Peitsche wird unweigerlich einen Schläger erziehen.

Die erste Schwierigkeit, die zu überwinden ist, ist die Gewöhnung des Neulings an das Geräusch des Wagens; daher tut man gut, das junge Pferd zunächst rechts neben einem alten, ruhigen und vor allem zugfesten Tier vor die Egge oder noch besser vor eine Schleife zu spannen. Ich setze voraus, daß das einzufahrende Pferd zuvor durch Führen mit hochgehobenen Strängen an diese gewöhnt ist. Zu diesem Zwecke verlängert man die Stränge durch Stricke hinreichend, so daß ein Mann ohne Gefahr hinter dem Pferde hergehen kann, wobei er die Strangenden so trägt, daß diese gespannt sind; hierdurch gewöhnt sich das Pferd ohne weiteres an die Berührung durch den Strang. Wählt man als Schauplatz der ersten Uebungen einen Sandplatz, so wird fast jedes das Pferd beunruhigende Geräusch von vorneherein vermieden; und nachdem dieses die Scheu vor der neuen Beschäftigung überwunden hat — was sehr bald der Fall ist —, wird man ohne Gefahr das Tier mit seinem Lehrmeister vor einen mäßig schweren, aber auch nicht zu leichten Kastenwagen oder Break spannen können. Auch jetzt noch wird es sich empfehlen, anfänglich beide Pferde anführen zu lassen, damit nicht der Veteran, durch seinen jungen Nachbarn irritiert, sich allzu ungestüm in die Sielen wirft. Sobald das Pferd auf diese Weise sicher im Zuge gemacht ist, beginnt der Unterricht in der Schere.

100. Das Einspännigfahren. Voraussetzung beim Einfahren ist ein vierräderiger Wagen, und es wird dem Kutscher jedenfalls behaglicher zu Mute sein, wenn derselbe „unterwendet". Die grundlegende Arbeit bilden stundenlange Trabreprisen, ohne daß das Pferd überanstrengt würde; dabei muß die Hand stets dafür sorgen, daß das Pferd bei leichter Anlehnung am Zügel maultätig bleibt. Die linke Hand ergreift die Zügel, den linken Zügel oben unter dem Daumen, den rechten Zügel unter dem Mittelfinger, so daß zwei Finger die Zügel teilen. Bei den Wendungen und auch sonst, sobald es sich nötig erweist, einen Zügel zu verkürzen, greift die rechte Hand zu. Ganz besonders liebevolle Aufmerksamkeit muß darauf verwandt werden, daß das Pferd in voller



21. Ein preisgekrönter Dogcart.

Ruhe und Gelassenheit anziehen lernt; zu diesem Zweck kann man bei den ersten Fahrten nicht oft genug halten, um sich minutenlang mit dem Pferde zu beschäftigen, es zu liebkosen, mit Zucker zu füttern, anzureden u. s. w. Dabei lernt das junge Tier mit dem Anziehen auch gleichzeitig das Stehen, was ebenso unentbehrlich ist.

Ich bin bei den ersten Stadien des Einfahrens so langatmig gewesen, weil man allzuoft Zeuge sein muß, wie junge Pferde durch Unverstand und Uebereilung bei diesen einleitenden Manipulationen für Zeit ihres Lebens verdorben werden, zu Strangschlägern gemacht und dergleichen. Beim Einfahren — wenn möglich noch mehr als beim Einbrechen unter dem Sattel — halte man sich stets vor Augen, daß man nie auf die Vernunft des jungen Pferdes zählen darf, stets aber mit seinem Gedächtnis rechnen muß.

101. Zweispännigfahren. Das wichtigste bei der Zusammenstellung eines Zweigespannes ist, daß die Pferde im Gange zusammenpassen; erst in zweiter Linie fällt die Größe und zuletzt Gleichmäßigkeit der Farbe in das Gewicht. Damit die Pferde nicht schief werden, vielmehr die Muskelpartien auf beiden Seiten gleichmäßig ausgebildet werden, ist es wünschenswert, daß die Pferde täglich umgespannt werden. Niemals spanne man von vorneherein gleich zwei junge Pferde zusammen. Zum Einfahren empfiehlt sich die sog. „Wiener Leine“, bei der man jedes Pferd mit zwei Zügeln fährt; diese dürfen bei jungen Tieren nicht zusammengeschnallt sein, sondern müssen vor der Hand nur durch eine Schlaufe oder einen Ring vereinigt sein, so daß alle vier Zügel frei durch die Hand laufen. Sehr wichtig ist es, daß beide Pferde gleichmäßig anziehen und gleich-

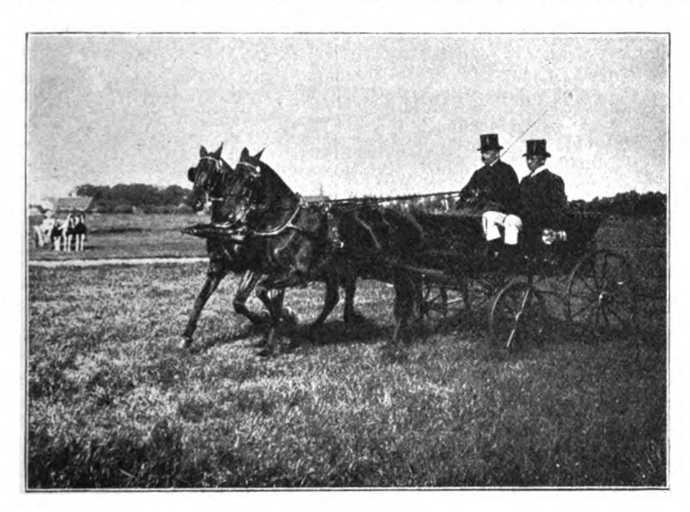
mäßig im Strang stehen. Eine zu lange Anspannung mit losen Strängen ist ebenso unvorteilhaft für die Pferde, als es auch salopp und unschick aussieht; andererseits dürfen Stränge und Aufhalter auch nicht so kurz sein, daß die Pferde sich im Kummet spannen. Letztere müssen genau verpaßt sein, die Aufhalter so verschnallt, daß sie dem Kummet Spielraum lassen, ohne daß dieses scheuert; dies ist der Fall, sobald die Aufhalter zu lose sind, so daß die Pferde im Geschirr hängen. Passen die Pferde nicht genau in der Länge, so muß dieses durch den Strang reguliert werden; es empfiehlt sich beim Einfahren lose Schwengel und eine spielende Wacht zu wählen. Geht ein Pferd nicht genügend in das Geschirr, so gebe man ihm mehr Zügelfreiheit, suche dies aber nicht durch Verkürzen des Zügels auszugleichen.

Was schon vorher über die Führung beim Einspännigfahren gesagt wurde, gilt hier in verdoppeltem Maße: je mehr Pferde man in einer Hand vereinigt, desto unerläßlicher wird es, dieselben maultätig zu erhalten. Man sollte an keinem Tage versäumen, die Pferde auf ebenem Boden vor dem Wagen zurücktreten zu lassen; dies muß ohne jedes Zerren vor sich gehen, die Hand dabei stets am Pferdemaul bleiben; nur im alleräußersten Falle darf dieselbe zurückgehen. Auch das Verkürzen der Zügel darf nur nach vorwärts geschehen, indem die rechte Hand die Leinen hinter der Zügelfaust ergreift und diese vorgleitet. Um das Pferd stets weich zu erhalten, muß von vorneherein jeder Ladendruck vermieden werden; hierauf wird beim Einfahren junger Pferde ganz besonders zu achten sein. Daß man auch auf den Beschlag sein Augenmerk richten muß, ist wohl selbstverständlich, zumal junge Tiere sich bei der ungewohnten Arbeit leicht streichen werden.

Wenn man schon mit Rücksicht auf den Straßenverkehr und zur Sicherheit der Wageninsassen gewisse Vorsichtsmaßregeln nicht umgehen kann, so sollte man zum mindesten dabei alles vermeiden, was dem Pferd unnötige Unbequemlichkeit, wenn nicht gar Schmerzen verursacht. Scheuklappen sind nun einmal von vornherein unentbehrlich; allein sie werden dem Pferde zur Qual, wenn sie nicht richtig verpaßt sind, oder gar das Auge des Pferdes verletzen; dies ist leicht der Fall, wenn die Scheuklappen zu klein sind. Dieselben erfüllen ihren Zweck nur, wenn sie groß genug sind und so liegen, daß das Pferd nur von vorne sehen kann; die sog. halben Scheuklappen sind darum ein Unding. Eine ebenso falsche Humanität wie die halben Scheuklappen ist das Fahren auf Trense. Häufig sieht man Gebisse, die so scharf wie ein Messerrücken, für Zunge und Laden des Pferdes die reine Tortur sein müssen; eine weiche, bewegliche Kandare mit dickem Mundstück ist unter allen Umständen vorzuziehen. Muß es schon eine Trense sein, etwa weil es der Stil der Anspannung erheischt, so sollte man wenigstens eine ganz dicke Hohltrense wählen. Die Kandare sollte ganz durchfallen und die Leine so hoch eingeschnallt werden, daß nur das Mundstück wirkt, die Hebelwirkung also möglichst gering ist. Die Peitsche hält der Fahrer stets ruhig in der Hand; gänzlich verpönt ist es, mit derselben zu knallen. Tritt die Peitsche in Gebrauch, um eine Strafe zu erteilen, so soll dies auch energisch geschehen; dabei darf man die Pferde nie hinten

berühren, sondern schlage sie auf Bauch oder Schulter, bezw. vorn an den Hals. Schon aus diesem Grunde ist die „Fahrgerte“ unbrauchbar; Bogen und Schnur der Peitsche müssen so lang sein, daß man gegebenenfalls die Schnauzen der Pferde damit erreichen kann.

102. Tandem. Diejenige Anspannung, die an Ruhe und Gehorsam der Pferde die höchsten Anforderungen stellt und auch auf dem Bock die größte Kunstfertigkeit voraussetzt, ist das „Tandem“, bei dem die beiden Pferde voreinander gespannt sind, derart, daß beide an denselben Strängen ziehen; die Stränge des Vorderpferdes werden mittels Karabinerhaken in der Strangschnalle des Hinterpferdes eingehakt. Der historische Ursprung dieser typisch englischen Anspannung ist der Brauch der englischen Jagdreiter, die in der „guten alten Zeit“ in ihrem zweirädrigen „cart“ zum Stelldichein fuhren und ihr Jagdpferd als „leader“ davor spannten. Hieran erinnert noch heute eine bei den amerikanischen Schauen sehr beliebte Kokurrenz, bei der sich die Mitglieder anerkannter Jagdvereine im Huntingdreß mit einem Tandem produzieren; als Spitzpferd ist ein „Hunter“ zu fahren, der dann ausgespannt, gesattelt und über sechs je $4^1/_2$ Fuß hohe Sprünge geritten werden muß. Die Gesamtleistung — sowohl des Tandems wie die des „Leaders“ über die Hindernisse — wird beurteilt.



22. Vierrädriger Dogcart.

„Ich halte jeden, der Tandem fährt, für einen Narren,“ läßt der Herzog von Beaufort einem bekannten Pferdehändler sagen: „er läßt die Arbeit eines Pferdes von zweien verrichten und bricht dabei höchstwahrscheinlich den Hals!“ —

„Mag immerhin," so fährt der Verfasser des unsterblichen Werkes über „Driving" fort, „ein geringer Grad von Gefahr mit diesem Vergnügen verbunden, und der Mensch ein Narr sein, um diesen Sport zu lieben, so dürfte es dennoch kein größeres Vergnügen geben, als eine Tandemfahrt durch ein Gelände, das beiden Pferden hinreichend Arbeit gibt. Es liegt jedoch kein Grund vor, weshalb das Tandem eine besonders gefährliche Art der Beförderung sei. Wer es versucht, solange er jung ist, gute Nerven, ein scharfes Auge und die Ausdauer hat, es gründlich zu erlernen, den wird es nicht reuen. Zunächst studiere man die Bespannung, den Zweck und die Wirkung jeder Schnalle; dann setze man sich neben einen guten Lehrer und beobachte ihn. Hat man hinreichend Vertrauen erlangt, um sich selbst zu versuchen, so wähle man einen festgebauten Dogcart, ein ruhiges, gut gezäumtes und weichmäuliges Gabelpferd und ein gängiges Spitzpferd, auf einer Vierringtrense."

Nach den heutigen, von Geschmack und Mode aufgestellten Regeln soll das Spitzpferd eine Idee kleiner sein, als das Pferd in der Gabel, ein kokettes Tier mit sehr viel Gang; es muß absolut scheufrei sein und unbedingt kein Schläger. Vorteilhaft ist es, wenn das Vorderpferd geritten ist; daß beide Pferde todsicher einspännig gehen, ist selbstredend Voraussetzung, ehe man sich an das Experiment einer Tandemfahrt heranwagt. Selbst dann aber noch wird man bei dieser alle Vorsicht walten lassen, damit die Pferde diesen ersten Versuch in angenehmer Erinnerung behalten und zu der ungewohnten Anspannung Vertrauen fassen. Passiert dagegen beim erstenmal z. B. dem Spitzpferd etwas, so kann auch schon der bloße Schrecken hinreichend sein, um dasselbe für diesen Beruf ein für allemal zu verderben. Die Zügelführung ist derartig, daß mit dem linken Zügel oben liegend, die Zügel des Vorderpferdes um den Zeigefinger, die des Hinterpferdes um den Mittelfinger laufen. Wendungen werden durch Einschlaufen der inwendigen Vorder- und event. Verkürzen der äußeren Hinterleine ausgeführt; bei scharfen Wendungen läßt man nötigenfalls das Hinterpferd zurücktreten. Das Gabelpferd muß ein ganz klein wenig hinter dem Zügel gehen; das Vorderpferd darf nur bergauf so viel ziehen, daß die Stränge straff sind. Vor den Wendungen muß man so viel verkürzen, daß die Stränge des Spitzpferdes fast auf der Erde schleifen, das Scherenpferd jedoch nicht hineintreten kann. Beim Anziehen ist es sehr wesentlich, daß das Vorderpferd mit losen Strängen angeht, dabei darf sich dasselbe nicht am Gebiß stoßen. Beim Halten muß zuerst das Vorderpferd pariert werden, desgleichen beim Bergabfahren dasselbe zuerst verkürzt werden; andernfalls zieht es dem Gabelpferde den Wagen auf die Hacken und das Unheil ist unausbleiblich. Der genügende Abstand des Hinterpferdes ist bei allem Vorbedingung.

103. Dreifaches Tandem. Während das Tandem in England gang und gäbe ist, und man solche Gespanne alle Tage als Transportmittel auf der Landstraße begegnen kann, ist das sog. „Randem", — drei Pferde voreinander — mehr eine Spielerei, die nur bei Concours, Korsofahrten od. drgl. eine Rolle spielt. Leinenführung und die Handgriffe beim Wenden 2c. regeln sich nach denselben Grundsätzen, wie beim Tandem; die Zügel des Gabelpferdes teilt der vierte

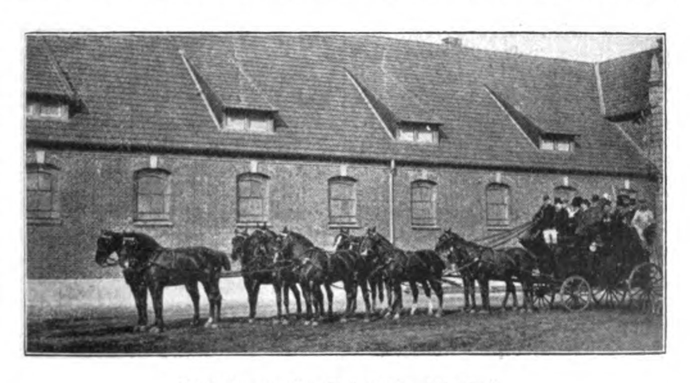
Finger, die des Mittelpferdes laufen um den Mittelfinger. Man wird gut tun, Gabel- und Mittelpferd auf Kandare zu zäumen; jedenfalls dürfen beide nicht zu sehr auf die Hand gehen; während das Spitzpferd sicher am Zügel stehen und flott vorwärts gehen muß.

Was über das Spitzpferd im Tandem gesagt wurde, gilt hier noch in erhöhtem Maße, und entsprechend auch für das Mittelpferd. Während man zwei Pferde voreinander zur Not auch vor einem beliebigen zweirädrigen Wagen fahren kann, ist für diese Art der Anspannung der hohe „Tandemcart" nicht zu entbehren.

104. **Viererzug.** Viel leichter als das Tandemfahren ist es, einen Viererzug zu lenken, da das Gespann gewissermaßen stabiler ist.

Wie schon beim Tandem müssen auch hier Hinter- und Vorderpferde unbedingt auf Vorderrichtung gehen. Die Vorderpferde dürfen etwas kleiner sein, sofern der ganze Zug im Gange möglichst überinstimmt; erwünscht ist es, wenn die Vorderpferde etwas mehr Aktion haben. Mit Vorliebe fährt man vorne links — wie auch als Spitzpferd im Tandem — ein Pferd von auffallender Farbe oder Zeichnung. Jedenfalls müssen die Vorderpferde sehr gutartig sein (keine Schläger!), weil sie zu dicht vor den Stangenpferden gehen. Zügelführung und Theorie des Fahrens sind genau dieselbe wie beim Tandem, mit dem Vorbehalt, daß alle Verkürzungen viel schärfer sein müssen. Als Grundsatz ist stets festzuhalten, daß die linke Hand alle vier Zügel in der festgeschlossenen Faust vereinigt, während die rechte Hand die Peitsche führt und zum Zugreifen beim Wenden, Parieren 2c. frei bleibt. Im Kaiserlichen Marstall werden die Vorderleinen durch einen Ring geführt, der sich an der Außenseite des Hauptgestelles der Stangenpferde befindet. Fährt man Hinterpferde mit unruhiger Kopfhaltung, so dürfte es sich mehr empfehlen, die Zügel der Vorderpferde durch zwei- event. dreifache Ringe zu führen, welche auf den Kreuzleinen der Stangenpferde schweben; hierdurch werden die ersteren bei etwaigem Kopfschlagen od. drgl. seitens der Hinterpferde nicht gestört.

105. **Mehrspänner.** Bei Sechs-,



23. Zehnerzug des Kgl. Landgestüts Celle.

Sieben- und Achterzügen nimmt man die beiden Zügel der Vorderpferde, bei einem Zehnerzug die vier Zügel der fünf Vorderpferde durch je einen Ring an den Hauptgestellen der Stangenpferde, um dadurch die sechs, bezw. acht Zügel besser übersehen zu können; die Zügel laufen aber dann wieder weiter durch Doppelringe, welche auf den Kreuzzügeln der Mittelpferde schweben. Die Stränge der Vorderpferde werden mit Karabinerhaken in eine Oese am Kummet der Mittelpferde eingehakt.

106. Anspannung. Auf alle Variationen und Nuancen der Anspannung einzugehen, verbietet der Raum; es kann sich hier nur darum handeln, die markantesten Grundsätze zu unterstreichen. Obenan steht die Regel, daß das Gespann einen ausgesprochenen, in allen Teilen — Wagen, Bespannung und Beschirrung, Livree 2c. — konsequent durchgeführten Type tragen soll. Schon die Pferde müssen in ihrer Größe und Figur zum Wagen passen; man unterscheidet nach den vom Deutschen Sportverein gegebenen Concours-Regeln: Wagenpferde schweren Schlags (über 1,70 m Bandmaß); mittleren Schlags (1,60—1,70 m); leichte Wagenpferde (über 1,55 m), Jucker und Ponys (unter 1,55 m). Demgemäß gehören Jucker nicht vor einen Landauer, so wenig wie schwere Karossiers vor einen leichten Selbstfahrer passen; Hackneys oder Hunter könnte man nicht in russischer Anspannung (Troika) fahren und ebensowenig im Trabergeschirr (amerikanische Anspannung); Traber dagegen wären undenkbar vor einer Coach oder im Tandemcart u. s. f.

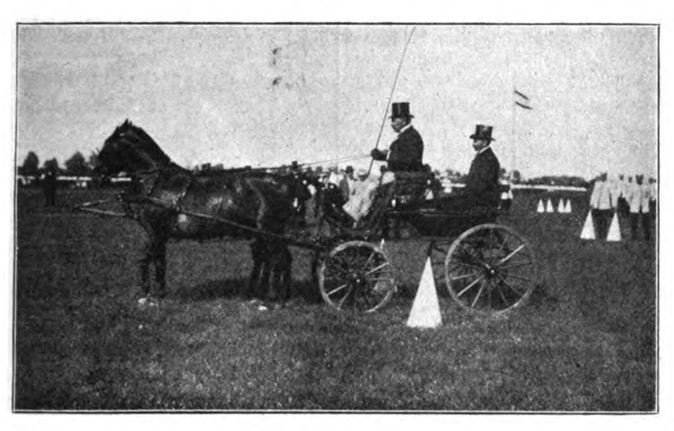
Die Phantasie oder der persönliche Geschmack des Equipagenbesitzers dürfen in dieser Hinsicht nicht willkürlich kombinieren; ganz besonders, wo es sich um öffentliche Schaustellungen handelt, wie beim Concours Hippiques, ist es unerläßlich, daß die ganze Aufmachung des Gefährtes korrekt und stilgerecht ist; Wagen und Geschirre brauchen durchaus nicht neu zu sein, sofern sie nur tadellos gehalten sind. Nachstehend einige Regeln, die bei der Beurteilung in Fahrkonkurrenzen maßgebend sein dürften:

Welcher Art das zu wählende bezw. das durch den Charakter des Gespannes (Modell des Wagens und Schlag der Pferde) bedingte Geschirr auch immer sei, Grundsatz bleibt, daß jede Schnalle, jede Verzierung zu vermeiden ist, die irgend entbehrt werden kann; die einfachste Beschirrung wird immer den vornehmsten Eindruck hervorrufen. Das Kummetgeschirr, schwerer oder leichter, wird die Regel sein; das Kummet darf niemals frei liegen, sondern muß auch im Halten auf der ganzen Schulter ruhen. Prinzipiell sollten die Pferde so dicht als irgend möglich an den Wagen gebracht werden — (mit der alleinigen Ausnahme des Vorderpferdes beim Tandem, s. oben!); die Deichsel ist demgemäß nach der Länge der Pferde bemessen.

Sielen sind nur für Juckergespanne und bei amerikanischer Beschirrung zulässig; bei letzterer tritt an Stelle des Auffatzzügels der sogen. „Overchec", ein Trensengebiß, dessen Zügel sich vor der Stirn des Pferdes kreuzen, um dann zwischen den Ohren hindurch nach dem Kammdeckel zu laufen. Der Auffatzzügel, der heute nicht mehr obligatorisch ist, sollte niemals das Pferd in eine unnatürliche Haltung zwängen; entsprechend geschnallt wird derselbe niemals zur Qual, vielmehr dem Pferde beim Aufhalten, Parieren u. dergl. eine Hilfe sein. Zum Juckergeschirr ge-

hören lederne Aufhalter, sonst Stahlketten. Bei der amerikanischen Anspannung können die Scheuklappen eventuell fortfallen; in diesem Falle ist auch ein farbiges Kummet oder eventuell braunes Sielengeschirr angängig; während im allgemeinen nur schwarze Geschirre „Stil" sind. Für die Concours des deutschen Sportvereins ist die „englische Leinenführung" vorgeschrieben. Hierbei ist das richtige zelnen Pferdes zum mindesten eben so viel Verständnis voraussetzt, als das Verpassen der Kreuzleinen.

107. Die Wagen. Während man die Technik des Fahrens und die zur Vollendung erforderliche Routine nur auf dem Bock erwerben kann, setzt die für den Amateurkutscher ebenso unentbehrliche Kenntnis der Wagen, ihrer Konstruktion, des Zweckes der einzelnen Bestandteile usw. ein ein-



24. Im Tor.

Verschnallen der Kreuzleinen am Kreuz besonders wichtig, weil davon das gleichmäßige Arbeiten beider Pferde abhängt. Im praktischen Gebrauch bevorzugt man in Deutschland heute vielfach die „Wiener Leine", die es gestattet, jedes Pferd (mit 2 Zügeln) getrennt zu führen; dieser Vorteil kommt meines Erachtens nur in der Hand eines gewiegten Fahrers zur Geltung, während das richtige Verschnallen dieser vier Zügel entsprechend dem Temperament, der Hals- und Kopfhaltung jedes ein-

gehendes theoretisches Studium voraus. Nachstehend einige Gesichtspunkte, die dem Laien bei Zusammenstellung einer Equipage von Nutzen sein dürften.

I. Einspänner:

1. **Damenparkwagen (Duc).** Bespannung: Hackney, Cob oder Pony bis 1,50 m. Beschirrung: Leichtes Kummetsellettegeschirr, Kandare beliebig.

Der „Duc" erinnert im Bau an die „Viktoria" mit dem Unterschiede,

daß er keinen Bock führt, dagegen hinten einen Dienersitz aufweist.

2. Zweirädriger Wagen, von Herren oder Damen zu fahren: Kabriolett, Buggy (englisch), Dogcart, Rallycart, Charette, Roadcart (amerikanisch).

Bespannung: Hackney, Hunter, Cob, Pony, Amerikaner; vor dem Kabriolett (stark gebogene Scherbäume mit eisernen Tragösen), leichter Karossier in plattiertem Kummetsellettegeschirr, Burton- oder Liverpoolkandare; in den übrigen Fällen Giggeschirr; zum Roadcart Trabergeschirr, falls Pferd langschwänzig.

Um nicht zu stoßen müssen die zweirädrigen Wagen genau der Größe des Pferdes entsprechen. Ein richtig balancierter Dogcart darf weder nach vorne überfallen, d. h. auf das Pferd drücken, noch nach hinten überhängen, in welchem Falle er das Pferd hochheben würde; um bei der je nach der Personenzahl wechselnden Belastung ein ständiges Gleichgewicht zu erreichen, muß sich der Sitz durch eine Spindel verschieben lassen, derart, daß derselbe bei einer Belastung durch drei bis vier Personen nach vorne gestellt wird, während man ihn bei ein bis zwei Personen ganz zurückschraubt.

II. Zweispänner:

A. Selbstfahrer für Herren: Mailphaethon, Demi-Mailphaethon, Curricle, vierrädriger Dogcart (Trap), Americain. Der hohe Vordersitz des Phaethon ist nach Art des Cabcart mit einem Klappverdeck versehen; der hintere, für den Diener bestimmte Sitz, ist zum Einschlagen eingerichtet; eine elegantere Spielart des Phaethon ist der auf Parallelogrammfedern und Langbaum ruhende Mailphaethon. Ein ungewöhnlich praktisches Modell eines Selbstfahres ist der „Trap", ein niedrig gehaltener Wagen amerikanischen Ursprunges, dessen Hintersitz sowohl eingeklappt (wie beim vierrädrigen Dogcart), als auch dos-à-dos und vis-à-vis gestellt werden kann; der Wagen bietet Raum für vier Personen.

a) Englische Anspannung: Hackneys oder Hunter mit viel Aufsatz und Aktion; englische Kummetgeschirre, für Mailphaethon schwerer, sonst leichter; Kandaren mit oder ohne Aufsatzzügel; polierte Aufhalterkette.

b) Ungarische Anspannung: Jucker in Sielengeschirr, eventuell mit Schalanken oder Ringgehängen, Juckerkandaren oder Trensengebisse, ohne Aufsatzzügel, Leinen mit Fröschen, Juckerpeitsche; am Wagen bewegliche Schwengel (Ortscheit); wenn Kutscher in Nationaltracht Schnurrbart gestattet.

c) Amerikanische Anspannung: Roadcart, Buggy, Runabout usw., davor Traber oder leichte, schnelle Pferde, wenn kupiert im leichten Kummetgeschirr, für Traber und langschweifige Pferde amerikanisches Geschirr mit Overchec oder Sielen, eventuell ohne Scheuklappen.

d) Russische Anspannung: Originaltroika.

B. Selbstfahrer für Damen: Phaethon, Spider, Duc, Americain; Pferde unter 1,60 m, sehr edel und gängig; leichte Kummetgeschirre mit polierten Aufhalterketten (Stahl); eventuell Jucker in entsprechender Beschirrung (s. ungarische Anspannung).

Der „Spider" ist dem „Duc" sehr ähnlich, nur erheblich höher, und daher mehr für größere Pferde geeignet; die Lackierung wird wie beim Duc meist dunkel, die Polsterung in hellem Tuch gehalten.

III. Tandem:

Tandemcart bezw. hoher Dogcart; Gabelbäume durchlaufend und fast grade, in der Anspannung horizontal liegend, bewegliches Ortscheit, durch eine Kette an der Achse befestigt, so daß das Pferd an dieser zieht. Kummetsellettegeschirr mit Kandare; Gabelpferd mit Hinterzeug; beim Spitzpferd Siele und Trense zulässig. Die Vorderleinen laufen durch bewegliche Leinenaugen, die sich direkt an das Kummet des Gabelpferdes anlegen, dann durch dessen Sellетteschlüssel, der sichelförmig geteilt ist, so daß der untere Teil desselben zum richtigen Einziehen der Hinterleine Raum gewährt.

Die Balance pflegt beim Tandemcart auf drei bis vier Personen berechnet zu sein; da der Sitz nicht verstellbar ist, so empfiehlt es sich, unter dem Hintersitz ein entsprechendes Gewicht anzubringen, falls derselbe nicht belastet ist.

IV. Vier- und Mehrspänner:

Drag, Coach, Charàbanes, Break; Pferde im Huntertype oder Jucker; für letztere, vor Charàbancs oder ungarischem Wagen, ungarische Geschirre; bei Drag und Coach englische Anspannung: sog. Dragharneß, bezw. Roadgeschirre, niemals zwei zusammengestellte Zweispännergeschirre.

Das Haupterfordernis eines „Drag", wie der Fachmann die „Four in hand-Coach" kurz bezeichnet, ist: daß der Schwerpunkt tief liegt, der Wagenkasten also niedrig gehalten wird, damit die Deckbelastung nicht ein Schwanken des ganzen Fahrzeuges hervorruft, das bei rascher Fahrt nicht ohne Gefahr wäre. Dem Außerachtlassen dieses Punktes ist zweifelsohne ein großer Teil jener Unfälle zuzuschreiben, die die Reisekutschen der guten alten Zeit so häufig erlitten, und die uns den Vorwurf zu vielen heiteren Bildern geliefert haben. Heutzutage ist durch eine Verminderung der Radhöhe und dadurch, daß man Kasten und Langbaum einander genähert hat, die Gesamthöhe des Wagens allgemein verringert worden. Die Mailcoach ist das Meisterwerk moderner Wagenbautechnik, die hier für die Entfaltung des raffiniertesten Luxus Spielraum findet. Nicht minder elegant, wenn auch nicht so raffiniert ausgestattet, ist die offene, sog. „Sommercoach", deren Hintersitz mit einem Klappverdeck versehen ist. Geschmackvoll hinter einem Juckerzug wirkt auch der sogenannte „Herrenbreak", der sechs bis neun Personen faßt. Um mit Vergnügen vierspännig zu fahren, muß der Bock so hoch sein, daß man beim Wenden den Bogen sehen kann, den das linke Hinterrad beschreiben wird.

108. **Fahrkonkurrenzen.** Alle näheren für den Wettbewerb in öffentlichen Preisausschreibungen maßgebenden Grundsätze findet der Interessent in den bereits erwähnten vom Deutschen Sportverein herausgegebenen „Anhaltspunkten für die Beschirrung und Anspannung bei den Fahrpreisbewerbungen des Deutschen Sportvereins", die von einem Experten wie Benno Achenbach bearbeitet sind. Ohne Zweifel hat die Tätigkeit des Deutschen Sportvereins, der durch seine Ausschreibungen nach dieser Richtung hin aufklärend wirkt, bereits sichtbar dazu beigetragen, das Interesse am Fahrsport zu beleben. Sache des zurzeit in der Bildung begriffenen Kartellverbandes für Reit- und Fahrsport wäre es, durch Vermehrung und einheitliche Aus-

gestattung der Concours Hippiques das Verständnis für korrekte Anspannung in immer weitere Kreise zu tragen. Allein, man darf nicht verkennen, daß, wie überhaupt die deutsche Nation kein Volk des Sportes im englischen Sinne ist, so ganz besonders für einen Luxusfahrsport bei uns der Boden fehlt. Hieran werden alle Preisaufbesserungen in den Fahrkonkurrenzen nichts ändern, denn unsere Hautefinance und die Machthaber der Industrie und des Großhandels stellen ihre Passion und Mittel immer mehr in den Dienst des Automobils. Selbst in Berlin vermochte der Fahrsport, der ohnehin auf die großen Städte, wie Köln, Frankfurt, Hannover usw. angewiesen ist, sich nicht hinreichend einzubürgern, um die vom Deutschen Sportverein inszenierte Korsofahrten lebensfähig zu machen.

109. **Korsofahrten.** Bereits 1860 hatte sich in der preußischen Hauptstadt ein Verein der „notabelsten Equipagenbesitzer" Berlins gebildet, der neben der Veranstaltung regelmäßiger Korsofahrten, die Einführung einer Fahrordnung für Berlin und die Gründung eines Institutes zur Ausbildung von Kutschern und zur Dressur von Wagenpferden anstrebte. Im Mai des genannten Jahres fanden bereits vier Korsofahrten statt, an denen sich u. a. auch sämtliche in Berlin anwesenden Prinzen und Prinzessinnen des Königlichen Hauses beteiligten; die Korsostraße, zu deren Seiten verschiedene Militärkapellen postiert waren, führte die „Große Sternallee" und die Charlottenburger Chaussee hinauf vom „Kleinen Stern" bis zum Brandenburger Tor. Am 21. Juni 1861 fand in der Hofjägerallee im Tiergarten ein „Prämienfahren" statt, zu dem alle Gespanne (auch Droschken) zugelassen waren; Gegenstand der Prüfung war die Haltung des Kutschers, Anspannung und Lenken der Pferde; die Kutscher, welche sich hierin auszeichneten, erhielten Prämien von 30, 20 und 10 Talern. Gelegentlich der Berliner Rennen schrieb in jenem Jahre der Fahrverein ein Trabfahren für Einspänner, von Herren zu fahren, aus, für das durch Subskription bei den Mitgliedern 300 Rtr. aufgebracht wurden; es starteten sechs Gespanne, darunter eins aus Wien; Sieger blieb ein Berliner, Herr Neuß, der die englische Meile in drei Minuten vierundzwanzig Sekunden zurücklegte.

Angesichts des noch in frischer Erinnerung befindlichen kläglichen Schicksals der jüngsten Berliner Korsofahrten, mutet diese historische Erinnerung ganz eigentümlich an. Verhältnismäßig größerer Beliebtheit auch in weiteren Kreisen erfreuen sich die „Blumenkorsofahrten", wie sie gelegentlich der Concours an größeren Plätzen abgehalten zu werden pflegen. Dem Sportsinn kommt bei diesen Gelegenheiten ein wirksamer Bundesgenosse zu Hilfe in Gestalt der weiblichen Eitelkeit, die in den blumengeschmückten Gefährten, mit sicherer Hand ein paar zierliche Jucker oder kokette Hackneys lenkend, ihre höchsten Triumphe feiert. Die bedeutendsten, an Eleganz und Luxus alles übertreffenden Veranstaltungen dieser Art, finden alljährlich während der Rennen zu Nizza, in Monte Carlo und auch bei uns während der internationalen Woche in Baden-Baden statt; allein selbst hier beginnt bereits das Automobil der Equipage Konkurrenz zu machen.

110. **Distanzfahrten.** Selbstredend bleiben derartige kostspielige und einen großen fachmännischen

Apparat erheischende Veranstaltungen ein Vorrecht der fashionablen Luxusbäder und der vornehmen Weltstädte. Auf dem Lande werden alle Concours in den Provinzialhauptstädten einen Luxusfahrsport nicht in das Leben rufen können: es fehlt hierzu selbst den größeren Grundbesitzern nicht nur an Verständnis, sondern vor allem auch an finanziellen Mitteln; daher sind die Fahrsportkonkurrenzen in der Provinz meist recht schwach bestritten. Wollte man hierbei von einer Bewertung der Aufmachung — Livreen, Kutscher ohne Schnurrbart, Wagen u. s. w. — absehen, die Ansprüche an die Beschirrung und Anspannung herabsetzen, und nur die Leistungsfähigkeit des Pferdematerials beurteilen, so wäre die Beteiligung an diesen Konkurrenzen aus agrarischen und Züchterkreisen voraussichtlich eine größere, als es heute in den Preisfahren der Fall ist. Dabei wären derartige Leistungsprüfungen als Empfehlungsmittel für unsere einheimischen Wagenschläge, zur Hebung ihres Renomees weit wirksamer, als reine Exterieurprüfungen, bei denen obendrein die Korrektheit, der „Stil“ der Anspannnng den Ausschlag gibt. Daß auch heute noch im Zeitalter des Automobils für Distanzfahrten Interesse vorhanden ist, lehrt der Erfolg, den der Herrenfahrerklub jüngst mit seiner Etappenfahrt Berlin-München hatte. Der glänzende Verlauf dieser Ausschreibung erbrachte zugleich den Beweis, daß solche Leistungsprüfungen keineswegs eine Tierquälerei bedeuten. Es war dies wohl das unmittelbare Verdienst der Proposition, welche die Prüfung als Etappenfahrt zum Austrag brachte. Die Gesamtstrecke von 635 km war in sieben Tagen zurückzulegen. Die Etappen waren: I. Berlin-Jüterbog = 80 km, II. Jüterbog-Grimma = 100 km, III. Grimma-Plauen = 110 km, IV. Plauen-Bayreuth = 90 km, V. Bayreuth-Regensburg = 180 km, VI. Regensburg-Freising = 90 km, VII. Freising-München = 35 km.

Die Zweckmäßigkeit der Etappenfahrt wird wohl am besten durch die Kondition der eingekommenen Gespanne illustriert: Dieselben kamen ohne Ausnahme in tadelloser Verfassung ans Ziel. Der Sieger „Nibelung“ hat bereits nach 24 Stunden, nachdem er aus München mit der Bahn wieder in Berlin angelangt war, mit völlig intakten Beinen und ganz gesund wieder im Privatfuhrwerk seines Besitzers Dienst getan. Von den Gespannen, welche die Fahrt aufgeben mußten, waren hierzu gezwungen:

2 wegen Ermüdung, resp. Beinmüdigkeit,
1 wegen Geschirrdruck,
1 wegen Lahmheit, dieses Pferd war bereits beim Start schulterlahm,
1 wegen starker Mauke,
3 wegen Fiebers, resp. Darmkatarrhs,
1 aus unbekannten Gründen,
1 wegen Darmkatarrh und darauf folgendem Eingehen.

Sa. 10.

Bis auf das letztere Gespann sind alle Pferde wiederhergestellt; vier davon haben sogar das in München ausgeschriebene Distanzfahrtrennen mitbestritten, nachdem sie dorthin transportiert waren, und hiervon sind wieder zwei auf den ersten. resp. den zweiten Platz geendet, ein Zeichen, daß es sich nur um ganz vorübergehende Akzidents handelte. Das einzige Pferd, dessen Verlust zu beklagen ist, ging infolge infektiösen Darmkatarrhs

ein, und die Sektion ergab, daß das Pferd schon vor Beginn der Fahrt daran gelitten hatte, ohne daß der Besitzer dies bemerken konnte. Wahrscheinlich hat sich das Pferd bei dem Transport von Frankfurt a. M. nach Berlin infiziert.

Das obige Resultat beweist zur Genüge, daß die gewählte Form, Ausschreibung der Fahrt in Etappen, derart, daß an jedem Tag nur eine bestimmte Strecke zurückgelegt werden durfte, richtig und segensreich gewesen ist. Erstens wurde im Interesse der Pferde Ueberanstrengung vermieden, — die Gespanne hatten ja obligatorische Nachtruhe von 15—18 Stunden — hingegen wurde gleich wohl die Leistung der Pferde heraufgeschraubt. Die Durchschnittsleistung des Siegers pro Kilometer beträgt unter 4 Minuten, während 1899 bei der letzten Distanzfahrt Berlin-Totis, bei ungefähr gleicher Distanz, aber „freier Fahrt", die Durchschnittsleistung pro Kilometer ca. 7 1/2 Minuten betrug, beide Male unter Abrechnung der Ruhepausen. Dadurch aber, daß Gespanne, welche bis 12 Uhr nachts nicht am Etappenziel eingetroffen waren, ohne weiteres ausschieden, wurde wiederum erreicht, daß nicht allzu eifrige Konkurrenten mit notdürftig hergestellten Pferden nachjagen und den Verlust einzuholen versuchen konnten.

Selbst in kleinerem Maßstabe werden Dauerfahrten — etwa von 50—70 km — in Verbindung mit Konditions- und event. Aktionsprüfungen ihre Wirkung nicht verfehlen. Die Produktion eines auf dem Luxusmarkt gangbaren Wagenpferdes ist für die Rentabilität unserer inländischen Edelzucht von so wesentlicher Bedeutung, daß es für den Staat eine Ehrenpflicht wäre, derartige Prüfungen durch Züchterprämien zu subventionieren.

6. Trabersport.

111. Allgemeine Bedeutung des Trabersportes. Auf der Mitte zwischen Fahrsport und Rennsport steht der Trabersport, der weder mit dem Galoppsport auf dem grünen Rasen identifiziert, noch ohne weiteres in den Begriff des Fahrsport mit hineinbezogen werden kann. Immerhin ließe sich ein Zusammenhang zwischen Trabrennen und Fahrsport sehr wohl konstruieren, sofern es gelingt, eine hinreichende Zahl geprüfter und allen Ansprüchen an einen Landbeschäler genügender Traberhengste im Reiche aufzustellen, um dieser Zucht einen durchgreifenden Einfluß auf die Produktion schneller Wagenpferde zu sichern; die immer mehr hervortretende Forderung des Luxusmarktes nach schnellen Wagenpferden und das allgemeine Verlangen nach Trabaktion bei unseren deutschen Halbblutschlägen scheint in der Tat geeignet, dem Ehrgeiz der Traberfreunde die Wege zu ebnen. Ob freilich das ersehnte Heil von den Trabern zu erhoffen ist, bildet heute noch eine in Fachkreisen heißumstrittene Frage: Die Traberzucht ist verhältnismäßig noch jungen Datums; es wäre also wohl erklärlich, wenn ihr Blut noch nicht hinreichend konsolidiert ist, um sich durchschlagend mit Zuverlässigkeit zu vererben; andererseits wurde

der Traber bisher nur nach Leistungen gezogen, wobei man naturgemäß zugunsten der Schnelligkeit hinsichtlich der Korrektheit von Gang und Gebäude manches in den Kauf nehmen mußte, was man einem Regenerator der Landespferdezucht schwerlich wird nachsehen können. Wenn unsere fiskalische Gestütsverwaltung, die bisher aus den soeben gestreiften Gründen der Verwendung von Traberhengsten skeptisch deutschen Fahrsportes bereits ausüben: Die Verwendung von Trabern auch in zahlreichen Privatequipagen zeigt, daß das Bedürfnis nach schnellen Wagenpferden — trotz, oder vielleicht grade unter der Rückwirkung des Automobils — immer weitere Kreise zieht; der Sieg eines Trabers, Herrn Felsings „Nibelung" (Züchter W. Mössinger-Mariahall), der die 635 km der Etappenfahrt Berlin-



25. „Nibelung", der Sieger der Distanzfahrt Berlin-München, am Start.

gegenüberstand, sich in allerjüngster Zeit zu zwei bemerkenswerten Anläufen nach dieser Richtung entschlossen hat, so beweist dies einerseits, daß es bei hinreichend sorgfältiger Auswahl schließlich doch möglich ist, Traber zu finden, die den bewährten Grundsätzen unserer Gestütsverwaltung, den unerläßlichen Ansprüchen an Korrektheit entsprechen; andererseits kennzeichnen diese Erwerbungen charakteristisch, welchen Einfluß die Trabrennen auf die Entwickelung des München in 49 Std. 12 Min. (7 Etappen) zurücklegte, wird nicht verfehlen, für die Verwendung von Traberblut des weiteren Propaganda zu machen. Unter den 21 Gespannen, die in Berlin für die Fernfahrt starteten, befanden sich 13 Trabergespanne, und zwar 12 orthodox gezogene, 1 aus russisch-amerikanischer Kreuzung. Unter den 10 Gespannen, welche die Fahrt aufgaben, waren 5 Traber; dafür belegten diese aber die ersten fünf Plätze mit Beschlag. Beide Eltern

des Siegers waren wie dieser selbst in Deutschland gezogen.

Der in Frankreich angekaufte Onragan (1 : 38) ist im Kgl. Landgestüt zu Neustadt a. D. aufgestellt worden, um unmittelbar in der Halbblutzucht Verwendung zu finden; wohingegen der Amerikaner Wainscott (1 : 20) auf der neuen Trabrennbahn Ruhleben (bei Berlin) den Traberzüchtern unmittelbar zur Verfügung gestellt ist. — Im Gegensatz zum Galoppsport ist das Gros der Rennstallbesitzer im Trabrennsport selbst Züchter. — Daß man nicht gewillt ist, die mit dem Ankauf des Hengstes verbundenen Opfer umsonst gebracht zu haben, geht aus den Bedingungen hervor, die an die Benützung Wainscotts geknüpft sind: nur Stuten im Besitz deutscher Züchter werden in begrenzter Zahl zu dem neuen Beschäler zugelassen werden, bei deren Auswahl durch die „Technische Kommission für Trabrennen" neben dem eigenen Rekord und den Leistungen der Nachzucht auch das Exterieur in Betracht gezogen werden soll. Ist es auf diesem Wege der inländischen Traberzucht gelungen, ein für die Halbblutzucht geeignetes Beschälermaterial zu liefern, so dürfen auch die Trabrennen darauf Anspruch machen, als Zuchtprüfungen im Sinne der Landespferdezucht zu gelten und dem legitimen Rennsport ebenbürtig eingeschätzt zu werden.

112. Rekord. Die der Traberzucht durch den Ankauf von Wainscott seitens der Gestütsverwaltung gewordene Unterstützung erscheint vollauf berechtigt, wenn man sich vergegenwärtigt, welchen Aufschwung die deutsche Traberzucht aus eigenen Mitteln während der letzten Jahre genommen hat; es spricht sich dies am deutlichsten in der Verbesserung der auf der Traberbahn gezeigten Leistungen aus: Bei den Trabrennen wird die Zeit, in welcher die einkommenden Pferde die Bahn zurücklegen, genau registriert, und hierdurch die Schnelligkeit festgestellt, in der eine gewisse Strecke zurückgelegt wurde. Dieser Rekord, dem in Amerika die englische Meile, in Deutschland der Kilometer zugrunde gelegt wird, bezeichnet das positive Leistungsvermögen eines Pferdes und gewährt somit einen wesentlichen Anhalt bei der Auswahl von Zuchtmaterial. Um hierbei auch die Leistungen der Nachzucht in Betracht ziehen zu können, werden in Amerika alle Pferde, die die Meile in 2 : 30 trabten, in eine Rekordliste aufgenommen; in einem analogen Verzeichnis werden die deutschen Traber eingetragen, die den Kilometer in 1 : 40 zurücklegten. Ein Vergleich dieser jährlichen Zusammenstellung zeigt am besten Fortschritt oder Rückgang der Gesamtleistung. Obwohl die Zahl der startenden Pferde in Deutschland gegen das Vorjahr um 16 zurückgegangen ist, stieg die Zahl der den Kilometerrekord haltenden Pferde heuer von 181 auf 206; die Zahl der Pferde, welche einen Rekord von 1 : 30 und darüber erzielten, betrug 1908 12, d. h. sie hat sich seit 1907 verdoppelt. Der Rekord des vorigen Jahres, der von einem einzigen Pferde mit 1 : 28 aufgestellt wurde, ist in der letzten Saison (1908) dreimal erreicht worden. Am deutlichsten kennzeichnet sich die Hebung des allgemeinen Zuchtniveaus durch die ständige Zunahme der 1 : 40-Klasse, die in den letzten vier Jahren einen Zuwachs von 61 Pferden aufweist. Die Leistungen der jüngsten Altersklasse im verflossenen Rennjahr versprechen einen weiteren Fortschritt in der kommenden Sai-



(Aus dem Album der Sportwelt.)

Glückskind und Queen-Forester.

son; während 1907 der 1 : 40-Rekord nur viermal von Zweijährigen erreicht wurde, vermochten 1908 sieben Zweijährige ihn zu halten. Leider ist die schnellste Stute Deutschlands, „Nelly Grattan“, die den Kilometer in 1 Minute 21 Sekunden trabte, nach Italien verkauft worden.

Oesterreich. In unserer Nachbarmonarchie jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle waren die besten Rekords 1908: 1 : 33 auf 1700 m für Zweijährige; 1 : 27 für Dreijährige, Distanz 2260 m; den Rekord für ältere Pferde hält ein Sechsjähriger mit $1:24^8$, über 2800 m in $3:57^4$ zurückgelegt. Charakteristisch für den österreichischen Trabersport sind die Prüfungen auf weite Distanz und die Herrenfahren für Mehrspänner. Am 6. Oktober 1904 wurde in einem Vierspänner-Herrenfahren über 10 km der Rekord $2:01^6$ aufgestellt; das siegende Gespann, in welchem sich zwei Vierjährige befanden, absolvierte die Gesamtstrecke in 20 Min. 16^2 Sek. Am 18. Juli 1900 wurde auf der Trabrennbahn Baden bei Wien mit $1:32^3$ ein Zweispänner-Kilometerrekord für Europa geschaffen; derselbe wurde am 2. Sept. 1906 auf der Westender Traberbahn mit 1 : 30 geschlagen, wobei die von ihrem Besitzer, Herrn C. Schmidt, gefahrenen Stuten Glückskind und Queen Forester 3120 m in 4 Min. 39^5 Sek. zurücklegten. 1908 erzielte ein österreichisches Zweigespann im Rennwagen $1:32^5$, während zwei andere im Inlande gezogene Traber im Kutschierwagen (mit Pneumatikrädern) $1:39^1$ über 5000 m erreichten. Ueber 6 km wurden von einem Viergespann im Kutschierwagen $1:49^5$ gezeigt.

Auch in Frankreich brachte die Trabrennkampagne 1908 eine Verbesserung der Rekords: Die beste Zeit eines Dreijährigen betrug $1:31^3$ über 4000 m; eine vierjährige Stute brachte es über 2800 m auf $1:29^2$ und der Rekord für ältere Pferde wurde auf $1:24^5$ verbessert.

In Amerika, der eigentlichen Heimat der Trabrennen und Traberzucht, wurden 1908 folgende Meilenrekords aufgestellt: 2:30 von einem Jährling, $2:12\frac{1}{2}$ für Zweijährige, 2 : 07 für Dreijährige, $2:06\frac{1}{2}$ für Vierjährige. Es ist auffallend, daß diese Leistungen sämtlich auf das Konto von Stuten kamen; nur der Rekord für ältere Pferde wurde von einem Walach gedrückt, der die englische Meile in $2:03\frac{1}{2}$ trabte. Es findet dies seine natürliche Erklärung wohl darin, daß in den älteren Jahrgängen weniger Stuten von Klasse noch auf die Bahn kommen, die Mehrzahl vielmehr vierjährig in die Gestüte wandert. Fast in allen Ländern läßt sich verfolgen, daß die „Rekordtraber“ in der Mutterlinie auf Vollblut zurückgehen.

113. Der amerikanische Trabersport. Traberzucht und Trabrennen sind in Nordamerika ein nationaler Sport, der in der „neuen Welt“ die Rolle des klassischen Rennsportes vollkommen ersetzt; auch der Entwicklungsgang der Trabrennen ist dem des Galoppsportes in dessen englischer Heimat ganz analog: Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts spielten sich die amerikanischen Trabrennen meist auf 5—10 Meilen ab; diese Vorliebe für weite Distanzen steigerte sich in der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zu den „100 Meilenrennen“ für ältere Pferde, die unter 10 Stunden absolviert werden sollten. Heute ist man in das entgegengesetzte Extrem verfallen und schreibt, entsprechend der Fliegerrennen im

legitimen Sport, fast nur noch Meilenrennen aus, die als Stichrennen zur Entscheidung kommen und in der Regel nur für Zwei-, Drei- und Vierjährige offen sind. Von der Ausdehnung des amerikanischen Trabersportes geben die Zahlen ein Bild, die Landstallmeister v. Oettingen in seinem 1894 erschienenen Reisebericht über die „Pferdezucht in den Vereinigten Staaten" mitteilt. Danach existieren dort etwa 1300 Trabrenngesellschaften mit eigenen Bahnen, auf denen ca. 6000 Renntage im Jahre mit über 4 Millionen Dollars (ca. 17 Millionen Mark) zur Ausschreibung kommen. Die Zahl der im Training befindlichen Traber bezw. Pacer ist mit 30 000 wohl nicht zu niedrig gegriffen.

Man unterscheidet zwischen Trabern (trotters) und Paßgängern (pacers); für die letzteren werden besondere Rennen ausgeschrieben, in denen es zur Disqualifizierung führt, wenn der Pacer in Trab fällt, — ebenso wie das „Pacen" in Trabrennen; beides kommt namentlich in Stichrennen infolge von Uebermüdung häufig vor. Die höchste Leistung eines Trabers $1:58^1/_2$, die von der berühmten Lou Dillon erreicht wurde, ist von dem Pacer „Dan Patch" gedrückt worden, der im Paßgange die Meile in $1:56^1/_4$ zurücklegte, d. h. den Kilometer in $1:12^1/_4$. Die Veranlagung zum Paßgange ist erblich und wird einzelnen Hengsten, so besonders den Nachkommen von Hambletonian nachgesagt.

114. Traberzucht. „Standard bred trotter" nennt man in Amerika die in das Traberstutbuch eingetragenen Pferde. Die Aufnahme in dasselbe hängt, sofern nicht schon beide Eltern des Tieres eingetragen waren, von dem erzielten Rekord ab. Der Hauptstammvater der heutigen Traberrasse ist der 1786 aus England importierte Vollbluthengst „Messenger". Zurzeit lassen sich drei Hauptblutrichtungen unter den amerikanischen nachweisen: 1. Die Electioneerdeszendenz, der die größte Schnelligkeit nachgerühmt wird; 2. die Nachzucht von Abdalla XVI, die den meisten Adel zeigt; 3. die George Wilkesprodukte, die die derbsten aber korrektesten sind.

Da sowohl vielfach Vollblutstuten als auch Stuten unbekannter Abkunft in die Zucht hineingebracht worden sind, so ist, wie schon erwähnt wurde, das heutige Traberblut noch nicht hinreichend konsolidiert, um mit Zuverlässigkeit in unsere abgeschlossenen europäischen Halbblutschläge hineingekreuzt zu werden. Dies hat sich namentlich bei der Verwendung von Traberhengsten in der Normandie gezeigt. Der Traber ist im allgemeinen kleiner und in seiner ganzen Statur derber als das Vollblutpferd, ohne diesem an Adel viel nachzugeben; die Muskulatur der Hinterhand ist naturgemäß oft in abnormem Grade entwickelt. Wenn auch seine Knochenstärke, die durch eine harte Aufzucht erlangte Genügsamkeit und das durch den Trabtraining erzielte gute Temperament den Traber für die Kreuzung mit unseren Halbblutschlägen zu empfehlen scheinen, so darf doch nicht übersehen werden, daß eine steile, abgeschlagene Kruppe, stark gewinkelte bezw. zu weit herausgestellte Hinterbeine und schlechte Einschienung der Sprunggelenke ebenso häufig typische Merkmale dieser Rasse sind.

Was, abgesehen von den guten Eigenschaften und der vielseitigen Verwendungsfähigkeit des Trabers dessen Zucht im Mutterland des Trabrennsportes so populär macht, ist die große Wohlfeilheit des Be-

triebes im Vergleich zu den gewaltigen Geldopfern, die die Vollblutzucht erheischt. Auch der kleinste Züchter kann einen Klassetraber ziehen, der einen Weltrekord schlägt, weil ihm die berühmtesten Hengste gegen eine für unsere Verhältnisse kaum nennenswerte Deckgebühr zugänglich sind. Dies wird dadurch ermöglicht, daß die Beschäler nach beendeter Deckzeit wieder auf der Rennbahn ausgenützt werden. Die den amerikanischen Hengsten noch im hohen Alter nachgerühmte Fruchtbarkeit mag hierdurch nicht unwesentlich gefördert werden. Nach vollendetem dritten Jahr pflegen die Traberhengste in jedem Frühjahr zu decken; daß ihre Rennfähigkeit hierdurch nicht leidet, zeigt u. a. das Beispiel von „Cresceus“, der bereits mehrere Nachkommen im Training hatte, als er selbst den Weltrekord von 2 : 02¹/₄ aufstellte.

115. Der Training des Trabers. Der für die Rennbahn bestimmte Traber wird schon in frühestem Alter, vielleicht noch früher als das Vollblutfohlen, für seinen Beruf eingebrochen; kommen in Amerika im Spätsommer und Herbst doch bereits Jährlingsrennen über die halbe Meile zur Entscheidung. Das Charakteristische des Trainings für die Trabrennbahn liegt darin, daß der von dem Traber geforderte Renntrab nicht wie der Galopp des Vollblutpferdes eine natürliche Gangart ist, sondern durch künstliche Mittel entwickelt und gesteigert werden muß. Hierzu bedarf es einer unnatürlichen, durch den „overchec“ hervorgerufenen Kopfhaltung und einer künstlichen Verschiebung des natürlichen Schwerpunktes auf die Vorhand. Dieses „Ausbalancieren“ des Trabers, das durch Zehengewichte bewirkt wird, spielt in der Vorbereitung für die Rennbahn eine wesentliche Rolle. Vielleicht noch mehr als sein Kollege im Flach- oder Hindernisstall muß der Trabertrainer zwischen seinen Pflegebefohlenen zu individualisieren wissen. Da bei der Aktion des Trabers die Knochen und Sehnen des jungen Tieres viel mehr als im Galoppsport der Gefahr ausgesetzt sind, durch Anschlagen, Greifen und dergleichen Verletzungen zu erleiden, so betritt der Traber die Renn- oder Trainierbahn mit einem ganzen Rüstzeug von Schutzvorrichtungen, Kappen, Gamaschen u. s. w. an den Gliedmaßen. Um die Kraftleistung des Trabers richtig einzuschätzen, muß man sich vergegenwärtigen, daß um eine Strecke, die man mit 100 Galoppsprüngen bedeckt, in der gleichen Zeit im Trabe zurückzulegen 150 Tritte erforderlich sind, die Muskeln mithin um einhalbmal öfter gespannt werden, als im Galopp; dies drückt sich in der leicht festzustellenden Erhöhung der Körpertemperatur aus, die im forcierten Trabe unverhältnismäßig rascher eintritt, als im natürlichen Galopp. Selbstverständlich wäre es ein Unding, durch die oben erwähnten Hilfsmittel: Auffatzzügel, Hufbelastung u. s. w. irgend einem beliebigen Pferd den Renntrab angewöhnen zu wollen, die natürliche Anlage zu diesem muß vorhanden sein und ist durch Zuchtwahl und die Paarung nach Leistungen in die Traberrasse ebenso hineingezüchtet, wie das Galoppiervermögen beim Vollblut; ohne die natürliche, namentlich im Gebäude liegende Veranlagung vermöchten auch der erfahrenste Trainer und alle Kunst nichts zu erreichen. Mit welchem Aufgebot von Hilfsmitteln der Training in den amerikanischen Trabeiretablissements betrieben wird, erhellt allein schon daraus, daß in

den großen Trainingzentralen für den Winter verdeckte Trainierbahnen erbaut sind, die die Länge einer englischen Meile erreichen und mit den Stallungen der Trainer durch überdachte Zugänge verbunden sind. Mit diesem Aufwand stehen freilich auch die Preise in Einklang, die der Züchter mit gut gezogenem Material zu erzielen vermag; ein Traberjährling, der etwas verheißt, findet mit 10000 und mehr Dollar seinen Käufer.

116. **Der technische Betrieb der Trabrennen.** Der gesamte Trabrennsport steht heute im Zeichen des niedrigen Pneumatiksulky, der den Kilometerrekord um fünf Sekunden verbessert und damit das Schicksal des früher gebräuchlichen hochräderigen Gigs besiegelt hat. Die in Frankreich üblichen Trabprüfungen unter dem Reiter gehören streng genommen nicht unter die Rubrik des Trabersportes, da sie ausgesprochen im Dienste der Halbblutzucht stehen; und selbst bei den skandinavischen Trabrennen auf dem Eise beginnt der Pneumatiksulky den Rennschlitten zu ersetzen. Während der Galoppsport, namentlich wo es sich um Hindernisrennen handelt, sich mit Vorliebe natürlicher Bahnen bedient, bedarf der Traber zur vollen Entfaltung seiner Fähigkeiten und um den hemmenden Einfluß des hinter ihm befindlichen Gefährtes zu neutralisieren, einen künstlich hergerichteten Kurs, der in seinen Bedingungen fast an eine Radrennbahn erinnert. Mit einer solchen hat auch der Verlauf eines Trabrennens fast mehr gemein, als mit einer Prüfung auf dem klassischen Turf. Mangels der Möglichkeit, einen Ausgleich der Chancen durch Gewichtsbestimmungen herbeizuführen, wie dies beim Vollblutsport in den Altersgewichtsrennen durch Erlaubnisse und Pönalitäten bezw. durch Handikaps geschieht, werden im Trabersport die Pferde verschiedener Klassen durch Vorgaben zusammengebracht. Für Pferde, die noch nicht gesiegt haben, wird z. B. der Kurs um 25 oder 50 Meter gekürzt; während für erprobtere Pferde die Distanz nach der Höhe ihrer Gewinnsumme oder ihrem Rekord entsprechend verlängert wird. Analog wird in den Prüfungen verschiedener Altersklassen der Kurs für die älteren Jahrgänge durch Extrazulagen (etwa 25 Meter pro Jahr) verlängert. So gleicht in der Tat der Start auf der Traberbahn mehr einer Regatta, als einem Pferderennen. Nur in den Klassenrennen für Pferde gleichen Alters oder mit gleichem Rekord gehen alle „vom Start", d. h. sie werden von der gleichen Stelle abgelassen. Neben der Zeitmessung fällt bei Entscheidung des Rennens die Reinheit des Ganges wesentlich in das Gewicht; wiederholtes „In-den-Galopp-fallen" wird mit Disqualifizierung geahndet.

117. **Trabersport auf dem Kontinent.** Auf dem Kontinent dürfte der Trabersport seinen Ausgangspunkt von Holland genommen haben; ja die Annahme scheint fast begründet, daß er von hier erst nach der neuen Welt verpflanzt wurde. Jedenfalls ist der russische „Hartttraber", der lange Zeit die kontinentalen Trabrennbahnen beherrschte, auf Importationen aus den Niederlanden zurückzuführen. In der alten Welt scheint sich der Trabersport meist aus den lokalen Verhältnissen entwickelt zu haben, wo diese das Zurücklegen weiter Strecken in einspännigem Gefährt erheischten, so haben das Karriol und der norwegische Bergponny wohl zuerst das gerade in Skandinavien von alters her besonders

rege Intereſſe für Trabrennen geweckt. Sowohl die Holländer als auch die Ruſſen haben in der Entwicklung ihrer Traberraſſe Anleihen bei däniſchem Blute gemacht, man will ſogar die dem ruſſiſchen Traber eigentümliche Unregelmäßigkeit des Ganges, das ſog. Bügeln auf dieſe Kreuzung zurückführen.

118. **Orlowtraber.** Die Orlowraſſe, welcher der ruſſiſche Traberſport ſeinen Weltruf verdankt, wurde im erſten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts vom Grafen Orlow-Tſchesmenski in Chrenowoje gegründet. Am 1. Januar 1906, kurz bevor das hiſtoriſche Geſtüt durch die aufſtändiſchen Bauern vernichtet wurde, iſt das Geſtütsbuch der Orlowtraber geſchloſſen worden. Als Kern der Orlowraſſe gelten die Nachkommen des Chrenowſchen und Schiſchkinſchen Originalgeſtüts, ſoweit ſolche bis 1845 geboren ſind, und der Nachweis erbracht wird, daß in ihnen kein Blut von Pferden iſt, die nach 1810 angekauft wurden. Unter dieſem Geſichtspunkt waren alle Pferde als „Orlowtraber" eintragungsberechtigt, bei denen entweder beide Eltern in vier Generationen reinblütig, wenn auch nicht auf der Rennbahn geprüft waren, oder Vater und Großvater in der männlichen Linie gelaufen, in der mütterlichen Abſtammung aber Mutter und Großmutter reine Traber ſind bezw. umgekehrt. Dieſe Beſtimmung wurde 1889 dahin eingeſchränkt, daß die nach dem Jahre 1889 geborenen Pferde nur dann als reinraſſig anzuſehen ſeien, wenn beide Eltern nicht weniger als $^7/_8$ Traberblut führen. Die 1903 und ſpäter geborenen Pferde ſind als Orlowtraber qualifiziert, wenn nachweisbar in drei aufeinanderfolgenden Generationen bei jeder Paarung ſich auf einer Seite Orlowblut findet. Mit der zunehmenden Einfuhr von amerikaniſchem Zuchtmaterial wurde es unerläßlich, auch Kreuzungsprodukte als Traber anzuerkennen; demgemäß werden zu den Rennen für Inländer auch ſolche Traber gemiſchter Raſſe zugelaſſen, welche mindeſtens $^1/_4$ Orlowblut führen. Intereſſant iſt eine Gegenüberſtellung der Rekords, die auf der Petersburger Trabrennbahn von drei Vierjährigen verſchiedener Abſtammung über die Strecke von $1^1/_2$ Werſt erzielt wurden: es trabten ein reinblütiger Orlowtraber 2 : $21^1/_8$; Kreuzung mit amerikaniſchem Blut 2 : $20^7/_8$; Kreuzung mit engliſchem Vollblut 2 : $23^5/_8$. Der hier erwähnte Amerikaner marſchierte mit einer Gewinnſumme von 6788 Rubeln an der Spitze der ſiegreichen Traber des Jahres, in welcher erſt an achter Stelle der beſagte Orlow mit 2884 Rubeln figurierte; ein weiterer Beweis, daß der Stern jener berühmten Raſſe im Sinken iſt und das „Sternenbanner" der Standard Trotters auch auf dem Traberkurs des Zarenreiches heute unbeſtritten weht.

Wie in Rußland, ſo erfreut ſich auch in den ſkandinaviſchen Reichen, Schweden und Norwegen der Traberſport auf dem Eiſe großer Beliebtheit. Dieſe Konkurrenzen kommen ſowohl mit hohen und niedrigen Schlitten als auch mit dem Pneumatikſulky zum Austrag. Selbſtverſtändlich bedürfen die mit Zehenſtollen verſehenen Pferde ganz beſonderer Schutzmaßregeln an den Gliedmaßen; mit dem entſprechenden Beſchlage traben dieſelben auf der ſpiegelblanken Fläche mit der gleichen Sicherheit, wie auf dem idealſten Trakt. Gelegentlich der Nordiſchen Spiele in Stockholm fand dort ein zweitägiges Trabermeeting auf dem Norra

Brunsviken statt. Es war ein in seiner Eigenart mir unvergeßliches Bild, die gewaltige Eisfläche von Hunderten von Gefährten, Schlitten, Droschken, Automobilen u. s. w. und von Tausenden von Menschen bevölkert zu sehen. Die Konkurrenzen — es kamen an jedem Tage deren sechs zur Entscheidung über 2000—3000 Meter — dienten meist als Prüfung für den einheimischen Halbblutschlag, der vielfach mit Orlowblut gekreuzt ist; ein solcher „Halbbluttraber" erzielte in einem „Zuchtfahren", das vom Staate mit Züchterprämien ausgestattet war, 1:54. Durchweg sahen die Rennen zehn bis zwölf und mehr Gespanne am Ablauf, die meist von ihren, dem Mittelstande angehörigen Besitzern gelenkt wurden.

Eine Hochburg des Trabersportes im Norden ist die Trabrennbahn Charlottenlund bei Kopenhagen; dort gelangt u. a. das „Dänische Traberderby" zur Entscheidung, eine Prüfung für vierjährige Hengste und Stuten über 3000 Meter, die vom Dänischen Traberklub mit 10 000 Kronen dotiert ist. Dreijährig werden die Derbykandidaten über 2400 Meter in dem mit 8000 Kronen ausgestatteten „Traberkriterium" geprüft; im Jahre zuvor messen sich die Zweijährigen im Jugendpreis (6500 Kronen) über 1609 Meter. Die Ausdehnung und Popularität des Trabersportes in Dänemark übersteigt dort bei weitem die Bedeutung des Vollblutsportes; während im klassischen Lande des letzteren die englischen Trabrennen neben der historischen Bedeutung der Vollblutrennen nur eine untergeordnete Rolle spielen. Daß zwischen Traber- und Fahrsport ein gewisser praktischer Zusammenhang besteht, zeigt auch die Entwicklung des österreichischen Trabersportes, der namentlich in Ungarn, dem Lande des Juckers, im Aufblühen ist. Auch in Italien befindet sich der vornehmlich auf russischem Blute basierte Trabersport auf dem aufsteigenden Ast.



26. Trabrennen auf dem Eise.

119. Trabersport in Frankreich. Eine Sonderstellung im Trab

rennsport nehmen die Prüfungen der Traberrasse in Frankreich ein, insofern als diese ausgesprochen im Dienste der Halbblutzucht stehen; die Normandie, die den auf dem Luxusmarkt so hoch bezahlten Karossier produziert, ist denn auch das Zentrum der Traberzucht in der Republik, die für die anglo-normannische Rasse keinen Beschäler abnimmt, der nicht dreieinhalbjährig 4000 Meter in 7 Min. 4 Sekunden = 1:46 zu traben vermag. Diese Prüfung des fiskalischen Zuchtmaterials findet unter dem Reiter statt, und diesem Umstande ist es vielleicht zuzuschreiben, daß der französische Traber in seinem Exterieur nicht so ausgesprochen an den Standard Trotter erinnert. Vielleicht ist er im Blute auch konsolidierter, als der an Schnelligkeit allerdings erheblich überlegene Amerikaner, da bei Bildung der französischen Traberrasse immer wieder auf die alten bodenständigen Blutströme zurückgekreuzt wurde. Eine fundamentale Bedeutung in der französischen Traberzucht hat der soeben im Staatsgestüt Le Pin an Altersschwäche eingegangene Fuschia erlangt. Der Rekord dieses Hengstes war 1:36; sein Verdienst liegt jedoch auf anderem Gebiete: er hinterließ nicht weniger als 347 Produkte in der Traberliste, und während er selbst unter den erfolgreichen Vaterpferden des Jahres 1907 mit 161774 Franks an zweiter Stelle stand, brachten fünf seiner Söhne mit ihren Produkten 711961 Franken zusammen auf das Ehrenkonto des Erzeugers. Das schnellste Produkt Fuschias war Charles Angot, der 1:25 trabte; mehrfach wurde von seiner Nachzucht 1:29 erzielt. Viel mehr bedeutet aber die Tatsache, daß 59 Söhne des Fünfundzwanzigjährigen heute in der Zucht tätig sind. An der Spitze der erfolgreichen Vaterpferde marschiert nach der letzten Zusammenstellung der Fuschiasohn Narquois mit 182504 Franks; Narquois (1891 geboren) steht mit 138 Nachkommen in der Traberliste, hat der Zucht aber nur zwei Beschäler geliefert. Nun geht Narquois durch seine Großmutter (mütterlicherseits) auf die englische Vollblutstute „Debutante" zurück, die der Running-Familie 1 entstammt; Fuschia selbst erhält durch seine mütterliche Großmutter Sympathie (engl. Vollbl.) das Blut der Outsider-Familie 22; diese neigt aber ohnehin mehr zum Sirecharakter und ist bei Sympathie überdies durch Sire- (Familie 12) und Running-Sire-Blut (Fam. 3) verstärkt. Der Pedigreeaufbau Fuschias liefert somit einen interessanten Beitrag zu der viel bestrittenen Theorie Bruce-Lowes. Abgesehen hiervon ist Fuschias Vater Reynolds für einen Traber ungewöhnlich konsolidiert (Inzucht im dritten Grade auf La Juggler) und dieser vermochte wiederum bei Fuschias Mutter (Rêveuse) durch eine Inzucht auf The Norfolk Cob bezw. Old Phoenomenon anzuknüpfen. So erklärt sich der durchschlagende Einfluß Fuschias, der in seiner Tragweite vielleicht der Wirksamkeit eines St. Simon im Vollblut oder der Rolle Chamants im deutschen Halbblut vergleichbar ist. Jedenfalls zeigt der Einfluß des Sireblutes bei Fuschia eklatant, daß die von Bruce-Lowe so bezeichneten Stämme in der Tat den Namen „Vaterpferdfamilien" verdienen.

120. **Der deutsche Trabersport.** Da man jene im Kapitel „Fahrsport" erwähnten Wettfahrten des Berliner Fahrvereins mit einer ernsten Trabprüfung unmöglich identifizieren kann, so ist der

deutsche Trabrennsport noch jungen Datums. Erst mit der Gründung des Berliner Traber-Klubs am 5. Dez. 1877 erhielt derselbe offizielle Gestalt. Am 16. Juni 1878 wurden die ersten Trabrennen in Weißensee gelaufen. 1889 erhielt die Reichshauptstadt im Westend eine zweite Trabrennbahn, auf der 1894 das erste „Traber-Derby“ gelaufen wurde, das, außer mit dem Wanderehrenpreise des Kaisers für den Züchter des Siegers mit 40 000 Mk. ausgestattet ist. Fortan wird das „Blaue Band“ der Traber auf der neuen Bahn der vereinigten Berliner Trabrenn-Gesellschaften zu Ruhleben zum Austrag kommen. Insgesamt wurden im verflossenen Jahre an 21 Plätzen 98 Meetings mit 591 Rennen abgehalten. An der Spitze marschieren die hauptstädtischen Bahnen, Weißensee (Rennklub) mit 24 Tagen und 175 Rennen (= 425 300 Mk.) und Westend (Trabrennverein) mit 20 Renntagen und 158 Konkurrenzen (= 440 400 Mk.). Nächstdem ist Altona-Bahrenfeld der bedeutendste Traberplatz, auf dem 1908 an 10 Tagen 77 Rennen gelaufen wurden, und 165 500 Mk. an Preisen zur Verteilung kamen. Besonders lebhaft ist das Interesse für die Trabersache in Bayern, wo auf vier verschiedenen Plätzen Trabrennen gelaufen werden; in München, wo übrigens der Tratersport schon früher heimisch war, als in Berlin, wurden, abgesehen von den mit 9600 Mk. ausgestatteten drei Rennen des „Oktoberfestes“, im letzten Jahre 15 Trabrenntage ausgeschrieben, an denen 93 Rennen mit 142 150 Mk. dotiert waren. Der allgemeine Aufschwung des deutschen Trabersportes im letzten Jahrzehnt kennzeichnet sich am deutlichsten darin, daß sich die Gesamtsumme der jährlich gegebenen Preise seit 1900 (603 135 Mk.) bis 1908 (1 248 145 Mk.) mehr als verdoppelt hat. An der Spitze der erfolgreichen Rennställe, deren 167 in der letztjährigen Siegerliste figurieren, marschiert das Gestüt Klein-Helle mit 77 455 Mk., das sich damit seit 1904 in führender Stellung behauptet.

121. Traberzucht in Deutschland. Dank dem Prinzip der maßgebenden Vereine ihre Ausschreibungen — vielleicht mehr als es im Vollblutsport geschieht, — der inländischen Zucht zu reservieren, hat sich in Deutschland eine schnell emporblühende, auf amerikanische Importationen basierte Traberzucht entwickelt. Die bedeutendsten Zuchtstätten sind das vom Grafen Aug. Bismarck geleitete sog. Hauptrabergestüt Lilienhof in Baden, und das schon genannte mecklenburgische Gestüt Kl.-Helle. Obwohl erst 1898 in das Leben gerufen, hat das bei Neubrandenburg belegene Gestüt des Herrn Schwanitz diesem schon manchen klassischen Sieger geliefert; 1904 und 1908 sah das Traberderby die weiße Jacke mit den blauen Sternen in Front. In Summa gewannen die Produkte des mecklenburgischen Gestütes 93 885 Mark, während die Lilienhofer 118 207 M. im verflossenen Jahre heimbrachten. Janio, der Beschäler des „Hauptgestütes“, rangiert mit 18 erfolgreichen Produkten und einer Gewinnsumme von 61 678 Mk. indessen erst an vierter Stelle unter den erfolgreichen Vaterpferden. Den Rekord hält, wie ununterbrochen seit 1904, Prose mit 41 siegreichen Nachkommen und 118 629 Mark Siegeskonto. Unter den 75 Vaterpferden, deren Nachzucht 1908 Siegesehren einheimste, ist die Traberzucht Frankreichs, Rußlands, Italiens und Oesterreich-Ungarns

je einmal vertreten; 17 Hengste waren in Deutschland gezogen; der Rest aus Amerika importiert.

Es ist auffallend, daß in der Liste der 1908 erfolgreichen Züchter bezw. Gestüte von 127 nicht weniger als 58 in Bayern beheimatet sind. Der Zusammenhang zwischen Zucht und Rennbahn tritt hier deutlich zutage, wenn man sich vergegenwärtigt, daß nicht nur der Münchener Trabrenn- und Zuchtverein für jeden bei seinen Meetings siegenden Hengst oder Stute aus bayrischer Privatzucht eine Züchterprämie von fünf Prozent des ersten Preises zahlt, sondern auch Bayern der einzige Bundeskontingent ist, der Staatspreise für Trabrennen auswirft. Wenn der preußische Fiskus diesem Beispiel bisher nicht gefolgt ist, so dürfte dem die Erwägung zugrunde liegen, daß eine Traberzucht, die in Forcierung der Rekordleistungen ihren Endzweck sieht, mit den Zielen einer in erster Reihe der Landesverteidigung dienenden Edelzucht zu wenig gemein hat. Gelingt es der Traberzucht, Hengste zu produzieren, die ihre Trabaktion in die Landespferdezucht hineinzupflanzen vermögen, ohne daß dies auf Kosten der von dem Soldatenpferde unerbittlich zu fordernden Korrektheit und Harmonie des Gebäudes geschieht, so wird auch die staatliche Beihilfe nicht ausbleiben.

Um jenes Ziel zu erreichen, wäre es jedoch Voraussetzung, daß die eigentlichen Zuchtprüfungen nach französischem Vorbild in Trabreiten über weite Distanzen umgewandelt würden. Einstweilen sind bereits die Zuchtprüfungen auf der Berlin-Ruhlebener Bahn, d.h. die für Hengste und Stuten reservierten Rennen, fast durchgehends mit Prämien von 1000 Mk. für den Züchter des siegenden Pferdes ausgestattet worden.

122. Soziale Bedeutung des Trabersportes. Der im Vorstehenden gekennzeichnete Charakter des Trabersportes, seine geringe Bedeutung für die Landespferdezucht, haben die Trabrennen fast ausschließlich zum Selbstzweck gemacht. In gewisser Hinsicht ist dies allerdings auch im Hindernissport der Fall; allein bei dem großen Risiko und der Unsicherheit des Gewinnes wird es niemandem einfallen, sich einen Hindernisstall zu halten, der nicht selbst aktiver Sportsmann wäre und persönlich am Reiten über Hindernisse Geschmack findet. Die Beteiligung am legitimen Sport aber verlangt vollends von dem Rennmann und Vollblutzüchter eine so exorbitante Opferfreudigkeit, daß ohne diese im idealsten Sinne selbst die reichsten Mittel einer Reihe von Mißerfolgen nicht stand halten werden.

Wer etwa aus Gewinnsucht oder persönlicher Eitelkeit den Rennsport betreibt, der wird nach den ersten, sich häufenden Enttäuschungen sehr bald dem Turf den Rücken kehren. Anders im Trabrennsport: — Die Konkurrenz ist eine kleinere, die Gefahren, denen das vierbeinige Material auf der Rennbahn ausgesetzt ist, sind verhältnismäßig geringere; vor allem aber sind die Produktionskosten des Trabers niedriger, um so mehr als ein Traber, der nicht die Rennklasse erreicht, vermöge seiner Härte und seines meist guten Temperamentes als schnelles Wagenpferd auf den Luxusmarkt stets Liebhaber findet. So kommt es, daß bei uns, wie auch in anderen Ländern, die Trabrennen der Sport der breiten Masse wurden und Elemente zur Traberbahn drängten, die von nichts weniger als von idealer Sportpassion dorthin gelockt wurden, die im Traber nicht das edle

Pferd, sondern nur die rollende Kugel im Lotteriespiel der Wette erblicken. Die Urteilslosigkeit der Menge, unter der ohnehin der Rennsport in Deutschland so viel zu leiden hatte, macht sich auf der Trabrennbahn mit besonderer Vorliebe bemerkbar. Diese Gestaltung der Dinge hat es bewirkt, daß bisher die sogenannte erste „Gesellschaft" sich dem Sport auf der Trabrennbahn gegenüber reserviert verhielt.

123. **Herrenfahren.** Seitdem die bedeutendste Körperschaft des Landes, der Westender Trabrennverein, so klangvolle Namen, wie den des Prinzen Salm, des Grafen Bismarck u. a. an seiner Spitze führt, ist das Ansehen der Trabersache unverkennbar gestiegen. Vor allem aber dürfte dies das Verdienst des Herrenfahrerklubs sein, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, durch Ausschreibung von Herrenfahren dem Tabersport in jenen Kreisen Freunde zu werben, die ihm bisher verschlossen waren. In den Herrenfahren dürfte der Vierrad-Sulky mehr zu Ehren kommen, und namentlich die Zweispännerkonkurrenzen werden auch auf den Fahrsport im weiteren Sinne anregend wirken.

Fachausdrücke im Reit- und Fahrsport.

Abklappen, Abschlagen der Hunde von einer Fährte.
Ablauf (beim Rennen), s Start.
Altersgewichtsrennen, Rennen, in dem die Pferde nach ihrem Alter gewichtet sind.
Anzug, der längere, untere Hebelarm der Kandare.
Aufgalopp, Kanter vor dem Rennen, von den Tribünen nach dem Ablaufpfosten.
Aufhalter, Riemen oder Kette, mit der die Pferde an der Deichsel festgemacht sind.
Aufrichtung, Biegung des Genickes bei erhobenem Halse.
Aufsatzzügel, Zügel zum Aufsetzen des Pferdehalses im Geschirr.
Aufsetzen, s. Krippensetzer.
Ausbrechen, Ein Hindernis refusieren.
Ausgleichsrennen, s. Handikap.
Ausheben, das Wild beim Halali den Hunden entreißen.
Ausreiten (im Rennen), ein Pferd zur Hergabe seines besten Könnens bringen.
Bahn (ganze, halbe), rechteckiger Reitplatz.
Bande, Einfassung desselben durch Bretterwand oder Hecke.
Beagle, Rasse kleiner Hasenhunde.
Beizäumung, Einstellung des Halses am Zügel bei senkrechtstehender Stirn des Pferdes.
Beschäler, Zuchthengst.
Bitch, Hündin.
Blanke Kandare, ausschließlicher Gebrauch der Kandare, ohne Anfassen der Trense.
Bodeneng, -weit, Stellung der Vordergliedmaßen nach innen bezw. außen.
Box, Losstall.
Break, Wagen, eine Art offener Omnibus.
Breeches, Reithosen nach englischem Schnitt.
Bruch, Eichen- oder Tannenzweig, die der Master nach erfolgreicher Jagd an die Teilnehmer verteilt.
Buchmacher, Person, die Buch legt, d. h. Wetten zu festem Kurse annimmt.
Bügeln, schaufelnde Bewegung des Pferdes im Gange mit den Vorderbeinen nach außen.
Canter, kurzer Galopp („Handgalopp").
Capriole, Lektion der hohen Schule.
Cast, Umschlag des Huntsman, wenn die Hunde die Fährte verloren oder überschossen haben.
Changement, Wechsel der Hand bezw. Stellung und Fußsetzung (z. B. im Galopp) beim Reiten.
Check, Stopp auf der Jagd.
Coach, hoher Wagen zum Vierspännigfahren, nach dem Modell der alten Postkutschen.
Cob, kleines, tiefes Pferd.
Condition, Futterzustand, Muskel- und Lungentraining des Pferdes.
Coupieren, Abhacken der Schweifrübe.
Crack, das beste Pferd eines Stalles.
Cross-country, Querfeldein.
Curée, Aufbruch des Wildes, den die Hunde nach der Jagd erhalten.
Dauerritt, s. Distanzritt.
Disqualifizieren, ein im Rennen siegreiches Pferd des Preises verlustig erklären.
Distanz, Entfernung eines Rennens, bzw. Länge des Einlaufes.

Distanzritt, ein- oder mehrtägiger Ritt über weite Entfernung.
Dogcart, Zweiräderiger Wagen (niedrig).
Doghound, Hund (Vaterhund).
Doping, die Behandlung des Pferdes mit Reizmitteln zur Erhöhung seiner Leistungsfähigkeit im Rennen.
Dreß, seidene Jacke der Jockeys.
Dressur, Ausbildung des Pferdes unter dem Reiter.
Einlauf, Strecke vom letzten Sprung (Einlaufshürde) bis in das Ziel (Siegespfosten).
Einsatz, Die vor dem Rennen (Abwiegen) gemachte Einzahlung, durch welche ein Pferd die Berechtigung zur Teilnahme an dem Rennen erlangt: die Höhe des Einsatzes wird durch die Proposition festgesetzt.
Erklärt, startet ein Stall 2 Pferde in einem Rennen und beabsichtigt, das eine derselben nicht ausreiten zu lassen, so muß derselbe eine Erklärung abgeben, welches Pferd für den Sieg in Betracht kommt. Dieses ist der „Erklärte“ des Stalles.
Erlaubnis, die einem Pferde durch die Proposition zugestandene Gewichtsermäßigung.
Fahrt, Tempo, z. B. in guter Fahrt, voller Fahrt u. dgl.
Fährte, Spur des Wildes (s. Scent).
Faires Hindernis, Sprung, den das Pferd zu taxieren vermag.
Favorit, das am meisten gewettete Pferd im Rennen.
Fehljagd, Jagd ohne „Halali“, bei der das Wild entkommt.
Feld, die Zahl der Jagdreiter oder Starter im Rennen.
Finish, Endkampf im Rennen.
Flaggen, zwischen den Rennen auf der Hindernisbahn.
Flankierbaum, Baum, der zwei Nachbarstände trennt.
Flieger, Pferd, das auf kurze Distanz große Schnelligkeit entwickelt.
Form, Leistungen eines Pferdes auf der Rennbahn.
Foxhound, Fuchshund.
Führung, Einwirkung der Hand auf das Pferdemaul.

Gabel, Einspännerdeichsel (Scherbäume).
Ganaschen, Genickmuskeln des Pferdes.
Geläuf, Boden einer Rennbahn.
Gig, zweiräderiger Wagen (hoch).
Grade, Einlauf der Rennbahn, von der letzten Ecke bis in das Ziel.
Gurtentiefe, Umfang des Pferdes hinter dem Widerrist.
Hack, Reitpferd.
Halbe Parade, Einwirkung der Hand zum Verkürzen des Tempos.
Halfter, Kopfstück zum Festmachen des Pferdes im Stall.
Halali, die Zeremonie beim Ende einer erfolgreichen Wildjagd, wobei das Wild verblasen wird, mit dem Rufe „Halali, Halali, Halali!“
Handikap, Ausgleichsrennen, bei dem die Chancen der einzelnen Pferde durch das ihren Leistungen entsprechende Gewicht ausgeglichen werden.
Handikapper, offizielle Persönlichkeit, die die Gewichte in den Ausgleichsrennen festsetzt, für die Flachrennen der Handikapper des Union-Klubs, der Handikapper des Hindernis-Vereins (in Berlin) für die Hindernisrennen im Reiche.
Hanken, Hinterbeine des Pferdes.
Harrier, Hasenhund.
Hindernisstall, -pferd, Rennstall bezw. Pferd für Hindernissport.
Hinterhand, hinterer Teil des Pferdes.
Hose, Muskulatur des Oberschenkels.
Hubertus, 3. November, Tag des Jagdschutzpatrons.
Hufschlag, Linie, auf der man in der Bahn reitet.
Hülfe, Einwirkung durch Zügel, Schenkel, Gewicht.
Hunter, Jagdpferd.
Huntsman, Oberpikör.
Jagdfeld, Jagdgesellschaft, die den Hunden folgt.
Jagdfolge, die Erlaubnis über das Gelände den Hunden zu folgen.
Jährling, einjähriges Fohlen.
Illegitimer Sport, Hindernisrennen.
Inländer, im Inlande geborenes Pferd.
Jucker, schnelles Wagenpferd leichten Schlages, meist ungarischer Herkunft.

Kammdeckel, Teil der Beschirrung.
Kammer, Hohlraum des Sattels über dem Widerrist.
Kandare, Stangengebiß.
Kartätsche, Bürste zum Putzen der Pferde.
Kastenstand, Pferdestand mit festen Wänden.
Kennels, Zwinger der Parforcemeute.
Kettenhang, Verletzung durch Uebertreten über die Halfterkette.
Kinnkette, Kette, die die Lage der Kandare regelt.
Klasse (beim Rennpferd), bewiesene Leistungsfähigkeit.
Kolik, Erkrankung der Verdauungsorgane des Pferdes.
Kontrastellung, Stellung nach außen.
Kontragalopp, Rechtsgalopp auf der linken Hand und umgekehrt.
Koppel, ein Paar Hunde.
Köte, Beuge des Fesselgelenkes.
Krippensetzer, Aufsetzen mit den Zähnen auf den Rand der Krippe, wobei die Pferde die Luft einziehen.
Kreuzleine, die inneren, sich kreuzenden Zügel beim Zweispänner.
Kummet (Geschirr), Halsstück, an dem die Stränge befestigt sind.
Kurs, Bahn eines Rennens.
Lampe, Hase.

Lancieren, das Wild zu Beginn der Jagd in eine bestimmte Richtung drücken.
Leader, Spitzpferd (Tandem).
Legitimer Sport, Flachrennen.
Longe, Leine zum Bewegen des Pferdes auf dem Zirkel.
Losung, Exkremente des Wildes (Fuchs oder Schwein), mit welchen der zum Legen einer Schleppe benutzte Schwamm oder Strohwisch getränkt wird.
Maiden, Pferd, das noch nicht gesiegt hat.
Mailcoach, Postkutsche, auch moderner Vierspännerwagen.
Martingal, Hilfszügel.
Mash, Pferdefutter aus Leinsamenbrei, Hafer und Kleie.
Master, Präsident einer Jagdgesellschaft bezw. Meute.
Match, Privatrennen zwischen zwei Pferden.
Mauke, Hautkrankheit in der Fesselbeuge.
Melasse, Pferdefutter, aus Rübenzucker gewonnen.
Meet, Stelldichein zur Parforcejagd.
Meeting, Reihe aufeinanderfolgender Renntage.
Mittelpositur, Hüfte, Gesäß und Oberschenkel des Reiters.
Mockinländer, bei Fuß der Mutter eingeführtes Fohlen.
Odds, Kurs einer Wette; „Odds auf“ über Pari.
Outsider, ein auf dem Wettmarkt nicht beachtetes Pferd, das ohne Chancen startet.
Overchek, Aufsatzzügel beim Trabergeschirr.

Pace, Schnelligkeit, Tempo, in dem ein Rennen gelaufen wird.
Pace-Macher, ein Stallgenosse des erklärten Pferdes, oder ein zu diesem Zweck gemietetes Pferd, das dafür sorgt, daß das Rennen, in dem für den Erklärten des Stalles nötigen Tempo gelaufen wird, falls dieser ein schnelles Rennen braucht, um seinen speed auszuspielen (siehe Flieger).
Pacer=Paßgänger (Trabrennsport).
Pack, Meute.
Parade, Einwirkung der Hand, die das Pferd zum Halten bringt.
Parforcejagd, Reitjagd auf freier Wildbahn.
Passage, Lektion der hohen Schule.
Paßgang, Gangart, wobei das Pferd mit den gleichseitigen Füßen gleichzeitig vorgreift.
Pedigree, Stammtafel des Pferdes.
Pelham, Stangengebiß mit gebrochenem Mundstück.
Pesade, Lektion der hohen Schule.
Piaffe, Gangart der hohen Schule.
Pilaren, Pfeiler, zwischen denen das Pferd an der Hand gearbeitet wird.
Piqueur, Jagdbediensteter, der die Hunde führt.
Polo, Ballspiel zu Pferde.
Point-to-Point, Kirchturm- oder Flaggenrennen.
Pönalität, Aufgewicht mit dem in den Altersgewichtsrennen ein Pferd für Siege oder bestimmte Gewinnsummen mehr belastet wird.
Proposition, die im Wochen-Rennkalender veröffentlichten Bedingungen eines Rennens.
Protest, Einspruch gegen den Sieg eines Pferdes.
Pull (einen — geben), das Pferd verhalten.
Pullen, sich auf die Zügel legen.
Puppy, junger Hund.

Querfeldeinrennen, Geländerennen nach Richtungspunkten oder -Marken, ohne künstlich angelegte Bahn.

Raid, Distanzritt verbunden mit Querfeldein-Prüfung.
Ration, Futtersatz pro Tag rc.
Raufutter, Heu, Stroh rc. im Gegensatz zu Kornfutter.
Relais, frischer Vorspann.
Relaishase, während der Jagd vor den Hunden aufspringender Hase, der diese von der Fährte des „Jagdhasen“ abzieht.
Rekord, Höchstleistung auf einer bestimmten Entfernung, z. B. km oder englische Meile.
Remonte, junges Pferd.
Rennfarben, die beim Unionklub eingetragenen Farben (dress) eines Rennstalles.
Renvers, Seitengang in Kontrastellung.
Reprise, Dauer einer Lektion beim Reiten.
Reugeld, der bei Abgabe einer Nennung gezahlte Betrag, der, wenn das Pferd nicht startet, der Kasse des Rennvereins verfällt, meist die Hälfte des Einsatzes.
Roaren, Geräusch des Pferdes beim Atmen, infolge Lähmung eines Muskels im Kehlgang.
Rogue, Verbrecher, d. h. ein Pferd, dessen Temperament verdorben.
Rübe, Schweifansatz des Pferdes.
Rumpler, Fehler des Pferdes beim Springen, der dasselbe nicht ganz zu Fall bringt.
Rute, Fuchsschwanz.

Sattellage, Stelle des Pferderücken, auf welcher der Sattel ruht.
Sattelpferd, das linke Stangenpferd.
Sattelzwang, Wehren des Pferdes gegen den Sattel durch Buckeln und Bocken.
Scent, die Witterung des Wildes, die dessen Fährte den Hunden verrät.
Scherbaum, Einspännerdeichsel (s. Gabel).
Schere, untere Teil der Kandare.
Scherenfänger, Pferd, welches mit der Unterlippe den Anzug der Kandare fängt.
Scherriemen, Riemen, der dies verhindert.
Schleppe, künstlich hergestellte Wildfährte (s. Losung).
Schluß, Festigkeit des Sitzes durch An-

klemmen der Oberschenkel und Kniee (Spaltsitz.)
Schnitzeljagd, Reitjagd, bei der die Fährte durch Streuen von Papierschnitzeln hergestellt wird.
Schrammer, ein Pferd, das durch Bohren auf den Zügel seinem Reiter die Hand nimmt.
Seitengang, Lektion, bei der das Pferd auf zwei Hufschlägen geht.
Sielen, Brustplattgeschirre.
Skala, vom Rennreglement festgesetzte Gewichtstabelle.
Speed, Fähigkeit auf kurze Distanz große Schnelligkeit zu entwickeln (s. Flieger).
Stamina (Stehvermögen), die Fähigkeit, auf lange Distanz die gleiche Schnelligkeit beizubehalten. (Steher im Gegensatz zu Flieger).
Stangenpferde, die Pferde an der Deichsel.
Start, das Ablassen des Feldes zum Rennen.
Steeple-chase, ursprünglich Kirchturmrennen, im modernen Sinne jedes Jagdrennen.
Stellung, Biegung des Pferdes im Genick.
Steward (beim Rennen), Richter.
Strahl, Innerer Teil des Hufes.
Strang, Geschirrteil, an dem das Pferd zieht.
Stride, Galoppsprung.
String, die Pferde eines Stalles.
Striegel, Werkzeug zum Pferdeputzen.
Sulky, Zweirädriger Rennwagen (Trabersport).
Sweep-stakes, Rennen, dessen Preis von den beteiligten Ställen aufgebracht wird.
Tandem, Zweigespann, vor einander.
Team, Gespann Pferde, meist Viererzug.
Temperament, Charaktereigenschaften des Pferdes.
Tempo, Geschwindigkeit einer Gangart.
Tipster, Agent der Wettbureaus, der die mutmaßlichen Sieger namhaft macht.
Tips, die von der Fachpresse ausgesprochenen Mutmaßungen über den Verlauf eines Rennens.
Totalisator, Wettmaschine.
Traber, Pferderasse, für die Trabrennen gezüchtet.
Training, Vorbereitung des Pferdes zum Rennen oder dergl.
Trakt, Geläuf der Traberbahn.
Trap, amerikanischer Wagen mit Stellsitzen.
Travers, Seitengang.
Trense, Gebiß mit beweglichem Mundstück.
Trial, Probegalopp.
Turf, der „grüne Rasen", die Rennbahn.
Ueberschießen, die Hunde vermögen, weil in zu raschem Tempo, einen Bogen der Fährte nicht inne zu halten, sondern laufen in der bisherigen Richtung weiter.
Ueberzäumen, zu tief stellen des Pferdes, sodaß die Stirn hinter die Senkrechte fällt.
Unfair, ein Hindernis, das das Pferd nicht klar zu erkennen vermag.
Versammlung, Zusammenstellung des Pferdes im Gleichgewicht.
Volte, Kreis von sechs Schritt Durchmesser.
Vorhand, der vordere Teil des Pferdes.
Waage oder Wacht, Schwengel am Wagen zum Befestigen der Stränge.
Weben, Angewohnheit mancher Pferde an der Krippe, sich auf den Vorderfüßen hin und her zu wiegen.
Wendeflagge, Flagge, die im Rennen die Wendungen anzeigt.
Whip, Whipper-in, die Gehilfen des Huntsman (Oberpikörs), die mit der Peitsche die Meute zusammenhalten.
Widerrist, Teil des Pferdes (Bug) der Hals mit Rücken verbindet.
Witterung, die Ausdünstung des Wildes, die auf dessen Fährte zurückbleibt (s. Scent).

---

7. Nothilfe bei Unglücksfällen und plötzlichen Erkrankungen der Pferde.

Von

Dr. Goldbeck, Stabsveterinär, Schwedt a. O.

„Wo gehobelt wird, da fallen Späne."

124. Notwendigkeit der ersten Hilfeleistung durch den Sporttreibenden selbst. Bei allen sportlichen Uebungen, welche mit Hilfe der Pferde oder anderer Tiere abgehalten werden, und bei denen es sich in der Hauptsache nur darum handelt, das Höchste an Leistungsfähigkeit herauszuholen, werden Verletzungen und Erkrankungen dieser Tiere unvermeidlich sein. Dieselben sind sogar häufiger, als beim

Menschen, da den Tieren zwar meist derselbe Sporteifer wie den Herren innewohnt, ihnen aber der Verstand fehlt, um sich vor drohenden Gefahren zu schützen. Bei den meisten größeren sportlichen Veranstaltungen z. B. bei Rennen ist es daher Sitte, dafür zu sorgen, daß ein Veterinär am Platze ist. Hier wird es also leicht möglich sein, rechtzeitig sachverständige Hilfe zu erlangen; anders jedoch bei denjenigen Uebungen, welche den Reiter oder Fahrer allein in die Welt hinausschicken. Bei allen Dauerritten, bei jeder größeren Reitertour, bei Dauerfahrten, bei fast allen Pferdespielen, so beim Polo, wird es nicht möglich sein in jedem einzelnen Falle sofort veterinäre Hilfe zur Hand zu haben.

Grade diese sportlichen Uebungen sind ja wichtige Vorbereitungen für den Ernstfall der Landesverteidigung, und hier heißt es: „Selbst ist der Mann". Auf dem Felde, weit ab von menschlichen Wohnungen, auf der Jagd muß der Reiter oder Fahrer in der Lage sein, bei Beschädigungen oder Erkrankungen seines Tieres selbständig eingreifen zu können. Er muß wissen, was er zu tun hat bis es gelingt, bei ernsten Erkrankungen einen Veterinär heranzuziehen. Grade diese Fälle, bei denen sofortige Hilfe unbedingt erforderlich ist, ereignen sich im Sportgebiete außerordentlich häufig. Hier wird oft durch unzweckmäßiges Eingreifen so schwer gesündigt, daß es selbst dem tüchtigsten Veterinär nicht mehr möglich ist, den Schaden wieder gut zu machen.

125. **Quetschungen.** Wird durch irgend eine stumpfe Gewalt, Stoß, Fall oder Schlag ein tiefer liegender Teil des Pferdekörpers, z. B. Blutgefäße, Muskeln in dem Zusammenhange getrennt, ohne daß dabei die Haut zerrissen ist, so reden wir von einer Quetschung. Dabei sammelt sich naturgemäß das Blut in größeren oder geringeren Mengen unter der Haut, und die Stelle fängt an zu schwellen.

Besonders häufig treten diese Quetschungen da auf, wo der Sattel oder das Geschirr seine Lage hat. Sie werden dann als **Satteldruck** oder **Geschirrdruck** bezeichnet. Man bemerkt dann bald nach dem Absatteln eine mehr oder minder große Anschwellung, die zuweilen 5-Markstückgröße und mehr erreichen kann. Diese Stelle ist vermehrt warm und trocknet daher von dem nach dem Reiten meist nassen Buckel schneller ab, als die andere Haut, zugleich zeigt das Pferd beim Befühlen Schmerzen. War der Druck sehr lebhaft oder hatte er längere Zeit gedauert, so kann auch wohl ein ganzes Stück der Haut ausfallen. In der eigentlichen Sattellage pflegen die Schwellungen hart und derb zu sein, während sie nach der Gegend des Widerristes zu, mehr in Form einer mit Flüssigkeit gefüllten Blase auftreten. Letztere enthält häufig im Anfange nur Blutwasser, später kann sie eitrig werden. Der Eröffnung solcher frischen Blutblasen pflegen häufig langwierige Eiterungen zu folgen.

Auch in der Gurtlage, insbesondere an der Stelle, wo die Schnalle sitzt, treten solche Quetschungen als „Schnallendrücke, oder Schwellungen" auf.

Meist entstehen diese Druckschäden bei Pferden mit flachen Rippen, bei sehr unruhigen zuckelnden Tieren; bei Pferden, welche früher stärker waren, und in letzterer Zeit abgemagert sind, so daß der Sattel nicht genau paßt. Ebenso werden schlecht verpaßte Sattel, unsaubere oder schlecht aufgelegte Decken, Auf-

liegen der Schnallen direkt auf dem Pferdekörper Druck verursachen. Endlich ist es bekannt, daß Satteldruck dann leicht entsteht, wenn der Reiter ermüdet ist und schief auf dem Pferde hängt.

Da wo es möglich ist, wird man ein solches Pferd außer Dienst stellen, bis die Quetschung abgeheilt ist. Dies ist natürlich auf Dauerritten und ähnlichen Veranlassungen nicht möglich. Hier wird es sich darum handeln, die Quetschung so bald als möglich zur Heilung zu bringen und die Ursache zu beseitigen.

Zu diesem Zwecke verwenden wir zunächst kühlende Umschläge. Da man jedoch nicht genau weiß, ob nicht feinere Stellen der Haut verletzt sind, wird man dem Wasser, mit welchem das Kühlen erfolgt, etwas essigsaure Tonerde zusetzen. Das Kühlen selbst erfolgt dann durch Auflegen weißer, sauberer Leinwandlappen, oder durch Rieseln. Ganz unzweckmäßig ist das oft geübte Aufbinden von Steinen, Flaschen, oder Rasenstücken. Durch erstere wird die Haut leicht zum Absterben gebracht, durch letztere können schwere Wundkrankheiten, Eiterungen u. dgl. hervorgerufen werden. Länger als 24 Stunden soll man nicht kühlen, sondern es wird dann zweckmäßig ein Prießnitzscher Umschlag umgelegt. Zu dem Zweck taucht man ein größeres Stück Leinwand in eine schwache Lösung von essigsaurer Tonerde oder einem anderen Wundmittel, legt dieses auf das Pferd und darüber eine größere Decke oder Woylach. Letzterer wird dann mit zwei Deckgurten, je einen vor und hinter der verletzten Stelle so fest angezogen, daß keine Luft an die Quetschung herankommen kann. Ist der Umschlag richtig gemacht, so dampft er noch, wenn er nach 3 Stunden abgenommen und erneuert wird.

Gleichzeitig ist es erforderlich, den Sattel, die benutzte Decke und so weiter, genau nachzusehen, und vorhandene Uebelstände abzustellen. Muß man weiter reiten, so wird man aus der Polsterung des Sattels diejenige Stelle herausschneiden lassen, welche dem Druck entspricht. Nötigenfalls kann man auch unter dem Sattel eine Strohmatte, Filzunterlage, oder dgl. anbringen und die gequetschte Stelle durch Ausschneiden schützen.

Derselbe Weg wird bei Geschirrdrücken eingeschlagen werden. Hier handelt es sich besonders um Quetschungen des Kammes vor dem Widerrist der beiden Schulterseiten und der Vorderbrust. Bei allen Sattel- und Geschirrdrücken, welche nicht in 2—3 Tagen beseitigt sind, ist dringend zu empfehlen, die Behandlung dem Veterinär zu überlassen.

126. **Wunden.** Hat ein Körper die Haut durchtrennt, so erzeugt er eine Wunde. Eine Wunde ist also eine *blutende Verletzung*. Wir bemerken bei derselben, gleich nach dem Entstehen die Blutung, den Schmerz und das Auseinanderklaffen der durchtrennten Teile. Nach der Art ihres Entstehens unterscheiden wir Stich-, Schuß-, Schnitt-, Riß-, Biß-, Hieb- und Quetschwunden. Letztere zeigen die schlechteste Neigung zur Heilung.

Je nach der *Tiefe der Wunden* unterscheiden wir Haut-, Muskel- und Knochenwunden. Dabei nennen wir Wunden, welche nur die oberflächlichsten Teile der Haut betreffen, Abschürfungen. Erstrecken sich die Wunden bis in die tieferen Höhlen hinein (Brusthöhle, Bauchhöhle, Gelenkhöhle), so reden wir von durchdringenden Wunden. Sehr wichtig ist es, die Wunde genau nach dem

Sitz zu unterscheiden. Besonders wenn der Tierarzt benachrichtigt werden soll, ist es von größter Wichtigkeit, diesem ganz genau den Sitz und den Umfang der Wunde angeben zu können, da er danach imstande ist, die erforderlichen Vorbereitungen (Auswahl der Instrumente, Wurfzeug, Verbandzeug) zu treffen. Berücksichtigt man, daß solche Verletzungen sich oft an solchen Orten ereignen, die vom Wohnsitz des Arztes weit entfernt sind, wird man die Wichtigkeit dieses Umstandes leicht begreifen. Aber auch für die gesamte Pflege des Pferdes ist es nötig, sich einen Ueberblick über die einzelnen Gegenden dieser Tiere zu beschaffen.

Die Gefährlichkeit der Wunden hängt in der Regel ab von ihrer Größe und Tiefe, sowie von dem Sitz. Sind wichtige innere Organe, Knochen, Nerven, Lunge, Gehirn, Eingeweide, große Adern usw. verletzt, so ist die Wunde natürlich sehr viel gefährlicher, als wenn einfache Muskelwunden vorliegen. Stich und Schuß müssen deshalb als gefährlicher angesehen werden, weil man nie weiß, wohin der betreffende Kanal führt, und weil die tiefer gelegenen Teile des Stichkanals sich sehr schnell verschieben. Auch können gerade in solchen Stichwunden leicht abgebrochene Teile des verletzenden Körpers stecken geblieben sein.

Die Hauptgefahr jedoch liegt in der Verunreinigung, welche die Wunde durch das Eindringen von Fremdkörpern, vor allen Dingen aber durch das Eindringen der kleinsten, nur mit starken Vergrößerungen sichtbaren Lebewesen, der „Bakterien" erleiden. Letztere sitzen an allen sich in der Natur befindlichen lebenden und toten Gegenständen. Häufig zeigen sie eine besondere Dauerform, damit sie vor dem Absterben geschützt werden, die Sporen. Man kann diese mit dem Samen der Pflanze vergleichen. Gelangen sie auf einen geeigneten Nährboden, z. B. in eine Wunde, so wachsen sie wieder zu Bakterien aus. Sie vermehren sich außerordentlich, erzeugen schwere Gifte, reizen die Wunde — es entsteht Eiterung, Wundfieber, Starrkrampf und andere schwere Folgen.

Man sieht also, die Gefahr jeder noch so kleinen Wunde liegt in ihrer Verunreinigung durch die kleinsten Lebewesen. Dieselben sind sehr viel schwerer zu entfernen, als die eingedrungenen größeren Fremdkörper.

Eine solche Wunde hat nun drei Wege zu ihrer Heilung:

1. Durch direkte Vereinigung der Wundränder ohne Eiterung. Hierbei verkleben die Ränder unmittelbar, es bildet sich nur eine kleine Narbe. Diese Heilung wird in jedem Falle angestrebt, kann aber nur zustande kommen, wenn die Wundränder aneinander gebracht werden können, und die so hergestellte Verbindung nicht wieder durch Blut oder äußere Veranlassung getrennt wird. Eine solche Wunde muß in Ruhe gelassen und vor äußeren Schädlichkeiten geschützt bleiben, sie muß rein sein und darf nicht verunreinigt werden.

2. Unter Bildung einer breiten roten Narbe durch Eiterung. Diese Wundheilung tritt ein, wenn der Verschluß nicht völlig gelingt, oder wenn dieser durch Blut oder Wundflüssigkeiten auseinander gedrängt wird, sodann wenn die Wunde nicht in Ruhe gelassen wird, z. B. beim Gehen oder Stehen, endlich wenn die Wunde nicht genügend gereinigt war, oder verunreinigt wurde.

3. Unter einem trockenen Schorf. Derselbe entsteht häufig,

wenn es nicht möglich ist, die Wunde verbunden zu halten. Da wo die Wunde genügend gereinigt ist, wird oft durch Brennen oder Aetzen absichtlich ein solcher Schorf erzeugt. Demgemäß darf ein trockener Wundschorf nicht abgekratzt werden. Unter demselben heilt eine Wunde meist wie unter einem Verbande.

127. Behandlung von Wunden. Was haben wir zu tun, wenn ein Pferd eine Wunde erlitten hat und der Veterinär nicht zur Stelle ist?

Wir werden dann stets eine Heilung nach dem ersten Verfahren anstreben. Die Hände der Behandelnden werden durch Waschen mit warmem Seifenwasser und mit einer der noch anzugebenden antiseptischen Lösung gründlich gereinigt. Sodann erfolgt die Reinigung der Wunde des Tieres. Da die Pferde an allen Körperstellen Haare haben, so werden diese zunächst und zwar noch ehe man die Wunde wäscht, abgeschnitten oder rasiert. Je nach der Größe der Wunde hat man einen Umkreis von zwei Fingern bis zu einer Handbreite von Haaren zu befreien, sodann wird die Wunde selbst peinlichst gesäubert. Dies ist der allerschwerste Punkt. Es ist schon schwer in die Wunde nichts Unreines hineinzubringen. — Man darf also zur Säuberung keine gebrauchten Schwämme, schmutzige Lappen, die auf der Erde gelegen haben, Scharpie die aus unsauberer Leinwand hergestellt ist, noch unreine Watte hierzu benutzen. Dasselbe gilt von schmutzigen Fingern, oder schmutzigen Instrumenten. Soweit es die Gegenstände vertragen, werden sie am besten vorher 5 bis 10 Minuten lang in Wasser gekocht; dies gilt besonders, wenn man mit einfacher Leinwand verbinden muß und nicht die in den Apotheken käuflichen Verbandstoffe benutzen kann. Nach der ersten Säuberung, durch genügend Wasser und Seife — gerade letztere ist sehr empfehlenswert, da sie die fettigen Bestandteile der Pferdehaut auflöst — töten wir die kleinsten Lebewesen, welche eingedrungen sind, durch antiseptische Mittel ab. Als solche kommen für Pferde in Betracht: Kreolin, Lysol, Bazillol, Formaldehydseifenlösung Bengen, Karbolsäure, essigsaure Tonerde, hergestellt aus einem Gewichtsteil Alaun und zwei Teilen Bleizucker. Von all diesen Mitteln genügt es 1—1½ Eßlöffel in einer Flasche mit 1 Liter Wasser zu lösen und damit die Wunde gründlich auszuspülen. Jedes Mittel hat seine Vorteile und jedes seine Nachteile; für die erste Behandlung können sie aber alle angewendet werden. Nur am Auge wirken sie zu reizend. Hier nimmt man Borsäure, ein weißes Pulver, in derselben Stärke, oder wenn diese nicht zur Hand ist, einfach abgekochtes Wasser.

Eins der besten antiseptischen Mittel, aber außerordentlich giftig bei innerem Gebrauch, also nur für den chemisch gebildeten verwendbar, ist das Sublimat. Dasselbe wird in Form von festen, sehr handlichen Pastillen, mit je 1 g Inhalt in den Handel gebracht und gibt eine solche Pastille mit 1 Liter Wasser ein vorzügliches Wundheilmittel.

Vielfach wird nun grade bei Notfällen keines der genannten Wundmittel zur Stelle sein, da muß man sich dann anders helfen. Man benutzt dann eine Lösung aus Seife in abgekochtem Wasser, oder aber 1½ Eßlöffel Alaun auf 1 Liter Wasser. Fast in jedem Haushalt vorzufinden sind Abkochungen von Kaffee, sowie solche von Eichenrinde, die aber nicht in eisernen Gefäßen hergestellt

werden dürfen und gut filtriert werden müssen. Sehr günstig wirkt Spiritus mit $^2/_3$ Wasser verdünnt, auch reiner Schnaps, im Notfalle auch Rotwein.

Die so gereinigten Wunden müssen nun rein erhalten werden. Zu dem Zweck werden dieselben mit einem antiseptisch zubereiteten Stoffe verbunden. Solche Stoffe erhält man in den Apotheken vorrätig als präparierte Verbandmittel, Gaze, Mull, Jute. Dieselben sind meist mit einem der obengenannten antiseptischen Mittel durchtränkt. Hat man solche Verbandsstoffe nicht zur Hand, so benutzt man Leinwand, die möglichst vorher ausgekocht wird.

Wenn es irgend angängig ist, werden die Wunden verbunden. Sitzen dieselben an den Gliedmaßen, so geht dies meist leicht, sitzen sie am oberen Körper, so muß man etwas erfinderisch sein, und die Leinwand durch Zusammennähen, Bänder u. dergl. so am Körper befestigen, daß der Verband sitzen bleibt. Am Huf benutzt man besondere Schuhe oder legt Splintverbände an (s. später bei „Huf“).

Glaubt man, daß die Wunde gereinigt ist, so verbindet man am besten ohne besondere Streupulver. Fürchtet man aber, daß noch Eitererreger in der Wunde sind, so bestreut man dieselbe zunächst mit einem Wundstreupulver, von denen es eine große Anzahl gibt. Am bekanntesten ist eine Zusammensetzung von 1 Teil Jodoform, auf 4 Teile Gerbsäure oder 1 Teil Dermatol auf 2 Teile Borsäure. So lange als möglich läßt man den Verband sitzen, da Grundbedingung für das Heilen der Wunden die möglichste Ruhe ist. Abgenommen werden soll der Verband erst dann, wenn er von Eiter, Sekret oder Schmutz durchtränkt ist, sich verschoben hat, wenn Fieber, starke Schmerzhaftigkeit, oder Schwellung in der Umgebung der Wunden auftreten.

Bei der großen Gefahr, welche selbst die kleinsten Wunden für die Tiere bieten, ist die Hinzuziehung eines Veterinärs, sobald als diese möglich ist, dringend zu empfehlen.

128. **Blutungen.** Das, was den meisten Menschen bei der Wunde besonders gefährlich erscheint, die Blutung, pflegt beim Pferde nur selten große Gefahren in sich zu schließen. Bei Aderlässen entnimmt der Arzt oft dem Pferde einen halben Eimer und mehr Blut absichtlich aus der Halsvene. Solche große Blutmengen werden bei zufälligen Wunden nur selten verloren, die Blutung steht in der Regel bald, und nur der Umstand, daß das herabrieselnde Blut mit dem Wasser auf der Erde sich mischt, und eine große rote Fläche bildet, läßt in dem Zuschauer den Eindruck aufkommen, daß höchste Gefahr vorliege.

Diesen Verlauf der Selbststillung nimmt die Blutung dann, wenn das Blut aus der Wunde, wie aus einem Schwamm herausrieselt, wenn also keine größeren Gefäße verletzt sind. Hier genügt die oben angegebene Art der Behandlung in jedem Falle auch zur Blutstillung.

Gefährlicher ist es, wenn dunkelrotes, blauschwarzes Blut, gleichmäßig aus einem größeren Gefäße aus der Wunde herausquillt. Am schlimmsten und zuweilen in ganz kurzer Zeit tödlich sind solche Verletzungen, bei denen das Blut mit hellroter Farbe und in starkem Strahl stoßweise (pulsierend) aus der Wunde herausspritzt. Es ist dann eine kleinere oder größere Pulsader durchschnitten, und solche Verletzungen können zum Tode durch Verblutung führen. Es heißt

dann also unbedingt, die Blutung sofort stillen. Man versucht durch Drücken mit dem Finger, mit dem Daumen, nötigenfalls der ganzen Hand, das blutende Gefäß zusammen zu schließen. Durch Versuche muß man diejenige Stelle feststellen, bei welcher das Gefäß nicht mehr spritzt, und hier einen kräftigen Druck ausüben. Wenn es irgend geht, faßt man nicht mit den Fingern in die Wunde. Sodann kann man Polster aus reiner Leinwand, Werg, Jute oder Watte auf die Wunde auftragen, und umschnüren.

Selbstredend wird man auch hierbei nach Möglichkeit für absolute Reinlichkeit sorgen, doch kommt in erster Linie die Blutstillung in Frage. Man muß deshalb zuweilen Gegenstände anwenden, die nicht streng desinfiziert, sondern nur gewaschen sind.

Das herausquellende Blut wirkt auf die Gegenstände ebenfalls desinfizierend. Man drückt diese Watte usw. fest auf die Wunde und hält sie mit den Händen oder den Fingern fest. Die vollgesaugten Pfropfen darf man nicht entfernen, sondern es werden immer neue aufgedrückt. Gelingt auf diese Weise die Blutstillung noch nicht, so versucht man mit Hilfe eines elastischen Gummischlauches oder eines elastischen Hosenträgers den höher gelegenen Teil, z. B. mit der Gliedmaße abzuschnüren. Hierbei muß der Gegenstand so fest und wiederholt umwickelt werden, daß auch die Blutgefäße in der Tiefe zusammengedrückt werden, sonst würde die Blutung nur heftiger auftreten. Fehlt auch ein solcher Hosenträger, so nimmt man starken Bindfaden, oder eine leinene Binde, die so umgelegt wird, daß die nächste Wickeltour immer die vorhergehende deckt. Sodann wird die Schnur zusammengebunden und angefeuchtet, wodurch sie sich noch weiter zusammenzieht. Fehlt auch eine Binde, so kann ein einfaches Tuch an ihre Stelle treten. Man knotet es zusammen, schiebt einen Knebel (Holz, Stock, Schlüssel, Messer, Säbel) dazwischen und dreht den Knebel so lange herum, bis die Blutung gestillt ist.

Alle chemischen Blutstillungsmittel (Eisenchlorid, Alaun, Eisenvitriol) sind zu vermeiden, da sie die Wunde stark reizen und die Heilung verzögern. Auch die Anwendung mancher sog. Hausmittel, z. B. der leider noch immer benutzten Spinngewebe, führt häufig zu schwerer Verunreinigung der Wunde. Gelingt die Stillung der Blutung auf keine andere Weise, so nimmt man zweckmäßig ein weißglühendes Eisen und hält dies fest auf die blutende Stelle. In dieser Form werden z. B. die Blutungen beim Kupieren des Schweifes gestillt und ist das Brennen bei weitem nicht so schmerzhaft, als das Aetzen mit chemischen Mitteln.

Vor allen Dingen heilen unter dem trockenen Wundschorfe die Wunden vorzüglich.

129. Wunden an besonderen Stellen. Einige Wunden erfordern wegen der Körperstellen, an denen sie sitzen, besondere Maßregeln.

1. W u n d e n d e r G e l e n k e. Alle Gelenkwunden sind als sehr schwere Verletzungen anzusehen, auch wenn sie ganz klein sind. Sie entstehen meist durch Verletzungen mit scharfen Stollen, durch Stechen mit Heugabeln und dergl., auch durch Sturz. Gelenkwunden sind stets dann anzunehmen, wenn die Verletzungen ihren Sitz in der Nähe der Gelenke haben, und sind bewiesen, wenn aus den Gelenken klare, fadenziehende Gelenkschmiere abfließt. Hier heißt es, jede un-

nütze Berührung der Wunde und jede Bewegung des Pferdes vermeiden. Die Wunde ist eiligst zu desinfizieren und sofort zu verbinden. Läßt sich ein Verband nicht anlegen, so muß so lange mit einem Wundwasser gesäubert werden, bis ärztliche Hilfe zur Hand ist.

2. Wunden der Sehnen. Wunden der Sehnen und Sehnenscheiden entstehen besonders durch Zerschneiden, Treten in einen scharfen Gegenstand, Stich oder Aufschlagen auf scharfen Kanten. Sie gehören zu den schweren Verletzungen und lassen sich fast stets verbinden. Das beliebte Einstellen des Fußes in Wasser ist sehr fehlerhaft, und daher zu unterlassen.

3. Wunden der Augen. Die Wunden der Augen betreffen entweder die Schutzorgane oder den Augapfel selbst. Sehr häufig entstehen Verletzungen des Auges dadurch, daß sich Tiere in der Nacht den Halfter abstreifen. Zur Vermeidung dieser Untugend gibt es eine zweckmäßig konstruierte Vorrichtung, welche von der tierärztlichen Instrumentenfabrik, Hauptner, Berlin NW, Luisenstraße 56 geliefert wird. Bei der Empfindlichkeit des Auges müssen alle die reizenden desinfizierenden Mittel bei der Reinigung vermieden werden. Man bringt über das Auge durch Festnähen am Stirnriemen der Halfter einen sauberen Leinenlappen an und kühlt die Wunde mit gekochtem Wasser. Letzterem wird zweckmäßig so viel Borsäure zugesetzt, daß immer noch ein Bodensatz des weißen Pulvers in der Flasche liegen bleibt.

4. Wunden in der Maulhöhle. In der Maulhöhle werden nicht selten die Kinnlade, die Zunge, der Gaumen, die Lippen oder Backen verletzt. Als Laden bezeichnen wir den oberen Rand des Unterkiefers, welcher nur von der Maulschleimhaut bedeckt ist. Hier entsteht zuweilen durch Druck des Gebisses, besonders bei plötzlichen Paraden (Ruck mit dem Zügel), zu straff gelegter Kinnkette oder schlecht passendem Gebiß eine Verletzung. Die Wunde ist mit reinem Wasser, dem etwas Essig zugesetzt wird, mehrmals zu säubern, das Gebiß sorgfältig zu verpassen und nötigenfalls höher oder tiefer zu legen. Bei allen Verletzungen im Maule muß den Tieren Wasser nach Belieben zur Verfügung gestellt werden, damit sie sich selbst das Maul fortwährend reinigen können.

5. Wunden des Hufes. Beim Beschneiden des Hufes zum Zweck des Beschlagens, werden zuweilen oberflächliche Verletzungen (Durchschneiden) erzeugt. Meist genügt es, den Huf zu reinigen, die Wunde mit Holzteer zu bestreichen. Nur in schweren Fällen ist ein Verband erforderlich. In letzteren Fällen wird naturgemäß stets der Veterinär zu Rate zu ziehen sein.

Die häufigste Veranlassung zum selbsttätigen Eingreifen des Reiters oder Fahrers geben die Verletzungen des Hufes, hervorgerufen durch Eintreten von Fremdkörpern (Nageltritt). Besonders häufig sind es Radnägel mit breiten Köpfen, welche bei den Pferden eingetreten werden. Die Tiere lahmen dabei stark und sorgfältige Untersuchung des Hufes läßt den Fremdkörper bald erkennen. Jede solche Verletzung ist wegen der Gefahr des Starrkrampfes als gefährlich zu betrachten. Am größten ist die Gefahr, wenn der Nagel hinter der Strahlspitze eingedrungen war, da hier die Hufbeinbeugesehne und das Hufgelenk dicht über dem Horn liegen. Naturgemäß wird die Gefahr um so größer, je tiefer der Nagel eingedrungen ist.

Die Hilfeleistung hat in der Entfernung des Fremdkörpers zu bestehen, wobei man sorgfältig darauf achtet, daß nicht ein Teil desselben in der Wunde zurückbleibt. Sodann wird der Huf gründlich gereinigt, mit Wasser und Seife, der Stichkanal etwas erweitert und ein Bad in einen halben Eimer Wundwasser gegeben. Sofern es möglich ist, wird der Huf nunmehr verbunden und über den Verband ein Schuh angelegt. Muß weiter geritten werden, so wird auf die wunde Stelle etwas Verbandmaterial gelegt, und dieses durch zwei über Kreuz gelegte, biegsame Hölzer, welche zwischen Huf und Eisen geschoben werden (Splintverband) befestigt. Auch kann man durch einen Blechdeckel, der mit einer Nase am vorderen Teil unter das Eisen geschoben wird und am hinteren Teil mit Hilfe der Schraubstollen angeschraubt wird, einen festen Verband herstellen, der es gestattet, das Pferd weiter zu benützen.

Zuweilen wird in der Schmiede, besonders bei zu starkem Beschneiden der Hufe, sowie bei bröcklichen Hufen ein Nagel, anstatt in das Wandhorn in die Fleischteile des Hufes hineingejagt. Wird dieser Nagel sofort entfernt, so sind üble Folgen damit nicht verknüpft. Man hat dann aber stets dafür zu sorgen, daß in der Nähe kein anderer Nagel geschlagen wird, sonst entstehen meist nachteilige und langdauernde Folgen.

Durch Auftreten des Hufeisens des einen Hufes auf den andern entstehen, besonders im Winter, wenn scharfe Stollen vorhanden sind, gefährliche Verletzungen an der Krone des Hufes (Kronentritt). Dieselben erfordern sorgfältige Reinigung und Verband.

130. Lahmheit. Als Lahmheit bezeichnen wir denjenigen Zustand einer Gliedmaße, bei dem dieselbe durch irgend eine Erkrankung in ihrer freien Benutzung gehindert ist. Meist empfinden die Tiere Schmerzen und suchen die Belastung abzukürzen. Ist die Lahmheit hochgradig, so wird der erkrankte Fuß entweder gar nicht aufgesetzt oder nach vorn gestellt. Läßt man das Pferd im Trabe vorführen, so tritt es mit dem lahmen Fuß weniger stark auf, auf den gesunden stärker. Man hört lup, *dup*, lup, *dup*.

Der schwächere Ton rührt dann also von dem erkrankten Fuße her. Hierbei darf man aber nur die gleichnamigen Beine, entweder Vorderbeine oder Hinterbeine betrachten. *Auch dann ist die Erkennung des Sitzes der Lahmheit nicht in jedem Falle leicht.* Sind nicht deutliche Verletzungen (Wunde, Nageltritt) als Ursache der Lahmheit festzustellen, so *überlasse man die Behandlung stets dem Veterinär.* Dies ist um so zweckmäßiger, da die erste Behandlung in jedem Falle in Ruhe bestehen muß. Bleibt das Pferd bis zum Eintreffen des Tierarztes ruhig im Stalle stehen, so ist damit meist für die Behandlung mehr getan, als wenn es an irgend einer Stelle, die oft gar nicht der Sitz der Lahmheit ist, gekühlt wird, oder gar das Tier zu einem weit entfernten Bache oder Fluß geführt wird. Hat der Arzt ein bestimmtes Gelenk oder Sehne als erkrankt festgestellt, und verordnet Kühlen desselben, so erfolgt das letztere da, wo Stallungen mit festem Unterboden vorhanden sind, am besten im Stalle selbst, weil hier die Tiere am ruhigsten stehen bleiben.

131. Knochenbrüche. Eine plötzliche Trennung des Zusammenhangs des Knochens bezeichnen wir als

Bruch. Die Ursachen sind meist äußere Gewalten (Stoß, Schlag, heftiges Parieren, Sprung). Es kann der Knochen in seinem ganzen Zusammenhange durchbrechen, oder er kann wie ein Topf einen Sprung (Fissur) erhalten. Wer das Bild des Knochenskelettes sich gut einprägt, wird meist imstande sein, durch Bewegung der unteren Gliedmasse festzustellen, um welche Knochen es sich handelt.

Die Tiere setzen in der Regel den gebrochenen Fuß gar nicht auf, sondern halten ihn frei in der Luft. Meist erscheint er kürzer als die gesunden Gliedmaßen und läßt man das untere Ende von einem Gehilfen aufheben, so bemerkt man an der gebrochenen Stelle ein knirschendes Geräusch, das besonders gut beim Auflegen der Hand verspürt wird.

Es gibt Zerreißungen von Sehnen, die sehr wohl heilen können, und vollständig das Bild eines Knochenbruches vortäuschen. Wenn also der Bruch nicht ganz sicher festgestellt wird, sei man mit dem Urteil vorsichtig. Leider ist bei der Körperschwere der Pferde der Bruch von Knochen meist das Todesurteil für das Pferd. Wo es also möglich ist, lasse man das Tier ruhig stehen und hole sobald als möglich den Veterinär herbei. Dies kann um so ruhiger geschehen, als die Tiere in den ersten Stunden so gut wie gar keine Schmerzen zeigen; sie verzehren vorgelegtes Futter mit größtem Appetit. Dasselbe Verfahren gilt auch dann, wenn der Bruch oder Sprung eines Knochens nur vermutet wird. Grade in letzteren Fällen trägt unbedingte Ruhe zur Heilung außerordentlich viel bei.

Ist natürlich der Knochenbruch sicher festgestellt, liegen z. B. die gebrochenen Knochenenden frei, so bleibt nichts anderes übrig, als das Tier zu töten. Da Pferde immerhin noch einen gewissen Schlachtwert haben, so liegt es im Interesse der Allgemeinheit, solche Tiere dem Schlächter zu überliefern.

132. Kolik. Als Kolik bezeichnen wir eine Reihe von krankhaften Zuständen, bei denen die Tiere als Haupterscheinungen Schmerzen im Bereiche der Bauchhöhle zeigen.

Die Tiere sind unruhig, scharren, sehen sich nach dem Bauche um, schlagen nach demselben, sie strecken den Körper, legen sich nieder, springen auf, legen sich auf den Rücken oder versuchen sich zu wälzen. Dabei versagen sie die Aufnahme von Futter und Wasser, drängen auf den Kot, zuweilen auch auf den Harn. Im letzteren Falle nehmen die Pferdepfleger meist irrtümlich an, daß die Pferde nicht stallen können. *Jede, auch die leichteste Kolik, kann in ihrem weiteren Verlaufe zum Tode führen.* Es gibt keine andere Krankheit beim Pferde, welche so viele Verluste aufweist, als grade die Kolik. Deshalb wird man besonders bei wertvollen Pferden, um die es sich beim Sport meist handelt, *in jedem Falle von Kolik den Veterinär hinzuziehen.* Bis zum Eintreffen desselben wird das Tier in die frische Luft geführt. Grade diese wirkt bei der Kolik, wie bei allen inneren Erkrankungen außerordentlich heilend. Zudem wird durch die ruhige Bewegung des Tieres die Tätigkeit des Darmes angeregt, und das Pferd daran gehindert, sich rücksichtslos niederzuwerfen. Sodann läßt man die beiden Bauchwände kräftig mit Strohwischen reiben, 20 bis 30 Minuten lang. Besteht keine Kot- oder Gasentleerung, so wird der Bauch von zwei Leuten, anstatt zu reiben, gedrückt. Die beiden arbeiten so, als ob sie sich mit ihren

Fäusten durch den Bauch des Pferdes hindurch die Hand reichen wollten. Endlich legt man eine feuchte Kompresse um den Bauch. Es wird ein Sack in einen Eimer kalten Wassers getaucht, und so ausgerungen, daß er eben noch feucht ist. Der Sack wird auf einen Woilach gelegt und kommt derart um den Bauch des Pferdes, daß ein luftdichter Abschluß erfolgt. Durch Deckgurte am vorderen und hinteren Ende des Umschlages wird das Ganze festgehalten.

133. Vorbeuge innerer Erkrankungen. Eine große Anzahl von inneren Erkrankungen des Pferdes lassen sich durch sorgfältige Pflege dieses Tieres vermeiden. Insbesondere gehört dazu die Verwendung nur guten Futters, guten Strohes, Regelmäßigkeit in der Fütterung, gute Lüftung des Stalles. Grade in letzterer Hinsicht wird meist viel gesündigt. Die Pferde sind Lufttiere, und werden durch den Aufenthalt in zu warmen Stallungen, über 10 Grad, derart verweichlicht, daß sie den Anstrengungen des Sportes nicht mehr gewachsen sind. Endlich ist als ein wichtiges Mittel zur Vorbeuge vieler Erkrankungen (Kolik, Hitzschlag) das regelmäßige und reichliche Tränken der Pferde zu nennen. Wenn auch die Tiere von Wasser in sehr verschiedener Weise Gebrauch machen, so fehlt ihnen doch die Eigentümlichkeit des Menschen, das Trinken im Uebermaß zu betreiben. Durch Verabreichen von Wasser zur beliebigen Aufnahme, durch Gelegenheit zum Saufen bei der Arbeit, kann man deshalb viele Verluste an wertvollem Pferdematerial vermeiden.

III. Der Alpinismus.

Von

Alfred Steinitzer, Major a. D., München.

(Mit Originalzeichnungen von Carl Moos=Planegg.)

„In die Berge!“ ruft ein jeder,
Mündlich teils, teils mit der Feder.
Und es ist auch wirklich so.
Dort erst wird man frei und froh!
(Fliegende Blätter.)

---

1. Der moderne Alpinismus, Hygiene und Physiologie, Bekleidung und Ausrüstung, Allgemein-Touristische Grundsätze.

Alpinismus und Hochtouristik.

134. **Vom modernen Alpinismus.** Die antiken Völker, das gesamte Mittelalter und noch ein großer Teil der Neuzeit standen dem Hochgebirge fremd, ja feindselig gegenüber. Allerdings treffen wir auch einige Ausnahmen, Dante und Petrarca werden vom Zauber der Gebirgswelt gestreift und in den Zeichnungen Leonardo da Vincis bekundet sich ein bewunderungswürdiges Gefühl für die Bergformen. Die beiden Schweizer Naturforscher K. Geßner und Scheuchzer bezeugten ein lebhaftes Interesse an den Schönheiten der sie umgebenden Hochalpen und Hallers Dichtung „Die Alpen“ fand trotz ihres trockenen und lehrhaften Tones mächtigen Widerhall bei seinen Zeitgenossen.

Der erste aber ist Jean Jacques Rousseau, der nicht nur die Empfänglichkeit für die Schönheit und Erhabenheit des Hochgebirges besitzt, sondern sie auch mit flammender Begeisterung verkündet; an die Stelle scheuen, furchterfüllten Anstaunens tritt bei ihm die ästhetische Würdigung. Mit dem Eintritt der wissenschaftlichen Beobachtung wird das stürmische Naturempfinden bei Goethe zum bewußten Genießen; der Gedanke der Entwickelung, eine der größten Taten seherischen Menschengeistes und forschender Wissenschaft zeigt dem Menschen seine ewige Heimstätte in der Natur, im Kosmos.

Etwa in der Mitte des vorigen Jahrhunderts tritt als neues Element die Hochtouristik hinzu, die „körperliche Betätigung des Menschen im Hochgebirge und deren Rückwirkung auf das seelische Emp=

finden". Sie findet ihre Wurzeln in dem unabweisbaren Bedürfnisse des modernen Menschen, die beengenden Fesseln der Zivilisation zeitweise abzustreifen, um die brachgelegten Kräfte und gebundenen Instinkte im Kampfe mit der Natur zu betätigen.

Es ist dies das sportliche Moment, „mit dem die geistige Bewegung, die mit Rousseau begann, ihr letztes und bezeichnendstes Merkmal empfängt; sie wird zu der Erscheinung, wie wir sie in der Gegenwart sehen und der wir als Gesamtheit mit allen ihren Nebenwirkungen den Namen Alpinismus beilegten." (Hegenauer.)

Durch die Entwickelung des Verkehrswesens, die Erschließung der Gebirgswelt durch die Weg- und Hüttenbauten der alpinen Vereine u. dgl. hat der Alpinismus einen noch vor einigen Jahrzehnten ungeahnten Aufschwung genommen, so daß die Kenntnis der Alpen heutzutage zu einem Inventar unseres allgemeinen Bildungsschatzes geworden ist.

Die Bedeutung des Alpinismus anderen Sporten gegenüber liegt in der Vereinigung des ästhetischen Genießens, des bewußten Naturerkennens mit der rein sportlichen Betätigung. Dazu kommt noch die ethische Seite, denn kein Sport fordert in gleichem Umfang ruhige Ueberlegung und raschen Entschluß, entsagende Selbstüberwindung, standhaftes Ertragen von Entbehrungen und ausdauernde Tatkraft, sowie aufopferungsvolle Hilfsbereitschaft gegen den Kameraden. Endlich tritt beim Alpinismus das Moment des Wettbewerbs zurück, der Rekord verschwindet, der Gewinn ist ein rein idealer. Das letztere gilt für alle, mögen sie nun Jochfinken und Bergbummler oder Kletterfexen und Gipfelfresser heißen. Leistung, Schwierigkeit und Gefahr sind großenteils subjektive Begriffe und deshalb ist Geringschätzung auf der einen Seite ebensowenig am Platze, wie auf der anderen Verständnislosigkeit denen gegenüber, die ihre Ziele höher stecken. Die Liebe zu den Bergen vereint auch die Extremsten und jeder empfindet in seiner Weise die Freuden des Siegers.

Etwas anderes ist's um die Gegner des Alpinismus.

Der Alpinist geht seine eigenen Pfade, er bietet den Mitmenschen kein Schauspiel wie andere Sporte. Bei diesen ist der Laie wenigstens Zuschauer, er kennt die Elemente, wenn auch nur oberflächlich, und findet dabei für sich selbst Unterhaltung. Nicht so beim Alpinismus und deshalb hat er mehr und erbitterte Feinde, als jeder andere Sport. Müßiggänger und Denkfaule sind es zumeist, welche seine Kulturmacht nicht erfassen können; auf solche ist das Wort gemünzt: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst."

Ich darf hier bemerken, daß ich im Hinblick auf den Zweck des Buches und den zur Verfügung stehenden Raum im nachfolgenden dasjenige eingehender behandeln zu müssen glaubte, was mir für den angehenden Bergsteiger zu wissen als vordringlich erschien. Deshalb mußte die alpine Technik verhältnismäßig kurz gefaßt werden, da ihre Beherrschung erst von dem verlangt werden kann, der wenigstens mittelschwere Touren führerlos zu unternehmen imstande ist, also schon einige Erfahrung besitzt. Für mich konnte es sich also nur darum handeln, einen allgemeinen Ueberblick über das gesamte Gebiet zu geben, das die Hochtouristik umfaßt,

sowie auf diejenigen Fragen und Verhältnisse hinzuweisen, die der Hochtourist lernen und beherrschen muß.

135. **Zur Entwickelung der Hochtouristik.** Die Alpen sind erschlossen, was noch Neues geleistet werden kann, hat nur mehr ausschließlich sportliche Bedeutung. Die Begründer der Hochtouristik hatten es nicht so leicht, wie die ihnen technisch allerdings weit überlegenen Bergsteiger von heutzutage. Für sie galt es noch zu entdecken und das Entdeckte festzuhalten, auf unbekannten Pfaden ohne die Erleichterung hochgelegener Schlafplätze eine fremde, noch feindliche Welt zu erobern. Schon um an den Ausgangspunkt der eigentlichen Besteigung zu gelangen, um die Fülle von Unverständnis und Widerständen zu besiegen, die sich jedem hochalpinen Unternehmen entgegenstellten, war meistens mehr Willensstärke, Zähigkeit und Begeisterung vonnöten, als heutzutage zu mehrwöchigen Bergfahrten. Es ziemt den Epigonen, die in der Bewältigung einer mit dem stolzen Ausdrucke „alpines Problem" bezeichneten Variante echten alpinen Lorbeer zu erringen glauben, in Ehrfurcht und Dankbarkeit jener Männer zu gedenken, die uns neue Ziele wiesen und die Wege ebneten.

Die ersten bedeutenden und bahnbrechenden Gebirgsexpeditionen waren die Besteigung des Montblanc durch Saussure i. J. 1787 und des Großglockners i. J. 1800, die durch den Fürstbischof Graf Salm ins Werk gesetzt wurde. Die eigentliche Wiege der Hochtouristik ist die Schweiz, unter den älteren Schweizer Gebirgsforschern sind besonders zu nennen H. Christ, General Dufour, M. Ulrich, O. Heer, G. Studer, F. und J. Tschudi, J. J. Weilenmann und E. Javell. Eine besondere Förderung nach der rein sportlichen Seite erfuhr der Alpinismus durch die Engländer, die sich hauptsächlich in den Westalpen betätigten; unter ihnen sind als die hervorragendsten J. Ball, W. M. Conway, W. A. B. Coolidge, C. T. Dent, D. W. Fresfield, E. S. Kennedy, A. F. Mummery, L. Stephens, F. F. Tuckett, J. Tyndall und E. Whymper zu verzeichnen.

In den Ostalpen eröffnen V. Stanig und P. K. Thurwieser den Reigen, ihnen folgen Friedrich Fürst Schwarzenberg, A. v. Ruthner, J. A. Specht, J. J. Weilenmann, H. v. Barth, J. v. Payer, K. Hofmann, J. Stüdl, F. Senn, P. Grohmann. Unter den neueren Vertretern sind u. a.: v. Hecht, P. Güßfeld, M. v. Déchy, E Richter, K. Schulz, T. Harppprecht und A. Madlener zu nennen.

Die Bahnbrecher des modernsten Alpinismus im besten Sinne des Wortes sind L. Purtscheller und die Gebrüder Zsigmondy. Ihnen war das führerlose Gehen Ideal; harmonisch verbindet sich in ihnen die Begeisterung für die ewige Schönheit des Hochgebirges mit dem rein sportlichen Element kühnsten Wagens. Die jüngste Schule der Alpinisten betont nahezu ausschließlich das letztere, es sind die alpinen Stürmer, die vor keiner Schwierigkeit zurückschrecken; selbstverständlich gehen sie führerlos und schlagen mit ihren Leistungen die besten Führer. Von den alpinen und noch mehr von den anderen Philistern angefeindet, muß man doch anerkennen, daß auch ihrem Handeln ein rein ideraler Zug zugrunde liegt, ein in

unserer materiellen Zeit nicht hoch genug zu schätzendes Moment. Für sie gilt das Dichterwort: „Und setzet Ihr nicht das Leben ein, nie wird Euch das Leben gewonnen sein.“ Die Alpinisten älterer Generation, die da nicht mehr „mittun“ können, dürfen sie immerhin beneiden. Daß in den letzten Jahrzehnten auch das schwächere Geschlecht sich den Bergen gegenüber stark erwies, bezeugen die Namen Jeanne Immink, Hermine Tauscher, Beatrice Tomasson, Louise v. Chelminski, Zenzi v. Ficker, Ilona und Rolanda v. Eötvös u. a.

Hygiene, Gesundheitsstörungen, Leistungsfähigkeit.

136. Zur Hygiene und Physiologie. Was in Abschnitt I. über die hygienische Bedeutung des Sports im allgemeinen gesagt wurde, trifft für den Alpinismus in erhöhtem Maße zu.

Prof. Zuntz faßt die Wirkungen des Sports in folgendem Satze zusammen: „Wir erreichen durch die sportliche Tätigkeit und speziell durch Ausübung des Bergsports ein Anwachsen unserer Körpermuskulatur, eine Stärkung des Herzens und der Lunge, eine Uebung des Nervensystems und eine Stählung und Stärkung unserer psychischen Funktionen.“ Das Bergsteigen ist demnach (nach Prof. Örtel) als eine Bewegungskur anzusehen, bei der durch intensive Arbeitsleistung vornehmlich Herzmuskel- und respiratorische Gymnastik getrieben wird. Durch die starke Schweißabsonderung wird der Körper bedeutend entwässert, unter der Einwirkung des Höhenklimas — dessen Einfluß auf den gesamten Organismus des Bergsteigers in den Werken der Professoren Mosso und Zuntz eine klassische Darstellung erfahren hat — die Blutbildung gesteigert und eine bessere Ernährung aller Körperorgane bewirkt. Durch die Tätigkeit der Bein-, Arm- und Brustmuskeln sowie die erhöhte Herztätigkeit wird die Blutzirkulation verbessert, durch Anregung sämtlicher Ausscheidungsvorgänge und Steigerung des Verbrennungsprozesses, d. h. des Stoffwechsels wird der Appetit gehoben.

Durch die anhaltende geistige Ruhe erholt sich das Nervensystem, es wird umgestimmt und neu gestärkt.

So kann man mit vollem Recht behaupten, daß eine mehrwöchige Bergtour den ganzen Organismus regeneriert und die körperliche Widerstandsfähigkeit und die geistige Spannkraft gegen künftige Anforderungen stärkt.

137. Die häufigsten Störungen im Wohlbefinden und Gesundheit. Der häufigste, das Wohlbefinden und damit die Leistungsfähigkeit beeinträchtigende Zustand ist die Uebermüdung. Sie entsteht dadurch, daß in den Muskeln durch große Anstrengungen Ermüdungsgifte gebildet und vom Blut aufgenommen werden. Mit größerer Höhe wächst die Bildung der Ermüdungstoxine infolge des Sauerstoffmangels. Hand in Hand mit der Uebermüdung geht das Nachlassen der geistigen Spannkraft und der Willensenergie, das sich bis zur völligen Lethargie steigern kann.

Der Uebermüdung kann dadurch vorgebeugt werden, daß man anfänglich einige kleinere Touren unternimmt und entsprechende Rasttage einlegt, bis sich der Organismus an die physischen Anstrengungen gewöhnt und dem Höhenklima angepaßt hat. Hat man sich dennoch übermüdet, was auch dem

trainierten Bergsteiger nach sehr anstrengenden Touren zustoßen kann, so ist es notwendig, sich gründlich auszuruhen, bis die Leistungsfähigkeit wieder normal ist.

Verdauungsstörungen setzen die körperliche Leistungsfähigkeit sehr herab. Am häufigsten ist die Ursache das Trinken von zu vielem und zu kaltem Wasser; oft werden sie auch durch äußerliche Verkältung hervorgerufen. Nach großen Anstrengungen ist schwere Nahrung, insbesondere Fleisch, nicht bekömmlich; erst wenn sich der Körper wieder erholt hat, soll man ihm eine ergiebige Mahlzeit zumuten. Leichter Tee, heiße Limonade, Suppe, weiche Eier, Omelette mit Marmelade u. dgl. sind unmittelbar nach Beendigung einer großen Tour am bekömmlichsten.

Die Bergkrankheit tritt bei einzelnen schon in 3000 m Höhe, bei andern erst von 4000—5000 m ein. Sie hat ihre Ursache in dem Sauerstoffmangel der dünneren Luftschichten; die allgemeinen Symptome sind Mattigkeit, die sich bis zum völligen Versagen der Muskeln steigern kann, Kopfschmerz, Herzklopfen und Atmungsbeschwerden, Abneigung gegen Nahrung, Uebelkeiten bis zum Erbrechen, allgemeine Apathie. Diese Erscheinungen treten bei körperlicher Anstrengung, also beim Bergsteigen, in geringerer Höhe und intensiver auf, als wenn man passiv in die Höhe gelangt. Im Luftballon werden deshalb weit größere Höhen ohne Beschwerden ertragen.

Nachdem als mitwirkende Ursache die starke körperliche Anstrengung bedeutungsvoll ist, so ist bei Touren, die in große Höhe führen, ein vorausgehendes Training in mittleren Höhen erforderlich. Ermüdung, unzureichende Nachtruhe und mangelhafte Ernährung sind disponierende Momente; die Tour soll deshalb ausgeruht angetreten werden, für genügende und zweckmäßige Nahrung ist zu sorgen. Tiefes Atemholen, das die Sauerstoffzufuhr zu den Lungen steigert, beugen dem Eintritt vor. Belebende Mittel, wie Kognak, Hoffmannsche Tropfen, Kola können für kurze Zeit Erleichterung schaffen; wenn die Beschwerden zu intensiv werden, erübrigt nichts als in niedrigere Höhenlagen abzusteigen.

Sonnen- und Gletscherbrand entstehen durch die stärkere Intensität der chemischen Lichtstrahlen in größerer Höhe. Die Symptome sind Rötung und Schwellen der Haut, die sich in der Folge ablöst, Bildung von juckenden Bläschen; bei hochgradigem Sonnenbrand tritt schmerzhafte Entzündung ein, die von starkem Fieber begleitet ist. Am leichtesten treten diese Erscheinungen bei frischgefallenem Schnee auf, weil dieser das Licht am intensivsten reflektiert.

Grundsätzlich sind Gesicht und Hände vor Antritt einer Schnee- oder Eistour nicht zu waschen, am wenigsten mit Seife, die das eigene Hautfett aus den Poren entfernt. Ein guter Schutz ist, die Haut, und zwar alle unbedeckten Teile, mit einer schwer schmelzbaren Fettschicht (Ichtyollanolin, Zinksalbe) zu bedecken; Paulke empfiehlt Dr. H. Lorenz's Gletschersalbe besonders. Nach der Entzündung hilft Einreiben mit fetter Milch, die einen kühlenden Einfluß ausübt. Damen schützen sich außerdem durch einen Schleier (grün ist am besten), der jedoch andererseits den Nachteil hat, die Erhitzung zu steigern.

Schneeblindheit wird durch die Reflexwirkung des Schnees auf die Augen erzeugt, sie tritt indessen auch bei diffusem Licht, selbst bei

Nebel auf. Den einzigen Schutz gewährt eine Schneebrille von rauchgrauer Farbe; für große Eis- und Schneetouren nehme man dunkle Gläser. Kalte Umschläge lindern den Schmerz, Schutz der erkrankten Augen vor jeder Lichteinwirkung und die Heranziehung eines Arztes bei hochgradiger Schneeblindheit sind unbedingt nötig.

Um das *Wundlaufen* der Füße zu vermeiden, ist die erste Bedingung Reinlichkeit. Laue oder kalte Fußbäder sind warmen vorzuziehen, da letztere die Oberhaut zu sehr erweichen und empfindlich machen. Nach dem Bad ist der Fuß ordentlich zu frottieren. Wunde Stellen werden am besten mit Zinksalbe bestrichen; an der betreffenden Stelle einen Leinenfleck einzunähen, der das Eintrocknen der Salbe in den Socken verhindert, ist praktisch. Gegen Schweißfüße hilft das Salizyl-Fußstreupulver; zur Verhütung des Wolfes wird Zink- oder Gletschersalbe verwendet.

Erfrieren. Schwerere Fälle werden im Abschnitt XV besprochen; sie werden, wenn in bezug auf Kleidung die erforderlichen Vorsichtsmaßregeln getroffen sind, nur als Folge von Unglücksfällen eintreten. Leichtes Erfrieren der Füße, Hände, Ohren besteht in bloßer Erstarrung und Abgestorbensein; die erfrorenen Körperteile werden weiß und gefühllos, die Haut wird runzelig. Die betroffenen Glieder dürfen nur langsam eine höhere Temperatur erlangen; Reiben mit Schnee ist das beste Mittel durch die folgende Reaktion die normale Empfindung herzustellen, deren Eintritt sich durch ein stark prickelndes Gefühl und Rötung ankündigt.

138. Leistungsfähigkeit. Ein geübter Bergsteiger kann ohne Ueberanstrengung auch längere Zeit hindurch jeden Tag gehen. Eine durchschnittliche Marschleistung von 7—10 Stunden und die Bewältigung eines Höhenunterschieds von 1500 m genügt, um in den Ostalpen die weitaus meisten Hochtouren auszuführen. Ungünstiges Wetter erzwingt ohnedem zur rechten Zeit auch unwillkommene Rasttage. In den Westalpen ist es wegen der größeren Höhenunterschiede kaum möglich, mehr als alle zwei Tage einen Gipfel zu besteigen. Einmalige Leistungen können wesentlich größer ausfallen als Dauerleistungen; bei Beginn einer Reihe von Bergtouren soll man mit einer nicht zu anstrengenden Tour anfangen und dann einen Rasttag einschieben, denn auch der rüstigste Mensch bedarf einiger Tage der Uebung, ehe er zu großen Leistungen fähig ist.

Was die *Steigegeschwindigkeit* anlangt, so gilt als Regel, daß man auf Saumwegen und Fußsteigen in der Stunde 400 m Höhendifferenz zurücklegt. Bei Touren, bei denen der Aufstieg 5—8 Stunden dauert, ist es empfehlenswert, nicht mehr als 300 m zurückzulegen. Auf Schneehängen wird man bei guter Schneebeschaffenheit 250 bis 300 m rechnen dürfen. Bei großen Höhen von über 4000 m wird sich die Marschgeschwindigkeit im Verhältnis zum abnehmenden Luftdrucke verlangsamen.

Durch schlecht verbrachte Nächte oder Biwaks wird die Leistungsfähigkeit nicht unwesentlich herabgesetzt, ebenso durch Schneewaten und Steigen in losem Geröll. Klettertouren strengen erfahrungsgemäß weniger an als Gletschertouren, weil die Muskulatur vielseitiger in Anspruch genommen wird und sie auch meist mehr Abwechslung bieten. Großen Einfluß

auf die Leistungsfähigkeit hat endlich das Gewicht des mitgeführten Gepäcks.

139. Training. Ein eigentlich sportliches Training (wie z. B. beim Rudersport) ist beim Bergsteigen schon deshalb nicht nötig, weil der Vergleich der Leistungen, die Erzielung des „Rekords" wegfällt. „Jemand, der im allgemeinen nach den Regeln der Hygiene lebt, braucht sich deshalb keiner besonderen Trainierung für Alpentouren zu unterziehen; andererseits aber dürfen jene, die ihr Beruf zuhause beständig zu einer sitzenden Lebensweise zwingt ... sich nicht einbilden, daß eine einzige Uebungstour allein genüge, um die Wirkungen einer acht- bis zehnmonatlichen alpinen Untätigkeit aufzuheben." (Dent.) Es ist demnach, je nach der körperlichen „Kondition", ein mehr oder weniger langsames Vorgehen in den Anforderungen, die man sich zumutet, zu beobachten. „Man muß vor allem wieder Trittsicherheit gewinnen, die Gesamtmuskulatur und das Nervensystem müssen erst wieder leicht zusammenspielen." (Paulke.) Wer aus geringer Seehöhe kommt, braucht auch einige Tage, bis sich der Organismus an das Höhenklima gewöhnt. Nach wenigen Tagen der Uebung wird der Energieverbrauch bei der gleichen Leistung bis auf 50 % herabgesetzt, wie Zuntz bei seinen Versuchen ziffernmäßig konstatieren konnte; daraus geht umgekehrt hervor, daß man nach einigen Uebungstagen mit der gleichen Anstrengung doppelt so weit kommen kann.

Ein richtiger Alpinist wird auch dann, wenn sich ihm während des Jahres keine Gelegenheit zu Bergtouren bietet, durch irgend welche Uebungen seinem Körper die Elastizität zu erhalten suchen. Wer zu Korpulenz neigt, kann mit Vorteil vor Antritt seiner bergsteigerischen Tätigkeit ein paar Dampfbäder nehmen, um den Körper etwas zu entwässern; hierdurch wird das übermäßige Transpirieren bei den ersten Touren erspart.

140. Rasttage. Wenn der Abend schönes Wetter verspricht, und der Gedanke, früh aufstehen zu müssen, ein gelindes Grauen erweckt, so ist man müde, sei es körperlich oder auch geistig unter der Wucht der empfangenen Eindrücke. Wer die Hochgebirgsnatur genießen will, zwingt sich dann nicht zu der Tour, sondern schaltet einen Rasttag ein, ehe er durch Ermüdung die Genußfreudigkeit völlig einbüßt. Sie kommt auch nach den größten Anstrengungen spätestens am zweiten Tag wieder. Die sportliche Selbstüberwindung besteht darin, das angefangene, soweit vernünftig möglich, durchzusetzen, aber nicht in körperlich und geistig minderwertiger Verfassung neues zu beginnen. Körper und Geist haben ein Recht auf Ruhe, und nervöses Hetzen schließt von vornherein jeden wirklichen Genuß aus.

Ernährung.

141. Ernährung und Verproviantierung. Die Ernährungsfrage ist beim alpinen Sport im Vergleich mit anderen Sporten deshalb von besonderer Wichtigkeit, weil ersterer schon an und für sich eine Reihe länger dauernder körperlicher Anstrengungen erfordert. Wer nur eine Bergtour unternimmt, wird wenig Rücksicht zu nehmen haben; wer hingegen mehrere hintereinander durchführen will, muß darauf bedacht sein, seine Leistungsfähigkeit dauernd zu erhalten.

Die Anforderungen, die an die

Nahrung des Bergsteigers gestellt werden müssen, sind: *Ausgiebigkeit und leichte Verdaulichkeit.* Bezüglich ersterer ist zu bemerken, daß der arbeitende Muskel Fett und Kohlehydrate benötigt, die Kost des Bergsteigers also an diesen beiden reicher sein muß, als bei gewöhnlicher Tätigkeit. Wenn einerseits Fett bei Höhenwanderungen, namentlich bei Kälte, in wesentlich größerer Menge vertragen wird, als im Ruhezustand, so macht andererseits, vornehmlich bei Beginn der Tourensaison, die größere körperliche Anstrengung den Magen weniger leistungsfähig, weil ihm durch die Muskelarbeit ein beträchtlicher Teil seiner Blutzufuhr entzogen wird. Von vielen wird deshalb Fett nicht gut vertragen und muß durch erhöhte Aufnahme von Kohlehydraten ersetzt werden.

Durch die Bewirtschaftung bez. Verproviantierung der Hütten ist in den Ostalpen eine rationelle Ernährung heutzutage sehr erleichtert; in den Westalpen ist die Schwierigkeit deshalb größer, weil die Hütten meist nicht verproviantiert sind und deshalb die Nahrung bei größeren Unternehmungen für einige Tage mitgeführt werden muß. Die Frage wird also erst dann schwierig, wenn es sich um den Tourenproviant handelt.

Die Gesichtspunkte sind hiefür wie folgt, gegeben: Höchster Nährwert bei geringstem Gewicht (d. i. möglichst geringem Wassergehalt) sowie ein Volumen, das zur Stillung des Hungers genügt, also den Darm ausreichend füllt. Weiter ist zu beachten, daß die Zusammensetzung der Nahrung den großen Anforderungen an die Arbeitsleistung der Muskeln entsprechen muß, daß also eine fett- und kohlehydratreiche Kost, wobei das Fett auch teilweise durch Kohlehydrate vertreten sein kann, viel wichtiger ist als Fleischkost. So stellt sich die Frage nach der zweckmäßigsten Zusammensetzung als ein reines Rechenexempel der Ernährungsphysiologie dar.

Es ist nicht möglich in Einzelheiten weiter einzutreten und muß hier genügen, wenn die Auswahl der Lebensmittel kurz besprochen wird, die sich auf Grund der obigen Forderungen ergibt. Vielleicht ist es nicht überflüssig zu bemerken, daß die praktischen Konsequenzen der theoretischen Erwägungen (namentlich was den Nährwert und die Bekömmlichkeit des Zuckers anlangt) vom Verfasser im Verlaufe einer mehrere Jahrzehnte langen bergsteigerischen Tätigkeit erprobt wurden und er sich dabei stets sehr wohl befunden hat.

Brot ist zur Füllung des Darmes (Stillung des Vagushungers) unentbehrlich. *Fleischpains* in Dosen, event. *Mettwurst*, sind auf Brot gestrichen schmackhaft und ausgiebig, erregen keinen Durst, (namentlich die ersteren), sind sehr fettreich und können für mehrere Tage jede andere Fleischnahrung ersetzen.

Als *Fett* kommt außer dem in den Konserven und der Schokolade enthaltenen eigentlich nur *Butter*, *Käse* und *Speck* (möglichst wenig gesalzen!) in Betracht. Butter und Speck erleichtern den Genuß des Brotes, das sie mit ihm zugleich genossen schmackhaft machen; Speck ist außerdem in kleine Würfel geschnitten als Einlage in Erbswurst und Reissuppe vorzüglich. *Schinken* ist nur zu empfehlen, wenn er wenig geräuchert bezw. gesalzen ist; die meist stark gewürzte *Salami* wird von vielen nicht gut vertragen, während der Tonr macht sie Durst. Sehr nahrhaft und wohlschmeckend sind ferner *Sar*-

dinen, Tunfisch und Lachs in Büchsen.

Von Suppenkonserven sind Erbswurst- und Reissuppe, die ein sehr glückliches Verhältnis von Eiweiß, Fett und Kohlehydrate repräsentieren, die besten. Bei Verproviantierung für einige Tage ziehe ich rohen Reis wegen seines geringeren Gewichtes und reicheren Gehaltes an Kohlehydraten vor; mit wenig Wasser als Risotto gekocht, kann er durch Zugabe von Speckwürfeln, Schinken, Mettwurst ꝛc. sehr schmackhaft gemacht werden. Schokolade ist wegen ihres Nährgehaltes an Fett und Zucker jederzeit außerordentlich wertvoll, Frühstücksbiskuits und Kakes kommen wohl als die einzige „süße Speise“ in Betracht und bilden besonders zum ersten Frühstück eine wertvolle Zugabe. Vorzüglich sind ferner, wegen ihrer erfrischenden Wirkung und des Zuckergehaltes, Fruchtmarmeladen, die jetzt in Tuben in den Handel gebracht werden. Der hohe Bedarf an Kohlehydraten wird vor und während der Tour am besten durch Zucker gestillt, namentlich auf größeren Touren, wo jedes Gramm wertvoll ist, das man nicht zu tragen genötigt ist. Guter Würfelzucker besteht zu 99,8% aus Kohlehydrat, Gewicht und Nährwert sind also identisch. Er wirkt anregend auf das Nervensystem und wird ohne Verdauungsarbeit sehr rasch assimiliert. Bei vorübergehender Ermüdung genügen 50—100 g (10 bis 20 Stück) um innerhalb einiger Minuten wieder frisch zu sein. Bei starken Touren werden bis zu 500 g gut vertragen. Bedingung ist, daß er in Wasser, Tee ꝛc. gelöst genommen wird.

142. Getränke. Ich bekenne mich von vornherein als ein entschiedener Gegner des Alkohols während und vor Antritt der Tour, auch des Abends vorher. Die Schädlichkeit des Alkoholgenusses unter gewöhnlichen Verhältnissen wird verschieden gewertet; ganz einwandfrei erhärtet aber ist die Tatsache, daß er nicht im stande ist, eine Steigerung der Leistungsfähigkeit zu bewirken, es sei denn ganz vorübergehend, bei momentanen Erschöpfungszuständen. Hier dient er dann als Peitsche, deren Wirkung bei neuerlicher Anstrengung bald versagt.

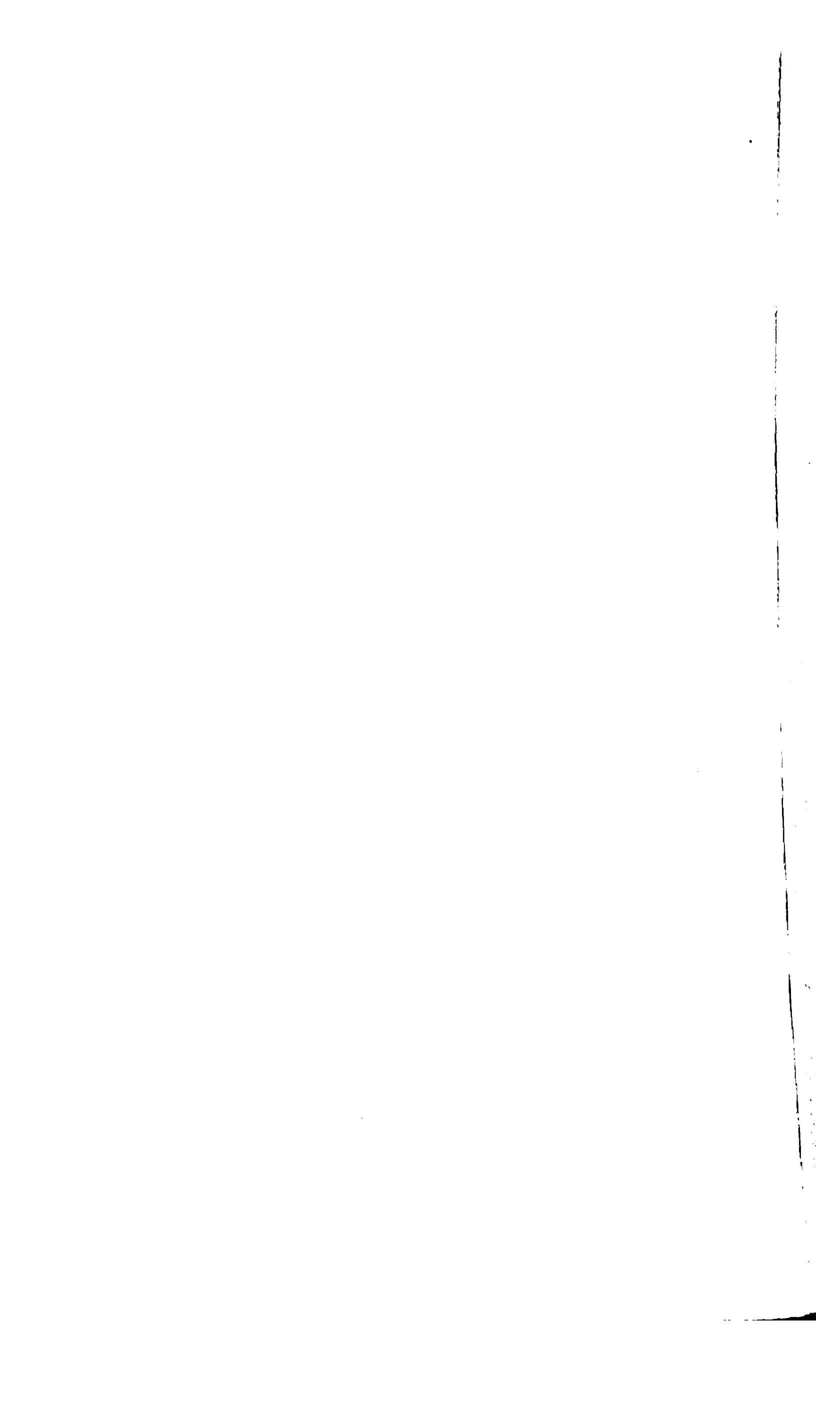
Die besten Getränke sind Tee und Kaffee, die zudem mäßig anregend wirken und Limonade, die den Durst am besten stillt; alle drei Getränke sind, soweit sie während der Tour genommen werden, stark mit Zucker zu versetzen. Limonade hat den Vorzug, daß sie jederzeit mittelst Zitronensäure oder Pastillen frisch hergestellt werden kann, wo sich nur Wasser findet. Die von der Firma F. Kathreiners Nachf. neuerdings in den Handel gebrachte Teekonserve „Turi“ löst sich gleichfalls in kaltem Wasser.

Nach Zusatz von Zucker, Zitronensäure ꝛc. kann auch Schnee- und Gletscherwasser ohne Nachteil getrunken werden.

Im allgemeinen hat man sich während der Tour davor zu hüten, mehr zu trinken als unbedingt zur Stillung des Durstes nötig ist. Zu vieles Trinken erhöht nur die Transpiration, macht schlapp, stört die Verdauung und erzeugt leicht Magenkatarrhe. Das Durstgefühl wird vermindert durch Fruchtdrops ꝛc.; läßt man zugleich ein Stückchen Eis oder Schnee auf der Zunge vergehen, so hat man den Genuß eines Fruchtgefrorenen, ein bei vielstündigen Gletscherwanderungen außerordentlich erquickendes Mittel.



Ueberschreiten einer Randkluft. (Zu Nro. 185.)



143. Anregungsmittel. Hier können nur die Kolapräparate interessieren, die in verschiedenen Formen in den Handel gebracht werden. Am meisten zu empfehlen sind Kolatropfen, von denen eine Dosis von 8—15 Tropfen ausgezeichnete Dienste tut. Indessen ist ihre Wirkung, wie die des Alkohols, nur als Peitsche anzusehen; sie ist weit kräftiger und nachhaltiger als bei letzterem, aber die schädlichen Folgen sind bei fortgesetztem Gebrauch dauernder. Sie können deshalb nur als Arzneimittel gebraucht werden, also bei plötzlichen Schwächezuständen oder allenfalls noch wo es gilt, zur letzten Anstrengung zu spornen; ein dauernder Gebrauch würde sich durch Schädigung des Herzens bitter rächen. Hier ist es am Platze, der viel verbreiteten Anschauung entgegenzutreten, daß man sich durch den Alkoholgenuß erwärmen könne. Allerdings erzeugen Kognak, Schnaps u. dergl. ein augenblickliches Wärmegefühl in der Speiseröhre und im Magen; unter dem Einfluß des Alkohols werden aber die Blutgefäße der Haut erweitert, und durch den Temperaturausgleich gegenüber der umgebenden kälteren Luft tritt ein Wärmeverlust ein. Thermometermessungen haben tatsächlich ergeben, daß nach Alkoholzufuhr selbst in nur kleinen Mengen die Körpertemperatur im Innern abnimmt.

144. Einteilung der Mahlzeiten. Zur Verdauung einer größeren Mahlzeit beanspruchen die Verdauungsorgane so viel Blut, daß die arbeitenden Muskeln nicht genügend versorgt werden. Deshalb soll man während der Tour öfters kleinere Mahlzeiten nehmen und die Hauptmahlzeit auch da auf den Abend verlegen, wo man Gelegenheit hätte, sie untertags einzunehmen, wie z. B. vor dem Aufstieg zu einer Hütte. In letzterem Falle empfiehlt es sich namentlich auf Fleischkost in größerem Umfang zu verzichten, weil diese eine längere Verdauungsarbeit verlangt.

Unrichtig ist es, am Morgen mit leerem Magen aufzubrechen; am längsten hält stark gezuckerter Kakao oder Schokolade mit Milch vor. Ist letztere nicht erhältlich, so tut man gut zum Tee viel Zucker, Kakes, Schokolade, Butterbrot u. dergl. zu nehmen.

Eignung.

145. Welche Eigenschaften verlangt das Bergsteigen? Die Frage ist natürlich nur vom Standpunkt des Hochtouristen aus gestellt und soll auch in diesem Sinne beantwortet werden. Denn gelegentlich einen bequemen Aussichtsberg wie den Wendelstein oder den Rigi besteigen, kann schließlich jeder, der nicht krank oder gebrechlich ist.

Die Eigenschaften, die von einem Bergsteiger gefordert werden müssen, sind körperlicher, geistiger und moralischer Art; sie beruhen auf natürlicher Anlage, können aber durch sachgemäße Uebung und Selbsterziehung wesentlich gesteigert werden.

Das erste Erfordernis ist völlige *körperliche Gesundheit* und *zähe Ausdauer* im Ertragen von Strapazen und zwar in erhöhterem Maße wie bei allen andern Sporten, denn eine angefangene Bergtour läßt sich nicht so leicht unterbrechen, wie z. B. eine Radtour und elementare Ereignisse können auch bei einer relativ leichten Besteigung unvorhergesehene Schwierigkeiten schaffen, die ein außerordentliches Maß von Zähigkeit und Ausdauer erfordern, soll es nicht zu einer Katastrophe kommen. Daraus ergibt sich, daß

schwächliche oder gar kranke Menschen ungeeignet sind; insbesondere sollen Herzkranke, hochgradig Blutarme, schwere Rheumatiker und Gichtiker, Nierenkranke und Leute mit Lungenemphysem keine Hochtouren unternehmen.

Körperliche Kraft und Ausdauer sind etwas gänzlich verschiedenes; sehr häufig ermüden Leute rasch, die im stande sind, staunenswerte kurze Muskelleistungen zu vollbringen. Umgekehrt finden wir oft bei wenig kräftigen Menschen eine zähe Ausdauer, wofür u. a. die bergsteigenden Damen ein Beispiel bieten. In zweiter Linie ist Gewandtheit erforderlich; der Bergsteiger muß einen geschärften Muskelsinn besitzen, um instinktiv jederzeit die zweckmäßigsten Bewegungen ausführen zu können. In dritter Linie wäre das Maß körperlicher Kraft zu nennen, das zum Klettern, Seilgebrauch und Stufenschlagen gehört.

Weiters sind noch gute Augen, namentlich für den Leiter einer Expedition und für Alleingeher ein unbedingtes Erfordernis. Bei Regen, Schneetreiben, Dämmerung und Nebel versagt die Brille und auch unter gewöhnlichen Verhältnissen beeinträchtigt sie den weiten Ueberblick und die unmittelbare Orientierung.

Schließlich muß der Hochtourist absolut schwindelfrei sein; auch nur einigermaßen schwierige Touren werden durch das Schwindelgefühl ausgeschlossen. Indessen lassen sich leichtere Grade von Schwindel durch Energie und Gewöhnung überwinden.

An geistigen und moralischen Eigenschaften sind notwendig: starker Wille (Energie), scharfe Beobachtungsgabe und Mut. Namentlich ist Energie zum Bergsteigen in höherem Maße erforderlich als bei andern Sporten, da die Dauer der Anstrengungen und der Verzicht auf die gewohnten Bequemlichkeiten ein weitaus größerer ist.

Wer nur mit Führern geht, seien es Berufsführer oder führende Alpinisten, für den sind naturgemäß die erwähnten körperlichen Eigenschaften im allgemeinen wichtiger als die geistigen.

Zsigmondy sagt: „Von einem Anfänger verlange ich nichts als Ausdauer und einen gewissen Grad von Entschlossenheit, damit er sich, am Seile gehalten, eine schwierigere Stelle zu bewältigen getraut und Unterordnung unter die Befehle desjenigen, der reichere Erfahrung besitzt. Das sind die einzigen Erfordernisse, alles andere eignet er sich erst im Laufe der Zeit an." Ein ganz ungeheurer Vorteil liegt deshalb darin, früh anzufangen und zwar unter Leitung erfahrener Alpinisten, denn die Jugend ist eindrucks- und aufnahmefähiger, wie das reifere Alter, und der jugendliche Tatendrang spornt zur höchsten Anspannung der Willensenergie. Die alpine Schulung, die der Anfänger z. B. in den akademischen Sektionen des D. und Ö. Alpenvereins genießt, kann als vorbildlich bezeichnet werden. Aber auch jede sportliche Betätigung auf anderweitigen Gebieten wird dem Alpinisten in irgend welcher Richtung zugute kommen.

146. Ueberlegung und Vorsicht. Das Korrelat zum Mut sind Ueberlegung und Vorsicht. Vor jeder hochalpinen Unternehmung ist abzuschätzen, ob man dem Kampfe mit den Naturkräften auch gewachsen ist; die Gefahren, die in der Person und im Objekt begründet sind, müssen wohl abgeschätzt werden. „Mut besteht nicht darin, daß man die Gefahr blind übersieht, sondern daß man sie sehend überwindet." (Jean Paul.) Unter Umständen

darf man sich nicht scheuen eine begonnene Tour abzubrechen; es gehört manchmal mehr Mut dazu als Geschlagener heimzukehren, als weiter zu gehen. Als Grundsatz muß aufgestellt werden, daß der Bergsteiger mit allen technischen Hilfsmitteln versehen ist, die das Rüstzeug des alpinen Kampfes sind; ein Unglücksfall, der sich infolge ungenügender Ausrüstung ereignet, ist selbstverschuldeter Leichtsinn.

Purtscheller sagt: „Wir wissen aus eigener Erfahrung, daß bei großen gefährlichen Touren die Zahl der schwarzen und weißen Kugeln gleich groß ist.“ Und F. Eckardt setzt hinzu: „Mehrt sich die Zahl der schwarzen Kugeln so, daß auf viele schwarze nur eine weiße kommt, dann erscheint ein solches Unternehmen nicht mehr als Kampf, sondern als Lotterie und verliert damit völlig den sportlichen Charakter. Wesen (Kampf, nicht Lotterie) und Zweck (leibliche und geistige Erholung) des alpinen Sports müssen als oberstes Gesetz für den Bergsteiger maßgebend bleiben.“

147. Orientierung. Orientierungsgabe ist eine angeborene Eigenschaft, wer sie nicht besitzt, wird sie auch durch Uebung nie in hervorragendem Maße erwerben. Außer der Anlage ist natürlich noch Erfahrung nötig. „Der Bergsteiger darf nicht nur oberflächlich sehen, er darf nicht nur allgemeine Eindrücke von Farben, Formen 2c. empfangen; er muß stets scharf beobachten, d. h. mit Verstand sehen, sich rasch über das Gesehene Rechenschaft geben und sofort die richtigen Schlüsse ziehen. Es haben viele Menschen gute Augen, aber nur wenige haben gelernt damit zu sehen.“ (Paulke.) Zur Orientierung gehört nicht nur die allgemeine Uebersicht über das Terrain, sondern auch Beurteilung der Schnee- und Gletscherbeschaffenheit, Lawinengefahr, der Eigenschaften des Gesteins, der möglichen Anstiegslinien, Kartenlesen, Vergleich bezw. Uebertragung der Literaturangaben auf die Wirklichkeit 2c., sowie der Gebrauch von Kompaß und Aneroid. Ein gutes Mittel sich zu üben ist für Anfänger, wo tunlich, vorauszugehen, wenn man falsch geht sich vom Führer durch Zuruf leiten zu lassen und sich dabei jedesmal klar zu machen, warum man von der richtigen oder besseren Route abgewichen ist. Wer dem Führer nur blind nachsimpelt, erwirbt nie auch die nur für leichte Touren erforderliche Orientierungsfähigkeit.

Das richtige und gewandte Lesen von Karten in größeren Maßstäben, wie sie der Bergsteiger benötigt, kann nur durch Uebung erworben werden. Das Lesen der Situation ist ja leicht, größere Schwierigkeiten bietet jedoch die Kenntnis und richtige Beurteilung des Geländes. Abgesehen von der genauen Kenntnis der Signaturen der Geländedarstellung (Aequidistanten, Schraffen, Schummerung) ist es notwendig, durch häufige Vergleiche der Karte mit dem dargestellten Terrain sich eine derartige Uebung zu erwerben, daß man einerseits imstande ist, sich auf Grund der Karte das Terrain plastisch vorzustellen, andererseits jederzeit auf der Karte genau angeben kann, an welchem Punkt man sich befindet.

Bekleidung und Ausrüstung.

148. Bekleidung. „Omnia mea mecum porto“ ist die für den Hochtouristen gebotene Devise. Unabhängigkeit vom Koffer für mehrere Tage, Anpassung der Bekleidung für extreme Temperaturwechsel,

Mitführung der notwendigen technischen Hilfsmittel bei tunlichster Gewichtsbeschränkung sind die allgemeinen Gesichtspunkte. In den Einzelheiten ist für Geschmack und persönliche Bedürfnisse ein Spielraum gegeben und deshalb können absolut bindende Vorschriften, namentlich was die Bekleidung anlangt, nicht aufgestellt werden.

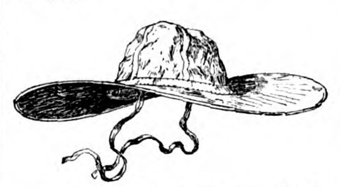
Kleidung. Am besten eignet sich gemusterter Cheviot aus reiner Wolle und nicht zu schwerer Qualität. Gegen die Kälte kann man sich durch Unterkleider schützen, nicht aber gegen die Hitze. Die Farbe soll so gewählt werden, daß sie gegen Flecken und dergl. möglichst unempfindlich ist. Loden ist weniger haltbar und wird sehr bald unansehnlich. Die fertig gekauften Anzüge sind im allgemeinen in Stoff und Arbeit von minderer Qualität. Wer wochenlang auf einen Anzug angewiesen ist, für den genügt nur das Beste. Als Joppenschnitt ist der gewöhnliche Sakko vorzuziehen; die Länge soll so bemessen sein, daß sie den Unterleib schützt; die Weite muß gestatten, eine Aermelweste unterzuziehen. Die verschiedenen Fassons von Faltenjoppen, wie sie jetzt gebräuchlich, sind wegen des größeren Gewichtes zu verwerfen. Kragen und Aermel müssen zum Schließen, die Taschen zum Zuknöpfen mittelst Klappen eingerichtet sein.

Bei der Hose, nur Pumphose oder Breaches kommen in Betracht, ist darauf zu sehen, daß dem Knie genügende Bewegungsfreiheit gewährt wird. Ein Besatz am Gesäß ist praktisch; Reservebesatz im Koffer empfehlenswert. Lederhosen sind zwar zum Felsklettern angenehm, auf Eistouren und bei schlechtem Wetter aber gänzlich unbrauchbar.

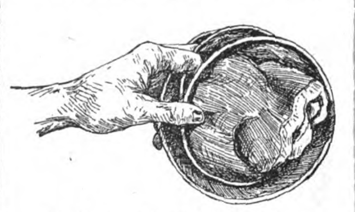
Wer auf Imprägnierung Wert legt, lasse den Stoff vor Fertigung des Anzuges imprägnieren.

Eine Wollweste oder leichte Lederweste mit Aermeln ist unentbehrlich. Ich ziehe letztere vor, weil sie gegen Wind undurchlässiger ist, als die erstere.

Als Kopfbedeckung verdient die Mütze mit nicht zu kleinem Schirm vor dem Hut den Vorzug, da sie bei Wind fester sitzt und beim Klettern nicht so leicht abgestreift wird. Daneben führe ich noch den zusammenlegbaren französischen Sonnenhut, für größere Kälte eine Zipfelmütze oder Schneehaube mit mir.



27. Zusammenlegbarer Sonnenhut.



28. Sonnenhut, zusammengelegt.

Das wichtigste sind gut passende und solide Bergschuhe zum Schnüren. Vorzuziehen ist die amerikanische Form, die den Zehen Spielraum gibt, mit niedrigem Absatz. Die Sohle darf nicht weiter vorstehen, als es die Möglichkeit der Nagelung erfordert, da sonst die Trittsicherheit beim Traversieren von steilem Schnee und Grashalden beeinträchtigt wird; der Schuh muß so angepaßt sein, daß der Fuß fest

darin sitzt und muß so weit sein, daß er nicht drückt, wenn der Fuß beim Gehen anläuft. Poröse Einlagesohlen sind für jeden erforderlich, der nicht sehr unempfindliche Füße hat; außerdem sind sie nicht nur angenehm, sondern auch hygienisch wertvoll, weil sie den Fuß trockener halten. Die beste Benagelung sind Nietnägel aus Schmiedeeisen, die in Abständen von ca. 1 cm paarweise eingeschlagen werden. Die Sohle lasse man nur mit ganz kleinen Nägeln gegen die rasche Abnützung beschlagen. Der obere Rand soll mit Loden eingefaßt sein, um am Strumpf fest anzuliegen, und dadurch das Eindringen von Schnee und kleinen Steinen zu verhindern. Zur Konservierung und zum geschmeidig machen nehme man Marsöl; auf der Tour genügt schließlich jedes Fett. Socken sollen aus weicher dicker Wolle und nicht zu fest gestrickt sein; gewalkte Socken sind hart und unelastisch. Darüber ziehe man fußlose Touristenstrümpfe (Stutzen) aus nicht entfetteter Wolle, die so lang sind, daß sie über das Knie geschlagen werden können. Gamaschen sind unpraktisch; Wadenbinden oder Wickel, die von Engländern bevorzugt werden, sind sehr warm und nur auf großen Eistouren zu empfehlen.

Für das Hemd kommen nur Schafwolle (Flanell) oder die sogenannten Touristenhemden aus Wolle mit Einschlag von Baumwolle oder reiner Baumwolle in Betracht. Die Unterbeinkleider sollen leicht sein; ich ziehe nur bis zum Knie reichende vor, weil sie die Bewegung nicht behindern und trage dazu mit leichter Jägerwolle gefütterte Stutzen, die ohne Fütterung auf der Haut zu rauh sind. Für die Hände sind bei Gletscherwanderungen nur dicke Fäustlinge zu gebrauchen, zum Felsklettern sind Kletterhandschuhe (ohne Fingerspitzen) praktisch.

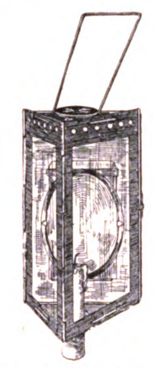
Welcher Mantel und auch welche Fasson am besten ist, darüber sind die Ansichten sehr geteilt. Die fertig gekauften Lodenmäntel sind alle zu schwer. Ich trage nun schon seit Jahren Pelerinen mit Druckknöpfen (nach eigener Angabe), bei denen jeder Einschlag vermieden ist und die deshalb nicht über 500 gr wiegen. Billrotbatist oder Makintosch haben besonders bei Biwaks den Vorzug, daß sie gegen Wind undurchlässig sind; sie sind aber wenig dauerhaft, das Gewicht ist ca. 300—450 gr.

Als Reservebekleidungsstücke sind ein paar Socken und Taschentücher, ein leichtes Nachthemd aus Seide oder Batist und leichte Hausschuhe das Minimum.

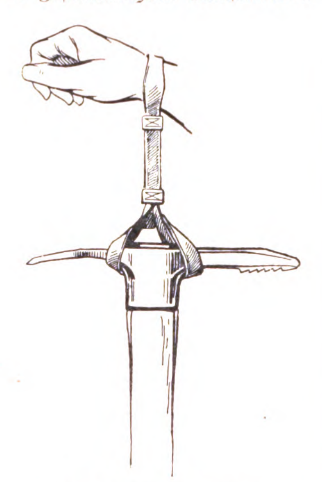
Bei Wintertouren sind weiters Schneehaube und warmes Wollunterzeug, auch Sweater, nötig.

149. Ausrüstung. Der Rucksack, der dem Tornister wegen der viel günstigeren Gewichtsverteilung auf dem Körper unbedingt vorzuziehen ist, muß leicht und wasserdicht sein, Außentaschen und breite Ledertragriemen besitzen. Toilettezeug, (Zahnpasta und Mittel gegen Gletscherbrand in Tuben), Reservewäsche, Hausschuhe, Nähzeug, Proviant (vrgl. oben) und sonstige Kleinigkeiten werden in Leinenbeuteln verpackt. Weiters gehören zur Ausrüstung Schneebrillen aus rauchgrauem Glas, Trinkbecher (ich gebrauche einen dünnen Hornbecher, der vor Gummi- und Lederbechern den Vorzug größerer Sauberkeit hat), eine Gummi- (Alpina) oder Aluminiumflasche die im Rucksack untergebracht wird (die sonst sehr praktische Thermosflasche ist leider zu schwer und zu voluminös), ein Messer mit Korkzieher (feststehende Messer sind in Italien ver-

boten), ein Verbandpäckchen, eventuell Arzneimittel (Opiumtabletten, Aspirin und Kolatropfen) und Schuhlöffel (beim Anziehen

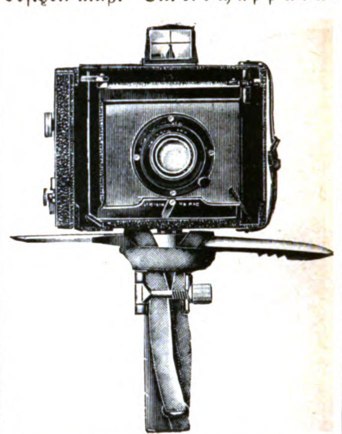


29. Zusammenlegbare Touristenlaterne.

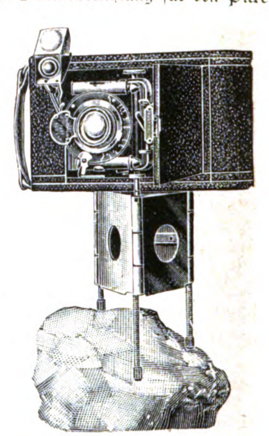


30. Eispickel mit Schlinge.

nasser Schuhe sehr angenehm). Für Führerlose sind zusammenlegbare Laterne, Kompaß, bei Nebel u. drgl. auch Taschenaneroid unentbehrlich, ebenso kann es nötig sein, daß ein Teilnehmer ein gutes Fernglas zum Rekognoszieren besitzen muß. Ein Kochapparat



31. Stativvorrichtung für den Pickel.



32. Minimum-Touristen-Stativ.

aus Aluminium mit festem Spiritus ist bei Wintertouren äußerst praktisch.

Hiezu kommen noch die technischen Hilfsmittel, Eispickel mit Schlinge zum Anhängen, den Schuhen genau angepaßte Steigeisen, für

Touren im Kalkgebirge event. **Kletterschuhe**, bei Führerlosen **Seil, Seilringe, Rebschnur**, und event. **Mauerhaken** und **Markierungspapier**. Für Ama-



33. Allgäuer Steigeisen mit Wiener Verschnürung.

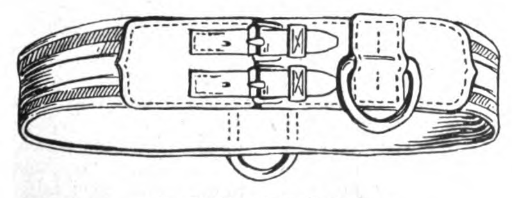
teurphotographen sind die beiden **Stativvorrichtungen** sehr zu empfehlen, deren Anwendung sich aus den nebenstehenden Abbildungen ohne weiteres ergibt.

Wer mit Führer geht, wähle einen leichten Pickel, schwere Modelle sind nur nötig, wenn man selbst Stufen schlägt. Von den Steigeisen sind die Algäuer und Steirischen (Tragößz) wegen des geringen Gewichtes vorzuziehen; die „Wiener Verschnürung“ habe ich als sehr praktisch befunden. Seit einigen Jahren werden Manilahanfseile in sogenannter Kunstwebung in den Handel gebracht, die bei gleicher Tragfähigkeit wesentlich leichter als die gedrehten Seile sind. Für leichtere Touren genügen 25—30 m. Nicht zu vergessen sind endlich **Karten** und die nötige **Literatur**.

150. Bekleidung und Ausrüstung für Damen. Für Damen gelten, mutatis mutandis, die gleichen Grundsätze wie vorstehend. **Rock** und **Jacke** werden am besten aus leichtem Cheviot gefertigt: der Rock muß unter der Taille Patten und Knöpfe zum Aufschürzen besitzen. Die Aufschürzvorrichtung in der Mitte ist durchaus unpraktisch, weil die Horizontalfalten auf den Knieen aufliegen und beim Steigen hindern. Eine Bluse aus Wollstoff vervollständigt das Kostüm in der Hauptsache. Für kleinere Touren genügen geschlossene Krepp- oder Lastingbeinkleider; für schwierigere Eistouren und zum Klettern sind **Beinkleider** aus gleichem Stoffe wie das Kleid notwendig. Was die innere Fußbekleidung anlangt, so habe ich mehreren Damen die oben unter 148 beschriebene empfohlen, die als sehr zweckmäßig anerkannt wurde. Unter den Stutzen sind anstatt des Futters dünne Zwirnstutzen zu empfehlen, da Wolle von den Damen gewöhnlich auf der Haut nicht ertragen wird.

Aus dem gleichen Grunde empfiehlt sich das Tragen von dünnen **Netzhemden** unter dem Oberhemd; Leinen und Schirting auf der bloßen Haut müssen ausgeschlossen werden, will man sich nicht schweren Erkältungen aussetzen.

Zur Kopfbedeckung ist — sei es



34. Gletschergürtel für Damen.

Mütze oder Sonnenhut — ein weißer, bei Schneetouren ein grüner oder grauer Schleier zu nehmen. Die Ausrüstung verringert sich auf ein Minimum, da Damen immer in männlicher Begleitung gehen; für größere Gletschertouren ist ein Gletschergürtel angenehm, der das bei Damen lästige Heraufrutschen des Seiles über die Brust verhindert. Nicht ladylike ist es, alte Kleider im Gebirge auftragen zu wollen, hingegen kann eine Dame auch in einem schon abgetragenen, aber für den Zweck eigens gemachten, gut geschnittenem Kleide reizend aussehen. Gerade in der Beschränkung der Toilettemittel kann sich die Meisterin bewähren.

Allgemeine touristische Gesichtspunkte und Grundsätze.

151. Mit Führer oder führerlos? Diese früher so viel umstrittene Frage ist jetzt prinzipiell einwandfrei gelöst, nachdem die Erfolge zahlreicher Führerlosen im letzten Jahrzehnt gezeigt haben, daß sie den Führern nicht nur gewachsen, sondern sogar überlegen sind. Fast alle großen Probleme der Neuzeit wurden von Führerlosen gelöst; das glänzendste Beispiel hiefür ist vielleicht die Besteigung des Uschba im Kaukasus. Von den bahnbrechenden Erfolgen Purtschellers und der Brüder Zsigmondy an haben die Führerlosen gezeigt, wie Intelligenz und Idealismus im Dienste der Hochtouristik auch die seit fast einem Jahrhundert gezüchteten Führerleistungen der besten Schweizerführer in den Schatten stellen.

Die Frage kann also nur mehr individuell gestellt werden: „ist der betreffende Alpinist der Aufgabe, die er sich stellt, auch völlig gewachsen," besitzt er die Eignung selbständig zu gehen? Und zwar müssen bei dieser Prüfung die denkbar ungünstigsten Bedingungen angenommen werden, denn durch Eintritt von schlechtem Wetter, Schneefall, Vereisung, Nebel 2c. können die besten Verhältnisse in kürzester Zeit außerordentlich schwierig werden. Für den Leiter einer Unternehmung kommt noch die weitere Frage hinzu: „ob er den Schwierigkeiten auch mit einem schwächeren Begleiter gewachsen ist." „Nie soll ein Bergsteiger sich in ein Unternehmen einlassen, bei dem er verraten und verkauft ist, sobald seinem Gefährten ein Unfall zustößt." (Paulke.)

Zweifellos macht den meisten eine leichte führerlose Tour mehr sportliche Freude als eine schwerere mit Führer, die Wonnen des Kampfes und Sieges sind eben ganz andere.

Leichtsinnig unternommene führerlose Besteigungen sind ein Frevel gegen die Angehörigen und alle, die in Mitleidenschaft gezogen werden, wie z. B. die oft mit äußerster Gefahr verbundenen Rettungsexpeditionen 2c. Oft geben die hohen Löhne den Ausschlag, von der Mitnahme eines Führers abzusehen und es muß zugegeben werden, daß es schmerzlich ist, von einer Tour lediglich aus diesem Grunde abstehen zu müssen. Allein das läßt sich nicht ändern; leider ist es nicht nur das Kriegführen, zu dem Geld, wieder Geld und nochmals Geld gehört.

Ungewöhnlich schwere oder objektiv gefährliche Touren sollten grundsätzlich nicht mit Führern unternommen werden; wo ausschließlich das extrem sportliche Moment das treibende Motiv ist, muß man selbständig kämpfen oder es bleiben lassen. Niemand kann vom Führer verlangen, daß er gegen klingende Entlohnung sein Leben bewußt von

vorneherein in Gefahr bringt. „Es ist nun einmal so, daß das Schwerste und Höchste auch im Hochgebirge, wie im Leben, nur wenigen beschieden ist, und daß nur die es verdienen, die es sich selbst erringen." (Paulke.)

152. Das Alleingehen. Das Alleingehen bietet ohne Zweifel besondere Reize; die Intensität der Eindrücke ist eine gesteigerte, jedes kleine Vorkommnis wird zum Erlebnis, die geschauten Bilder haften unauslöschlicher in der Erinnerung. Die Selbstprüfung, ob man die nötige Bergerfahrung und das technische Können besitzt, muß aber eine noch viel strengere sein, als beim führerlosen Gehen. Schwere Touren können nur von ganz erstklassigen Alpinisten allein unternommen werden; „Alleingehen auf Gletschertouren ist der größte Unsinn," sagt Paulke kurz und bündig und mit vollem Recht.

153. Anzahl, Wahl und Pflichten der Gefährten. Bei reinen Felstouren sind zwei, höchstens drei Teilnehmer am vorteilhaftesten. Bei Gletschertouren, abgesehen von ganz leichten Touren, soll die Anzahl nicht unter drei und nicht über fünf sein. Je nach der Schwierigkeit kann bei letzteren ein Führer für zwei Touristen genügen. Prof. Bonney, der ehemalige Präsident des „Alpine Klub" schrieb: „In allen Fällen, wo das Seil (bei Gletschertouren) in Anwendung kommt, sollte die Zahl der durch dasselbe verbundenen Personen weder größer als fünf, noch kleiner als drei sein. Vier Personen — zwei Touristen und zwei Führer — ist die empfehlenswerteste Kombination. Wenn nur zwei Personen am Seile gehen, wird, wenn einer ausgleitet, der andere in zehn Fällen neunmal mitgerissen werden. Stürzt der eine in eine Gletscherspalte, so wird sein Gefährte weder imstande sein ihn zu halten, noch ihm heraufzuhelfen. Ein unbedeutender Zufall mag den besten Bergsteiger plötzlich zum Weitergehen unfähig machen und ein einzelner Gefährte ist dann nicht imstande, ihm genügend Hilfe zu leisten."

Muß schon bei gemeinsamen Führertouren die Leistungsfähigkeit der Teilnehmer eine möglichst gleiche sein, so ist dies in noch höherem Maße bei führerlosen erforderlich. „Jeder Teilnehmer muß vom anderen genau wissen, wie er steigt; jeder muß den moralischen Mut haben, nötigenfalls umzukehren, jeder muß fähig sein, sich an der Arbeit wirklich zu betätigen." (Ch. Pilkington.)

Die Pflichten des Leiters einer alpinen Unternehmung sind ganz besondere. E. Enzensberger stellt hiefür den Grundsatz auf: „Der Leiter übernimmt, wenn er minder Geübte veranlaßt, im Vertrauen auf seine Tüchtigkeit an Bergfahrten teilzunehmen, unter allen Umständen die Garantie für Leben und Gesundheit und hat, sobald die Tour angetreten ist, bis zur letzten Konsequenz der Verpflichtung nachzukommen, die er freiwillig auf sich genommen hat."

Andrerseits muß als Pflicht der übrigen Teilnehmenden unbedingte Unterordnung unter alle Maßnahmen und Anordnungen des Leiters gefordert werden.

154. Der „Alpine Knigge". Jeder Sport hat sein eigenes Zeremoniell, seinen Komment u. dgl. Der Alpinist konnte sie entbehren, solange das Bergsteigen nicht durch Hütten, Wege 2c. so leicht gemacht war, als jetzt, solange nur eine geringe Anzahl alpin Auserwählter die Berge bestiegen. Mit der Popularisierung des Bergsports hat

sich die Notwendigkeit einer kodifizierten gegenseitigen Rücksichtnahme ergeben; Dr. C. Arnold und F. Friedensberg haben in den Mitteilungen des D. u. Oe. A.-V. „Die zehn Gebote des Bergsteigers" vorgeschlagen, deren Beachtung besonders den Anfängern nicht warm genug ans Herz gelegt werden kann, denn „die meisten jungen Leute glauben natürlich zu sein, wenn sie unhöflich und grob sind," sagt La Rochefoucauld. Dr. Arnold hat eine Erweiterung derselben, einen „alpinen Knigge" in Aussicht gestellt, dessen Erscheinen und Beherzigung alle alten Alpinisten im Interesse des Alpinismus und der Allgemeinheit erhoffen dürfen.

Die zehn Gebote lauten:

1. Du sollst auf der Wanderung deine Erziehung und Bildung nicht von dir tun; Unart und Roheit sind nicht dasselbe wie Freudigkeit und Kraft.

2. Du sollst keine Bergfahrt unternehmen, der du nicht gewachsen bist; denn es ist schimpflich, in fremde Hand gegeben zu sein.

3. Du sollst jede Bergfahrt sorgfältig vorbereiten, gleichviel ob du allein, mit Freunden oder mit einem Führer gehst. Deine Kenntnis, wo, wie und wie lange du zu gehen hast, sei ebenso vollkommen wie deine Ausrüstung.

4. Du sollst deinen Führer geziemend behandeln. Du brauchst dich nicht herrisch zu gehaben, aber du darfst dich auch nicht gemein machen.

5. Du sollst deinem Führer ein kurzes und wahrhaftiges Zeugnis schreiben. Die übertriebene Verherrlichung einer nicht außergewöhnlichen Bergfahrt macht dich lächerlich, den Führer eingebildet. Bei schwereren Verfehlungen mußt du auch den Mut der Anzeige haben.

6. Du sollst dich in der Hütte bescheiden betragen und sollst keine Ansprüche machen, die sich nur in einem Großstadthotel verwirklichen lassen. Denn du wirst nicht deines Geldes wegen aufgenommen.

7. Du sollst die Hütte nicht zur Kneipe herabwürdigen. Alkohol ist der übelste Wandergefährte, die Hütten aber sind zur Erholung der Bergsteiger da und die Nacht zum Schlafen.

8. Du sollst die Gegend, in der du wanderst, nicht verunehren. Darum sollst du keine Scherben und keinen Unrat umherstreuen, keine Gattertüre offen lassen, keine Einfriedigung überschreiten, keine Quelle verunreinigen, keinen Wegweiser beschädigen.

9. Du sollst die Alpenblumen schonen und Vieh und Wild nicht beunruhigen. Auch die Pflanzen und Tiere sind Gottes Geschöpfe und sie tragen ihr Teil dazu bei, die Berge für dich zu schmücken.

10. Du sollst des Bergvolks Glauben und Sitten nicht bewitzeln noch verbessern wollen. Der unberufene Apostel der Aufklärung schadet der Sache des Alpenvereins und wird ausgelacht, wenn ihm nichts Schlimmeres widerfährt.

Diesen Geboten möchte ich für unbewirtschaftete Hütten noch ein elftes anfügen:

Du sollst eine nicht bewirtschaftete Hütte immer in demjenigen Zustande zurücklassen, in dem du sie vorzufinden wünschest.

155. Tourist und Führer. Die Nichtbeachtung der Gebote 4 und 5 hat hauptsächlich dazu beigetragen, das schöne persönliche Verhältnis zwischen Tourist und Führer, wie es früher war und sich heute noch sofort ergibt, wenn ein erfahrener Alpinist und ein alter Führer miteinander gehen, wesentlich zu verschlechtern. Es ist hier nicht der

Raum gegeben, auf das wichtige Kapitel des Verkehrs zwischen Tourist und Führer ausführlich einzugehen; deshalb beschränke ich mich nur auf die allernotwendigsten Winke und empfehle im übrigen dem alpinen Anfänger das eingehende Studium der „Beobachtungen in Ausübung der Führeraufsicht“ von H. *Menger* (Mitteilungen des D. u. Oe. A.-V. 1907, Nr. 12, 13 und 15), er wird sich damit manchen Aerger ersparen können.

Also: Man nehme nur die von den alpinen Vereinen *autorisierten* Führer — lasse sich den Tarif geben und stelle die Entlohnung bei kombinierten, nicht im Tarif enthaltenen Touren *vorher* fest — gehorche dem Führer in allen *technischen* Dingen, denn er hat die Verantwortung für Leben und Gesundheit der Touristen — beschränke das Gepäck, denn der Führer ist kein Tragtier — verwöhne andererseits aber den Führer nicht durch Trinkgelder, zumal wenn er nichts Besonderes geleistet hat; der weniger Bemittelte, der keine Trinkgelder zu den an und für sich hohen Tarifen geben kann, wird sonst vom Führer als Tourist zweiter Klasse behandelt. In Wirtshäusern und bewirtschafteten Hütten hat der Führer unbedingt für sich zu sorgen, den Tourenproviant teilt der Tourist üblicherweise mit dem Führer (in Italien ist dies dem Führerreglement zufolge obligat). Die Zeugnisse seien kurz und sachlich; wenn man z. B. im Führerbuch bei leichten Touren Einträge liest: er ist trittsicher und schwindelfrei, oder er führte uns sicher und mit großer Orientierungsgabe über das Pordoijoch (auf der großen Straße! ich habe diesen Eintrag selbst gelesen), so muß der Führer dazu kommen, den Touristen für einen — Trottel zu halten. Grobe Verstöße gegen die Führerordnung zeige man unnachsichtlich an.

Die Maximaldauer der Touren ist im Tarif angegeben (benötigt man mehr Zeit, so werden Ueberstunden besonders entlohnt). Die angegebene Zeit ist bei normalen Verhältnissen auch für bequeme Touristen völlig ausreichend und der Führer hat kein Recht, sie durch Hetzen zu verkürzen. Viele Führer haben das Bestreben, möglichst früh wieder zu Tal zu kommen, um eine neue Tour zu bekommen, man lasse sich deshalb nicht durch nichtige Vorwände abhetzen und den Genuß an der Tour verkümmern.

Allen Differenzen wird am besten vorgebeugt, wenn der Führer sich möglichst bald überzeugt, daß der Tourist die einschlägigen Vorschriften kennt und einerseits auf seinem Recht besteht, andererseits aber auch die Rechte des Führers respektiert.

156. Führerlose und Führer. Leider besteht vielfach ein gespanntes Verhältnis zwischen Führerlosen und Führern. Die Schuld liegt zum geringeren Teil an den ersteren, indem sie oft demonstrativ ihre Ueberlegenheit, keine Führer zu benötigen, bekunden oder sich auch durch Unerfahrenheit in Lagen bringen, wo dann doch die Führer wieder helfen müssen, zum größeren Teil aber bei den Führern, die den Entgang des Verdienstes durch die Zunahme der führerlosen Touren unangenehm empfinden. Der Gerechtigkeit halber muß ich jedoch ausdrücklich bemerken, daß sich auch viele Führer, namentlich unter den älteren finden, die den Führerlosen gerne mit Ratschlägen an die Hand gehen.

In den letzten Jahren sind mehrfach Klagen über ein direkt feindseliges Verhalten der Führer ver-

öffentlicht worden, z. B. die absichtliche Entfernung von Markierungspapier. Jeder Führer ist sich unbedingt bewußt, daß er hierdurch die Gesundheit und das Leben der Touristen gefährdet und die Unterlassung der Anzeige seitens letzterer aus falsch angebrachter Sentimentalität muß als ein Unrecht gegen alle anderen Führerlosen angesehen werden. Die Strafgesetze geben genügend Handhabe, um sehr energisch gegen diesen Unfug einschreiten zu können.

157. Reisezeit. Die beste Reisezeit ist von Anfang Juli bis Mitte September; vorher sind häufig noch die Schneeverhältnisse ungünstig, namentlich kommt nach schneereichen Wintern die Lawinengefahr in Betracht. Andererseits sind Gletschertouren im Juli häufig durch die Schneebedeckung viel leichter auszuführen, als es später der Fall ist. Für die südlichen Alpen ist die Zeit von Anfang August bis Mitte September wegen der geringeren Hitze und der reineren Aussicht vorzuziehen. Wenn nicht frühzeitige Schneefälle eintreten, ist auch noch die zweite Hälfte September und selbst noch der Oktober für nicht zu lange Felstouren sehr schön; die Kürze des Tages wird teilweise durch die Kühle und die dadurch vermehrte Leistungsfähigkeit aufgehoben. Erschwert werden Spätherbsttouren dadurch, daß die Hütten mit sehr wenigen Ausnahmen geschlossen sind.

Wintertouren werden heutzutage, außer im Vorgebirge, kaum mehr ohne Skier ausgeführt und fallen daher außerhalb des Rahmens dieser Besprechung. (Vergl. Absch. IV. 1.)

158. Aufbruchszeit. Im allgemeinen soll man möglichst früh aufbrechen; in der Morgenkühle geht man leichter, bei Gletschertouren hat man den Vorteil des harten Schnees, und auch die Anwartschaft reine Aussicht zu haben, ist, zumal im Sommer, größer. Auch Steinfall- und Lawinengefahr machen oft frühzeitigen Aufbruch unbedingt nötig. Das gleiche gilt bei viel Zeit erfordernden Touren; nichts ist unangenehmer, als mit jeder Minute geizen zu müssen. Allzufrüher Aufbruch ist dann nicht rätlich, wenn man bald an schwierige Stellen kommt, zu deren Bewältigung das Tageslicht erforderlich ist oder bei Felstouren, wenn es sehr kalt ist, wodurch das Klettern sehr unangenehm und auch schwieriger wird. Ein erfahrener Bergsteiger wird, wenn er mit Führer geht, die Aufbruchsstunde selbst festsetzen, nachdem er sich mit ihm gegebenenfalls über die maßgebenden Verhältnisse besprochen hat. Bei den Führern spielen oft nicht sachliche Rücksichten eine große Rolle für die Aufbruchszeit.

Unternimmt man keine Besteigung und geht nur zu einer Hütte, so ist es üblich, so spät aufzubrechen, daß die Unterkunft erst abends erreicht wird. Wenn es nicht zu heiß ist, empfiehlt es sich, so früh aufzubrechen, daß man mindestens zwei Stunden vor Sonnenuntergang auf der Hütte ist, denn der Abend ist oft das schönste; man hat Zeit, die Vorbereitungen für den folgenden Tag in Ruhe zu treffen und kann trotzdem früh zu Bette gehen. Außerdem ist es namentlich bei führerlosen Touren häufig notwendig, am Abend vorher noch zu rekognoszieren. Für mich waren immer die Tage mit die schönsten, wo ich früh auf der Hütte anlangte und die Hochgebirgswelt in vollster Muße genießen konnte.

159. Literaturkunde und Kartographie. Wer führerlos geht, muß selbstverständlich die einschlägige

Literatur genau kennen und mit dem besten vorhandenen Kartenmaterial versehen sein. Aber auch der Führertourist wird mehr Genuß haben, wenn er die allgemeine Topographie der Alpen und speziell diejenige des von ihm bereisten Gebietes kennt. Das letztere ist auch deshalb notwendig, um bei eintretendem Witterungswechsel, der die Durchführung einzelner Touren unmöglich machen kann, seinen Plan entsprechend ändern zu können.

Die literarische Grundlage für Bergtouren in den Westalpen sind Studers „Eis und Schnee", Tschudi „Der Tourist in der Schweiz" sowie die leider noch nicht ins Deutsche übersetzten „Climbers guides" von Conway; für die Ostalpen der „Hochtourist" von Purtscheller und H. Heß.

Zur Einführung in die Hochtouristik sind vor allem das klassische Werk „Hochtouren, ein Handbuch für Bergsteiger" (dem nur mit Rücksicht auf die jetzige alpine Technik eine Neubearbeitung zu wünschen wäre) von C. T. Dent und „Die Gefahren der Alpen" von Zsigmondy-Paulke zu nennen.

Als Uebersichtskarte kommt die Ravensteinsche Karte der Schweiz und der Ostalpen (1 : 250 000) in Betracht, als Detailkarten für die Schweiz der Siegfried-Atlas (1 : 50 000), für die Ostalpen die Spezialkarten des D. u. Oe. A.-V. (für die vom D. u. Oe. A.-V. noch nicht bearbeiteten Gebiete Freitags Touristen-Wanderkarten (1 : 100 000), in letzter Linie die österreichische Spezialkarte (1 : 75 000), für Italien die Carta topografica (1 : 75 000 und 1 : 100 000), für Frankreich die Carte de la France (1:100 000).

2. Die Technik des Bergsteigens.

Die Gefahren der Alpen.

160. Von den Gefahren der Alpen. Das Hochgebirge birgt durch seine Eigenart für den Bergsteiger eine nicht unerhebliche Anzahl von Gefahren. In ihrer Ueberwindung besteht zum größten Teile die Technik des Bergsteigens. Eine eingehendere Würdigung werden sie bei Besprechung der alpinen Technik selbst finden. (Vgl. insbes. Nr. 171 u. 182.)

Die Gefahren der Alpen sind ihrer Natur nach zweifach; nämlich erstens solche, welche ausschließlich in den elementaren Gewalten und solche, welche in der geistigen und körperlichen Unzulänglichkeit des Menschen begründet sind. Die Bezeichnung der ersteren als „objektive", der letzteren als „subjektive" ist seit E. Zsigmondy allgemein geworden.

Die objektiven Gefahren sind bedingt durch die besonderen Eigentümlichkeiten des Hochgebirges, (Beschaffenheit der Felsen, des Schnees, Eises) und dessen unter dem Einfluß der Atmosphärilien wechselnden Zuständen und Veränderungen (Steinschlag, Schnee- und Eislawinen, das Wetter selbst).

Die subjektiven Gefahren bestehen im Versagen der geistigen wie körperlichen Kräfte, unzureichender Orientierungsgabe, mangelnder Erfahrung, nicht erkannter Schwierigkeiten u. dgl. Aus letzterem Umstand resultiert gewöhnlich die große Gefahr der Selbstüberschätzung des eigenen Könnens als der häufigsten Ursache von alpinen Unfällen.

Während die objektiven Gefahren jedem Menschen gegenüber gleich bleiben, ist die Größe der subjektiven Gefahren für jeden Menschen verschieden; sie ist proportional seinem bergsteigerischen Wissen und Können. Paulke führt aus: „wie manche Gefahren insofern sie zu den subjektiven gehören, als ohne das Vorhandensein des Menschen ihr Eintritt nicht erfolgt, aber die Momente, die dem Menschen verhängnisvoll werden, doch im Objekt ruhen und erst durch den Menschen zu unheilbringender Wirkung veranlaßt werden."

Hiezu gehören alle die Gefahren, die man durch Beherrschen der bergsteigerischen Technik vermeiden kann und die er deshalb verschuldete Gefahren nennt.

Diese anscheinend rein theoretische Auseinandersetzung ist deshalb von praktischer Wichtigkeit, weil sie die allgemeine Richtlinie bietet, nach der alpine Unternehmungen vorher auf Durchführbarkeit und Unglücksfälle auf die veranlassenden Ursachen zu prüfen sind. Eine eingehendere Charakterisierung der alpinen Gefahren ist gelegentlich der Besprechung der alpinen Technik vorbehalten.

Die alpinen Unfälle dienen den Gegnern des alpinen Sports als größte Handhabe; die sensationelle Behandlung durch die Tagespresse leistet hierin Vorschub. Abgesehen davon, daß mit dem Sport immer eine gewisse Gefahr verbunden ist — sie bildet, wie wir wissen, einen integrierenden Bestandteil des Begriffs — zeigt die Statistik, daß die Anzahl der alpinen Unglücksfälle außerordentlich überschätzt wird. Obwohl jährlich Hunderttausende die Berge besteigen, ist der Durchschnitt der letzten 7 Jahre (nach Moriggl) wie folgt: Winterunfälle $^{9}/_{8}$, halbalpine Unfälle $^{46}/_{34}$ und hochalpine Unfälle $^{40}/_{30}$, wobei der Nenner die Zahl der Umgekommenen angibt und unter halbalpinen Unfällen solche im Gebiete der Vor- und Mittelalpen, bei leichten Paßübergängen und Gipfeln und auf Spaziergängen verstanden sind.

Wenn man bedenkt, daß das Automobilfahren eine weit größere Zahl gänzlich unbeteiligter Opfer erfordert, so ist der Vorwurf, der in dieser Richtung dem Alpinismus gemacht wird, gänzlich unbegründet. Dies kann denen gegenüber, die vom Wesen des Sports und speziell des alpinen Sports nichts verstehen, nicht scharf genug betont werden, wie es aber auch andererseits geboten ist, die durch Leichtsinn veranlaßte Gefährdung des eigenen Lebens oder dasjenige anderer (was oft Hand in Hand geht) strenge zu verurteilen.

Vom Gehen im allgemeinen, das Abfahren.

161. Allgemeines. Die körperliche Haupttätigkeit des Bergsteigens besteht im Gehen; die Technik des Gehens im Gebirge muß gelernt werden, soll unter möglichster Schonung der Kräfte die größtmöglichste Leistung erzielt werden. Der Anfänger wird zuerst weniger deshalb ermüden, weil Muskeln, Herz und Lunge noch nicht entsprechend gewöhnt sind, als weil er nicht richtig, nicht rationell geht; die Mechanik des Gehens zu erlernen, muß deshalb für jeden das erste sein.

162. Vom Bergaufgehen. Alle Anfänger gehen zu schnell. Geschwindigkeit und Tempo des Steigens muß danach bemessen werden, daß weder ein wesentlich vermehrter Herzschlag noch ein erschwertes Atmen eintritt.

Eine gute Kontrolle bildet die Leichtigkeit, mit der man spricht. Wer sich beim Sprechen anstrengen muß, steigt zu schnell.

Im allgemeinen vermeide man viel zu reden, rauchen ist ganz zu unterlassen; das Einatmen soll durch die Nase, das Ausatmen durch den Mund erfolgen. Atmet man durch den Mund ein, so trocknen die Schleimhäute sehr rasch aus; bei starkem Wind benimmt es den Atem.

Die Schnelligkeit richtet sich im allgemeinen nach der Steigung; je größer diese, desto langsamer muß das Tempo sein. Bei vorübergehend geringerer Steigung beschleunige man jedoch nicht das Tempo; möglichste Gleichmäßigkeit ist von großem Vorteil. Gehen mehrere gemeinsam, so muß sich das Tempo nach dem Schwächsten richten.

Sehr wichtig ist, wie schon bemerkt, die Mechanik des Gehens. Die Bewegungen sollen langsam, gleichsam bedächtig, ausgeführt werden, der Anfänger hat immer zu hastige Bewegungen.

Der vordere Fuß soll den rückwärtigen hebend nachziehen; das Abschnellen des hinteren Fußes ermüdet Waden- und Fußmuskeln.

Der richtige Gebrauch des Pickels oder Bergstockes, dem die Aufgabe zufällt, einen Teil des Körpergewichtes während des Nachziehens des rückwärtigen Fußes aufzunehmen, erleichtert das Steigen in hohem Maße.

Bei jedem Tritt muß die richtige Stelle gewählt und der Fuß mit der ganzen Sohle aufgesetzt werden; stolpern und ausgleiten wird hiedurch vermieden.

Sehr empfehlenswert ist, einen Grashalm in den Mund zu nehmen; das regt die Speichelsekretion an, zwingt den Mund geschlossen zu halten und verhindert dadurch das Austrocknen der Rachenschleimhäute. Noch besser ist es, Drops oder andere Bonbons auf der Zunge zergehen zu lassen, namentlich bei großen Gletschertouren.

163. Das Bergabgehen. Es ist bekannt, daß das Bergabgehen viel mehr Uebung erfordert, als das Bergaufgehen, da die Trittsicherheit und das richtige Finden des Gleichgewichts schwerer ist. Die Kniee sollen leicht gebogen sein und *federn*. Je steiler der Hang, desto mehr soll man sich mit dem Oberkörper nach vorne neigen und gegen den Berg treten, dadurch wird einem Ausgleiten am besten vorgebeugt. Auf Schneehängen tritt man mit den Absätzen fest in den Schnee ein, je schüchterner man auftritt, desto leichter gleitet man aus. Den *Pickel* halte man mit beiden Händen so nach *rückwärts*, daß er in jedem Moment das Körpergewicht aufnehmen kann. Auf harten Schneehängen schlägt man die Spitzhaue, bei weichen die Schaufel ein, um bei etwaigem Ausgleiten daran Halt zu finden. Bei sehr steilen Schneehängen steigt man, die Brust gegen den Hang gekehrt, ab, tritt mit dem Vorderfuß in den Schnee und rammt den Pickel ein, um beim Ausgleiten einen Halt zu haben.

164. Traversieren von steilen Hängen. Hiebei trete man auf Gras- und steinigen Hängen fest mit der inneren Kante der Sohle und des Absatzes auf und halte den Pickel mit beiden Händen gegen den Hang, um, wie beim Bergabgehen, eine Stütze daran zu finden, wenn man ausgleitet. Den Pickel wie einen Spazierstock mit der vom Hang abgewendeten (äußeren) Hand zu gebrauchen, indem man auf diese Weise eine Stütze sucht, ist falsch. (Firnhänge s. Nr. 187.)

165. Das Gehen auf lockerem

Geröll ist im Aufstieg wegen des Nachgebens sehr mühsam, im Abstieg macht es Anfängern aus dem gleichen Grunde Schwierigkeiten. Am sichersten und raschesten kommt man beim Abstieg vorwärts, wenn man den Pickel nach rückwärts horizontal hält oder in die lockere Masse drückt und gänzlich unbekümmert um die ausweichende oder sich bewegende Unterlage mit etwas vorwärts geneigtem Oberkörper und leicht gebogenen Knien stetig vorwärts geht.

Beim Traversieren hält man den Pickel seitwärts gegen den Hang; auch hier ist es am besten, immer in Bewegung zu bleiben; der nächste Schritt muß gemacht werden, ehe unter dem vorhergehenden die Unterlage ins Rutschen gekommen ist.

166. **Das Gehen auf Moränen.** Die Moränen bestehen, namentlich im Urgebirge, der eigentlichen Heimat der Gletscher, aus großen Blöcken, die meist nur lose aufeinandergeschichtet sind. Dem Anfänger fällt das Gehen schwer, weil er fürchtet, daß die labile Unterlage unter seinen Tritten weicht; der Erfahrene geht spielend darüber hin. Die Tritte werden durch das Auge festgestellt, man bevorzuge die Felsen, die auf breiter Basis liegen und trete lieber auf die Kanten; auch hüte man sich davor, in die Löcher zwischen den Steinen zu treten. Man halte immer schon die nächsten Tritte im Auge, um sie rasch zu erreichen, wenn diejenigen, die man gerade inne hat, nachgeben. Das Gehen wird eigentlich zur fortwährenden Balance, je weniger man besorgt ist, desto sicherer geht man, desto rascher kommt man vorwärts.



35. Gehen auf Moränen.

167. **Das Gehen auf aperem Gletscher** erfordert keine besondere Uebung; die körnige Struktur des Gletschereises bietet eine so rauhe Oberfläche, daß bei mäßiger Neigung die Trittsicherheit ohne weiteres gewährleistet ist. Die Spalten sind sichtbar und bieten deshalb keine Gefahr. Noch bequemer ist das Gehen auf nicht zu steilem Firn, da hier die Oberfläche weniger unregelmäßig ist, als auf dem Gletscher. Schwieriger und ermüdender ist

168. **Das Gehen auf weichem Schnee.** Der Hauptvorteil besteht darin, flach aufzutreten und das Gewicht möglichst auf beide Füße zu verteilen, weil man dann weniger einsinkt. Besonders bei verharschtem Schnee bietet diese Art des Gehens, wobei man gleich einer Katze schleicht, ohne fest aufzutreten, große Vorteile. Der geübte Schneegänger geht streckenweit ohne einzusinken, wo der Ungeübte bei jedem Schritt einbricht. Wenn ein Fuß einsinkt, so strebe man mehr danach, den nicht gebrauchten Fuß vorwärts zu bringen, als zu versuchen, dem Einsinken des andern Einhalt zu tun.

Wo man bei mildem Wetter die Wahl des Weges hat, bevorzuge



Sicherung in einer steilen Eisrinne. (Zu Nro. 186.)

man in früher Morgenstunde die Seite, die des Nachmittags im Schatten lag; sie ist stärker gefroren, als diejenige, welche der Einwirkung der letzten Sonnenstrahlen ausgesetzt war. Nach Sonnenaufgang ist selbstredend die Schattenseite zu wählen, da die Sonne den Schnee unglaublich rasch erweicht.

169. Abfahren nennt man das absichtliche, stehende oder sitzende Hinabgleiten auf Schnee. Es ist ein herrliches Vergnügen, auf diese Weise im Abstieg Hänge in wenigen



36. Abfahrt.

Minuten zu passieren, zu deren Erklimmung man morgens Stunden benötigte. Zwei Vorbedingungen sind nötig, um sich dieses Vergnügen zu erlauben: genaue Kenntnis oder Möglichkeit der Beurteilung des ganzen Hanges und dann des Terrains unter ihm. Man fahre nur da ab, wo man gegebenen Falles jederzeit sofort anhalten kann. Deshalb kann man nicht abfahren, wenn der Schnee häufig mit aperem Eis wechselt, wenn die Eisunterlage nur dünn mit Schnee belegt ist, wenn der Schnee zu hart ist u. dergl. Dem Anfänger kann nur dringend geraten werden, lieber hundertmal auf das lockende Vergnügen zu verzichten, als einmal unvorsichtig abzufahren, denn ein Aufhalten auf steilem Hang ist, wenn man fällt und ins Rollen u. dergl. kommt, für den Geübten schwierig, für den Ungeübten unmöglich; er ist dann ausschließlich dem Zufall preisgegeben. Am besten lernt man das Abfahren, wenn das Seil in der Hand eines sicheren Führers oder Kameraden ist, oder auf Hängen, wo auch im Falle eines Sturzes nichts zu befürchten ist. Letzteres kann aber wieder nur der Bergerfahrene beurteilen.

Die Regel ist, stehend abzufahren. Die Hauptsache ist, den Körper und die Kniee gerade zu halten; man gleitet auf beiden Fußsohlen, je flacher die Sohle gehalten wird, desto schneller ist die Fahrt. Das Bremsen geschieht durch Heben der Fußspitzen, wodurch die Last auf den Absätzen ruht und durch das Eindrücken der rückwärts gehaltenen Pickelspitze. Den Pickel faßt man dabei mit einer Hand an der Haue. Wenn man stürzt, halte man nur einen Gedanken fest: den Pickel nicht auszulassen und die Klinge in den Schnee einzutreiben. Am besten erfaßt man auf festem Schnee hiezu die Schaufel und stößt die Spitzhaue wie einen Dolch in den Schnee. Nur auf diese Weise konnte ich mich am Gran Sasso bei einem Sturz, der infolge Einbrechens der Füße in eine Höhlung erfolgte, wieder zum Halten bringen und vor dem Absturz bewahren. Fahren mehrere am Seil ab, so ist gegenseitige Rücksichtnahme in

bezug auf Geschwindigkeit erforderlich, damit sich niemand in das Seil verwickelt oder einen plötzlichen Ruck erhält.

Sitzend fährt man ab, wenn der Schnee so weich ist, daß man nicht stehend abfahren kann oder wenn er mit einem dünnen Harsch überzogen ist, durch den man stehend einbricht. Man bremst durch Einstoßen der Absätze, Aufstehen und Einhauen des Eispickels. Genaue Beurteilung der Beschaffenheit des Hanges ist beim sitzenden noch viel wichtiger als beim stehenden Abfahren.

In den Felsen.

170. Besonderer Reiz der Felstouren. Naturgemäß strebte der Mensch zuerst danach, die höchsten eis- und firnbelasteten Gipfel der Alpen zu besiegen. Erst später wandte er sich den niedrigeren Kalkalpen zu und heutzutage ist das Felsklettern die bevorzugteste Betätigung des alpinen Sports. Der Grund liegt in der viel größeren Abwechslung der Muskelarbeit in den Felsen — jeder Schritt, jede Stelle ist anders — und der größeren Unabhängigkeit des Einzelnen selbst bei Führertouren. Dazu kommt, daß die ungeheure Entwicklung der Felstechnik eine unabsehbare Anzahl neuer Ersteigungswege und Ersteigungsmöglichkeiten geschaffen hat, die vom sportlichen Stand. punkt aus reizen. Allerdings ist als Schattenseite nicht zu verkennen, daß aus diesem Grunde für viele die Alpen fast nur mehr zum Turngerüste geworden sind, daß falscher Ehrgeiz, Sensation, Ruhmredigkeit und Rekord auch hier sich zum Schaden des idealen Wesens des Alpinismus eingeschlichen haben.

171. Die objektiven Gefahren der Felsen sind Steinfall, Brüchigkeit infolge der Gesteinsart und deren Veränderung durch Verwitterung und Vereisung. Der Steinfall wird teils durch Menschen oder durch Tiere (Gemsen, Ziegen) veranlaßt, teils hat er natürliche Ursachen. Die Steinfallgefahr nimmt zu mit der Höhe des Berges und der Verwitterung des Gesteins; sie ist auch abhängig von dem Wetter, der Tages- und Jahreszeit. Am häufigsten und ergiebigsten sind Steinfälle bei und nach Regengüssen, nach Schneeschmelze und nach der Bestrahlung durch die Sonne in den ersten Morgenstunden infolge der Lockerung des durch Frost verkitteten Gesteins durch die Erwärmung.

Der natürliche Weg der fallenden Steine sind Rinnen und Couloirs; da die Steine im großen ganzen den gleichen Weg nehmen, so sind steinfallgefährliche Stellen durch Anhäufung des heruntergefallenen Materials schon von ferne erkenntlich.

Müssen steinfallgefährliche Stellen passiert werden, was oft nicht zu vermeiden ist, so gibt es kein anderes Mittel, als sie tunlichst schnell zu überwinden. Wo der Aufstieg nur in steinfallgefährlichen Rinnen und Kaminen unternommen werden kann, ist es notwendig, ihn in den frühesten Morgenstunden und bei einem Wetter zu vollführen, das Steinfall möglichst ausschließt.

Sehr häufig werden Steine durch Menschen losgelöst und man muß daher auf häufig bestiegenen Bergen ebensosehr darauf bedacht sein, keine Steine loszutreten, die unterhalb befindliche Partien treffen könnten, als man auch selbst auf Steinfall von oben gefaßt sein muß. Vorsichtiges Klettern ist in solchen Fällen nötig, jeder Stein, der mit Hand oder Fuß berührt wird, ist zu prüfen; ein geschickter Kletterer

bewegt sich lautlos da, wo der sich hastig bewegende Anfänger den halben Berg in Bewegung setzt. Auch der Pickel oder das am Felsen schleifende Seil können Steine losmachen.

Der Schaden, den ein fallender Stein anrichtet, ist von seiner Größe und Geschwindigkeit abhängig; aus letzterem Grunde ist es notwendig, daß die Teilnehmer einer Partie möglichst nahe beisammen bleiben; bei sehr steinfallgefährlichen Routen kann es vorkommen, daß auch mehrere Partien nur mitsammen steigen können und an den gefährlichsten Stellen die unteren Teilnehmer Deckung suchen und die oberen nach dem Passieren der bez. Stellen wieder auf die unteren warten müssen.

Wenn trotz aller Vorsicht Steine herabkommen, so gibt es nichts anderes, als rasch Deckung unter einem Felsen zu suchen oder sich zum mindesten aus der wahrscheinlichsten Fallrichtung zu entfernen, an die Wand zu schmiegen und seinem Glück zu vertrauen.

Je größer die Brüchigkeit der Felsen, desto schwieriger ist eine Klettertour wegen der Unverläßlichkeit der Griffe und Tritte, desto größer die erforderliche Vorsicht. Vereisung der Felsen kann eine sonst unschwierige Tour unmöglich machen. (Lawinen, die sich natürlich auch bei mit tiefem oder losem Schnee bedeckten Felsen bilden können, siehe Nr. 182).

172. Die Hilfsmittel des Kletterers sind Pickel, Steigeisen, Kletterschuhe und last not least das Seil mit Zubehör (Seilringe, Mauerhaken rc.) und Markierungspapier. Der Pickel, der im Abstieg als Stütze verwendet wird, ist schon erwähnt worden. Außerdem kann er dazu dienen, einen künstlichen Tritt herzustellen, indem man z. B. die Spitze in eine Spalte zwängt und ihn so hält, daß der Genosse darauf treten kann. Im allgemeinen ist er jedoch beim Klettern hinderlich und wird besser beim Einstieg in die Felsen zurückgelassen, wenn man den gleichen Rückweg nimmt und ihn während der weiteren Tour nicht benötigt. Muß er mitgenommen werden, so befestigt man ihn mittelst der Pickelschlinge am Handgelenk.

Die Steigeisen sind vorzüglich auf bratschigem und morschem Gestein und auf mit Schutt bedeckten Platten (wie z. B. im Karwendelgebirge); ferner auf vereisten und verschneiten Felsen, auf steilen Rasenhängen und gefrorenem Schutt; sie ermöglichen Touren, die ohne sie schlechterdings nicht ausführbar wären. Auf harten und trockenen Felsen (wie z. B. in den Dolomiten) sind die Kletterschuhe von unübertrefflichem Wert dadurch, daß sie gegenüber den genagelten Schuhen einen unglaublich sicheren und festen Stand geben.

Das wichtigste Hilfsmittel ist das Seil; es dient nicht nur zur gegenseitigen Versicherung, sondern auch zur Bewältigung von Stellen, die ohne Seil überhaupt unüberwindbar wären.

Wann das Seil zur Sicherung angelegt wird, hängt von der Schwierigkeit der Felsen und von der Qualität der Steiger ab. Maßgebend ist in letzterer Hinsicht, daß das Seil genommen wird, wenn dem schwächsten Gefährten Gefahr drohen könnte. Grundsätzlich müssen die Teilnehmer der Partie durch das Seil fest verbunden, „angeseilt" werden (das Halten mit den Händen allein genügt nicht), im schweren Fels darf sich nur immer einer bewegen, während der ander so festen Stand haben und womöglich das Seil um einen Felszacken schlingen

uß, daß er auch im Falle eines turzes des Gefährten nicht aus iner Stellung herausgeworfen ird. Die Länge des auszu=ebenden Seiles richtet sich nach er Entfernung der Haltepunkte er Kletternden, der feststehende ibt so viel aus, als der sich be=wegende benötigt. Bei unbekannten, chwierigen Touren, namentlich im Abstieg, muß deshalb für ent=sprechende Seillänge vorgesorgt sein.

Die einfachste Art des Anseilens ist mittels des Führerknotens (Sackstich), der sich sowohl für die Endschlinge, als auch für den Mittelmann (bei Dreien) eignet nnd am leichtesten zu machen ist. Die



37. Führerknoten.

Aus: Anwendung des Seiles der Alpenvereinssektion Bayerland.

Seilschlinge wird um den Brust=korb gelegt (bei Damen um die Taille) und so angezogen, daß man noch gut atmen, aber nicht aus der Seilschlinge herausgleiten kann. Ist das Seil zu lang, so wird das überflüssige Ende vom Vordersten um den Leib (von einer Schulter zur andern Hüfte) geschlungen.

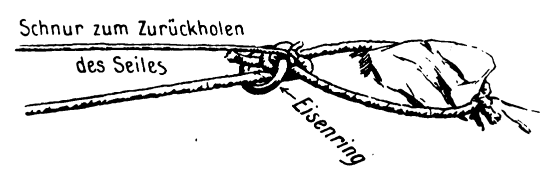
Beim Aufwärtssteigen kann der Untenstehende den Vorauskletternden im Falle eines Sturzes nur bedingt vor dem völligen Absturz bewahren, während der Nachfol=gende vom Obenstehenden am leicht gespannten Seil sofort gehalten werden kann, wenn er ausgleiten sollte. Unter Umständen kann sich auch der erste von oben sichern, wenn es ihm gelingt, das Seil über einen Felsvor=sprung (ev. Mauerhaken) zu legen, so daß es vom zweiten (von unten) angezogen werden kann. Wenn das Seil vom Nachsteigenden be=nützt wird, um sich ziehen zu lassen, so ist das insofern eine miß=bräuchliche Anwendung, als der=jenige, der solcher Hilfen benötigt, der Tour nicht gewachsen ist. Frei=lich werden heutzutage viele Unbe=rufene auf schwierige Gipfel hinauf=gehißt.

Beim Abstieg ist es umgekehrt, indem der Vorauskletternde vom Obenstehenden besser versichert werden kann. Deshalb wird der bessere Kletterer im Aufstieg als erster, im Abstieg als letzter gehen.

Schwerer, unter Umständen un=möglich ist die Versiche=rung beim Traversieren, weil der Stürzende in die Wand hinausgeworfen wird. Wenn das Seil in solchen Fällen nicht mit Hilfe eines Felszackens und dergl. festgelegt wer=den kann, ist es praktisch wertlos, weil der Fest=stehende durch den Ruck mitgerissen wird; höchstens kann ihm „mora=lischer“ Wert zugesprochen werden.

Unbedingt nötig ist, daß der Nachkommende — sei es im Auf= oder Abstieg — ruhig steht, während der andere klettert, was von An=fängern häufig nicht genügend beachtet wird.

Außer als Sicherungsvorrichtung oder zugleich mit dieser wird das Seil zur Ueberwindung von tech=nischen Schwierigkeiten verwendet. Beim Aufwärtsklettern ge=schieht dies in der Weise, daß der Erste das Seil nach oben um einen Felszacken wirft, der verläßigen Halt gewährt (was zu beurteilen oft die größte Schwierigkeit bietet), während der Untenstehende das Seil festhält. Findet sich kein ge=eigneter Haltepunkt für das Seil,



38. Verwendung der ganzen Seillänge.

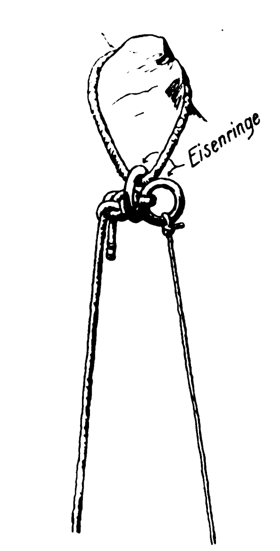
Aus: Anwendung des Seiles der Alpenvereinssektion Bayerland.

kann man sich nur mittels eines eingetriebenen Mauerhakens helfen. Auf ähnliche Weise kann man sich auch bei schwierigen Traversen sichern.

Viel mannigfaltiger und wichtiger ist der Gebrauch des Seiles beim Abstieg. Wo die Felsen so steil, überhängend oder griffarm sind, daß man nicht mehr in der gewöhnlichen Weise klettern kann, ist man genötigt sich abzuseilen. Der Vorauskletternde wird hiebei durch allmähliches Nachlassen des Seiles herabgelassen, wobei er sich mit den Füßen tunlichst an den Felsen zu stützen hat, um sein Gewicht zu erleichtern und nicht ins Pendeln zu kommen. Wenn der Abseilende hiebei das Seilende um einen Vorsprung und dergl. laufen läßt, gewährt dies den Vorzug größerer Sicherheit; empfehlenswert ist zur Schonung des Seils mehrfach gefaltetes Papier unterzulegen.

Wenn die Füße keinen Halt mehr finden, so ist es am vorteilhaftesten, sich frei abzuseilen, ein Verfahren, das vom Letztsteigenden immer angewendet werden muß. Die einfachste Methode ist die am doppelten Seil, das um einen Felsvorsprung gelegt wird. Bei nicht entsprechend geübten Kletterern muß allerdings der Vorankletternde noch mittels eines zweiten Seiles gesichert werden. Wenn die beiden Seilstränge enge aneinander liegen, so werden beide, wenn sie weit auseinanderstehen, nur einer benützt; der Untenstehende muß im letzteren Fall das andere Ende festhalten.

Muß die ganze Seillänge zur Verwendung kommen, oder ist zu befürchten, daß das Seil sich am Haltepunkt leicht festklemmt und dann schwer oder gar nicht abzuschnellen oder durchzuziehen ist, so benützt man Seilringe, von denen man einen Vorrat im Ruck-



39. Verwendung der ganzen Seillänge.
Aus: Anwendung des Seiles der Alpenvereinssektion Bayerland.

sack mitführt. Sehr praktisch ist ein eingeknüpfter Eisenring, durch den das Seil läuft. Wenn sich keine geeigneten Punkte zum Anbringen eines Seilrings darbieten, bleibt auch hier nur das Einschlagen eines Barrenringes übrig.

Eine einfache und sichere Art für den Letzten ist, sich an einem Schnur herabgezogen. Das Klettern am einfachen Seil ist immer schwieriger, als am doppelten und deshalb nur ganz geübten Kletterern anzuraten.

Beim freien Abseilen muß guter Kletterschluß mit den Füßen genommen werden, der es ermöglicht, sich langsam herabzulassen und



40. Kletterschluß.

Aus: Anwendung des Seiles der Alpenvereinssektion Bayerland.



41. Freies Abseilen.

Ende des Seiles, das durch einen Seilring läuft, anzubinden und herabzulassen, während der Gefährte das andere Ende entsprechend nachläßt.

Wenn die Abseilstelle so hoch ist, daß die Länge des doppelt genommenen Seiles nicht ausreicht, so wird das Seilende mit einem größeren Eisenring oder einem Holzknebel versehen, der nicht durch den Abseilring durchgleiten kann. Nach Beendigung des Abseilens wird das Seil mittels einer dünnen durch stärkeres Aufdrücken auch völlig zu bremsen.

Wenn Pickel und Gepäck beim Klettern hinderlich sind, werden auch diese auf- bezw. abgeseilt.

Ein Beispiel origineller Seilverwendung, die allerdings fast den Charakter sensationeller Equilibristik trägt, zeigt Bild 43. Die „Besteigung“ eines touristisch gänzlich belanglosen Dolomitzackens, wie man tausende finden könnte, wurde dadurch ermöglicht, daß von dem benachbarten Gipfel eine an einer



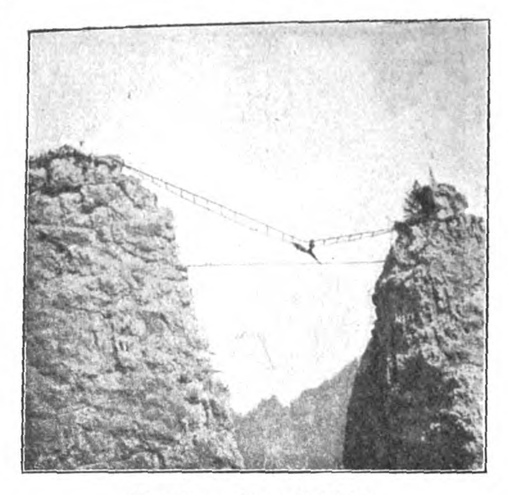
42. Abseilen am doppelten Seil.

Schnur befestigte Bleikugel hinüber geworfen wurde, die ein an der Basis der Guglia aufgestellter Träger auffing und daran ein Seil hinüberzog, das die Verbindung zwischen den beiden Gipfeln herstellte. Dieses benützten dann die Besteiger als luftigen Pfad.

Wo der Rückweg schwer zu finden ist — und das ist häufig der Fall, denn im Abstieg ist das Terrain viel schwerer zu überblicken als im Aufstieg — verwendet man rotes Markierungspapier, das mit einem Stein beschwert an markanten Punkten festgelegt wird, man markiert sich also den Weg. An besonders wichtigen Stellen empfiehlt sich die Errichtung von weither sichtbaren Steindauben.

In den Zentralalpeu und österreichischen Dolomiten sind die Führer im allgemeinen mit guten Seilen ausgerüstet, in allen anderen Gebieten überzeuge man sich von der Beschaffenheit des Seils, wofern man kein eigenes mit sich führt. Die Italiener und Franzosen bringen öfters Seile mit, die höchstens zum Anbinden eines Kalbes brauchbar sind.

173. Grundregeln des Kletterns. Wenn die Beschaffenheit des Geländes eine derartige wird, daß der Gebrauch der Füße als Stütz- und Tastorgan nicht mehr ausreicht und die Hände hiezu in Anspruch genommen werden müssen, so nennen wir diese Bewegung „Klettern“. Man bezeichnet hiebei die Stützpunkte für die Füße als „Tritte“, diejenigen für die Hände als „Griffe“. Jeder Tritt und Griff ist durch das Auge und durch Tasten sorgfältig auf seine Festigkeit und Verwendbarkeit zu prüfen, ehe wir uns ihm anvertrauen. „Man nimmt am richtigsten an, daß jeder Felsen, der mit der Hand und dem Fuß berührt wird, lose sein kann.“ (C. T. Dent). In exponierten Lagen soll der Körper stets an drei Punkten — also durch beide Füße und eine Hand, oder durch beide Hände und einen Fuß gestützt sein. Ist die Neigung so steil, daß ein Ausgleiten gefährlich werden kann,



43. Seilverwendung als Brücke.

so darf kein Haltepunkt aufgegeben werden, ehe man sich nicht eines anderen geeigneten versichert hat. Der Griff ist an solchen Stellen wertvoller wie der Tritt.

Sehr häufig hängt die Bewältigung einer Stelle davon ab, wie man die vorhandenen Tritte und Griffe benützt und einteilt. Es ist daher nötig, das nächste Wegstück vorher anzusehen und nicht blindlings zuzugreifen. Das Antreten mit dem richtigen Fuße z. B. ist oft der Schlüssel zu einer schwierigen Stelle. Der Anfänger achte genau auf seinen Führer und mache es sich dabei klar, warum dieser es so und nicht anders anpackt.

Im allgemeinen ist der Abstieg schwerer als der Aufstieg, was zum Teil daran liegt, daß es viel leichter ist, die Gangbarkeit der Felsen von unten zu beurteilen, als von oben. Dazu kommt noch, daß es beim Abstieg schwerer ist, die Tritte zu prüfen; deshalb sind die Griffe hier ganz besonders wichtig. Es muß zum Grundsatz gemacht werden, nie eine Stelle zu ersteigen, die man nicht mit Sicherheit auch im Abstieg wieder bewältigen kann, vorausgesetzt, daß man die gleiche Route auch zum Abstieg benützen muß. Dies ist vornehmlich dann zu beachten, wenn man nicht mit dem Seil ausgerüstet ist, was bei einigermaßen schwierigen Touren allerdings conditio sine qua non ist.

Beim Abstieg über mäßig geneigte Felshänge kann der Pickel eine gute Stütze sein und auch zum Prüfen eines Trittes gebraucht werden, indem man ihn an der Klinge faßt und mit der Spitze sondiert. Bei steilen Felsen kann man diesen den Rücken zuwenden oder mit dem Gesicht gegen die Felsen absteigen. Das erstere Verfahren ist immer vorzuziehen, wenn die Steilheit nicht zu groß ist, weil es so viel leichter ist zu überblicken, wo sich Griffe und Tritte finden. Bei der letzteren Art des Abstiegs

ist es notwendig, sich an den Griffen festhaltend soweit mit gestreckten Armen hinauszulehnen, daß man das nächste Stück übersieht.

Der Anfänger sehe in erster Linie darauf, daß er sicher klettert, denn es kommt zunächst nicht darauf an, eine Stelle rasch zu bewältigen; öfteres Ausgleiten macht, auch wenn gar nichts passiert, nervös und zaghaft.

„Den guten Felskletterer erkennt man daran, daß er alle Bewegungen ruhig, langsam, geräuschlos und stillschweigend vollzieht. Ruck- und sprungweises Vorgehen ist beim Klettern selten am Platze,



45. Traversierung in der Wand. Sicherung durch eingeschlagenen Mauerhaken.



44. Klettern in der Wand. Herstellung eines künstlichen Trittes mit der Schulter.

der gewiegte Felsenmann bewegt sich vorsichtig, er tastet sich mehr über die Felsen hinauf, als daß er sie erklimmt; er macht keinen Schritt nach vorwärts, ehe er nicht für Hand und Fuß einen neuen sicheren Halt erspäht hat. Er ist stets auf das Ausgleiten, Losbrechen eines Steines, auf die Versorgung des Pickels und auch auf Schonung seiner Kleider bedacht, er wird, wenn er in Gesellschaft klettert, seine Nachfolger vor trügerischen Griffen warnen,

das Seil von ihren Füßen wegziehen und lockere Steine möglich wegräumen. Er faßt nicht nur das Nächstliegende sondern auch das Entferntere ins Auge, er erkennt die Gefahr und weiß ihr zu begegnen; er wird am Ende der Tour ebenso vorsichtig über die Felsen hinabsteigen, wie zu Beginn der Bergfahrt.“ (Purtscheller.)

174. Das Klettern in Wänden sieht häufig viel schlimmer aus, als es in der Tat ist. Die abweisendsten Wände lösen sich oft bei näherer Besichtigung zu einer zahlreiche Griffe und Tritte bietenden Stiege auf. Da die Exposition im Gewände sehr groß ist, kommt es mehr auf die Festigkeit der Haltepunkte an, als auf die Steilheit. Brüchige Wände sind weit gefährlicher als festes Gestein bei



46. Am Band. Sicherung durch Seil, das über einen Felszacken (Mauerhaken) gelegt ist.

größerer Steilheit. Namentlich beim Abstieg über ausgesetzte, griffarme und brüchige Wände ist das Seil eine ganz unentbehrliche Hilfe.

Beim Traversieren, namentlich im brüchigen oder plattigen, griffarmen Gestein ist Seilversicherung allerdings sehr erwünscht, aber meist sehr schwierig. Das Seil ist hiebei so kurz zu nehmen, als es die Wahl des festen Standes für den Versichernden gestattet, damit im Falle eines Sturzes der Ruck möglichst gemildert und er nicht selbst mitgerissen wird. Im allgemeinen wird eine ausreichende Versicherung überhaupt nur möglich sein, wenn das Seil an einem Felsvorsprung festgelegt werden kann oder mittelst eingeschlagener Eisenhaken (s. o.). Die Sicherung wird bei einer Partie von mehreren wenigstens für die in der Mitte befindlichen leichter sein, weil sie von beiden Seiten gesichert werden können.

175. Bänder. Die Schwierigkeit der Bänder hängt von der Breite der Neigung gegen den Abgrund, und den vorhandenen Griffen ab. Die schmalsten Felsleisten sind unschwer zu begehen, wenn sich oberhalb gute Griffe bieten; nach außen geneigte, plattige Bänder sind, wenn griffarm, viel gefährlicher. Sind die Bänder mit Schutt bedeckt, so ist große Vorsicht geboten, da das Gerölle leicht ins Rutschen kommt.

Oefters sind die Bänder durch Risse u. dgl. unterbrochen; wenn die Unterbrechung überhaupt überschritten werden kann, so ist darauf zu achten, jenseits einen sicheren Tritt und womöglich zugleich einen festen Griff zu erfassen. Wenn die Felsen ober dem Bande überhängen, kann es notwendig werden, gebückt zu gehen, zu kriechen oder sich mit in den Abgrund baumelnden Füßen

niederzusetzen und sich mit den Händen seitwärts zu schieben.

Der Gebrauch des Seiles ist ähnlich wie beim Traversieren von Wänden. Die Sicherung wird wesentlich erleichtert, wenn es gelingt, das Seil über einen oberhalb der zu passierenden schwierigen Stelle gelegenen Haltepunkt zu führen.

176. Platten nennt man mehr oder weniger steile, glatte Felsen, die wenige oder keine Griffe und Tritte bieten.

Im letzteren Fall hängt die Möglichkeit der Begehung nur von der Neigung ab. Kletterschuhe sind besonders im glatten Gestein der Kalkalpen sehr vorteilhaft; bei vereisten Platten sind Steigeisen notwendig. Beim Abstieg wird man öfters das Gesäß verwenden, um die Reibungsfläche zu vergrößern. Seilversicherung ist nur verläßlich, wenn mindestens einer festen Stand findet; manchmal wird es gelingen, durch Einzwängen des Pickelstiels



47. Auf einer Platte.



48. Einstieg in den Kamin.

oder der Spitzhacke in kleine Spalten einen Griff oder Tritt zu improvisieren. Exponierte Platten sind mit das unangenehmste und gefährlichste, was beim Klettern vorkommt.

177. Im Kamin. Gut gestufte Kamine sind leichter als gleich gestufte Wände, zudem sind sie weniger ausgesetzt. Sehr häufig sind sie jedoch durch Schmelzwasser und Steinfall plattig und griffarm, dann ist es erforderlich, sich mit dem Rücken und Ellenbogen an die eine, mit den Füßen oder Knien an die andere Wand zu stemmen und sich so nach Art der Kaminfeger weiter zu arbeiten. Ist der Kamin hiefür zu eng oder zu seicht, so daß man nur mit einem Teil des Körpers hineinkommt, so ist die Schwierig-



49. Stemmkamin. Sicherung durch Mauerhaken.

keit wesentlich größer; ist er sehr breit, so muß man oft zu recht heiklen Spreizstellungen greifen. Ein tückisches Hindernis bilden häufig eingeklemmte Blöcke, die überklettert oder durch Hinausklettern in die Wand umgangen werden müssen.

Die Seilversicherung erfolgt ähnlich wie beim Klettern in der Wand; im Abstieg bietet eine gute Versicherung häufig geringere Schwierigkeiten, da unschwer die ganze Seillänge benützt werden kann.

178. Auf dem Grat. Die Charakteristik des Gratkletterns ist die hervorragende Ausgesetztheit des Kletterers und die meist große Brüchigkeit des Gesteins. Bei steilen Graten, die wie eine Wand erklettert werden, ist die Brüchigkeit geringer, weil das lose Gestein von selbst in die Tiefe stürzt. Die Gestaltung der Grate ist sehr verschieden; oft sind sie mit Nadeln, Zacken und Türmen gespickt, zerspalten und zersägt, oft bestehen sie nur aus losen, aufeinandergeschichteten Platten und Trümmern, die sich im labilen Gleichgewicht befinden, so vernehmlich ein Urgebirge. Genaueste Prüfung der Tritte und Griffe ist daher ganz besonders unerläßlich. Sehr schmale Grate müssen reitend oder hangelnd überwunden werden. Eine gute Seil-



50. Abstieg im Kamin.

versicherung ist dann unschwer, wenn man es so einrichten kann, daß sich die Kletternden auf verschiedenen Seiten des Grates befinden. Tiefe Einschnitte im Grat machen es oft nötig, sich abzuseilen und ein Seilstück zurückzulassen, um gegebenenfalls die Stelle auch im Rückweg bewältigen zu können.



51. Am Grat.

179. **Beschneites oder vereistes Gestein** erhöhen die Schwierigkeiten und Gefahren einer Felstour ganz bedeutend, wenn sie dieselbe nicht überhaupt unmöglich machen. Kletterschuhe sind gänzlich unbrauchbar, hingegen leisten Steigeisen vorzügliche Dienste. Die Prüfung von Griffen und Tritten erfordert deshalb die allergrößte Vorsicht, weil sie oft durch Anfrieren fest erscheinen, unter dem Körpergewicht aber doch nachgeben. Besondere Vorsicht erfordert das Passieren selbst schwach geneigter Platten, da sie wenig oder gar keine Reibung geben.

180. **Bewachsene Felsen und steile Grashänge** sind griffarm, der Kletterer ist daher nahezu gänzlich auf seine Füße, d. h. auf Trittsicherheit angewiesen. Steigeisen sind daher unerläßlich. Durch Einhacken des unmittelbar unter der Haue gefaßten Pickels kann man sich das Gleichgewicht erleichternde Griffe schaffen; das Körpergewicht darf denselben jedoch auch nicht zum geringsten Teil anvertraut werden. Seilversicherung ist meistens nicht möglich oder ganz illusorisch, weil der Versichernde keinen festen Stand findet. Nach längerer Trockenheit ist das Erdreich bröckelig, nach nassem Wetter reißen die Rasenschöpfe sehr leicht aus, was die Gefahr erheblich erhöht. Bei gefrorenem aperen Boden ist hingegen die Besteigung häufig deswegen erleichtert, weil die Steigeisen in dem durch Frost gefestigtem Boden besseren Halt finden. Schnee, der immer nur lose auf der Grasunterlage liegt, steigert die Gefahr außerordentlich.

Eine große Zahl der jährlich in den Alpen vorkommenden Unglücksfälle ereignet sich auf steilen Grashängen, oft unmittelbar neben dem guten Steig, der verlassen wird, um eine lockende Blume zu pflücken. Der alpine Anfänger und noch mehr der Spaziergänger kann vor dem Betreten derartigen Terrains gar nicht genug gewarnt werden.

In Eis und Firn.

181. **Zur Charakteristik der Eistouren.** Die Gletschertouristik führt uns in die großartigsten Regionen des Hochgebirges, in die Märchenpracht schillernder Eispa-

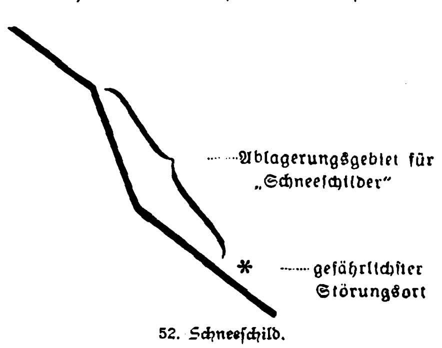
läste, abenteuerlichster Schnee- und Firnbildungen, in eine Welt, die durch die gänzlich anders gearteten klimatologischen Bedingungen eine so ganz andere ist, als die uns gewöhnlich umgebende. Wenn der reinen Felskletterei insoferne mehr Abwechslung zugesprochen werden muß als den Gletschertouren, als bei ersteren fast jeder Schritt neue Kombinationen in der Art des Vorwärtskommens bringt, wenn die Felstechnik vielleicht, was ausschließlich die turnerische Gewandtheit betrifft, größere Anforderungen stellt als die Eistechnik, so verlangt andererseits die Touristik in Eis und Firn ein weit höheres Maß von Gebirgskenntnis. Denn die elementaren Gewalten sind in den Regionen des ewigen Eises wechselnder und mannigfaltiger, die Gefahren vielseitiger, die Anforderungen an Urteil und rasches Handeln deshalb größer.

Während bei Felstouren die Muskulatur vielseitiger beansprucht wird, leisten bei Gletschertouren (das Stufenschlagen ausgenommen) die Füße die gesamte Arbeit; Trittsicherheit ist auch in höherem Maße erforderlich, weil Griffe fehlen.

182. **Die objektiven Gefahren von Schnee und Eis** sind in der Hauptsache: Lawinen, Schneewächten und Gletscherspalten.

L a w i n e n entstehen, wenn der Schnee durch die Eigenschwere ins Rutschen kommt; ihre Bildung ist abhängig von der Beschaffenheit des Schnees selbst und derjenigen der Unterlage. Je steiler und glatter die letztere, desto mehr ist die Lawinenbildung begünstigt. Einteilung und Benennung der Lawinen ist eine verschiedene; ich zähle sie hier nach der von Prof. P a u l c k e vorgenommenen Unterscheidung auf. 1. T r o c k e n e N e u s c h n e e l a w i n e n (Staublawinen); Schneebeschaffenheit trocken, pulverig, staubig, feinsandig, luftreich, locker; der Schnee ballt sich nicht, seine Masse setzt sich nur langsam. Vorbedingung: Schneefall oder Schneetreiben bei Kälte oder rascher Eintritt von Kälte und Anhalten derselben nach Neuschneefall. Nach starken Neuschneefällen kann bei andauernder Kälte Trockenschneelawinengefahr verhältnismäßig lange andauern.

Hieher gehören auch die S c h n e e s c h i l d e (Guflen, Guxen) und die S c h n e e b r e t t e r. Ersteres sind kleine Schneefelder, die sich in muldenartigen Vertiefungen steiler Hänge ansammeln; die letzteren sind vom Wind angeblasene und oberflächlich festgewehte kleinere Schneefelder, die beim Betreten in einzelnen Schollen gleichsam zersplittern und dann als Lawine zu Tal fahren.



52. Schneeschild.

2. F e u c h t e N e u s c h n e e l a w i n e n; Schneebeschaffenheit feucht, schwer, der Schnee ballt sich leicht und setzt sich verhältnismäßig sehr rasch. Vorbedingung: Neuschneefall bei höherer Temperatur (Flocken-

schnee), oder Eintritt von Regen, warme Lufttemperatur, beziehungsweise starker Sonnenstrahlung nach Neuschneefall. Zwischen ihnen und den Trockenschneelawinen gibt es mannigfache Uebergänge.

Die feuchten Neuschneelawinen sind für den Bergsteiger am gefährlichsten; erst durch Festfrieren des frisch gefallenen, feuchten Neuschnees wird eine feste Verbindung mit der Unterlage geschaffen, was einige Tage dauern kann.

3. Altschneelawinen (Grundlawinen); Schneebeschaffenheit nasser, schwerer, zusammengesinterter, körnig verfirnter, alter Schnee. Vorbedingung für Abbruch: Altschnee, warme Witterung, Föhn, Regen oder starke Sonnenstrahlung.

Die Lawinengefahr ist naturgemäß im Spätwinter und Vorfrühjahr am größten, wo mehrere Schichten Schnee mit verschiedener Konsistenz und Spannung übereinander liegen; sie ist bei Neuschneelawinen von der Tageszeit nahezu unabhändig, während Altschneelawinengefahr des Morgens und ev. Abends geringer, oft ausgeschlossen ist (vgl. Nr. 168 Abs. 2).

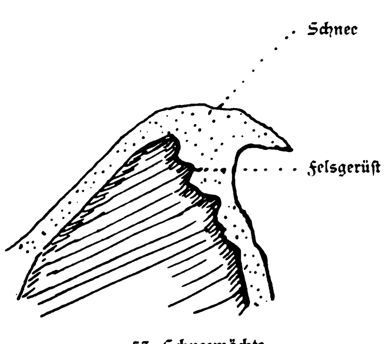
In der Region der Firn- und Eisbrüche bilden sich durch abbrechende Eisstücke, Zusammensturz von Eisnadeln und dgl. die sog. Eislawinen. Ihr Vorhandensein und ihre Bahn wird gewöhnlich durch die zerstreuten Eistrümmer schon von weitem verraten. Bei starkem Wind und warmen Wetter sollen von Eislawinen bestrichene Räume grundsätzlich nicht überschritten werden.

Firnlawinen entstehen durch Abbrechen von Wächten und durch Zusammensturz von Firnseracs.

Schneewächten sind eine im vergletscherten Hochgebirge außerordentlich häufige Erscheinung. Sie bestehen in Schneedächern oder Balkonen, die sich weit — bis zu 6 Meter und mehr — in die Luft hinauswölben und durch Anwehen, Tauen und anfrieren des Schnees an Gipfeln, Kämmen und Graten, auch außerdem an sehr steilen Fels- oder Gletscherabbrüchen gebildet werden. Die Gefahr besteht darin, daß der Bergsteiger wähnt, sich noch auf festem Boden zu bewegen, während er schon das luftige Gebilde betritt, das plötzlich mit ihm zur Tiefe stürzen kann.

Durch die Bewegung der Gletscher, die wechselnde Breite und die Krümmungen des Gletscherbettes und die Unebenheiten des Untergrundes entstehen die Spalten. Wo das Gletscherbett steile Abstürze aufweist, entstehen Gletscherbrüche; das Eis ist dann in Türme und Nadeln, „Seracs", welche die bizarrsten Formen zeigen, zerspalten.

Wenn die Gletscher aper sind und die Spalten zutage treten,



53. Schneewächte.

bieten sie keinerlei objektive Gefahren.

Anders ist es, wenn eine Schneedecke die Spalten verdeckt. In früher Jahreszeit sind die Schneebrücken noch stark und tragfähig; Neuschnee besitzt keine Tragfähigkeit. In früher Morgenstunde oder bei kaltem Wetter besitzen die gefrorenen Schneebrücken auch bei geringer Dicke eine bedeutende Tragfähigkeit; je mehr der Schnee erweicht, desto unverläßlicher sind sie. Bei gleicher Dicke und Schneebeschaffenheit ist eine kurze Brücke naturgemäß tragfähiger als eine längere. Die größten Schwierigkeiten bietet gewöhnlich die letzte, den Gletscher vom Bergmassiv trennende Spalte — Bergschrund oder Randkluft — wegen ihrer Breite und der häufig überwächteten Ränder.

Die Gefahren bei Passieren von Gletscherbrüchen bestehen, abgesehen von der Spaltengefahr, noch in dem labilen Gleichgewicht der Seracs; bei warmer Temperatur und Sonnenstrahlung wächst die Wahrscheinlichkeit des Einsturzes der bizarren Riesenkristalle.

Der einzige Schutz gegen Lawinen besteht darin, die Besteigungen so einzurichten, daß bei beginnender Lawinengefahr, also nachdem die Tageswärme den Schnee 2c. erweicht hat, die gefährlichen Stellen schon passiert sind. Ist dies nicht möglich, so bleibt nichts übrig, als sich größerer Unternehmungen solange zu enthalten, bis sich die Schneeverhältnisse gebessert haben.

Ist man trotz alledem gezwungen, einen lawinengefährlichen Hang queren zu müssen, so geschieht es möglichst am oberen Ende des Lawinenhangs; die Spuren werden fest eingetreten und der Pickel als Versicherung bis in die feste Unterlage eingerammt. Wenn eis- oder firnlawinengefährliche Strecken nicht umgangen werden können, so durchschreite man sie mit tunlichster Eile. Die Gefahren der Gletscherspalten werden durch sachgemäße Anwendung des Seiles vermieden (Nr. 183).

Besondere Vorsicht ist beim Ueberschreiten der gänzlich ungefährlich aussehenden alten Lawinenreste nötig, die sich oft bis in den Spätsommer hinein erhalten und Tobel und Bergbäche überbrücken. Durch die Unterspülung des Wassers bilden sich große Hohlräume, über denen sich nur mehr eine dünne Decke spannt, die unter der Belastung des Menschen einbricht.

Zweifellos ist weit mehr Erfahrung und Bergkenntnis zur Beurteilung und Würdigung der Schneeverhältnisse, des Vorhandenseins und Verlaufes von Spalten u. dgl. nötig als zur Durchführung technisch schwieriger Felstouren. Der junge Alpinist kann nicht genug davor gewarnt werden, die Gebiete des ewigen Eises zu betreten, die führerlos erst dem offen stehen, der in jahrelanger Uebung den Blick geschärft hat.

183. Die Hilfsmittel bei Eistouren sind wie auf Felsen Pickel, Steigeisen und Seil; jedoch ist Zweck und Gebrauch großenteils verschieden. Der Pickel wird als Stock, zum Versichern, als Sonde und zum Stufenschlagen benützt. Auf steilen Schnee- und Firnhängen wird der Pickel senkrecht eingetrieben und der Schaft möglichst weit unten angefaßt. Ist der Schnee weich, so steckt man ihn bis an die Haue ein und faßt diese mit der Hand. Ist der Schnee oder Firn so hart, daß man den Pickelstock nicht fest genug einstecken kann, so benützt man den Pickel als Anker, ebenso auf Eis, wobei mit der Spitzhaue ein Loch ausgeschlagen werden muß. Beim Traversieren



Am Grat. (Zu Nro. 189.)

steiler Hänge soll jeder der Tourenteilnehmer, ausgenommen demjenigen, der Stufen schlägt, den Pickel zur Versicherung als Anker gebrauchen.

Als Sonde benützt man den Pickel zur Prüfung der Schneetiefe, der Schneebeschaffenheit — z. B. wie tief Pulverschnee, Neuschnee ist, ob die Unterlage unter diesen harter Schnee, Eis ist — zur Untersuchung von Schneebrücken über Gletscherspalten und Brücken, die von Lawinenresten gebildet werden, in bezug auf Dicke und Haltbarkeit und von Wächten.

Wo infolge Steilheit und Härte des Schnees, Firns oder Eises der Fuß keinen sicheren Tritt mehr findet, müssen künstliche Tritte „Stufen" geschlagen werden. Jeder Tourist kann in die Lage kommen, wenigstens vorübergehend einige Stufen herstellen zu müssen; es ist deshalb notwendig, daß er die elementaren Grundsätze kennt und sich zum mindesten eine geringe Uebung aneignet.

Auf mäßig hartem Firn und Schnee genügt es, mit der Schaufel des Pickels eine Stufe auszukratzen. Bei einiger Fertigkeit genügt hiezu ein Schlag. Das Stufenschlagen in hartem Firn und noch mehr im Eis geschieht mit der Spitzhaue; es bedarf großer Uebung, um nicht sehr rasch zu ermüden. Es kommt hiebei weniger auf Kraft als Geschick an, man muß mehr mit dem Schwung des Pickels als mit der Armkraft arbeiten. Dabei muß das Gleichgewicht bewahrt werden, das gewöhnlich nur auf einem Fuße ruht.

Die Stufen müssen an der Stelle geschlagen werden, wo der Fuß in natürlicher Stellung hintritt, also nicht in einer Linie, sondern so wie man die Füße beim Gehen setzt. Sie müssen so groß sein, daß der Fuß genügenden Halt findet, eine leichte Neigung nach innen und eine scharfe Kante nach außen besitzen. Grade auf- oder abwärts Stufen zu schlagen, ist sehr unbequem, man zieht es daher vor, sie in schräger Richtung zu schlagen und im leichten Zickzack anzusteigen. Die Stufen beim Wendepunkt macht man zweckmäßig etwas größer, so daß man mit beiden Füßen hineintreten kann. Benützt man die gleichen Stufen zum Abstieg, so müssen sie größer bezw. tiefer geschlagen werden, weil beim Abstieg die Trittsicherheit schwieriger ist. Wenn die folgenden Gefährten den Ersten, während er Stufen schlägt, nicht zu sichern brauchen, ist es vorteilhaft, wenn sie inzwischen die Stufen für den Abstieg verbessern. Bei sehr steilen Stellen kann es nötig werden, auch Stufen für die Hände (Griffe) herzustellen, die kleiner wie diejenigen für die Füße sind, aber stärker nach innen geneigt sein müssen.

S t e i g e i s e n erhöhen die Trittsicherheit außerordentlich und ermöglichen deshalb da noch sicher und rasch fortzukommen, wo sonst das Gehen sehr beschwerlich wäre; sie ersparen in vielen Fällen das Schlagen von Stufen und auch in den Fällen, wo Stufen geschlagen werden müssen, kann man sich mit rascher und flüchtig hergestellten Stufen begnügen, da man mit dem Eisen viel fester und sicherer in der Stufe steht als ohne sie. Namentlich ist die erhöhte Trittsicherheit beim Abstieg von großem Vorteil. Die große Ersparnis an Zeit und Kraft, die durch den Gebrauch der Eisen erzielt wird, kann bei größeren Touren gar nicht hoch genug bewertet werden. Bei einer dünnen Eisschicht, die nicht gestattet Stufen

zu schlagen, können sie allein noch ein Fortkommen ermöglichen, bei weichem, sich ballendem Schnee sind sie nicht angebracht.

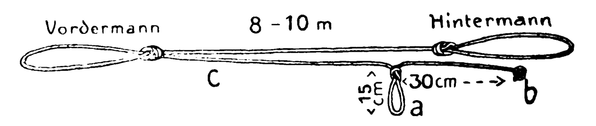
Das Seil ist auf schneebedeckten Gletschern und in der Firnregion die unbedingt nötige Sicherheitsvorkehrung gegen die Gefahr des Einbrechens; außerdem kann es ähnlich wie in den Felsen zur Versicherung an technisch schwierigen und objektiv gefährlichen Stellen gebraucht werden. Das Betreten von beschneiten Gletschern und Firnen ohne Seil bezeichnet Whymper als eine Dummdreistigkeit; ein großer Teil der alpinen Unglücksfälle wird durch unsachgemäße Anwendung und Handhabung des Seiles verursacht.

Das Anseilen erfolgt wie unter 172 Abs. 5 beschrieben. Der normale Abstand ist bei zwei Mann ca. 10 m, bei drei Mann ca. 7 m. Das Seil muß leicht gespannt gehalten werden, so daß es nicht am Boden schleift; am besten läßt man es durch eine Hand laufen. Der Vordermann ist durch die Aufmerksamkeit auf den Weg, Sondieren 2c. in Anspruch genommen; es ist Pflicht des Nachfolgenden, daß das Seil richtig gehandhabt, und insbesondere der Vorangehende beim Sondieren gefährlicher Stellen gesichert wird. Die Reihenfolge ist wie in den Felsen, beim Aufstieg der Geschickteste als Erster, im Abstieg als Letzter, der Schwächste event. in der Mitte.

Wenn die Partie nur aus Zweien besteht, wird das Seil am besten doppelt genommen. Das lose Ende b wird beim Gehen an der Brustschlinge befestigt. Wenn der Vordermann in eine Spalte bricht, so wird der Pickel durch die Schlinge a gesteckt und eingerammt; bricht der Hintermann ein, so bindet er das Endstück b fest an die Brustschlinge, der Vordermann zerschneidet das Seil bei c und macht eine Schlinge wie bei a zum Befestigen am eingerammten Pickel.

Wie in den Felsen (vgl. Nr. 172) ist es auch im Firn und Eis geboten, daß man an gefährlichen Stellen — also da wo der Sturz eines Gefährten zu einer Katastrophe führen könnte — nicht gleichzeitig marschiert, sondern den sich bewegenden Gefährten aus festem Stand tunlichst sichert. „Das spannraupenartige Gehen einer Partie in gefahrvollem Gebiet mag weniger rasch von statten gehen und weniger elegant aussehen, es ist aber sicherlich die einzig richtige Art, wie man unter den genannten Verhältnissen zu marschieren hat. Und vor allem nur keine falsche Scham vor anderen Partien, die unrichtig gehen!" (Paulke.)

Die Versicherung ist auf Eis schwerer als auf Felsen, da die natürlichen Haltepunkte fehlen, an denen man das Seil befestigen kann. In sehr vielen Fällen wird es indessen gelingen, durch den eingerammten Pickel einen Haltepunkt herzustellen, um den das Seil ähnlich geführt wird, wie um einen



54. Anseilen auf Gletschern.
Aus: Anwendung des Seiles der Alpenvereinssektion Bayerland.

Felsvorsprung (Bild 58). Beim direkten Auf- und Abstieg ist der Ruck, den der oberhalb Befindliche durch das Ausgleiten eines Gefährten bekommt, bei gespanntem Seil gering und kann von einem standfesten Steiger im allgemeinen ausgehalten werden.

Am schwierigsten ist die Versicherung beim Traversieren von steilen Eishalden; wenn man nicht die Spitzhaue tief einschlägt, ist es kaum möglich, einen Stürzenden zu halten. Auch auf Eisgraten ist eine ausreichende Sicherung nur ausnahmsweise möglich.

Einige hervorragende Alpinisten sind der Ansicht, daß an solchen Stellen, wo das Ausgleiten eines Gefährten die ganze Partie mit sich reißen müßte, das Seil abzulegen ist. Diese Forderung wäre ganz richtig, wenn nicht Gefühlsimponderabilien dagegen sprechen würden. Jedenfalls ist der moralische Wert des Seils nicht zu unterschätzen.

Anders liegen die Verhältnisse beim Passieren von mit Schnee- und Eislawinen bestrichenen Räumen. Hier ist das Seil unbedingt abzulegen, wenn nicht große Spaltengefahr vorhanden ist oder in Rinnen u. dgl. die Sicherung von ungefährdeten Punkten aus erfolgen kann.

184. Gletscherspalten. Durch die unablässige Bewegung der Eis- und Firnmassen sind auch die Spaltensysteme einer fortwährenden Veränderung unterworfen. Es gehört ein langjähriges Studium und ein geübtes Auge dazu, um bei Schneebedeckung das Vorhandensein und die Richtung der Spalten beurteilen zu können. Die Spalten müssen grundsätzlich senkrecht zu ihrem Verlauf überschritten werden; wenn sich eine Partie in der Längsrichtung auf einer verschneiten Spalte bewegt, so brechen voraussichtlich alle zugleich ein. Der Gebrauch des Seiles beim Marschieren auf verschneiten Gletschern ist schon in Nr. 183 Abs. 8 erwähnt. Wo Spalten vermutet werden, muß der Schnee vom Vordermann bei jedem Schritt durch Sondieren mit dem Pickel auf seine Tragfähigkeit geprüft werden. Stößt man hiebei auf festen Grund, so kann man auftreten; sticht man aber ins Bodenlose, so ist man sicher, vor einer verschneiten Spalte zu stehen. Man prüft dann zunächst durch Sondieren ihre Breite und springt darüber,



55. Sondieren bei vermuteter Gletscherspalte.

wenn man jenseits festen Boden findet, oder sucht eine geeignete Uebergangsstelle. Während des Sprungs muß das Seil so weit gelockert werden, daß der Springende nicht zurückgerissen wird; ist der Erste drüben, folgt der Zweite am straff angezogenen Seil u. s. f.

Bemerkt man seitwärts eine offene Spalte, so ist anzuneh-

n, daß sie sich unter unserem ße fortsetzt und wir auf einer chneebrücke stehen (vergleiche Nr. 184 Abs. 1). Die Tragfähigkeit derselben wird geprüft, e oben beschrieben. Ueber Schneebrücken gehe man behutsam ohne st aufzutreten, mit möglichster Verteilung des Gewichtes auf beide Füße.

Bricht man trotz aller Vorsicht in eine Spalte, so hält man sofort den Pickel quer zu ihrer Längsrichtung oder, man wirft sich mit dem Oberkörper nach vorne und verankert sich mit dem Pickel. Sinkt man trotzdem ein, so muß der Nachmann den Stürzenden energisch zurückzureißen suchen, da-



56. In eine Spalte gebrochen.

mit er nicht unter die nachbrechenden Schneemassen gerät, dann werden die Pickel eingerammt und das Seil daran befestigt. Ist die Spalte nicht breit, kann man den Pickel quer überlegen, den der Gestürzte vielleicht mit den Händen erreichen kann. Am besten unterstützt man ihn beim Herausarbeiten, wenn von beiden Seiten gleichmäßig gezogen wird; dazu ist es nötig, das Seil durchzuschneiden; der Gestürzte befestigt das von der andern Seite zugeworfene Ende an seiner Seilschlinge. Bei nur zwei Teilnehmern ist das Heraufziehen eines Gestürzten meist unmöglich, wenn es letzterer nicht selbst kräftig zu unterstützen vermag. Das doppelt genommene Seil (vergl. Nr. 183 Abs. 9) ist ein ganz vorzüglicher Behelf. Um am Spaltenrand das Einschneiden des Seils in weichem Schnee oder das Durchscheuern an scharfen Eiskanten zu verhindern, legt man einen Pickelstock, eventuell einen Lodenmantel u. dgl. unter.

185. Ueberschreiten einer Randkluft (Bergschrundes). Die gefährlichsten und technisch am schwierigsten zu bewältigende Spalten sind Randklüfte. Man kann sie mit Sicherheit überall da vermuten, wo sich das Firnfeld an das eigentliche Bergmassiv legt, oder auch unterhalb steiler, mit Schnee und Eis bedeckter Wände oder eiserfüllter Couloirs, wo sich beim Beginn des flacheren Firnfeldes der Neigungswinkel erheblich ändert. In schneereichen Jahren ist die Randkluft häufig verdeckt und kann des Morgens, wenn der Schnee noch hart ist, unbedenklich überschritten werden.

Im Spätsommer oder im Herbst, wenn die Kluft offen ist oder wenn die Schneebrücken nicht mehr tragfähig sind, bietet die Ueberschreitung oft große Schwierigkeiten.

Die den Bergschrund übersetzenden Schneebrücken sind genau zu sondieren; wenn sie nicht ganz verlässig sind, so überschreitet man sie kriechend, um das Körpergewicht möglichst zu verteilen. Nach dem Passieren der Kluft wird, wenn

Pic...
stürzt...

nötig, der Pickelstiel eingestoßen, um sich daran emporzuziehen. Wenn Schneebrücken nicht vorhanden oder nicht passierbar sind, so müssen Stellen gesucht werden, an denen der Bergschrund zum Teil mit


57. Ueberspringen der Randkluft.

hartem Lawinenschnee ausgefüllt ist; in solchen Fällen ist meist das Erklettern des jenseitigen höheren Randes sehr schwierig. Es kann erforderlich werden Griffe zu schlagen und für den Ersten künstliche Tritte mit dem eingestoßenen Pickelstiel herzustellen. Leichter gestaltet sich die Sache im Abstieg, wo man die Spalte einfach überspringt, wenn der tiefer gelegene jenseitige Rand sicheren Stand bietet. Schneebrücken werden durch vorsichtiges Abfahren passiert.

Aufmerksame und sorgfältigste Seilversicherung ist womöglich in noch höherem Maße geboten, als beim Ueberschreiten gewöhnlicher Spalten.

186. Eis- und Schneerinnen sind wegen der Steinfallgefahr nur bei kaltem Wetter zu begehen. Der Weg der fallenden Steine ist durch die schon von weitem sichtbaren Furchen gekennzeichnet. Das Eis ist in solchen Rinnen meist sehr hart und erfordert mühsamste Stufenarbeit. Bei Schneebedeckung ist infolge der Steilheit die Lawinengefahr zu berücksichtigen.

187. Firn- und Eishänge, namentlich letztere stellen, wenn sie steil sind, an die Trittsicherheit die größten Anforderungen. Whymper sagt: „Wer auf einer Treppe, die in einen Eishang gehauen ist, auf seinen Füßen bleiben kann, der mag diese eigentümliche Art von Treppe benützen. Kann er das nicht, so tut er besser, von solchen Plätzen ferne zu bleiben.“ Das „spannraupenartige“ Gehen (Nr. 183 Abs. 10) wird sich häufig empfehlen.

188. Gletscher- und Firnbrüche bieten bei größerer Ausdehnung Gelegenheit nahezu alle Arten der Eistechnik im verkleinerten Maßstabe anzuwenden. Offene und verdeckte Spalten, Schneebrüche, kurze Eiswände und Balancieren auf scharfen Eisrändern fol-

in bunter Reihenfolge. Das
limmste hiebei ist die Gefahr von
lawinen und der Zusammensturz
: Seracs unter Einwirkung der
nne und des Windes (vgl. Nr. 182
j. 8). Daß der Schall der Stimme
s Gleichgewicht von Eisnadeln
stören vermöchte, wie manche
hrer behaupten, ist unbedingt
glaubhaft.

189. Am Grat. Bei Gratwande-
ngen wechseln Eis, Schnee und
:ls, „wir können alle Arten der Eis-
ıd Felstechnik, sowie den ganzen



58. Traversieren eines Eishanges.

Apparat bergsteigerischer Behelfe und
kunstgriffe anwenden." (Purt-
scheller.) Das Charakteristische
olcher Touren ist die außerordent-
iche Ausgesetztheit und die Be-
chränkung in der Wahl des Wegs;
ft ist jeder Schritt und zwar gerade
:n den schwierigsten und gefähr-
ichsten Stellen vorgezeichnet, ein
lusweichen unmöglich. Türme,
Zacken und scharfe Schrofen um-
geht man, soweit tunlich, da deren
Ueberkletterung zeitraubend ist;
manchmal ist das Ausweichen in
den steilen Eisflanken indessen noch
schwieriger und gefährlicher. Der
Gang auf schmaler Eiskante, vor-
nehmlich im Abstieg und dazu noch
Stufen schlagend ist vielleicht die
größte Probe auf Trittsicherheit
und Balancierkunst, die uns das
Hochgebirge bietet. Hier gilt der
obenzitierte Ausspruch Whympers
in höchstem Maße. Eines der un-
angenehmsten Hindernisse bei Grat-
touren sind die

190. Schneewächten. (Nr. 182). Auf
ihr Vorhandensein kann meist aus
der gesamten Terrainfiguration ge-
schlossen werden; die Breite läßt
sich häufig bei Biegungen des Grates
vom seitlichen Standpunkt aus über-
sehen. Müssen Schneewächten über-
schritten werden, so ist mit dem
Pickel zu sondieren, ob man sich
auf festem Grunde befindet. Im
Zweifelsfalle weicht man besser
nach der Flanke aus, selbst wenn
dadurch zeitraubende Eisarbeit er-
forderlich ist. Gegenseitige Seil-
versicherung und „spannraupen-
artiges" Marschieren ist selbstver-
ständlich.

Bricht eine Wächte ab, während
sich die ganze Partie darauf be-
findet, so besteht die einzige Rettung
darin, daß ein Teil der Teilnehmer
auf der andern Seite herabspringt,
so daß die Partie, durch das Seil
gehalten, zu beiden Seiten des
Grates hängt. Es erscheint dies
abenteuerlich, doch wurde durch die
Geistesgegenwart eines Führers
auf diese Weise am Piz Palü das
Leben einer ganzen Partie gerettet.

Muß ein Grat von der Flanke
aus gewonnen werden, so kann es
vorkommen, daß die Wächte von
unten her durchgeschlagen werden
muß, indem ein Kamin ausgehauen
wird, den man zum Aufsteigen be-

nützt. Der damit Beschäftigte muß gut versichert sein, damit er beim Losbrechen größerer Schneestücke nicht herabgeworfen wird. Im Augenblicke des Abbruches muß der Vordermann rasch zurückweichen, eventuell von dem Sichernden zurückgerissen werden. Das Schlagen eines Tunnels, was bei großen Wächten zur Anwendung kommen kann, bezeichnet Prof. Paulke für sehr gewagt, weil der am Durchschlag Arbeitende von der sich senkenden Wächte erdrückt oder von den abbrechenden Schneemassen herabgeschleudert werden kann.

Wintertouren, Kletterschulen, Außeralpine Hochtouren.

191. Wintertouren. Unbeschreiblich großartig ist die Pracht des Winters im Gebirge. Die Empfänglichkeit für die Eindrücke der Natur ist für den der Nebel- und Kohlendunstatmosphäre der Stadt Entfliehenden eine im Vergleich mit dem Sommer noch gesteigerte; der Kontrast zwischen den Theater-, Konzert- und Ballsälen und dem traulichen Berggasthause oder gar der Hütte, in der man selbst kocht und waltet, ist von unsagbarem Reiz. Das Wesen des Sports als „Reaktionserscheinung" gegen die Zivilisation findet hier seinen stärksten Ausdruck. Wintertouren sind daher seit ein paar Dezennien, ganz abgesehen vom Skilaufen, das hier nicht behandelt werden soll, geradezu populär geworden.

Wenn auch schon eine große Anzahl erstklassiger Hochgipfel im Winter bezwungen worden ist, so bleibt das eigentliche Gebiet für Wintertouren immerhin das Mittelgebirge, das durch die winterlichen Schneeverhältnisse gleichsam in die Hochregion gehoben und geadelt wird. Th. v. Smoluchowski betont deshalb den Wert von Wintertouren im Mittelgebirge für die technische Ausbildung des Alpinisten. Er weist darauf hin, wie selbst leichte Partien im Winter den Charakter hervorragender Hochtouren gewinnen können, wie Felsensteige, die im Sommer in einer halben Stunde zurückgelegt werden, schwierige, stundenlange Arbeit erfordern, wie man durch die wechselnde Beschaffenheit des Schnees in den verschiedenen Höhenlagen Gelegenheit für alle Arten des Gehens vom Schneewaten bis zum Stufenschlagen findet. Die im Sommer harmlosen Hänge drohen mit Lawinengefahr, Graskämme sind mit den prächtigsten Wächten geschmückt; die Wege sind im Schnee verschwunden, so daß es gilt, auf Grund der Geländegestaltung und Schneebeschaffenheit sich seinen Weg selbst zu suchen und zu kombinieren. Schneesturm, Nebel und Kälte, die bei Hochgebirgstouren zu Katastrophen führen, sind im Mittelgebirge meist mehr unangenehm und „instruktiv", als eigentlich gefährlich, weil man rascher zu Tal kommen kann; kurz, der Bergsteiger findet hier gerade für das führerlose Gehen eine überaus wertvolle Vorschule.

Die vorstehenden Ausführungen sollen aber durchaus nicht so verstanden werden, als ob der Ungeübte aufs Geradewohl im Mittelgebirge promenieren könnte; die zahlreichen Unfälle beweisen, wie falsch diese Anschauung wäre.

192. Kletterschulen. Eine ausgezeichnete Vorübung für Erlernung der Felstechnik bieten die sogenannten Kletterschulen. In den Felspartien der Vorberge der Alpen, des Jura, Schwarzwalds, der Sächsischen Schweiz usw. finden sich Kamine, Wände und Bänder, welche die schönste Gelegenheit zur appli-

katorischen Unterweisung in den Grundregeln des Kletterns, im Gebrauch des Seils: gegenseitige Versicherung, Abseilarten, Auf- und Abseilen des Gepäcks u. dgl. gewähren. In einigen Sektionen finden Unterweisungen im Seilgebrauch an den Klettergerüsten der Turnschulen statt. Gerade die Grundsätze der Seiltechnik müssen von jedem, der Kletterer werden will, praktisch eingeübt werden, ehe er in die Berge geht. „Es gibt nichts Unangenehmeres und Zeitraubenderes, als einen Gefährten, der nichts vom Seilgebrauch versteht, er ist geradezu eine ‚objektive Gefahr', auf welche man dauernd aufpassen muß" (Paulke). Dies gilt auch bei Führertouren, will man nicht als bloßes Gepäckstück behandelt werden, daß auf einem Berg auf- oder abgeseilt wird. Endlich ist die Uebung in den Kletterschulen auch ein vorzügliches Mittel, Muskelkraft und Muskelsinn zu erwerben und zu erhalten.

Freilich darf man nicht glauben, daß es das gleiche ist, an einem drei Meter hohen Wandl zu turnen oder in einer ausgesetzten Lage zu klettern. Ich möchte behaupten, daß ein Mensch, der seiner Glieder einigermaßen Herr ist, jede Kletterstelle, die nicht besondere Kraftanstrengung erfordert, bewältigt, wenn man sie ihm auf dem Grasboden stellt. Am Berg wirkt eben alles doch ganz anders.

193. Außeralpine Hochtouren. Wenn auch die alpinen Autoritäten darüber einig sind, daß die Alpen alle andern Gebirge Europas nicht nur an Großartigkeit, sondern auch an Vielseitigkeit ihrer landschaftlichen Schönheiten übertreffen, so hat doch der Drang, Neues zu sehen und den allzu „frisierten" Gebieten zu entgehen, etwas ungemein Verlockendes. „Den ganzen Duft des Alpinismus in seiner höchsten Vollendung," sagt D. W. Freshfield, „genießt doch nur der, der zuerst kommt, der kühne Wager, der über das Gelingen noch ungewiß bleibt bis zu dem Augenblick, wo der Horizont für ihn unbegrenzt ist. Und diese feine Würze des Genusses kann man heute in den Alpen nicht mehr kosten."

In den Karpathen, einem großen Teile der Pyrenäen und der Gebirge Norwegens findet man zwar Hütten, welche die Besteigungen erleichtern, aber im allgemeinen doch noch eine gewisse Ursprünglichkeit, die der wahre Alpinist in vielen Gruppen unserer Alpen schmerzlich vermißt. Während die außereuropäischen Gebirge früher ausnahmslos im Interesse der Erforschung, also aus wissenschaftlichem Interesse, aufgesucht wurden, sind auch sie in der neuesten Zeit zum Schauplatz der reinen Sportbetätigung erkoren; insbesondere sind der Himalaja und der Kaukasus „en vogue". Die von W. Rickmer-Rickmers geleitete „Deutsche und österreichische alpine Kaukasusexpedition" (1903), deren größter Erfolg die Bezwingung des Uschba war, darf als Merkstein bezeichnet werden, außereuropäische Hochgebirge dem „modernen Alpinismus" dienstbar zu machen.

Ob die höchsten Gipfel des Himalaja sich dem Fuß des Alpinisten beugen werden, ist fraglich; es scheint, daß hier dem Vordringen des Menschen in der durch die dünne Luft herabgesetzten Leistungsfähigkeit eine Grenze gesetzt ist.

Die Ausrüstung einer Expedition im außereuropäischen Hochgebirge verlangt selbstverständlich die eingehendste Vorbereitung von langer Hand. Im Hinblick auf Zweck und Umfang des Buches dürfte es bei diesen Andeutungen sein Bewenden haben.

3. Vom Wetter.

194. Wetterprognose. Die Durchführbarkeit von Hochgebirgstouren ist meist, das Vergnügen, das man dabei hat, ist immer vom Wetter abhängig. Die Wetterprognose spielt deshalb im Leben des Bergsteigers eine große Rolle. An den Telegraphenstationen der österreichischen und bayrischen Alpen wird seit einigen Jahren täglich die Prognose von der meteorologischen Zentralstation von Wien bezw. München angeschlagen. Diese Prognosen, welche sich auf die allgemeine Witterungslage gründen, können natürlich nicht immer zutreffend sein, da insbesondere in den Bergen örtliche Verhältnisse (z. B. Föhn) eine große Rolle spielen. Die Einwohner kennen sich gewöhnlich gut aus, was lokale Nebelbildungen anlangt, im übrigen möchte ich ihrer Prophetengabe keinen besonderen Wert zumessen. Ueber die Hauptfrage, ob der Eintritt schlechten Wetters zu befürchten ist, kann man sich durch Beobachtung der Cirruswolken (Federwolken) orientieren. Wenn diese weißen, in leichten Streifen wie Federn hoch ziehenden Wolken im Westen oder Südwesten auftauchen, so kündigen sie das Herannahen einer Depression an, der schlechtes Wetter zu folgen pflegt. Insbesondere wenn bei sonst klarem Himmel der Horizont im Westen oder Südwesten eine weißgraue Färbung annimmt und dieser graue Schleier rasch immer näher heraufzieht, kann man sicher auf baldigen Eintritt von Regenwetter rechnen. Bemerkt man dagegen die Cirruswolken im Osten oder Nordosten, so zeigt dies an, daß eine nur kleine Depression bereits im Abzuge ist, und wenn dabei der Westhimmel klar erscheint, so ist meist auf schönes Wetter zu rechnen. Ein schlechtes Wetterzeichen sind die sich an den Hängen bildenden Wolkenfahnen. „Hat der Berg einen Sabel, wird das Wetter miserabel," ist ein durch die Erfahrung bewährter Tiroler Spruch.

Wenn fernere Berge auffallend nahegerückt und ihre Einzelheiten besonders deutlich erscheinen, so deutet dies auf einen hohen Grad des Feuchtigkeitsgehaltes der Luft und somit auf die Wahrscheinlichkeit baldiger Niederschläge.

Das beste Mittel, sich eine gewisse Uebung in der Stellung der Wetterprognose anzueignen, ist tägliche Uebung und Beurteilung der charakteristischen Anzeichen und Vergleich mit den von den meteorologischen Stationen ausgegebenen Berichten.

195. Einfluß des schlechten Wetters im allgemeinen. Schlechtes Wetter kann entweder selbst zur Gefahr werden, oder es kann die Schwierigkeiten und Gefahren einer Besteigung erhöhen. „Das bergsteigerische Können, die körperliche wie geistige Leistungsfähigkeit wird erst auf die richtige Probe gestellt, wenn ungünstige Verhältnisse eintreten, wenn Wetterumschlag, Sturm und Kälte, plötzliche Vereisung der Felsen, unerwarteter Neuschneefall in schwerem Gelände das Können des Bergsteigers prüfen. Es kommen aber auch Fälle vor, wo die Naturgewalten auch den Besten bezwingen. Jedenfalls sollte kein Bergsteiger eine Tour unternehmen, der er nur unter günstigen Verhältnissen gewachsen ist." (P a u l k e.)

Die hauptsächlichsten Formen des schlechten Wetters sind Sturm und

Kälte, Nebel, Schneefall und Schneesturm, Gewitter.

196. Sturm und Kälte. Der Sturm kann allein durch seine Gewalt das Weitergehen unmöglich machen; ich erinnere mich eines Abstieges von der Dufourspitze, wo wir am Grat minutenlang gezwungen wurden, uns niederzukauern und an die Felsen anzuklammern, um nicht heruntergeweht zu werden.

Schlimmer ist noch, daß Sturm und Kälte innig zusammenhängen, weil der erstere, namentlich an den der Luft ausgesetzten Hautstellen eine intensive Abkühlung bewirkt; ein starker Sturm bläst selbst noch durch eine Rehlederweste genügend, um die Kälte recht fühlbar zu machen. Besonders unangenehm wird die Kälte beim Felsklettern und insbesondere dann, wenn es die Beschaffenheit der Griffe notwendig macht, die Handschuhe auszuziehen und man oft warten muß, bis durch Reiben der Finger für einige Minuten das Gefühl wieder hergestellt ist. Sind die Felsen gleichzeitig vereist, so kann nur durch raffinierte Abwechslung im Gebrauch der Handschuhe, Reiben und in die Tasche stecken die Gebrauchsfähigkeit der Hände erzwungen werden.

Zur Erhaltung der Körperwärme sind neben warmer Kleidung Bewegung und Nahrung, besonders Fett und Zucker die besten Mittel. Der Genuß von Alkohol ist Selbsttäuschung (vgl. Nr. 142).

197. Nebel kann zu einem der schlimmsten Feinde des Bergsteigers werden. Nicht nur die weitere Orientierung ist außerordentlich erschwert, auch die nächstgelegenen Gegenstände nehmen ein fremdartiges, verwirrendes Aussehen an. Auf Schnee und Firn kann man im dichten Nebel kaum unterscheiden, wohin man den Fuß setzt. So erlebte ich es auf dem sonst unschwierigen Firngrat des Mt. Sissonef daß wir bei jedem Schritt sondieren mußten, um nicht statt auf den Firn in die Luft zu treten.

Auf gebahnten, gut markierten oder versicherten Steigen ist es kaum möglich, bei entsprechender Aufmerksamkeit den Weg zu verlieren. Auch auf Gletschern ist der Nebel im Abstieg nicht zu fürchten, wenn man den Fußspuren des Aufstiegs folgen kann. Ist zu erwarten, daß Nebel einfällt, so wird man auf hartem Schnee den Weg durch Einrisse mit dem Pickel, in den Felsen durch Steindauben und Markierungspapiere bezeichnen. Gänzlich unzuverlässig ist es, sich markant scheinende Stellen merken zu wollen, da, wie erwähnt, der Nebel alles verändert.

Schwieriger ist es, wenn man im Nebel ausgedehnte Schneefelder, Plateaus, Almen und Kare zu durchschreiten hat, um einen bestimmten Punkt, Einstieg, Scharte, Kamin u. dgl. zu finden, zumal, wenn dem Bergsteiger das Gelände unbekannt ist. Hier bietet der Besitz einer guten Karte, die Fähigkeit, sie lesen zu können, und der Kompaß, mittelst dessen die Karte orientiert, d. h. nach der Himmelsrichtung gestellt wird, die einzig möglichen Orientierungsmittel. Ein wesentliches Hilfsmittel ist außerdem ein gutgehendes Aneroid, das im Verein mit einer in Schichtlinien gezeichneten Karte die Ortsbestimmung sehr erleichtert.

Ist man nicht im Besitze der genannten Hilfsmittel, so kann nur dringend geraten werden, bei Nebel keine Tour zu unternehmen, oder bei einfallendem Nebel rechtzeitig umzukehren, insbesondere in den Gebieten, wo man einer guten

Karte ermangelt. Ich würde es z. B. einzig aus diesem Grunde nicht wagen, bei unsicherem Wetter das Plateau der Palagruppe ohne ortskundigen Führer zu überschreiten.

198. Schneefall und Schneesturm. Schneefall allein bei ruhiger Luft kann die objektiven Gefahren einer Tour erhöhen und die Schwierigkeiten steigern. Gesellt sich zum Schneefall der Sturm, der wiederum Nebel und Kälte im Gefolge hat, dann gilt es nur eines: möglichst rasch die schützende Hütte oder das Tal zu erreichen und, ist man im Aufstieg begriffen, umzukehren. Alles, was über die Schwierigkeiten der Orientierung im Nebel gesagt ist, gilt in vervielfachtem Grade vom Schneesturm; dazu kommt noch der Kampf gegen die physische Gewalt des Winddrucks, des Schnees und der Eisnadeln, die das Gesicht peitschen und kaum ermöglichen, die Augen auch nur vorübergehend offenzuhalten. Wer nur einmal auf Bergeshöhen den Kampf mit diesen elementaren Mächten durchfechten mußte, weiß, welche Erfahrung, Willenskraft und — welches Glück dazu gehört, ihn siegreich zu bestehen

199. Gewitter und Wettersturz. Die nur in der heißen Jahreszeit auftretenden lokalen, die sogen. „Hitzegewitter", sind häufig rasch vorübergehend. Die Hauptgefahr besteht in Blitzschlägen, denen man besonders auf den Gipfeln, Graten und auf versicherten Steigen ausgesetzt ist, weil der Blitz naturgemäß den als Blitzkabel wirkenden Seilen folgt. Das Summen der Pickel kündet die elektrische Spannung der Atmosphäre meist schon an, ehe das Gewitter zum Ausbruch gekommen ist.

Um der Blitzgefahr zu entgehen, suche man einen gedeckten Platz unter einem Felsblock, an einer Wand u. dgl., wobei man jedoch auf die durch den Regen eintretende Steinfallgefahr zu achten hat. Kamine und Rinnen sind deshalb zu meiden. Pickel und Steigeisen legt man beiseite; muß man während des Gewitters gehen, so umwickle man die Haue mit einem Tuche. Bei Fels- und Eistouren ist dringend zu raten, bei Gewittergefahr dann sofort umzukehren, wenn man eine stein-, eisfall- oder lawinengefährliche Route begehen müßte.

Weit mehr zu fürchten sind die „Depressionsgewitter", deren Ursache in ausgebreiteten Gleichgewichtsstörungen der Atmosphäre besteht. Ich erinnere mich, Gewitter erlebt zu haben, die über vierundzwanzig Stunden währten; Hand in Hand geht eine starke und plötzliche Abkühlung, die in den höheren Regionen Schneefall und Schneesturm bringt; das schlechte Wetter dauert meist einige Tage, ehe es wieder aufzuklaren beginnt. Diese „Wetterstürze" kommen auch außerhalb der warmen Jahreszeit vor, wo sie aber nicht durch Gewitter eingeleitet werden.

Der wetterkundige und aufmerksame Beobachter wird selten völlig überrascht werden, denn starkes Fallen des Barometers geht dem Wettersturz immer voraus; graue, gleichsam ineinandergewischte Haufwolken erscheinen am westlichen und nordwestlichen Horizont, während der Himmel eine weißgraue Färbung annimmt. Von größeren oder schwierigeren Partien hat man bei diesen Anzeichen unbedingt abzustehen; wird man auf der Tour von einem Wettersturz überrascht, so gelten für das Verhalten die gleichen Grundsätze wie beim Schneesturm — schleunigst ins Tal oder wenigstens in niedere Regionen abzusteigen.

4. Nacht und Freilager.

200. **Die Dunkelheit** schafft noch größere Schwierigkeiten wie der Nebel, wenn auch letzterer wie H. Duhamel schreibt, deshalb mehr zu fürchten ist, weil die Nacht ein Ende hat, der Nebel aber unberechenbar ist. Für längere Touren, sowie zu Jahreszeiten, in denen der Tag nur kurz ist, wird man sich grundsätzlich mit einer Laterne ausrüsten. In schwierigem Terrain und beim Klettern ist auch die Laterne unzureichend. Auch auf Mondschein kann nicht mit voller Sicherheit gerechnet werden, weil eintretende Bewölkung ihn illusorisch macht.

„Sorgfältige Berechnung des Zeitaufwandes für eine beabsichtigte größere Tour mit Berücksichtigung aller möglichen Verzögerungen durch besondere Umstände (Neuschnee, Vereisung ꝛc.), dann sehr früher Aufbruch am Morgen, oder wenn nötig, Biwak in höherer Lage vorher, für welches man sich mit Decken, Feuerungsmaterial usw. versehen und einen geeigneten Platz wählen kann, eventuell selbstverleugnender Rückzug, wenn sich während der Tour ergibt, daß der Rückweg in die Nacht fallen müßte, das sind die Vorsichten, welche dem Touristen zur Verhinderung eines unfreiwilligen Freilagers zu Gebote stehen.“ (J. Meurer.)

Wenn es nicht mehr möglich ist eine Schutz- oder Alphütte vor Einbruch der Nacht zu erreichen, so daß man zum

201. **Freilager** gezwungen ist, so muß man rechtzeitig einen geeigneten Platz hierfür aussuchen. In erster Linie ist darauf zu achten, daß dasselbe nach Tunlichkeit gegen den Wind geschützt ist; überhängende Felsen, Löcher, Nischen sind willkommen und können durch Steinmauern an der Windseite noch „häuslicher“ gestaltet werden. Sind Latschen zu haben, so kann man sich ein ganz erträgliches Lager herstellen und ein wärmendes Feuer entzünden.

Jeder Romantik bar sind erzwungene Biwaks in den Felsen, wenn sie so exponiert sind, daß man gezwungen ist sich anzubinden und abwechselnd Wache halten zu müssen, ferner bei Kälte und im Schnee. Im letzteren Falle gräbt man eine Höhle, die mit den Wettermänteln austapeziert wird; die Füße steckt man in den entleerten Rucksack. Die Stiefel werden nur ausgezogen, wenn es nötig ist, die Füße durch Reiben vor dem Erfrieren zu schützen, denn das Wiederanziehen gefrorenen Schuhwerks ist sehr mißlich. Ist man gezwungen auf dem Eise zu biwakieren, so wird es nur bei ungewöhnlich milder Temperatur möglich sein, sich vorübergehend niederzulegen. Auch unter günstigen Verhältnissen ist der Ausspruch Güßfeldts zu beherzigen, „daß die Wohltat eines schützenden Daches und eines hellen Feuers stundenweiten Umweg rechtfertigt“ und man wird deshalb gut tun, alles zu versuchen, um ein Biwak zu vermeiden.

5. Verhalten bei Unglücksfällen.

202. **Grundsätze.** „Es ist Pflicht eines jeden Bergsteigers sich über die wichtigsten Maßnahmen bei Unfällen zu unterrichten und stets etwas geeignetes Verbandmaterial mitzuführen, da oft nur durch schnelles,

richtiges Handeln das Leben eines Menschen gerettet werden kann." (Paulke). Die erste Hilfeleistung bei Unglücksfällen wird im Kapitel XV besonders besprochen werden, hier sei nur darauf hingewiesen, wie gerade der Alpinist in die Lage kommen kann, längere Zeit auf ärztliche Hilfe verzichten zu müssen, wie die Hilfeleistung allein schon durch die äußeren Verhältnisse erschwert ist und wie unbedingt notwendig es daher ist, über das einschlägige Wissen zu verfügen. Die Führer erhalten zwar bei den Führerlehrkursen Unterricht, aber bei der Menge des dort gelehrten Stoffes kann nicht erwartet werden, daß sie das Gelernte vollständig behalten und anwenden können. Der Führerlose ist unter allen Umständen auf sich allein angewiesen. Im folgenden seien nur einige Punkte erwähnt, die ausschließlich für den Bergsteiger in Betracht kommen und außerhalb der eigentlichen, zunächst den Arzt ersetzenden Hilfeleistung liegen.

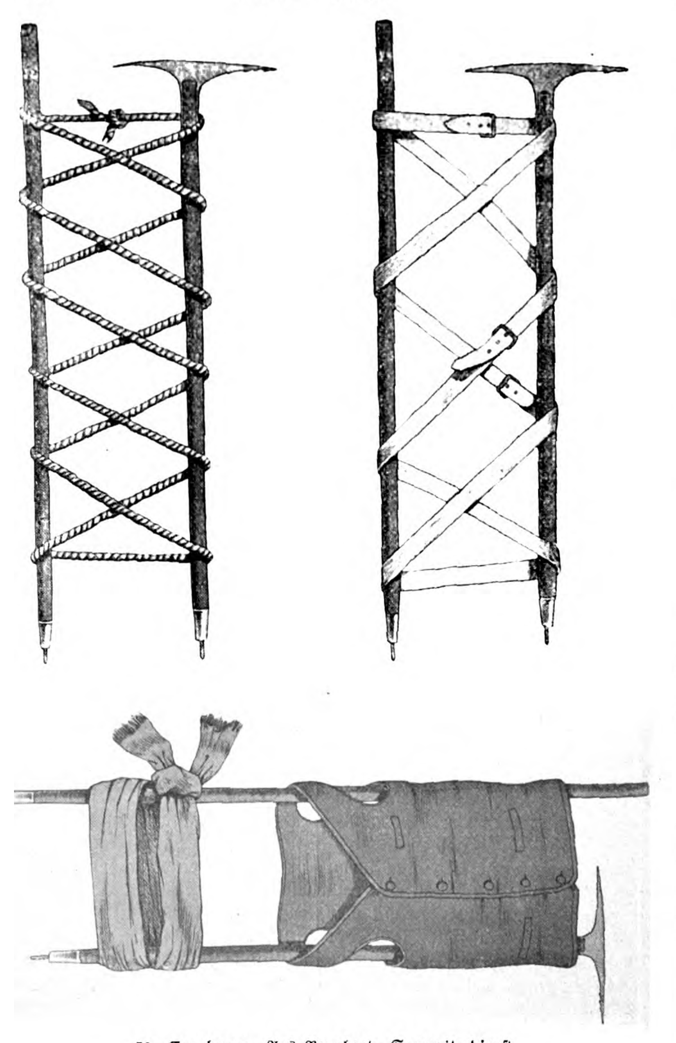
203. Einbrechen in eine Spalte. Wenn es nicht möglich ist, einen in eine Spalte Gestürzten herauszuziehen und auch das Notsignal (s. unten) nicht angewendet werden kann, so ist Hilfe zu holen. Zunächst muß der in der Spalte Befindliche so gesichert werden, daß er nicht weiter stürzen kann; wenn tunlich, ist er mit Mänteln und Proviant zu versehen. Von der Anzahl der Gefährten und der Spaltengefahr des Rückweges wird es abhängen, ob ein Mann genügt, um Hilfe zu holen oder ob er allein gelassen werden muß. Im letzteren Falle muß die Unglücksstelle durch Hinterlegung eines weithin sichtbaren Gegenstandes kenntlich gemacht werden, denn es kann sonst vorkommen, daß sie nicht mehr gefunden wird. Bei nebligem Wetter müssen deutlich sichtbare Spuren hinterlassen werden.

204. Sicherung von Verletzten an exponierten Stellen. Wenn durch Verletzungen ein Gefährte nicht mehr imstande ist weiterzugehen und, um Hilfe zu holen, allein gelassen werden muß, so ist es notwendig, ihn an eine vor Absturz sichere Stelle zu bringen, oder wenn dies nicht möglich ist, ihn mit dem Seile so anzubinden, daß ein Absturz ausgeschlossen ist. Soweit tunlich ist er mit Kleidungsstücken und Rucksack bequem zu betten und zuzudecken; Proviant ist zurückzulassen.

205. Transport Verletzter. Sehr schwierig gestaltet sich der Transport, wenn ein Verletzter nicht mehr in der Lage ist, selbst gehen zu können. Für einen wird es, er sei denn ungewöhnlich kräftig, meist unmöglich sein; in den Felsen werden immer mehrere nötig sein, wobei die kompliziertesten Abseilkunststücke zur Anwendung kommen können. Die nachstehenden Abbildungen zeigen verschiedene Arten von improvisierten Tragbahren, die keiner weiteren Erläuterung bedürfen (angegeben von Dr. O. Bernhard).

Eine sehr praktische Tragbahre beschreibt Dr. A. Lieber, die (ähnlich derjenigen mit Kleidungsstücken) aus Rucksäcken hergestellt ist, die viereckig ausgestrichen sind; die Stricke werden so gebunden, daß sie oben und unten gleich weit sind, die Riemen werden abgeschnitten und die Pickel durch die Säcke geschoben, nachdem in die unteren Zipfeln Löcher geschnitten wurden.

Auf Gletschern kann es vorteilhaft sein, den Verletzten zu ziehen, indem man ihn auf einen Wettermantel oder auf geleerte, zusammengeknüpfte Rucksäcke legt, an denen man das Seil befestigt.



59. Tragbaren. Aus Bernhard, Samariterdienst.

206. Notsignal. Von den alpinen ereinen ist ein **internationales** otsignal eingeführt worden für ne Fälle, in denen eine Partie Hilfe braucht. Es ist natürlich nicht in allen, aber immerhin in vielen Fällen verwendbar.

Das Notsignal besteht darin, daß

innerhalb einer Minute sechsmal in regelmäßigen Zwischenräumen ein Zeichen gegeben wird, hierauf eine Pause von einer Minute eintritt, worauf wieder das Zeichen sechsmal in der Minute gegeben wird, und so fort, bis Antwort erfolgt.

Die Antwort wird gegeben, indem innerhalb einer Minute dreimal in regelmäßigen Zwischenräumen ein Zeichen gegeben wird.

Die **Art des Zeichens** hängt von den Umständen ab; es können optische oder akustische sein.

1. Flaggensignal. Ein an einem Stocke oder Pickel befestigtes Tuch, ein Wettermantel &c. wird geschwenkt.

2. Wechselweises Heben und Senken irgend eines auffälligen Gegenstandes, z. B. eines Brettes, einer ausgehobenen Hüttentüre u. dgl.

3. Laternensignal (bei Dunkelheit). Wechselweises Hochheben und Verdunkeln einer Laterne oder eines brennenden Latschenzweiges &c.

4. Blitzlicht. Ist ein gut spiegelnder Gegenstand zur Verfügung — entweder ein wirklicher Spiegel (ein Taschenspiegel von 10—12 cm Durchmesser genügt) oder eine blanke Metallfläche —, so können, sei es mit Benützung des Sonnenlichtes oder bei Nacht mit einer Laterne Blitzlichtzeichen gegeben werden.

5. Rufen. Kurzes lautes Schreien, schrille Pfiffe in den angegebenen Zwischenräumen.

6. Stoßweiße in den angegebenen Zwischenräumen wiederholte Signale mit einem Horn (Trompete, Sprachrohr oder sonst weithin schallendem Instrumente).

Welches von den genannten Zeichen zur Anwendung gelangen soll, hängt eben von den Umständen ab. Die Regelmäßigkeit der Zwischenräume wird entweder nach der Uhr oder einfacher derart erzielt, daß man taktmäßig von 1—20 zählt, dann das Zeichen gibt, wieder von 1—20 zählt und so fort. Nach dem sechsten Zeichen wird die Minutenpause durch Zählen von 1 bis 120 bemessen, worauf wieder die sechsmalige Abgabe des Zeichens erfolgt.

Bei der Antwort — dreimaliges Zeichen in der Minute — wird zwischen jeder Zeichenabgabe von 1—40 gezählt.

207. Rettungswesen. Im Gebiete der deutschen und österreichischen Alpen besteht ein vom D. u. Oe. A.-V. organisiertes Rettungswesen. Für den Bergsteiger kommen in erster Linie in Betracht:

Die Rettungsstellen im Alpengebiete, welche die zur Rettung und zur Bergung von Verunglückten erforderlichen Maßnahmen treffen.

Die Wohnungen der Leiter dieser Stellen sind durch Aufschrifttafeln gekennzeichnet, wie auch

die Meldestellen im Alpengebiete, welche eine rasche Benachrichtigung der Rettungsstelle bei Unfällen zu vermitteln haben. Diese Meldestellen sind gleichfalls durch Aufschrifttafeln gekennzeichnet; einige derselben auch mit Rettungsmitteln ausgestattet.

Alles nähere erfährt man an den genannten Stellen, in den Schutzhütten, bei den Führern &c.

Für die Schweiz bestehen in den Hauptorten des Touristenverkehrs ähnliche Einrichtungen, wenn auch in geringerer Ausdehnung; man kann sich hierüber in den Hotels informieren. Für Italien hat man sich (telegraphisch) an den Klub Alpino Italiano, Turin, Via Monte di Pietà 28, für Frankreich an den

Club Alpin Français, Paris, Rue du Bac 30 zu wenden.

208. Schluß. Ich glaube, das Kapitel über den Alpinismus nicht besser schließen zu können, als mit den schönen Worten des viel zu früh verstorbenen Purtscheller: „Auf den Bergen erhebt sich der Geist zu dem Unendlichen, Unwandelbaren, ewig Schönen und Großen; sie wirken auf die Jugend belehrend, auf den Mann weltversöhnend, auf den Greis tröstend und neubelebend. Der Alpinismus kann uns — mehr als alle Weisheit und alles Geld der Welt — Eines geben: Gesundheit und Lebensfreude, Kraft und körperliche Wiedergeburt, Liebe zur Natur und Menschheit, Ausdauer und Seelenstärke im Kampf mit Schwierigkeiten; er ist ein Element gesunder Lebensäußerung, ästhetischen Genusses und innerer Herzensbefriedigung."

6. Erklärung der gebräuchlichsten bergsteigerischen Ausdrücke.

Abfahren, auf einem Schneehang stehend oder sitzend hinabgleiten.

Alpe, Alm, Matten, die als Viehweide dienen; wird auch für die auf ihnen stehenden Baulichkeiten (Hütten) gebraucht, manchmal auch als Beziehung für den ganzen Berg (Raxalp).

Aper, schneefrei, bei Felsen auch eisfrei.

Ausapern, Wegschmelzen des Schnees.

Aperer Gletscher, die Teile des Gletschers, wo das blanke Eis zutage tritt.

Band, eine mehr oder weniger horizontal verlaufende Leiste, über und unter der das Terrain steil abfällt. Man unterscheidet Eis-, Fels-, Gras-, Schnee- und Schuttbänder.

Bergschrund, s. Randkluft.

Bergsturz, das Herabstürzen großer Felsmassen sowie auch als Bezeichnung für die herabgestürzten Trümmer.

Bratschen, Felsen aus weichem, schiefrigbrüchigem und blättrigem Gestein.

Couloir, steile, schmale Rinne in einem Berghang, vgl. Schlucht, Runse und Rinne.

Ferner, Bezeichnung der Gletscher in den Stubaier- und Oetztaleralpen.

Firn, der feste, körnige Schnee, der die oberen Teile eines Gletschers bildet.

Firnbruch, analoge Erscheinung im Firngebiet wie Gletscherbruch beim Gletscher, s. d.

Gandecken, Moräne (Schweizer Ausdruck).

Gendarm, Gratzacken, Felsturm im Grat.

Geröll, durch Verwitterung zerkleinerte Geröllmassen, die in den Karen am Fuß von Rinnen und Wänden rc. liegen.

Gletscher, Eisstrom, der dem Firngebiet entspringt. Gletscher erster Ordnung (primäre) sind solche, die ihr Eis ins Tal hinabsenden; Gletscher zweiter Ordnung (sekundäre) füllen nur die hochgelegenen Felsentäler aus. Dazwischen sind viele Uebergänge vorhanden.

Gletscherbruch (-**sturz**), stark zerklüfteter Teil des Gl., der dadurch entsteht, daß das Eis durch die Unregelmäßigkeiten der Unterlage und die hierdurch bewirkte Spannung zerteilt wird.

— **mühle**, durch die Tätigkeit des Wassers entstandener senkrechter Schacht.

— **tisch**, Steinblock, der auf einer Eissäule ruht, findet sich auf aperen Gletschern.

— **tor**, Eishöhle am unteren Ende des Gletschers, die durch den dort entspringenden Gletscherbach ausgeschmolzen wird.

— **zunge**, das unterste Ende des Gletschers.

Grat, Schneide eines Eis-, Fels- oder Schneekammes.

Griff, ein Haltepunkt für die Hände (beim Klettern).

Gufferlinie, Moräne (Schweizer Ausdruck).

Halde, Bergabhang; es gibt Geröll-, Gras-, Schnee-, Schutt-, Steinhalden.

Hängegletscher = Gletscher zweiter Ordnung, s. d.

Kar, schutt- oder schneeerfüllte Hochmulde.

Kamin, enges Couloir (s. d.), so daß man mit beiden Händen zugleich die beiden Seiten erreichen kann.

Kamm, schmälerer Bergrücken.

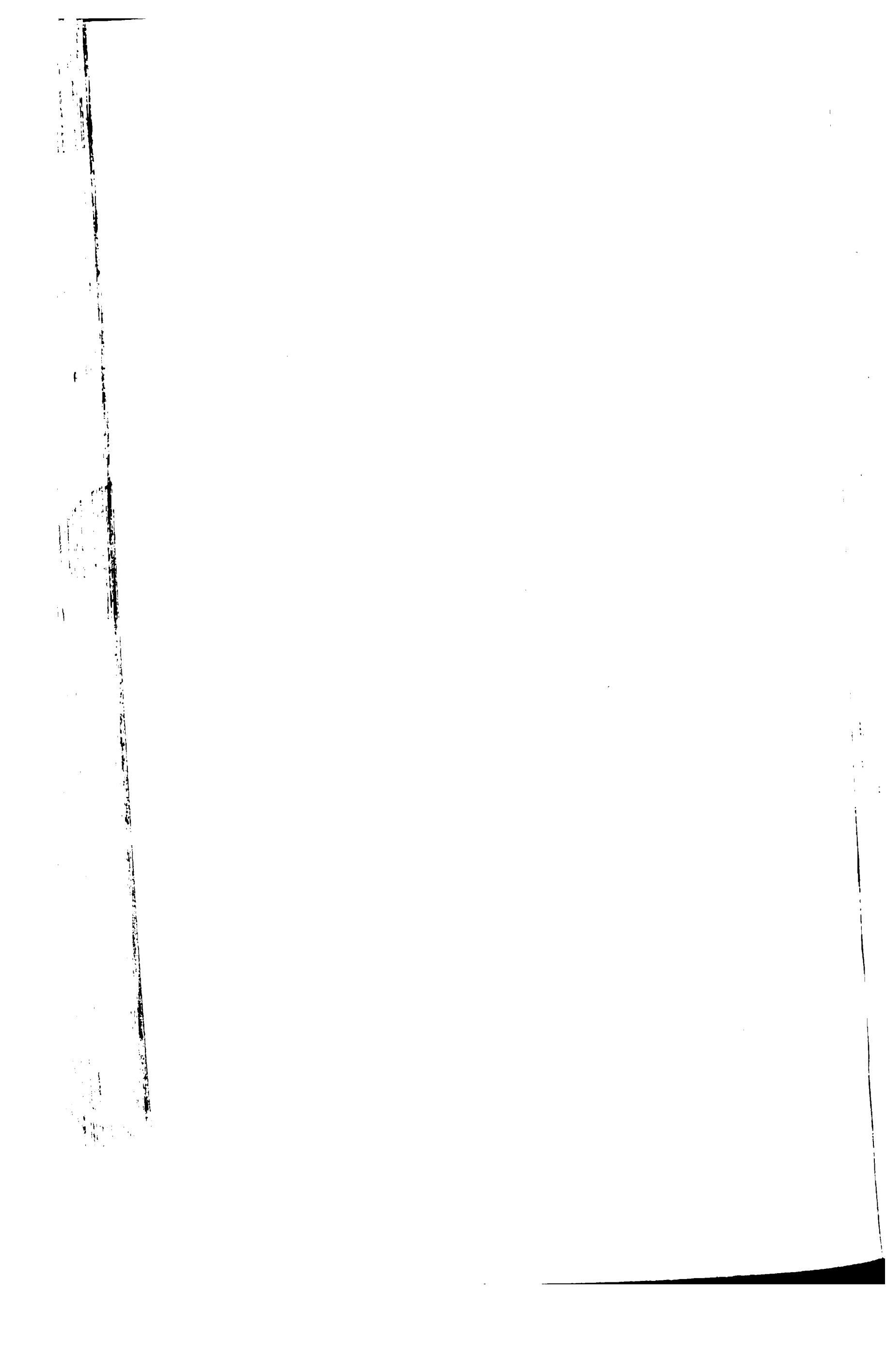
Karrenfelder, durch Verwitterung von parallelen Rissen und Furchen durchzogene, meist wenig geneigte Felsmassen im Kalkgebirge.

Kees, Bezeichnung für Gletscher in den hohen Tauern und im Zillertal.

Klamm, enge Felsschlucht, die meist durch einen Wildbach in das Gestein eingerissen wurde.

Kluft, größere Spalte im Eis oder Firn der Gletscher, s. auch Randkluft.

Durchschlagen einer Schneewächte. (Zu Nro. 190.)



Latschen, Zwergkiefern, die die Hänge der Kalkgebirge bedecken.

Lawine, Lahne, abstürzende Eis-, Schnee-, auch Felsmassen. **Staublawinen** entstehen durch sich lösenden, lockeren Schnee; **Grundlawinen** sind solche, bei denen infolge des Schmelzprozesses eine ganze Schneeschicht niedergeht; bei **Gletscher-(Eis-)lawinen** bricht ein Teil des Gletschers ab.

Moräne, Trümmer, die durch die Verwitterung der den Gletscher begrenzenden Felsen losgelöst werden, auf den Gletscher herabfallen und durch dessen Bewegung sich in langen Reihen wallähnlich aufbauen. — Die **Seitenmoränen** laufen den Seiten des Gletschers parallel. **Mittelmoränen** bilden sich durch die Vereinigung der beiden Seitenmoränen zweier ineinander fließender Gletscher. **End- oder Stirnmoränen** sind die Ablagerungen am unteren Ende des Gletschers.

Muhren, **Muren**, Geröll-, Sand- und Schlammassen, die durch das Wasser zu Tal getragen werden.

Paß, Einsenkung des Kamms zwischen zwei Gipfeln.

Platten, glatte Felsen ohne oder mit nur geringen Griffen und Tritten.

Randkluft, die große Spalte, die gewöhnlich den Gletscher, Firn- und Schneefelder von dem Felsgerüst des Berges trennt; sie entsteht durch Abschmelzungsprozeß.

Rinne, unbedeutende Schlucht, s. auch Couloir.

Runse, das gleiche in lockerem Gestein.

Scharte, scharfer Einschnitt in einem Eis- oder Felsgrat.

Schneebrett, in ihrer Ausdehnung begrenzte Schneeschichten von dichtem, feinkörnigem Gefüge und harter Oberfläche. Es ist mit der Unterlage nur wenig verbunden und löst sich deshalb leicht trotz der anscheinenden Festigkeit.

Schneeschild, kleines Schneefeld, das sich in einer kleinen Depression steiler Hänge bildet und beim Betreten leicht ins Rutschen kommt.

Schrund, s. Randkluft.

Schulter, ein mehr oder weniger horizontal verlaufender Absatz in einem steilen Gipfelgrat.

Schutt, feineres Geröll.

Seracs, Firn- oder Eisnadeln und Türme, die durch starke Zerklüftung des Gletschers entstehen.

Steinfall, **Steinschlag**, die durch die Verwitterung herabfallenden Steine; in größeren Mengen **Steinlawine**.

Steinmann, aus Steinen errichtetes Merkzeichen, besonders auf Gipfeln; **Steindaube**, kleinere Steinmänner, die zu Orientierungszwecken (als Markierung) errichtet werden.

Tobel, Schweizer Ausdruck für Klamm.

Traversieren, einen Hang quer überschreiten, wobei man sich mehr oder weniger horizontal hält. Unter Traversieren eines Berges versteht man denselben auf einer Seite zu ersteigen und auf der andern hinabzusteigen.

Tritt, Stütz- oder Haltepunkt für den Fuß.

Verschneidung nennt man das Zusammenstoßen zweier Wände unter stumpfen Winkel; wenn sie parallel oder in sehr spitzen Winkel zusammentreffen, bilden sie einen Kamin bezw. Rinne oder Runse.

Wächte, Gewächte, eine überhängende Schnee- oder Firnmasse, die sich auf der Höhe eines Kammes oder Grates durch Anwehen des Schnees auf der dem Wind abgewendeten Seite bildet.



7. Die wichtigsten alpinen Ausdrücke

in deutscher, französischer, italienischer und englischer Sprache.

Deutsch	Französisch	Italienisch	Englisch
Abfahren	glisser	scivolare	to glissade
Abgrund	précipice	precipizio, abisso.	precipice
Abhang	escarpement, pente	pendio	slope
abseilen	devaler à la corde	calarsi alla corda	to lower by the rop
Alm, Alpe	pacage	pastura	alpine pasture
Alphütte	châlet	casolare, malga	hut
aper	sans neige	senza neve	dry, free from snow
Band	corniche vire	cengia	ledge
Bergkette	chaîne de montagne	catena di monte	range
Bergschrund	rimaie	crepaccia terminale	Bergschrund
Couloir	couloir	canalone, colatoio	gully
Ebene	plaine	pianura	plain
Felsabsatz	gradin rocheux	bastione di roccia	tier
Felsabsturz	précipice	dirupo	cliff, precipice
Felsvorsprung	contrefort, èperon	contrafforte, eperone	rocky spur
Felsblock	bloc de rocher	macingo	boulder
Felsen	roc, rocher	roccia	rock
Felsrippe	éperon	sperone	rib of rock
Felsturm	tour rocheuse	torre di roccia	rock-tower
Firn	névé de taîte	nevato	névé
Firnbruch	rupture de névé	frattura del nevato	brocken-up-névé
Firngrat	arête de neige	cresta nevosa	snow-ridge
Firnhang	pente de neige	pendio di neve	snow-slope
Flanke (eines Berges)	versant	versante	side, face
Gemse	chamois	camoscio	chamois
Gendarm	gendarme	spuntone	rock-tower
Geröll	éboulis	detriti	scree
Gletscher	glacier	ghiacciaio (vedretta in den Ortler-alpen)	glacier
Gletscherbruch	rupture de glacier	colata di ghiacciaio	ice-fall
Gletscherspalte	crevasse	crepaccio	crevasse
Gletschersturz	chute du glacier	cascata del ghiacciaio	ice-fall
Gletscherzunge	langue du glacier	lingua del ghiacciaio	tongue of a glacier
Grat	arête, crête	cresta, crestone	crest
Gratabbruch	cassure de l'arête	intaglio nella cresta	drop in a ridge
Gratkante	linge de faîte	spigolo della cresta	edge of a ridge
Griff	prise	appiglio	hand-hold
Halde	pente	china	slope
Hängegletscher	glacier suspendu	ghiacciaio pensile	hanging-glacier
Hügel	colline	collina	hill
Joch	col	forcella, colle	col, pass

Kamin	cheminée	camino	chimney
Kamm	crête	spigolo	crest
Kar	cirque, combe	conca	corry
Karrenfeld	lapiaz	lapiaz	karst phenomenon
Klamm	gorgez	gola	ravin, canyon
Kletterschuhe	souliers à varappe	scarpe di corda, scarpetti	scarpetti
Kluft	gouffre, fissure	burrone	gulf, rif
Lawine	avalanche	valanga	avalanche
Moräne	moraine	morena	moraine
Mulde	combe	conca	hollow
Nadel	aiguille	guglia	needle
Neuschnee	neige fraiche	neve fresca	new snow
Nische	niche	nicchia	recess
Paß	col	colle, bocca, bochetta, passo	pass
Pickel	piolet	picozza	iceaxe
Platten	plaques	lastroni	plates
Randkluft, s. Bergschrund			
Rinne	coulisse	canale, canalone	gully
Riß	fissure	fessura, spaccatura	cleft
Rücken	dos, croupe	dosso	ridge
Rucksack	—	zaino	—
Sattel	selle	sella	saddle
Scharte	brêche	bocchetta	gab
Schlucht	gorge	gola	gorge
Schneebrille	lunettes	occhiali	goggles
Schneebrücke	pont de neige	ponte di neve	snow-bridge
Schneefeld	névé	nevaio	snow-field
Schneereifen	—	racchette	snow-shoes
Schulter	épaule	spalla	shoulder
Schutt	éboulis, pierrier	detriti (-tini)	débris
Schutzhütte	cabane, refuge	capanna, rifugio	club-hut
Seite	face	lato	side
Seracs	séracs	seracchi	séracs
Steigeisen	crampons	ramponi, ferri	climbing-irons
Steinmann	cairn	ometto di pietra	cairn
Steinschlag	chute de pierres	caduta di pietre	falling stones
Stufen	marches	gradini	steps
Stufen hacken	tailler des marches	tagliare gradini	to cut steps
Tal	vallée	valle	valley
Tritt	un pas	appoggio	foot-hold
Turm	tour	torre	tower
Vereisung	verglas	vetrato	to be glazed
Vorsprung	éperon	contrafforte	promontory
Wand	face, paroi	parete	wall
Wächte	corniche	cornice	cornice
Zahn	dent	dente	tooth
Zacken	dentelure	dentello	crag

****

IV. Wintersport.

1. Das Schilaufen

Von

Henry Hoek, Freiburg i. Br.

Geschichte und Charakteristik des Schilaufes.

209. Ursprung des Schilaufes. Schi und Schilauf sind höchst wahrscheinlich eine Erfindung mongolischer Stämme und stammen ursprünglich aus dem Innern des nördlichen Asiens. Schon in vorgeschichtlicher Zeit wanderten Gerät und Kunst mit deren Besitzer westwärts und wurden so den Germanen Skandinaviens übermittelt.

In den ersten Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung muß im Norden der Schilauf eine ritterlich vornehme Kunst gewesen sein. Denn in vielen altnordischen Heldengesängen rühmt sich der Held unter anderen vornehmen Künsten auch der des „Schreitens auf Schiern" („Skrida kann ek a skidom").

Es ist wohl fraglich, ob man diese Ausübung des Schilaufens als „Sport" bezeichnen darf. Ganz sicherlich aber wurde das allmählich in allen Bevölkerungsschichten unentbehrlich gewordene winterliche Verkehrsgerät im Mittelalter schon gelegentlich „rein sportlich" benützt. Ganz unzweideutig erfahren wir das aus des italienischen Bischofs Olaus Magnus schöner Schilderung eines norwegischen Bauernrennens um junge Pferde und bronzene Gefäße. (Olaus Magnus: „Historia de gentibus septentrionalibus etc." Rom 1555.)

Ueber die ganze Geschichte des Schilaufs von da an bis zum Ende des 19. Jahrhunderts wissen wir dann recht wenig. Nur gewissermaßen zufällig erfahren wir, daß gelegentlich nordische Bergleute den Schilauf nach Mitteleuropa gebracht haben, daß das Gerät dort aber keine dauernde Heimat fand. Auch in Skandinavien selbst scheint der Schi im Laufe der Jahrhunderte zu ziemlicher Bedeutungslosigkeit herabgesunken zu sein. Nur in einzelnen Distrikten benützte die Landbevölkerung noch das althergebrachte Gerät. Dem Städter war es völlig unbekannt geworden.

210. Der Schilauf als Sport. Erst im Laufe der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts griff dann eine kleine Gruppe von Sportsleuten in Christiania den Schilauf wieder auf. Und ihrer tatkräftigen und begeisterten Propaganda, die wesentlich unterstützt wurde durch das Beispiel guter Bauernläufer aus Telemarken, ist

wohl hauptsächlich zu verdanken, daß in wenigen Jahrzehnten in Norwegen der Schilauf zum Nationalsport geworden ist. Zahlreiche, über das ganze Land zerstreute kleine Vereine, gewöhnlich im Besitz eigener „Hütten“, pflegen den Schilauf. Die bedeutenderen haben sich zu einem Landesverband zusammengeschlossen, der über die Wettkampfregeln wacht und namentlich dafür Sorge trägt, daß dem Schilauf der Professionalismus fernbleibe.

Außerhalb Skandinaviens sind im 19. Jahrhundert zahlreiche Versuche unternommen worden, um den Schilauf einzubürgern. Von einem wirklichen Erfolg dieser Bestrebungen kann man erst sprechen seit Anfang der neunziger Jahre.

Größere Verbreitung fand der Schilauf zuerst in Süddeutschland und Steiermark. Es folgten in ziemlich kurzer zeitlicher Folge Riesengebirge, Harz und Oesterreich und vor allem die Schweiz, wo sich unter dem Einfluß günstiger klimatischer Bedingungen an vielen Orten der Schilauf zu einer Art Nationalsport zu entwickeln scheint. Bedeutend später fällt das Erwachen allgemeinen Interesses in England, Frankreich und Oberitalien.

Zur raschen Ausbreitung des Schilaufs trugen viele günstige Umstände wesentlich mit bei, so das Erscheinen und der Erfolg des Nansenschen Buches „Auf Schneeschuhen durch Grönland“, die aufopfernde und begeisterte Lehrtätigkeit nordischer Studenten, eine gerade in diesen Jahren fast unglaublich wachsende Vorliebe für Sport im allgemeinen, die sonst im Winter wenig Auswege fand, die zielbewußte Hilfe mancher alpiner Sportvereine — unter denen in erster Linie der internationale „Österreichische Alpenklub“ zu nennen ist —, sowie schließlich die ausgiebige Propaganda mancher Enthusiasten, so z. B. des Schiapostels Zdarsky, der ganz aus eigener Kraft und Initiative eine sehr große Schiläuferschar herangebildet hat.

211 Schivereine und -literatur. Hand in Hand mit dem raschen Wachstum des Sportes selbst ging (namentlich in den deutschsprechenden Ländern) eine ausgiebige Gründung von Schivereinen und Zeitschriften, die sich allerdings nicht immer als lebensfähig erwiesen haben. Die Mehrzahl der deutschen, österreichischen und schweizerischen Vereine haben sich zu Landesverbänden zusammengeschlossen, die Landesmeisterschaften ausschreiben. Außerdem kommen natürlich fast zahllose Vereins- und Lokalrennen von größerer oder kleinerer Bedeutung zum Austrag. Auch ein zusammenfassender „Mitteleuropäischer Schiverband“ ist gegründet worden; er umfaßt aber nur deutsche und österreichische Vereine.

Schließlich wären noch zu erwähnen der schwedische Landesverband, einige oberitalienische Vereine, der Klub Alpin Francais, der sich schon rege der Schisache angenommen hat, sowie einige kleine, aber sehr tätige englische Klubs.

212. Allgemeines über den Schilauf. Seinem innersten Wesen nach ist der Schilauf in der Hauptsache ein Wandersport, wenn dies Wort gestattet ist. Und als solcher ist er dem Alpinismus in vielen Zügen wesensverwandt.

Abgesehen vom Springen, dienen alle Uebungen des Schilaufs eigentlich nur dazu, die nötige Gewandtheit für den Geländelauf zu erlangen. Der reine Schilauf um seiner selbst willen als nur ästheti-

e Uebung oder Wettkampf wird ır von einer verschwindenden :inderzahl ausgeübt. Das schließt ıtürlich nicht aus, daß der Gendeläufer alle Uebungen des ;chilaufs beherrsche und sich ihrer usübung als solche freue.

Die Leistungen nun, die mit em Schi vollbracht werden, sind atürlich außerordentlich abhängig on der Schneebeschaffenheit. Im ;roßen und ganzen kann man agen: In der Ebene sind Geschwindigkeiten zwischen 5 und 7 km ›ie Stunde etwas Gewöhnliches. Bergauf ist 200 bis 300 m Steigung in der Stunde ein guter Durchschnitt. Die Abfahrtsgeschwindigkeiten können unter besonders günstigen Bedingungen bis 80 km in der Stunde, ja selbst darüber, steigen.

Die Maximalweiten des als besondere Kunst gepflegten Tiefweitsprunges liegen um 40 m herum (wobei die schiefe Bahn auf etwa 33° geneigten Hängen gemessen wird).

Bei wirklich guten Läufern, die die Uebungen des Schilaufs vollständig beherrschen und die gleichzeitig einen harmonisch ausgebildeten Körper besitzen, kann der Schilauf sehr schön und graziös aussehen. Doch sieht man bei uns selten wirklich elegantes Laufen, und die Grazie des Schlittschuhläufers z. B. ist dem Schilaufen fremd. Dafür ist ein korrekter Tiefweitsprung von etlichen 30 Metern ein derartig überwältigendes Schauspiel, wie das kein anderer Sport in einer Einzelleistung zu zeigen imstande ist.

Die starke Bewegung in staubfreier Luft, fern dem Qualm der Städte, und die ausgiebige Anstrengung nicht nur der Bein-, sondern auch der Arm-, Brust- und Bauchmuskulatur stempeln das Schilaufen für gesunde Menschen zu einer der besten Sportarten überhaupt. Da der Schilauf aber auch hinausführt in die winterlich pfadlose Natur, in den Kampf mit dem Winterwetter, und da auch unsere Mittelgebirge im Winter immerhin ein gewisses Maß von Gefahr bieten, so stellt der Schilauf auch Anforderungen an Geistesgegenwart, Findigkeit und Verantwortungsgefühl.

Aehnlich wie in Norwegen wird es auch in der Schweiz und in Süddeutschland immer mehr Sitte, daß namentlich die Jugend auf ihren Fahrten kleine anspruchslose Hütten zum Uebernachten benützt, in denen man sich selbst kocht und den ganzen primitiven Haushalt besorgt. Sollte diese schöne Sitte größere Verbreitung finden, so könnte der Schilauf durch Erziehung zur Einfachheit und Selbsthilfe sehr segensreich auf einen Teil unserer städtischen Jugend einwirken.

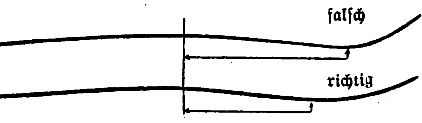
Ausrüstung.

213. Der Schi. Im Gegensatz zu vielen anderen Sports ist beim Schilauf das Gerät selbst billig im Verhältnis zur sonstigen Ausrüstung. Es gibt der Schiformen zwar beinahe unzählige, und fast jede Landschaft und jedes Tal Skandinaviens hat eigene Typen aufzuweisen. Für den sportlichen Gebrauch hat sich aber nur eine Form als überall gleichmäßig brauchbar erwiesen, das ist der sogenannte „Telemark"-Schi, der aus dem südlichen Norwegen stammt. Alle Benützung in Zentraleuropa und in ferneren Ländern hat an dieser Form des Gleitholzes nichts Wesentliches geändert, sehr im Gegensatz zur sogenannten „Bindung", die viele Erfinder beschäftigt hat.

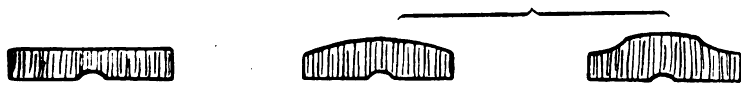
Der Sportschi selbst, fast ausnahmslos aus Esche oder Hickory hergestellt, ist ein langes, schmales Brett mit aufgebogener Spitze, aufgewölbter Mitte und mit gegen die Mitte zu schwach konkav verlaufenden Längslinien.

Die Spitzenaufbiegung, die höchstens 20 cm beträgt, muß in ganz flacher Kurve in das Hinterende übergehen, sie beansprucht etwa ein Fünftel der gesamten Schilänge. Die mittlere Aufwölbung oder „Spanne" (auch „Federung") beträgt im Maximum $2^1/_2$ cm. Sie richtet sich natürlich nach dem Gewicht des Läufers und der Elastizität des Holzes. Ihr höchstes Ausmaß erreicht sie unmittelbar unter dem Fuße des Läufers, also schon in der Mitte zwischen Ende des Schies und Ende der Aufbiegung. Die Dicke des Schies ist an verschiedenen Stellen verschieden. Am dünnsten ist der Uebergang der Aufbiegung in das Hinterende, am kräftigsten die Partie unter dem Fuß. Manche Schier zeigen verstärkte Querprofile. Diese dürfen aber (aus Federungsgründen) nicht bis in die Aufbiegung durchgeführt werden. Die Länge des zu benutzenden Schies schwankt zwischen 2 und 2,60 m, je nach Körpergewicht des Läufers und Art des Terrains. Ein Blick auf den beigegebenen Aufriß und Querriß eines richtig gebauten Schneeschuhes zeigt die üblichen anderen Maße.

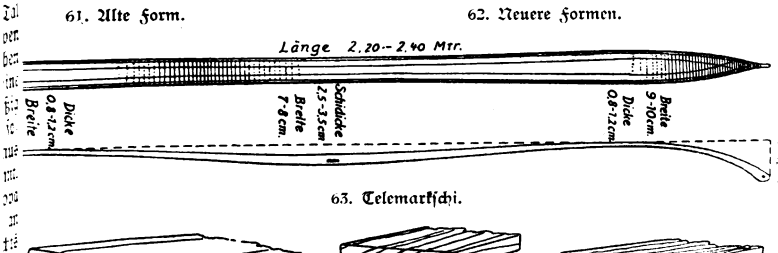
Besonderes Gewicht muß natürlich gelegt werden auf die Auswahl astreinen, trockenen, aber doch nicht brüchigen Holzes, sowie auf die Art, wie das Brett für den Schi aus dem Stamme herausgeschnitten wurde („Kernholz" oder „Splintholz"). Bei der Anwendung „grünen" Holzes werfen oder tordieren sich die Schier, sobald sie naß werden, sie werden „windschief" und unbrauchbar. Alle



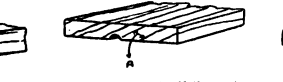
60. Spanne und Aufbiegung.



61. Alte Form. 62. Neuere Formen.



63. Telemarkschi.



64. Splintholz. 65. Halbliegendes und reines Kernholz (A u. B ist die wirkliche Breite der Jahresringe.)

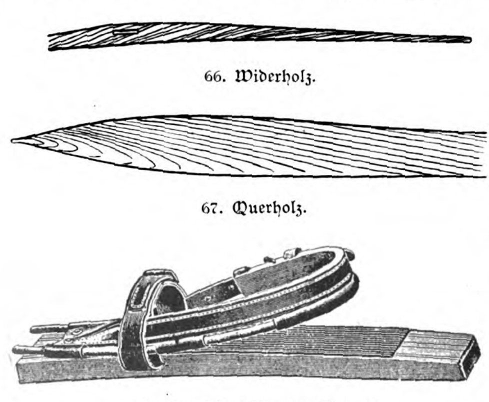
Schier, die quer verlaufende Holzstruktur zeigen („Widerholz"), oder deren Struktur auf der Oberfläche stark wellig verläuft („Querholz"), sind fehlerhaft und sollten vom Käufer zurückgewiesen werden.

Die meisten Schier zeigen außerdem auf der Lauffläche eine sogenannte „Führungsrinne", die die grade Abfahrt stetiger macht, die aber bei der Ausführung von Schwüngen gewiß ein — wenn auch kleines — Hindernis ist. Man läßt sie deshalb gerne fort bei Schiern, die ausschließlich für den Gebrauch in sehr schwierigem Gelände bestimmt sind.

Die Lauffläche des Schi wird fast stets mit Fettstoffen irgendwelcher Art imprägniert, einmal um das Holz gegen Nässe widerstandsfähiger zu machen, zum anderen um das Ansetzen von Eis während der Fahrt nach Möglichkeit zu vermeiden. Seitenkanten und Oberfläche des Holzes werden zum Schutz gegen Nässe entweder durchsichtig oder farbig lackiert.

Im allgemeinen ist dem durchsichtigen Lack der Vorzug zu geben, da die Farbe häufig dazu dient, Fehler im Holz zu verbergen.

Wer seine Schier stets im besten Zustande erhalten will, der muß sie dementsprechend behandeln. Dazu gehört eine gewisse Schonung beim Gebrauch (ausziehen, wenn die Steine durch den Schnee durchdrücken!) und eine sachentsprechende Behandlung während des Sommers: die Laufflächen werden geölt, die Hölzer werden „aufgespannt" und dann an einen luftigen, aber sehr trockenen und vor allem dunklen Ort gebracht zum Uebersommern.



66. Widerholz.

67. Querholz.

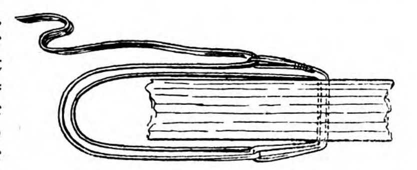
68. Rohrbügel-Riemen-Bindung.

214. Die Bindung. Bindung heißt der Apparat, der Fuß und Schi verbindet und der die Steuerung der gleitenden Hölzer ermöglicht. Es gibt eine schier riesige Schar verschiedener Modelle, die alle ihre Liebhaber haben. Wir können hier natürlich nur in Kürze eine Auswahl der gebräuchlichsten Bindungstypen besprechen, soweit sie sich im Gebrauch bewährt haben. Die schließliche Auswahl wird immer Geschmackssache bleiben.

1. Riemen- oder Lappenbindung: Einfache, leichte Bindung ohne Metallteile. Etwas mangelhafte Führung. Sie ist hauptsächlich am Platz auf langen Fahrten in fast ebenem Gelände und bei großer Kälte (da sie kein Metall enthält!).

2. Huitfeldt-Bindung, Modell A: Leistungsfähige, einfache Bindung, deren Lederteile aus einem langen Riemen bestehen und

sehr leicht reparierbar sind. Durch Ziehen läßt sie sich sehr genau einstellen und gibt tadellose Führung. Das An- und Ausziehen dauert aber ein Weilchen. Sie ist deshalb nur am Platz, wo man sicher ist, den Schi unterwegs nicht gelegentlich ausziehen zu müssen (also *nicht* in Hochgebirge).



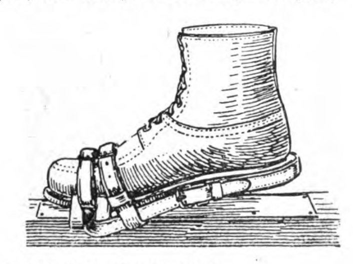
69. Huitfeldt-Bindung, Modell A. (Ohne Zehenriemen und Backen. Linker Fuß.)

3. *Huitfeldt-Bindung, Modell B*: Bei ihr ist der Ziehriemen des älteren Modells durch Schnallenanordnungen ersetzt. Das ermöglicht rasches An- und Ausziehen, allerdings auf Kosten des „Sitzens", sofern die Bindung nicht ganz genau verpaßt ist. Es ist wohl die in Mitteleuropa meist gebrauchte Bindung.

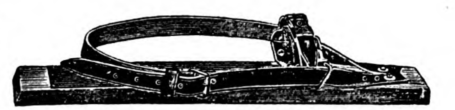


70. Huitfeldt-Bindung, Modell A. (Linker Fuß.)

4. *Schuster-Hoek-Bindung*: Sehr einfache und leistungsfähige Bindung. Steht im Prinzip der Huitfeldt-Bindung sehr nahe. Vermeidet aber die Querdurchbohrung des Schies, die viele als Schwächung des Holzes betrachten.

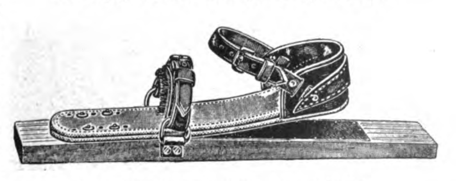


71 u. 72. Huitfeldt-Bindung, Modell B. (Linker Fuß.)



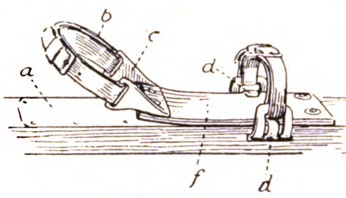
73. Schuster-Hoek-Bindung. (Rechter Fuß.)

5. *Sohlenkappenbindung*: Viel benutzte Bindung. Namentlich Ausleihschier sind mit Vorliebe mit ihr ausgestattet, da sie immer eine gewisse Führung gibt, auch wenn sie nicht paßt. Vielerseits werden häufige Schiverletzungen

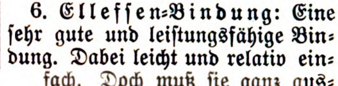


74. Sohlen-Kappen-Bindung. (Links.)

(Knie- und Knöchelverstauchungen) dem Fahren dieser Bindung zugeschrieben.

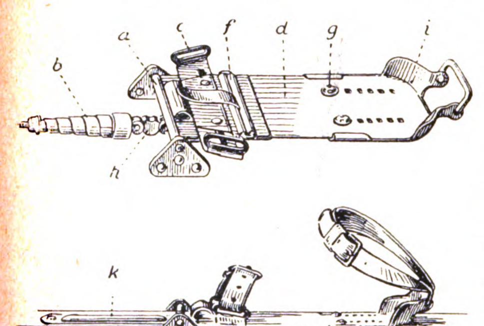


75. Elleffen-Bindung.
a Fußplatte, b Absatzriemen, c Eiserner Absatzflügel, d Umgehämmerte Zunge der Zehenbacken, f Balatasohle.



6. **Elleffen-Bindung**: Eine sehr gute und leistungsfähige Bindung. Dabei leicht und relativ einfach. Doch muß sie ganz ausgezeichnet verpaßt sein und muß ganz genau nach Vorschrift aufmontiert werden, oder der Fahrer erlebt wenig Freude an ihr. Sie wird namentlich in Norwegen viel benutzt.

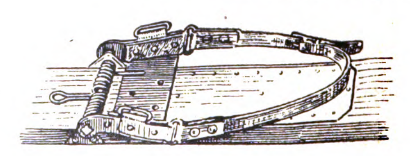
7. **Lilienfeld- oder Alpen-Schibindung**: Diese Bindung, aus einer biegsamen Stahlsohle, mit verstellbaren Backen und Absatzkappe und einer Feder, die sich bei jedem Gleitschritt spannt, hat sehr viel Zank hervorgerufen. Sie wurde ebenso verhimmelt wie verdammt. Die Nachteile dieser Bindung sind: schweres Gewicht, Kosten und Kompliziertheit. Die Vorteile sind: eine außerordentlich weitgehende Beherrschung des Schies und ein schnelles Erlernen des Laufens. Wir sehen sie dementsprechend hauptsächlich in Gebrauch bei älteren Leuten, die im vorgerückten Alter anfingen, sowie in dem außerordentlich schwierigen



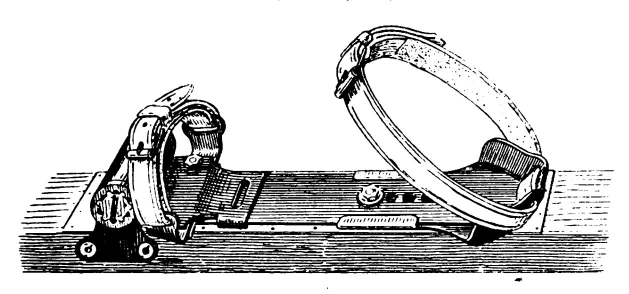
76. Lilienfeld oder Alpen-Schi-Bindung. (Links.)
a Achse, b Pufferfeder, c Zehenbacken, d Stahlsohle, f Scharnier, g Stellmutter für Absatzschlitten, h Gelenkiges Gestänge, i Absatzklappe, k Deckel der Feder.



77. Müller-Bindung mit gehobenem Fuß.



78. Müller-Bindung. (Ohne Zehenriemen, rechts.)



79. Bilgeri=Bindung.

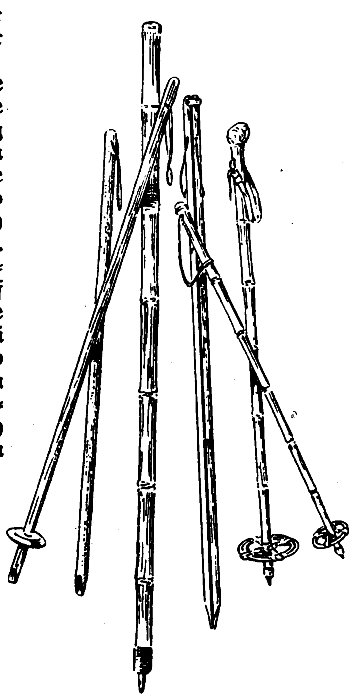
Gelände der österreichischen Voralpen.

9. **Müller=Bindung.** Das Prinzip der Huitfeldt=Bindung, verbunden mit dem der Feder. Sehr leistungsfähige Bindung, die aber genau verpaßt sein muß.

10. **Bilgeribindung.** Eine der Lilienfeldbindung sehr nahe verwandte Form. Die Anordnung der Feder ist eine andere, den Schi nicht schwächende, und die ganze Bindung ist viel leichter und eleganter, wie es scheint aber doch stark genug für kräftige Benützung.

Gleichgültig, welche Bindung jemand fährt, es ist vor allem auf tadelloses Material und tadellose Arbeit zu achten. Besonders bei dem ständig stark strapazierten und dem Schmelzwasser ausgesetzten Riemenzeug, macht sich die Wahrheit des Satzes „Billig ist gleich schlecht“ sehr bald und unangenehm bemerkbar.

Der übliche Preis für ein Paar guter Schier mit Bindung wird je nach Auswahl des Holzes und der



80. Stöcke.

Bindung zwischen 20 und 35 Mark liegen.

215. Hilfsgeräte. Die Zahl der Hilfsgeräte, die der Schiläufer zum Sport als solchem braucht und die nicht der allgemeinen Ausrüstung (Kleidung ꝛc.) zuzuzählen sind, ist nicht sehr groß. Da wären zunächst die Stöcke zu nennen. Entweder benützt man einen kräftigen, schulterhohen, eisenbeschlagenen Eschen- oder Haselstock oder zwei leichte brusthohe Bambusstöcke mit beweglichen Schneetellern am Unterende und starken Handschlaufen oben. Ueber die Art der Benützung werden wir weiter unten reden. Es gibt viele brauchbare Modelle. Hauptsache ist auch hier wieder saubere Arbeit und gutes Material.

Vielfach werden die Schier mit Fußplatten versehen, um ein Ballen des Schnees unter dem Absatz zu verhüten. Als Material kommen in Betracht: Zelluloid, Leder, Ballata, Gummi und Birkenrinde, Aluminium, sowie Linoleum.

Feste und flüssige Schmiermittel (Wachs mit Teer und Stearin ꝛc.) dienen dazu, die Lauffläche bei klebendem Schnee einzureiben und das „Ballen", „Picken" oder „Eisen" zu vermeiden oder wenigstens zu vermindern.

Abnehmbare Fellbesätze, die mittels Schnallen oder Schrauben befestigt werden und die das Rückwärtsrutschen selbst bei sehr glattem Schnee und an recht steilen Hängen verhindern, sind auf Hochtouren sehr schätzenswert. Für rein sportliches Laufen (im Mittelgebirge) bedient man sich ihrer lieber nicht, da sie (besonders bei Anfängern) unfehlbar eine Verschlechterung des „Stiles" bergauf zur Folge haben.

Ein Tragriemen ist oft sehr angenehm. Am zweckmäßigsten ist er dann so eingerichtet, daß man ihn auch gleich zum Ziehen der Schier benützen kann, wenn man lange Zeit vereiste oder bloß schwach verschneite Straßen zu begehen hat.

Als sehr nützlich erweist sich oft ein Reparaturbeutel. Er enthalte zum mindesten: Schraubenzieher, Messer, Säge, Feile, Zange, Pfrieme (vielleicht in der Form eines „Universalinstrumentes"), Schrauben, Nägelchen, Draht, etwas Zinkblech, stählerne Versteifungsschienen und einen langen kräftigen Riemen. Abgebrochene Spitzen (bei weitem das häufigste Unglück) kann ein geschickter Mann in der Regel irgendwie wieder so befestigen, daß ein Nachhausekommen ermöglicht ist. Ist der Schi dann sonst noch gut, so läßt man dem Patienten vom Fabrikanten mittels Leim und Nieten eine neue Spitze ansetzen. Wenn diese Arbeit (ca. 4—5 Mk.) gut besorgt wird, so hält ein so reparierter Schi so lange, wie ein nie gebrochener.

216. Kleidung und sonstige Ausrüstung. Wie die allermeisten im Freien betriebenen Sportsarten, erfordert auch der Schilauf eine den Bedingungen der Bewegung und des Winterwetters angepaßte eigene Kleidung, sofern man wenigstens sich vor Schaden bewahren und möglichst großen Genuß aus dem Sport ziehen will. Und die allgemeine Ausrüstung ist leider bedeutend teurer als die spezielle Sportausrüstung; während letztere kaum mehr als 40—50 Mark kostet, wird man für eine sachgemäße allgemeine Kleidung u. s. w. immerhin seine hundert Mark aufwenden müssen.

Der Schiläufer wandert durch Wind und Wetter, in Schneesturm, Kälte, glühender Sonne und manchmal leider auch in Regen. Die meisten fallen oft in den Schnee. Auf ihren Fahrten, wo jeder sein

ganzes Gepäck selbst zu tragen hat, legen sie weite Entfernungen zurück und kommen in Hotels und Ortschaften mit vielerlei Menschen zusammen.

Daraus ergibt sich als allgemeinste Regel: Die Kleidung des Schiläufers ist eine angepaßte Touristenkleidung, d. h. praktisch, warm, nicht zu schwer und nach Möglichkeit elegant und unauffällig.

Unterkleider sind zu sehr Geschmacks- und Gewohnheitssache, als daß da irgend etwas zu raten wäre. Die Allgemeinheit wird wohl mäßig dicke Wolle wählen. Schneeschuhläuferinnen aber sei gesagt, daß die gewöhnliche Damenunterkleidung recht wenig für Sport geeignet ist. Die amerikanischen Hemdhosen („Combinations") seien in empfehlende Erinnerung gebracht. Strümpfe und Socken sind dann aber nicht mehr Geschmackssache. Der Schiläufer braucht unbedingt starke wollene Socken und zwar trägt er zwei Paar übereinander, das äußere ein wenig größer und womöglich aus unentölter Wolle, die einigermaßen wasserdicht ist.

Den Anzug selbst wähle man aus einem dunklen, haltbaren, warmen, nicht zu schweren Stoff, der vor allem aber möglichst glatt sei, damit im Schneesturm oder beim Stürzen sich kein Schnee daran ansetzen kann.

Lange Hosen haben sich im Laufe der Jahre als die für den Schiläufer bequemste und auch eleganteste Beinbekleidung erwiesen. Unbedingt nötig ist es aber, daß man das Eindringen von Schnee unten in die Hosenbeine verhütet. Am besten geschieht dies durch Zubinden mittelst kurzer Wickelgamaschen. Die Weste sei leicht und schmiegsam, am besten gestrickt. Lange Aermel an ihr wird man oft angenehm empfinden. Die Joppe sei kurz, eng in den Hüften, bis oben zuknöpfbar und mit verschließbaren Taschen versehen. Sie sollte einen großen aufklappbaren Kragen haben und eine Vorrichtung, die Aermellöcher an den Handgelenken eng zu schließen. Die Mütze muß einen großen Schirm haben, zum Schutz für die Augen, und einen großen niederklappbaren Rand, der auch die Ohren noch mit bedeckt.

Als Handschuhe sind nur Fäustlinge verwendbar und zwar solche allerbester Arbeit mit langen Armstulpen, die auch noch einen Teil des Aermels aufnehmen können. Fingerhandschuhe taugen nichts auf Schneeschuhtouren und dürfen nur unter den Fäustlingen getragen werden. Nebst den Händen und Ohren sind auf Schifahrten vor allem die Zehen der Gefahr des Erfrierens ausgesetzt. Die Auswahl der Fußbekleidung muß deshalb sehr vorsichtig und sorgfältig vorgenommen werden. Am besten bewährt haben sich kräftige Lederschuhe; über Rist und Knöchel müssen sie genau passen und gut schließen. Die Zehen sollten aber nicht eingeklemmt sein, sondern auch unter zwei Paar Socken eine gewisse Beweglichkeit haben. Ein Füttern des Stiefels mit Pelz ist in unserem Mittelgebirge und in den Voralpen wohl nicht nötig. Wem aber zwei Paar Socken noch nicht genügen, der lasse sich lieber ein Paar Fellsocken machen, als daß er sich festen Pelzbesatz in die Schuhe nähen läßt.

Selbstverständlich sollten die Schuhe so wasserdicht sein, wie dies möglich ist und eine eingenähte bis oben reichende Lasche besitzen. Für die meisten Bindungen sind doppelte Sohlen Erfordernis und um einen Druck der Bindungsbacken zu vermeiden, sollten

sie ein wenig (vielleicht ⅓ cm) überstehen. Wer seine Schuhe stets gut im Stand haben will, wird gut tun, sie in Gasthöfen selbst zu behandeln, da schlechtes (säurehalliges) Schmiermaterial die besten Nähte alsbald zerstört. Sehr beliebt geworden sind in letzter Zeit die sogenannten „Lauparschuhe“, deren steife Seitenleder die Zehen etwas vor dem Druck des Zehenriemens behüten. Doch empfehlen wir nicht solche norwegischer Herkunft. Eine leichte Benagelung der Sohle ist oft sehr angenehm. Sie schadet auch der Oberfläche des Schies weniger als man annehmen sollte.

217. **Was die Kleidung unserer Schi laufenden Damen betrifft,** so müssen wir uns hier mit einigen wenigen Schlagworten begnügen: Selbstverständlich trägt die Schiläuferin eine Hose und zwar eine ziemlich anliegende Kniehose, die unter dem Rock nicht auffällt. Sie ist am vorteilhaftesten, so gearbeitet, daß draußen im Wald oder im Gebirge der Rock in den Rucksack wandern kann, was tatsächlich eine wesentliche Erleichterung bedeutet. Der Rock selbst ist natürlich zum mindesten „fußfrei“ aus glattem, starkem aber möglichst leichtem Stoff. Eine einfache Flanellbluse und ein joppenartiges Jackett wird für den Oberkörper noch die praktischste Kleidung sein. Die möglichst feste und einfache Frisur deckt eine Mütze, die das Naßwerden vertragen kann.

Gerade beim Schisport ist es nicht leicht, in der Frauenkleidung Brauchbarkeit und Eleganz glücklich zu vereinigen. Es ist hier dem persönlichen Geschick ein dankbares Feld eröffnet.

Selbst auf kleineren Schitouren, überhaupt sobald man die unmittelbare Nähe bewohnter Orte verläßt, nehme man stets etwas Reservekleidung mit und zwar zum mindesten ein Paar trockene Socken, ein zweites Paar guter starker Fäustlinge, sowie Sturmhaube und Halstuch. Bei größeren Fahrten kommt dazu dann noch, je nach Geschmack Lederjacke oder Sweater.

Schon weil man fast stets Reservekleidung mitnimmt, — außerdem aber auch auf kleinen Touren oft Schiwachs u. s. w. ist der **Rucksack** der unentbehrliche Begleiter des Schiläufers. Er soll geräumig (aber eher hoch als breit!) und wasserdicht sein, aber nicht schwer, (also kein für Schitouren unnötiger Lederbesatz). Die Tragriemen müssen breit und kräftig sein, sodaß sie nicht einschneiden und eine Klappe sollte die zugeschnürte Oeffnung zudecken, um gegen eindringenden Schneestaub zu schützen.

218. **Proviant** ist auf großen Touren selbstverständlich und durchaus Geschmacksache. Für eine Diät des Sportes ist hier kein Platz. Aber auch auf kleinen Ausflügen tut man gut, stets eine Kleinigkeit mitzunehmen, etwas gute Schokolade, ein bißchen gezuckertes Brot oder dergleichen. (Vergl. Absch. III und XIV).

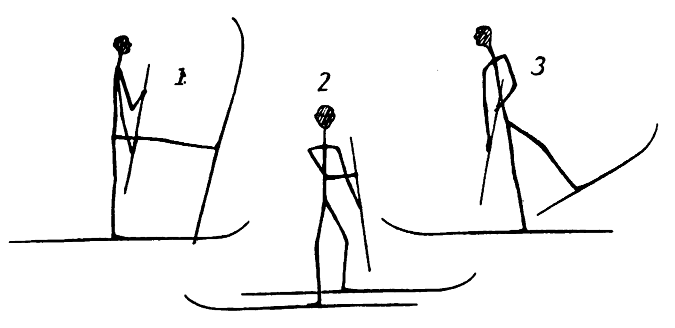
An sonstiger, eigentlich ganz selbstverständlicher Ausrüstnng des Schiläufers erwähnen wir dann noch:

Taschenmesser (kräftig und groß, mit Lochpfrieme und Korkzieher), zusammenlegbare Taschenlaterne mit Glimmerscheiben, am besten die bekannte Alpinistenlaterne „Excelsior Lux“ (das Modell des italienischen Alpenklubs), Kompaß (mindestens 7 cm Durchmesser und mit Schutzdeckel über dem Glas), Landkarte (und zwar neueste Auflage!), sowie ein klein wenig Verbandzeug.

Die allermeisten dieser Sachen sind natürlich durchaus entbehrlich,

solange man sich bei seinen Schi-Lernversuchen in unmittelbarer Nähe eines Wintersportplatzes oder großen Hotels befindet. Wer aber auch nur die kleinste Tour unternimmt, sich auch nur auf einige Stunden von seinem Stützpunkt entfernt, der kann beim Schilauf sehr leicht in die Lage kommen, einen der oben genannten Gegenstände, in unangenehmster Weise zu vermissen. Und andere um Aushilfe und Gefälligkeit bitten müssen, ist für die meisten auch keine Annehmlichkeit, ganz abgesehen, davon, daß nicht immer „andere" da sind.

Ueber die besondere Ausrüstung für Schihochtouren ist das entsprechende zu finden in dem Kapitel „Schilaufen im Hochgebirge".



81. Bilder vom Umdrehen oder Wenden.

Die Bewegungen des Schilaufs.

219. Das Stehen auf Schiern ist ein Belasten des Vorderfußes, ein „Nachvornelegen" des Gewichtes, soweit dies angängig ist, ohne die Absätze von den Schiern zu heben und ohne die Hüften zu beugen. Wer in der Ruhe nicht richtig auf den Schiern steht, wird nie richtig auf ihnen stehen, am wenigsten wird er in der Abfahrt richtig „stehen", wie der Norweger das zu Talfahren bezeichnet.

220. Das Wenden oder Umdrehen ist an und für sich recht einfach. Man stellt einen Schi nach außen, soweit dies geht, ohne die Hinterenden übereinander zu bringen. Dann stellt man den anderen daneben und so fort bis die entgegengesetzte Front erreicht ist. Viel einfacher als diese umständliche und häßliche Art, die dazu am geneigten Hang natürlich nicht anwendbar ist, ist eine andere, die viel knifflicher aussieht als sie ist. Man hebt ein Bein und streckt es grade nach vorne, so daß der Schi, mit der Lauffläche nach vorne schauend, genau senkrecht steht. Dann schwingt man die Schispitze nach außen, um das auf dem Schnee stehende Hinterende als Drehpunkt. Man stellt dann diesen herumgeschwungenen Schi wieder in den Schnee, neben den anderen stehen gebliebenen. Natürlich schaut die Spitze jetzt aber in die entgegengesetzte Richtung. Diese „Uebers-kreuz"-Stellung, in der die meisten die Knie ein klein wenig werden

beugen müssen, ist das einzig Schwierige an der ganzen Sache. Fernerhin hebt man die Spitze des anderen Schi, bewegt sie über das Hinterende des zuerst umgestellten hinweg und stellt den zweiten Schi neben den ersten.

Man beginnt dieses „Wenden“ mit Stock zu üben. Die Haltung, Griffwechsel, sobald der erste Schi umgestellt ist, ergibt sich ganz von selbst. Gewandte Menschen können die Uebung ohne weiteres auch ohne Stock ausführen.

221. **Das Wenden am Hang** kann nur in dieser Weise ausgeführt werden. An wenig steilen Hängen tut man gut, die Bewegung mit dem oberen Bein und Schi zu beginnen, da man auf diese Weise etwas an Steigung gewinnt. An wirklich steilen Hängen muß man aber mit dem unteren Schi anfangen, da man so festeren Stand hat. Vielen macht das Wenden am Hang Schwierigkeit, weil der Blick in die Tiefe sie unsicher macht. Solche tun gut, an ganz kleinen Hängen, Straßenböschungen u. s. w. ihre Uebungen zu beginnen. Selbstverständlich muß man zuerst gut und sicher stehen, mit den Schiern ganz quer zur Fallrichtung, ehe man anfängt zu wenden.

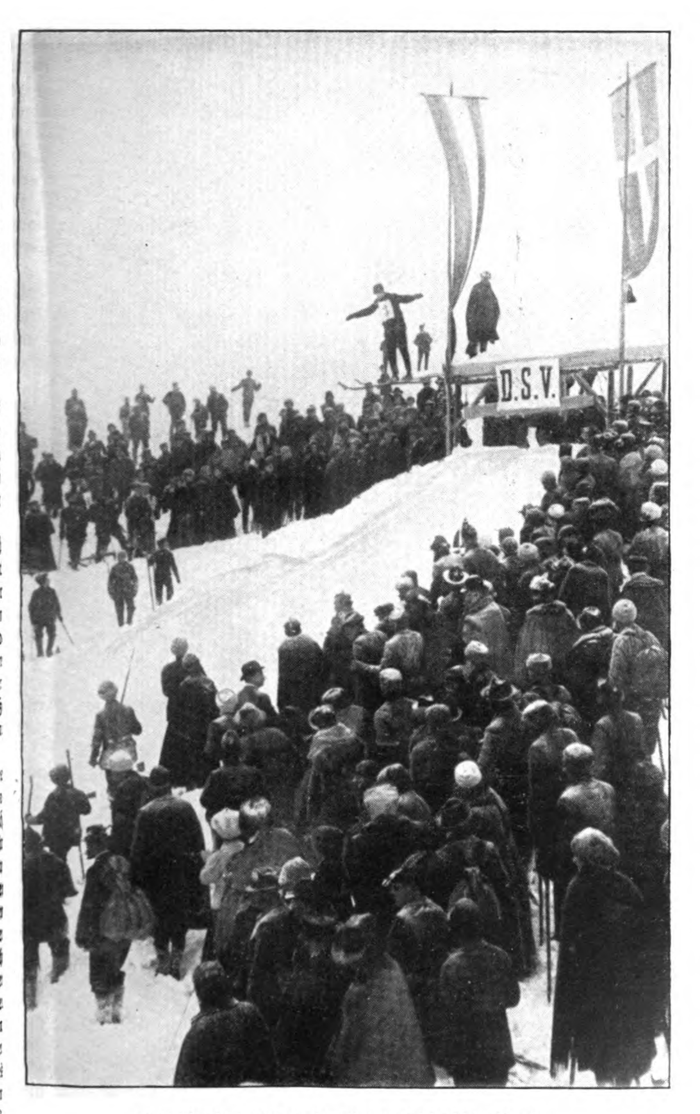
222. **Das Laufen in der Ebene** ist etwas wesentlich anderes als gewöhnliches Laufen oder Schlittschuhlaufen. Man holt weder aus, noch stößt man sich ab. Es ist ein Vorwärtsschleifen mit langen Gleitschritten. Nie werden die Schier gehoben und vorwärtsgesetzt. Man legt sich nach vorne und unterstützt den fallenden Körper durch Vorführen eines Beines mit gebeugtem Knie. Dabei bestrebt man sich, diesen Schi noch möglichst weit gleitend nach vorne zu drücken. Dann streckt man das Knie wieder, fällt wieder vor und schiebt das andere Knie mit dem anderen Schi nach vorne. Wenn es die Schneebeschaffenheit irgend erlaubt, bestrebe man sich das zweite Knie schon vorzuschieben, während der erste Schi sich noch bewegt. Man unterlasse alle Versuche, sich mit dem hinteren Schi abzustoßen, sie führen unweigerlich nur dazu, daß der hintere Schi nach rückwärts rutscht.

Beim Laufen in der Ebene sollten die Schier möglich nahe beieinander gehalten werden, so nahe wie dies die Bindung irgendwie gestattet.

Erst wenn jemand ohne Stöcke rasch und sicher in der Ebene laufen kann, sollte er sich der Doppelstöcke bedienen, um durch rhythmisches Abstoßen die Geschwindigkeit zu erhöhen.

Das Laufen in der Ebene sieht außerordentlich leicht und einfach aus; es ist auch gar nicht schwer, sich einfach vorwärts zu bringen. Das wirklich stilvolle, förderndeLaufen muß aber geübt und gelernt werden. Dafür ermöglicht es dem, der es kann, dann auch große Strecken ohne übermäßige Ermüdung rasch zurückzulegen.

Bei wirklich pappendem Schnee, wenn sich dicke Eisknollen an die Laufflächen der Schies ansetzen, ist ein richtiges Vorwärtsschleifen natürlich ausgeschlossen. Man ist dann manchmal gezwungen jedesmal einen echten Schritt zu machen und den Schi dabei zu heben (wie es jeder Anfänger überhaupt tut). Es macht dies das Laufen in der Ebene aber zur ermüdenden Qual. Wer immer es machen kann, tut dann gut daran, einige Stunden zu warten. Der allerschlechteste Zustand des Schnees liegt gerade bei Temperaturen um 0° herum. Sobald es kälter wird ist der Schnee wieder glatt, sobald es wärmer wird, wird er so naß,



Schi-Wettspringen an der Neuen Schlesischen Baude.

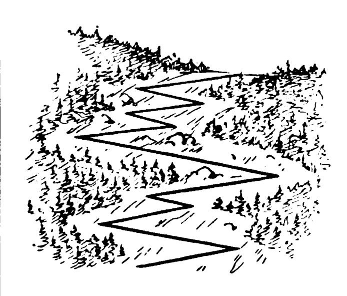
daß sich wenigstens keine Eisstollen mehr bilden und ein, wenn auch bescheidenes, Gleiten ermöglicht wird.

223. **Das Bergaufgehen** kommt dem Anfänger im Schilauf gewöhnlich wie ein kleines Wunder vor, das ihm nach einigen Versuchen mehr imponiert als die schnellste Abfahrt. Doch ist es leicht genug zu erlernen, sofern man nur regelrecht ein bißchen übt und ein bißchen nachdenkt und je nach Schnee und Steilheit des Hanges die entsprechende Art des Bergaufgehens anwendet.

Tatsächlich lassen sich Hänge jeder Steilheit mit Schiern ersteigen, sofern sie nicht hart vereist sind oder Lawinengefahr droht. Im allgemeinen — abgesehen von exzeptionell günstigen oder schlechten Verhältnissen — werden die Aufstiegzeiten ein wenig hinter den sommerlichen zurückbleiben, was sich zum Teil schon daraus erklärt, daß man eben doch auch die Schier mitzuheben hat, die immerhin ein Gewicht von ungefähr zehn Pfund besitzen.

Das Bergaufgehen wird nun je nach der Neigung des Hanges in sehr verschiedener Weise bewerkstelligt. So lange der Hang nur schwach geneigt ist, geht man genau wie in der Ebene. Wird er etwas steiler und fängt man an zurückzurutschen, so hebt man am Ende eines jeden Gleitschrittes die Spitze des Schies ein wenig und drückt sie mit leis stampfender Bewegung in den Schnee. Bei richtiger Gewichtsverteilung kann man so überraschend gut bergauf gehen. Sobald man allerdings durch irgend welches unruhiges Schwanken das Gewichtszentrum nicht mehr über der Bindung liegen hat, rutscht man sofort zurück.

Ist auch diese Art bergan zu gehen nicht mehr anwendbar, so wird man beginnen, den Hang quer bergauf zu gehen und eine Zickzackspur anzulegen. Dabei kommt es dann für ein rationelles Laufen ein wenig auf die Beobachtungsgabe des Läufers an. Die große Kunst ist hier, „sich dem Gelände anzupassen", d. h. unter allen Umständen so steil zu gehen, wie dies gerade noch möglich ist. Man wird also je nach der Steilheit die Richtung ein wenig



82. Zickzackspur bergauf.

ändern müssen. Am Ende einer jeden Linie der Zickzackspur heißt es natürlich umdrehen.

Dieses nach Möglichkeit zu vermeiden wird man einmal die Spur so weit wie irgend möglich anlegen um weniger Ecken zu bekommen, zum anderen findet man beinahe an jedem Hange kleinere, schwächer geneigte Stellen, die die Anlage eines Bogens (an Stelle der scharfen Ecke mit Wenden) gestatten.

Auf langen Fahrten, bei stundenlangen alpinen Aufstiegen wird man fast stets diese Art des Zickzackaufstieges als die wenigst anstrengende anwenden.

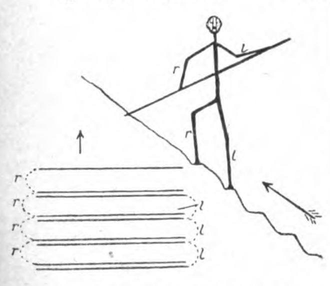
Will man aber kürzere Hänge schnell ersteigen, kleine Terrainwellen überwinden, oder gilt es, auf beschränkten Raum (Hohlwege usw.) zu steigen, so gibt es noch eine Reihe anderer Möglichkeiten.

Da wäre zunächst der „halbe Grätenschritt" zu nennen.

Der Schi wird bei jedem Schritt gehoben und im spitzen Winkel zur Anstiegsrichtung in den Schnee gesetzt. Dabei wird er stark nach innen gekantet und man macht X-Beine vom Knie an abwärts.

Wächst der Neigungswinkel des Hanges, so wird der halbe Grätenschritt zum großen „Grätenschritt". Jetzt heißt es jeweils den unteren Schi über das Hinterende des vorderen hinweg heben und im stumpfen Winkel zur Anstiegsrichtung wieder hinstellen. Diese Art des Bergaufgehens ist auf die Dauer sehr ermüdend. Sie wird deshalb gewöhnlich nur an kürzeren Hängen oder zur Abwechslung einmal angewandt.

Wird der Neigungswinkel des Hanges so groß, daß auch die Anwendung des Grätenschrittes schwierig wird, so kann man sich mittelst des „Treppenschrittes" bergauf



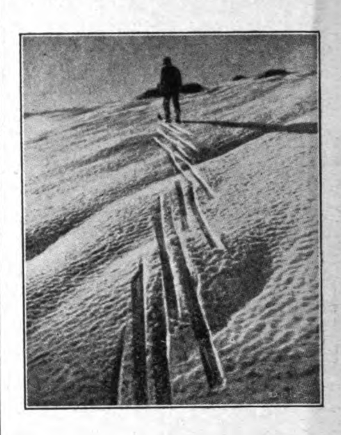
83. Treppenschritt aufwärts und dessen Spur.

helfen. Man stellt sich quer zum Hang und tritt mit stets paralleler Schiern seitwärts höher.

Bei festem Schnee kann man so sehr steile Hänge überwinden.

Der Treppenschritt seitwärts läßt sich auch recht gut vereinigen mit dem Quer-Bergaufgehen.

Man schleift dabei zunächst normal vorwärts, hebt nach Beendigung dieser Bewegung den Schi und setzt ihn seitwärts höher in den Schnee. Es resultiert so eine „Treppenspur", die schräg bergauf



84. Spur des Treppenschrittes schräg bergauf.

führt. Diese Art des Steigens ist außerordentlich fördernd und auch nicht besonders ermüdend.

Ein Stock ist bergauf keine wesentliche Hilfe; an sehr steilen Hängen, namentlich wenn man quer bergauf geht, kann er zur moralischen Stütze werden. Das ist aber auch alles.

Beim wirklichen Ueben wird der Anfänger gut tun, seinen Stock zunächst einmal zu Hause zu lassen. Jedenfalls hat er alle Gedanken, sich mit dem Stock bergaufzudrücken oder sich an ihm emporzuziehen, fahren zu lassen. Das Bergaufgehen ist im wesentlichen eine Balancesache.

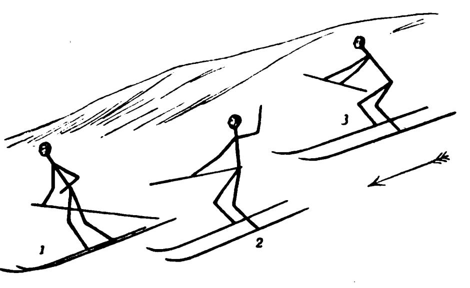
Zwei Stöcke können allerdings, besonders beim Gräten- und Halbgrätenschritt eine große Erleichterung

und Hilfe sein, doch tut man gut, auch diese Uebungen zunächst ohne Stock zu erlernen.

Und im übrigen gilt für das Steigen auf Schneeschuhen, wie für jedes Steigen, die gute alte Regel: Langsam aber stetig!

224. **Die Abfahrt** gibt dem sportlichen Schilauf seinen Reiz. Es können dabei große Geschwindigkeiten erzielt werden; wenn die Verhältnisse günstig, (glatter Schnee und hindernisfreier Hang), sind 80—90 km die Stunde auf Entfernungen von 1—2 km keine Seltenheit. Solche Geschwindigkeiten bergen aber naturgemäß Gefahren in sich. Man kann den Anfänger deshalb nicht genug darauf aufmerksam machen, daß es für ihn keinen Sinn hat, die Abfahrt in größter Geschwindigkeit zu versuchen, bevor er recht weiß wie abzufahren, wie seine Balance bewahren, wie Hindernissen auszuweichen und zu bremsen.

Mit Schneid allein meistert man die Sache nicht; sowenig wie bei jedem anderen Sport! Es fällt keinem Vernünftigen ein, seine Bergfahrten mit einer Matterhornüberschreitung einzuleiten oder nach drei Tagen Automobilrennen mitzumachen. Es ist aber ein gewöhnliches Schauspiel, wenn sich der Anfänger im Schilauf oben an einen steilen Hang hinstellt, der total vereist ist und nun versucht, dem ausgebildeten Läufer die Sache nachzumachen, in gerader sausender Fahrt hinunterzugleiten. Der Erfolg ist selbstverständlich ein schwerer Sturz, der gewöhnlich harmlos ausgeht, weil man eben in den Schnee fällt; unter Umständen aber auch weniger



85. 1. Richtige schmalspurige Abfahrtsstellung, 2. u. 3. falsch und unter Umständen gefährlich.

harmlos, weil unter dem Schnee harter Boden ist, oder weil sich ein Schi tief einbohrt, oder aus hundert anderen möglichen Gründen.

Aus alledem geht hervor, daß der Anfänger gut tut, sich für seine ersten Abfahrtversuche kleine leichte Hänge und guten gleichmäßigen Schnee auszusuchen. Und ferner, daß er bestrebt sein soll, zuerst das Bogenfahren und Bremsen (s. unt.) wenigstens einigermaßen zu erlernen, bevor er sich an große Abfahrten in schneller Fahrt macht.

Was er nun auch sieht und hört, er halte sich stets gegenwärtig, daß es (abgesehen von ganz wenigen Ausnahmen) nur eine einzige richtige Haltung für die Abfahrt gibt. Das ist: Schier möglichst nahe zusammengedrückt, womöglich bis zur Berührung, einen Fuß stets etwas vor, Körpergewicht möglichst nach vorne gelegt, Hüften nicht gebeugt, aufrecht und gerade aber nach vorne gelehnt, so daß man einigermaßen senkrecht zum Hange steht. Mit den Stöcken wird nichts getan, man läßt sie (oder ihn), nachschleppen, weil sie so bei einem Sturze

am wenigsten Unheil anrichten können.

Es ist ja zweifellos richtig, daß die Balance nach links und rechts leichter ist mit breit auseinandergenommenen Schiern. Dafür ist aber die Balance vor- und rückwärts, und das ist die bedeutend wesentlichere, fast ganz unmöglich.

Mit enggeschlossenen Schiern ist es leicht durch entsprechend weites Vorführen des einen Fußes die unterstützende Gleitfläche zu verlängern und so Unebenheiten des Bodens auszubalancieren. Breitspurig fahrend bekommt man bei jedem kleinsten Graben oder ähnlichem einen Stoß, der gewöhnlich einen sehr unangenehmen Sturz nach vorne oder nach rückwärts nach sich zieht.

Nur unter bestimmten Verhältnissen, wie schon gesagt, wird man diese Normalabfahrtstellung aufgeben. So z. B. beim Befahren gleichmäßig geneigter vereister Straßen, auf denen die seitliche Balance ausnahmsweise schwerer ist als die nach vor- oder rückwärts.

Manche gute Läufer lieben es auch bei steilen Abfahrten und wechselnder Schneeglätte sich tief niederzukauern, um den Schwerpunkt tiefer zu verlegen und um so unempfindlicher zu sein gegen Stöße. Das alles ändert aber nichts daran, daß die oben beschriebene Stellung dem Anfänger auf lange Zeit hinaus die einzig richtige bleibt.

Im Beginne macht es manchmal Schwierigkeit an steilem Hange zur Abfahrt „los“ zu kommen. Das ist nun lediglich eine Sache des Schneids. Wer mutig den einen Schi in die gewünschte Abfahrtsrichtung stellt und den zweiten schnell daneben, der wird fast stets ohne Fallen abkommen.

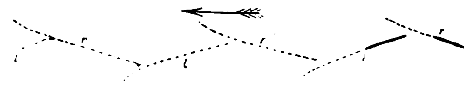
225. **Auch das Fallen** kann man falsch und richtig machen. Vor allen Dingen ist es sehr viel weniger häufig unumgänglich notwendig zu fallen, als man im Anfang glaubt. Wer nicht gleich alles aufgibt, sobald seine Balance ein wenig fraglich wird, merkt sehr bald, daß man oftrecht verzweifelte Situationen noch retten kann. Ist aber jede weitere Abfahrt außer Frage, so versuche man womöglich nach rückwärts oder seitwärts zu fallen. Am gefährlichsten sind immer die Stürze nach vorwärts, bei denen man sich oft überschlägt und die Schispitzen oder Enden in den Schnee bohrt, was dann wieder die Knie- und Knöchelzerrungen zur Folge hat. Ein Fall nach seitwärts oder rückwärts dagegen endet gewöhnlich mit einem harmlosen Bergabrutschen und Taschen voller Schnee.

226. **Das Aufstehen**, namentlich in tiefem Schnee oder an steilem Hang, macht manchem Anfänger bittere Pein. Gewöhnlich liegt die Sache daran, daß der verunglückte Läufer versucht, mittelst großen Kraftaufwandes sich mit seinem Stock in die Höhe zu stemmen, was ihm fast stets mißlingt.

In der Ebene ziehe man die Knie möglichst eng an den Körper, suche dann in eine sitzende Stellung zu kommen und richte sich auf, indem man einen Schi möglichst nach hinten bringt, so daß das Körpergewicht dauernd unterstützt ist. Am Hang ist vor allem darauf zu achten, daß die Schier bergabwärts vom Läufer sind und genau senkrecht zur Fallrichtung des Hanges stehen. Sonst bringt jeder Versuch des Aufrichtens nur den Aerger eines erneuten Hinfallens.

227. **Das sogenannte Schlittschuhlaufen** ist eine Art der Fortbewegung auf Schiern, die nur auf schwach geneigten Hängen bergab anwendbar sind. Die Bewegungen dieses Schlittschuhlaufens ähneln ziemlich denen des Laufens auf

langen Tourenschlittschuhen. Der Körper ruht abwechselnd ganz auf einem Schi, während der andere frei in der Luft schwebt. Am Ende der Gleitbewegung eines jeden Fußes stößt man kräftig mit der ganzen



86. Schlittschuhlauf-Spur.

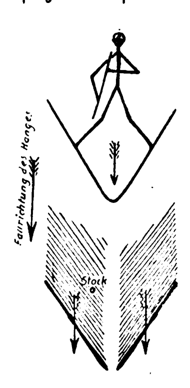
Fläche des stark nach innen gekanteten Schies ab und holt gleichzeitig mit dem anderen Schi mit möglichst viel Schwung zu einem neuen Gleiten aus. Die Spur der ganzen Bewegung besteht aus einzelnen, im spitzen Winkel zur Fahrtrichtung verlaufenden Furchen von mehrfacher Schilänge. An flachen Hängen kann man durch Schlittschuhschritte die Abfahrtsgeschwindigkeit wesentlich steigern.

Durch ständiges Verkürzen des einen Schrittes, z. B. des linken, im Verhältnis zum anderen ist es möglich, selbst ziemlich scharfe Bögen zu machen ohne an Geschwindigkeit einzubüßen.

Um eine gewisse Freiheit der Bewegung auf Schiern zu bekommen, eine natürliche Vertrautheit mit ihnen, die sich als nonchalante Eleganz äußert, gibt es keine bessere Uebung als das sogenannte Schlittschuhlaufen und überhaupt das zeitweise Abfahren auf einem Schi.

Man bekommt dadurch auch die selbstverständliche Gewohnheit eingefrorenen Straßensteinen durch Hochheben eines Schies zu entgehen, Pfadabbiegung durch Anwendung von ein paar Schlittschuhschritten zu nehmen usw. Es sind das lauter Sachen, die später ganz natürlich erscheinen, und deren Nichtkönnen sofort ein eckiges unbeholfenes Laufen zur Folge hat.

228. Das Bremsen mit dem Schi ist eigentlich **d i e** Bremsart. Alles andere Bremsen mittelst des Stockes ist nur gelegentlicher Notbehelf. Ein guter Läufer sollte bergauf wie bergab vom Stocke unabhängig sein, dazu gehört aber natürlich, daß er dann sonst irgendwie imstande ist, bei der Abfahrt seine Geschwindigkeit zu regulieren und auf das wünschenswerte Maß zurückzuführen. Und tatsächlich ist auch keine Bremsart wirkungsvoller, als die mit den Schiern selbst ausgeführte. Doch gehört zu ihrer Beherrschung ein wenig Uebung, wie dies mit allen körperlichen Bewegungen der Fall zu sein pflegt. Es gibt nun verschiedene Möglichkeiten mit dem Schi selbst zu bremsen.



87. Schneepflugfahren.

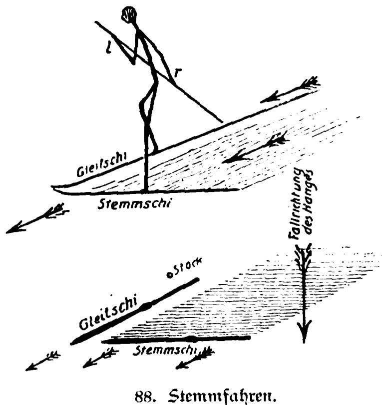
1. **D i e S c h n e e p f l u g s t e l l u n g.** Sie wird angewandt, um in gerader, abwärts gerichteter Fahrt die Geschwindigkeit zu brechen. Man nimmt die Knie etwas auseinander und drückt die Fußspitzen nach innen und die Absätze nach außen. Die

Schneeschuhe stehen in der Form eines V mit stark genäherten Spitzen und auseinander gedrängten Hinterenden. Es entsteht so eine Art Schneepflug, dessen bedeutende Schneeverdrängung die nötige Reibung hervorruft. Je nach dem wünschenswerten Maß des Bremsens muß man das V größer oder kleiner machen, oder die Schier mehr oder weniger kanten. Es ist strenge darauf zu achten, daß das Körpergewicht gleichmäßig auf beide Schier verteilt ist, sonst überkreuzen sich die Schier.

Die Uebung als solche ist nicht schwer. Schwieriger ist es aber während einer schnellen Abfahrt diese Stellung einzunehmen. Es geht dies besonders bei einigermaßen tiefem Schnee nur allmählich. Bei plötzlicher Notwendigkeit des Bremsens wird man deshalb die Fahrtbrechung durch einen Schwung (s. weiter unten) einleiten müssen.

2. Die Stemmstellung wird angewandt, um bremsend mehr oder weniger quer zum Hange abzufahren. Diesmal wirkt nur der eine Schi bremsend und zwar der untere. Wir nennen diesen den Stemmschi und den anderen den Gleitschi. Der obere (der Gleitschi) fährt in der Richtung der Fahrt. Seine Spur ist eine Linie. Der andere (der Stemmschi) steht mehr oder weniger quer zur Fahrtrichtung. Er bürstet über den Schnee weg und seine Spur ist eine langgezogene Fläche.

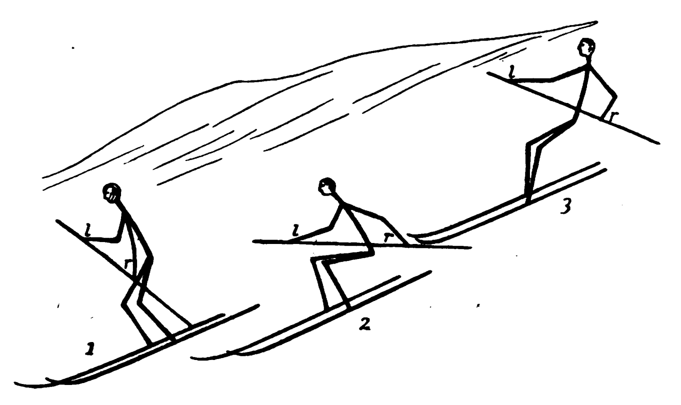
Die Hauptschwierigkeit bei dieser Bewegung liegt darin, die Spitzen zusammen zu behalten und die Absätze nicht von den Schiern zu heben. Die Intensität des Bremsens kann stark beeinflußt werden durch das Maß des Kantens des Stemmschies sowie durch die Größe des Winkels, den die beiden Schier miteinander bilden. Im allgemeinen liegt bei dieser Art des Fahrens das Hauptgewicht auf dem oberen Gleitschi. Durch ein Verlegen auf den unteren (Stemmschi) hat man die Möglichkeit in der Hand, recht kurze Bögen bergwärts zu machen und so rasch zu halten.



88. Stemmfahren.

3. Das Seitwärtsfahren ist die allerwirkungsvollste Bremsart in der Fallrichtung auf sehr steilen oder vereisten Hängen. Das Prinzip der Bewegung ist eigentlich sehr einfach: Man steht quer zum Hang und rutscht mit dauernd quer gestellten Schiern seitwärts hinunter. Das gibt natürlich eine sehr starke Bremswirkung, die durch Kanten noch gesteigert werden kann.

In praxi wird man aber finden, daß dieses Seitwärtsfahren durchaus nicht so sehr einfach ist. Auch wird man gut tun, die Schier nicht genau parallel zu halten, sondern ein wenig im Winkel zueinander



89. 1 Richtige Bremsstellung. 2 u. 3 falsch und zum Sturz nach rückwärts führend.

zu stellen. Man hat es dann in der Hand, das Seitwärtsfahren sofort in ein Stemmfahren vorwärts übergehen zu lassen. Ein Belasten der Vorderenden und des oberen (etwas geneigten Schies) wird dann eine Vorwärtsbewegung zur Folge haben, ein Belasten der Hinterenden und des unteren Schi, ein ausgesprochenes Seitwärtsfahren u. s. w. Sehr elegant ist ja diese Art des Fahrens sicherlich nicht, sie ist im Gelände außerordentlich nützlich und ist wohl wert, daß man sie ein wenig planmäßig übt.

229. Das Bremsen mit dem Stock ist unter normalen Verhältnissen sehr viel weniger wirkungsvoll als das mit den Schiern selbst. Es können aber Verhältnisse eintreten, wo es unmöglich ist, mit den Schiern zu bremsen, so zum Beispiel auf engen Hohlwegen, bei Knöchelverrenkungen 2c. Deshalb muß jeder, der als ausgebildeter Tourenfahrer gelten will, auch mit dem Stock bremsen können. Wir bemerken aber von vornherein, daß unter keinen Umständen der Läufer auf dem Stock sitzen darf, so wie etwa die Hexe auf dem Besenstiel. Denn dann verliert er jede Einwirkung auf die Richtung der Fahrt und bei Stürzen kann dieses Stockreiten zu sehr unangenehmen Verletzungen führen.

Das Wesen allen Bremsens mit dem Stock ist natürlich eine möglichst große Reibung hervorzurufen. Deshalb muß man den Stock möglichst steil halten. Je spitzer der Winkel zwischen Stock und Boden ist, um so geringer wird die Bremswirkung. Je mehr Druck man auf den Stock legt, umso besser. Das Bremsen mit dem Stock erfordert eben ein gehöriges Quantum Muskelkraft. Andererseits darf man sich nicht mit dem Körpergewicht nach rückwärts auf den Stock legen, denn ein Aufrichten aus dieser Stellung ist fast unmöglich und das Ende ist stets ein „Sitzfall".

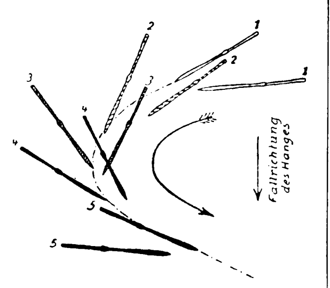
230. Große Bögen zu fahren, namentlich auf freiem Hang, der keine Hindernisse aufweist, ist nicht schwer. Man kann das leicht durch eine geringe Gewichtsverlegung und ein Drehen der Front. Schon wer unausgesetzt seitwärts blickt, wird

bemerken, daß er ganz von selbst anfängt in die Richtung zu kommen, wohin er schaut.

231. Stemmbögen nennen wir kurze Bögen bergabwärts in verlangsamter Fahrt unter starker Bremswirkung und ohne Fahrtunterbrechung. Es muß offenbar für jeden Fahrer ein großer Vorteil sein, solche Bögen fahren zu können. Ganz abgesehen von dem schnellen Ausweichen von Hindernissen ist es natürlich sehr angenehm, wenn man einen steilen, langen Hang befährt, der zu steil ist, grade herunter zu fahren, nicht ein Zickzackspur mit jeweiligem Umdrehen anlegen zu müssen, sondern in kontinuierlicher Fahrt in Schlangenlinien herunterkommen zu können.

Das Prinzip des Stemmbogens ist einfach genug. Es ist eine Kombination von Stemmfahren, Schneepflugstellung und wiederum Stemmfahren — aber diesmal in die andere Richtung.

Wir geben im folgenden die Anweisung für Ausführung eines Stemmbogens nach links. Ebenso wie weiter unten bei den „Schwüngen" wird immer nur die Bewegung nach einer Seite beschrieben. Die Vorschrift für die andere Seite lautet natürlich wörtlich genau so, bloß sind jeweils die



90. Stemmbogen nach links.

Worte links und rechts zu vertauschen.

Einen Stemmbogen nach links zu machen:

1. Der Fahrer kommt von oben in der Richtung der Pfeile. Er stemmt kräftig mit dem linken Schi. Das Gewicht liegt fast ganz auf auf dem linken Schi. Beide Schier liegen ganz flach. Die Absätze sind auf den Schiern.

2. Der Läufer legt sich sich stark nach links vorwärts. Er drückt die Absätze (und damit die Schihinterenden) noch weiter auseinander. Die Schier liegen flach. Das Gewicht liegt zu $^3/_4$ auf dem linken und $^1/_4$ auf dem rechten Schi.

3. Der Läufer sieht jetzt grade bergabwärts. Einen Augenblick früher hat er seinen Stock umgestellt. Das Gewicht liegt einen Augenblick gleichmäßig auf beiden Schiern. Beide Schier sind gleichmäßig ein klein wenig gekantet.

4. Der Fahrer geht über in die Stemmstellung rechts. Das Hauptgewicht liegt auf dem rechten Schi.

5. Er fährt weiter in Stemmstellung rechts, verlegt aber das Gewicht mehr auf den linken Schi, um die Fahrt wieder zu beschleunigen.

Der hauptsächlichste Fehler, den alle Anfänger immer und immer wieder machen, ist, daß sie sich von 3. an nicht genug nach vorn legen. Am steilen Hang geht einem das am Anfang sozusagen wider die Natur. Das Resultat ist ausnahmslos ein Sturz nach rückwärts. Sonst werden noch Fehler gemacht, indem man nicht die Spitzen zusammen behält, die Hinterenden nicht auseinander drückt oder die Schier zu kanten versucht.

Schließlich noch etwas über den Stock. Richtig angewandt unterstützt er die Uebung wesentlich. Er

ist aber kein fester Drehpunkt, um den man sich herumschwingt! Alle derartige Versuche enden mit einem Sturz nach innen, da der äußere Schi „wegläuft", sobald der innere belastet wird.

Der Stemmbogen wird im Gelände sehr viel angewandt, und zwar um so mehr, je schwieriger das Gelände ist.

Stemmfahren und Stemmbogen sind für den Tourenfahrer unbedingtes Erfordernis für ein genußreiches Laufen, jedenfalls viel mehr als Schwung und Sprung.

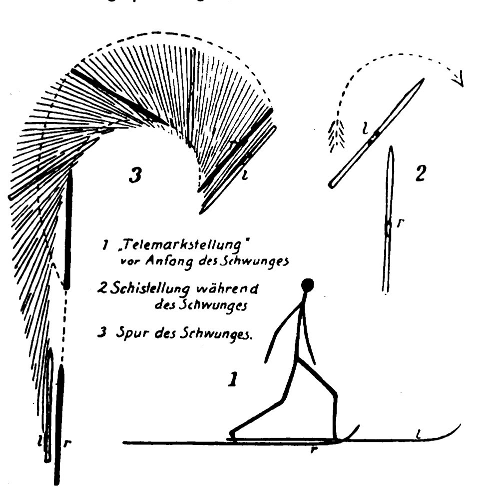
Dafür stehen allerdings die letzteren, rein „sportlich" betrachtet, viel höher und sehen auch unvergleichlich viel eleganter aus.

232. **Der Telemarkschwung** ist ein kurzer Bogen mit starker Bremswirkung (bis zum Halten!) aus unverminderter Fahrt. Er ist ein Bogen, der hauptsächlich auf der Innenkante des belasteten, etwas vorgeschobenen, äußeren Schies gefahren wird. Ein guter Fahrer hält mittelst des Telemarkschwunges in jeder Fahrt und bei fast jeder Art Schnee. Doch ist der Telemarkschwung der Hauptschwung bei tiefem Schnee und auf weniger geneigten Stellen nach der eigentlichen Abfahrt, so z. B. beim Auslauf nach dem Sprung 2c.

Einen Telemarkschwung nach rechts zu machen:

1. In der normalen Abfahrtstellung schiebt der Läufer den linken Schi so weit vor, daß die Bindung etwa neben der Aufbiegung des rechten Schiers steht. (Diese Angabe schwankt natürlich je nach Schi- und Beinlänge, Abfahrtsgeschwindigkeit, Schnee u.s.w.) Er hebt dabei den rechten Absatz und legt fast sein ganzes Gewicht auf den linken Schi. (Das nennen wir „Telemarkstellung".)

2. Er kantet nun den linken Schi nach innen und drängt gleichzeitig das Hinterende des linken Schi



91. Telemarkschwung nach rechts.

kräftig nach außen (unten) und die Spitze dieses Schneeschuhes mit der Zehenwurzel nach innen (oben).

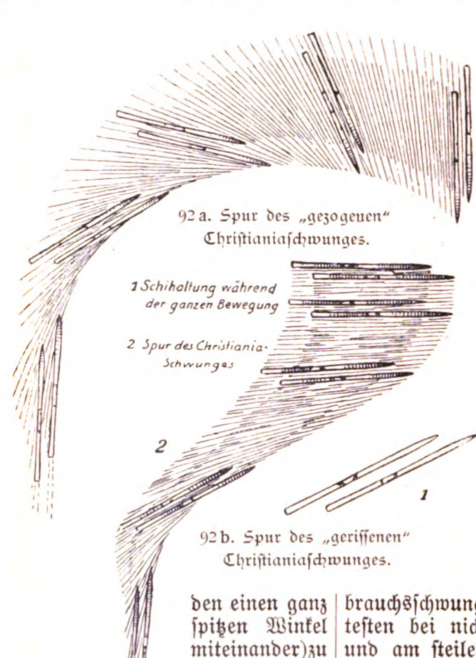
Die Schier kommen dadurch im Winkel zueinander zu stehen und bleiben während der ganzen folgenden Bewegung in dieser gegenseitigen Stellung.

Der rechte Schi (und Fuß) wiederholt die Bewegungen des linken, aber mit viel weniger Kraft und fast ohne Belastung; er bleibt dabei stets nur Bruchteile einer Sekunde hinter den Bewegungen des

linken zurück. Der Fahrer legt sich (je nach Geschwindigkeit und Steilheit) nach vorne und innen.

Es ist wohl ganz selbstverständlich, daß vorbereitende Stellung und Schwung selbst sich nach einiger Uebung unmittelbar folgen. Der Lernende wird gut tun, mit ganz großen Telemarkbögen (Schier bilden einen ganz spitzen Winkel miteinander) zu beginnen und seine Schwünge allmählich kleiner und schneller zu machen. Der Stock hilft bei diesem Schwunge gar nicht mit, höchstens als Balancierstange. Man tut gut, ohne ihn zu üben.

Ein Telemarkschwung aus großer Fahrt sieht sehr hübsch aus. Hübscher als sein Bruder, der unten zu besprechende Christianiaschwung. Doch ist er nicht so nützlich wie jener, da er nie so plötzlich zum Halten bringt. Selbst bei den allerbesten Läufern wird ein Telemark aus ganz großer Fahrt stets mehr oder weniger zum Bogen. Aehnlich wie mittelst aneinandergereihter Stemmbögen kann man auch mittelst nicht ganz durchgeführter Telemarkschwünge einen steilen Hang in Schlangenlinie abfahren. Doch ist das nicht leicht, da man ständig den führenden Fuß wechseln muß.



92 a. Spur des „gezogenen" Christianiaschwunges.

92 b. Spur des „gerissenen" Christianiaschwunges.

233. Der Christianiaschwung ist ebenfalls ein kurzer Bogen (aus unverminderter Fahrt!) unter starker Bremswirkung. Aber dieser Bogen wird der Hauptsache nach auf der Außenkante des führenden inneren Schies gefahren.

Der Christianiaschwung ist der eigentliche „Gebrauchsschwung". Er ist am leichtesten bei nicht zu tiefem Schnee und am steilen Hang. Wer beide Schwünge gleich gut beherrscht, wird bei plötzlich auftretenden Hindernissen zweifellos den Christianiaschwung anwenden. Er ist der schnellere und besonders deshalb im Gelände sehr brauchbar, weil man die Ausübung dieses Schwunges sehr wesentlich durch Stockhilfe unterstützen kann.

Einen Christianiaschwung nach rechts zu machen:

1. Der Fahrer kommt in nor-

maler Abfahrtstellung von oben. Er hat den rechten Fuß ein wenig vorgeschoben. Die Schier stehen ganz enge, sie fahren zusammen bloß eine Spur. Der rechte Schi ist ein wenig mehr belastet als der linke. Die Knie sind ein wenig gebeugt.

2. Beinahe ruckweise schwingt der Läufer seinen Körper, vor allem aber die Mittelpartie — Hüften und Gesäß — nach rechts, gleichzeitig legt er sich nach innen, bergwärts. Beide Absätze stehen auf den Schiern und drücken die Schihinterenden gleichmäßig nach links außen, bergabwärts.

Man kann den Christianiaschwung mehr „ziehen" oder mehr „reißen". Der Unterschied geht deutlich aus der Spur der Bewegung hervor. Im ersten Falle resultiert ein fächerförmiger Bogen, im zweiten ein schief verzerrtes Dreieck. Der „gerissene" Schwung ist der bei weitem plötzlichere und wirkungsvollere.

Ein Fehler, den fast alle Anfänger machen, ist, daß sie nicht gleichzeitig den Körper herumschwingen und die Schienden mit den Absätzen nach außen drücken. Gleichgültig, welche Bewegung zuerst kommt — sobald sie nicht gleichzeitig sind, ist die Folge stets ein Sturz.

Bei einer Fahrt quer zum Hang (schief bergab) kann man seine Geschwindigkeit auch sehr gut regulieren durch eine Reihe von halb durchgeführten Christianiaschwüngen.

Es ist schließlich wohl fast unnötig zu sagen, daß zwischen all den oben beschriebenen Bögen und Schwüngen eine Reihe von Uebergangsformen und Zwischenstufen liegen, sowie, daß sie sich in der mannigfachsten Weise verbinden und aneinander reihen lassen. Wer die Uebungen einmal wirklich beherrscht, der wird das ganz instinktiv tun.

234. **Der Sprung** wird häufig bezeichnet als „Krone des Schilaufs". Tatsächlich gibt es wohl keine andere körperliche Einzelübung, die einen so überwältigenden Eindruck macht. Andererseits darf man aber nicht vergessen, daß der Sprung fast ausnahmslos ein Kunststückchen ist, eine (turnerische) Uebung, der keine andere praktische Bedeutung zukommt, als daß sie dem Fahrer ein weiteres Mittel ist, seine Hölzer in vollkommener Weise meistern zu lernen. Im freien Gelände kann es wohl mal vorkommen, daß man kleinere Sprünge (gewöhnlich aus Freude an der Sache) ausführt. Eine Notwendigkeit dazu wird fast nie vorliegen. Im Gegenteil, namentlich im unbekannten Gelände, wird der Läufer Sprüngen nach Möglichkeit ausweichen.

Und wirklich weite Sprünge, sagen wir mal von über 15 m, werden, abgesehen von verschwindend seltenen Ausnahmen, nur an künstlich vorbereiteten Sprungschanzen, auf künstlich vorbereiteten Sprungbahnen möglich sein. Der Sprung verhält sich zum übrigen Schilauf wie etwa die „Hohe Schule" zum Reiten, wie das Kunstfahren zum sonstigen Radfahren. Es gibt daher auch viele, viele Schiläufer, die tadellos gut laufen, ohne weite Sprünge machen zu können, und recht gute Springer, die keine erstklassigen Geländeläufer sind.

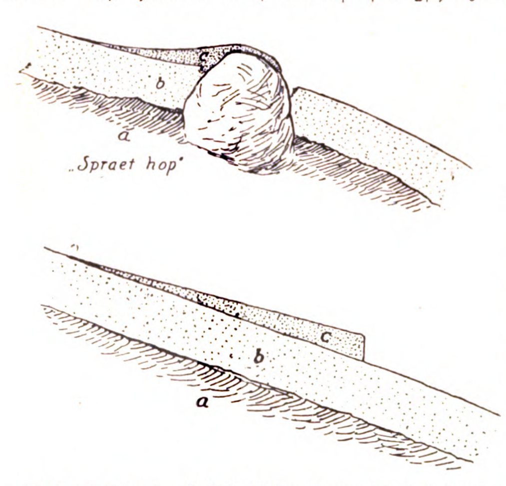
Abgesehen von alledem ist aber der Sprung eine so ausgezeichnete Balanceübung und bietet an und für sich so viel Freude, daß wir allen jungen Läufern nur eindringlich raten können, auch diese Uebung nach Kräften zu erlernen.

Ein Schisprung ist immer und ausnahmslos ein Tief-Weitsprung. Irgend etwas ähnliches wie einen gewöhnlicher Hochsprung, oder wie einen Weitsprung auf ebenem Boden, gibt es überhaupt nicht.

Der Läufer kommt stets einen Hang hinunter, auf einer Art kleinen (natürlichen oder künstlichen) Schanze springt er ab und die Eigengeschwindigkeit wirft ihn weit in die Luft hinaus. Tief unten berührt er dann wieder den womöglich noch steileren Hang und fährt weiter. Gemessen wird die wirkliche schiefe Sprungbahn und nicht etwa die Projektion auf die Ebene.

Aus dieser ganzen Art des Sprunges ergibt sich ohne weiteres, daß die Vorbedingungen für einigermaßen weite Sprünge (richtige Neigungsverhältnisse — oben weniger steil als unten — Sprungschanze, freie Bahn ꝛc.) sich in der Natur nur äußerst selten finden werden und fast stets künstlich geschaffen werden müssen.

Zu kleinen Sprüngen wird sich unterwegs auf Touren häufig Gelegenheit finden. Jeder Zaun, Straßenrand, Baumstumpf kann unter Umständen als „Schanze“ dienen, da es bei kleinen Sprüngen nicht so genau auf die Neigung des unteren Hanges ankommt. Auch kann man sich in kurzer Zeit eine Sprungschanze und Bahn schaffen, an der schon recht beträchtliche Sprünge möglich sind. Das „Wie“ geht deutlich genug aus unseren schematischen Zeichnungen hervor.



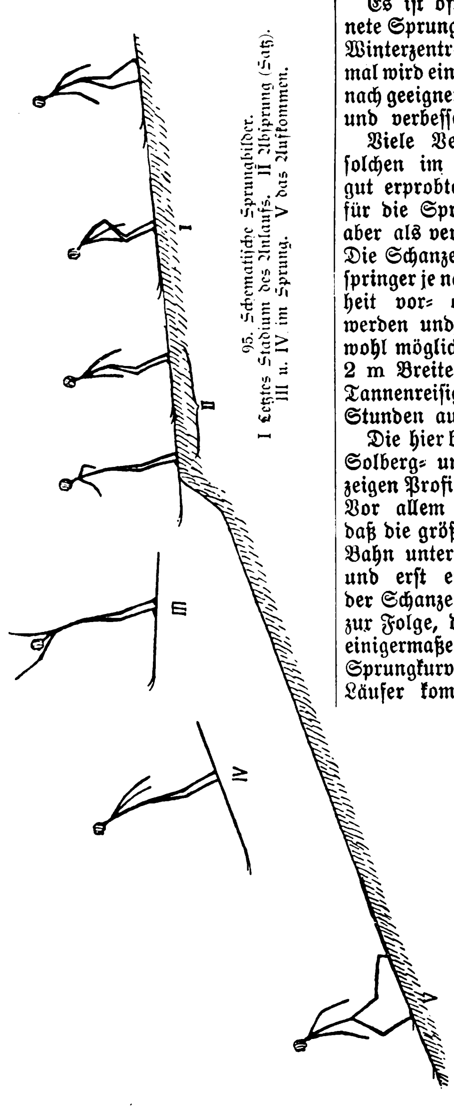
93. Zwei Arten im Gelände Uebungssprunghügel zu bauen. a Untergrund; b Schneedecke; c Künstliche Auffüllung.

Zu achten ist nur darauf, daß die Aufsprungbahn steiler sei als die Anlaufbahn und hindernisfrei sei, sowie ferner, daß der Schnee nicht gefährlich ist, also nicht krustig oder klebrig oder gar zu tief. Einen krustigen oder tiefen Schnee kann man dadurch korrigieren, daß man auf der Aufsprung- und Auslaufbahn durch wiederholtes Stampfen mit quergestellten Schiern die eisige Kruste zerbricht oder den Schnee zusammenpreßt.

Im allgemeinen soll die Sprungschanze ganz allmählich in die Anlaufbahn übergehen und selbst noch ziemlich geneigt sein. Schanzen, die fast horizontal sind oder fast etwas nach oben zeigen, werfen den Läufer sehr hoch in die Luft und er hat die Tendenz nach rückwärts zu

fallen. Solche Schanzen sind deshalb für kleinere Sprünge sehr gut, um die Balance in der Luft, namentlich das „Nachvornewerfen“ zu erlernen.

Viel schwieriger liegen die Verhältnisse, wenn es sich darum handelt, für Wettspringen Sprungbahnen für große Sprünge zu erstellen. Nach Möglichkeit wird man versuchen, geeignete Hänge in nördlichen Lagen zu finden, die den ganzen Tag vor Sonnenstrahlen geschützt sind. Doch spielt bei der Auswahl die allgemeine Windrichtung natürlich eine große Rolle.



95. Schematische Sprungbilder.
I Letztes Stadium des Anlaufs. II Absprung (Satz).
III u. IV im Sprung. V das Aufkommen.

Es ist oft gar nicht leicht, geeignete Sprungbahnen in der Nähe von Winterzentren zu finden und manchmal wird ein Hang, der sonst der Lage nach geeignet ist, künstlich ausgeebnet und verbessert werden müssen.

Viele Vereine bauen nun an solchen im Laufe der Jahre als gut erprobten Bahnen feste Gerüste für die Sprungschanze. Das muß aber als verfehlt bezeichnet werden. Die Schanze sollte für große Wettspringer je nach der Schneebeschaffenheit vor- oder rückwärts gerückt werden und das ist in praxi sehr wohl möglich, da eine Schanze von 2 m Breite sich aus Schnee und Tannenreisig recht gut in einigen Stunden aufbauen läßt.

Die hier beigegebenen Bilder vom Solberg- und Feldbergsprunghügel zeigen Profile guter Sprungbahnen. Vor allem kommt es darauf an, daß die größte Steilheit der ganzen Bahn unterhalb der Schanze liege und erst einige Meter unterhalb der Schanze beginne. Es hat dies zur Folge, daß die Kurve der Bahn einigermaßen in der Form mit der Sprungkurve übereinstimmt. Der Läufer kommt so, selbst bei sehr großen Sprüngen, nie sehr hoch über den Boden.

Je steiler die Aufsprungstelle, um so sanfter wird die fallende Bewegung in die gleitende übergeführt, um so geringer ist der „Druck" beim „Aufkommen".

Wenige Meter unterhalb der Landungsstelle sollte die Sprungbahn sich verflachen um Auslauf und Schwung zu ermöglichen.

Und nun zu dem Sprunge selbst: Das

was wir beim Schilauf Sprung nennen, besteht aus einer Folge verschiedener Bewegungen: Anlauf, Absprung, Flug durch die Luft, Aufkommen und Weiterfahrt.

1. Der Anlauf erfolgt in durchaus normaler Abfahrtstellung bis etwa 10 m vor der Kante der Sprungschanze. Da beugt der Fahrer die Knie ein wenig, nimmt die Füße fast genau nebeneinander und legt sich von den Hüften ab stark nach vorne, wobei er die Arme gestreckt nach unten hängen läßt, so daß sie beinahe den Boden berühren. Diese Stellung sieht auch bei den allerbesten Läufern nicht gerade elegant aus.

2. Der Absprung: Plötzlich streckt sich der Fahrer ruckweise in den Hüften, streckt die Knie (ähnlich wie beim Schlußsprung) und wirft die Arme nach vorne und oben. Er schnellt sich so vom Boden empor. Diese Bewegung zusammen mit der dynamischen Energie der Abfahrt wirft ihn über den Abbruch der Sprungschanze weit in die Luft hinaus. Da die Geschwindigkeit des Anlaufs sehr groß ist, so muß mit dem Absprung rechtzeitig begonnen werden. Sonst kommt die Streckbewegung zu spät, wenn der Läufer schon in der Luft ist.

3. u. 4. Die Haltung in der Luft ist das schwierigst zu erlernende am ganzen Sprung. Der Körper ist ganz gestreckt, aber stark nach vorne gelegt, so weit, daß er senkrecht zum Auffsprunghang steht. Die Schier dürfen nicht, wie man das oft sieht, mit den Enden „hängen", sondern der Läufer muß ihre Spitzen mit den Zehen nach unten drücken, so daß sie während der Luftreise parallel mit dem Hange verlaufen. Die Haltung der Arme ist individuell sehr verschieden. Die meisten werden sich genötigt sehen, ein wenig mit den Armen zu rudern, um ihre Balance zu unterstützen. Das Ideal sind aber gestreckt nach hinten unten weisende unbewegliche Arme. Die Schier sollten eng zusammengedrückt sein, wie bei einer guten Abfahrt.

5. Das Aufkommen ist selbst auf den allerschönsten Schisprungbahnen mit einem gewissen Chock verbunden. Diesen Stoß sucht man auszugleichen durch Balance in den Knien. Gleichzeitig führen die allermeisten einen Schi weit vor, um die Unterstützungsfläche nach Möglichkeit zu vergrößern. Beide Schi müssen aber unbedingt gleichzeitig und zwar mit ihrer ganzen Lauffläche auf einmal den Schnee wieder berühren. Aus der etwas zusammengedrückten Stellung des Landens sucht sich der Läufer möglichst bald wieder zur normalen Abfahrtsstellung aufzurichten, damit er den die Fahrt endigenden Schwung ausführen kann.

Sehr hohe Sprungschanzen sind durchaus kein Erfordernis für weite Sprünge. Eine richtig angelegte Sprungbahn vorausgesetzt, wird ein guter Läufer auch an ganz niederen Schanzen weit kommen. Es hängt eben alles vom Absprung („Satz") ab. Daher sind für Wettspringer niedere Sprungschanzen sehr angebracht, um einen Eindruck von dem wirklichen Können sich zu verschaffen.

235. **Sprungweises Aendern der Fahrtrichtung** ist eine ausgezeichnete Balanceübung und gleichzeitig eine sehr nützliche Kunst.

In der normalen Abfahrt schnellt man sich, ähnlich wie beim Sprung, in die Höhe und gibt gleichzeitig Körper und Schiern eine Drehung. Ein guter Läufer bringt es auf Fahrtabweichungen bis zu 30°. Die Schwierigkeit ist, die Schier gleichzeitig und parallel zueinander in die neue Fahrtrichtung zu bekommen. Natürlich muß man sich bei dieser

Uebung stark nach innen legen, um der Zentrifugalkraft entgegenzuwirken.

Ueberhaupt ist es eine gute Uebung, sich auch in der gewöhnlichen graden Abfahrt gelegentlich möglichst in die Höhe zu schnellen und zu versuchen, wie große „Sprünge" man so machen kann. Unter Umständen ermöglicht dies auch über plötzlich auftauchende Steine, über einen gestürzten Kameraden oder ähnliches hinwegzukommen.

236. **Schifahren mit Segel** wird in Zentraleuropa wohl kaum irgendwo betrieben. Wir können uns deshalb mit dem Hinweis begnügen, daß in den langen flachbodigen Gletschertälern Skandinaviens oder auf den langgestreckten Talseen des dortigen Gebirges leichte Seidensegel oft mit großem Vorteil verwandt werden. Entweder hat jeder Fahrer eine Art dreieckigen Segels oder zwei zusammen haben ein langes rechteckiges Segel zwischen sich gespannt.

237. **Schifahren mit Pferden** ist ein Sport der aus Schweden stammt. Auf gebahnten Straßen, schwach überschneiten ebenen Feldern oder auf gefrorenen Seen lassen sich große Strecken in kurzer Zeit zurücklegen. Entweder hält man die Zugleinen in der linken und die Zügel in der rechten Hand, oder die Leinen sind an einem Leibgurt befestigt mittelst eines Verschlusses, der sich beim Sturz automatisch löst.

Da jedoch für die sportliche Ausübung dieses Fahrens das Pferd durchaus im Vordergrund steht, so sei auch hierbei mit dem Hinweis auf die ganze Sache genug getan. In neuester Zeit werden auch in der Schweiz richtige Rennen von durch Pferde gezogenen Schiläufern abgehalten. Totalisator, sowie der ganze sonstige Rennbetrieb zeigen, daß hierbei der Schi nur eine neue Sensation darstellt und daß es sich nur um Pferderennen in einer etwas anderen Form handelt.

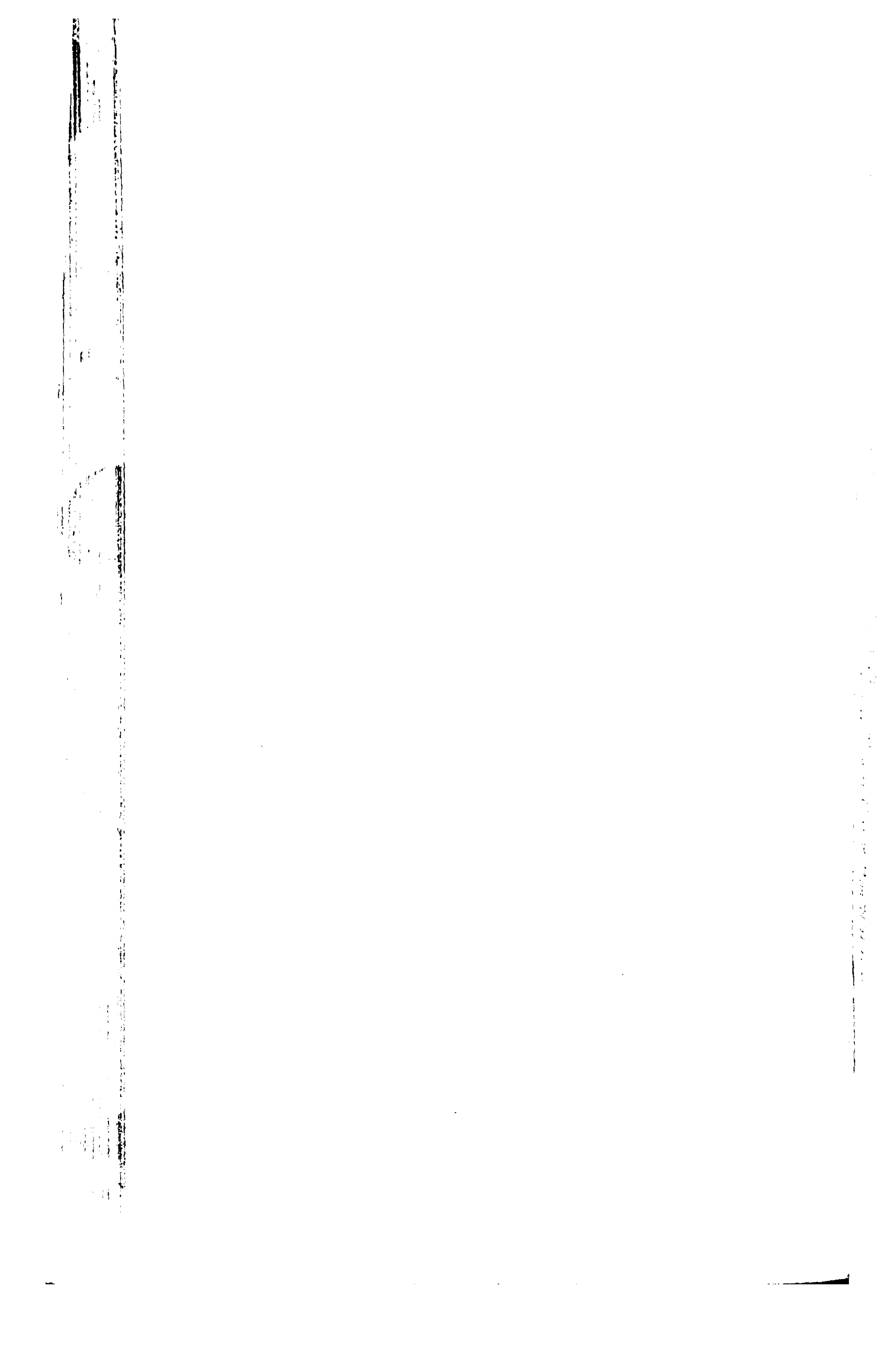
Der Schilauf im Hochgebirge.

238. **Der Schilauf im eigentlichen Hochgebirge**, also in der Region des ewigen Eises und Schnees, ist kein sportlicher Selbstzweck mehr wie der Schilauf im Mittelgebirge oder in den Voralpen. Er ist Hilfskunst des Alpinismus. Das Ziel ist die alpine Tour. Das Mittel ist der Schi. Daß viele Alpinisten ihre winterlichen Bergfahrten in neuester Zeit so wählen, daß dem Schi eine große Gebrauchsmöglichkeit gewährt wird, ist selbstverständlich. Trotzdem bleiben solche Fahrten ihrem inneren Wesen nach Bergtouren und sind erst in zweiter Linie Schitouren. Aufs allerdeutlichste wird das klar, sobald man die erforderliche Eignung des Schiläufers im Hochgebirge untersucht. Denn da zeigt sich's alsbald, daß Schitouren wohl unternommen werden können und dürfen von Leuten, die nicht gerade hervorragende Schiläufer sind, daß aber andererseits jeder, der nicht über eine stattliche alpine Erfahrung und über einen alpin geschulten Körper und Geist verfügt, sich unverantwortlichen Leichtsinns schuldig macht, sobald er sich ins winterliche Hochgebirge wagt.

Wir können uns deshalb in diesem Abschnitt des vorliegenden Buches ziemlich kurz fassen über das Schilaufen im Hochgebirge. Das wesentliche was hier zu sagen wäre, ist in dem Kapitel über den Sport des Bergsteigens zu finden und wir haben hier nur hinzuweisen auf einige ganz spezielle Eigen-



Schisprung in korrekter Körperhaltung und Schistellung. (Aus Sport im Bild.)



tümlichkeiten des Steigens im Hochgebirge mit Schiern.

239. Die Ausrüstung des Schi laufenden Hochtouristen wird im großen und ganzen die des Hochtouristen und nicht des Schiläufers sein.

Eine Anpassung an die winterlichen Verhältnisse liegt vor allem in der möglichst sorgfältigen Auswahl der Fußbekleidung (ausgezeichnete, ein wenig schwächer genagelte Schuhe, zwei Paar Socken, event. Fellsocken und Filzüberschuhe, sowie lange bis übers Knie reichende Ueberziehgamaschen), in der Mitnahme entsprechender Reservekleidung, eines Spiritusapparates und möglichst fettreicher Nahrung. Alkohol ist noch strenger als im Sommer zu meiden, ist nur „Medizin", aber unter keinen Umständen Erwärmungsmittel, am allerwenigsten im Falle eines Biwaks. Hier kann er geradezu verderbenbringend wirken.

240. Der Schi des Hochtouristen wird im allgemeinen etwas kürzer sein, als er seinem Körpergewicht eigentlich entspricht. Das hat verschiedene Vorteile: Leichtere Transportfähigkeit beim Klettern, leichteres Gewicht und leichtere Lenkbarkeit. Der letzte Grund ist auch ausschlaggebend dafür, daß der Hochtourist oft auf die Führungsrinne verzichtet. Es kommt eben im Hochgebirge mehr darauf an schnelle Wendungen und Bögen machen zu können, als möglichst große Geschwindigkeit in gerader Abfahrt zu erzielen.

241. Besondere Ausrüstung für Schi-Hochtouren. Bei leichteren Touren sollte jede Partie wenigstens einen Pickel mithaben, bei schwereren jeder einzelne Teilnehmer. Manche bevorzugen nun ziemlich lange Pickel, die als Stock benutzbar sind beim Schilaufen, andere laufen mit ihrem gewöhnlichen Sommerpickel und wieder andere nehmen leichte Bambusdoppelstöckchen mit und außerdem einen leichten Pickel, der während des Schilaufens mit der Haue unter die Rucksackklappe gebunden wird. Wer nur mit Pickel läuft, sollte ein Futteral für die Haue haben oder diese in Lappen einbinden, einmal um seine Hände gegen die Kälte des Metalls zu schützen, zum anderen um die scharfe Haue beim Stürzen unschädlich zu machen.

Ein sorgfältig zusammengesetzter Reparaturbeutel ist im Hochgebirge unerläßlich. Es genügt aber natürlich ein Beutel für eine ganze Partie.

Abnehmbarer Fellbesatz kann einem bergauf sehr viel Zeit und Kraft ersparen. Und deshalb wird heute wohl jeder ernste Hochtourist sich seiner bedienen. Nicht so unbedingte Anerkennung haben Schisteigeisen gefunden. Ihre Anwendung ist eine zu beschränkte, als daß es sich häufig verlohnte sie mitzuschleppen.

242. Schitechnik. Was nun das rein schitechnische im Hochgebirge anbelangt, so ist dies Hauptsache, daß der Läufer imstande sei, an- und ausdauernd in gutem Tempo in der Ebene und bergauf zu gehen und daß er bergab seine Geschwindigkeit durch Hemmen und Schneepflugfahren zur Genüge regulieren kann.

Sprünge, Schwünge und sonstige Kunststückchen werden äußerst selten zur Anwendung kommen. Die großartigsten Schitouren im Hochgebirge sind zum guten Teil von Leuten gemacht worden, die nichts weniger als gute Schiläufer waren, dafür aber um so bessere Alpinisten.

243. Die Gefahren des winterlichen Hochgebirges. Abgesehen von Kälte, Dunkelheit und langandauernden Schneestürmen und Nebel — denen man genau so begegnet wie im Sommer, nur daß man von vorne herein mehr mit

ihnen rechnet — liegen die Hauptgefahren des winterlichen Hochgebirges in den Lawinen und Gletscherspalten.

Lawinen gehen das ganze Jahr im Hochgebirge, bloß naturgemäß im Winter und Frühjahr unverhältnismäßig häufig und in viel tieferen Regionen als im Sommer. Im Abschnitt „Alpinismus“ ist alles wesentliche über Lawinen gesagt, es genügt uns hier darauf hinzuweisen, daß die typische Winterlawine die „trockene Pulverschneelawine“ ist, die ohne vorgezeichnete Bahn überall abbrechen kann und daher eine stets drohende schwer berechenbare Gefahr bildet. Die typische Frühjahrslawine ist die schwere nasse Lawine aus wasserdurchtränktem Schnee („Grundlawine“), die Lawine, die gewöhnlich dem Laufe der Wildbäche folgt und deshalb relativ leicht vermeidbar ist. Im Winter und Frühjahr gleichmäßig treffen wir das tückische Schneebrett.

Vor der winterlichen Lawinengefahr kann man nicht nachdrücklich genug warnen. Ueber die Hälfte aller winterlichen Unglücksfälle wird verursacht durch Leichtsinn oder Unkenntnis in dieser Beziehung.

Im Gegensatz zu einer Zeit, die noch gar nicht weit zurückliegt, ist man jetzt zur Einsicht gekommen, daß die Gletscher im Winter wohl noch gefährlicher sind als im Sommer. Der tiefe Schnee verhüllt alle kleinere Spalten, er bildet aber nur ein lockeres Gefüge und keine feste Brücken. Daraus folgt, daß man auf jedem einigermaßen zerrissenen Gletscher auch auf Schiern stets anseilen sollte. Bergauf ist das ja auch leicht getan. Anders bergab, da liegt die Gefahr nahe, daß sich die Läufer überholen, gegenseitig umreißen usw. Durch ein wenig Uebung läßt es sich aber sehr wohl erreichen, daß man in gleichen Abständen in gleichem Tempo abfährt (Stemmfahren!). Jedenfalls sollte bei Abfahrten am Seil stets der beste Fahrer als letzter gehen.

Wir empfehlen also auf Gletscher das Seil auch beim Schifahren für Auf- wie Abstieg! Verwerflich ist sein Gebrauch am steilen Hang (so lange man auf Schiern ist, wohlverstanden), besonders sobald die Spur von Lawinengefahr vorliegt. Nur beim Passieren schmaler, lawinengefährlicher Couloirs ist sein Gebrauch unter Umständen angezeigt. Doch wird man da stets besser tun, die Schier auszuziehen, wie man sich überhaupt vergegenwärtigen muß, daß bei einer Neigung zur Lawinenbildung der Schier zusammenhängender Einschnitt viel gefährlicher ist, als die einzelnen Löcher des Fußgängers.

Und zum Schluß noch einmal den Hinweis auf alles im Kapitel „Alpinismus“ gesagte und die Mahnung: Schihochtouren sind ausschließlich Sache des Alpinisten und nicht des bergunkundigen Schiläufers!

Technische Ausdrücke.

A. Schi (Schneeschuh):

Spitze, Aufbiegung, Spanne, Ende, Stemmloch, Widerholz, Querholz, Kernholz, Splintholz.

Bindung: Backen, Zehenriemen, Ziehriemen, Feder, Sohle.

Stock: Schneeteller, Handschlaufe.

B. Das Laufen:

Gleitschritt, Grätenschritt, Halb-Grätenschritt, Treppenschritt, schräger Treppenschritt, Wenden, Abfahrt, Schlittschuhlaufen, Schneepflugfahren, Stemmfahren, Seitwärtsfahren, Stemmbogen, Bremsen, Telemarkschwung, Christianiaschwung, Schlangenfahrt, Sprung, Anlauf, Satz (Absprung), Flug, Aufkommen (Landen), Druck.

2. Schlittschuhlaufen.

Von

Eva Gräfin v. Baudissin, München.

O Jüngling, der den Wasserkothurn
Zu beseelen weiß und flüchtiger tanzt,
Laß der Stadt ihren Kamin! Komm mit mir
Wo des Kristalls Ebene Dir winkt!
. . . .
Zur Linken wende Du Dich, ich will
Zu der Rechten hin halbkreisend mich drehn;
Nimm den Schwung, wie Du mich ihn nehmen siehst:
Also! nun fleug schnell mir vorbei!

Klopstock.

244. Rückblick. Es ist natürlich, daß sich die Völker des Nordens etwas erfanden, das sie über Schnee und Eis hinwegtragen konnte und ihnen half, auch im Winter der Jagd zu obliegen, auf deren Ertrag sie ja hauptsächlich angewiesen waren. So finden sich schon in prähistorischen Gräbern Reste von Schlittschuhen, die aus Bein und Holz hergestellt sind; Wotan gibt Siegfried unter seinen Lehrsprüchen auch den, daß „das Eis zum Schlittschuhlaufen da sei" und in der Heldensage Tegnérs von „Frithjof und Ingeborg" läuft der junge Held auf Eisenschuhen vor König Rings Schlitten her und ritzt mit ihnen Runen in die Fläche, sodaß schön Ingeborg über den eigenen Namen fährt — eine Kunstfertigkeit, die kaum einer der besten Kunstläufer unserer Zeit ihm nachmachen wird! — Holländische und englische Kupferstiche, die Schlittschuhläufer und -läuferinnen darstellen, sind uns schon aus dem Mittelalter überkommen — sogar eine holländische „Eisheilige" gibts, Skt. Lydwina, die sich als junges Mädchen im Jahre 1380 auf dem Eise eine Rippe brach, fortan ein gottseliges Leben im Bett verbrachte und seit Ende des vorigen Jahrhunderts zu den Heiligen gerechnet wird.

Wie man sich zu den frohen, lebenslustigen Tagen Ludwig des XV. auch das Wintervergnügen nicht entgehen ließ, stellen verschiedene im Louvre befindliche Gemälde großer Meister jener Zeit dar. Wir geben den „Eislauf" von Lancret wieder.

Die ersten Wettkämpfe auf Schlittschuhen, von denen wir wissen, wurden in Holland 1801 in Groningen und 1805 in Leeuwarden und zwar zwischen Frauen veranstaltet, während England, das Land, das sonst jedem Vergnügen einen sportlichen Charakter aufdrücken muß, in diesem Falle hinter den Dutchman zurücktritt und erst seit den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von regelmäßigen „skating-matches" (Schlittschuhwettkämpfen) meldet. Die großen Moorstrecken Englands, die „fens", die leicht zufroren, boten auch dem Sport günstigste Entwicklung; trotz des härteren Klimas war in Deutschland wohl nur in den Gegenden des Spreewalds der Schlittschuh von jeher ein Verkehrsmittel. Wer heutzutage einmal einen Wintersonntag im Spreewald verbrachte, dem wird der fröhliche Anblick unvergeßlich bleiben, wie ganze Familien, von den Großeltern bis herab zum kleinen Enkelkind, in lustigster

Stimmung über die glitzernden Wasserstraßen fort, die von beschneiten Büschen eingefaßt sind, auf Schlittschuhen zur weit entlegenen, sonst unerreichbaren Kirche laufen. Im übrigen Deutschland begann erst gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts die Freude und das Interesse an dem schönen Sport; doch blieb er fast ausschließlich auf die Männerwelt beschränkt. Die Frauen ließen sich, wie es dem zurückhaltenderen, verzärtelten Wesen der damaligen Zeit entsprach, höchstens auf Stuhlschlitten übers Eis schieben. Nur in einigen Städten, wie z. B. in Frankfurt und Weimar, wagten es die Frauen der höhern Stände, durch Goethes Enthusiasmus für den Eislauf wie durch das gute Beispiel der Herzogin ermutigt, dem Vorurteil, daß Schlittschuhlaufen durchaus „unweiblich" sei, zu trotzen. Freilich zeigt das bekannte Bild, der junge Goethe auf dem Eise, das ihn in seiner Frankfurter Zeit darstellt, auch schon einige junge Frauengestalten mit Stahlsohlen; doch ist es nicht sicher, wie weit hier des Malers poetische Licenz geht. Denn obwohl Goethe, Platen, Herder und Klopstock den Eissport in begeisterten Versen besangen und Prosaschriftsteller wie Erzieher seine günstige Wirkung auf Gesundheit und Gemütsverfassung betonten, verbreitete er sich nur sehr allmählich. Ernste Männer fanden in Deutschland lange Zeit jeden Sport ihrer Stellung und ihres Wesens unwürdig, selbst Jahn hatte nicht viel an dieser Voreingenommenheit, die auch heute noch nicht in allen Kreisen besiegt ist, ändern können. Ein im wörtlichsten Sinne „bahnbrechendes" Ereignis war daher im Anfang der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts das Erscheinen der Gräfin Rossi, der ehemaligen vergötterten Schauspielerin Henriette Sonntag, auf Schlittschuhen. In einem blauen Samtkleid, wie die Chronik meldet, produzierte sie sich, an der Hand ihre kleine Tochter, auf dem Eise der Rousseauinseln vor den erstaunten Augen der Berliner. Damit war die Parole für die Frauen ausgegeben; denn was man an einer Andern gewiß getadelt oder sogar anstößig gefunden hätte, das wurde der schönen, tonangebenden Frau nicht nur vergeben, sondern an ihr laut bewundert und gepriesen; und nachdem anfangs Tausende täglich dem Schauspiel ihres graziösen Laufes vom Ufer aus zugeschaut hatten, begannen neben den Männern auch die Frauen sich auf die erstarrte Fläche der friedlichen Tiergartenseen zu wagen.

Von jener Zeit an hat der Eislauf sich stetig und immer zunehmend alle Kreise erobert. Denn seine Bedeutung für den im Winter der Natur fast entfremdeten menschlichen Organismus ist gewaltig. Die reine, staubfreie Atmosphäre für die Lungen, die von der schweren, mit Kohlenstaub durchsetzten Stadtluft verdorben werden, die Erziehung zur Energie, zur Freude am einfachen, anspruchslosen Vergnügen, zur Abhärtung — das sind Faktoren, die ein Gegengewicht gegen die Schäden unsrer Lebensweise bilden und daher nicht hoch genug eingeschätzt werden können. Ein weiterer Vorzug des Eislaufes ist, daß er allen Volksschichten zugänglich ist, und daß er von beiden Geschlechtern von frühester Jugend an bis ins späteste Alter hinein ausgeübt werden kann. Ebenso stark nun, wie sich der Eislauf in den letzten Jahrzehnten ausgedehnt hat, sind die Ansprüche an seine Kunstfertigkeit und an sein Ausdrucksmittel: den Schlittschuh gewachsen.

Während man früher einen „Bogenläufer" höchlichst bewunderte, und von einer Frau nichts als höchste Grazie beim einfachen Vorwärtslaufen forderte — übrigens bleibt „Grazie" auch heute noch bei allen Künsten das Erstrebenswerteste für die Frau — teilt man die Schlittschuhläufer heutzutage strenge, mögen sie Amateurs oder Professionals sein — in Schnelläufer und Kunstläufer auf dem Eise nun 'mal der „Walzer" bleibt.

Die ersten berühmten „Paarläufer" waren die Amerikaner Miß Nellie Dean und Mr. Callie Curtis, die in den sechziger Jahren in Europa auftraten; der erste „Kunstläufer", Mr. Jackson Haynes, kam ebenfalls um dieselbe Zeit von „drüben", wo das Kunstlaufen damals schon in voller Blüte stand.



Aus Sport im Bild.

96. Klubhaus des Berliner Schlittschuhklub.

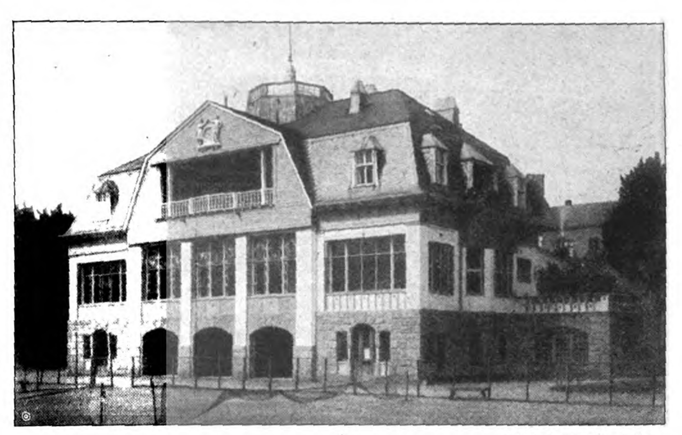
und stellt zur Erringung der Meisterschaft auf beiden Gebieten bestimmte Bedingungen auf. Auch das Paar- und Gruppenlaufen hat sich zu hoher Vollendung ausgebildet und grade in den Ländern, die sich durch ihre klimatischen Verhältnisse zur Anlage künstlicher Eisbahnen veranlaßt sahen, wie z. B. Frankreich und Oesterreich, wird Hervorragendes in beiden Arten geleistet. Eine elegante Pariserin nachmittags im palais de glace mit ihrem Partner Figurenlaufen zu sehen, ist ebensolch ein anziehendes Bild wie die tanzlustige Wienerin, deren Force auch

Die ersten internationalen Wettkämpfe zwischen Schnelläufern wie zwischen Kunstläufern begannen in Europa in den achtziger Jahren. An ihnen beteiligten sich neben den schon lange durch ihre Künste rühmlichst bekannten Holländern und Engländern auch Norweger, Schweden, Finnen und Russen. Deutschland hat die Europameisterschaftswürde des Schnellaufs zweimal durch den Münchner Julius Seyler erlangt; auch im Kunstlaufen haben verschiedene Deutsche wie Gilbert, Fuchs, W. Zenger und andere es zur

Meisterschaft gebracht. Der beste Läufer und jetzige Weltmeister ist aber vorläufig der Schwede U. Salchow.

Wie ernst es jedoch unserem Vaterlande mit seinem Bestreben ist, auch auf diesem sportlichen Gebiet um die Krone zu ringen, beweisen die Gründungen eleganter Klubhäuser und künstlicher Eisbahnen im ganzen Reich, die eine gründlichere und ununterbrochene Ausbildung des Schlittschuhlaufens gewährleisten. Natürlich — die frische, köstliche Luft des sonnigen Wintertages fehlt ihnen; aber sie werden ja auch immer nur den Schauplatz der eleganteren Kreise, wie der Professionierten, bilden können, das Gros der eifrigen Läufer bleibt Gott sei Dank draußen auf Flüssen, Seen oder übergossenen Wiesen!

Die beigefügten Darstellungen zeigen ein paar hübsche und zweckmäßige Klubhäuser — zur Nacheiferung!

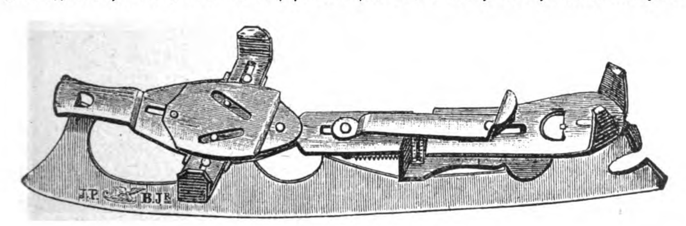


Aus Sport im Bild.

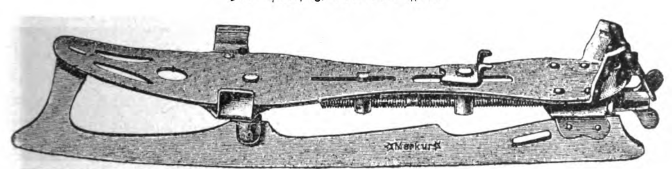
97. Bonner Klubhaus.

245. Der Schlittschuh. Lange bewahrte man die seit der Eisenzeit bekannte, höchst primitive Form des Schlittschuhs: Die eiserne Schiene, auf die eine Art Holzschuh mit lederner Kappe für Spitze oder Hacken und mit viel Riemenzeug befestigt war. Der sogenannte „Holländer" zeigte neben denselben Eigenschaften nur eine nach vorn mehr oder minder weit emporgebogene Spitze der Schiene. In meiner Kinderzeit litten wir z. B. noch unter dem Vorurteil, daß sich eigentlich nur mit dieser Art von Schlittschuhen regelrecht „holländern" ließe, wie das Bogenschlagen nach vorn genannt wurde. Mein Großvater demonstrierte uns dagegen, wie er sich mit seinen Kameraden im bescheidenen Lande Mecklenburg selbst „Strittschoh" aus dem Brustbein der Gänse und einer Handvoll Bindfaden gemacht habe und in einem Wettlauf über den Schweriner See trotzdem Sieger gegen die vom Schicksal mit

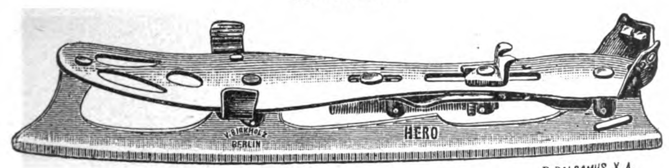
Eisenschuhen Begünstigte geworden sei. Diese einfachen Zeiten sind längst überwunden; die Industrie wirft jährlich neue Modelle mit immer neuen „Verbesserungen" auf den Markt und die billigen Preise einfacherer Sorten gestatten trotzdem fast jedem den Besitz der „Wasserkothurne", wie Klopstock sie nennt. Allmählich ist das Holz am Schlittschuh vollständig verschwunden, ebenso die Rille, die früher der Stahlsohle das Aussehen einer der Länge nach durchschnittenen Röhre gab — auch das Riemenzeug ist bei den meisten Modellen ganz fortgelassen. Der erste, den großen Umschwung herbeiführende Schlittschuh war der amerikanische Halifax, dessen Grundformen: Klammern von links und rechts um den vorderen Fuß wie von vorn und hinten um den Haken, alles durch dieselbe Feder reguliert, auch noch in seinen Nachfolgern, dem Kaledonier und dem Merkur beibehalten wurden. Nur fand man Methoden heraus, den zum Schrauben nötigen Schlüssel entbehrlich zu machen. Anbei die Abbildungen der alten Fabrikate in „neuester Aufmachung".



93. Halifax, neu verbessert.



99. Merkur.



100. Hero.

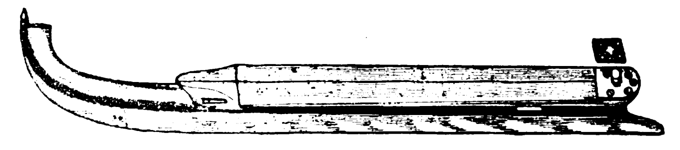
Zu ihnen gesellt sich der „Hero"-Schlittschuh, ein Konglomerat des Kaledonier- und Merkursystems. Wessen Ehrgeiz nicht auf eine Weltmeisterschaft in Kunst- oder Schnellaufen gestellt ist, wird gut-

tun, sich an diese Modelle und ihre jährlich auftauchenden Ab- und Spielarten zu halten. Die Schlittschuhe sind nicht kostspielig, dabei leistungsfähig und sitzen fest am Fuß. Vorausgesetzt natürlich, daß der Stiefel eine vernünftig dicke Sohle, kein Laubblatt hat und daß der Haken von mäßiger Höhe und ganz grader Form ist. Die bösesten Stürze sind die Folgen des in den Klammern abbrechenden, zu schmalen oder zu hohen „Stöckels“, wie der Süddeutsche sagt.

246. Der Schnellauf-Schlittschuh. Passionierte Läufer wie Professionals verbinden jetzt, um jedem Unfall durch einen schlechtsitzenden oder sich von der Sohle trennenden Schlittschuh vorzubeugen, Stiefel und Schlittschuh direkt durch Schrauben miteinander; die beiden werden dadurch ein unlösbares Ganzes. Der einzige Uebelstand an dieser sonst gewiß genialen Idee ist nach meiner Meinung die entsetzliche Kälte in den mitgenommenen Schlittschuhstiefeln. In der Schweiz halfen wir diesem Fehler mit Bratäpfeln oder heißen Kastanien ab, die wir in die Stiefel steckten und fanden nachher sogar auf Bergeshöhen nach längeren Eisenbahnfarten noch eine erträgliche Temperatur in ihnen vor. Kleine Handwärmer, wie die Offiziere sie im Norden während des Dienstes oft in den Paletottaschen tragen, täten sicherlich dieselben Dienste. Was den Erfolg macht, ist einerlei; aber die Kraft, die man vergeuden muß, um der „Eisbeine“ erst 'mal Herr zu werden, läßt sich besser auf den Sport selbst anwenden.

Der Schnellauf-Schlittschuh verlangt eine vollständig gerade, aus bestem Stahl hergestellte Schiene und eine nur mäßige Höhe. Der holländische Rennschlittschuh, der noch auf der vorn emporgebogenen Schiene eine Holzsohle trägt, mit Riemen befestigt wird, und unter dem Namen Ilster-Shâtes lange im Gebrauch war, ist jetzt durch den norwegischen Schlittschuh fast ganz entthront. Auch seine Eigentümlichkeit: die ungefähr um 1/2 mm höhere Kante seiner inneren Schiene, der man dadurch eine stärkere Schärfe nachsagte, wird kaum mehr nachgeahmt.

Der Schnellaufschlittschuh par excellence ist also der „Christiania-Schlittschuh“; er ist in fast allen deutschen Eislauf-Klubs eingeführt und wird wegen seiner Leistungsfähigkeit und Leichtigkeit von den Meisterschaftsläufern bevorzugt.



101. Ilster-Shâtes.

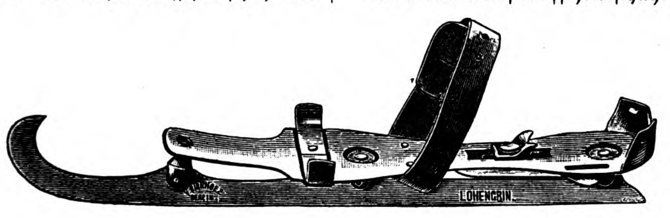


102. Rennschlittschuh.

Seine Stahlschiene ist mit kupfernen Nieten an einer Stahlblechschiene befestigt, während der Fuß vorn und hinten auf Stahlblechkörpern ruht.

247. Der Tourenschlittschuh. Der Tourenschlittschuh, der in der Hauptsache dieselben Eigenschaften wie der Schnellaufschlittschuh verschuh konstruiert, den „Lohengrin", der nur eines einzigen Riemens überm Spann bedarf, während der Fuß vorn wie der Hacken von verstellbaren Klammern gehalten werden; die Schiene ist nach vorn bedeutend verlängert und leicht emporgebogen.

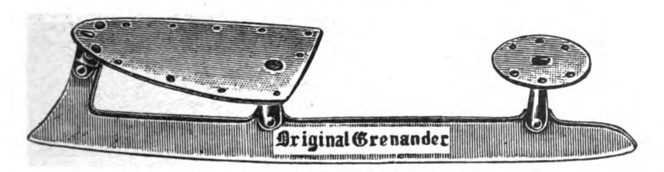
248. Der Kunstlaufschlittschuh.



103. Lohengrin.



104. Jackson-Haines.



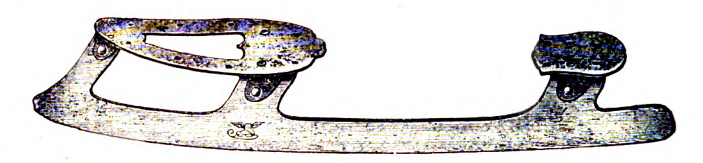
105. Grenander.

langt, muß leicht an- und abgeschnallt werden können, denn nichts verdirbt die Schiene schneller und gründlicher, als das Gehen über Land. Das läßt sich ja bei weiteren Ausflügen nicht verhindern, und doch wird man natürlich nicht noch ein zweites Stiefelpaar mitnehmen wollen. Man hat nach Art des Kaledoniers einen Schlitt-

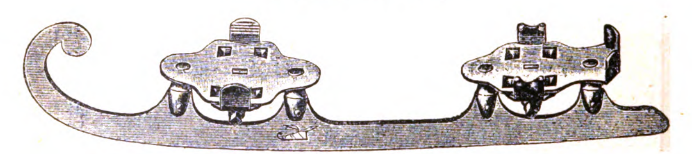
Der für den Kunstlauf bestimmte Schlittschuh verlangt bedeutend mehr Höhe als der Schnellauf- und Tourenschlittschuh, damit auch bei den schärfsten Kurven jede Berührung des Eises mit den Stiefelsohlen vermieden wird. Die Höhe wird sich also nach der Haltung des Läufers wie nach der Breite der Fußsohle richten. Allerdings

wird der höhere Schlittschuh immer der unsichere bleiben, ist dem Anfänger daher nicht zu empfehlen.

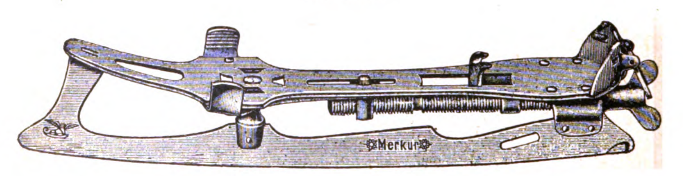
Die Schiene weist bei dem jetzt gebräuchlichsten Modell, dem Jackson-Haynes, eine starke Kurve wie eine Breite von mindestens 4—6 mm auf, um den Ansprüchen, die an ihre Unbiegsamkeit gestellt sind ferner noch „Rival“ und „Rehm“. — Erfahrene Läufer lassen sich übrigens nach ihren eigenen Angaben und selbstverständlich aus bestem Material Schlittschuhe anfertigen; jeder hat beim Lauf eine oder die andere kleine Eigentümlichkeit, die er berücksichtigt haben möchte.



106. Original Modell „Rehm“.



107. Rival.



108. Damen-Merkur.

werden, genügen zu können. Auch dieser Schlittschuh wird durch Schrauben direkt am Stiefel befestigt.

Der „Grenander“, gleichfalls ein Kunstlaufschlittschuh, zeigt im Gegensatz zum „Jackson-Haynes“ eine vorn ganz spitze Schiene. Sein Erfinder, der schwedische Kunstläufer Grenander, verwendete gerade diese Spitze zur Ausführung seiner Figuren.

Neuere Modelle beider Arten

249. Der Schlittschuh für Damen. Für die Damen, die bisher um die Meisterschaft des Schnelllaufens noch nicht konkurriert haben, auch kaum je in diesen Wettkampf mit den Männern treten werden, ist also nur ein guter Schlittschuh zum Kunstlauf nötig. Natürlich gelten hier dieselben Regeln wie für die Herrenschlittschuhe, doch bevorzugen die bekanntesten Kunstläuferinnen Schienen ohne Kurven.

Nebenstehend das Modell des leichten und eleganten „Damen-Merkur“.

250. Das Aufbewahren des Schlittschuhs. Sobald man vom Eislauf zurückkehrt, reibt man die Schlittschuhe mit einem weichen Tuche ab und legt sie dann neben den Ofen zum völligen Trocknen. „Uebersommert“ werden sie an einem trocknen Platz, nachdem sie dünn mit Fett eingerieben worden sind. Rostflecke entfernt man sofort mit feinstem Schmirgelpapier.

251. Die Kleidung beim Eislauf. Passionierte Schlittschuhläufer wie alle Professionals tragen das richtige „Sport-Dreß“ — nicht nur aus Eitelkeit, die bei jedem Sport immer erst in zweiter Linie steht — sondern hauptsächlich aus praktischen Gründen. Für die Herren, die sich nicht in Kniebeinkleidern und kurzem Wams zeigen mögen, käme höchstens noch der Jackettanzug in Frage. Gehröcke auf dem Eise wirken geradezu grotesk. Auch den Mantel läßt man jetzt fort oder bewahrt ihn höchstens, wenn man ängstlich ist, in der Garderobe zum Nachhauseweg auf. Doch ist die Gefahr des Erkältens bedeutend geringer als man denkt. Durch die lebhafte Bewegung beim Laufen wird genug Wärme im Körper aufgespeichert, um noch für den in gutem Tempo zurückzulegenden Heimweg zu reichen. Natürlich, wer sich lange Zeit im Freien zum Ausruhen hinsetzt, darf sich nicht über den folgenden Schnupfen wundern, der drei Wochen dauert, wenn man im Bett bleibt, und einundzwanzig Tage, wenn man sich nicht „unterkriegen lassen will.“

Das beste und kleidsamste Kostüm für Herren ist ein Kniebeinkleid mit kurzem Wams aus demselben Stoff, Wadenstrümpfe, Schnürstiefel und eine leichte, warme Wollmütze. Auch der helle oder dunkle „Sweater“ zum Laufen ist praktisch, fürs Tourenlaufen außerdem, falls man über verschneite Strecken gehen muß, Lodengamaschen.

Die Damen, die heutzutage zum Teil schon fast abgehärteter sind als die Männer, sieht man selten mehr in schweren Mänteln auf dem Eise. Oft wird sogar die kurze Pelzjacke verschmäht — die Wienerin wie die Pariserin verstecken ihren schlanken Wuchs unter keinerlei winterlicher Umhüllung und laufen fast durchweg „per Taille“ nur eine weiche Pelz- oder Federboa als Schutz um den Hals. Darüber mag persönlicher Geschmack und mehr oder minder große Empfindlichkeit gegen Kälte entscheiden; Bedingung für das elegante Aussehen der Läuferin ist jedenfalls ein durchaus fußfreier, gutsitzender und -fallender Rock von nicht zu großer Weite. Verpönt ist der Schlepprock und ebenso der mit Schlingen oder Nadeln verkürzte Rock, der immer die Figur verdirbt. Helle Farben wirken gegen die Schneelandschaft leicht „fad“; kräftige dunkle Töne in Blau, Schwarz, Braun oder Grün, als Folie der weiße Hintergrund, sind vorzuziehen. Schnürstiefel breiterer, sogenannter amerikanischer Fasson mit dicker Sohle und flachem, ganz geradem Hacken sind jetzt auch für Damen durchweg „Usus“; sie geben dem Knöchel den besten Halt und lassen dem Fuß Spielraum und infolgedessen Wärme genug. Ein eingeengter Fuß erstarrt bald, da der Blutumlauf gehemmt wird. Aus demselben Grunde müssen die Handschuhe weit und bequem sein und das Mieder, wenn es nicht überhaupt ganz fortgelassen wird, lose geschnürt und von kurzer Form, gleich dem Reitkorsett, um dem Körper jede freie Bewegung zu gestatten. Als Kopfbedeckung wählt

man enganliegende Pelz- oder Wollmützen oder kleine, zierliche Hüte mit bescheidener Ausschmückung. Große, überladene Hüte sitzen selten ganz fest auf dem Kopf und wirken mit ihrer Neigung, auf ein Ohr zu rutschen, immer lächerlich. Unterröcke vermeidet man am besten ganz; man trägt statt dessen ein knappgeschnittenes Reformbeinkleid in der Farbe des Rockes. Nichts wirkt bei einem Sturz unschöner und unästhetischer als der Anblick verschiedenfarbener Röcke und der Wäsche.

Für schwache Gelenke werden die „Knöchelhalter" empfohlen. Ein genau nach dem Fuß angefertigter Schnürstiefel macht sie aber fast überflüssig und bietet denselben Halt; für Läufer ohne diese Stiefelform, z. B. für Offiziere, die zur Uniform nur Zugstiefel tragen dürfen, mögen sie allenfalls eine praktische Ergänzung sein.

252. **Die Schule des Anfängers.** Zum Schlittschuhlaufen werden sicherlich noch weniger Meister geboren als zu einer andern Kunst. Selbst graziöse Menschen verlieren diese Eigenschaft bei ihren ersten Versuchen auf dem Eise vollständig. Und die erste Regel, die so selbstverständlich klingt und so selten beachtet wird, ist die, daß niemand auch nur das einfachste Kunststückchen versuchen sollte, bis er nicht absolut sicher im einfachen Vorwärts-, Rückwärtslaufen und Bremsen ist. Um es zu lernen, sich erstmal auf den tückisch fortgleitenden Sohlen im Gleichgewicht zu halten, schiebt man anfangs einen Stuhl oder einen Schlitten vor sich her und verlasse sich nur auf die eigene Geschicklichkeit. Wer sich von fertigen Läufern oder Lehrern unterstützen läßt, erschwert sich nur das Lernen. Von Anfang an achte man darauf, abwechselnd beide Füße vorwärtszuschieben und beim Abstoßen nicht hinten auszuschlagen, sondern sich mit der inneren Kante des Schlittschuhs abzustoßen. Der auf dem Eise ruhende Fuß wird der Stand- oder Gleitfuß genannt, der in Bewegung befindliche, schwebende Fuß heißt der Spielfuß. Sobald man gut balancieren kann, schiebt man den Schlitten mit kräftigem Stoß von sich fort und versucht ihn in möglichst langen, gleichmäßigen Zügen, bei denen das Knie des Gleitfußes leicht gebogen und der Spielfuß mit sanftem Schwung dicht neben den Gleitfuß niedergesetzt wird, wieder zu erreichen. Besser als auch die genauesten theoretischen Anleitungen es zu tun vermögen, hilft das aufmerksame Beobachten guter Läufer. Und das ganze Streben des Lernenden sei darauf gerichtet, niemals die Herrschaft über eines seiner Glieder zu verlieren. Nur wer bei jeder Bewegung eine freie, natürliche Haltung bewahrt, der sich Arme und Beine ungezwungen, nicht gewaltsam, anpassen, kann die Wirkung vollster Harmonie erzielen. Kein anderer Sport fordert so streng, den Körper in absolut harmonischer, schöner Bewegung zu zeigen, wie der Eislauf; kaum ein anderer bietet hierzu aber auch ähnliche Möglichkeiten. Durch keine Ausrüstung beschwert, die Kraft durch die Gewandtheit im Zaum gehalten, an den Füßen Stahlsohlen, die jede Bewegung unterstützen und den Willen im Augenblick, da er zum Bewußtsein kommt, in die Tat umsetzen können, so wagt im modernen Leben eigentlich nur noch der Schlittschuhläufer, angeborene Anmut auszubilden und vor Aller Augen zu entfalten. Der Rundtanz hat fast jede Gelegenheit, Grazie zu entwickeln, verloren. Die

wieder eingeführten Reigentänze **sind noch** auf gewisse Kreise beschränkt, ihr Erfolg auch meistens **vom** Partner mit abhängig, während **der** Schlittschuhläufer sich ganz **allein** auf die eigene Geschicklichkeit **verlassen** und bei jeder Wendung **und** Drehung seines Körpers beweisen muß, daß Absicht und Ausführung sich in vollster Uebereinstimmung ineinanderpassen. Ein geschulter Schlittschuhläufer bietet deshalb dem Auge einen vollendeten ästhetischen Genuß.

253. Die Schule des Kunstläufers. Von dem unsicher über die Fläche kratzelnden, mit den Armen wie mit Windmühlenflügeln um sich schlagenden bis zu dem in klassischer Ruhe dahinschwebenden Künstler, der mühelos die schwierigsten Figuren beschreibt, ist nun ein harter Weg, obgleich es sicher auch für diesen Sport „Geborene" gibt, die mit Leichtigkeit die Schwierigkeiten überwinden, während es wiederum auch hier von Anderen heißen mag: „Mancher lernt's nie — und dann noch unvollkommen." Aber das wichtige Abc des Schlittschuhlaufens müssen sich Mehr- wie Minderbegabte durchaus aneignen. Dazu gehört in erster Linie, nachdem das Vorwärts- und Rückwärtslaufen beherrscht wird, der Bogen; er ist die Grundform des Eislaufes; aus ihm setzen sich alle Figuren des Kunstlaufes zusammen. Man teilt ihn in Bogen, Schlangenbogen, Dreier, Doppelbogen oder Dreier und Schlinge ein; diese fünf Figuren werden auch am Platz als „Achter" ausgeführt.

a) Den Bogen wiederum zerlegt man in vier Formen, in den

1. Vorwärts-Auswärts-Bogen,
2. Vorwärts-Einwärts-Bogen,
3. Rückwärts-Auswärts-Bogen,
4. Rückwärts-Einwärts-Bogen.

Zum Vorwärts-Auswärts-Bogen müssen die Füße in knappem rechten Winkel aneinander gestellt werden, die rechte Schulter wird leicht zurückgenommen, das Gewicht auf den rechten Fuß (den Stand- oder Gleitfuß) verlegt und mit dem Spielfuß abgestoßen. Man läßt den Standfuß ausgleiten, fast solange der Schwung anhält, den man durch das Abstoßen und das Verlegen des Körpergewichts auf eine Seite erhalten hat. Ehe jedoch die Kraft des Schwunges ganz nachläßt, führt man den Spielfuß neben den Standfuß nieder, verlegt auf ihn das Körpergewicht und stößt nun mit dem rechten, jetzt dem Spielfuß, ab.



109. 1. Bogen, 2. Schlangenbogen, 3. Dreier oder Herz, 4. Doppeldreier, 5. Schlinge.

Der Vorwärts-Einwärts-Bogen beginnt in gleicher Weise wie der Vorwärts-Auswärts-Bogen,

doch wird der Spielfuß nicht seitwärts, sondern direkt hinter den Standfuß gehalten, die linke Schulter wird etwas zurückgezogen und während des Schwunges der Spielfuß langsam neben den Standfuß gebracht, so daß die Kraft im rechten Moment gleich auf das linke Bein übertragen und nun die rechte Schulter zurückgenommen werden kann.

Dieser Bogen ist bedeutend leichter als der zuerst beschriebene, erfordert aber trotzdem große Uebung, bis er vollständig beherrscht wird.

Zum Rückwärts-Auswärts-Bogen werden die Füße nebeneinander gestellt, das rechte Knie wie bei jedem Bogen leicht gebeugt, Kopf und linke Schulter stark nach links rückwärts gewendet und der Spielfuß nach rückwärts hinter den Standfuß gebracht. Nimmt die Stärke des Zuges ab, so wird der Spielfuß nach vorn neben den Standfuß geschwungen, nach erfolgtem Abstoß mit dem rechten Fuß werden Kopf und Schulter nach rechts rückwärts gewendet.

Beim Rückwärts-Einwärts-Bogen stellt man die Füße mit der Spitze gegeneinander nach einwärts, verlegt das Körpergewicht auf den rechten Fuß, nimmt die rechte Schulter zurück, um gleich nach erfolgtem Abstoß den Spielfuß rückwärts mit dem Standfuß zu kreuzen. Um denselben Bogen mit dem linken Fuße auszuführen, wird der Spielfuß wieder parallel neben den Standfuß gestellt und nun diesem das Amt des Abstoßens und Kreuzens übertragen.

Der Schlangenbogen entsteht aus Auswärts- und Einwärtsbogen, d. h. er muß sich immer aus zwei der Richtung nach diametralen Bogen zusammensetzen. Infolgedessen hat er ebenso wie der Bogen vier Arten: Vorwärts-Auswärts-Einwärts; Vorwärts-Einwärts-Auswärts; Rückwärts-Auswärts-Einwärts und Rückwärts-Einwärts-Auswärts. Der Schlangenbogen wird abwechselnd mit der inneren und äußeren Kante des Schlittschuhs ausgeführt, dem sogenannten Kantenwechsel, der durch ruckweises Vor- und Rückschwingen des Spielfußes erreicht wird.

Der Dreier bringt eine neue Schwierigkeit, nämlich außer dem Kantenwechsel auch die Frontveränderung des Körpers. Nach jedem halben Bogen wird eine halbe Wendung ausgeführt, so daß sich z. B. an einen halben Auswärts-Vorwärtsbogen immer ein Rückwärts-Einwärtsbogen schließt. Auch beim Dreier, einer schönen, aber schwierigen Figur, unterscheidet man vier Arten: Dreier-Vorwärts-Auswärts, Dreier-Vorwärts-Einwärts, Dreier-Rückwärts-Auswärts, Dreier-Rückwärts-Einwärts.

Der Doppeldreier setzt sich aus zwei Dreiern zusammen und kann deshalb ebenso wie der Dreier Vorwärts-Auswärts, Vorwärts-Einwärts, Rückwärts-Auswärts und Rückwärts-Einwärts gefahren werden.

Auch die Schlinge hat dieselben vier Formen: Vorwärts-Auswärts, Vorwärts-Einwärts, Rückwärts-Auswärts, Rückwärts-Einwärts. Sie ist die schwerste der Grundfiguren. Bei all ihren Arten wird immer nach einem halben Bogen der Spielfuß mit dem Standfuß so weit gekreuzt, daß eine halbe Wendung vollbracht wird.

Die Kraft für diese fünf Grundformen des Kunstlaufens wird in der Hauptsache aus dem einfachen Mittel des Kniebeugens geschöpft. Das Geheimnis besteht darin, genau abzumessen, wie lange der durch das Beugen gewonnene Schwung

aushält: wann man das Bein allmählich strecken und sich emporrichten muß, und wann man den Körper wieder hinabgehen läßt, um neue Kraft zu gewinnen. Das läßt sich durch keine theoretische Erklärung erlernen, sondern eben nur durchs Ueben, Ueben — und nochmals Ueben!

Zur Vervollständigung fügen wir noch einige gebräuchliche schwedische und deutsche Schulfiguren für den Lernenden hinzu.

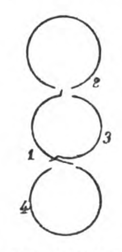
Die durch bedeutenden Anlauf und Schwung vergrößerten Grundfiguren heißen Spiralen. Besonders sie geben Gelegenheit zu äußerst graziöser Haltung und Bewegung, da man sich dem durch Anlauf gewonnenen Schwung bis


110. Bogenachter.

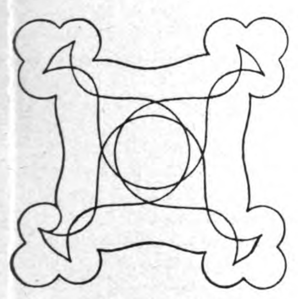

111. Achter auf einem Fuß.

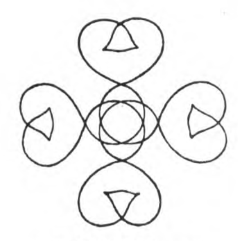

112. Gegendreier-Rückwendung-Gegendreier.


113. Schlinge-Rückwendung-Schlinge.

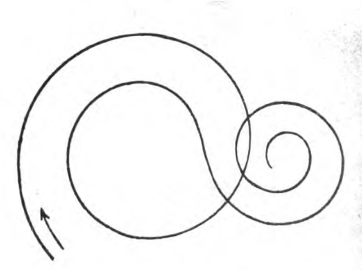


114. Rückschritt.

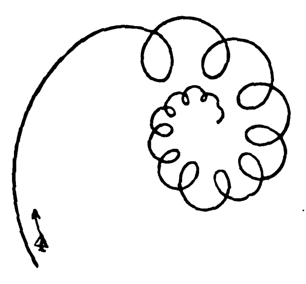

115. Schwedischer Stern.


117. Maiglöckchenstern.


116. Seestern.


118. Doppelspirale.

zuletzt in derselben Haltung hingibt. Spiralen mit Wendungen heißen Uebersetzer.



119. Pirouettenrose.

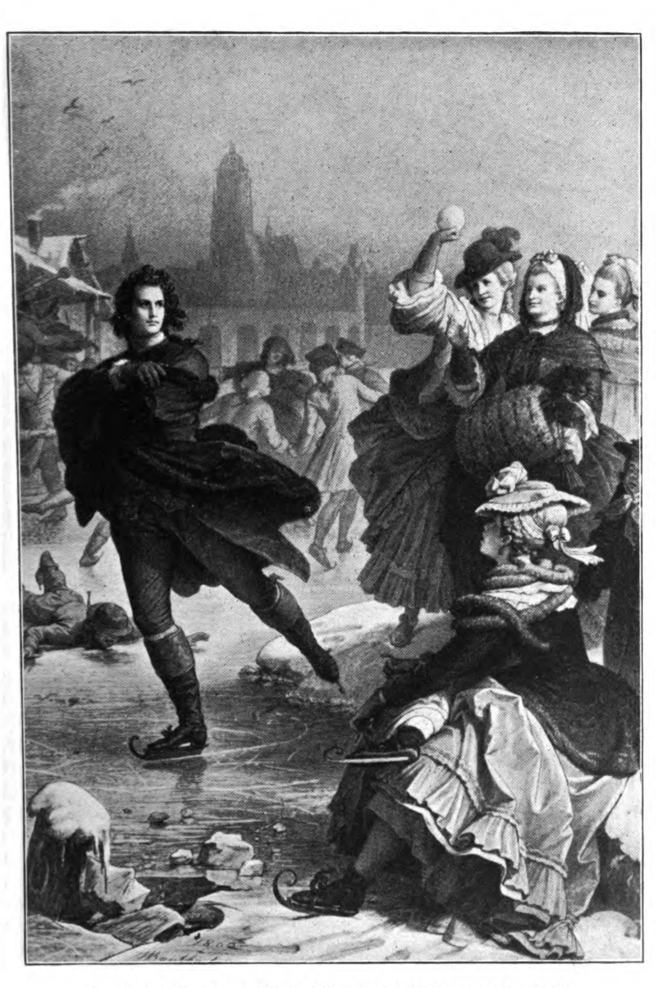
254. Die Schule des Schnellläufers. Die Aufmerksamkeit des Schnellläufers hat sich naturgemäß auf ganz andere Dinge zu richten, als die des Kunstläufers. Ob er im Lauf und in seinen Bewegungen ein harmonisches Bild bietet, ist ihm ziemlich gleichgültig, er verwendet Kraft und Geschicklichkeit nur auf das eine große Ziel: möglichst viele Kilometer in möglichst kurzer Zeit zu durchfliegen und an Schnelligkeit alle seine Konkurrenten zu überflügeln. Daher unterscheidet er sich auch in Haltung und Bewegung vom Kunstläufer. Während dieser bei den meisten Figuren die Arme leicht und ungezwungen seiner Körperhaltung anpaßt, sie hebt und senkt und in ihrem geschickten Gebrauch eine Unterstützung bei Wendungen und Drehungen findet, wird der Schnellläufer, besonders der Anfänger, die Arme auf dem Rücken verschränken; erst in vorgerückteren Stadien hängen die Arme lose herunter oder folgen dem leichten, gleichmäßigen Hin- und Herpendeln des Körpers, einer weiteren Bedingung für den Schnellauf. Dagegen darf der Oberkörper sich niemals auf- und abbewegen, er muß parallel zur Oberfläche des Eises stehen, um dem Wind möglichst wenig Angriffsfläche zu bieten.

Vier Sachen hat der Schnellläufer zu lernen und zu beherrschen: Das Starten, das Laufen über grade Strecken, das Kurvennehmen und das Spurten.

Zur Veranschaulichung des Starts schalten wir das Bild eines Vaters und Sohnes ein, des böhmischen Meisterläufers J. Potucek (rechts) und seines Sohnes bei einem 5000 m-Schnellauf gegeneinander. Beide stehen leicht vornübergeneigt, einen Fuß im Winkel zur Bahn gestellt, den andern seitlich vorgeschoben; die Arme werden nicht vorgeschwungen, sondern bei den ersten kurzen Schritten, die schnell aufeinanderfolgen müssen, um Geschwindigkeit zu gewinnen, dicht am Körper gehalten. Beim Start darf nicht volle Kraft eingesetzt werden, sondern die Geschwindigkeit muß allmählich zunehmen.

Nach wenigen Stößen geht man zum Laufen auf grader Strecke über. Das Abstoßen darf niemals mit der Spitze des Spielfußes erfolgen, sondern mit der ganzen Länge der Schiene und muß von halb-seitwärts-rückwärts, nicht direkt von hinten ausgeführt werden. Der Spielfuß wird dicht hinter dem Startfuß gehalten und erst allmählich nach vorn geschoben, wenn sich der Schwung seinem Ende naht. Je länger jeder Stoß ist, desto besser. Der Spielfuß muß so fest auf das Eis gesetzt werden, daß ohne weiteres der neue Abstoß erfolgen kann. Viele der besten Läufer halten auf graden Strecken den linken Arm im Kreuz, während sie den rechten schwingen.

Zu den Kurven werden die Züge verkürzt und der Oberkörper



Der junge Goethe auf dem Eise von Wilhelm von Kaulbach.



120. Potucek und Sohn. Aus Sport im Bild.

so tief als möglich zur Innenseite der Bahn geneigt. Sehr oft wird die Kurve durch Uebersetzen genommen; jedes Springen ist jedoch verboten.

Unter Spurt versteht man den Versuch, möglichst viel Stöße in einer Minute zu machen. Durch diese Anstrengung, die gewöhnlich den Schluß eines Wettlaufs bildet, wird die Geschwindigkeit aufs höchste gesteigert. Man hält den Oberkörper genau wie auf den graden Strecken parallel zur Eisfläche, doch hängen die Arme tief und lose herab und folgen jeder Bewegung des Körpers. Auch hier ist jedes Springen zu vermeiden, da es zu viel Kraft vergeudet.

255. **Das Tourenfahren.** Dieses dem Großstädter fast ganz unbekannte, herrliche Vergnügen erfordert ein gutes Training; denn zum stundenlangen Laufen ohne Rast, vielleicht sogar gegen den Wind, braucht man Kraft und Ausdauer. Aber wie lohnend ist auch solch ein längerer Ausflug auf Schlittschuhen! Gewöhnlich wird man sich nicht allein auf die Reise begeben, sondern in Gesellschaft anderer, froher und gleich leistungsfähiger Menschen, die ebenso nur der Wunsch, einen ganzen Tag den geheizten, dumpfen Zimmern zu entfliehen, ins Freie führt. In unserem Klima, vorzüglich in den letzten Wintern, ist selten anhaltender Frost gewesen — plant man also eine Tour, so zögere man nicht zu lange, bis die Gelegenheit glücklich wieder vorüber ist.

Bei mehreren Teilnehmern an einem Ausflug läuft man am besten hintereinander und wechselt die Führung regelmäßig von Zeit zu Zeit. Große Vorsicht ist bei unbekannten Eisflächen geboten. Erscheint das Eis mürbe, so seile man sich hintereinander an, wie

17

im Gebirge. Passiert ein Unglück und bricht jemand ein, so zieht man ihn, sobald er auftaucht, langsam am Seil heraus und auch noch auf dem Eise ein Stück fort, bis er auf ganz festes Eis gelangt ist. Der zu Errettende darf sich nicht aufrichten, sondern muß flach liegen bleiben, um sein Gewicht recht zu verteilen.

Will man weite Flächen, wie ein Haff oder die Ostsee, befahren, so ist wegen der Nebelgefahr stets ein Kompaß mitzunehmen.

256. Die Dame auf dem Eise. Erst in den letzten zwanzig Jahren hat sich das Kunstlaufen der Damen ausgebildet, so daß sie sogar gegen die besten Kunstläufer der Welt zu konkurrieren begonnen haben. Die erste Dame, die um die Weltmeisterschaft startete, war



121. Mrs. E. M. Syers, Weltmeisterin im Kunstlauf.

Mrs. Syers aus London — sie kann die Bahnbrecherin für den Damenkunstlauf genannt werden. Grade für die Frau, deren Hauptreiz Grazie in Gang und Bewegung ist, bringt ja das Schlittschuhlaufen die besten Chancen und es ist daher kaum erstaunlich, daß sich das Kunstlaufen in kurzer Zeit so stark unter den Frauen verbreitet hat. Die besten Läuferinnen ahmen nichts blindlings nach, jede hat ihre Eigentümlichkeit und ein Talent, den bekannten Figuren neue Nuancen zu verleihen, jede findet eine andere, natürliche Pose, die ihre besonderen Vorzüge zur Geltung bringt. Das Hauptbestreben der Frau auf dem Eise richtet sich eben trotz aller Kunstfertigkeiten doch darauf, absolut harmonisch zu wirken. Sehr vorteilhaft ist daher für die Damen das Spiralenlaufen, da durch den Schwung, den es verleiht, Gestalt wie Bewegung gleichsam von allem Irdischen, Schweren losgelöst werden.

Eine gute, auf Beachtung hoffende Kunstläuferin muß die Grundfiguren des Kunstlaufens vollständig beherrschen können; an sie werden bei Konkurrenzen dieselben Ansprüche gestellt wie an den Kunstläufer. Im Schnellauf haben Frauen sich bisher noch nicht neben den Männern in die Oeffentlichkeit hinausgewagt, es ist auch kaum anzunehmen, daß ihre Kraft je dazu reichen wird.

257. Das Paarlaufen. Durch die lebhafte Teilnahme der Frau am Eissport ist auch das Paar- und Gruppenlaufen in ein neues Stadium getreten. Die Möglichkeiten, Figuren zu laufen, sind zu Zweien noch größer als allein und lassen vor allem bedeutend mehr Abwechselung zu. Während man sich früher damit begnügte, Hand in Hand graziöse Bogen zu laufen, oder zu „holländern“, gibt es jetzt ebenfalls feste Vorschriften, die sich alle zu Paaren oder in Gruppen Laufenden, die zu Vereinen oder Klubs gehören oder an Wettkämpfen teilnehmen wollen, aneignen müssen.

Selbstverständlich verlangt das Paarlaufen eine noch intensivere Uebung als das Sololaufen. Denn der Läufer muß so sicher sein, daß er den Partner niemals durch eine Ungeschicklichkeit zum Entgleisen bringt und daß er seinen Schritt absolut dem des andern anpassen kann. Den Läufern muß also gleiche Art und vor allem gleicher Schwung eigen sein; daß es aber nicht störend wirkt, wenn ihre Gestalten verschieden sind, z. B. ein großer Herr neben einer kleinen Dame, das hat das ungleiche Paar Hübler-Burger bewiesen; nur im Stil müssen sie übereinstimmen. Laufen zwei Herrn oder zwei Damen miteinander, ist allerdings gleiche Größe und ähnliche Figur vorzuziehen.

Drei Arten des Laufens muß das Paar beherrschen:

Das gewöhnliche Figurenlaufen; das Tanzen und die Uebersetzer.

Beim Figurenlaufen unterscheidet man zwei Arten, je nach der Stellung der Läufer zueinander: entweder die Stellung gegeneinander, vis-à-vis, oder die Stellung nebeneinander. Die Art, in der die Läufer sich zu einander verhalten, wird ihre „Bindung“ genannt. Alle Grundformen des Kunstlaufens können beim Figurenlaufen ausgeführt werden; und zwar führen beide Läufer dasselbe aus oder ergänzen die einzelnen „Parts“ symmetrisch.

Je nach der Stellung halten sich die Läufer an den gleichnamigen Händen, mit vorn verschränkten

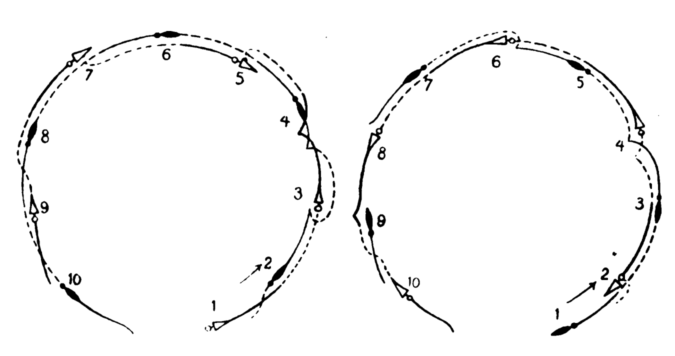
Armen, oder auch nur an einer Hand; bei Drehungen und Wendungen muß natürlich losgelassen werden. Viel mehr Freiheit der Bewegung gestattet die Erfindung des Kunstläufers **Engelmann**: Die gleichnamigen Hände fassen sich auch hier, doch nur eine von vorn, die andere von hinten. Diese Haltung eignet sich aber nur für Figuren, in denen keine Schlingen vorkommen.

Die Grundfigur des Paar- oder Duolaufens ist der Amerikaner-Achter.

Das **Tanzen** ist besonders durch die **Wiener Schule** bekannt gemacht und gepflegt worden. Der Amerikaner **Haynes** erfand den ersten Sechsschrittwalzer, den „Haynes-Walzer", dem der „Amerikaner" von **Callie Curtis** folgte. Die bekanntesten, übrigen Eiswalzer, die in der üblichen Tanzhaltung des Ballsaals ausgeführt werden, sind der Jockl-Mazur, der Schöller-Marsch, der Linkswalzer, bei dem beide Läufer die Schritte in gleicher Richtung ausführen, und die Tänze in Engelmann-Haltung.

Die Tanzschritte bestehen aus einzelnen kleinen Bogen, die nicht den Musiktakten gleich zu sein brauchen, sondern über mehrere ausgedehnt werden können; doch müssen sie dem Tempo angepaßt sein. Bekannte Schritte sind der „Kiebitzschritt", die „Monddrehung" und die „Nebenschritte". Das „Kontralaufen" wird in der Art getanzt, daß sich die Partner Rücken an Rücken aufstellen, sich voneinander entfernen und wieder zueinander zurückkehren.

Die **Uebersetzer** sind ähnlich den Spiralen besonders große, mit starkem Schwung weit ausgeführte Bogen. Sie werden in einfache und zusammengesetzte eingeteilt.



122. Schöller-Marsch.

Die Partner halten sich entweder an einer Hand, in Tanzhaltung, in Engelmann-Haltung oder auch an beiden Händen Rücken an Rücken.

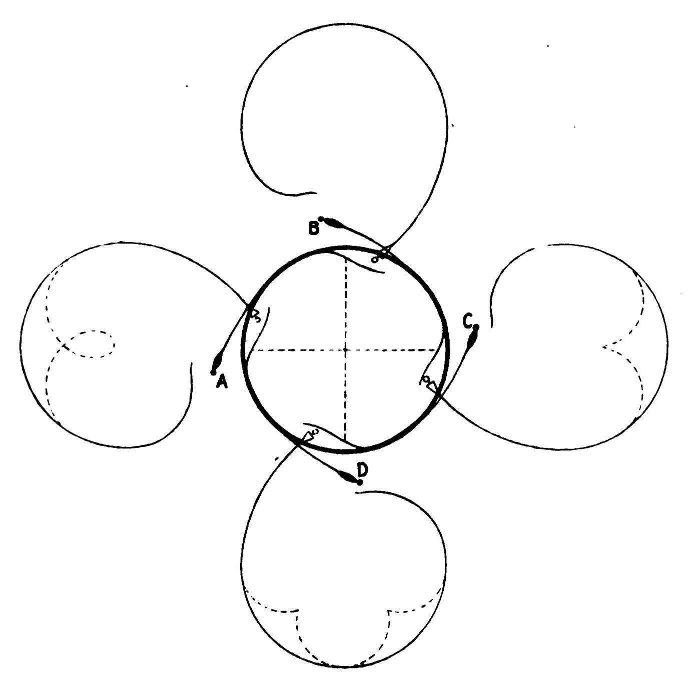
Ein Paar, das sich an einem Wettkunstlauf beteiligt, hat sich ein vollkommenes Programm zusammenzustellen, das alle drei Gruppen des Kürlaufens, Figuren, Tanzschritte und Uebersetzer, umfaßt. Das Programm muß möglichst abwechslungsreich sein und fordert zudem die harmonische Verbindung der einzelnen Leistungen durch

„Verbindungsfiguren“ und „Zwischenschritte“; den Schluß bildet eine selbsterfundene „Abgangsfigur“.

Die Kunst- und Paarläufer halten ihre Neuerfindungen ebenso ängstlich und streng geheim, wie Erfinder, die sich goldene Berge von ihrer Idee erhoffen. Der Schlittschuhläufer hat zwar nur einen Preis oder eine Auszeichnung zu erwarten, aber sein Ehrzeiz ist ebenso brennend — dafür aber unsportlich und unkameradschaftlich.

258. Das Gruppen- oder Gesellschaftslaufen. Eine Erweiterung des Paarlaufens ist das Gruppenlaufen. Es verlangt noch mehr Training und vor allem noch mehr Anpassungsvermögen als das Duolaufen; denn ist es schon schwierig, bei komplizierteren Figuren, mit einem Partner genau in Schwung und Form übereinzustimmen, so verlangt das Gruppenlaufen natürlich die exakteste Aufmerksamkeit aller Teilnehmer auf sich selbst und aufeinander.

Da das Gruppenlaufen erst in den letzten Jahren vom Internationalen Eislauf-Verein zur Konkurrenz zugelassen worden ist, war es nach dem Aufschwung, den das Kunst- und Paarlaufen genommen hatte, arg vernachlässigt worden. Es bleibt eine vortreffliche Uebung für alle Läufer und kann, gut ausgeführt, von grandioser Wir-



123. Sternlaufen für 4 Läufer.

kung sein — der draw-back bei allen Unternehmungen, die von mehr als einer oder zwei Personen abhängen, ist aber auch hier, daß oft durch einen Unfall oder eine Erkrankung die seit Wochen mühsamst einstudierten Tänze oder Reigen im letzten Augenblick nicht zur Ausführung gelangen können. Es versteht sich von selbst, daß nur absolut „firme" Kunstläufer sich zum Gesellschaftslaufen melden dürfen. Die gebräuchlichen Formen sind das Figurenlaufen, das Kontralaufen und die „Moulinets", die gleich der bekannten Tour der Quadrille in Sternform, von einem Mittelpunkt aus, gefahren werden. Zum Laufen in der Engelmannhaltung eignen sich der „Amerikaner" und der „Leykaufachter", benannt nach Ignaz Leykauf, der sich neben Diamantidi in Wien am meisten um die Förderung des Gruppenlaufens verdient gemacht hat. Auch ermöglicht die „Leykauf-Aufstellung" es vier Läufern, zusammengesetzte Figuren zu laufen, während die Schulfiguren in dieser Aufstellung von beliebig vielen Partnern ausgeführt werden können. Ihre Anordnung ist derart, daß die Front der nebeneinander in einer Linie stehenden Läufer abwechselt und immer dieselben Läufer zusammen Moulinets laufen.

259. **Bestimmungen für Welt- und Europa-Meisterschaft im Schnellaufen.** Von den Gesetzen der Weltlaufordnung der Internationalen Eislaufvereinigung nennen wir folgende:

„Alle internationalen Rennen müssen über 500, 1000, 1500, 5000 und 10 000 m abgehalten werden und zwar entweder über einzelne dieser Strecken oder auch über mehrere Strecken unter einer Preiszuerkennung."

„Alle internationalen Rennen müssen zu zweien stattfinden."

Die Ausschreibung zu einem internationalen Lauf muß die Höhe des Einsatzes, die Bezeichnung der Preise, die Länge der Bahn mit Angabe der Biegungen und ihrer Grade, Bezeichnung des Krümmungsradius und ferner die Angabe, ob doppelte oder einzelne Bahn benutzt wird, enthalten.

„Bei Laufen über mehrere Strecken ist derjenige der Sieger, der die Mehrheit der Strecken gewonnen hat. Hat keiner die Mehrheit der Strecken gewonnen, so entscheidet die Summe der Platzziffern über alle Strecken. Ist die Summe der Platzziffern gleich, so wird die Entscheidung nach der Punktwertung getroffen."

„Als Punktzahlen gelten bei 500 m die Sekundenzahlen der erreichten Zeiten, bei 1000 m die Hälfte, bei 1500 m der dritte Teil, bei 5000 m der zehnte Teil und bei 10 000 m der zwanzigste Teil der in Sekunden ausgedrückten erreichten Zeiten. Sieger ist, der die niederste Gesamtpunktzahl hat."

„Die Welt- und Europameisterschaften müssen auf doppelter Bahn stattfinden (Bahnlänge, wenn möglich, 500 m, doch mindestens 400 m)."

„Der Radius bei der Welt- und Europameisterschaft soll mindestens 20 m betragen."

„Die Strecken sowohl für die Welt- wie auch für die Europameisterschaft sind 500, 5000, 1500 und 10 000 m."

„Um die Welt- und Europameisterschaft zu gewinnen, muß der Sieger sich an allen Strecken beteiligen und dieselben auch vollständig durchlaufen."

„Derjenige ist Sieger in der Weltmeisterschaft, welcher drei oder vier Strecken gewonnen hat."

„Um die Europameisterschaft zu gewinnen, muß der Läufer über wenigstens zwei Strecken gesiegt haben. Wenn zwei Läufer zwei Strecken gewonnen haben, ist derjenige dieser zwei Läufer Sieger, welcher die niedrigste Summe der Platzziffern auf allen vier Strecken hat. Ist die Summe der Platzziffern gleich hoch, so entscheidet die Punktwertung."

„Das Laufen um die Welt- und Europameisterschaften dauert zwei Tage. Am ersten Tage wird gelaufen über 500 und 5000 m, am zweiten Tage über 1500 und 10 000 m."

260. Bestimmungen für Welt- und Europameisterschaft im Kunstlaufen. Die Ausschreibungen für eine Konkurrenz geschehen nach den Bestimmungen der Intern. Eislaufvereinigung, der die meisten Vereine der Welt angehören, für Neulinge, Junioren, Senioren, Europameisterschaft und Weltmeisterschaft.

Die „Pflichtübungen" sind durch den internationalen Kongreß 1897 festgelegt worden.

Für das „Kürlaufen", das sich aus gefälligen Figuren zusammensetzen muß, bei denen es weniger auf die Schwierigkeit als auf harmonische Vollendung ankommt, ist für die beiden ersten Klassen (Neulinge und Junioren) eine Zeitdauer von 3 Minuten, bei den übrigen Klassen von 5 Minuten festgesetzt.

Für das Kürprogramm eignen sich besonders: Spiralen, Uebersetzer, Flügel-Achter, Reben, Tanzschritte, Kombinationen der Brille, der Wende u. s. w. Die meisten Kombinationen müssen sowohl auf dem rechten wie auf dem linken Fuß gelaufen werden.

Die „Spezialfiguren" sind, da sie ganz verschiedene Anforderungen stellen, vom Kürprogramm getrennt worden. Sie verlangen eine originelle Kombination von Figuren, die eine schöne Zeichnung auf dem Eise ergibt. Die Schwierigkeit der Figur wie die tadellos korrekte Ausführung der Zeichnung sind Hauptbedingung — die Körperhaltung tritt gegen diese Forderungen zurück. Für Spezialfiguren eignen sich „Kombinationen der Bremsfiguren mit Schlinge, Rebe, Brille und Sterne, die aus den schwierigsten Wendungen zusammengesetzt sein können."

„Das Programm der Spezialfiguren muß vorher in Wort und Zeichnung zum Gebrauch der Preisrichter eingesandt werden."

Berechnet werden die Resultate des Kunstläufers beim Pflichtlaufen durch Multiplizierung der bei jeder Pflichtübung gegebenen Note mit der Wertzahl, welche der betreffenden Uebung nach dem Grade ihrer Schwierigkeit zukommt.

Beim Kürlaufen werden die für den Inhalt des gezeigten Programms wie für die Art und Weise der Vorführung gegebenen beiden Noten addiert und die Summe mit der in der Ausschreibung bekannt gegebenen Zahl multipliziert.

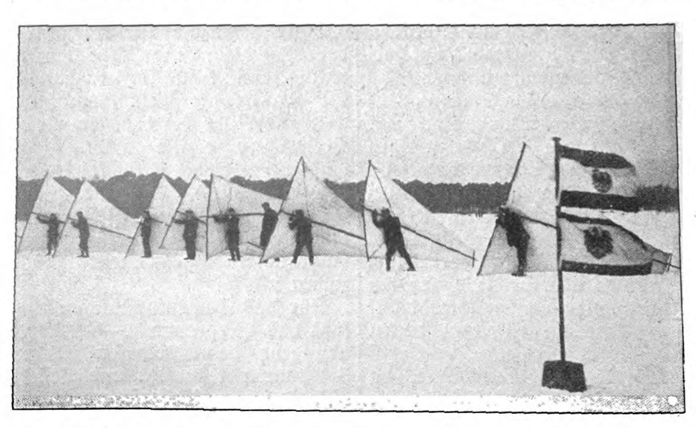
„Die Punktzahl für Kürlaufen der Punktzahl für Pflichtlaufen hinzugezählt, ergibt für den einzelnen Läufer die Gesamtpunktzahl, welche derselbe bei dem einzelnen Preisrichter erzielt hat." (Es müssen mindestens fünf Preisrichter vorhanden sein.) „Das Endresultat wird festgestellt durch Zusammenzählung der von den einzelnen Preisrichtern gegebenen Platzziffern."

Für das Damenkunstlaufen umfaßt das Programm 4—6 Pflichtübungen; das Kürlaufen ist auf 3 Minuten festgesetzt und besteht aus Spiralen, Uebersetzern, Kombinationen von Dreiern, Achtern, Amerikanern und Tanzschritten.

Schwerere Figuren sind nur für hervorragende Läuferinnen zulässig, denn sie müssen nicht nur korrekt, sondern auch graziös gelaufen werden. Die schöne Ausführung der Figuren wird beim Damenkunstlauf höher bewertet als ihre Schwierigkeit.

261. Das Schlittschuhsegeln. Eine bedeutende Erhöhung der Geschwindigkeit und damit auch ein noch größeres Vergnügen erreicht man beim Eislauf durch das Segeln. Auch dieser Sport hat sich erst in den letzten Jahrzehnten entwickelt, findet nun aber unter den geschickten Läufern immer mehr Anhänger. Denn je größer die Anforderungen an Gewandtheit und Kühnheit eines Sports sind, desto mehr Reize bietet er. Das Schlittschuhsegeln kann natürlich nur der betreiben, der neben dem Eislauf auch in alle Geheimnisse des Segelns eingeweiht ist; denn im Aufkreuzen gegen den Wind liegt der Hauptreiz. Sich ein Schlittschuhsegel auf die Schulter zu legen, ohne eine Ahnung dessen, welchen Wirkungen durch den Wind es ausgesetzt ist — diese Leichtfertigkeit wird sich schnell und gründlichst an dem Unternehmer rächen. Wer aber diesen Sport beherrscht, wird ihn fast dem Eisjachtsegeln vorziehen, obgleich die Gewalt, die dort durch das Ruder und die Takelage gegeben wird, ja bedeutend größer ist. Dafür hat die einfache Ausrüstung beim Schlittschuhsegeln den Vorzug bequemerer und leichterer Beförderung vom und zum Schauplatz der Tätigkeit.

Als Schlittschuh verwende man zum Segeln keinen hohen, da sonst die Füße zu leicht ermüden. Praktisch ist der bei den Schnellaufschlittschuhen erwähnte Ilster-Skâtes oder sonst ein flacher, langer Tourenschlittschuh. Auch Knöchelhalter sind besonders für den Anfänger zu empfehlen. Die Kleidung darf beim Schlittschuhsegeln wärmer sein als beim Eislauf; besonders schütze man die Ohren mit Ohrenklappen oder einer dehnbaren Mütze und die Hände durch gefütterte Handschuhe. — Das Segel wurde früher fast viereckig zugeschnitten; eine neuere, hinten spitzer verlau-



124. Schlittschuhsegelregatta auf dem Müggelsee. Aus Sport im Bild.

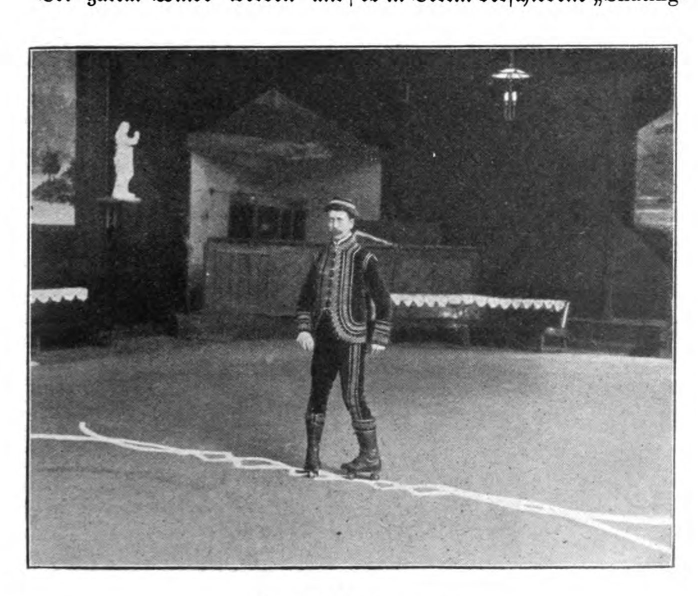
(Aus „Madame et Monsieur", Paris.)

„Eislauf" von Nicolas Lancret.

fende Form zeigen die Segel des Jachtklub „Müggelsee“ (Bild 124). Die Größe des Segels richtet sich nach der Person des Seglers; denn die Höhe des vorderen Stabes muß so ausgemessen sein, daß sein Ende nicht das Eis berührt, wenn der Läufer mit leicht gebeugten Knieen steht und die Querstange ihm auf der Schulter ruht; diese Querstange hat vorn einen Griff, während die Leine zum Bedienen des Segels oben und unten am vorderen Stab angebracht ist. Da dessen Länge meistens über 3 m geht, stellt man ihn aus zwei Teilen her, die sich zusammenschieben lassen und um die beim Transport das Segel gerollt wird. Der hintere, kleinere Stab hat das Segel stramm zu halten. Als Material verwendet man das leichteste, nämlich Bambus.

Bei gutem Winde werden mit den Schlittschuhsegeln ganz außerordentliche Geschwindigkeiten erreicht, z. B. brauchte bei einem der letzten Wettkämpfe auf dem Müggelsee der Sieger für eine Strecke von 18 km nur 20 Min. 35 Sek.! Und grade dadurch, daß die richtige Handhabung des Segels Uebung und Geistesgegenwart erfordert, kann man das Schlittschuhsegeln zu den interessantesten und schönsten Wintersports zählen.

262. Das Rollschuhlaufen. Eine in Deutschland fast vergessene Kunst ist die des Rollschuhs; und doch hatte sie auch einmal in Deutschland eine Blütezeit, in den siebziger und achtziger Jahren, als Jackson Haines und Callie Curtis, die beiden berühmten Schlittschuh- wie Rollschuhläufer, sie von „drüben“ importierten. Damals gab es in Berlin verschiedene „Skating-



125. Einfache Grapevine.

rinks", die viel benutzt wurden; jetzt ist keine Spur mehr von ihnen vorhanden, noch kaum ein einziger Rollschuhläufer in Deutschland zu finden. Im Zirkus erschienen früher noch dann und wann bei den Schlußpantomimen „Schwälbchen" und andere merkwürdige Erscheinungen auf Rollschuhen — aber in Deutschland findet man diese Kunst augenscheinlich sogar für die Manege zu altmodisch. Und doch wäre es bei den mäßigen, dem Schlittschuhlauf so unvorteilhaften Wintern der letzten Jahre nur vorteilhaft, sie neu zu beleben. Denn sie bietet dem Läufer Gelegenheit zum Trainieren, ja verlangt eigentlich eine noch größere Geschicklichkeit, da die Schiene des Schlittschuhs immer etwas ins Eis schneidet, während die Rollen auf dem glatten Zementboden fast gar keine Reibung finden. Im Lande seiner Geburt, in Amerika und im sportlustigen England hat das Rollschuhlaufen auch heute noch eine große Anhängerschaft; und dementsprechend elegante und gute Skating-Rink-Halls, in denen sich bei Musikbegleitung geschickte Läufer und Läuferinnen zeigen und auch Konkurrenzen ausgefochten werden.



126. Pirouetten-Spirale.

Die Entwicklung des Rollschuhs ist natürlich auch nicht stehen geblieben; er hat jede Schwere und Plumpheit verloren und wird meistens wie der gute Schlittschuh am Stiefel mit Schrauben befestigt, um jedes Riemenzeug überflüssig zu machen. Jackson Haines Rollschuh bestand aus zwei Schienen, zwischen denen sich vier Rollen hintereinander befanden; Goodridge und Fuller, ebenfalls berühmte amerikanische Läufer, setzten die Rollen zu zweien nebeneinander und diese Art wird auch von der modernen Form bewahrt, trotzdem dazwischen Schuhe mit sieben oder mit drei Rollen hintereinander auftauchten.

Die Rollen sind aus härtestem Holz gearbeitet und bei den Schuhen für Kunstläufer mit Kugellagern versehen. Um die Linien der gefahrenen Figuren verfolgen zu können, werden die Rollen dick mit Kreide bestrichen. Auch Rollschuhe von Motoren betrieben, die zwischen den Rädern liegen, sind kürzlich erfunden worden; ihnen ist aber keine Zukunft zu prophezeien — noch zu wünschen.

Die beliebtesten Rollschuhlauffiguren sind die „Grapevine" (beim Eislauf als „Rebe" bekannt), der Bogenachter, die „Kompaß-Acht" und das „Maltheser-Kreuz". Die „Pirouetten-Spirale" kann von den besten Läufern nur durch jahrelange Uebung erlernt werden.

3. Schlittensporte.

Von

Dr. Adolf Rziha-Mödling (Wien).

Das Wesen der Schlittensporte.

263. **Schlitten** nennt man jedes zum Personen- oder Lastentransport geeignete Fahrzeug, das mit mindestens zwei Gleitflächen auf einer glatten Fahrbahn stabil aufruht und auf dieser gleitend fortbewegt werden kann. Für den Begriff ist es gleichgültig, welcher Art die fortbewegende Kraft ist. In der Regel ist es die Zugkraft von Tieren oder Menschen. Vereinzelt wird auch die Kraft des Windes mittelst Segel zur Fortbewegung verwendet. Neuester Zeit sind Versuche mit dem Antrieb durch einen Explosionsmotor im Zuge. Eine große Anzahl von Gebrauchsschlitten ist derart gebaut, daß die menschliche oder animalische Zugkraft nur dazu verwendet wird, das Fahrzeug an einen höher gelegenen Punkt der Fahrbahn zu bringen. Die Bergabfahrt geschieht dann lediglich durch die Einwirkung der Schwerkraft. Je nach dem Grade der Gleitfähigkeit der Fahrbahn ist eine größere oder geringere Neigung derselben erforderlich, damit die Schwerkraft das Reibungsmoment der Gleitflächen auf der Fahrbahn überwinden kann.

Gleichgültig für den Begriff Schlitten ist es endlich auch, welcher Art die glatte oder richtiger gleitfähige Unterstützungsfläche beziehungsweise Fahrbahn ist. In der Regel werden Schlitten freilich nur zur Befahrung schneebedeckter Wege oder Eisflächen verwendet. In manchen Gebirgsgegenden benützt man jedoch auch Schlitten, die auf feuchten Wiesenhängen, in Hohlwegen, die mit Wasser berieselt werden, auf Geröllhalden und auf feuchten Holzprügelwegen gleiten. Die Gleitfähigkeit gefetteter Holzladen ist sogar von spekulativen Unternehmern zur Anlage von „Sommer-Rodelbahnen" benützt worden.

264. **Sportschlitten.** Weitaus enger ist der Begriff des sportlich verwendbaren Schlittens. Zunächst scheiden alle Fahrzeuge aus, welche nicht auf Schnee und Eisdecke fortbewegt werden. Bis heute ist der Schlittensport ganz ausschließlich ein Wintervergnügen. Die in der Schweiz an verschiedenen Orten üblichen sommerlichen Schlittenfahrten auf Gletschern, können keinen Anspruch auf sportliche Bedeutung erheben.

Allein auch die fortbewegende Kraft kommt bei Abgrenzung des Begriffes „Sportschlitten" in Betracht. Unter Sportschlitten schlechtweg versteht man derzeit nur solche Fahrzeuge, die sich durch die Einwirkung der Schwerkraft, also vermöge ihres und des Gewichtes ihrer Fahrer auf einer geneigten Fahrbahn fortbewegen. Die Bewegung des Schlittens kann daher nur in einer Richtung, nämlich talab erfolgen. Die Aufwärtsbeförderung des Fahrzeuges ist niemals eine sportliche Betätigung. Vielfach geschieht sie gar nicht durch die den Sport ausübenden Personen.

Im weitesten Sinne können allerdings auch Schlitten, die durch

animalische oder motorische Kraft bewegt werden, als Sportschlitten aufgefaßt worden. Die Grenzlinien zwischen dem Wintersport und einigen anderen Sporten fallen auf diesem Gebiete eben zusammen. So könnte das Fahren mit Traberpferden vor leichten Rennschlitten oder sog. Gasseln eher dem Pferdesport, die Benützung eines Motorschlittens dem Automobilsport, der Segelschlittensport dem Segelsport überhaupt mit mehr Berechtigung als dem Schlittensport zugezählt werden.

265. **Schlittensport** nennt man jene nicht berufsmäßige, aber nach bestimmten Regeln und technischen Kunstgriffen vorgenommene Betätigung mit sportlich anerkannten Schlittentypen, für welche diese je nach ihrer Eigenart bestimmt sind.

Die Ausübung des Schlittensportes besteht im kunstgerechten Bergabgleiten mit dem Fahrzeug. Die bloße Fortbewegung allein genügt jedoch hiezu nicht; es ist sportlich, die größtmögliche Schnelligkeit der Fortbewegung zu erzielen.

Dieser Zweck wird objektiv erreicht durch Verwendung einer möglichst brauchbaren, den Terrainverhältnissen angepaßten Schlittentype und Befahrung einer geeigneten Bahn. Der Zweck wird aber auch subjektiv erreicht durch Entfaltung der persönlichen Fähigkeiten, die demselben förderlich sind.

Diese persönlichen Fähigkeiten sind hier wie bei allen Sporten und insbesondere allen Bewegungssporten: Geschicklichkeit und technisches Können, Mut, Geistesgegenwart und Körperkraft. Letztere hier erst in zweiter Linie, während sie bei anderen Bewegungssporten (Rudern, Radfahren) an erster Stelle steht.

Der Schlittensport ist also in erster Linie ein Schnelligkeitssport. Es ist sportlich, das Ziel so rasch wie möglich zu erreichen. Wie nun gleich gezeigt werden wird, haben sich verschiedene Formen von Schlitten entwickelt, die aber nicht alle ihrer Bauart auch diesem Hauptzweck gleich dienstbar gemacht sind.

Entwicklung und Einteilung der Schlittensporte.

266. **Die ältesten Formen** der Schlitten, die unseren heutigen Sportschlitten zur Vorlage dienen, dürften die schweren Zugschlitten der Holzknechte sein. In vielen Gebirgsgegenden wird das gefällte Holz zur Winterszeit in eigens hiefür gebauten Schlitten zu Tal gefördert. Der Lenker des Schlittens zieht zwar an Stellen des Weges, die ein zu geringes Gefälle haben, den Schlitten, aber in der Regel erfolgt die Fortbewegung nur durch die eigene Schwere des Schlittens.

Pferdebespannte Schlitten haben den heutigen Sportschlitten kaum zum Vorbilde gedient. Ihre Bauart ist derartig, daß sie bei einer Fortbewegung durch die eigene Schwere gänzlich unlenkbar wären.

Auch die oben erwähnte Type der Holzschlitten hat aller Wahrscheinlichkeit nach nicht den unmittelbaren Anstoß zur sportlichen Verwendung des Schlitten gegeben. Dazu hat es noch eines Umweges bedurft, merkwürdigerweise — über den Kinderschlitten.

Zu einer Zeit, in der noch niemand das Wort „Bobsleigh" kannte, war der Kinderschlitten, das unmittelbare Vorbild des heutigen Skeletons einerseits, der Rodel andererseits, bei der Jugend in hohen Gnaden. Der Schlitten diente als harmloses Spielzeug zu kleinen Rutschpartien über sanfte Hügel. Wenigstens in den Städten und wenig gebirgigen Landorten

wurden die Kinderschlitten nur in dieser Weise verwendet.

Anders hatte sich die Sache in den gebirgigen Gegenden entwickelt. Dort war langsam aus dem schweren massigen Holzschlitten, für den Einzelgebrauch ein leichterer, ihm sonst ähnlicher Schlitten entstanden, dessen sich auch Erwachsene bedienten. Der Holzschlitten war zu schwerfällig, um überall sicher gelenkt zu werden, auch war seine Bergaufbeförderung eine mühsame Arbeit. Wenn es sich also nur darum handelte, von einem hochgelegenen Arbeitsplatz, einem Berggehöft rasch hinab ins Tal zu kommen oder nur geringe Lasten talwärts zu befördern, dann ergab sich das Bedürfnis nach einem leichteren Fahrzeug. Seiner Bestimmung nach mußte dieses Fahrzeug auch für Fußsteige verwendbar sein, auf welchen Fuhrwerk nicht verkehrte. Damit war eine schmälere Bauart gegeben und diese wieder hatte zur Folge, daß der Schlitten vom Fahrer in Reitsitz benützt wurde.

In dieser Form, wenigstens dem Grundgedanken nach, im Detail natürlich stark verschieden, waren Handschlitten im Gebirge bereits zu einer Zeit im Gebrauch, in welcher die Träger des Sportes, die erwachsene Jugend der größeren Städte, überhaupt den Winter im Gebirge noch gar nicht kannten.

267. **Die erste annähernd sportliche Verwendung** dieser Handschlitten begann mit der „Entdeckung" des Winters durch die Städter. Die Zeit liegt nicht weit hinter uns, in der man in Mitteleuropa außer dem Eislauf und Schlittenpartien mit pferdebespannten Schlitten ein Wintervergnügen für Erwachsene nicht kannte.

Die Kinder hatten ihre kleinen Schlitten, außerdem betrieben sie das Schneeballen werfen, Schneemänner machen und dergl. Die Erwachsenen standen in Pelz und Ueberschuhen dabei und freuten sich der lustigen Jugend. Die Zumutung, sich selbst eines solchen Schlittens zu bedienen, wäre mit Entrüstung zurückgewiesen worden.

Das Bekanntwerden der Winterkurorte und der Siegeszug des Schi, den dieser aus seiner nordischen Heimat durch alle deutschen Lande antrat, sind die Faktoren, die uns den Schlittensport gebracht haben.

Freilich spielt noch ein dritter Umstand mit: die wieder erwachende Liebe zur Natur, die gewaltige Sehnsucht, die seit einigen Jahren die Kulturmenschen erfaßt hat, in den freien Stunden und Tagen, die uns das Berufsleben übrig läßt, sich dem Zauber der Natur hinzugeben.

Die Winterkurorte bewirkten die feinere Differenzierung der Schlittensporte, die wiederkehrende Naturfreude deren Verallgemeinerung.

An den Kurorten fanden sich, angelockt durch die begeisterten Schilderungen der Kranken, bald auch die Gesunden in Scharen ein. Ein genußfreudiges und gutsituiertes Publikum kam. Engländer mit ihrem untrüglichen Sinn für Sport griffen als erste die Möglichkeiten auf, die ihnen die kleinen Handschlitten boten. So entstanden die spezifisch anglo-amerikanischen Sportschlitten der Bobsleigh und der Skeleton.

Die große Menge der Wintertouristen, mit Schi, Schneereifen und ohne diese Behelfe, wendete sich den genügsameren Schlittenformen zu, sie schufen die sportliche Rodel und den Hörnerschlitten.

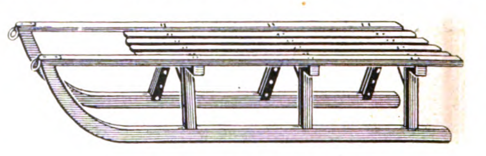
Einige Typen wurden endlich direkt importiert: der Toboggan aus Canada, der Rennwolf und Kjälker aus Norwegen.

268. Die Einteilung der Sportschlitten ergibt sich aus der eben in Kürze dargestellten Entwicklung des Schlittensportes.

Das älteste sportliche Fahrzeug ist die Rodel, der unmittelbare Nachkomme des Handschlittens wie ihn die Gebirgsbauern benützten. Von ihr aus vollzog sich die Entwicklung der zwei ganz ausschließlich für sportliche Zwecke verwendbaren anglo-amerikanischen Schlittentypen, des Skeleton zunächst, des Bobsleigh in weiterer Folge.

Die Rodel selbst fand bleibend eine hochsportliche Verwendung, wurde aber daneben auch ein Touristenvehikel und ein bloßes Winterbelustigungsmittel, wenn auch mit sportlichem Charakter. Der Hörnerschlitten ist der unveränderte Holzschlitten der Gebirgler, lediglich angepaßt für die Aufnahme von Personen — statt von Scheitholz. Importiert wie der Schi, aber nicht annähernd mit demselben Erfolg wurden in unveränderter Form der Rennwolf, der Toboggan und der Kjälker.

Eine noch nicht sehr bedeutende Rolle spielt der Eisschlitten. Der Segelschlitten dagegen fällt in das Gebiet des Segelsportes und findet hier nur gelegentlich eine Würdigung.



127. Norweger Kjälker.

Die folgende Darstellung wird sich der hier gegebenen Einteilung anschließen. Zunächst soll die Rodel in ihren verschiedenen Formen und Verwendungsarten zur Besprechung kommen, weil sie das verbreitetste und universellste der Sportfahrzeuge ist und mehr oder weniger auch bei allen Pate stand.

Die speziell schweizerische Form der Rodel hat dem Skeleton und dieser wieder den Bobsleigh entstehen lassen.

Diese beiden Formen nehmen neben der Rodel sportlich den höchsten Rang unter den Sportschlitten ein.

Allen übrigen Typen kommt dann eine beträchtlich geringere Bedeutung zu, weil sie einerseits nicht überall gute Lebensbedingnisse finden und andererseits nicht Sensationen von gleichem Maße wie die zuerst genannten drei zu geben vermögen.

Bei jeder Type wird deren Bauart, die Art der erforderlichen Bahn und die Technik ihrer Benützung getrennt zur Besprechung kommen.

Die Rodel.

269. Die Rodel ist das Gemeingut aller Winterfreunde und erfreut sich gleicher Beliebtheit bei alt und jung, bei bedächtigen Wintertouristen und wagemutigen Rennfahrern. Wenn der Laie von Sportschlitten und dergl. hört, denkt er zunächst überhaupt nur an die Rodel. Sie kann verwendet werden auf steilen kurvenreichen, mehrere Kilometer langen Bergwegen sowohl als auch auf sanften Hügellehnen.

Wie der Schi ein Gemeingut fast aller Winterfreunde geworden ist, so ist's auch die Rodel, ja noch in größerem Maße. Ebenso wie die Schiläufer sehr ungleiches Können zeigen, sind auch die Rodler nicht mit gleichem Maße zu messen. Den Schiläufern, die vor der Be-

zwingung eines Hochgipfels nicht zurückschrecken, stehen die Rodler gegenüber, die in Eilzugstempo ihre Fahrzeuge beim Rennen über schwierige Strecken steuern. Von beiden geht dann die Skala herab bis zu den Besuchern sanft geneigter Uebungswiesen und den fröhlichen Wiesenrutschern. Alle kommen auf ihre Rechnung. Und wie im Schisporte die kleine Schar der kühnen Springer gewissermaßen die Elite der Sportjünger bildet, so stehen die Bobsleigh-Leute und die waghalsigen Skeleton-Fahrer an der Spitze der großen Gilde der Schlittensportler.

Eine Beschreibung der Rodel ist ungeachtet der Annahme, daß das allgemeine Aussehen des Fahrzeuges wohl bekannt sein dürfte, unbedingt geboten. Bei allen Sportvehikeln spielen ja die Details eine große Rolle.

Die Industrie hat mit dem raschen Aufblühen des Wintersportes nicht nur vollkommen Schritt gehalten, sie hat sogar ein noch schnelleres Tempo eingeschlagen und gerade auf dem Gebiete der Rodelfabrikation eine Anzahl Typen und Formen auf den Markt gebracht, die nicht gerade durch wirklich praktische Erwägungen, vielmehr häufig nur durch das Bestreben, wieder etwas „Neues" zu bringen, entstanden sind. Es empfiehlt sich daher eine Art Normalform der Rodel aufzustellen und mit dieser die verschiedenen marktgängigen Formen auf Güte und Zweckmäßigkeit zu prüfen.

Die Rodel ist ein zur Vorwärtsbewegung durch die eigene und die Schwere des Fahrers bestimmter Schlitten mit einem in fester Spur laufenden Kufenpaare, auf welchem ein bis drei Personen im Reitsitz Platz nehmen können.

Kufe nennt man den Bestandteil der Rodel, mit welchem diese am Boden aufsteht. Sie ist ein 70 bis 110 cm langes Holz oder Metallstück, das vorne ungefähr in einem Viertelkreis aufgebogen ist. Zwei solche Kufen, parallel und symmetrisch in einer Entfernung von 30—40 cm nebeneinander auf den Boden gestellt, bilden das Auflager der Rodel. Ober den Kufen laufen zwei Längsleisten, durch zwei oder mehrere Querleisten verbunden, die den Sitz tragen. Vorne sind die Längsleisten mit dem Aufbug (Hörnern) der Kufen verbunden, rückwärts unter dem Sitz befinden sich ein oder zwei Paare von Sitzstreben, die hier die Verbindung zwischen Sitz, Leisten und Kufen herstellen, so daß der Sitz etwa 20—25 cm ober den Kufen steht. Die untere Fläche der Kufen trägt eine fest aufgenietete Metallschiene.

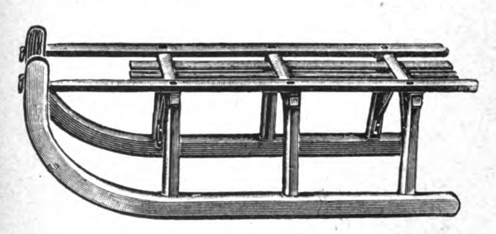
270. Das Material ist, wie schon erwähnt, Holz oder Eisen. Ursprünglich wurden die Rodeln nur aus trockenem Eschenholz, später auch aus anderen Holzarten, insbesondere Hickoryholz, heute vielfach aus Stahl, u. zw. Winkel- oder U-Eisen oder Mannesmannrohren, hergestellt. Hölzerne Rodeln bedürfen sehr exakter Arbeit an den Verzapfungen, die übrigens vielfach mit Metallschuhen verstärkt werden. Trockenes, zähes Holz ist unerläßlich, ebenso ein Metallbeschlag der Kufen, da Holz allein zu wenig Gleitfähigkeit besitzt. Den schmiedeeisernen Bändern, die im Anfang zum Beschlag verwendet wurden, sind Schienen aus Werkzeugstahl, an der Auflagefläche etwa 12—16 mm breit und nicht zu scharfkantig, entschieden vorzuziehen. In jedem Falle müssen die Köpfe oder Nieten gut versenkt sein, damit die „Sohle" der Kufe nicht kratzt.

Je weniger Verzapfungen und Verbindungen eine Rodel zeigt,

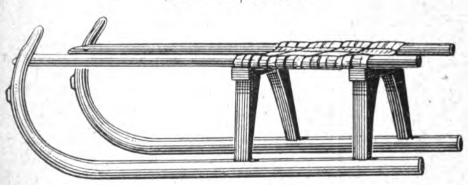
desto mehr Garantie bietet sie gegen Brüche und Aussprengungen der Zapfen. Darin liegt der Vorzug der Metallrodeln, die meist aus einem Stück gebogen werden und deren Teile mit Muffen zusammengehalten sind.

Der Sitz besteht in der Regel aus einem Gurtengeflecht; auch Holzleisten werden verwendet, sind aber nicht sehr zweckmäßig.

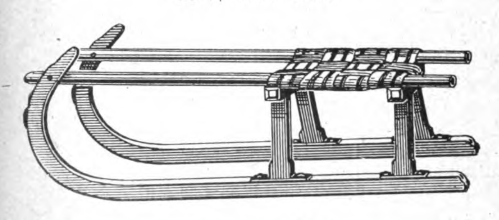
Das Gewicht einer Rodel beträgt 3—6 kg; schwere Formen, die besonders für Rennen wegen des größeren Eigengewichtes und der beträchtlichen Widerstandsfähigkeit bevorzugt werden, wiegen auch bis zu 10 kg und darüber.



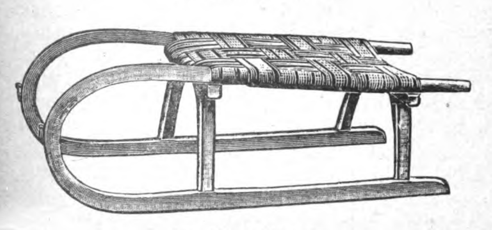
128. Davoser Rodel.



129. Halltaler Rodel.



130. Halltaler Rodel.



131. Tiroler Rodel.

271. Die gebräuchlichsten Formen sind die Davoser Rodel, ein langes, niederes Fahrzeug mit breiten Bandeisensohlen, Holzleistensitz über die ganze Länge, kurzen Hörnern, stark gebaut aber nicht sehr praktisch. Die Breite der Sohlen, die Länge und der zu niedere Bau erschweren die Lenkung, die fehlenden Hörner lassen den Fuß die Stütze vermissen, der Holzleistensitz ist unbequem; dennoch sind sie in der Schweiz am meisten verbreitet.

Das Gegenstück ist die Salzburger Rodel, ein hoher, kurzer Schlitten, auch mit Holzleisten und etwas durchfedernden, leicht konvex gebogenen Kufen.

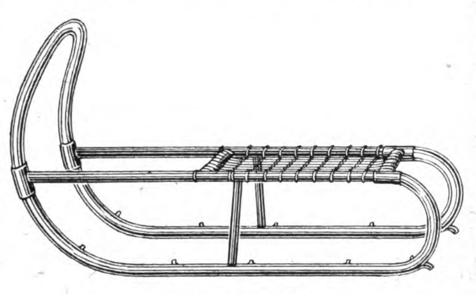


Dr. Rziha (Mödling bei Wien): der Begründer des Rodelsportes.

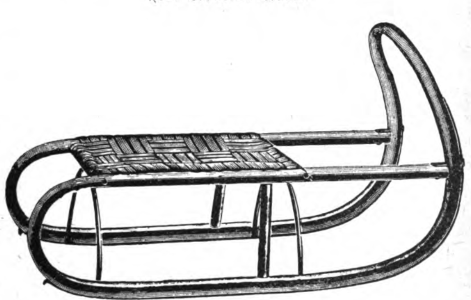
Ein flinkes Fahrzeug, das aber leicht kippt.

Die Halltaler Rodel, ein richtig dimensionierter Schlitten mit größeren Hörnern, Sitzleisten, die gegen rückwärts etwas tiefer stehen, kurzem, zurückgelegenem Gurtensitz, mittelbreiten Beschlägen; eine handliche und schnelle Form, nur nicht immer ganz verläßlich.

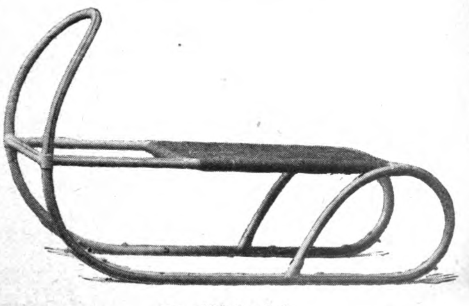
Die Vordernberger Rodel, ein Mittelding zwischen Salzburger und Halltaler, mit feinen Stahlbeschlägen und hohen Kufen, die gut den Schnee schneiden. Die Bayrische Rodel, ein starkknochiger, widerstandsfähiger, etwas kurzer Schlitten, der besonders dadurch auffällt, daß sich die Längsleisten vor dem Sitz kreuzen, die linke also zum rechten Kufenhorn führt und umgekehrt, was zur Versteifung dient. Die Tiroler Rodel, gleichfalls ein starker, gedrungener Schlitten, charakterisiert dadurch, daß die Kufen durch den Aufbug und die Hörner sofort in die Längsleisten übergehen, mit ihnen also ein Ganzes bilden. Die Leobner Rodel, aus einem Stück Stahlrohr gebogen, mit einer bogenartigen Verbindung der Hörner, die eine gute Handhabe bietet, ähnlich auch die Phönixrodel. Die Leobner Rodel ist in Oester-



132. Leobener Rodel.

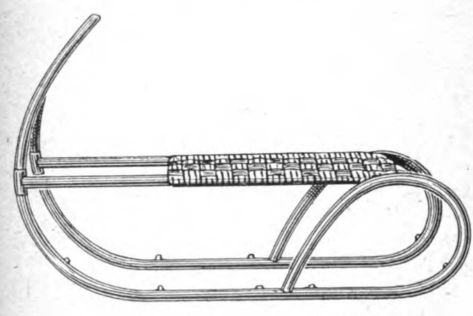


133. Leobner Modell aus Bergesche.



134. Phönixrodel.

reich sehr beliebt und wird in stärker gebauten Typen von den bekanntesten Rennfahrern benutzt. Nansen-Rodel, aus federnden Bandeisen, daher etwas unsicher.



135. Phönix-Rodel nach Leobner Modell.

Klapprodel, zwei zusammenlegbare Kufengestelle, die aufgeklappt durch einen Gurtensitz und einzuhakende Eisenspreizen verbunden werden. Sie sind bequem zu transportieren, für sehr scharfe Fahrten aber etwas zu wenig verläßlich.

Mit dieser Aufzählung sind nur einige der marktgängigen Typen erwähnt. Es gibt natürlich eine Menge Zwischenformen, je nach ihrer Provenienz der einen oder anderen Grundtype näherkommend und von sehr ungleichem Werte.

272. Kleidung und Ausrüstung der Fahrer bedürfen, wie bei allen Wintersporten, einer besonderen Sorgfalt. Für gelegentliche kleine Rodelfahrten mag bald ein guter Winteranzug genügen, wer aber Ausflüge auf alpine Bahnen zu machen gedenkt, soll in dieser Richtung ja nicht leichtsinnig sein.



136. Nansen-Rodel im Gebrauch.

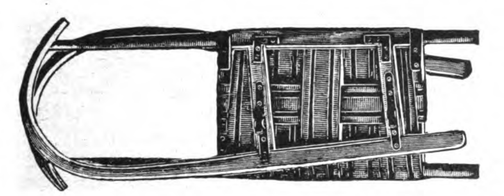


137. Leobner Stahlrodel im Gebrauch.

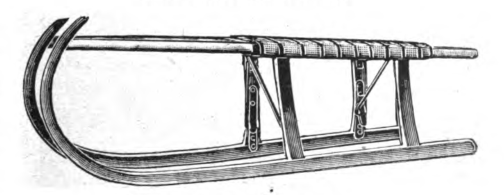
Der Rodler ist bedeutenden Temperaturschwankungen ausgesetzt. Beim Aufstieg erhitzt das Steigen, verbunden mit dem Tragen oder Ziehen der Rodel den Körper, bei der Abfahrt dringt ein kalter Luftstrom durch alle Poren der Kleidung. Es empfiehlt sich, über einer wollenen Unterkleidung ein Paar Kniehosen aus starkem glatten Trikotstoff, der den staubenden Schnee nicht festhält wie die rauhen Stoffe, zu tragen. Ein Leibchen aus gestrickter Wolle mit Aermeln ist als Kleidung für den Oberkörper dem Sweater vorzuziehen, weil es nötigenfalls geöffnet werden kann. Der Rock, aus gleichem Stoffe wie das Beinkleid, muß am Halse gut zu schließen sein. Sehr zweckmäßig ist eine kurze Lederjacke, weil sie keinen Luftzug durchläßt. Die Kappe soll über die Ohren zu schlagen sein. Die Waden werden am besten mit Lodengamaschen, englischen Wickeln oder starken Stutzen bekleidet, letztere bedürfen aber eines Wickelstreifens, der das Eindringen von Schnee in den Stiefel verhindert. Unerläßlich auch für kleinere Fahrten sind stark genagelte Bergschuhe und grobe Fäustlinge, die mit Stulpen über die Aermel gezogen werden können. Fäustlinge, die schwer wasserdurchlässig sind oder mindestens über die Fingerspitzen einen Besatz aus weichem Leder haben, sind für Fahrer, die bereits in die Geheimnisse der Handlenkung einzudringen vermochten, unerläßlich. Jedenfalls ist ein sehr warmer Handschuh notwendig.

Den Damen sei dringend das Tragen von sog. Reformbeinkleidern aus starkem, aber nicht rauhem Stoff empfohlen. Wenn irgend tunlich, dann bleibt der lange Rock (Schoß) überhaupt weg oder wird wenigstens zur Abfahrt aufgeschnallt. Auf der Rodel wirkt der Frauenrock geradezu als Schneefänger, durchnäßt sich außen und innen und ist also direkt gesundheitsschädlich. Auch sieht das Aufschlagen und Einklemmen des Rockes unter die Beine gewiß nicht sehr schön aus. Mag sein, daß bei andern Sporten das Tragen von Männerkleidung seitens der Damen nicht gerade notwendig war, beim Wintersport, insbesondere Schilauf und Rodeln, ist es aus hygienischen Gründen geboten. Ein gut geschnittenes Beinkleid und eine über die Hüften reichende Jacke wirken bei allen nicht zu starken Figuren sehr hübsch.

An Ausrüstungsstücken bedarf



138. Klapper-Klapp-Rodel.



139. Klapper-Klapp-Rodel.

der Rodler eigentlich nur eine gute Rebschnur zum Ziehen der Rodel. Der Rucksack ist bei schneidigen Fahrten hinderlich; ist seine Mitnahme unentbehrlich, dann muß er vor der Abfahrt an den Leib festgebunden werden, damit er nicht beim Zurücklegen des Oberkörpers nachschleift.



140. Leobner Stahlrennrodel im Gebrauch.

Schutzbrillen sind bei Schneetreiben sehr gut, doch laufen sie rasch an; besser ist eine neue Form der Automobilbrillen mit einem schmalen Augenschlitz. Zu warnen ist vor der Mitnahme von Stöcken. Selbst wenn sie bei der Abfahrt unter den Sitz gebunden werden, besteht doch die Gefahr, daß man bei eventuellen Stürzen sich oder andere mit der meist eisenbeschlagenen Stockspitze verletzt.

273. **Als Rodelbahn** kann jeder Fahrweg, der ein Gefälle von 10 % und darüber hat, dessen Oberfläche aus hartgefrorenem oder gut niedergetretenem Schnee besteht und der nicht zu sehr von Fußgängern oder Pferdefuhrwerk benützt wird, in Verwendung kommen. Auch geeignete Wiesenhänge, wenn sie nicht zu hoch mit Schnee bedeckt sind, oder wenn die Schneedecke hart gefroren ist, geben schöne Rodelbahnen. Allein man wird eine gewisse Unterscheidung vom Standpunkte der Fahrer aus machen müssen.

Für den Anfänger und für bequemere Fahrer eignen sich breite, möglichst gerade verlaufende Wege ohne besondere Hindernisse und Schwierigkeiten und mit keinem allzugroßen Gefälle. Also etwa ein Stück Landstraße, ein gut ausgefahrener Wiesenhang, der unten in ein flaches Stück (den Auslauf) übergeht, ein sanft steigender Promenadenweg, alles mit etwa 10 bis 15 % Gefälle, einige hundert Meter lang, ohne starke Windungen und Kurven.

Auch die Schneedecke solcher Anfänger- und Belustigungsbahnen soll nicht zu hart gefahren sein. Dann kann sich ein lustiges Rodlervölkchen ungestraft tummeln, die unvermeidlichen Stürze werden

harmlos verlaufen, die Bahn kann zehn-, zwanzigmal befahren werden, und dazwischen gibt es noch immer Gelegenheit zu plaudern und über die drolligen Stürze der andern zu lachen.

Von diesem Standpunkte aus kann man also solche Bahnen als gute Rodelbahnen bezeichnen. Sie sind wichtig, denn sie ziehen die ersten Freunde des Sportes heran und geben ihnen Gelegenheit, sich auszubilden, die Feinheiten der Lenkung zu lernen und dienen als Vorstufe für das Befahren echter sportlicher alpiner Bahnen.

Diese wieder sind die Domäne der geschulten Rodelsportleute. Anfänger tun gut, sich auf schwierige Bahnen erst zu wagen, bis sie die Lenkung vollständig erlernt haben. Bedauerliche Unfälle, die ja leider ziemlich häufig vorkommen, sind in der Regel darauf zurückzuführen, daß unerfahrene Rodler sich auf Bahnen wagen, denen sie nicht gewachsen sind.

Für den wirklich geübten Fahrer dagegen gibt es nichts Köstlicheres, als eine schöne Bahn, schön von seinem Standpunkte. Die Kunst des Sportrodlers besteht eben darin, das Fahrzeug in möglichst großer Schnelligkeit auf einer schwierigen, hindernisreichen Bahn zu Tal zu steuern. Der sportliche Reiz liegt ja doch überall in der Besiegung von Schwierigkeiten.

Diese schönen Bahnen, die ihm das ermöglichen, findet man in gebirgigen Gegenden in großer Zahl. Sie führen entweder von vereinzelten Gehöften, von Schutzhäusern, Alpengasthöfen oder Holzschlägen ins Tal, oft sind es auch Alpenstraßen — aber nicht aus der jüngsten Epoche des Straßenbaus, der nie über 10 % Steigung trassiert —, die prächtige Abfahrten gewähren.

Eine gute Bahn in diesem Sinne muß lang sein, ein entsprechendes Gefälle von 12—15 % im Durchschnitt und zahlreiche, vom Standpunkte des Rodlers aus interessante Kurven besitzen. Eine Länge von 2—3 km und darüber ist stets erwünscht, damit sich die Mühe des Aufstieges lohnt. Soll eine solche Bahn auch zu Rennen benützt werden, dann sind diese Erfordernisse doppelt geboten, damit die Fahrer ihr volles Können zur Geltung bringen können.

Die Oberfläche der Bahn bedarf einer gewissen Beachtung. Vereisungen sollen womöglich vermieden werden. Auch soll die Bahn nicht von schwerem Fuhrwerk ausgefahren, geleisig sein. Tiefe Schneelage bei lockerem Schnee beeinträchtigt die Fahrgeschwindigkeit sehr. Wo eigene Vereine sich die Erhaltung solcher Bahnen zur Aufgabe machen, läßt sich mit geringen Mitteln leicht ein schöner Erfolg erzielen. Aber auch das Fuhrwerk kann bei richtiger Ladung (Holz nicht in einzelnen Stämmen, sondern verkettet mit Reisigunterlage) die Bahn befahren und sie dadurch bessern.

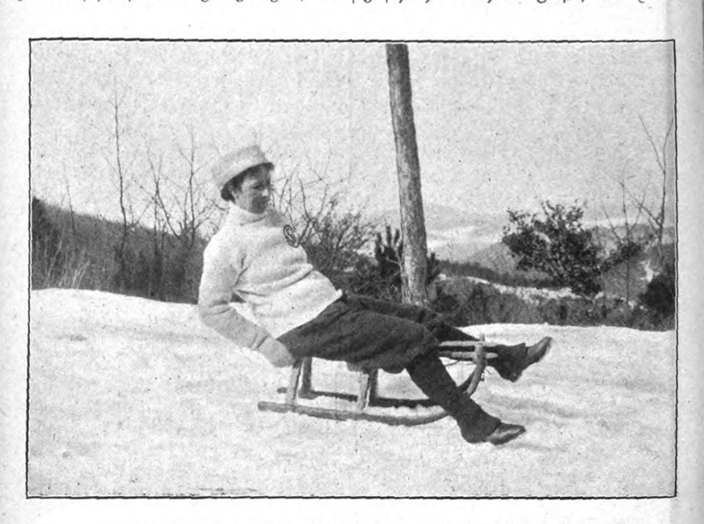
274. **Die Ausübung** des Rodelsportes geschieht in drei Arten. Bloße Belustigungs- oder Uebungsfahrten auf leichten Bahnen als Selbstzweck oder zur Ausbildung in der exakten Lenkung; Rodeln als Beigabe der Touristik, Abfahrten von Schutzhütten, Paßübergängen u. dgl.; Rennfahren und dessen Vorübung, das Training. Als sportliches Bravourstück kommt endlich noch das Springen mit der Rodel dazu.

Welche Art immer gewählt wird, um dem Sporte zu huldigen, immer halte man sich vor Augen, daß es eben ein Sport ist, den man betreibt, und kein Kinderspiel. Das

Außerachtlassen dieser goldenen Regel hat schon viel Unglück verschuldet. Auch Uebungsfahrten werden trotz aller guten Laune, allem Uebermut doch besser stets mit einem gewissen Maß sportlichen Ernstes zu unternehmen sein. Die Grundprinzipien einer richtigen Lenkung sollen nie aus dem Auge gelassen werden.

Touristische Rodelausflüge zählen zu den schönsten Vergnügungen, die der Winter bietet. Eine Heimfahrt durch den stillen weißen Wald, bei Mondschein etwa, ist etwas ganz Köstliches. Nicht sehr zu empfehlen ist es, sich auf die Rodeln zu verlassen, die der Schutzhauspächter vermietet. Es sind meist minderwertige Fahrzeuge, die leicht den Dienst versagen. Auch sind solche Abfahrten meist nicht unschwer und daher nur Geübteren zu empfehlen.

Rennfahrten bieten wohl das erlesenste Wintervergnügen. Der Fahrer weiß, für welchen Zweck er sein Können einsetzt; die rasche Fahrt, die Aufregung des Kampfes und die Hoffnung auf den Sieg, dabei die verhältnismäßig geringe Anstrengung lassen die Teilnahme an einem Rodelrennen als eines der schönsten Wintervergnügen, das der Allgemeinheit zugänglich ist, erscheinen.



141. Nehmen einer Kurve nach der veralteten Fahrmethode.

275. **Die Lenkung** der Rodel geschieht durch die Füße, die Hände und die Verlegung des Körpergewichtes. In einigen Gegenden Tirols und Salzburgs lenkt man auch mit einem langen Bergstock. Diese Methode wird bei Beschreibung des Kjälkerfahrens genauer geschildert und ist für die Rodel nicht zu empfehlen.

Anfänger müssen zuerst die Lenkung mit den Füßen erlernen, die im allgemeinen für kleine und mittlere Geschwindigkeiten ausreicht. Große Geschwindigkeiten können

nur durch Lenkung mittels Gewichtsverlegung und Handsteuerung, die nur an sehr schwierigen Stellen mit der Fußlenkung unterstützt wird, erzielt werden.

Es werden in neuester Zeit sog. „lenkbare Rodeln" in den Handel gebracht. Sie haben meist entweder zwei zueinander drehbare Kufenpaare oder eine dritte drehbare Lenkkufe. Da aber das Wesen der Rodel in den zwei festen Kufen besteht, so gehören diese Fahrzeuge eigentlich gar nicht in die Kategorie der Rodel, sondern sind eigentlich Miniaturbobsleighs. Sie bewähren sich in der Regel auf steilen Bahnen nicht, da die Lenkvorrichtung nicht ausreicht, um das Beharrungsvermögen der Rodel zu überwinden, und sind eigentlich nur eine Spielerei. Der Vollständigkeit halber werden sie mit den kleineren Bobsleightypen (Boblettes) besprochen werden.

276. **Die Fußlenkung** beruht auf dem Prinzip, daß durch einseitige Bewirkung einer Reibung auf der Bahn die Rodel nach jener Seite abgelenkt wird, an welcher der Widerstand verursacht wird. Die Rodel wird also dadurch gelenkt, daß je nach Bedarf der linke oder rechte Fuß mit dem Absatz auf den Boden gedrückt wird, wenn die Rodel sich nach links oder rechts wenden soll. Die Stärke und Dauer dieses Druckes richtet sich nach dem Grade der erforderlichen Ablenkung der Rodel von der im Momente des Lenkens eingeschlagenen Richtung. Zum Aussteuern der Rodel auf gerader Bahn genügt ein ganz sanftes Streifen mit dem Absatz. Bei Wegbiegungen und stärkeren Kurven muß der Druck entsprechend stärker sein und solange fortgesetzt werden, bis die Kurve durchfahren ist.

Der Fahrer sitzt, um diese Fußbewegungen sicher ausführen zu können, mit etwas zurückgelegtem Oberkörper ziemlich am rückwärtigsten Teil des Sitzes, so daß die Füße über die Hörner hinausstehen, und legt die Innenseite der Knie an die Rodel fest an; mit den Händen wird die rückwärtige Verlängerung der Sitzleisten, eventuell der Lenkbogen erfaßt. Schlecht ist es, die Rodel an einem Stück Strick wie mit einem Zügel lenken zu wollen.

Beim Durchfahren stärkerer Krümmungen legt sich der Oberkörper von selbst in die Innenseite der Kurve.

Die Handlenkung und Lenkung durch Gewichtsverlegung beruht auf demselben Grundsatz, einseitig einen Widerstand zu verursachen. Statt mit dem Stiefelabsatz wird diese Reibung mit der Innenseite der Hand und Finger bewirkt. Der Fahrer legt zu diesem Zwecke den Oberkörper weiter nach rückwärts und bei stärkeren Kurven auch mehr einwärts und läßt mit stärkerem oder schwächerem Druck die leicht gekrümmte Hand auf der Fahrbahn schleifen. Der Vorteil dieser Methode liegt darin, daß einerseits die Hand für die Lenkung viel empfindlicher ist als der Fuß, also daß Uebersteuern des Schlittens vermieden wird, andererseits aus physikalischen Gründen ein viel geringeres Maß von Widerstand notwendig ist, um schon den gewünschten Effekt hervorzurufen. Außerdem wurde bei besonders scharfen Wegbiegungen die Hand noch durch gleichzeitiges Einsetzen des Stiefelabsatzes unterstützt und kann so eine ausgiebige Lenkwirkung erreicht werden.

Die bloße Verlegung des Körpergewichtes und die dadurch bewirkte Mehrbelastung und erhöhte Reibung einer Kufe reicht allein bei geringerer

Schnelligkeit aus, um schwache Drehungen der Rodel zu veranlassen.

277. **Das Bremsen** des Fahrzeuges geschieht bei nicht zu rascher Fahrt durch gleichmäßiges Einsetzen beider Absätze. Bei rascher Fahrt werden dagegen beide Füße mit der vollen Sohle auf den Boden aufgesetzt und mit den Händen die beiden Kufen vorne aufgehoben. Dabei stützen sich die Ellenbogen auf die Oberschenkel. Durch das Aufheben des vorderen Teiles der Rodel gräbt sich das rückwärtige Ende der Kufen in die Bahn ein und bewirkt im Vereine mit dem kräftigen Aufdrücken der Sohlen ein Stehenbleiben auf kürzeste Distanz.

278. **Hindernisse** und schwierige Bahnstücke bedürfen besonderer Sorgfalt seitens des Fahrers.

Wasserablaufgruben werden übersprungen, wobei die Füße gut hochgehalten werden müssen und der Oberkörper sich etwas nach vorn neigt. Ebenso werden sandige, felsige Wegstellen mit fest an die Hörner gelegten, hochgehaltenen Füßen überfahren. Während der Passierung solcher Stellen darf keine Lenkung vorgenommen werden.

Eisige Bahnstücke haben leicht ein Schleudern der Rodel zur Folge. Diese stellt sich dann quer zur Fahrtrichtung, behält aber dieselbe bei. In solchen Fällen muß mit dem Fuße kräftig abgestoßen werden, um das Fahrzeug wieder in die Richtung zu bringen.

Ist ein Sturz unvermeidlich, so soll er vorweg genommen werden. Der Fahrer läßt sich also, statt in der Fahrrichtung abgeschleudert zu werden, im letzten Moment freiwillig gegen die Fahrrichtung fallen und schwächt so den Sturz.

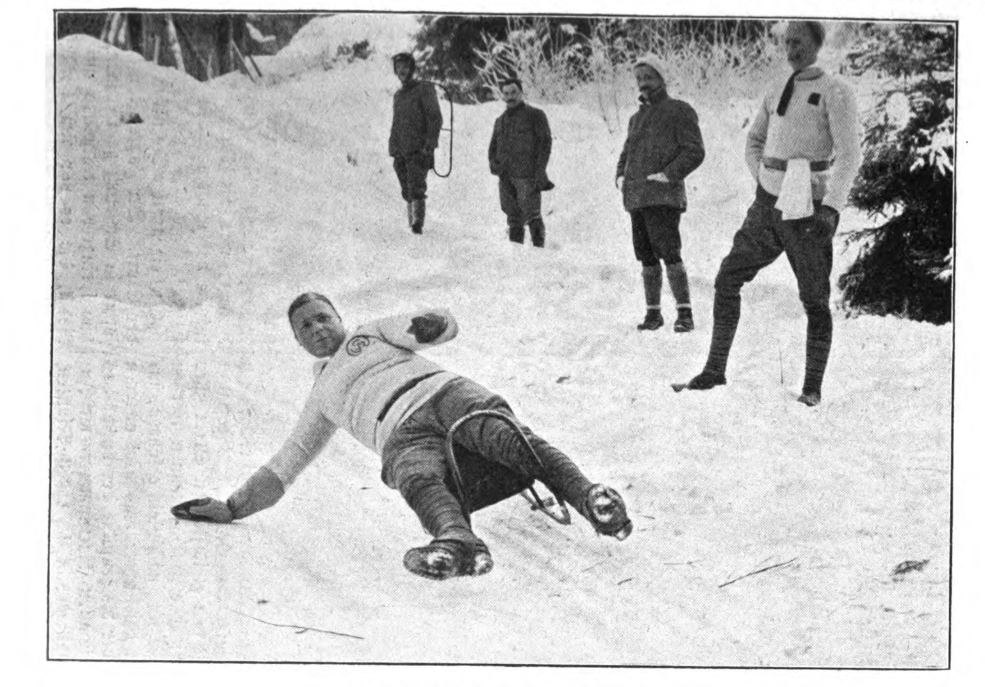
Anfänger verfallen gerne in denselben Fehler wie angehende Radfahrer und Automobilisten. Sie fixieren die ihnen gefährlich erscheinenden Hindernisse, Bäume Pflöcke 2c. und lenken dadurch automatisch, ohne es zu wollen, ihr Fahrzeug auf das Hindernis zu. Man gewöhne sich an, immer dorthin zu sehen, wohin man fahren will.

Alles in allem genommen ist der Rodelsport nicht sonderlich gefährlich. Wenn dennoch zahlreiche und mitunter auch ernste, ja tödliche Unfälle zu verzeichnen sind, so liegt dies nur darin, daß die Mehrzahl aller Freunde des Sportes sich nicht die Mühe nehmen, die wenigen Griffe zu erlernen, deren Kenntnis zu einer halbwegs schnellen Abfahrt unerläßlich ist. Man übe also anfangs nur auf ganz gefahrlosen Wiesenhängen und breiten, sanft fallenden Straßen und wird so sehr bald die allernotwendigsten Kenntnisse erwerben. Freilich, zur Feinheit des Sportes vorzudringen, dazu gehört viel Fleiß und Liebe zur Sache.

279. **Das Zweisitzigfahren** geschieht nach denselben Regeln wie das Fahren am Einsitzer. Ganz verfehlt ist es aber, Rodeln, die als Einsitzer gebaut sind, zwei- oder mehrsitzig zu befahren und noch schlimmer ist es, wenn ein mäßig geübter Fahrer, Personen die gar nichts von der Technik des Sportes wissen, mit sich nimmt. Gut 70 Proz. aller Rodelunfälle sind auf diese Kapitalsünde zurückzuführen.

Ein einzelner kann das doppelt belastete Fahrzeug allein nicht steuern und es wird unfehlbar in einer Kurve die Lenkung versagen. Ein gutes Zweisitzerpaar muß also aufeinander „eingespielt“ sein und alle Lenkbewegungen rhythmisch und gleichmäßig vornehmen.

Mehr Personen als zwei sollen eine Rodel nicht besetzen. Das



142. Dr. Rziha eine Kurve nehmend.

Fahrzeug müßte, um allen Platz zu gewähren, übermäßig lang gebaut sein und würde dadurch unlenkbar. Kürzer gebaute Fahrzeuge dagegen sind überlastet und haben daher die Tendenz zu pendeln und zu schleudern. Zwei gut eingefahrene Rodler auf einem entsprechend langen Fahrzeug von 80—100 cm Lauffläche erzielen im Durchschnitte eine per Kilometer um etwa 10 Sekunden bessere Zeit als ein Einzelfahrer.

Andere Verwendungsarten der Rodel, ausgenommen das Springen über eine niedere, wellenförmige Sprungschanze, haben keinen sportlichen Charakter; insbesondere nicht das Fahren auf Rodeln, die an einen Pferdeschlitten angehängt sind. Doch bietet dies in heiterer Gesellschaft ein beliebtes und lustiges Wintervergnügen.

280. **Das Rodelrennen** gilt wie jeder sportliche Wettkampf als die vornehmste Ausübungsart dieses Sportes. Selbstverständlich gilt dies nur von den wirklich sportlich geleiteten Rennen auf ausgesprochenen, langen Rennstrecken. Rodelrennen auf Bahnen, die nicht mindestens 1½ km lang sind und ein Durchschnittsgefälle von etwa 13 bis 15 Proz. besitzen, gewähren keine Sicherheit für eine korrekte Austragung des Kampfes.

Die Art der Rennstrecke, ein schmaler Bergweg u. dgl. gestattet nicht den gleichzeitigen Start aller Teilnehmer. Die Rennen werden daher nur nach Zeit gefahren, indem ein Fahrer nach dem anderen in der Reihenfolge der durchs Los bestimmten Startnummern mit Intervallen von ½ bis 3 Minuten, je nach der Schwierigkeit der Strecke vom Start abgelassen werden. Die Zeit, die jeder Fahrer zur Zurücklegung der Rennstrecke benötigt, wird durch zwei genauest repassierte Stoppuhren abgenommen. Die Geschwindigkeiten, die bei Rodelrennen erzielt werden, sind relativ sehr bedeutend, wenn man bedenkt, daß absichtlich kurvenreiche Wege gewählt werden, deren Gefälle auch nicht stets genügend groß sein kann, um die Rodel zur vollen Geschwindigkeit kommen zu lassen.

So wurde im Jahre 1906 die Meisterschaft der österreichischen Alpenländer auf einer 3200 m langen Paßstraße, die im obersten Drittel stark verschneit war und neben vielen Krümmungen zwei starke S-förmige Kurven besitzt mit der Zeit von 4 Minuten und 11⅖ Sekunden gewonnen. Der Fahrer (Dr. R z i h a) legte den letzten Bahnkilometer auf leicht vereister, ziemlich gerader Bahn in 57 Sekunden zurück, hatte aber dabei vier Wasserablaufgräben zu überspringen, die von der Rodel in zirka 4 bis 5 m langen Sätzen genommen wurden.

Die beste Zeit, die mit einer Rodel nach offiziellen Messungen je gefahren wurde, erreichte Karl Markel (Graz) am Anninger bei Wien auf einer 1000 Meter langen Bahn in 1 Min. 10⅖ Sek.

Zu solchen Rennfahrten gehört Mut, Geschicklichkeit und Geistesgegenwart. Die Anstrengung ist nicht sehr bedeutend, nur das Kreuz schmerzt durch die zurückgelegte Haltung und die Augen brennen infolge des eindringenden Schneestaubes.

Eine eigenartige Technik erfordert der Start. Der Fahrer läuft, um sofort in Schwung zu kommen, an und springt von rückwärts auf die Rodel, die er vor sich herschiebt oder mit der Hand hält. Für die Fahrt selbst gilt der Grundsatz, auf geraden Strecken so schnell als möglich; die Rodel wird durch Körperschwingungen angetrieben. In den Kurven so vorsichtig als

möglich ohne allzuviel an Schnelligkeit einzubüßen.

Die Preise sind entweder Dekorationsgegenstände aus Edelmetall, insbesondere auch die Wanderpreise oder Plaketten aus Gold, Silber und Bronze.

Sie stehen natürlich, darin liegt ja der sportliche Wert, in keinem Verhältnis zu den Mühen der Reise, des Trainings und den Anstrengungen des Rennen selbst, und doch sind sie als sichtbares Zeichen des Rennerfolges heiß ersehnte Ziele.

Der Skeleton.

281. **Der Skeleton** ist wie schon sein Name sagt, englischen bezw. amerikanischen Ursprunges und wurde an den bekannten Schweizer Winterkurorten zuerst in Benützung genommen.

Einer unverbürgten Mitteilung zufolge, soll schon im Jahre 1887 ein Amerikaner Namens Chield einen Skeleton im Engadin vorgeführt haben.

Bei Besprechung der gebräuchlichsten Rodeltypen wurde nicht ohne Grund an erster Stelle der Schweizer- oder Davoserschlitten genannt. Als Rodel nicht sehr verwendbar hat er doch eine große Bedeutung für den Wintersport, da er den Skeleton und dieser wieder den Bobsleigh ins Leben rief. So ist die Davoser Rodel also der Vater des ersteren und der Großvater des „Bob", des Königs unter den Sportschlitten.

Wann der Skeleton zum erstenmale gebraucht wurde läßt sich nicht genau feststellen, doch dürfte seine Entstehung in die 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts fallen.

282. **Die Bauart des Skeleton** greift auf die lange, niedere Davoser Rodel zurück. Wer jemals Knaben beim Schlittenfahren beobachtet hat, wird den einen oder andern Fahrer beobachtet haben, der statt auf seinem Schlitten im Reitsitz zu sitzen, mit dem Bauche darauf lag und mit den nachschleifenden Fußspitzen lenkte. Diese nicht gerade sehr ästhetisch wirkende Fahrmethode hat auf den kurzen Rodelschlitten keinerlei besondere Vorteile. Die langen, niederen Davoser Rodeln dagegen eignen sich für diese Methode geradezu besser als für das Fahren im Reitsitz. Nur reicht die Lenkung mit den nachschleifenden Fußspitzen nicht immer, besonders nicht auf kurvenreichen Hohlwegen, aus. Der Fahrer wird daher naturgemäß trachten, das Fahrzeug auch mit den Händen zu lenken, indem er die Hörner in die gewünschte Fahrtrichtung reißt.

Diesem Verfahren entspricht die Bauart des Skeleton. Kufen, Hörner und Sitzleisten sind für jede Seite aus einem einzigen Stück Rundeisen gebogen und zusammengeschweißt. Die Länge dieses Eisengerippes beträgt etwa 1 m bis 1 m 20 cm. Beide Bögen sind quer mit Eisenstangen verbunden und die rückwärtigen $^2/_3$ der Länge tragen statt des Sitzes ein mit einer Matratze versehenes Brett. Das vordere Drittel der Längsleisten ist mit Schnüren umwunden, um der Hand einen sicheren Griff zu gewähren. Der Teil des Eisenbogens, der die Kufe bildet, weist einen gleichmäßigen runden oder stehend ovalen Querschnitt auf, die rückwärtigsten 10 cm aber sind häufig kantig zugefeilt.

Außer der Skeletontype mit festem Polster stehen auch solche mit Gleitpolster, Sliding, in Gebrauch. Der Sliding ermöglicht es dem Fahrer, den Körper je nach Bedarf mehr gegen das Schlittenende zu legen oder sich mit samt dem auf Schie-

nen gleitenden Polster nach vorn gegen die Schlittenspitze zu ziehen. Diese Bewegungen sind bei der Lenkung oft notwendig.

Auch Holzskeletons werden gebaut, sind aber nicht beliebt.

283. **Zur Ausrüstung** des Skeletonfahrers gehört unbedingt ein Paar Fußeisen zum Bremsen und zur Unterstützung der Lenkung, da die bloßen unbewährten Stiefelspitzen auf glatter Bahn nicht angreifen würden. Sie bestehen aus einer der Sohle angepaßten Metallplatte, die vorne einige scharfe geradestehende Stacheln trägt. Mit Riemen oder Gurten werden die Eisen fest an den Fuß geschnallt.

Als weitere Ausrüstung sind Knieschützer häufig in Verwendung, die nach Art der Meißelschützer des Fechters die Kniescheibe mit einer gepolsterten Lederkappe, die in der Kniekehle festgeschnallt wird, einhüllen. Auch Ellbogenschützer gleicher Art, ja sogar Sturzkappen aus Leder zum Schutze des Schädels und der Ohren bei Stürzen stehen manchmal und nicht mit Unrecht in Verwendung.

Die Kleidung darf keinerlei Haken, Taschen, Knöpfe u. dgl. haben, mit denen sich der Fahrer am Schlitten verhängen könnte. Skeletonfahrer benützen daher regelmäßig den Sweater und befestigen ihn um den Leib mit einem Riemen.

284. **Skeletonbahnen.** Die charakteristische Fahrmethode für den Skeleton ist die Bauchlage des Fahrers. Kollidiert der Fahrer also mit einem Hindernis, so ist unfehlbar der Kopf zunächst in Mitleidenschaft gezogen. Außerdem bewirkt aber die Bauart und Schwere des bis zu 30 kg wiegenden Schlittens, der geringe Luftwiderstand den der liegende Körper bietet, der geringe Schnelligkeitsaufbrauch bei der Lenkung, daß das Fahrzeug ganz fabelhafte Geschwindigkeiten erreichen kann.

Diese Umstände zusammen genommen und endlich die Unmöglichkeit, den Schlitten im vollen Laufe zu bremsen, lassen es begreiflich erscheinen, daß der Skeleton nicht auf jeder Bahn gefahren werden kann. Eigentliche schwierige Rodelbahnen sind für ihn überhaupt unbefahrbar. Nur ganz leichte Bahnen, Straßen, Promenadewege können mit dem Skeleton befahren werden, gestatten ihm aber auch nicht die volle Entwicklung seiner Fähigkeiten.

Der Skeletonsport braucht daher eigene Rennbahnen. Freilich lassen sich auch gut gehaltene Fahrwege benützen, allein die größten Geschwindigkeiten erfordern unbedingt einen eigenen Bau der Kurven, damit der Fahrer nicht durch die Flugkraft aus der Kurve geschleudert wird. Auch genügt eine bloß harte Schneedecke nicht zur Entfaltung der vollen Geschwindigkeit, die Decke muß vielmehr künstlich vereist werden.

Ausschließliche Skeletonbahnen besitzen nur Davos und St. Moritz in der Schweiz u. zw. letzteres die klassische Skeletonbahn: den Cresta Run. Die Bahn hat die Länge einer englischen Meile (1206 m) und ein Durchschnittsgefälle von $12^1/_2$ Proz. Die zahlreichen Kurven sind nach Art der Radrennbahnen beträchtlich überbaut. Außerdem hat St. Moritz den 600 m langen Dimson-Run mit 9 Proz. Gefälle und Davos den Ice-Run 600 m lang mit 10 Proz. Gefälle, beide natürlich mit hochgeböschten Kurven und blanker Eisdecke.

An den Sportplätzen Deutschlands und Oesterreichs, sowie an anderen Schweizer Kurorten werden die bestehenden Bobsleighbahnen für Skeletonrennen verwendet.

285. Die Lenkung des Skeleton erfolgt, wie schon angedeutet, in der Weise, daß der auf dem Fahrzeug liegende Fahrer mit den Händen, die den vorderen Teil der Längsstangen und die vordere Querspange erfassen, den Schlitten um den rückwärtigen Teil der Kufen herum in die gewünschte Richtung reißt. Dazu muß sich der Oberkörper etwas aufrichten und mit gekrümmten Ellbogengelenken in Stütz gehen. Die Fußspitzen helfen nur in dem Falle mit, wenn gleichzeitig das Tempo verlangsamt werden soll.

Außerdem folgt natürlich der ganze Körper der Lenkung mit und pendelt in den Kurven je nach der Flugkraft aus.

Die Lenkung eines Skeleton auf schneller Eisbahn ist ungemein schwierig. Die schweren Schweizer Bahnen dürfen auch nur von geübten Fahrern befahren werden. Es ist ganz unmöglich, in kurzen Worten die Details der guten Lenkung näher auszuführen.

286. Die Ausübung des Skeletonsportes besteht fast nur im Rennen und dem vorbereitenden Training bezw. in Rekordversuchen. Die Schwierigkeiten des Sportes, wenn er richtig, — das heißt auf eigens erbauter Bahn, — ausgeübt wird, lassen keine Halbheiten zu.

Die nach Zeit gefahrenen Rennen bilden an den großen Schweizer Wintersportplätzen Sensationen.

Dies ist begreiflich, wenn man die Zeiten vernimmt, in welchen die Rennstrecken zurückgelegt werden. Cresta-Run (1206 m) Thornton in 59,7 Sek., Dimson-Run (600 m) Moegli in 41 Sek., Ice-Run (600 m) Gaudy in 49²/₅ Sek.

Wesentlich weniger imposant sind die Zeiten des Skeletons auf Bobsleigh-Bahnen z. B. Poststraße Arosa bis But 3200 m in 5 Min. 18 Sek., Schlittenbahn in Friedrichsroda 1600 m in 1 Min. 56 Sek., Bobsleighrennbahn am Semmering (1907 noch in halber Länge mit 1300 m) in 1 Min. 54 Sek. 1909 gewann die Meisterschaft Jack Goussi mit der Zeit von 2 Min. 38 Sek. (über 1908 m).

Aus diesen wenigen Beispielen geht hervor, daß der Skeleton ein ausschließliches Rennfahrzeug, aber nur auf ganz speziellen Bahnen, ist. Auf einer Bobsleigh-Bahn vermag er weder gegenüber dem Bob noch gegenüber der Rodel aufzukommen. Bei einem Rennen das im Winter 1908 auf der ausgebauten 1908 m langen Bobsleighrennbahn am Semmering bei Wien gefahren wurde, differierte die beste Zeit zwischen Rodel und Skeleton um 1 Sekunde, ein Beweis dafür, daß der Skeleton nur in ganz beschränkter Anwendung eine sportliche Berechtigung hat.

Bei den ganz enormen Schnelligkeiten aber die der Skeleton auf eigenen Bahnen entwickelt — z. B. bei den Cresta Leaps, der steilsten Bahnstelle rund ein Tempo von 125 km per Stunde — kommt dem Sport auch eine bedeutende Gefährlichkeit zu.

287. Zeitnehmung. Interessant ist es, die Methode zu kennen, nach welcher die Fahrzeiten auf Skeletonbahnen gemessen werden. Bei den ungeheueren Schnelligkeiten die alle Fahrer erzielen, ergeben sich natürlich zwischen den einzelnen Favorits nur ganz geringfügige Zeitdifferenzen. Um diese nun bis auf eine Zehntelsekunde genau feststellen zu können, geschieht die „Zeitnehmung" automatisch mit Benützung der Elektrizität. Am Ziele befindet sich eine elektrische Uhr mit einem großen, in Zehntel- (Fünftel-)Sekunden geteilten Zifferblatt. Der Strom, der die Uhr

in Gang setzt, ist für gewöhnlich nicht geschlossen. Ein einfacher Mechanismus am Start von dem eine Drahtleitung zum Ziele führt, schließt den Stromkreis in dem Moment wo der Fahrer startet und unterbricht ihn im Augenblick wo der Schlitten das Zielband berührt. Die Uhr läuft daher gerade so lange als der Fahrer Zeit zum Durchfahren der Strecke benötigt. Die Zuseher können dadurch den Verlauf des Rennens kontrollieren. Das Oeffnen und Schließen des Stromkreises geschieht, indem der Fahrer in fliegendem Start eine quer über die Bahn gespannte feine Schnur zerreißt. Dadurch fällt ein gespannter Kontakthebel nieder. Am Ziel wird wieder eine Schnur durchrissen, was aber hier das Abreißen eines Kontaktes zur Folge hat.

Eine Zeitnehmung von gleicher unfehlbarer Verläßlichkeit ist bisher in keinem anderen Sportzweige in Uebung. Die Rennresultate, welche durch die automatisch-elektrische Zeitnehmung festgestellt werden, sind schlechterdings unanfechtbar.

Die Rennen werden sowohl mit dem Skeleton als auch mit dem Bobsleigh meist in mehreren „Läufen“ gefahren, jeder Fahrer bezw. jedes Fahrzeug hat also die Rennstrecke zweimal oder öfter und zwar das zweite Mal mit umgekehrter Reihenfolge des Startes zu befahren. Die in den einzelnen Läufen erzielten Fahrzeiten werden addiert.

Der Bobsleigh.

288. **Entwicklung.** In Kanada benützte man, wie auch bei uns, zum Transport von Langholz im Winter zwei voneinander unabhängige Kufenpaare, auf welchen das Langholz so befestigt war, daß die Kufenpaare sich drehen können. Dabei pendelt das Langholz naturgemäß hin und her, was zu dem Namen Bobsled (bob = pendeln, baumeln) für diesen Schlitten Anlaß gab. Im Jahre 1890 kam der Amerikaner Wilson Smith auf die Idee, zwei Skeletons mittels eines Brettes in gleicher Weise zusammenzukoppeln, um mehreren Personen Platz zu schaffen Der vordere Skeleton erhielt eine einfache Lenkvorrichtung und der Bobsleigh war fertig. Zunächst wurde er, da die sporttreibenden Amerikaner und Engländer nur die Schweiz zu ihren Wintervergnügungen erwählten, auch nur in der Schweiz bekannt und erst um das Jahr 1903 begann diese prächtige Schlittentype auch in Deutschland und Oesterreich Anhänger zu finden.

Die Verbreitung des Automobils und damit die Uebertragung der Lenkradsteuerung auf den Bobsleigh bildet den letzten Schritt in dessen Entwicklung.

So jung der Sport ist, so hat er doch schon eine erstaunlich große Verbreitung, wenn man bedenkt, daß wenige der vorhandenen Wege und Straßen sich für den „Bob“ (die gebräuchliche Abkürzung) eignen, daß die Anlage eigener Bahnen sehr kostspielig ist, und daß auch der Betrieb des Sportes nicht gerade billig ist.

Im Winter 1907 existierten in der Schweiz, in Deutschland und in Oesterreich bereits je zwei künstliche Bobbahnen. Besonders die Bahn am Semmering bei Wien, deren Anlage stellenweise 4 m hohe Stütz- und Futtermauern erforderte, ist ein Kunstwerk der Straßenbauingenieure. Die Gesamtbaukosten dieser sechs Bahnen repräsentieren ein stattliches Vermögen, die Erhaltung derselben verschlingt jährlich einen Betrag, von dem eine Familie luxuriös leben könnte.



143. Ein Bobsleigh-Crew in der Kurve.

Dabei breitet sich der Sport immer mehr und mehr aus und neue Bahnen sind teils in Bau teils projektiert.

Auch die Fahrzeuge selbst geben Gelegenheit zu neuen Versuchen und Verbesserungen und es läßt sich heute noch gar nicht ermessen, welche Ausgestaltung dieser jüngste aber enorm lebensfähige Wintersport noch erfahren wird.

289. Das Fahrzeug besteht im Wesen, wie schon erwähnt, aus einem System von zwei zueinander drehbaren, mit einem langen Sitzbrett verbundenen Kufenpaaren. Der Drehpunkt liegt, wie bei einem Wagen, ober der Mitte des vorderen Kufenpaares. Bei gerader Fahrt laufen beide Kufenpaare in gleicher Spur. Das Sitzbrett ist gepolstert und gibt Raum für vier bis sechs Fahrer, die im Reitsitz auf demselben so Platz nehmen, daß der Vordermann zwischen den Füßen des Hintermannes sitzt. Am vorderen Ende des Sitzbrettes befindet sich die Lenkvorrichtung, die auf das vordere Kufenpaar wirkt und dieses bis zu 45 % gegen die Längsachse des Schlittens beiderseits drehen läßt. Der Sitz ruht auf einer Drehscheibe oder Drehschiene des vorderen Kufenpaares mit einem Drehzapfen auf.

Die Lenkvorrichtung älterer Modelle besteht in zwei Seilen, die über feste Rollen laufen und an dem vordersten Teile der Kufen befestigt sind, der vorderste Fahrer (Lenker) hält diese Seile mit zwei Griffringen und bewirkt durch einen Zug links oder rechts die analoge Drehung der Kufen. Die neueren Modelle besitzen die schon erwähnte Steuerung mit dem Lenkrade. Am unteren Ende der, wie beim Automobil oben das Lenkrad tragenden Volantstange, unter dem Sitze, ist eine Seiltrommel aufgeschraubt, um welche die beiden Seile gegengängig laufen. Die Lenkvorrichtung ist häufig mit einer rammspornartig zulaufenden Blechkappe geschützt. Diese dient auch dazu, die Luft leicht zu durchschneiden.

Im Winter 1908/09 hat man an den Schweizer Sportplätzen vielfach auf den Bob mit Seilsteuerung zurückgegriffen, während sonst noch der Volant-Bob dominiert.

Von großer Wichtigkeit ist beim Bob die Bremse, die beim Skeleton

überhaupt unbekannt, bei der Rodel eine seltene, immer höchst unsportliche Beigabe ist. Sie wird vom rückwärtigsten Fahrer mit zwei beiderseitigen Hebeln betätigt und besteht in einem quer hinter den rückwärtigen Kufen liegendem Eisen mit mehreren scharfen Zacken.

Das Material der alten Bobmodelle war — abgesehen vom Sitzbrette — Eisen. Die neueren Modelle sind aus Holz mit Stahlbeschlägen, ja besonders gut konstruierte Fahrzeuge werden mit massiven Nickelstahlkufen hergestellt. Die alten Modelle haben Skeletonkufen aus Rundeisen, die Kufen der neueren Formen sind schmale, etwas über Handbreite hohe, vorne gespitzt zulaufende Bretter.

Zum Schutze der Füße befinden sich seitlich am Sitzbrette Fußrasten, längs derer eine Schutzstange aus Metall oder Holz parallel zum Sitzbrette läuft.

Die ganze Bauart ist äußerst solid und exakt.

290. **Die Kleidung** der Fahrer ist ähnlich, wie beim Skeletonsport. Es gilt aber als sportlich, daß die Fahrer eines Bobs sich gleich kleiden und irgend ein gemeinsames Abzeichen auf der weißen Mütze oder an der Brustseite der Sweater eingestickt tragen. Es ist üblich, dem Schlitten einen Namen zu geben. Dieser Name bietet dann öfter Gelegenheit zur Auswahl des erwähnten Abzeichens auf der Kleidung. So trug die Mannschaft des Bobs „Beetle", der im Winter 1907 in St. Moritz Triumphe feierte, mächtige Käfer in schwarzer Wolle gestickt auf den weißen Sweatern, die Mannschaft des Bobs „Kismet" Halbmond und Stern.

291. **Bobsleighbahnen** sind entweder eigene Kunstbahnen oder Gebirgsstraßen. Mangelhaft trassierte Wege mit wechselndem Gefälle eignen sich schon nicht mehr sehr für Bobfahrten, Rodelbahnen sind nicht befahrbar. In der Schweiz werden die herrlichen Poststraßen an verschiedenen Orten dazu benützt, haben aber natürlich den Nachteil, daß ihre Kurven nicht überböscht, bezw. nur notdürftig mit Schneewällen ohne Unterbau überböscht sind.

Solche Bahnen hat u. a. Arosa, Grindelwald und Caux.

Die tonangebenden Orte Davos und St. Moritz haben natürlich ihre eigenen Bobbahnen, die nicht nur für Rennen, sondern auch für Vergnügungsfahrten benützt werden. Ersteres hat im Jahre 1907 die Schatzalpe-Bahn mit 3400 m Länge und 9 % Durchschnitt-Gefälle neuerbaut. (Beste Fahrzeit 4 Min. 52 Sek.) St. Moritz hat eine Bahn von 1600 m Länge und 8 % Gefälle. (Beste Zeit Prinz H. Reuß XXXVII in 1 Min. 39,5 Sek.) Deutschland besitzt die Bahnen von Friedrichsroda mit 1600 m und 9 % Gefälle (1 Min. 41 Sek.) die im Jahre 1905 errichtet wurde, von Oberhof und Bad Kohlgrub eine 2000 m lange Bahn, die 1907 erbaut wurde. In Oesterreich wurde im Jahre 1905 mit dem Bau einer Rennbahn begonnen, die 1907 auf die Länge von 1908 m ausgebaut wurde. (2 Min. 08 Sek.) Im gleichen Jahre wurde in Kitzbühl eine 1000 m lange Bahn erbaut. Außerdem dienen die Bergstraßen bei Gossensaß, St. Anton am Arlberg und am Präbichl als Bobbahnen. Die Bahnen in St. Moritz und am Semmering sind mit automatisch-elektrischer Zeitnehmung versehen. Vielfach erfolgt auch die Zeitnehmung telefonisch, indem der Starter sein „Los!" in die Telefonmuschel ruft und der Zeitnehmer am Ziel im selben Momente die Stoppuhr in Gang setzt.



Ein Bobsleigh mit Volantsteuerung.



Die obigen Angaben über Bahnen werden wohl bei Erscheinen dieses Buches schon wieder überholt sein. Die Erhaltung einer guten Bobbahn bedarf vieler Sorgfalt. Die Bahn soll täglich gekehrt und glatt gerecht, gewalzt oder gestampft und sodann mit Wasser bespritzt werden. Besonders in den Kurven, in welchen der Schlitten durch die Flugkraft ganz besonders stark auf die schräg stehende Bahndecke drückt, muß diese Pflege sehr gewissenhaft geschehen, da eine lockere gleisige Decke das Einbrechen einer Kufe und so einen schweren Sturz verschulden kann.

292. **Die Lenkung** des Bobsleighs obliegt in allererster Linie dem Steuermann. Durch Zug an den Lenkseilen oder Drehung des Lenkrades gibt er dem vorderen Kufenpaare die gewünschte Richtung, welcher dann der ganze Schlitten folgt. So einfach ist jedoch diese Lenkung nicht. Schon auf gerader Bahn wird das vordere Kufenpaar durch kleine Unebenheiten der Bahn oder unrichtige Bewegungen der Fahrer stets ein wenig aus der Richtung gebracht. Der Lenker muß daher ununterbrochen die Richtung korrigieren. Dazu gehört vor allem Feinheit und Weichheit in der Hand. Wie ein gutes Reitpferd will der Bob gelenkt werden; niemals derb, aber unter fortwährender Fühlung.

Sehr schwierig ist das gute Befahren stärkerer Wegkrümmungen und besonders der eigentlichen Kurven. Die größte Kunst liegt im Einfahren in die Kurve. Der Lenker muß das richtige Gefühl für die Triebkraft seines Schlittens in jedem Momente haben. Er muß genau fühlen, wie scharf oder sanft er die Kurve einfahren darf, damit die Flugkraft eben durch den seitlichen Druck der in der überhöhten Kurve schief stehenden Kufen aufgehoben werde. Fährt er die Kurve zu spät an, so kann bei starken Trieb der Schlitten über die Böschung schießen, bei schwachem aber auf derselben stecken bleiben oder seinen ganzen Schwung verlieren. Fährt er die Kurve zu früh an, so wird er bei starkem Trieb die Drehung nicht zuwege bringen, bei schwachem aber von der Ueberhöhung abgleiten und in beiden Fällen stürzen. Will er im letzteren Fall den Sturz vermeiden, so muß er von der Ueberhöhung herunter gegen die Innenseite der Kurve halten, fährt also in der Kurve eine Schlangenlinie und verliert allen Schwung.

Das richtige Anfahren der Kurve, der gewisse goldene Mittelweg ist nicht leicht zn treffen. Ist die Kurve richtig angefahren, dann halte man so lange als möglich die äußere überhöhte Seite, was beim Uebergang in die Gerade eine Verschärfung des Tempos bewirkt.

Viele Kurven enden in eine Gegenkurve vor dem Uebergang in die Gerade, die meist besondere Schwierigkeiten bietet.

Die Mannschaft des Bobs ist keineswegs untätig. Zunächst hat der Bremser die verantwortungsvolle Aufgabe, im Notfalle, aber auch nur dann, das Tempo entsprechend zu vermindern. Auch er kann durch einen Bremszug im richtigen Moment die Einfahrt in die Kurven erleichtern oder das Schleudern des Schlittens aufheben, einen drohenden Sturz abwenden. Im unrichtigen Moment kann ihm aber auch gerade das Gegenteil glücken. Nur durch Uebung läßt sich hier das richtige Gefühl erwerben.

Die Mittelleute (2—4 Mann zwischen dem Lenker und Bremser) haben zweierlei Funktionen. Sie treiben zusammen mit dem Bremser den Schlitten zu schnellerem

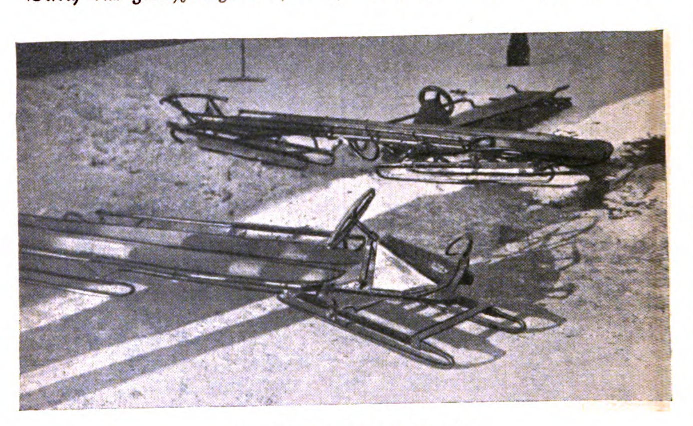
Tempo an und sorgen für die richtige Gewichtsverteilung in den Kurven.

Ersteres geschieht durch rhythmisch pendelnde Bewegungen der Oberkörper („boben“ vom — englischen: to bob). Auf Kommando des Bremsers werfen alle gleichzeitig mit einem jähen Ruck den Oberkörper nach vorn über, legen sich dann langsam wieder nach rückwärts, wiederholen wieder auf Kommando den Ruck usw.

Durch das gleichzeitige Vorfallen der Oberkörper erhält auch der Schlitten einen kräftigen Ruck nach vorne.

Die Unterstützung in der Lenkung geschieht durch das seitliche Auslegen der Oberkörper in die Innenseite der Kurve. In der Regel ist nämlich die Flugkraft des Schlittens in Biegungen noch größer, als der seitliche Widerstand der Ueberhöhung. Dieses Plus an Flugkraft wird durch das „Auslegen“ der Oberkörper nach der Innenseite der Kurve aufgehoben, außerdem bewirkt die Mehrbelastung der inneren Kufen eine Erleichterung der Lenkung. Natürlich dürfen diese Bewegungen nicht plötzlich, sondern sanft, entsprechend dem Einfahren in die Kurve ausgeführt werden und muß der Grad des Auslegens dem Zwecke angepaßt sein. Hat der Lenker also die Kurve zu früh angefahren und läßt die Triebkraft des Schlittens auf der Höhe der Böschung stark nach, so würde das „Auslegen“ den Sturz nachinnen nur befördern.

Sehr geübte Mannschaften können das „Auslegen“ mit dem „boben“ verbinden.



144. Detail aus dem Bobpark.

Man sieht aus dem ganzen, daß ein sehr feines Zusammenspiel der Bobmannschaft unbedingt erforderlich ist.

293. **Die Ausübung** des Bobsleighsportes geschieht, wie gesagt, meist nur auf Kunstbahnen oder in Ermangelung derselben auf guten Alpenstraßen. Straßen niederer Ordnung eignen sich schon schlecht, Waldwege und überhaupt alle eigentlichen Rodelbahnen sind, ebenso wie die ausschließlich für Skeleton ge-

bauten Kunstbahnen nicht zu befahren.

Das schwere Fahrzeug kann von der Mannschaft nicht transportiert werden. Es wird durch ein Zugtier auf die Bahnhöhe gebracht. In Oesterreich sowohl als in der Schweiz bestehen Bobbahnen (Straßen), deren Trasse die Aufwärtsbeförderung der Schlitten durch eine Gebirgsbahn gestattet.

Der Bob ist nicht in dem Maße wie der Skeleton ausschließliches Rennfahrzeug. Mit einem sicheren Lenker und einem vorsichtigen Bremser kann auch eine zusammengewürfelte Mannschaft getrost eine Vergnügungsfahrt wagen. Da aber die Bobrennen an allen Wintersportplätzen den Höhepunkt der sportlichen Veranstaltungen bilden und die Bobmeisterschaft in St. Moritz, Oberhof und am Semmering nahezu schon die Rolle eines Winterderbys einnehmen, ist Rennen und Renntraining doch die wichtigste Form der sportlichen Betätigung mit dem Bobsleigh.

Die Zeitnehmung der Rennen ist in vielen Fällen elektro-automatisch oder telephonisch. Da die Rennbahnen meist so angelegt sind, daß eine letzte schwierige Kurve knapp vor dem Ziele und in Sicht der Zuseher liegt, so gestaltet sich auch für den Unbeteiligten ein Bobrennen sehr spannend, wenn er an der elektrischen Uhr die Zeiten verfolgt und die großen Rennschlitten in wilder Fahrt über die steile Kurvenböschung in den Einlauf kommen sieht.

Die übrigen Schlittenformen.

294. Boblett (Boby) und „lenkbare Rodel". Aus dem Bestreben der Fabrikanten einerseits neue Schlittentypen auf den Markt zu bringen, andererseits die bestehenden für andere Zwecke verwendbar zu machen, ist eine Reihe von lenkbaren Sportschlitten entstanden.

Zunächst sei festzustellen, daß der Begriff „lenkbare Rodel" einen unbedingten Widerspruch enthält, da ein einziges starres Kufenpaar zum Begriffe einer Rodel unerläßlich ist. Immerhin wird der unlogische Name viel angewendet und soll daher auch hier beibehalten werden.

Diese Typen lehnen sich meist an die Bauart der Bobsleighs an. Die besten und verwendbarsten sind kurze, leichter gebaute Schlitten, ganz nach der Form von Bobsleighs mit Volantsteuerung für zwei oder höchstens drei Personen. Sie können auf jeder Bobbahn und auf leichteren Rodelbahnen verwendet werden, laufen recht brav und sind für bloße Vergnügungsfahrten sehr verwendbar.

Weniger verläßlich sind Rodeln mit Lenkvorrichtung. Es gibt solche mit zwei drehbaren Kufenpaaren, wobei das vordere Paar entweder durch eine einfache Zug- oder Steuervorrichtung oder aber durch seitliche Handhaben gedreht werden kann. Andere Formen besitzen zwischen zwei starren Kufen vorne oder rückwärts eine drehbare Lenkkufe, wieder andere haben nur zwei Kufen, die aber elastisch sind und mit ihrem vorderen Teile gedreht werden können. Alle diese Fahrzeuge laufen auf guten Bahnen ganz erträglich, versagen aber auf steileren und kurvenreichen Rodelbahnen sofort den Dienst.

Im allgemeinen spielen sie heute noch im Schlittensporte eine ziemlich untergeordnete Rolle.

295. Der Hörnerschlitten. Eine allgemeine sportliche Bedeutung kommt den weiters noch zu behandelnden Sportschlitten nicht zu. Dagegen haben sie vielfach eine lokale Bedeutung. Am meisten ver-

breitet ist der **Hörnerschlitten**. Er ist ein großes kräftiges Fahrzeug mit mehr als doppelt so großer Spurweite wie die übrigen Sportschlitten. Seine Hörner sind hoch aufgebogen. Zwischen diesen nimmt der Lenker Platz. Hinter dem Lenkersitz befinden sich zwei phaethonartige Sitze für Fahrgäste. Das Fahrzeug wird durch kräftige Risse an den Hörnern unter gleichzeitigem seitlichen Einsetzen der Füße gelenkt. Bei diesem Einsetzen befindet sich der Lenker in halbsitzender Stellung und läuft gleichzeitig mit dem Schlitten, da ihm sonst die Füße nach rückwärts gerissen würden. Eine bedeutende Kraftaufwendung ist also bei dieser Art der Lenkung nicht zu vermeiden.

Einige Formen haben voneinander unabhängige Bremshebel an beiden Kufen. Wenn diese einseitig betätigt werden, erfolgt die Lenkung nach der Seite der abgebremsten Kufe. Da diese Schlitten meist nur in ausgefahrenen Gleisen verwendet werden, laufen sie mit ziemlicher Sicherheit.

Sie sind besonders im Riesengebirge, aber auch in einigen Gegenden Oesterreichs in Verwendung, in der Schweiz dagegen so gut wie nicht bekannt. In der Regel erfolgt die Lenkung durch Holzknechte und überhaupt durch gewerbsmäßige Lenker, die Benützung eines solchen Fahrzeuges ist daher überhaupt keine sportliche Betätigung. Es gibt jedoch auch unter den Sportleuten der betreffenden Gegenden sehr tüchtige Lenker.

Verhältnismäßig wenig bekannt sind der Rennwolf, der Kjälker und der Toboggan.

296. **Der Rennwolf** ist nordischen Ursprunges. Er besteht aus einem langgestreckten Kufenpaare, daß auf seiner vorderen Hälfte einen Sitz trägt. Ungefähr in der Mitte erhebt sich über den Kufen je eine senkrechte, etwa brusthohe Stütze; beide Stützen sind mit einem Quergriffe verbunden. Der Sitz dient zur Aufnahme eines Fahrgastes oder des Gepäckes. Der Führer selbst steht auf den Kufen hinter dem Stützgestell, das er mit den Händen festhält. An den Füßen trägt er steigeisenförmige Stahlspitzen und stößt abwechselnd mit einem und anderem Fuße ab. So bringt er den Schlitten auf harter Bahn in rasche Vorwärtsbewegung und lenkt durch mehr oder weniger schliefes Abstoßen. Auf ebenen oder schwach geneigten Bahnen gleitet der Schlitten sehr rasch vorwärts. Das elegante Fahrzeug hat bisher in der Sportswelt wenig Beachtung gefunden.

297. **Der Kjälker** ist nichts anderes als die norwegische Rodel. Er ist ziemlich lang, sehr nieder und nach vorne zu spitz gebaut. Die Lenkung geschieht nicht mit den Füßen, sondern mit einer nachgeschleiften, 3—4 m langen Stange, die der rückwärtige Fahrer unter der rechten Achsel einklemmt und mit Untergriff festhält. Diese Stange wird wie ein Steuerruder nach links oder rechts gedreht und der Schlitten folgt diesem Steuer augenblicklich und sehr sicher.

Nach Schilderung von Augenzeugen sollen einzelne Fahrer in Norwegen, die diesen Sport betreiben, ein hohes Maß von Geschicklichkeit besitzen und den Kjälker auch auf steilen, gewundenen Wegen mit verblüffender Sicherheit steuern.

298. **Der Toboggan** ist ein Fahrzeug des schneereichen Kanadas. Er sieht aus wie ein sehr breiter Schi, auf welchem der Fahrer liegt. Dieses vorne aufgebogene Brett besitzt unter Umständen eine große Gleitfähigkeit, ist aber schwer lenkbar und daher nur zum

Befahren freier Schneeflächen geeignet. In Kanada sollen mit diesem Fahrzeug vereiste Holzrinnen befahren werden, was an und für sich ganz gut denkbar wäre.

299. Eisschlitten werden von den Uferbewohnern einiger Alpenseen verwendet. Es sind dies nur kurze Schlitten, zum Stehen geeignet, die der Fahrer mit einem Stachelstock über die gefrorene Oberfläche des Sees forttreibt. Die Bewohner des Königsees sollen darin eine besondere Fertigkeit besitzen. Von einer durchgebildeten sportlichen Verwendung dieser Fahrzeuge ist bisher nichts bekannt.

(Segelschlitten siehe Abschnitt V. 1.)

Verzeichnis der wichtigsten Fachausdrücke.

Auslauf — gerades, ebenes Bahnstück, am Ende der Bahn.
auslegen — Seitwärtsneigen des Oberkörpers.
boben — den Lauf des Schlittens durch Körperschwingungen beschleunigen.
Bobsleigh (Bob) — ein langer, mehrspitziger, lenkbarer Schlitten.
Boblett (Boby) — dasselbe Fahrzeug in kleineren Dimensionen.
Brake — die Bremse des Bobsleighs.
Braker — der Fahrer, welcher die Bremse betätigt.
Decke — die Oberfläche der Fahrbahn.
Durchschnittsgefälle — die Gesamtsteigung einer Fahrbahn auf die Längeneinheit reduziert.
Durchschnittsgeschwindigkeit — die Gesamtfahrzeit eines Fahrers auf einer bestimmten Bahn auf eine Längeneinheit reduziert.
einfahren — die Lenkung zu Beginn einer Wegkrümmung.
Fußrasten — seitliche Stützen, zum Aufsetzen der Füße am Schlitten befestigt.
Handlenkung — Steuerung der Rodel mit der Hand.
Hörner — der aufgebogene Teil der Kufe.
Hörnerschlitten — großer, breiter Schlitten.
Kjälker — die norwegische Rodel.
Kufe — der am Boden aufstehende Teil des Schlittens.
Kurve — Wegbiegung.
Lenkung — Vorkehrungen, um den Schlitten in der richtigen Bahn zu halten.
Lenkkufe — drehbare, als Steuer dienende Kufe.
Rennwolf — norwegischer Schlitten, zur Fortbewegung auf ebener Bahn geeignet.
Rodel — kleiner, zweikufiger Sitzschlitten.
Run — Schlittenrennbahn.
Schleudern — unbeabsichtigtes Querstellen des Schlittens während der Fahrt.
schneiden — Befahren einer Wegkrümmung, die als Kreisbogen gedacht ist, in der Sehne desselben.
Skeleton — amerikan. Liegeschlitten.
Sliding — Gleitsitz.
Sohle — der Eisenbeschlag der Kufe.
Spur, Spurweite — der Abstand zweier paralleler Kufen.
Start — der Beginn einer Rennstrecke oder eines Rennens.
Starter — der Rennfunktionär, welcher das Zeichen zur Abfahrt gibt.
Toboggan — kanadischer Schlitten, auch Sportschlitten schlechtweg.
Tobogganing — Schlittensport betreiben.
Training — Vorübung zum Rennen.
Ueberhöhung — halbkreisförmige Aufböschung der Kurven.
versagen (die Kurve) — die Lenkung reicht nicht aus, um dem Schlitten die gewünschte Richtung zu geben.

V. Wassersport.

1. Segelsport.

Von

Eva Gräfin v. Baudissin, München und Korvettenkapitän Titus Türk, Kiel.

Einleitung.

300. **Geschichtlicher Rückblick und Entwicklung.** Wann die Kunst des Segelns entstanden ist, läßt sich nicht nachweisen. Sie mag fast so alt sein wie die Geschichte der Menschheit, wenigstens der Küstenbewohner. Es war zu natürlich, daß sich die am Meer Lebenden aufs Wasser hinaustrauten und ihre Kenntnis des Windes und der Strömungen ausnutzten. Unsere deutsche Literatur bringt uns übrigens in ihren ältesten Denkmälern davon Beweise. Im „Nibelungen Liet" liest man „als Gunther gen Isenlande nach Brunhilt fur":

„Ir wil starchen segelseil diu wurden in gestraht;
sie furen zweinzech miele, n daz ez wurde naht,
mit einem guten Winde nider gegen dem se;
ir starchez arbeiten taet sit den hochgemuten we."

Also zwanzig Meilen segelte das gewiß doch noch kunstlose Schiff, bis es Nacht wurde; es ist wohl der erste Rekord auf dem Gebiete des Segelns, von dem wir Kunde haben. In der älteren Edda heißt es im „andern Lied von Sigurd dem Fafnirstödter": als König Hialprek dem Sigurd Schiffsvolk zur Vaterrache gab:

„Wer reitet dort auf Räwils Hengsten
Ueber wilde Wogen und wallendes Meer?
Vom Schweiße schäumen die Segelpferde:
Die Wellenrosse werden den Wind nicht halten."

Und Regin antwortet:

„Hier sind wir mit Sigurd auf Seebäumen:
Wir fanden Fahrwind in den Tod zu fahren,"

ein Beweis, wie genau die nordischen Helden Wind und Wetter berechneten und ein Schiff zu steuern verstanden.

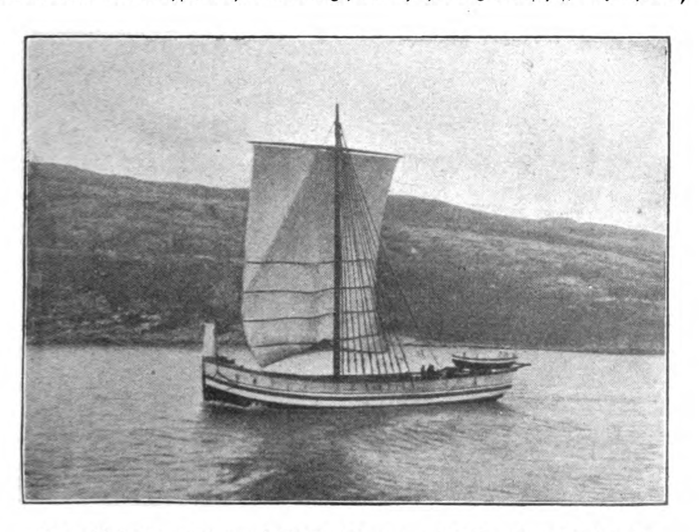
Welche geschichtliche Bedeutung die Seefahrt — worunter wohl meistens für das offene Meer nur die Segelei zu verstehen ist — schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung annahm, ist bekannt. Die Angeln, Sachsen und Jüten, die schon längst als Seeräuber an den Küsten der Nordsee berüchtigt waren, wurden im Jahr 449 von den Briten zur Hilfe ge-

rufen, und brachten das germanische Element auf die britischen Inseln hinüber. Und da von jeher die Briten ihre Kräfte bei Kampfspielen gegeneinander abmaßen, so ist doch — auch ohne daß wir direkte Nachricht darüber hätten — anzunehmen, daß Eroberer und Besiegte in der Kunst des Segelns miteinander wetteiferten.

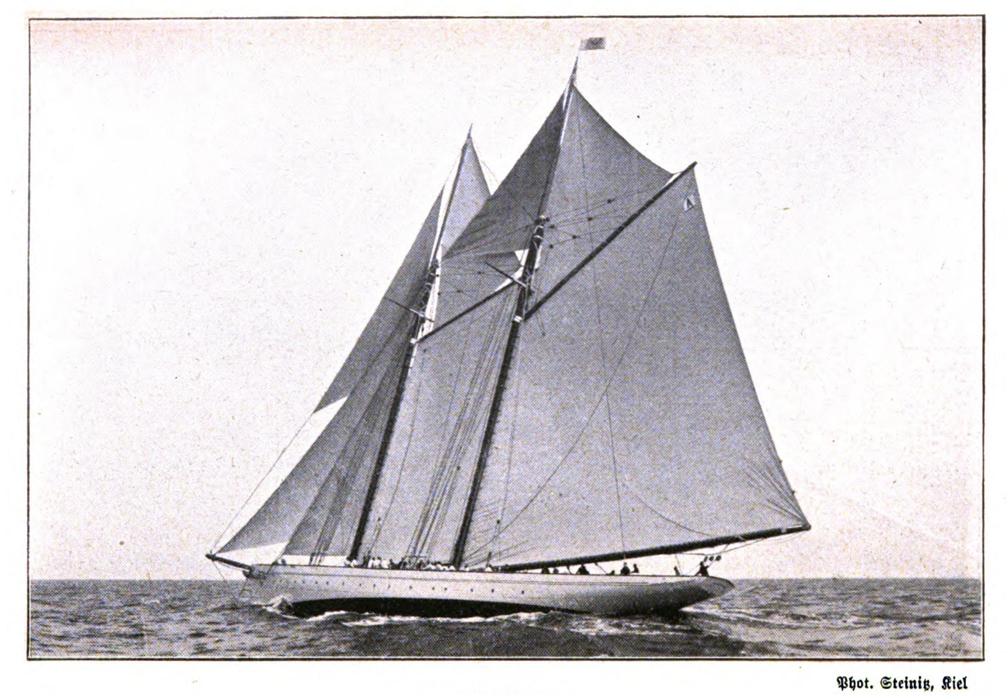
Die Wikinger Schiffe, wie die Koggen der Hansa, von denen uns Bilder und Modelle überliefert sind, weisen schon einen sehr entwickelten Schiffstyp auf; er genügte, um die damals bekannten Meere zu befahren und alle kaufmännischen Märkte der Hansa zu unterwerfen. Reste des alten „Drachen" der Wikinger sind noch heute die Lastfahrzeuge im nördlichsten Norwegen.

Die Einzelrace — das Wetteifern, der Erste am Platz zu sein, um Ware zu holen oder zu bringen und dem Konkurrenten buchstäblich den Rang abzulaufen, ist wohl von jeher Brauch gewesen. Von der Kunst, überall der Erste zu sein, ist ja eigentlich der ganze Handel bedingt. Zwischen den Kapitänen der sogen. „Teeklipper" — schnellen und scharf gebauten Barkschiffen, die Tee aus Ostindien holten —, wurden schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts Wetten abgeschlossen: diese erweiterten sich bald zu Wetten zwischen den Reedern, denen sich wieder die Börsenagenten anschlossen. Auch die englischen und holländischen Fischer veranstalteten schon vor langen Zeiten Wettfahrten untereinander auf der Themse und dem Zuider See und haben damit auch wohl mitgewirkt am Zustandekommen des sportmäßigen Segelns.

Die ersten Privatjachten, ein aus dem holländischen Wort „Yagt" entstandener Name, der das einmastige Küstenschiff mit langem Klüverbaum und hohem Hinterschiff bezeichnete,



145. Lastfahrzeug aus dem nördlichsten Norwegen, Rest des alten „Drachen der Wikinger".



Phot. Steinitz, Kiel

146. Meteor.

besaßen im 17. Jahrhundert englische Prinzen; auch der erste Jachtklub wurde bereits im Jahre 1720 in Cork gegründet, während die anderen europäischen Länder, z. B. Deutschland, erst in den dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts sich zu regelrechten Segelverbänden aufschwangen. Wie sich inzwischen grade in Deutschland und hauptsächlich unterstützt durch das große Interesse, das Kaiser Wilhelm II und seine Söhne diesem wahrhaft „königlichen" Sport entgegenbringen, die Segelei entwickelt hat, beweist sich alljährlich aufs beste in der „Kieler Woche" und den ihr vorangehenden und folgenden Racen, an dem Boote aller Nationen teilnehmen. Die „Kieler Woche" ist seit den 16 Jahren ihres Bestehens — die erste fand im Jahre 1892 statt — zu einem internationalen Meeting geworden, auf das die Deutschen, denen man so lange Schwerfälligkeit und Ungewandtheit in jedem Sport nachsagte, mit Recht stolz sein können. Welch eine Freude und Genugtuung ist es nicht auch für jeden Deutschen, daß der „Meteor" des Kaisers seit zwei Sommern den bisherigen englischen „Skipper" wie auch die gesamte fremde Mannschaft gegen Deutsche eingetauscht und den Wechsel durch zahlreiche Siege gerechtfertigt hat! Damit, daß sich der höchste Herr zur Anerkennung deutscher Seemannschaft entschlossen hat, ist auch dem Auslande hoffentlich der letzte Zweifel an deutscher Tüchtigkeit auf sportlichem Gebiet genommen.

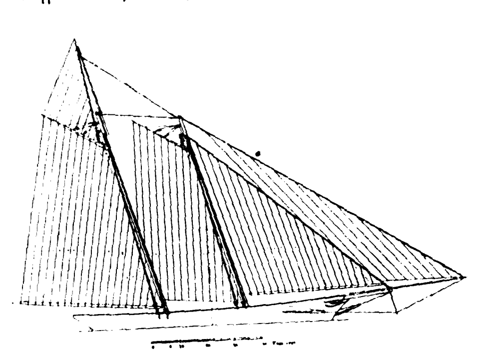
Dem ersten deutschen Seglerverein, der „Tavernen-Gesellschaft", die 1835 in Berlin-Stralau gegründet wurde, sind einige fünfzig Klubs gefolgt, deren Zahl noch ständig im Wachsen begriffen ist. Als die drei Zentren Deutschlands für den Segelsport gelten Kiel und die Elb- und die Wesermündung im Norden, Königsberg und Memel im Osten und als Treffpunkt für die Binnensegelei die Havelseen bei Berlin. Auch über den Zeitpunkt der sportlichen Veranstaltungen eint man sich jetzt untereinander, so daß die Zeiten der Regatten möglichst wenig kollidieren und allen Sportsfreunden eine Teilnahme ermöglichen.

Boote und Jachten.

301. Kiel- oder Schwertboot? Das Modell der ersten englischen Jachten lieferten schwerfällige Küstenfahrzeuge, die erst am Ende des 18. Jahrhunderts durch den Typ französischer Schmuggelfahrzeuge leidlich verbessert wurden. Der große Umschwung des Jachtbaus und die Einleitung zu der allmählich aufsteigenden Entwicklung der heutigen Boote datiert von dem Erscheinen der „America", die im Jahre 1851 von Amerika herüberkam, um sich in England um den Pokal der Königin zu bewerben. Da jedoch die Regatta nur für englische Boote ausgeschrieben war, so wurde vom Klub „Royal Yacht Squadron" ein neuer Pokal gestiftet, den die „America" sich in einem geradezu glänzenden Siege über die englischen Boote errang. Auch waren es drei amerikanische Jachten, die im Jahre 1866 die erste „Oceanrace" machten.

Der Unterschied zwischen den bisher gebräuchlichen Jachten und der „America" lag in ihrem schmäleren und bedeutend schärferen Bau — die Engländer hatten immer noch an dem etwas romantischen breitausladenden Typ der Seeräuber festgehalten, dem man auch auf deutschen Wassern begegnete! — und fortan wurde das Schwertboot Feldgeschrei.

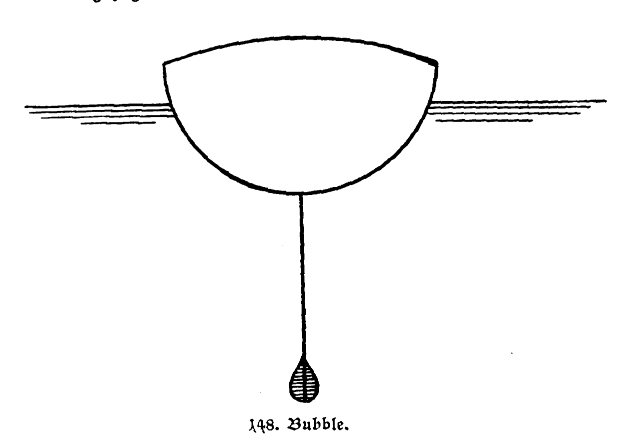
Jedes Segelboot bedarf als Gegengewicht für das Seitwärtsdrängen durch den Wind eines Kieles, den schon frühzeitig die Ostseefischer bequemlichkeitshalber für flaches Wasser durch ein seitwärts herabzulassendes Schwert ersetzten. Die Amerikaner verlegten das Schwert in einen besonderen Kasten in die Mitte des Bootes, von dem aus es mit leichter Mühe an Ketten auf- und abgezogen werden kann.



147. Schunerjacht „America". Aus Seglers Handbuch. Verlag Wassersport, Berlin.

Sie blieben aber bei dieser Erfindung nicht stehen, sondern verbesserten unermüdlich am Typ ihrer Rennboote herum und trotz aller Anstrengungen gelang es den Engländern nicht, den „Amerika"-Pokal zurückzugewinnen. Denn während die Engländer am schmalen Kutter, dem Kielschuner, festhielten, gingen die Amerikaner wieder zur flachen „Sloop" mit Mittelschwert über, bis diese im Jahre 1881 von der kleinen englischen „Madge" ausgestochen wurde. Der neuen amerikanischen Konstruktion, einer Mischung von Kutter und „Sloop", mußten wieder die Engländer unterliegen. Der Kampf zwischen Kiel und Schwert blieb aber dennoch unentschieden.

Eine neue, große Umwälzung im Bau des Racebootes vollzogen die Gebrüder Herreshof durch die Er-



148. Bubble.

findung des sogen. „Wulstkiels". Das Blei wurde nicht mehr wie bisher direkt am Kiel, sondern an einer besonderen Metallplatte unterhalb des Kiels befestigt — die berühmte „Bubble" und „Wenonah", später im Besitz des Prinzen Heinrich unter dem Namen „Gudruda", sind die ersten berühmten Typen der Wulstkieler. Der Gewinn liegt in der geringeren Raumbeanspruchung bei großer Stabilität und großer Segelfläche.

Aber auch das alte Schwertboot blieb Mode, bildete sich jedoch allmählich zu einem Extrem, dem ganz flachen Rennflunder, aus, dem jetzt die Regatten verschlossen sind. Man unterscheidet übrigens neuerdings nach den Gesetzen der „International Yacht Racing Union", denen sich 1907 der deutsche Seglertag anschloß, für Wettsegeln nur noch nach dem Rennwert des Bootes. Dieser wird nach einer später noch zu besprechenden Meßformel festgesetzt. Hierbei handelt es sich aber stets um Kielboote, sie seien nun Kreuzer- oder Rennjachten. Schwertjachten dürfen überhaupt nicht mehr mit Kieljachten zusammen oder als Klasse für sich an offenen Wettfahrten teilnehmen, es sei denn, daß ihre Zulassung besonders in der Ausschreibung ausgesprochen ist.

Wann wird nun ein Boot zur Jacht? Wenn in seinem Bau wie in seiner Takelage das Hauptgewicht auf Schnelligkeit und geringe Wasserverdrängung, nicht auf Sicherheit gelegt wird, es in der Hauptsache also für den Sport bestimmt ist; und zwar muß eine Kreuzerjacht eine Schnelligkeit erreichen, die ihrem Bau und ihrem Wert entspricht, während eine Rennjacht bedingungslos alle ihre Konkurrentinnen überflügeln soll.

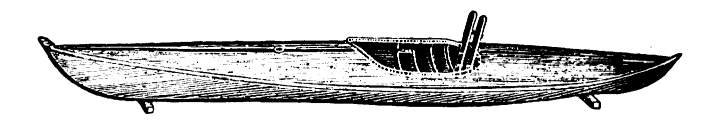
Ueber den Bau einer Jacht lassen sich nicht feste Regeln aufstellen; mathematische Berechnung spielt ebenso viel Rolle wie Erfahrung, Ueberlieferung und gesunder Menschenverstand bei Festlegung der Linien eines Schiffskörpers. Es gibt bestimmte Prinzipien, die jedem Bau als Grundlage dienen, die aber dem Erbauer viel Möglichkeiten zu eigenen Ideen, Vorteilen und — unangenehmen Ueberraschungen freilassen.

Winke zum Bau einer Jacht zu geben, ist auf diesem beschränkten Raum unmöglich, liegt auch nicht in der Aufgabe des Buches. Ein Laie wird, sollten ihm seine Berechnungen und Zeichnungen noch so unumstößlich klar und richtig vorkommen, am besten tun, sich lange an ihnen zu erfreuen, immer wieder an ihnen herumzubasteln und sie als so heilig zu betrachten, daß es eine Profanie wäre, sie je durch grobes Material ausführen zu lassen. Nur so wird ihm das reine Wohlgefallen an seinen Aufrissen und Längsschnitten erhalten bleiben, denn ein gutes Boot zu bauen, heißt ein Kunstwerk herzustellen. Und das ist eben nicht jedem gegeben! Dagegen sollte sich jeder Segler so viel Verständnis aneignen, daß es ihm leicht wird, den Bau und die Vorzüge eines Bootes auch nach einer Zeichnung zu erkennen. Ebenso genau muß er über die Eigenschaften und etwaigen Nachteile seines eignen Bootes Bescheid wissen — leider hat ja auch das beste Mängel, da es eben nichts Vollkommenes gibt — um im Momente der Gefahr mit ihnen zu rechnen und danach zu handeln. Je nach dem von ihm zu befahrenden Wasser wird sich der Segler für ein Kiel- oder ein Schwertboot entscheiden; und je nach seinem Geldbeutel wird sich die Größe seines Bootes bestimmen. Sich eine Jacht mit vielköpfiger

Bemannung zu halten, ist wohl neben einem Rennstall der teuerste Sport. Ein kleineres Boot kann sich schon ein weniger Bemittelter gestatten, besonders wenn er sich als echter Sportsmann nicht scheut, tüchtig mit Hand anzulegen und selbst Sorge für die Instandhaltung zu tragen.

302. Boots- und Jachttypen. Wir geben eine kleine Auswahl der verschiedenen in Betracht kommenden Boots- und Jachttypen. — Ein Boot kann in der Regel von einem Mann bedient werden. — Die Jacht setzt fast immer die Bedienung durch mehrere „Hände" voraus.

Das **Kanoe**, sozusagen das Ursegelboot aller seefahrenden Völker, zeigt auch heute noch fast dieselben Merkmale wie der Kajak der Eskimos, der allerdings für Paddeln wie für Segel eingerichtet ist, während die beiden Arten jetzt bei uns wenigstens für Racezwecke geschieden sind. Dem Paddelkanoe hat man die ursprüngliche, breite Form gelassen, das Segelkanoe, dessen Vorzüge von jeher von den Indianern Nordamerikas anerkannt und ausgenutzt worden sind, wurde zuerst von dem Schotten Mac Gregor eingeführt. Sein würdiger „Rob-Roy" stand Jahrelang unangefochten da und fungierte hauptsächlich als „Reiseboot". Die heutige schmale Gestalt des Segelkanoes ist jedoch eine englische Erfindung; anfangs der siebziger Jahre wurde das erste Modell, der „Nautilus" von Baden-Powell nach Amerika gebracht und fand hier ungeteilten Beifall und ebenso große Nachahmung. Es gibt jetzt in Amerika ungezählte Kanoeklubs, deren Boote an Rennen teilnehmen und als Reiseboote per excellence auf den großen Strömen und Seen schwimmen. Moderne Kanoes haben im Unterschied zu den alten fast durchgehends Schwerter statt der Kiele; für ihre Takelage eignet sich am besten die einfache Lateinertakelage, ein dreieckiges, spitzig auslaufendes Segel an langer, fast senkrechter Raae; ferner eine Vereinigung des Lateiner- mit dem Luggersegel: das Mohikan-Setteesegel und die Sharpietakelage mit stengenlosem, sich nach oben stark verjüngendem Maste. Kanoes sind durch ihre Form eins der bequemsten Boote, da sie noch mit dem seichtesten und schmalsten Wasserarm zufrieden sind — auch für ihre Takelage lassen sie die größten Variationen zu.



149. Rob-Roy. Aus Seglers Handbuch. Verlag Wassersport, Berlin.

Auf der Münchner Ausstellung 1908 war das Modell eines allerliebsten Kajaks aus Segelleinen zu sehen, das nur ein Gewicht von 15 kg besitzt und sich bis auf die Segel in einen Rucksack packen läßt, also bequem über Land zu tragen ist. Das Boot „Delphin" hat sich auf den gar nicht ungefährlichen, böigen oberbayrischen Seen bereits gut bewährt und mag wegen seiner leichten Transportfähigkeit eine Zukunft haben.

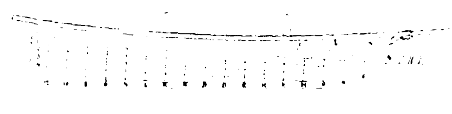
Phot. Steinitz, Kiel.

150. Boot mit Cat. Segel.



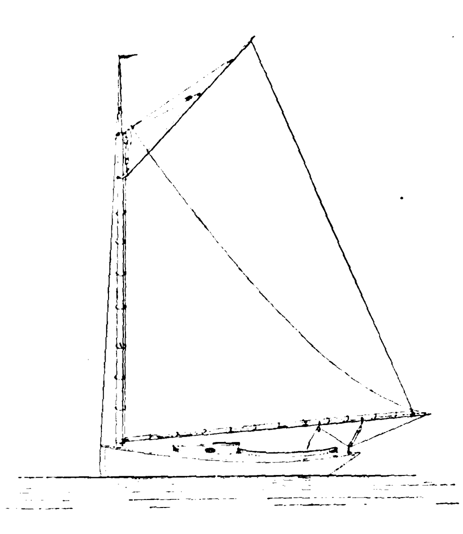
151. Delphin.

Das Dingy, ein sicheres kleines Boot mit einem cockpit für 2—3 Personen, und einem einzigen Segel, ein bei den Racen in Kiel viel gebräuchliches Fahrzeug.



152. Grundriß eines Dingy. Aus Seglers Handbuch. Verlag Wassersport, Berlin.

Aus der in Hamburg berühmten Alsterjolle sind die kleinen sehr schnellen „Fliegen" oder „Motten" entstanden, die auf der Kluge-



153. Segelplan der „Caprice" Catboot. Aus Seglers Handbuch. Verlag Wassersport, Berlin.

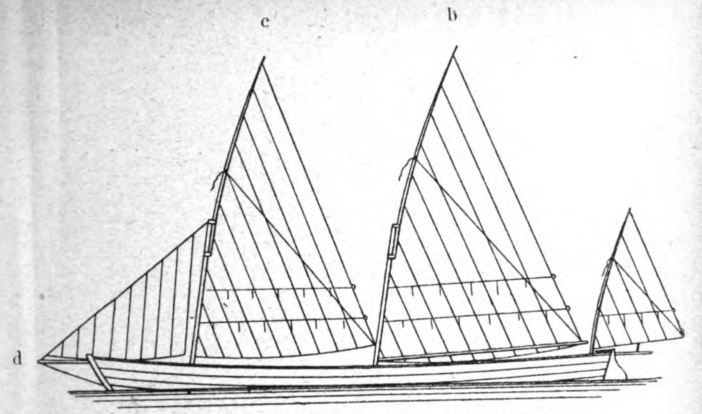
schen Werft in Potsdam gebaut werden. Die Alsterjolle wieder ist der eigentliche Lugger, das beste und zugleich wohl billigste Uebungsboot für Anfänger. Die einfache Luggertakelage besteht in einem einzigen, an einer Raa untergeschlagenen Segel, das in einen am Mast auf- und niederzuziehenden Ring eingehakt wird. Das laufende Gut ist auf das äußerste beschränkt und besteht aus Fall, Hals und Schoot.

Das Catboot, ausgestattet mit einem Gaffelsegel, kann sowohl Kiel- wie Schwertboot sein, eignet sich aber kaum für schlechtes Wetter.

Die Gig, ein Kielfahrzeug, ist eigentlich ein Ruderboot und ursprünglich das Boot des Kommandanten auf englischen Kriegsschiffen gewesen. Zum Segeln rüstet man sie entweder mit einem Luggersegel aus oder mit einer Gleittakelage; d. h. mit zwei bis drei Gleitsegeln von dreieckiger Form und einem Vorsegel.

Die Sprietboote, die hauptsächlich im Norden, in Dänemark unter dem Namen „Kragejolle" und in Norwegen Mode sind, fahren ein viereckiges Segel, das vom Spriet diagonal gespreizt wird. Es sind sehr sichere und praktische Boote, aber in andern Ländern wegen des ungraziösen, steif wirkenden Segelschnittes nicht besonders beliebt.

Unter Südseebooten in ihrer einfachsten Gestaltung und mit sogenannten „Auslegern" versehene Kanoes, versteht man Doppelboote oder Katamarans. Sie setzen sich,

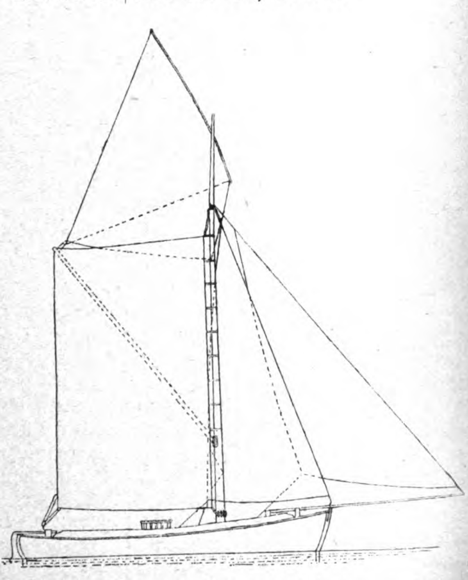


154. „Gig". a) Besan, b) Großsegel, c) Fock d. Klüver.
Aus Seglers Handbuch. Verlag Wassersport, Berlin.

wie schon der Name besagt, aus zwei einzelnen, durch Querbalken verbundenen Booten zusammen, die schwierig zu manövrieren sind, da beim Ueberstaggehen nicht wie gebräuchlich Luv und Lee, sondern Bug und Heck vertauscht werden. Außerdem machte die Verbindung die Boote zu schwer, bis es dem Amerikaner *Herreshoff* gelang, einen leichten Deckverband herzustellen.

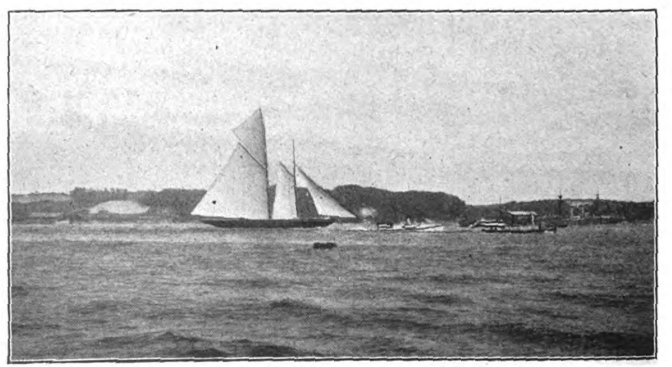
Während es sich bei den bisher genannten Typen fast immer um kleinere, offene oder doch Einhandboote handelt, verlangen die folgenden eine größere Bemannung.

Alle jetzt gebräuchlichen größeren Jachten sind Variationen des *Kutters* oder des *Schoners*.



155. Segelplan eines Sprietbootes.
Aus Seglers Handbuch. Verlag Wassersport, Berlin.

Der „Kutter", d. h. der Schneidende, ist, wie sein Name sagt, ein scharfgebautes Fahrzeug. Seine Kennzeichen sind: ein einziger Mast mit einer Stenge (Verlängerung), ein Großsegel, ein Gaffel-Toppsegel, Klüver, Flieger und Stagfock. Dazu der Spinnacker, aus leichtem Stoff, oft aus Seide hergestellt; er dient zum Segeln vorm Winde, wird am Mast geheißt und durch einen Baum seitwärts ausgebreitet. Diese Urform des Kutters hat nun durch den Wunsch nach immer schnelleren, bequemeren und dabei sicheren Booten die mannigfachsten Veränderungen erfahren. Die größten Rennboote sind heutzutage Schonerjachten, deren Takelage sich dahin umänderte, daß ein zweiter Mast, der Fockmast, vor den Großmast gestellt worden ist. Der Zweck ist, statt der Riesenfläche in einem Stück, die sonst nötig wäre, geteilte, leichter handliche Segel zu haben; beide Masten führen Gaffelsegel, d. h. nicht an grader Raae, sondern an schräg gestellter Stange der Gaffel befestigte Segel, die am Großmast Großsegel, am Fockmast Schonersegel heißen. Dreimast-Schoner sind für den Sportsgebrauch seltener. Der „Meteor" des Kaisers, die „Iduna" der Kaiserin, ebenso die in der Kieler Woche 1908 zum erstenmal erschienene „Germania", sind Schonerjachten; die letztere ist das erste in Deutschland entworfene und auf deutscher Werft erbaute Boot dieser Größe, während „Meteor" und „Iduna", auch die beiden früheren „Meteore" des Kaisers, der eine jetzt noch als „Komet", der zweite als „Orion" bekannt, amerikanischen oder englischen Ursprungs sind. Die „Germania" hat inzwischen alle in sie gestellten Erwartungen erfüllt, erwies sich besonders als vorzüglicher Flautenläufer. Jedenfalls hat mit diesem Resultat eine neue Aera für die deutsche Schiffsbaukunst begonnen.



Phot. Strumper & Cie., Hamburg.

156. Rennschoner Hamburg vormals engl. Rainbow.

Yawls, zu denen jetzt der erste „Meteor" und der „Komet" gehören, haben neben dem Großmast, den kurzen Besanmast mit



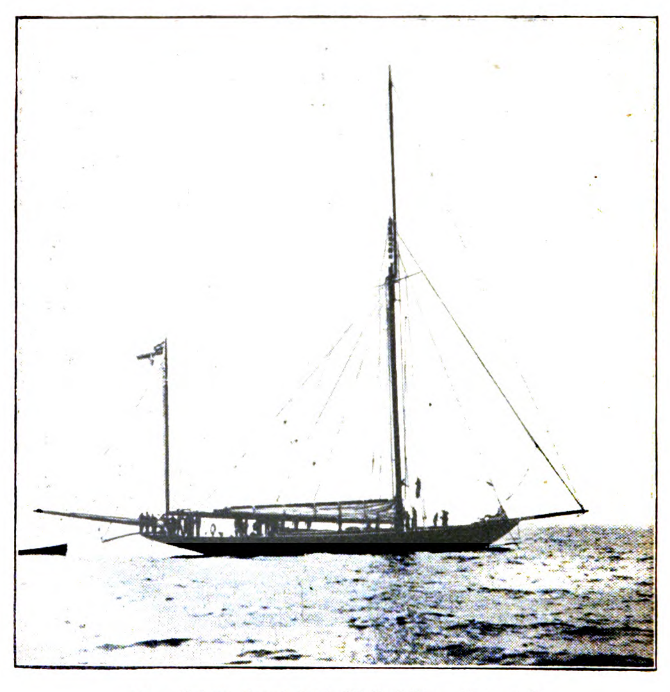
Phot. Hinz, Flensburg.

157. Der „Komet“ von der „Armgard“ aus gesehen, in der Flensburger Föhrde.

Luggersegel auf dem Heck; bei der „Ketsch“, ebenfalls eine Variation des Kutters, steht der Besanmast vor der Steuerpinne. Das Großsegel ist bei beiden etwas verkürzt.

Die „Sloop“ ist wegen ihrer hohen, leichten Takelage mehr für Binnenwasser geeignet, als für die Hochsee. Die Stenge ist fortgelassen, auch führt sie nur das Gaffelsegel und ein Vorsegel, zuweilen auch Fock und Klüver. Der Mast kleinerer „Sloops“, die eben meistens zu Binnenfahrten dienen, besteht aus zwei Stücken, um leicht verkürzt werden zu können. Eine jetzt viel gebräuchliche, aber kompliziertere Art der Slooptakelage,

die der Houari, stellt die Gaffel so spitz, daß sie am Maste aufwärts gleiten kann. Sie ist von den Fahrzeugen der provencalischen Küste entnommen und nur zu Rennzwecken zu verwenden. Sie sieht hübsch, fast keck aus, ist aber nicht ungefährlich, da der Segelschwerpunkt sehr hoch liegt und dadurch das Boot „rank“ wird, d. h. zum Umfallen neigt.



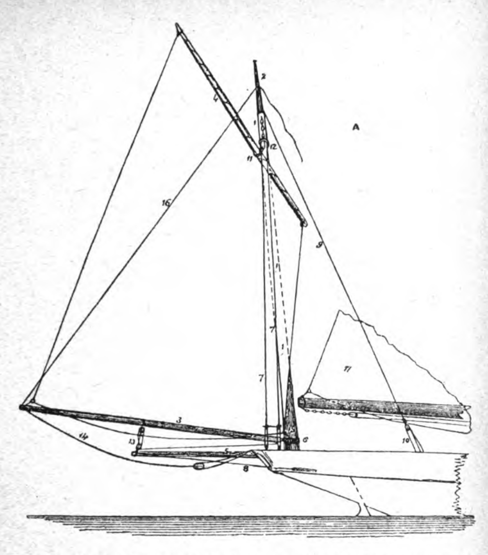
158. „Orion“ Rennjacht I. Klasse früher „Meteor“ II.

Für kleinere Rennjachten ist jetzt die Slooptakelage, d. h. eigentlich die eines Kompromisses zwischen Sloop und Houari weitaus die gebräuchlichste. Die großen Vorteile: ungeteilte Segelflächen wie Leichtigkeit liegen auf der Hand. Große Jachten behalten die Kuttertakelage bei.

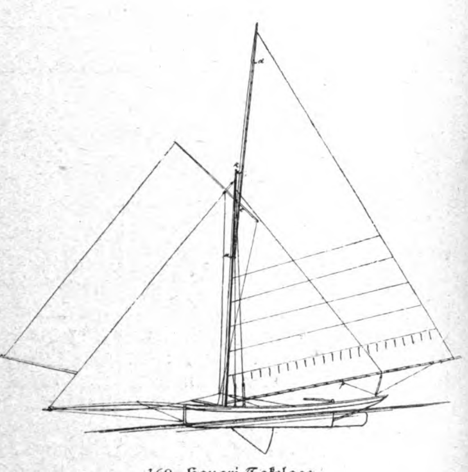
303. Eisjachtsegeln. Schon lange benutzten die nordischen Fischer primitive Kufen mit ein paar Sitzbrettern und einem Segel zum Eissegeln. Zum Sport ist dieses wundervolle Vergnügen durch die Amerikaner geworden, deren große Seenflächen und breite Ströme das Eissegeln sehr begünstigen. Den sportliebenden Engländern steht das weiche Klima entgegen — denn natürlich: je glatter und fester das

Eis ist, möglichst ohne jeden Schneefall, um so vorteilhafter ist es für das Schlittensegeln.

Das Eissegeln erfordert dieselben Künste, vielleicht noch etwas mehr Geistesgegenwart, wie das Segeln auf dem Wasser. Denn die Geschwindigkeit kann, wenn der Wind direkt von Achtern kommt, geradezu ins Ungeheure wachsen. Die Reibung durchs Wasser fällt fort, man hat auf glatten Flächen nur mit dem Wind zu rechnen. Zu benutzen sind Eisschlitten, wie sie z. B. auf den Havelseen Mode sind; oder solche, die im Bau mehr an ein Boot erinnern, auch dessen Schwimmfähigkeit besitzen, sodaß bei offenen Stellen oder von Fischern geschlagenen Waken jede Gefahr ausgeschlossen ist. Für weiches Eis sind stumpfe, für hartes scharfe Kufen nötig. In Schweden gebraucht man leichte, dreieckige Schlitten, die russischen sind aus bedeutend stärkerem Material hergestellt und haben Kuttertakelage. Um die harten Stöße bei Hindernissen oder unvorhergesehenen Wendungen aufzufangen, wird der Mast auf eine

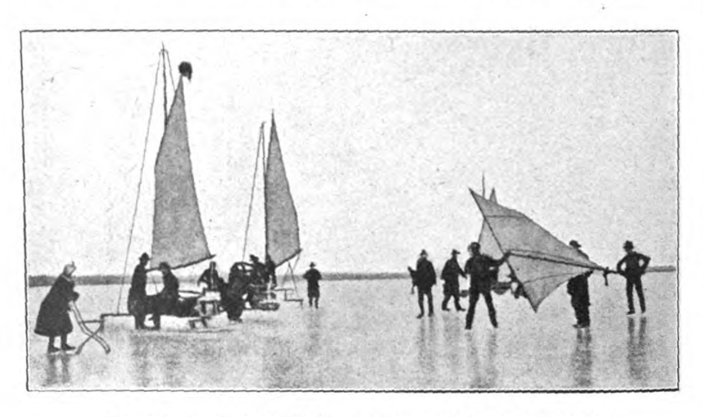


159. Yawl. Aus Seglers Handbuch. Verlag Wassersport, Berlin.



160. Houari-Takelage.
Aus Seglers Handbuch. Verlag Wassersport, Berlin.

elastische Unterlage gestellt. Auch ist, um das Herausschleudern der Segler zu verhindern, ein Cockpit sehr angebracht. Das Eissegeln ist solch ein herrlicher, amüsanter und für einen guten Segler wenn auch nicht ungefährlicher, so doch so anregender Sport, daß er sich in Deutschland, wo die Bedingungen



161. Fahren mit Eissegeljachten auf dem Müggelsee bei Berlin.

durchweg günstig sind, jedenfalls mehr und mehr einbürgern wird. Er ist auch durchaus nicht so kostspielig, wie man bis jetzt annimmt, da ein Fahrzeug einfachster Konstruktion genügt und man nach eigener Zeichnung sich leicht einen Schlitten oder eine kleine Jacht mit Kufen von einem einfachen Tischler herstellen lassen kann, während die Segel — zum Eissegeln wird sich hoffentlich immer nur ein tüchtiger Segler entschließen, der Erfahrung hat — von einem Segelmacher auch nach eigener Berechnung gemacht werden können. Wer jemals auf einer Eisjacht über eine glitzernde Fläche gejagt ist, in einem Tempo, das kaum je ein Eilzug erreicht, wird verstehen, welch köstliches Vergnügen dieser Sport bereitet und bald zu seinen Anhängern gehören. Das Eissegeln verlangt mindestens so viel körperliche Geschicklichkeit wie das Schlittschuhlaufen, gibt aber vielleicht nicht so viel Gelegenheit Bewunderung zu erregen; dagegen bietet es ungeheuer viel Abwechselung durch den lustigen Kampf mit dem Wind und das Bestreben, ihn sich möglichst dienstbar zu machen.

Die Segelkunst.

304. Grundregeln der Segelkunst. Das Wort „segeln" bedeutet: ein Schiff unter Segel fortzubewegen; die Kunst des Segelns besteht also darin, für dies Fortbewegen die dafür zu Gebote stehenden Mittel: den Bau des Schiffes, die Form und den Stand der Segel, die Reibung durch das Wasser, den Wind und jeden Wechsel des Wetters richtig auszunützen oder zu paralysieren.

Wie bei jedem Sport, ist die Praxis alles; die Theorie nur in-

sofern geboten, als jeder Segler genau den Bau seines Bootes und die durch denselben bedingte Verteilung der Gewichte und der Segel kennen sollte. Deshalb ist es erwünscht, aber nicht nötig, daß er sich von seinem Boot eine Zeichnung anfertigen und von einem tüchtigen Schiffer in die große und geheimnisvolle Kunst der Berechnung des Segelschwerpunktes einweihen läßt. Hauptsache bleibt aber: praktisches Segeln, Führen des Ruders, Bedienung der Takelage! Fehler am Rumpfbau sind nicht wieder gut zu machen, aber oft durch richtiges Segelsetzen auszugleichen oder doch zu mildern; falsch bemessene Segel dagegen verderben die schönste Jacht und ihre Rennfähigkeit, sind allerdings durch andauerndes Ausprobieren und Aendern zu bessern. Selbstverständlich handelt es sich auch hier darum, ob ein Boot nur zu Rennzwecken oder auch zu Vergnügungs- und Reisezwecken benutzt werden soll; große Segelflächen bieten größere Chancen, sind aber unbequemer zu handhaben. Infolgedessen führen jetzt viele Jachten doppeltes Zeug; ungeteilte Segel zum Rennen und geteilte für die übrigen Zwecke.

305. Berechnung der Segel. Die Hauptregel für eine gute Besegelung bleibt also: daß sie richtig verteilt ist und in ihrer Größe in absolut richtigem Verhältnis zur Größe und Schwere des Bootes steht, d. h. dem Wind genügend Fläche bietet, um das Boot zu treiben. Dabei sprechen selbstverständlich auch noch die örtlichen Verhältnisse mit; ein fester Grundsatz für den Umfang der Segel dem Areal des Rumpfes gegenüber kann nicht aufgestellt werden, wohl aber für ihre Verteilung.

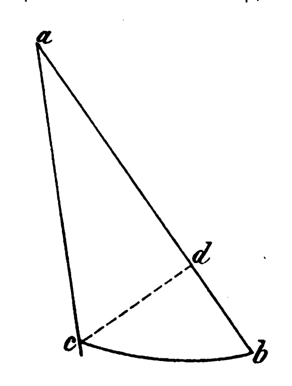
Nachdem die Segel berechnet worden sind, dreieckige nach der Formel

$$abc = \frac{(ab) \times (cd)}{2}$$

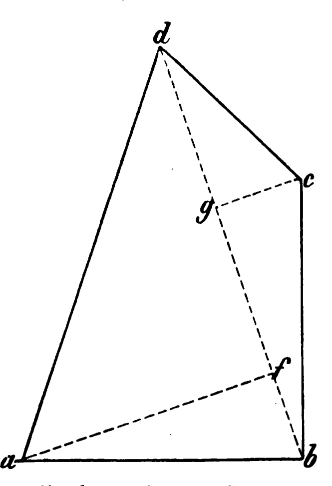
viereckige nach der Formel

$$abcd = \frac{bd\,(af + cg)}{2}$$

muß das Areal des Rumpfes be-



162. Berechnung eines dreieckigen Segels. Aus Seglers Handbuch. Verlag Wassersport, Berlin.



163. Berechnung eines viereckigen Segels. Aus Seglers Handbuch. Verlag Wassersport, Berlin.

messen werden. Für kleinere Boote bis zu 10 m gilt die Formel

S = Länge mal Breite (W. L.) $\times 3\frac{1}{2}$ bis $4\frac{1}{2}$ (für Schwertjachten).

S = Länge mal Breite (W. L.) $\times 1\frac{1}{2}$ bis 3 (für Kutter und Barkassen).

Für größere Jachten käme nach besonderen Formeln, deren Angabe hier zu weit führen würde, die Berechnung des Deplacements (d. h. der vom Schiffsrumpf verdrängten Wassermenge), der benetzten Oberfläche, der eingetauchten Fläche des Nullspants (d. h. des am meisten ausgebauchten Schiffsspantes) und des Wasserlinienareals hinzu.

Sind beide Resultate gefunden, dann könnte man hiernach theoretisch die Segel zuschneiden. Es sind aber, wie schon früher beim Bootsbau erwähnt, neben der grauen Theorie auch für den Segelzuschnitt eine Unmenge von Erfahrungsregeln maßgebend, und wer nicht Zeit noch Geld dafür verschwenden will, rein empirisch die seinem Boot gut tuenden Segel herauszuprobieren, der richtet sich bei Bemessung des Areals am besten wohl nach dem Beispiel guter Boote ähnlichen Typs. Die Kunst des Segelzuschneidens ernährt z. B. in England Firmen von Weltruf, die die Segel für nennenswerte Jachten seit Jahrzehnten liefern und in ihren Kombinationen aus Theorie und Praxis unerreicht sind.

Das vorteilhafteste Boot zum Lernen für den Anfänger ist eine Schwertjolle; niemals fange man in einem zum Segelboot umfrisierten Ruderboot an, da gerade alle die durch den Bau bedingten Eigentümlichkeiten des Segelboots bei einem Ruderboot fortfallen und man sich für immer Auge und Hand, vor allem das feine Gefühl für das empfindliche Nachgeben des Segelboots bei jedem Wind und jeder Strömung verderben kann.

306. Segelsetzen und Absetzen. Ein gutes Segelboot wird, falls man nicht einen eigenen Schuppen zur Verfügung hat, an einer Boje vertäut und sorgfältig mit einer wasserdichten Presenning zugedeckt. Man rudert nun vorsichtig an das Boot heran, befreit es von seiner Hülle, die sauber aufgerollt oder zusammengelegt wird und steigt dann an Bord, das Ruderboot bis zur Rückkehr an die Boje legend.

Es kommt auf den Wind an, ob man gleich die Segel setzt; liegt man zwischen viel anderen Jachten oder vielleicht in einem kleinen Bootshafen, so sucht man sich erst vorsichtig rudernd seinen Weg heraus. Auf alle Fälle müssen aber die Segel, falls sie nicht vorm Loswerfen schon gesetzt sind, klar zum Setzen sein, d. h. sie müssen von ihren Bezügen befreit werden und die für sie nötigen Enden (Taue) klar laufen.

Kommt der Wind von vorn, so setze man zuerst das Großsegel, dann den Klüver, hole dessen Schoot nach der entgegengesetzten Seite, nach der man abfallen will und werfe los; das Ruder lege man, so lange das Boot noch achteraus sackt, gleichfalls so, daß das Blatt nach der, der abfallenden entgegengesetzten Seite zeigt, damit man schneller abfällt und den Wind ins Großsegel bekommt. Steht dieses voll, so nimmt man die Klüverschoot über und steuert nun, die Segel immer voll Wind haltend, auf und davon.

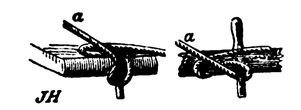
Bei Wind von achtern setzt man erst den Klüver, wirft dann los, schert mit dem Ruder aus und setzt dann, sobald die Boje frei passiert ist, das Großsegel.

Man überzeuge sich noch vorm

Ablegen, ob die Ruderpinne wie das Schwert in Ordnung sind.

Nunmehr steuert man, wenn die Windrichtung solches gestattet, dahin, wohin man will, gleichzeitig die Segel so stellend, daß der Wind möglichst günstig, d. h. rechtwinklig in sie fällt. Kommt der Wind aber aus der Richtung, wohin man will, so ist man gezwungen, gegen ihn „aufzukreuzen“. Hierzu holt man die Schooten dicht an und steuert das Boot nun so zum Wind, daß dieser, mehr von vorn als von der Seite kommend, die Segel gerade noch füllt. So segelt man „an“ oder „beim Winde“. Hierzu ist besonders angestrengte Aufmerksamkeit nötig; jedes unnötige Rucken am Ruder bringt das Schiff aus der Fahrt und dem Kurs, ebenso allerdings jede kleine Veränderung des Wetters. Genau auf Wind und Wetter zu achten, ja, auch nicht auf Sekunden beide, wie die Bewegungen des Bootes außer acht zu lassen, ist die erste Bedingung für richtiges und gefahrloses Segeln. Sollte dennoch ein Unglück geschehen und eine plötzlich einsetzende Bö oder eigne Nachlässigkeit das Boot kentern, so merke man sich, daß man nie nach Lee, d. h. in der Richtung, in die der Wind bläst, aussteigt, da man sonst unter die Segel gerät, die ja natürlich nach dieser Seite ins Wasser gedrückt werden, sondern nach Luv, d. h. in der Richtung, aus der der Wind kommt, über Bord springt. Man bleibe, bis Rettung naht, in der Nähe des Bootes, um sich, falls die Kräfte erlahmen, am Bootskörper oder sonst umherschwimmenden Gegenständen zu halten. Bei dieser Gelegenheit muß bemerkt werden, daß es für jeden Segler unerläßlich ist, schwimmen zu können, nicht nur, um sich bei Gelegenheit zu retten, sondern auch, weil das Gefühl, schwimmen zu können, mehr Ruhe und Geistesgegenwart verleiht. Der Nichtschwimmer wird leicht kopflos und gefährdet dadurch auch seine Begleiter. Bei kritischen Momenten ist es angebracht, die Stiefel, womöglich auch das schwere Jackett auszuziehen.

Der Steuernde, d. h. also derjenige, der das Boot führt und der die Kommandos gibt, falls noch mehr Hände an Bord sind, sitzt luvward von der Pinne und ist für alles verantwortlich; er hält in einer Hand die Pinne, in der andern die Schoot. Besonders Anfänger sollen die Schoot nie belegen. Bei langen Schlägen und längerm Segeln in einem Kurs kann man sie mit einem Kneifsteek belegen, d. h. sie um einen dazu angebrachten Holznagel schlagen, doch stets so, daß sie beim leichtesten Ruck loskommt. Im allgemeinen hake man sie aber nur über den Nagel, so daß man die meiste auf sie kommende Kraft auf diesen überträgt, aber sie sofort loslassen und auslaufen lassen kann.



164. Kneifsteek. Aus Seglers Handbuch. Verlag Wassersport, Berlin.

Steht der Klüver gut voll Wind, ohne Falten zu werfen, so liegt das Boot gut am Wind. Beginnen jedoch die Segel zu „killen“, d. h. hin- und herzuflattern, so ist das Boot zu hoch an den Wind gekommen, der Wind kommt zu viel von vorn. Drängt ein Boot zu sehr in den Wind, so ist es luvgierig, eine Eigenschaft, die in gewissem Grade jedes gute Fahrzeug

haben soll; man korrigiert das durch ein „Auflegen“ der Pinne, d. h. man läßt das Boot unter dem Kommando: „Auf das Ruder!“ abfallen. Ist ein Boot leegierig, eine weit unangenehmere Eigenschaft, da sie die Manövrierfähigkeit einschränkt, so wird die Pinne unter dem Kommando: „Ruder in Lee!“ in Lee gelegt, um wieder anzuluven.

307. **Am Wind segeln.** Segelt man am Winde, d. h. wenn der Wind schräg von vorn kommt, so hat man darauf zu achten, daß die Schooten nicht zu fest angeholt sind. Die Segel müssen „willig“ bleiben, da sie sonst von ihrer treibenden Kraft auf das Boot verlieren. Gerade beim Am-Wind-segeln, das die größte Kunst verlangt, ist schärfste Aufmerksamkeit nötig, besonders auf Wasserflächen, die durch hohe Ufer begrenzt sind. Jede Aenderung der Küste, jedes kleine Gehölz, ein Hügel oder ein Tal, verursacht einen Wechsel des Windes, oft auch eine vermehrte oder verminderte Windstärke und eine zu spät beobachtete Bö bringt gerade ein am Wind liegendes Boot am leichtesten zum Kentern. Die besten Anzeichen für eine solche Bö sind die vom Wind hervorgerufenen dunklen Streifen auf dem Wasser; man begegnet ihr durch „luven“, indem man den Bug des Bootes mehr in den Wind steuert und so dem nunmehr längs der Segel wehenden Wind die Kraft nimmt. „Schralt“ der Wind, d. h. dreht er sich gegen den eingenommenen Kurs, so muß das Ruder vorsichtig aufgelegt und entsprechend abgehalten werden. „Raumt“ die einsetzende Bö jedoch, d. h. ist sie von Vorteil für den Kurs, so müssen entweder die Schooten geschrickt oder gefiert, d. h. nachgelassen werden, damit die Segel von der Längsschiffsebene des Bootes weg kommen und nicht mehr auf seitliches Umfallen (Kentern) wirken können, oder man hält mit dem Boot ab und erzielt so, daß der Wind achterlicher als quer zur Längsebene kommt. Wird der Wind überhaupt stärker — er frischt dann auf, wie der technische Ausdruck lautet — so muß man Segel bergen oder reefen. Reefen ist, auch wenn man Patenteinrichtungen hierfür hat, immer ein längeres Manöver. Zuweilen wird man daher, z. B. bei zu großer Nähe des Landes in Lee, keine Zeit mehr zum Reefen haben. Dann holt man in Lee des Großsegels den Klüver nieder, luvt auf und fiert die Piek (oder Gaffel) weg.

308. **Vor dem Wind segeln.** Das Segeln vor dem Winde oder raumschots, d. h. bei günstigem Wind von einer mehr achterlichen Richtung als querein, ist bedeutend einfacher und ungefährlicher; zu vermeiden sind nur grobe Seen bei einsetzenden Böen, die nicht recht von achtern, sondern seitlich von achtern kommen. Man weicht ihnen aus, indem man möglichst recht vor den Wind geht und erst, wenn sich das Fahrzeug achtern hebt, die alte Richtung wieder aufnimmt. Sollten die Seen jedoch schneller laufen als das Boot, so ist darauf zu achten, daß das Boot nicht plötzlich in den Wind gedreht wird oder weiter abfällt. Dies kommt dadurch, daß das Ruder nicht mehr wirkt, weil das von achtern auflaufende Wasser seine Wirkung aufhebt; man nennt diesen Moment: das Boot läuft aus dem Ruder. Hierbei kann leicht der Großbaum übergehen; dieser schlägt dann mit großer Gewalt von der einen Seite, nach der hin er abgefiert war, über das Heck herum nach der andern und es können

nun leicht Unfälle dadurch entstehen, daß die Schoot, oder der Baum selbst bricht, oder durch den Ruck der Mast gefährdet wird. Auch zum Kentern kann ein übergehender Baum das Boot bringen. War das Uebergehen unvermeidlich, so hole man wenigstens so schnell als möglich die Großschoot mit ein, um so den Baum zu halten und wieder in die Gewalt zu bekommen.

Der Segler auf beschränkten Wasserflächen, Binnenseen, Haffs oder Flüssen, hat auch noch mit den Strömungen zu rechnen. Es kann sich um die viermal täglich wechselnde Ebbe und Flut oder auch nur um das Talwärtsströmen des Wassers handeln; dies letztere kann vom Wind verstärkt oder auch ganz geändert werden, d. h. der Strom kann ein- oder ausgehen. Selbstverständlich müssen diese Bedingungen berücksichtigt werden, besonders auch beim Untersegelgehen. Da die Verhältnisse auf beschränkten Gebieten überall variieren, so lassen sich keine festen Regeln geben. Die Praxis muß den Segler lehren, auch die geringste Veränderung von Wind und Wetter zu erkennen und sich durch allerlei Anzeichen am Land oder die schon oben erwähnten Wasserstreifen ein genaues Bild des jeweiligen Standes der Witterung zu machen.

Vor längeren Ausflügen mit dem Segelboot studiere man die überall aushängenden Wetterberichte und Barometer; man wird bald lernen, auch als Laie aus ihnen richtige Schlüsse abzuleiten.

309. Reefen. Niemals wird sich der tüchtige Segler — wie so oft der Laie! — genieren, zu reefen, falls es ihm nötig scheint. Bei sehr starker Brise alle Segel ungereeft zu führen, ist ein Leichtsinn, der dem Vergnügen des Unkundigen, ein Ruderboot ins Schaukeln zu bringen, entspricht. Es ist keine Torheit und durchaus kein Mangel an Mut, wie eben wieder nur Laien behaupten können, lieber eine Stunde zu früh als eine Minute zu spät zu reefen. Man wird daran nur erkennen, daß ein Mann das Boot führt, der Wind und Wetter kennt und sie sich richtig zunutze macht, statt ihnen übermütig zu trotzen. Außerdem hält ja das Boot die Windstärke nur bis zu einem gewissen Grade aus; es gehört zur Kunst des Segelns, genau abschätzen zu können, wann dieser Grad erreicht ist. Und dann reeft man eben; das Boot, das vor dem Reefen zu sehr überlag, d. h. zu tief mit der Seite ins Wasser gedrückt war, wird sich nach der Erleichterung des Segeldrucks wieder aufrichten und seine Geschwindigkeit wird zunehmen. Die kleinere Segelfläche ist also in diesem Falle von Vorteil.

Den richtigen Zeitpunkt fürs Reefen zu finden, muß sich jeder Segler angelegen sein lassen. Bald wird er lernen, daß durch eine zu starke Krängung, d. h. Ueberliegen des Schiffes, der Wind die Segel nicht mehr senkrecht, sondern in einem kleineren Winkel trifft und dadurch seine Wirkung für die Vorwärtsbewegung vermindert wird; es sei denn, daß das Boot bei sehr vollen Uebermasserformen durch die tief einschneidende Leeseite näher an den Wind gedrückt wird und dadurch höher liegen kann. Das Reefen vollzieht sich am einfachsten und müheloseſten, wenn man das Boot in den Wind schießen läßt oder doch so hoch am Wind steuert, daß die Segel lose kommen. Man bindet unter gleichzeitigem Fieren der Fallen die Reefe mit den Reefbändseln ein oder dreht, falls Pa-

tenteinrichtung vorhanden, den Baum um seine Längsachse, so das Segel um ihn aufwickelnd. Schooten und Halsen werden in die für sie vorhandenen Kauschen verhakt, danach das Segel wieder aufgestreckt und dann geht man wieder auf den alten Kurs. Ist man allein im Boot, so fiere man das Großsegel mit alter Reefeinrichtung zunächst ganz herunter, das Boot so lange vor dem Klüver treiben lassend. So kann man die Arbeit ruhiger und gründlicher machen; danach reeft man den Klüver und setzt dann nach ihm das gereefte Großsegel wieder.

310. Kreuzen. Will man ein in der Windrichtung nach Luv gelegenes Ziel erreichen, so muß man kreuzen, d. h. man geht von einem Bug auf den andern über und zwar so oft, bis man den Punkt erreicht hat. Den Weg, den man von einem Bug bis zum andern macht, nennt man einen „Schlag". Je nach der Windstärke wie nach der Breite des Fahrwassers handelt es sich um kürzere oder längere Schläge. Der Bug, der am schnellsten zum Ziel führt, heißt der „Streckbug". Das Kreuzen besteht also in einer Zickzacklinie, in der man bei einem guten Boot in einem Winkel von 45 Grad gegen den Wind segelt. Man unterscheidet je nach dem Stand des Segels zwischen „Steuerbordschlag" und „Backbordschlag"; ein Schlag wird nach der Seite benannt, auf der das Segel steht.

Um nun auf den andern Bug zu kommen, hat man zweierlei Möglichkeiten, entweder „wendet" man oder man „halst".

a) Wenden. Beim Wenden oder Ueber-Stag-gehen, geht man gegen und durch den Wind. Dazu wird das Ruder in Lee gelegt und so das Boot so lange gegen und durch den Wind gedreht, bis es über den neuen Bug abfällt. Man schrickt die Schooten der Vorsegel auf, damit Stagfock und Klüver lose kommen. Die Großschoot läßt man steif angeholt stehen oder holt, bei schlecht wendenden Booten, mit ihr den Baum bis mittschiffs. Die Segel werden zu schlagen beginnen, sobald der Wind recht von vorn kommt; durch das in Lee liegende Ruder dreht nun das Boot weiter und allmählich wird der Wind von der andern Seite in die Segel fallen. Man läßt nun das Großsegel übergehen, holt danach die Klüverschoot über den neuen Bug an und kommt mit dem Ruder auf, sobald die Segel voll stehen und das Boot seine durch die Wendung verlorene Fahrt wieder aufnimmt. Je schneller und gewandter diese Manöver ausgeführt werden, desto weniger wird an Fahrt eingebüßt. Die Größe des Viertelkreises, den man beim Wenden beschreibt, hängt nicht nur von der Form des Bootes, sondern auch vom Ballast und Eigengewicht desselben ab. Je größer beide sind, desto stärker wird auch die Fahrt sein und desto größer kann der Bogen werden. Was man an Zeit durch den weiten Weg verliert, gewinnt man reichlich an Höhe wieder.

Ein richtig „gestautes" Boot würde auch wenden, ohne daß man die Segel rührt; man tut es dennoch, um das Wenden zu beschleunigen und gleich wieder auf die alte Fahrtgeschwindigkeit zu kommen.

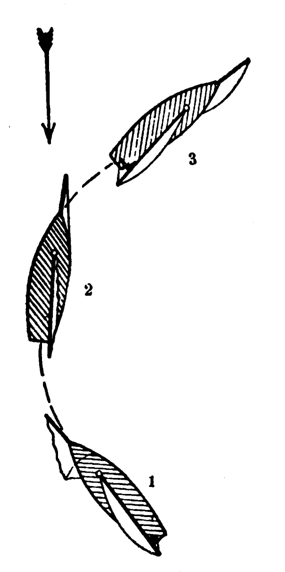
Die verschiedenen Kommandos zum Wenden lauten:

„Klar zum Wenden!"

Die volle Fahrt wird beibehalten und jeder steht klar bei der Schoot, die er bedient.

Bei „Rhe!" legt man das Ruder langsam in Lee, die Großschoot wird aufgeholt und die Klüverschoot losgeworfen.

„Hol über!“ bedeutet, die Klüverschoot überzuholen und auf der anderen Seite zu belegen, die Großschoot wird aufgefiert, um das Abfallen zu ermöglichen. Das Boot muß dabei voll im Wind liegen.

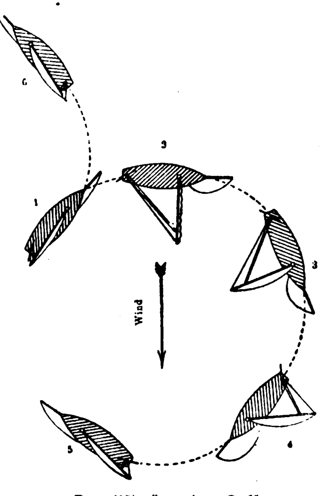


165. Wendemanöver.
1. Klar zum Wenden. 2. Rhe. 3. Hol über.
Aus Seglers Handbuch. Verlag Wassersport, Berlin.

Bei „Klar Deck!“ wird das Ruder etwas aufgelegt, das Tauwerk geklart und die Segel richtig gekantet.

Das Textbild veranschaulicht deutlich, wie das Boot wendet, das Segel übergeht und das Boot über den neuen Bug abfällt.

b) **Halsen.** Das Halsen ist ein bedeutend schwierigeres und oft nicht ungefährliches Manöver. Beim einfachen Vergnügungssegeln wird es deshalb auch nur dann angewandt, wenn bei schlechtem Wetter das Wenden versagen sollte. Bei Regatten halst man dann und wann beim Runden des Markbootes oder der Boje, führt oft jedoch nur die ersten Teile: das Abfallen oder das Uebergehenlassen des Baumes aus, je nach der Richtung des nach dem Runden einzuschlagenden Kurses. — Statt wie beim Wenden durch den Wind zu gehen, fällt man nach Lee ab und beschreibt einen vom Winde abgewendeten



166. Das Manöver des Halsens.
1. Klar zum Halsen. 2. Auf das Ruder. 2. Klar zum Schiften. 4. Rund achtern. 5. Beim Wind überall. 6. Klar Deck.
Aus Seglers Handbuch. Verlag Wassersport, Berlin.

Dreiviertelkreis. Das Halsen kostet also außer den bedeutend stärkeren Ansprüchen, die an Segel und Tauwerk gestellt werden, fast die doppelte Zeit wie das Ueberstaggehen. Das Boot muß bis vor dem Winde abfallen, die Schooten müssen übergeholt und dann über den neuen Bug bis an den Wind angeluvt werden.

Die Kommandos zum Manöver des Halsens lauten: „Klar zum Halsen!" Das Leegroßbackstag wird losgeworfen, die Großschoot zum Fieren klargehalten.

Bei „Auf das Ruder!" wird das Ruder hart aufgelegt und die Großschoot gefiert, damit das Großsegel „lebend" bleibt und für den Augenblick keinerlei Einfluß ausübt.

„Klar zum Schiften!" mahnt die Leute zum Aufpassen. Man gibt dies Kommando erst, wenn der Wind direkt von achtern kommt, das Luvbackstag wird überholt und das Leebackstag mit dem Herumholen des Großsegels steif gesetzt. Die Großschoot wird von allen übrigen Händen allmählich wieder mit durchgeholt. Dies hat den Zweck, zu verhindern, daß das Großsegel noch mit loser Schoot übergeht, weil hierbei sehr leicht Havarien durch Brechen von Blöcken, Schoot usw. entstehen.

„Rund achtern!" bedeutet, den Großbaum übergehen zu lassen; der Wind muß dazu schon über den neuen Bug kommen. Die Großschoot wird langsam ein wenig mitgefiert, bis das Segel wieder am Wind über den neuen Bug steht und mit dem Ruder wird aufgekommen. Das neue Luvbackstag wird angeholt, das Leebackstag losgeworfen.

„Beim Wind überall!" heißt, daß alle Schooten getrimmt werden müssen, um sofort wieder hoch am Wind liegen zu können.

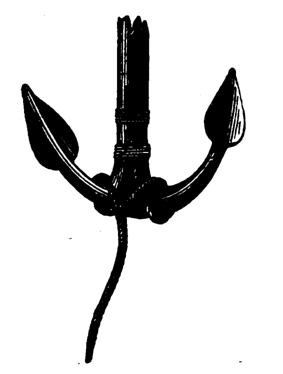
Bei „Klar Deck!" wird das Tauwerk aufgeklart.

Aus der Beschreibung wie dem eingefügten Textbild, das auch dieses Manöver klar illustriert, sieht man, um wieviel schwieriger und zeitraubender das Halsen ist als das Wenden. Man sollte es, besonders bei kleineren Booten, die den heftigen Bewegungen beim Uebergehen des Großsegels oft schlecht standhalten, nach Möglichkeit vermeiden, kann das auch häufig, indem man, wie beim Wenden, durch den Wind geht und dann erst den Dreiviertelkreis beschreibt.

311. Beidrehen. Will man aus irgend einem Grunde die Fahrt unter Segel hemmen, so „dreht man bei"; das Boot wird durch das Backholen des Klüvers verhindert, anzuluven, am Abfallen hindert das Großsegel. Die Wirkung beider Segel hebt sich dadurch gegenseitig auf. Man dreht bei, z. B. um auf ein anderes Boot zu warten, um etwas am Ballast oder an der Takelage in Ordnung zu bringen oder um sich vielleicht vor einem Unwetter ins Schilf zu retten. Doch ist das nur dem Segler zu raten, der genau weiß, was seine Segel aushalten. Kleinere Boote und Anfänger sollten bei aufziehendem Gewitter auf stark einsetzende Böen lieber sofort die Segel bergen. Selbstverständlich richtet sich auch die Stellung der Segel beim Beidrehen nach dem Bau und der Stabilität des Bootes.

312. Vor Anker gehen. Will man vor Anker gehen, so muß das Boot noch Fahrt voraus oder achteraus haben, damit die Kette nicht auf den Anker fällt und ihn unklar macht. Man rechnet drei- bis vierfach mehr Kette als die Wassertiefe beträgt, bei schlechtem Wetter sieben- bis neunmal so viel. Dadurch wird der Anspruch an den Anker bedeutend verringert, da die ziehende Kraft erst das Gewicht der Kette heben muß, ehe der Anker getroffen wird. Es ist immer ratsam, am Anker eine kleine Boje oder sonst irgend etwas Schwimmbares zu befestigen, das den Platz des Ankers angibt, ihn auch, falls man aus irgend einem Grunde ihn „schlippen", d. h. die Kette kappen

muß, leicht wiederfinden läßt. Die Boje wird an einer Leine befestigt, deren Länge der Wassertiefe entspricht und die durch ein Webeleinsteek um den Anker gelegt wird. Gewöhnlich schießt man zum Ankern in den Wind, um die Hauptgeschwindigkeit aus dem Boot zu bekommen, und wirft den Anker, wenn das Boot gerade noch Fahrt voraus hat oder zu sacken anfängt.



167. Webeleinsteek. Aus Seglers Handbuch. Verlag Wassersport, Berlin.

Hat man mit Strom zu rechnen, so wird das Ankern komplizierter. Ist der Strom entgegenlaufend, so beachte man, daß man mehr Fahrt als gewöhnlich beim Ankern behalten muß, um bis an den gewünschten Ankerplatz zu gelangen. Bei Strom zu Luv birgt man das Großsegel erst, wenn das Boot querab vom Ankerplatz liegt und legt dann das Ruder in Lee; bei Strom zu Lee werden die Vorschooten losgeworfen, Klau- und Piekfall weggefiert, das Ruder in Lee gelegt und das Vorsegel niedergeholt.

Hat man auf ungeschütztem Ankerplatz schlecht Wetter zu befürchten, so halte man alles bereit, um eventuell den Anker gleich schlippen zu können. Man hält die dicht gereeften Segel klar zum Setzen und befestigt an einem Glied der Ankerkette, am besten an ihrem Tamp, eine Boje, wobei zu beachten ist, daß die Kette vorher so klar zu sehen ist, daß sie ausrauschen kann, ohne durch die Boje behindert zu werden. Die Boje dient zum bequemeren Wiederfinden der Kette. Man gehe nicht erst im letzten Moment unter Segel, da dies um so schwieriger ist, je gröber der Wind wird. Zwei Anker auszuwerfen, ist oft nicht sicherer als vor einem zu liegen; denn die Ketten tragen nicht immer gleich; besser ist es, bei schlechtem Wetter auf einen Anker möglichst viel Kette zu stecken und den zweiten für alle Fälle bereit zum Fallen zu halten. Zwei Anker sind nur dort



168. Mooringschäkel. Aus Seglers Handbuch. Verlag Wassersport, Berlin.

nötig, wo das Boot keinen Raum zum Schwojen hat, d. h. um den Kreis zu beschreiben, den es unter dem Einfluß von Wind und Strom um den mit langer Kette ausliegenden Anker macht. Um zu verhindern, daß sich die beiden Ankerketten

vertörnen, benutzt man einen Mooringsschäkel.

313. **An die Boje gehen.** Auch der Boje naht man sich von Lee und berechnet die Fahrtgeschwindigkeit genau, um nicht über die Boje fortzuschießen, noch ein Stück ab von ihr die Fahrt zu verlieren und an ihr zum Stehen zu kommen. Ein gutes Bojenmanöver erfordert genaue Kenntnis des Drehkreises und des Fahrtmoments des Bootes und ist besonders schwierig und viel Geschick erfordernd.

Statt das Boot für gewöhnlich an eine schwimmende Boje zu legen, sollte man sich lieber eine sogenannte Mooring herstellen lassen; bei der schwimmenden Boje sind Zusammenstöße mit dem Boot nicht zu vermeiden. Die Mooring ist ein starker Zement- oder Betonblock, an den eine eiserne Kette in einen Ring geschäkelt wird. Die Kette hat wie beim Anker ungefähr die dreifache Länge der Wassertiefe und trägt an ihrem letzten Glied eine kleine, mit einem Ende befestigte Boje, um das leichtere Auffischen zu ermöglichen. Natürlich muß das Ende stark genug sein, um die Kette in die Höhe ziehen zu können.

Seemannschaft und Navigation.

314. **Seemannschaft.** Unter Seemannschaft versteht man das durch Erfahrung in See gesammelte hauptsächlich praktische Wissen; unter Navigation die Steuermanns- oder Schiffahrtskunde, d. h. die Wissenschaft der Schiffsführung und Schiffsortsbestimmung auf See mit Hilfe von Kompaß, Logg und Lot und von Landobjekten, Seezeichen und Gestirnen.

Was muß der Segler von beiden wissen?

Von Seemannschaft wie von Navigation können auf diesem Raume nur einzelne Punkte angegeben werden; solche, die auch für den Amateursegler von Wichtigkeit sind.

Für die Seemannschaft kämen vor allem allerlei Winke für Ereignisse in Frage, die auf Binnenwässern selten, auf See häufiger vorkommen.

315. **Wenden und Halsen bei Seegang.** Beim Wenden wie beim Halsen ist sowohl zum Abhalten wie zum Anluven die stets einsetzende Pause nach mehreren schweren Seen abzuwarten, weil es ungünstig ist, wenn gerade das in der Wendung liegende, also wenig Fahrt machende Fahrzeug von gröberen Seen getroffen wird. Vor der Wendung steuere man zunächst etwas vollere Segel, damit das Boot tüchtig Fahrt bekommt. Dann beginne man das Manöver wie üblich und beachte ein besonders sorgfältiges Bedienen der Vorsegelschooten, damit die losen Segel nach der Wendung nicht unnötig lange schlagen. Oft ist es gut, die Stagfock erst übergehen zu lassen, nachdem das Boot über den neuen Bug abgefallen ist, weil häufig eine See das Boot über den alten Bug zurückwirft. Hierbei entstehen dann leicht Schäden am Vorgeschirr.

Beim Halsen wird der Großhals aufgeholt, ehe man abhält; bei „Klar zum Schiften!“ die Piek weggefiert und die Leedirk geholt; bei „Rund achtern!“ das Piekfall klargelegt zum Holen, die andere Dirk losgeworfen und die Piek wieder aufgeholt; Großschoot angeholt und zuletzt Großhals heruntergesetzt. Dies ganze hat den Zweck, die Segelfläche während des Halsens zu verkleinern und so das Manöver ungefährlicher zu machen.

316. **Bö auf See.** Liegt man „am Wind“: Vorschooten auffieren,

das Boot soweit anluven lassen, daß ein Teil seines Druckes aus dem Großsegel kommt. Man vermeide es, die Segel lose zu steuern, weil dann das Boot zu viel Fahrt verliert, daher dem Ruder schlecht gehorcht und später nach dem Wiederabfallen daher nicht steuert und bei einer neu einfallenden Bö kentert oder Havarie erleidet. —

Wird das Boot „vor dem Wind“ von einer Bö überrascht, so müssen als erstes Piekfall und Großschoot losgeworfen werden. Dadurch fällt das Boot wieder ab, falls es in der Bö luvte und kommt wieder vor den Wind; jetzt fiert man die Vorschooten und holt den Großhals auf. Bei andauernd hartem Wind steckt man Reefen ein und setzt in Lee eine Stoßtalje, um das Schlagen des Großbaumes oder sein Uebergehen beim Schlingern zu verhüten.

317. **Lenzen.** Wenn man „lenzt“, d. h. platt vor Sturm und See läuft, so ist eine gereefte Breitfock, d. h. ein Raasegel an fliegender Raa und ein Sturmklüver mit angeholter Schoot das beste. Hat man keine Breitfock, so lenzt man vorm abgefierten Trysegel und birgt das Großsegel. Dazu wartet man wieder einige schwere Seen ab, luvt auf und holt Großschoot und Vorschooten an. Ist man am Wind, so werden Piek- und Klaufall gefiert, die Stagfockschoot zu luvward geholt und beigedreht, bis das Großsegel geborgen ist und das statt seiner zu setzende Trysegel oben ist.

318. **Beiliegen.** Auch beim Beiliegen auf See wird das Trysegel gesetzt; und zwar bei einer Yawl Trysegel und Stagfock, beim Schoner Großtrysegel und Sturmstagsegel. Beim Lenzen wie beim Beiliegen werden Luks und Cockpit mit wasserdichten Presennings gedeckt oder verschalkt. Ueber die Luks kommen zuerst festschließende Deckel; über das Cockpit, das bei größeren Booten gegen die übrigen Räume abgeschlossen sein muß, gewölbte Bretter. Bei Windstille versucht man das willkürliche Schlagen der Segel und Enden möglichst zu verhindern. Die Piek wird heruntergefiert, der Klüver niedergeholt und der Großbaum durch eine Stoßtalje abgestützt, bis neue Brise einsetzt. Nacheinander werden dann die Stoßtalje losgeworfen und Klüver und Piekfall geheißt.

319. **„Auf Legerwall“.** Ein Fahrzeug befindet sich „auf Legerwall“, wenn Wind und See oder Strömung es auf den Strand zu setzen drohen. Es bleiben dem Schiff in dieser üblen Lage nur zwei Möglichkeiten, die Strandung zu vermeiden, nämlich entweder durch Setzen von mehr Segeln und dadurch durch Vermehrung der Fahrt Seeraum zu gewinnen, d. h. sich frei zu kreuzen von den gefahrbringenden Sänden, oder zu ankern. Man reeft also zunächst aus oder setzt Gaffeltoppsegel und sonstige Beisegel. Setzt der Wind diesem Segelpressen ein Ende, so bleibt nur noch unter gleichzeitigem Segelbergen das Ankern nach. Da es beim Abreiten eines derartigen auflandigen Sturmes besonders auf Halten der Anker ankommt, so tut man gut, den Anker, vor dem man — natürlich mit möglichst langer Kette — liegen will, zu „verkatten“ oder zu „verwarpen“. Man verbindet den Buganker vor seinem Fallen durch eine starke Leine oder ein Stück Kette mit dem meist an Bord befindlichen leichteren Warpanker oder sonst irgend einem schweren, nicht schwimmenden Gegenstande, Rosteisen, Ballasteisen, Steinen und fiert diese Hilfsverankerung zuerst ins Wasser; danach ankert man wie sonst und steckt die

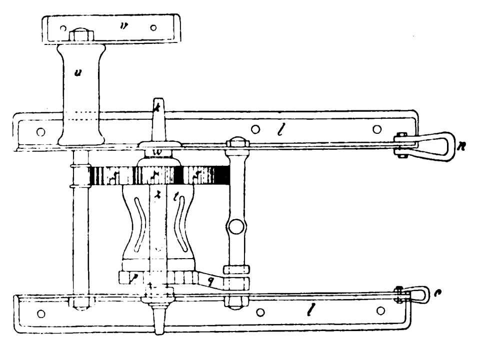
Kette vorsichtig aus, so daß sie immer steif bleibt und trägt, um ihr Brechen beim Loskommen durch Einrucken möglichst zu vermeiden. Die Haltbarkeit des Bugankers wird durch diese Verankerung wesentlich erhöht.

Danach erleichtere man die Takelage, um den Windfang zu verringern, nehme die Stenge an Deck, oder entschließe sich unter Umständen zum Kappen der Masten.

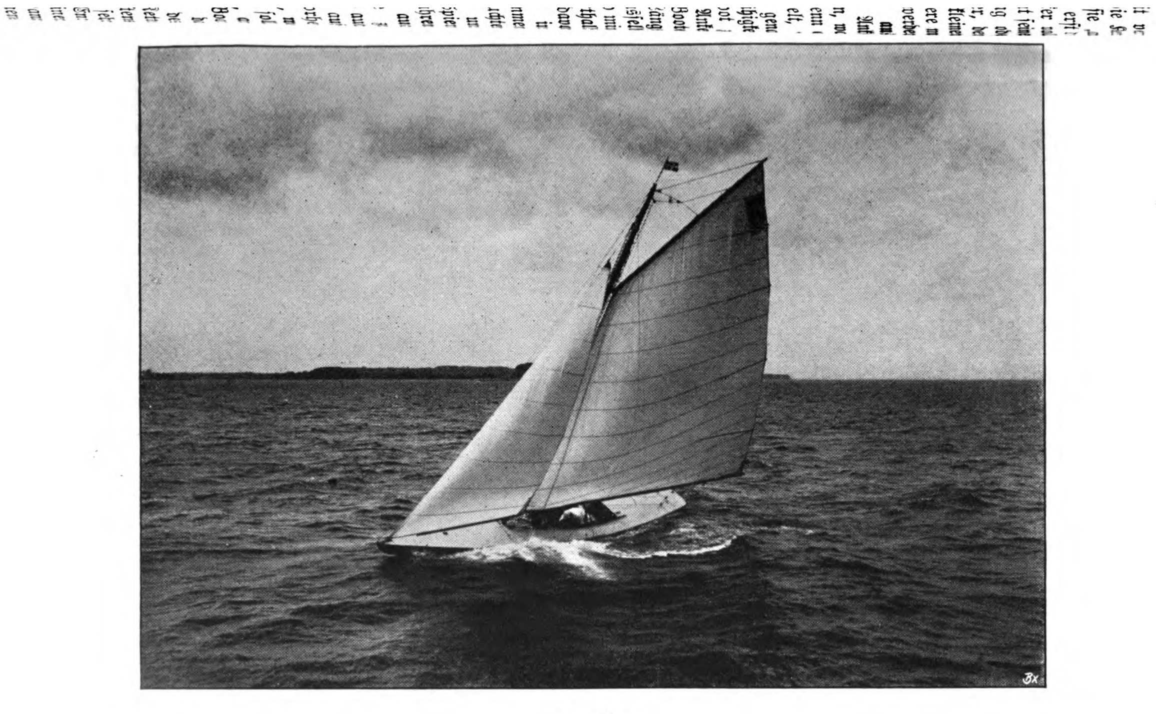
Treibt das Boot dennoch auf den Strand, so schlippe man gleichwohl die Anker nicht, damit das Boot nicht dwars auf den Strand geworfen wird. Es pflegt dann zu kentern und seine Insassen ertrinken. Brechen die Ketten, so bemühe man sich, durch Setzen eines Vorsegels das Boot vor dem Winde auf den Strand mit dem Vorsteven laufen zu lassen.

320. **Ankerlichten.** Zum Ankerlichten, das auf kleineren Booten mit der Hand geschieht, gebraucht man bei größeren eine Ankerwinde, eine Hebelvorrichtung. Das jetzt gebräuchliche Vertikal- oder Bratspill besteht aus einer horizontal liegenden Ankerwinde mit vertikalen Speichen. Sobald die Kette soweit aufgehievt ist, daß sie „auf und nieder“ steht, werden erst die Segel gesetzt, ehe der Anker vollständig gehievt wird. Er hat seinen Platz vorn auf der Reeling oder in einem besonderen Lager, dem „Schweinsrücken“, in den kleinere Anker mit der Hand, größere mit dem „Fischdavit“ gebracht werden.

321. **Anker mit Boot ausbringen.** Will man einen Anker mit einem Boot ausbringen, was keine Schwierigkeiten hat, wenn es sich um leichte Anker handelt, so muß man bei schwereren genau wissen, ob das Boot Tragfähigkeit genug besitzt. Ist das Boot zu schwach im Verhältnis zum Anker, so wird er nicht an Bord des Bootes genommen, sondern quer zur Längsachse des Bootes unter dasselbe gehängt. Von der Kette wird mindestens eine Länge der anderthalbfachen Wassertiefe gerechnet, davon möglichst viel ins Boot genommen, über die Duchten aufgeschossen und über eine Spiere zu Wasser gefahren. Ist das Boot auch für die Kette zu schwach, so wird auch sie außenbords aufgehängt. Vorher bringt man dort, wo geankert werden soll, ein Warp aus, an dem sich das Boot verholen kann, da das Gewicht des Ankers und der Kette das Rudern meistens ausschließt. Bei sehr schwerer Kette und größerer Entfernung muß ein zweites Boot einen Teil der Kette aufnehmen. Dann stecken die Boote die mitgenommene



169. Patent-Vertikalspill.
Aus Seglers Handbuch. Verlag Wassersport, Berlin.



„Wannsee."

Kette aus und zwar zunächst das nur mit der Kette beladene Boot die seinige, danach das Boot, das den Anker trägt, Kette und zuletzt den Anker.

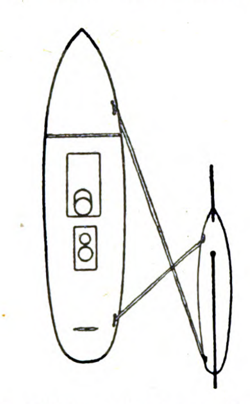
322. Auf Spring ankern. Auf Spring ankert man, wenn man das Boot dwars auf den Wind legen will. Spring heißt eine Leine, die an der Ankerkette oder am Ankerschäkel befestigt ist; sie wird von achtern außenbords an der Luvseite entlang genommen, vorn durch die Klüse geführt und am Ankerschäkel oder an der Kette befestigt.

323. Schleppen. Um ein anderes, größeres Boot zu schleppen und selbst unter Segel zu bleiben, belege man die Schlepptrosse nicht am Heck, weil dort das Gewicht und der Zug die Manövrierfähigkeit zu sehr behindern, sondern um den Mast; am besten sind jedoch zwei Trossen, je eine an Backbord und Steuerbord, die das Gewicht gleichmäßig tragen. Das zu schleppende Boot wirkt dann wie ein zweites Ruder und kann durch Einholen und Fieren der Trossen beim Wenden das Manöver unterstützen.

324. Geschleppt werden. Wird man von einem Dampfer geschleppt, so kann dies längsseit mit zwei gekreuzten Leinen oder von achtern geschehen. Längsseit ist zwar das bequemere, macht aber das Ausscheren unterwegs unmöglich.

Beim Schleppen von achtern muß man genau im Kurs des Dampfers bleiben, damit jedes Hin- und Herschlagen des Bootes, eventuell auch das Brechen der Schlepptrosse vermieden wird. Beim Schleppen gegen den Wind kann man unterwegs die Segel setzen, um beim Loswerfen gleich an den Wind zu gehen. Die Schlepptrosse soll wie beim Selbstschleppen am besten um den Mast gelegt werden, nicht wie oft üblich um die Beting oder die Poller, um die die Ankerkette aufgeschossen wird.

Sollen gleichzeitig zwei Boote geschleppt werden, so ist es besser, sie nebeneinander als hintereinander zu legen. Die Boote scheren



170. Schleppen mit gekreuzten Leinen. Aus Seglers Handbuch. Verlag Wassersport, Berlin.

mit dem Ruder beim Schleppen dann so weit aus, daß sie sich nicht gegenseitig berühren.

325. Mann über Bord. Bei dem Ruf Mann über Bord! ist die erste Bedingung für alle im Boot Befindlichen absolute Ruhe und Geistesgegenwart zu bewahren. Strenger denn je ist nur auf die Kommandos des Skippers oder Steuerers zu achten. Die Rettungsbojen müssen immer klar und leicht zur Hand sein. Eine Boje ist sofort, wohlgemerkt, nicht über Bord, sondern dem im Wasser Liegenden zuzuwerfen. Kleinere Boote werden wenden, das Großsegel lebend halten und dadurch, daß die Klüverschoot belegt bleibt, der Klüver also backt, nach Lee abfallen und so auf den über Bord Gefallenen zutreiben, bei dessen Anbordnahme sorgfältig zu beachten

ist, daß nicht weiterer Schaden dadurch entsteht, daß mehr Menschen als nötig hierbei hilfreiche Hand leisten. Die übrigen noch im Boot Befindlichen sollen sich an der anderen Bordseite des Gegengewichtes wegen aufhalten. Größere Jachten, die schwerer zu manövrieren sind und deren Fahrt nicht so leicht zu stoppen ist, setzen lieber ein Boot aus und zwar sobald die Wendung ausgeführt ist und sich die Fahrt etwas verlangsamt hat; man nimmt das Luvboot, da es nach dem Wenden der Jacht zum Leeboot wird. Jeder Segler sollte dies wichtige Manöver des Bojeauswerfen und -einfischen so oft üben, daß im Augenblick der Gefahr kein Moment mit Zaudern, Ueberlegen und womöglich falschen Kommandos verloren geht.

326. **Kielholen.** Muß ein Boot zu Kiel geholt werden, d. h. soweit zur Seite gehievt, daß der Kiel freiliegt, so benutzt man dazu einen Prahm, das sogenannte Kielfahrzeug, oder macht es mit einer Winde von Land aus. Die Ursache zum Kielholen kann sowohl eine Havarie wie eine notwendig gewordene Bodenreinigung sein. Vollzogen wird es, indem man am Top, dem oberen Ende des Mastes, einen schweren Block lascht; ein zweiter Block ist am Kielprahm in einem Kettenstropp fest; durch beide Blöcke schert man das Kielgien und holt mit diesem den Top herunter, man „krängt" das Boot. Selbstverständlich muß jeder Ballast und jedes lose Gut entfernt und der Mast abgestützt werden; auf der heruntergefierten Seite geschieht dies durch Stützen, auf der andern mit schweren Takeln, sogenannten „Giens".

Die Stabilität der Jachten erschwert das Auf-die-Seite-legen des Fahrzeuges und kann leicht zu Brüchen des Mastes oder zum Leckspringen des Bootes führen. Wo irgend angängig, holt man daher das Boot auf ebenem Kiel in ein Dock oder auf ein Slip.

327. **Brüche und Beschädigungen.** Bricht bei schwerem Seegang das Ruder oder wird es gar vollständig fortgeschlagen, so fertigt man sich ein Notruder an. Hierzu benutzt man den Spinnakerbaum, nagelt an seine eine Nock einige Bretter, lascht ihn danach über das Heck und steuert mit am Ruderblatt aufgesteckten Sorgleinen, deren Bedienung man durch Arbeitstaljen erleichtern kann. Bei größeren Jachten, die statt der Ruderpinne ein Steuerrad haben, also eine Uebertragung durch Zahnrad und Welle, ist es natürlich schwerer, Schäden dieser Art auszubessern.

In See wird man nach Möglichkeit mit den Segeln weitersteuern und Schlepperhilfe requirieren, sobald ein anderes Schiff in Sicht kommt, unter bewohnter Küste ankern und durch ein an Land geschicktes Beiboot Hilfe holen. Gut ist es immer, das Rudergeschirr bei aufkommendem schlechten Wetter vor Beschädigung zu schützen, indem man ein Steuerrad mit mindestens 2 Mann besetzt. Ist statt des Rades eine Ruderpinne vorhanden, so setzt man Rudertaljen auf dieselbe; sie erleichtern die Bedienung und unterstützen das Material besser als es die Faust des Steuernden allein vermag.

Ist die Klüvernock gebrochen, so wird der Klüver niedergeholt, ein Steertblock für den Klüveraushole: angebracht und ein anderer kleinerer Klüver gesetzt; ist dagegen der Klüver dicht vor der Brille gebrochen, so dreht man bei, fiert die Großschoot auf und holt die Stagfockschoot zu luvward.

Unter den Klüverbaum, der nun zu Lee treibt, nimmt man vorn

und achtern ein Schrottau durch, holt den Klüver nieder, hakt ihn aus dem Ausholerring und schrotet den Klüverbaum nun über, keilt ihn zwischen den Betings fest und setzt nach der Größe des gebliebenen Stumpfes einen neuen Klüver.

Ist der Mast gebrochen, so geht man sofort in den Wind und wirft einen Treibanker, Spiere mit Leine, aus. Die Segel und das laufende Gut werden geborgen, Baum und Gaffel übergeholt. Ist der Mast nicht allzuschwer, so versucht man ihn mit unter ihm durchgenommenen Tauen an Bord zu schroten. Je nachdem der Mast gebrochen, wird er entweder, wenn noch ein Stumpf stehen geblieben ist, an diesen gelascht; oder, falls er direkt über Deck gebrochen ist, wird ein Bock aus zwei Spieren, man kann Klüverbaum und Spinnakerbaum dazu nehmen, aufgetakelt und der Mast mit diesem wieder eingesetzt. Das Großsegel erhält soviel Reefe, wie es der Verkürzung des Mastes entspricht.

Sind Gaffel oder Baum gebrochen, so wird das Trysegel gesetzt, falls Gaffel oder Baum nicht zu laschen sind.

Bricht die Stenge und kommt von oben, so birgt man zuerst das Topsegel, schert das Gut aus, bringt die Stenge auf und nieder an die Leewanten, streift das Gut ab und läßt es durch einen Mann am Eselshoofd, der Verbindung von Mast und Stenge, zeisen.

328. Navigation. Von der Navigation muß der Segler ebenfalls so viel wissen, daß er auf See nicht hilflos ist; ja, ohne jede Kenntnis der Navigation sollte das Binnenwasser nicht verlassen werden.

Die astronomische Navigation ist ein für diese Ausführung zu umfangreiches Gebiet. Sie umfaßt die Längen- und Breitenberechnung nach Gestirnen, Berechnung von Stand und Gang der Chronometer, Bestimmung der Kompaßdeviation, Berechnung der Gezeitenströmungen und anderes mehr. Gelehrt wird sie auf den in den meisten größeren Küstenstädten vorhandenen Navigationsschulen, und ihre Kenntnis ist unentbehrlich für den Jachtsegler, der sich auf den Ozean hinauswagen will.

Hingegen sollte ein jeder Segler von den Anfangsgründen der terrestrischen Navigation so viel wissen, daß er in einer Seekarte lesen und die unentbehrlichsten nautischen Instrumente — Kompaß, Logg und Lot — bedienen kann.

329. Seekarten. Die Seekarte ist ein Abbild der Erdoberfläche, auf dem der Seemann Ort und Weg des Schiffes darstellt. Eine in allen Punkten getreue Abbildung muß alle Flächen, Richtungen und Strecken den Verhältnissen an der Erdoberfläche entsprechend in verkleinertem Maßstab genau wiedergeben. Sie muß den Forderungen der Flächentreue, der Winkeltreue und der Abstandstreue gerecht werden — alle diese Bedingungen erfüllt aber nur der Globus. Der Seemann kann nun aber einen Globus nicht gebrauchen, er bedarf einer Darstellung der Erdoberfläche auf ebener Fläche: der Karte. Da die Karte nun nicht imstande ist, ein nach jeder Hinsicht richtiges Bild zu liefern, begnügt man sich, je nach dem Zweck derselben nur der einen oder der anderen Grundforderung streng nachzukommen und hierdurch entstehen dann die verschiedenen Kartenkonstruktionen. Je nach dem Zweck unterscheidet man Uebersichtskarten, Segelkarten, Küstenkarten, Sonderkarten und Pläne.

Sie alle enthalten eine Abbildung des Landes nur insoweit,

als diese für die Schiffahrt von Wichtigkeit oder verwertbar ist: die Landmarken. In der das Meer darstellenden Fläche der Karte hingegen finden wir eingetragen: die Wassertiefe, die Beschaffenheit des Grundes, Untiefen, Watten, Sände, Riffe und Klippen, Angaben über die Gezeiten, die künstlichen Hilfsmittel der Schiffahrt, die Seezeichen, Tonnen, Feuerschiffe usw. — Der richtige Gebrauch einer Seekarte ist nur dem möglich, der es versteht, die Karte zu lesen. Diese Orientierung darf nicht dann erst erfolgen, wenn die Karte zum Gebrauch auf dem Kartentisch liegt, sondern sie muß vorher, ohne Uebereilung, vorgenommen werden. Man studiere also vor dem Antritt einer Segelfahrt die Strecke, die man abzusegeln beabsichtigt — dies ist besonders wichtig bei den Vorbereitungen zur Regatta.

330. **Der Kompaß.** Der Kompaß, ein Instrument, welches im wesentlichen aus einer mit einer Windrose verbundenen, in der Horizontalebene freischwingenden Magnetnadel besteht, dient zur Bestimmung der Himmelsrichtung, zur Bestimmung und Innehaltung des Schiffskurses und der Bestimmung von Horizontalrichtungen zwischen Schiff und anderen Gegenständen, zum Festlegen des Schiffsortes. Er zeigt die Richtung des magnetischen Meridians an und soll unausgesetzt in einer bestimmten, hierdurch bedingten Lage verharren.

Beim Ankauf eines Kompasses achte man darauf, daß derselbe einer Ablenkung aus dieser Lage einen möglichst großen Widerstand entgegensetzt — man nennt diese Eigenschaft die „Ruhe" des Kompasses — und daß er ferner, aus dieser Lage abgelenkt, leicht und schnell wieder in dieselbe zurückkehrt — daß er „empfindlich" ist. Am empfindlichsten, nebenbei am billigsten, theoretisch am vollkommensten ist der „Trockenkompaß". Der „Fluidkompaß" dagegen, dessen Rose in einem mit Flüssigkeit gefüllten Kessel schwimmt, zeichnet sich durch eine größere „Ruhe" aus, ist daher für kleinere, leichter hin- und hergierende Boote empfehlenswerter.

Die Rose des Kompasses ist in die 360 Grade des Kreises, außerdem in die 32 „Striche" der Windrose eingeteilt. Zwischen je zwei ganzen Strichen sind die drei Viertelstriche angedeutet.

Diese 32 Striche auswendig, vor- und rückwärts, zu kennen und hersagen zu können, sollte eine Art Ehrenpflicht jedes guten Seglers sein.

331. **Das Lot.** Die Bestimmung der jeweiligen Wassertiefe ist eines der wichtigsten Erfordernisse für die sichere Schiffsführung, nicht allein als ein Mittel zum Vermeiden unmittelbar drohender Gefahr, sondern auch als wesentliche Hilfe zur Bestimmung des Schiffsortes. Sie geschieht mittelst des Lotes und heißt Loten. Mit dem Lot ermittelt man auch die Beschaffenheit des Meeresgrundes. Es ist daher meist mit einer Vorrichtung zum Heraufbringen der sogenannten „Grundprobe" versehen. Die Kenntnis der Grundbeschaffenheit ist als Orientierungsmittel bei unsichtigem Wetter von großer Wichtigkeit; die Art des Grundes ist daher auch in der Seekarte angegeben. Zur Ortsbestimmung bedarf man allerdings einer Reihe von Lotungen mit Grundproben und Zeitnotierung, welche man dann unter Berücksichtigung des Kurses und der Fahrt des Schiffes im Maßstab der Karte auf Pauspapier aufträgt. Die so

erhaltene Lotungslinie mit Grundbezeichnung verschiebt man solange in der Nähe des angenommenen Schiffsortes auf der Karte, bis sie sich mit einer entsprechenden Stelle dieser deckt.

Für eine Jacht oder ein Boot kommt nur das Handlot in Frage, ein Bleigewicht von 4—6 kg an einer 50 m langen Hanfleine, die von 2 zu 2 m mit bunten Marken versehen ist, in der Reihenfolge: schwarz, weiß, rot, gelb, Lederstreifen. 10 m hat einen Lederstreifen mit einem Loch, 20 m mit zweien usw.

Zum genauen Loten bringt man durch Anluven oder Beidrehen zunächst die Fahrt aus dem Boot und läßt dann das Lot auf den Grund fallen. Man fühlt die Grundberührung sofort, zieht die Leine straff, sodaß das Lot eben noch auf den Grund stößt, und liest nach der über Wasser befindlichen Marke ab, wieviel Leine ausgelaufen ist.

332. Das Loggen. Der Schiffsweg wird nach Richtung und Strecke bestimmt. Die Richtung zeigt der **Kompaß** an, die Strecke wird mit dem Logg gemessen. Die Maßeinheit hierfür bildet die Seemeile; die in einer Stunde zurückgelegte Wegstrecke, ausgedrückt in Seemeilen, wird als „Fahrt des Schiffes" bezeichnet. Diese in Seemeilen ausgedrückte Fahrt per Stunde ist angenähert gleich der Anzahl halbe Meter, welche das Schiff in der Sekunde zurücklegt. — Zur Fahrtbestimmung durch das Wasser gibt es verschiedene Arten von Loggs, und zwar: das gewöhnliche Logg, das Reelingslogg und Patentloggs. Auch kann man die Fahrt des Bootes über den Grund berechnen durch den aus der Karte entnommenen Abstand zweier Punkte (Seezeichen oder Landmarken) und die Zeit, die man zum Durchsegeln dieses Abstandes gebrauchte.

Kleidung, Ausrüstung und Verproviantierung.

333. Kleidung des Besitzers und der Mannschaft. Der Segler hat auf einfache, tüchtige Kleidung zu halten, die dem Wechsel der Witterung entspricht und von einer Farbe ist, die der scharfen Sonne und Luft widersteht. Ein Anzug aus dunkelblauem Cheviot, ein warmer gestrickter Troier, eine festsitzende Mütze und, sobald es sich nicht mehr um offene Boote, sondern um Jachten handelt, Schuhe mit Gummisohlen sind die nötigsten Bestandteile seiner Toilette, zu denen noch ein komplettes Oelzeug: Hose, Jacke und Südwester, käme. Der Schnitt, des Anzuges: ein loses, doppeltgeknöpftes Jackett und ein etwas weites, allen Bewegungen nachgebendes Beinkleid, sollte immer beibehalten werden. Ein sogen. „Tagesanzug" an Bord, womöglich mit Taille und langen Rockschößen, wirkt direkt lächerlich. Auf eleganten Booten wird ein Smoking oder ein Frackanzug mit an Bord genommen, den man bei den gemeinsamen Mahlzeiten im Hafen an Bord trägt.

Für Damen an Bord gilt ebenfalls als vornehmste Regel, sich so einfach und vernünftig wie möglich zu kleiden, vor allem jeden unnützen Putz und Besatz zu vermeiden, der durch Wind und Wetter leicht unansehnlich werden würde. Weiße oder dunkelblaue warme Kleider — auf See, besonders des Abends, ist es immer kühl —, warmes Unterzeug und vor allem: festsitzende Hüte oder Mützen sind Bedingung. Jeder Sport soll erzieherisch wirken, und auch die verwöhnteste Dame kann bei einigermaßen gutem Willen an Bord leicht lernen, ihre Ansprüche an Luxus und Komfort etwas zurückzuschrauben.

Für längere Fahrten ist auch für eine Dame ein imprägnierter Mantel oder ein Gummimantel eine Notwendigkeit.

Wer sich ein Boot halten kann und auch nur einer Hand zur Hilfe bedarf, sollte die Mittel anwenden, für eine anständige Ausrüstung des Mannes zu sorgen. Diese Pflicht wird oft vernachlässigt, während der Eigner einer Jacht natürlich für eine mehr oder weniger elegante Kleidung seiner Mannschaft Sorge tragen muß. Im Durchschnitt wird er jedem Mann zwei Anzüge, einen zur Arbeit und einen besseren, aus dunkelblauem Cheviot, zu geben haben; dazu kommt ein gestrickter Troier in beliebiger Farbe, dem quer über der Brust der Name des Bootes wie die Anfangsbuchstaben des Klubs, dem der Eigner angehört, eingewebt oder aufgenäht sind, ferner Mützen oder Hüte mit Namensbändern, gutes Schuhzeug: Segelschuhe aus Leinen und Lederstiefel, und für ganz grobe Arbeiten Leinenanzüge zum Schutz, sogen. „Hin- und Herbüxen", wie die Fischer sie im Norden tragen, und passende Jacken dazu. Das Unterzeug und Oelzeug hat der Mann selbst mitzubringen; zum Verstauen seiner Sachen sind Kleidersäcke, wie sie in der Marine Brauch sind, am rationellsten und nehmen am wenigsten Platz fort. Es ist in Deutschland im allgemeinen nicht Usus, wie in England und Amerika, dem für einen Sommer geheuerten Mann die ganze Ausrüstung zu schenken. Nimmt man ihn im nächsten Jahr wieder an Bord, so schafft man das Nötige oder Verbrauchte nach, hat also nur einmal die großen Anschaffungskosten. — Auch dem „Skipper", d. h. dem Ersten der Mannschaft, eventuell, wenn der Besitzer nicht selbst segelt, der Kapitän des Bootes, muß seine Ausrüstung, die aus Anzügen aus etwas besserem Tuch besteht, geliefert werden.

Zu vermeiden sind in der Kleidung der Mannschaft grelle Farben des Troiers wie der Kopfbedeckungen, nur bei Regatten sind gestrickte Rennmützen mit grellroten oder bunten Streifen gestattet. Auch ist es durchaus unseemännisch, zwei Sporte miteinander zu vermengen und das Boot wie die Leute Namen und Embleme eines andern Sports, der mit dem Wasser nicht das geringste zu tun hat, tragen zu lassen. Auch das kommt leider vor!

334. Ausrüstung des Bootes. Segel wie Takelage müssen in tadellosem Zustande sein, ebenso einige Extraleinen, die man für alle Eventualitäten, auch für eine Segelpartie von wenigen Stunden, mitnimmt. Ein Kanoe mit Cockpit genügt schon für einen längeren Ausflug; unter dem nachts über das Cockpit gedeckten Presenning ist ein angenehmes und warmes Schlafen; die Vorräte werden gleichmäßig nach ihrem Gewicht rechts und links vom Schwert im Schwertkasten verstaut oder zwischen die Bodenwrangen gelegt, wodurch ihr Hin- und Herrollen verhindert wird und sie gleichzeitig als Ballast wirken.

Bei Jachten teilt man den zur Verfügung stehenden Raum unter Deck in Räume fürs Wohnen und Schlafen — bei mittleren Booten ein Raum, da die Sofas nachts in Kojen verwandelt werden können — und in die Kombüse ein; alles übrige wird sorgfältig für Proviant, Segelkoje, Tauwerk usw. ausgenutzt. Die große Kunst ist, immer die Balance des Bootes zu berücksichtigen, besonders auch, daß beim Schlingern und Ueberliegen jede „Schlagseite", d. h. ein stärkeres

171. Schnitt durch eine kuttergetakelte 20-t-Kreuzerjacht.

Ueberliegen nach einer Seite durch ungleiche Gewichtsverteilung, vermieden wird.

Bei einer Jacht mittlerer Größe ist neben der Schlaf- und Eßkajüte ein kleiner Raum mit eingebautem Waschtisch und Klosett. Zur Kombüse ist eine direkte Verbindungstür. Die Ecken der Kajüte sind zu Kleider-, Geschirr- und Kartenschränken ausgenutzt, die Wandschränke über den Kojen zu Wäsche, Büchern 2c. Der Wassertank befindet sich unter dem Kajütsboden, die Segelkoje gewöhnlich achtern beim Ruder, Hängematten bezw. Kojen für die Mannschaften im Raum vor der Kombüse. Die Leute haben Anspruch auf Hängematte mit Matratze oder Koje und Wolldecken. Das Inventar wird in die Bootsmanns-, Zimmermanns- und Steuermannsinventarien geteilt, zu dem noch der Materialbedarf hinzukommt. Je kleiner das Boot ist, desto einfacher ist diese Ausrüstung. Sie wächst natürlich mit der Größe der Jacht.

Das Bootsmannsinventar für eine größere Jacht müßte umfassen:

2 Großsegel,
1 Sturmtrysegel,
2 Stagfock,
3 Klüver,
1 Gaffel } Topsegel,
1 Dreieck } Topsegel,
1 Spinnaker,
1 Flieger,
1 Breitfock,
1 Sonnensegel,
2 Schalkpresennings,
2 Bezüge für Großsegel und Stagfock,
Segelsäcke,
1 Buganker,
1 Warpanker,
1 kleiner Draggen,
120 m Ankerkette,
1 Ankerdavit mit Kattalje,
1 Ankerlichttalje,
2 Ankerbojen v. Kork,
2 Spillspaken, eisern,
1 Mooringsschäkel,
Schlippstopper,
2 Spannwanten,
1 Fockstag,
2 Backstagen,
1 Wasserstag,
2 Bugstagen,
1 Stengestag,
2 Stengewanten,
2 Stengebackstagen,
1 Stengenwindreep,
1 Vorder- } Standerf.
1 Mittel- } Boots-
1 Achter- } davits,
2 Festmacheleinen,
2 Warptrossen,
2 Marlspiker,
1 Bootsmannstuhl,
1 Kappbeil,
1 Kleid- } Keule,
1 Mus- } Keule,
Segelnadeln,
Segelhandschuhe,
2 Deckwaschpützen,
1 Deckwaschbalje,
1 Schlagpütze,
Korkfender.

Fürs Beiboot:

1 Bootsmast,
1 Spriet,
1 Sprietsegel,
1 Klüver,
1 Bootssonnensegel,
1 Bootsanker mit Leine.
2 Heißtroppen,
Wielings.

Für Steuermannsinventar braucht man:

1 Sextant,
1 Chronometer,
1 Fluidkompaß,
1 Aneroidbarometer,
1 Thermometer,
1 Doppelglas, Kieker,
1 Nebelhorn,
1 Patentlogg,
1 Lot mit 25 m Leine,
1 Parallellineal,
1 Zirkel,
2 Buglaternen,
2 Lauflaternen,
1 Ankerlaterne,
1 Nachtsignallaterne,
2 Kompaßlaternen,
1 Kajütslampe,
4 Rettungsbojen aus Kork,
1 Satz internation. Signalflaggen,
4 Nationalflaggen,
1 Lotsenflagge,
2 Klubstander,
Rennflaggen nach Bedarf,
2 Bootsflaggen,
4 Hängematten,
4 Matratzen } für Kojen,
4 Decken } für Kojen,
3 Bootskissen,
1 Stell-Tischzeug,
1 Bootsdecke,
Korkwesten (entsprechend der Kopfzahl an Bord),
1 kompl. Tischgeschirr für die Kajüte,
1 Satz Kochgeschirr,
1 Feuerzange } für die Kombüse,
1 Feuerschaufel } für die Kombüse,
1 kupfer. Rauchfang,
1 Nautische Tafel v. Domke,
1 Nautisch. Jahrbuch,
1 Berechnungsbuch,
2 Loggbücher,
1 Segelanweisung f. die Ostsee,
1 Segelanweisung f. die Nordsee,
1 internat. Signalbuch.
1 Jachtsignalbuch,
3 Seemannsordng.,
1 Loggtafel,
1 Leuchtfeuerverzeichnis,
1 Inventarienliste,
1 Rolle mit Schiffspapieren,
1 Mappe für Seekarten.

Das Zimmermannsinventar umfaßt:

1 Mast und Saling,
1 Stenge m. Flaggenknopf,
1 Klüverbaum,
1 Großbaum,
2 Gaffeln,
1 Spinnakerbaum,
1 Topsegelraa,
1 Breitfockraa,
1 Breitfockbaum,
2 eis. Bootsdavits,
1 Pumpenkolben,
1 Pumpenschlüssel,
2 hölzerne Ruderpinnen,
8 Sonnensegelstützen,
1 Flaggenstock,
1 Fallreeptreppe,
2 Fallreepstützen,
8 Stützen für Seereeling,
6 Farbentöpfe,
12 Farbenquäste,
4 Schalkbretter für Cockpit,
2 Hämmer,
6 Bohrer,
1 Axt,
1 Dechsel,
3 Sägen, verschied. Größe,
3 Hobel, verschied. Größe,
1 Meißel,
5 Schraubenzieher,
2 Kneifzangen,
2 Stemmeisen,
1 Klamei-Eisen,

1 hölzerner Hammer,	1 Bandmaß,
1 Lineal,	1 Zirkel,
1 Winkelmaß,	4 Schraper,
1 Lot,	1 Leimtiegel.

Fürs Beiboot:

8 Riemen,	1 hölz. Ruderpinne,
4 Bootshaken,	4 Sonnensegelstützen,
6 meff. Ruderkronen,	1 Oelfaß,
1 meff. Ruderjoch,	2 Bootswasserfässer.

Diese zum Inventar gerechneten Gegenstände werden durch den Gebrauch allmählich abgenutzt; zum Material gehören dagegen solche, die regelmäßig verbraucht werden. Es wären daher zum Bootsmannsinventar vorrätig zu halten:

Tauwerk, Segeltuch und Presennings, Blöcke, Haken, Kauschen, Schiemannsgarn, Hüsing, Kabelgarn, Takelgarn, Segelgarn, Flaggleine, Loggleine, Teer, Fett, Talg, Besen, Absetzer, Scheuersteine, Putzsteine, Twist, Oel;

zum Steuermannsinventar:

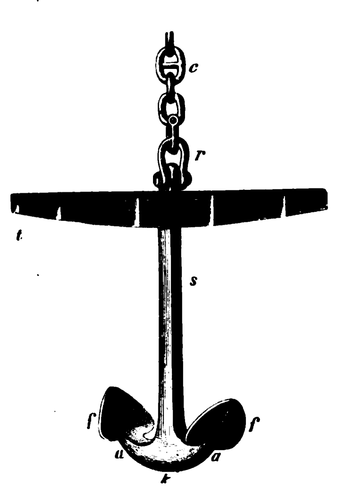
Lichte, Bleifedern, Seife, Nadeln, Zwirn und Flaggentuch;

zum Zimmermannsinventar:

Farbe, Firnis, Spieker, Nägel, Schrauben, Stifte, Leim, Werg, Kitt, Spiritus, Terpentin, Blech in Tafeln, Messing, Kupfernägel, Schmirgelpapier, Putzpresennings, Putzketten (nach „Seglers Handbuch").

Ergänzungen zu den gegebenen Tabellen, resp. Aenderungen wird der Segler selbst nach den ersten Fahrten vornehmen müssen, wenn er die Eigenschaften seines Bootes erkannt hat. Außer dem schon erwähnten Patentreef wird jetzt auch zum Reefen der Fock die Rollfock gebraucht, die beide durchaus nicht mehr als unseemännisch betrachtet werden. Ebenso ist der alte Anker modernisiert worden; zwar behält auch der gewöhnliche unbewegliche seinen Anhängerkreis, denn er hält gut und ist billig. Der neuere, bei dem Schaft und Arme durch Gelenke beweglich verbunden sind, bietet den großen Vorteil, daß die zum Grunde spitzwinklig stehenden Arme sich beide eingraben. Der Anker muß nach seinem Gewicht im richtigen Verhältnis zur Größe des Bootes stehen; der beste ist der, der größte Haltbarkeit mit geringstem Gewicht verbindet.

Die Glieder der Ankerketten werden durch sogenannte „Stege" verstärkt, die dem Recken der Ketten-



172. Anker. Aus Seglers Handbuch. Verlag Wassersport, Berlin.

glieder entgegenstehen. Um die Ketten nach Gefallen verlängern oder verkürzen zu können, sind „Schäkel" eingefügt, die sich durch eiserne Bolzen öffnen lassen und an denen zugleich die Ketten gemessen werden; von Schäkel zu Schäkel nennt man eine „Kettenlänge". Ankerketten sind unbedingt Ankertrossen vorzuziehen. Der Kompaß soll genau mittschiffs in der Kielebene stehen und möglichst nie vom Platze gerückt werden. Am

besten ist es, ihn auf einer Art feststehenden Säule einzulassen und ihn mit einer Schutzkappe von Messing, über welche bei schlecht Wetter und außer Gebrauch noch eine Presenning kommt, zu bedecken.

335. Verproviantierung. Für kürzere, auf Stunden oder auf einen Tag berechnete Ausflüge im kleinen Boot genügt der bekannte und beliebte „Futterkorb", der leicht seinen Platz unter einer Bank findet. Leicht zerbrechliches Geschirr ist natürlich zu vermeiden, ebenso halbflüssige Nahrungsmittel. Belegte Brötchen, ein paar Konserven und Getränke in gut verkorkten Flaschen werden dem auch bei kürzeren Touren sich einstellenden „Bärenhunger" genügen. Bei mehrtägigen Touren überlegt man sich genau, was zu kräftigen und reichlichen Mahlzeiten nötig ist; eine Kochgelegenheit wird dann ja auch meistens an Bord sein. Wenn nicht, genügt ein Spirituskocher, falls man nicht landet und sich ein Feuer machen wird. Konserven, die sich beim Oeffnen der Dose selbst wärmen, sind ebenfalls praktisch, aber ziemlich kostspielig. Man nimmt bei kleineren Fahrten ungefähr das Doppelte des nötigen Proviants mit, bei größeren mindestens das Dreifache, um für alle Fälle gesichert zu sein. Bei Touren für Wochen oder Monate ist es ratsam, den ganzen Bedarf an Kartoffeln, Mehl und Kolonialwaren, Fleisch- und Fischkonserven, Getränken, Butter und Schmalz an Bord zu nehmen. Ein Eisschrank wird dann auch meistens vorhanden sein, um leicht verderbende Sachen aufzubewahren; es ist bedeutend einfacher und billiger, in fremden Häfen höchstens dann und wann frisches Fleisch, Brot und einiges Gemüse einzukaufen. Auf jeden Fall hat man einen gehörigen Appetit aller Teilnehmer an Bord zu berücksichtigen und ebenso, daß auf See ein solides, gutgekochtes Essen besser schmeckt und besser bekommt, als auf die Dauer feine Delikatessen. Für die Leute wird, abgesehen vom „Skipper", der meistens mit am Tisch des Eigners speist, immer extra gekocht; und zwar setzt man entweder dem Koch pro Mann eine bestimmte Summe aus — nach heutigen Verhältnissen ungefähr 1,30—1,50 Mk. pro Kopf und Tag — oder man übernimmt die Verproviantierung selbst, kommt dabei durchaus nicht billiger davon, ist aber sicher, daß die Mannschaft gut genährt wird. In der Regel besteht die Hauptmahlzeit der Leute in einer Suppe mit hineingeschnittenem Fleisch, Gemüsen oder Kartoffeln, zu welchem Gericht meistens Konserven benutzt werden. Morgens und abends erhalten die Leute Kaffee oder eine Suppe; an Brot in der Hauptsache Hartbrot, an Schnaps täglich $1/5$ l Rum, welche Ration bei besonderen Anlässen, nach Siegen, schlecht Wetter oder grober Arbeit erhöht wird.

Fehlen sollte an Bord niemals ein Medizinschrank oder -kasten. Enthalten soll er außer in geringen Dosen vom Eigner zu verordnenden Mitteln wie: Opium, Chinin, Rizinusöl oder Bittersalz, Hoffmannstropfen und Wundsalbe, einige Mull- und Leinenbinden, um vorkommende Verwundungen kunstgerecht verbinden zu können. Der Eigner sollte einige chirurgische Kenntnisse besitzen, auch richtige Mittel bei der Wiederbelebung Ertrunkener anzuwenden wissen.

Indienststellung und Anmustern der Mannschaft.

336. Indienststellen des Bootes. Schon in den ersten warmen Früh-

lingstagen, wenn Flüsse und Seen eisfrei werden, überfällt den Sportsmann die Sehnsucht nach seinem Boot. Er weiß, daß auch bei dem bestüberwinterten Fahrzeug sich immer Reparaturen finden werden und denkt nicht daran, das Fahrzeug einfach aus dem Schuppen zu holen, es ins Wasser zu lassen, Segel zu setzen und wohlgemut davon zu fahren. Denn nichts ist fataler — oft auch verhängnisvoll — als unterwegs faule Holz- oder Eisenteile zu entdecken oder mürbe Schooten und Leinen zu fahren. An einem Boot muß von der obersten Nock bis zum Kiel alles in tadellosem Zustande sein. Der Anfänger sollte sich in den ersten Jahren bei dieser Musterung nicht allein auf seine eigenen Augen verlassen, sondern eines Erfahrenen Rat erbitten. Vor allem wird ein Boot, um genau untersucht werden zu können, aufs Trockene gebracht, größere kommen zu einschneidenden Umbauten oder Reparaturen ins Dock, sonst, wie die kleinen Boote, auf Helling. Bei den trotz aller Verbesserungen immer empfindlicher gewordenen modernen „Rennmaschinen" ist es sogar die Regel geworden, die Fahrzeuge auf dem Trockenen stehend und mit einem Schutzdach versehen, überwintern zu lassen.

Bei kleineren Booten sind Takelage, Spieren, Klüver, Mast, Pinne, Anker zu untersuchen, außenbords vor allem die Verbände, die eventuell nachgedichtet werden müssen und der Kiel resp. der Schwertkasten, in dem sich leicht Fäulnis bildet. Wünscht man die Farbe zu erneuern, was eigentlich jedes Jahr zu geschehen hat und die Oelfarbe außerdem die beste Erhaltung für das Holz ist, so muß zuerst sorgfältig die alte Farbe abgekratzt werden. Ganz neue Boote erhalten nur einen Lacküberzug, ältere, deren Außenbordswände nicht mehr tadellos aussehen oder schon geflickt sind, werden ein- bis zweimal gefirnißt, dann mit Oelfarbe gemalt. Die schönste, und nur scheinbar teuerste Farbe bleibt „weiß".

Die Revision der größeren Jachten ist natürlich zeitraubender, jeder Tank, jeder Winkel, jedes Werkzeug des Inventars und Materials muß geprüft werden. Falls die Jacht außenbords gekupfert ist und sich Falten im Kupfer zeigen, so ist es ein Beweis dafür, daß der Verband zu stark angestrengt ist. Die Laschungen am Vorder- und Achtersteven werden auf ihre Haltbarkeit hin geprüft, an Deck die Nähte, besonders beim Mast und zwischen den Backstagen. Das Deck der Jacht muß aus möglichst schmalen Planken zusammengesetzt sein; solches Deck sieht, sauber verkittet und richtig behandelt, am schönsten aus. Der Stolz des Jachteigners ist das weißgescheuerte Deck, das auf eleganten Booten niemals gestrichen wird — auf einfacheren, die mehr zum Tourensegeln dienen, wird es zuweilen mit Leinenstreifen belegt und dann gemalt, um jedes Lecken zu verhindern.

Die Reeling mit Messing zu verschalen oder auch außenbords als Abschluß einen Kupferstreifen laufen zu lassen, wirkt sehr hübsch. Kupfer und Messing sind überhaupt ihres schwereren Zersetzens wegen dem Eisen vorzuziehen; daher ist es auch vorteilhafter, statt des Eisenkiels einen aus Blei zu nehmen, der außerdem ein höheres spezifisches Gewicht hat, also von geringerem Umfang sein wird, als der eiserne.

Das Boot soll erst zu Wasser gelassen werden, wenn die äußere Farbe vollständig trocken ist. Daher beginne man rechtzeitig mit

der Instandsetzung und warte nicht mit den Vorbereitungen bis zum letzten Moment, besonders nicht, wenn als Erstes eine Regatta gesegelt werden soll. Der Segler muß sicher sein, daß sein Boot absolut „seeklar“ ist.

337. Anmusterung der Mannschaft. Das Nächste, um das man sich während der Instandsetzung des Bootes kümmert, wird die Anmusterung einer guten seetüchtigen Mannschaft sein. Führt der Eigner selbst, so braucht er als Ersten und Beaufsichtigenden seiner Leute nur einen „Bootsmann“; übernimmt er jedoch die Führung nicht selbst, so bedarf er eines „Kapitäns“ oder „Skippers“. In beiden Fällen ist die Mannschaft diesem Vorgesetzten absoluten Gehorsam schuldig.

Jeder in Dienst tretende Schiffsmann muß ordnungsmäßig angeheuert werden und steht unter der Jurisdiktion der Seemannsämter und unter der Disziplinarstrafgewalt des Führers. Früher war man für den „Skipper“ wie für geeignete Jachtmannschaft fast ausschließlich auf England angewiesen. Seit dem Wachsen unserer Marine wie der Verbreitung des Segelsports bildet sich allmählich auch in Deutschland ein gutes Material heran und da der Kaiser mit bestem Beispiel vorangegangen ist und für seinen „Meteor“ seit zwei Jahren einen deutschen Kapitän und deutsche Leute geheuert hat — nachdem seine englische Besatzung wiederholt geschlagen war — sollte jeder Deutsche ebenfalls seine Ehre dareinsetzen, nur mit deutscher Bemannung zu fahren. — Den „Skipper“ sollte man für ein Jahr heuern, damit er das Ueberwintern der Jacht überwacht, die Matrosen für die Dauer der Saison. Die Bedingungen für einen Jachtmatrosen sind nicht gering; als Erstes und Hauptsächlichstes soll er natürlich ein tüchtiger Seemann sein; aber man verlangt von ihm auch noch eine gute Figur, ein hübsches intelligentes Gesicht und gute höfliche Manieren. Daß er tadellose Papiere aufzuweisen hat, ist ferner durchaus wünschenswert. Man kommt beim Jachtleben viel mit den Leuten in Berührung und muß daher vorsichtig sein, wen man an Bord nimmt. Die Heuer für einen Jachtmatrosen ist bei diesen Ansprüchen an die Leistungen, das Aeußere und den Charakter des Mannes, auch bedeutend höher als für den Matrosen eines Kauffahrteischiffes; sie beträgt im Durchschnitt 70—80 Mark pro Monat; für den „Skipper“ je nach seiner Bildung und seinen Kenntnissen 100 Mark und darüber. Vom ersten Tage an nehme man die Mannschaft fest in die Hand, richte eine Tages- und Wochenroutine ein, d. h. eine regelmäßige Verteilung der Arbeiten und ebenso verteile man genau die „Rollen“. Daraus ersieht der Mann, welche Funktion ihm bei jedem Segelmanöver zufällt. Die Wache wird durch die Wachrolle verteilt; im Hafen hat der Mann 24 Stunden die Wache, in welcher Zeit er nicht von Bord darf und die Ankerlaternen, sowie die Flaggenparade besorgen muß; in See wird die Wache alle 4 Stunden abgelöst. Man dulde keine Trunkenheit und keinen rohen Ton an Bord und bestrafe Urlaubsüberschreitungen mit Urlaubsentziehungen. Auch hat man das Recht, Leute, die den Gehorsam verweigern, schmuggeln, sich einer nach dem Strafgesetzbuch zu ahndenden Tat schuldig machen, sofort zu entlassen. Zeigt sich ein Mann des Dienstes, den er übernommen hat, unfähig, so darf der Eigner ihn im Rang herabsetzen

und seine Heuer verringern, muß dies jedoch sofort ins Schiffsjournal eintragen; nicht unterworfen diesem Recht ist der Steuermann. Die Heuer wird den Leuten erst nach Beendigung der Reise oder des Dienstverhältnisses ausgezahlt. Doch hat jeder Matrose von 6 zu 6 Monaten Anspruch auf die Hälfte seiner Heuer. Kein Mann darf das Schiff ohne Erlaubnis des Kapitäns verlassen; ist für seine Rückkehr keine Zeit festgesetzt, so muß er vor 8 Uhr abends wieder an Bord sein. Jedem Mann ist bei der Abmusterung im Seefahrtsbuch die Dienstzeit wie seine Rangverhältnisse zu bescheinigen, über seine Führung muß, falls er es wünscht, ein Extraattest ausgestellt werden. Falls das Schiff die Flagge wechselt, der Kapitän sich einer groben Verletzung seiner Pflichten dem Mann gegenüber schuldig macht oder vor Beendigung der Ausreise noch eine neue Reise beschlossen wird, so kann der Mann seine Entlassung fordern. Doch darf er sie nach beendigter Reise nicht früher verlangen, als bis das Schiff gereinigt und im Hafen oder einem anderen Orte festgemacht ist. Zu bemerken wäre noch, daß die Gültigkeit des Heuervertrags nicht durch schriftliche Abfassung bedingt ist, doch ist mit Rücksicht auf beide Teile — Führer wie Schiffsmann — dringend dazu zu raten. Diese hier angegebenen Punkte sind der „Deutschen Seemannsordnung" entnommen, die über Seefahrtsbücher und Musterung, Vertragsverhältnis und Disziplinar- wie Strafbestimmungen Aufschluß gibt.

Touren- und Wettsegeln.

338. Tourensegeln. Wie manches Gute aus der Fremde haben wir Deutschen das Tourensegeln, verbunden mit wochen- oder monatelangem Leben auf dem Wasser, auch erst von den Engländern und Amerikanern lernen müssen. Seit dem Heben des deutschen Segelsports stehen jetzt allerdings auch billigere Wege offen, sich dieses wunderbare Vergnügen zu gestatten, das wie kein anderes Erholung, Anregung und absolutes Leben in der Natur bietet. Größere Bootsbauer vermieten Lustjachten für die Saison oder für bestimmte Zeit — den Angehörigen der Marine stehen ganze Reihen von guten, älteren Booten, wie „Lust", „Liebe", „Asta", und dazu auch die immer noch modernen früheren „Meteors" Seiner Majestät „Komet" und „Orion" zur Verfügung und sind schon von Jahr zu Jahr ziemlich für jeden Tag im voraus belegt. Kleineren Gesellschaften von 3—4 Personen genügt für diese köstlichen Fahrten auf Binnenwässern und Flüssen das „Familienboot". Den Engländern, bei ihrer großen Naturliebe, der Isolierung ihrer Insel, die sie auf den Wasserweg anwies, und bei ihrer Neigung zu jedem Sport, wurde von jeher die Ausübung dieses Sports durch ihre reichlichen Mittel ermöglicht. Aber erst in den letzten Jahren ist das Tourensegeln in kleineren und größeren Booten zu zweien und dreien oder „en famille" „Mode" geworden und hat infolgedessen einen Umfang angenommen, wie er leider in Deutschland wohl kaum erreicht werden wird.

Dem deutschen „Familienboot" ist nämlich — fast noch ehe es recht geboren — ein gefährlicher Konkurrent erstanden: im Automobil. Die Beweise dafür hat schon die Kieler Woche 1908 erbracht; sie war durchaus nicht weniger anregend oder gemütlich wie sonst — im Gegenteil! — wies aber einen geringeren Besuch, vor allem nicht die im Verhältnis stehende, erwar-

tete Anzahl von Neu-Nennungen auf. Das Automobil hat den Vorzug, zu jeder Jahreszeit dienstbereit und von der Witterung unabhängig zu sein, und da die Leute in Deutschland, die sich beides — Jacht und Automobil — halten können, immer noch nicht sehr zahlreich sind, so zeigt sich vorläufig ein Uebergewicht des „Töff-Töff“. Gegen den Automobilismus als solchen ist sicher nichts einzuwenden — nur mit den Genüssen, die das stille friedliche Dasein auf einem Segelboot bietet, der heiteren Unterhaltung, der Beobachtung von Himmel und Wasser, dem gemütlichen Leben, wenn man irgendwo für eine Zeitlang an Land geht und in eigenen Zelten kampiert, ist das Reisen mit einem Auto nicht zu vergleichen. Auch der Segler bedarf großer Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit, auch seine Aufmerksamkeit darf nie erlahmen; aber die schöne, fast lautlose Bewegung bei gut Wetter — worunter der Segler durchaus keine Flaute, sondern eine tüchtige Nase voll Wind versteht — gestattet doch ein ganz anderes körperliches und geistiges Ausruhen als das Rattern über Landstraßen und Chausseen.

Die Bedingungen, die man an ein richtiges „Familienboot“ stellt, sind naturgemäß ganz andere, als die an eine Rennjacht. Die Vorzüge der letztern müssen in ihrem scharfen, leichten Bau und einer im Verhältnis zu diesem möglichst großen Segelfläche bestehen; Rücksichten auf Komfort wie Stabilität treten hinter diesen Forderungen fast ganz zurück. Das „Familienboot“ verlangt absolute Sicherheit, größte Bequemlichkeit und dementsprechend viel Raum für den Eigner und seine Gäste. Ohne sich gleich in ein schwimmendes Hotel umzuwandeln, wird es doch eine geräumige Kajüte zum Speisen und Wohnen, vielleicht auch ein Rauch- oder Lesezimmer, haben müssen; dazu dann ein oder zwei Bademöglichkeiten — man läßt die Wannen in den Schlafkabinen oder Toiletten im Fußboden ein, mit gut schließbarem Deckel — und verschiedene Kammern für den Eigner und seine Familie, wie für die Gäste. Für die innere Ausschmückung stehen jetzt durch die Entwicklung des Kunstgewerbes sehr viel Möglichkeiten offen; gerade der moderne Stil: einfache Linienführung und Anwendung schöner Hölzer, die durch ihre Maserung wirken und keinerlei Farbe bedürfen, eignet sich vortrefflich zur Ausschmückung eines Bootes. Wo man simplere Holzarten anwendet, für Schlafkabinen und Nebenräume, bleibt weiße Oelfarbe immer die sauberste und feinste. Für eine gute Bibliothek und einige Spiele (Schach, Domino 2c.) sollte Sorge getragen werden, um etwaiger Langeweile an Regentagen vorzubeugen; Kartenspiel, besonders Hasard, sollte der Eigner möglichst wenig an Bord dulden, schon wegen des schlechten Beispiels für die Mannschaft. Wie man bei dieser auf anständigen Ton halten und keine Trunkenheit, Raufereien 2c. dulden soll, so führe man auch „hinter dem Mast“ — dem reservierten Platz für den Eigner und seine Gäste — ein strenges Regiment. Jeden Einspruch in Kommandos, Befehle an die Leute, Kursrichtung usw. soll sich der Wirt gleich beim erstenmal energisch verbitten, um gar keinen Irrtum aufkommen zu lassen. Ueberhaupt tut er am besten, an seine Gäste einen ähnlichen Maßstab zu legen, wie an seine Leute beim Heuern. Und einen unliebsamen Gast wieder von Bord zu bekommen, ist bedeutend schwerer, als ihn aufzunehmen.

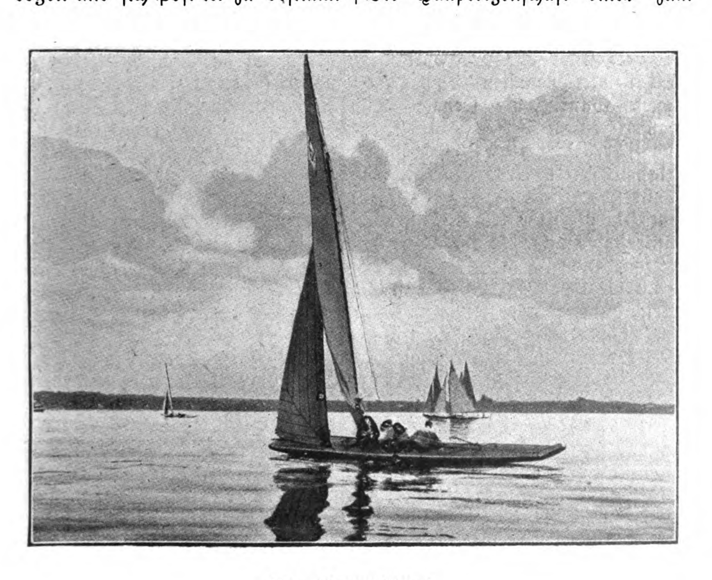
Ein oder zwei Beiboote wird jede Jacht führen, um die Verbindung mit dem Lande aufrecht zu halten, falls man nicht am Ufer oder Bollwerk festmachen will. Auch zu Ausflügen in schmälere Gewässer tun diese Boote gute Dienste. Sehr angenehm und von modernen Jachten bevorzugt sind kleine Motorboote.

Zum behaglichen Leben an Bord eines „Familienbootes" gehört reichliche Bedienung. Da der Koch oder Steward immer als „Hand" gerechnet werden, in Notfällen also an Deck helfen müssen, so tut man ganz gut, falls Raum genug vorhanden ist, eine Köchin, ev. auch noch eine Jungfer resp. wenn Kinder an Bord sind, ein Kindermädchen, mitzunehmen.

Die Grundpläne der Reise wird man ja im voraus ungefähr festlegen und sich Post 2c. zu bestimmten Terminen an die und die Stationen bestellen können; einige kleine Schwankungen und Abweichungen des Fahrtplanes sind unausbleiblich und durch Wind und Wetter bedingt. Mit diesen Unbekannten hat jeder Teilnehmer zu rechnen. Die letzten Jahrbücher des Kaiserl. Jachtklubs, besonders das von 1908, enthalten allerlei amüsante Berichte über deutsches Tourensegeln, die deutlich beweisen, welch Gewicht man auch bei uns jetzt diesen sportlichen Reisen beilegt.

339. Wettsegeln. Ueber die Anfänge des Wettsegelns ist in der Einleitung zum „Segelsport" gesprochen worden. Es erübrigt nun über das Wettsegeln, wie es nach den heutigen Regeln und Gesetzen stattfindet, einige Anhaltspunkte zu geben.

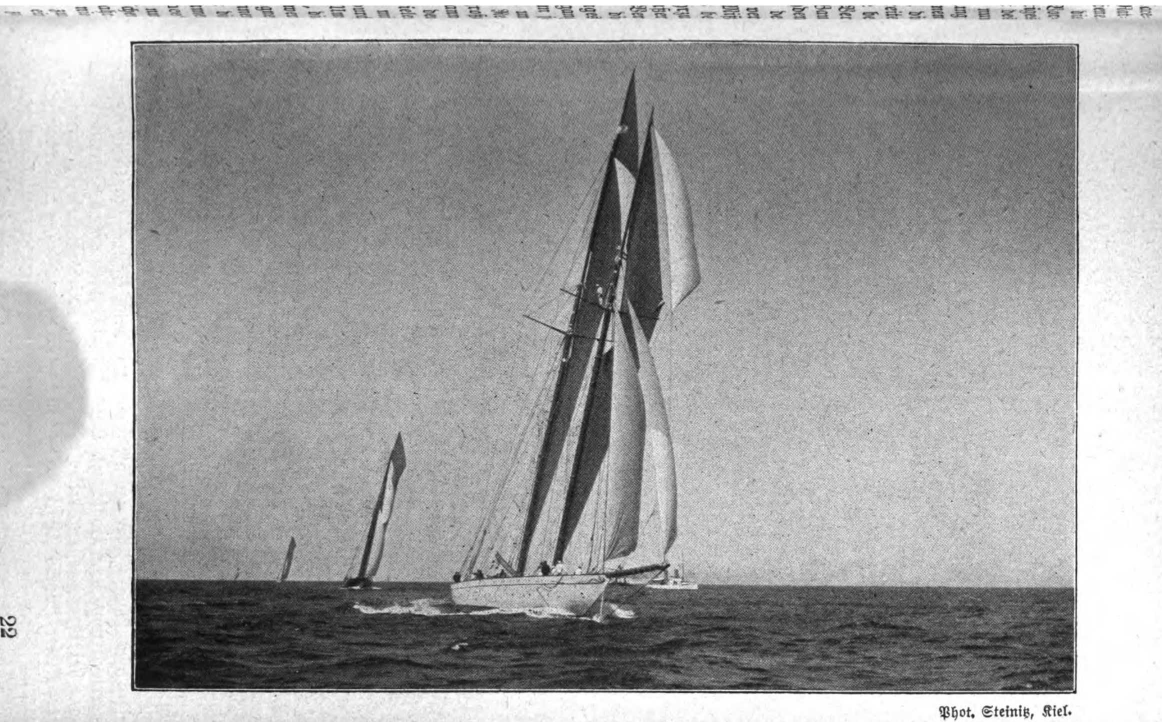
a) Vermessen der Boote. Die Haupteigenschaft eines zum



173. „Rennmaschine".

Wettsegeln bestimmten Bootes ist Schnelligkeit. Um diese zu erreichen, gibt es zwei Grundtypen, das ganz scharf gebaute, tief einschneidende Boot oder die flache Flunderform, deren Breite die Balance für die große Segelfläche hält; die Flunder ist jetzt aber von den Regatten ausgeschlossen worden. Infolge der von Jahr zu Jahr steigenden Konkurrenz hat sich das Rennboot allmählich zur „Rennmaschine“ ausgebildet.

Jede Rücksicht auf Bequemlichkeit an Bord fällt fort, nur die Devise „Höchste Schnelligkeit“ ist maßgebend. Da die Boote nun so leicht wie möglich gebaut werden und um an Deplacement zu gegewinnen, der Segeldruck daher natürlich ein äußerst starker ist, so hält eine Rennjacht selten viele Saisons aus. Die Verbände werden überanstrengt, das Boot infolgedessen undicht oder „weich“. Um daher auch Unbemittelteren, die sich nicht alle zwei oder drei Jahre den neuesten Typ bauen lassen können, die fernere Teilnahme an den Regatten zu ermöglichen, läßt man in besonderen Klassen ältere Kreuzerjachten wie Tourenboote unter sich segeln. Doch auch hier gilt es, den genauen Unterschied an Größe zwischen den verschiedenen Booten festzustellen; denn die Grundregel ist, daß bei gleich gut gebauten Booten mit entsprechender Segelfläche das größere das kleinere immer an Schnelligkeit besiegen wird. Um also Boote mit gleicher Takelage von verschiedener Größe miteinander racen zu lassen, ist ein besonderes Meßverfahren eingerichtet. Dieses teilt die Boote nach ihrer Größe ein und zwingt die größeren, den kleineren eine entsprechende Zeit zu „vergüten“. Ein absolut sicheres Meßverfahren gibt es kaum; das Boot allein nach seinem Deplacement zu bestimmen, was das Ratsamste und Einfachste zu sein schiene, ist nicht angängig, da dann die flacheren Bauarten zu sehr im Vorteil wären, man auch kein richtiges Bild von der Leistungsfähigkeit des Bootes erhielte. Man hat nun dreierlei Arten der Vermessung; eine nach Raum und Deplacement (also Höhe, Breite und Tiefe), die zweite nur nach Länge und Breite, die dritte, die allein die Länge berechnet. Jede dieser drei Vermessungen ist für bestimmte Bauarten von Vorteil und je nachdem sie eingeführt sind, wird sich der Typ der Jachten nach ihnen verändern und öfters rechte Mißgeburten, die alle Vorteile des bestimmten Meßverfahrens wahrzunehmen suchen, zeitigen. Außerdem kommen noch die örtlichen Verhältnisse in Betracht; z. B. die Eigentümlichkeiten des Seeganges. Eine Jacht, die in jedem Seegang gleich gut läuft, wird sich kaum je bauen lassen; aber auch dazu, um sie genau der Eigenart eines Reviers anzupassen, gehört eine große Kunst; z. B. verdankt die „Wannsee“, die im August 1907 den Kaiser Wilhelm-Pokal in der Kieler Föhrde gewann, ihren Sieg mit zum Teil dem Zufall, daß durch eine Verkettung unglücklicher Umstände die amerikanischen Boote, die sich wohl am besten dem „Schwerwetter“ der Föhrde angeeignet hätten, nicht zum Auswahlrennen gelangten. Dagegen gewannen die Franzosen ebenfalls im Sommer 1907 den „Coupe de France“ zurück, da sich in Deutschland nur ein dem veralteten französischen Meßverfahren entsprechendes Fahrzeug, die „Felca“, meldete und niemand gewillt war, sich nur zur Verteidigung dieser Trophäe ein sonst ungültiges Boot bauen zu



Phot. Steinitz, Kiel.

174. Germania.

lassen. Die Franzosen aber, denen die Schwächen der deutschen Jacht aus den letzten Kämpfen bekannt waren, hatten ein leichtes Spiel, die „Felca“ zu übertrumpfen und entsandten die eigens zu diesem Zweck erbaute „Ar Men“. Beide Boote mußten von gegenseitigen Vertrauensmännern neu vermessen werden bis auf die Berechnung der Segel, die zweimal wegen zu starken Windes unterbrochen wurde und deshalb zuletzt ganz unterblieb. „Felca“ wurde in beiden Wettfahrten von „Ar Men“ geschlagen „und zwar hat hier das zweifellos schnellere Boot den Preis gewonnen“, wie es im Jahrbuch 1908 des Kaiserl. Jachtklubs heißt. Die Boote waren raumschots und vor dem Winde gleich, am Wind jedoch war die „Ar Men“ der „Felca“ weit überlegen. Beide Boote wurden in derselben vorzüglichen Weise gesegelt, der Sieg ist folglich allein dem Konstrukteur und Erbauer zu danken, „also ein Ergebnis der stillen Arbeit auf dem Reißbrett“.

Bei Kreuzerjachten spielt das Meßverfahren, sofern sie ungefähr den herkömmlichen Typ bewahren, bei weitem nicht die große Rolle wie bei den „Rennmaschinen“. Diese werden in drei Gruppen beim Messen eingeteilt: in flache, mitteltiefe und tiefe Jachten.

Von größter Wichtigkeit für die Schnelligkeit und Leistungsfähigkeit der Jacht ist, wie schon betont wurde, die Segelfläche, der Schnitt der Segel und ihre richtige Verteilung auf das Fahrzeug. Das „Segel-Areal“ muß im richtigen Verhältnis zur Größe des Bootes stehen. Die Enttäuschung, die die neue „Germania“ des Herrn Krupp von Bohlen u. Halbach bei ihrem ersten Auftreten in der Kieler Woche 1908 bereitete, verdankte sie dem Umstand, daß sie noch nicht im richtigen „Segel-Trimm“ war. Als die Segel nach der ersten Niederlage erst gut „standen“, eilte der neue, herrliche Schoner von Sieg zu Sieg, ein Beweis, von welcher Wichtigkeit es ist, daß sich das Zentrum der Segelwirkung lotrecht über dem Zentrum des seitlichen Widerstandes befindet.

b) W e t t s e g e l n. Die große Kunst des Wettsegelns läßt sich also auch nur durch die Praxis erlernen. Der Segler muß die tüchtigsten Segelkenntnisse besitzen, ferner eine sichere Hand und die schärfste Beobachtung haben für Wind und Wasser — wie für seine Konkurrenten. Da fast alle Racen durch das Aufkreuzen, folglich am Wind sich entscheiden, so bleiben eben die erforderlichen Eigenschaften des Rennbootes: möglichste Schnelligkeit und die Fähigkeit, am Wind am besten zu laufen. Genauer und pünktlicher noch als beim Spazieren- oder Tourensegeln müssen die Kommandos des Führers befolgt werden, er muß seiner Leute und ihrer Geschicklichkeit absolut sicher sein. Segelsetzen, Fieren und Anholen der Schooten, Reefen — dies Alles muß ohne Aufenthalt vollzogen werden; jede Minute, ja, jede Sekunde, die durch ein langsames oder gar falsches Manöver verloren geht, ist oft entscheidend. Schnell und vorsichtig müssen die Leute beim Wenden oder Halsen die Plätze wechseln, jede unnütze Erschütterung des Bootes vermeidend. Beim Aufkreuzen müssen die Leute in offenen Booten nicht auf den Bänken, sondern zwischen ihnen an Deck hocken oder liegen, um dem Winde möglichst geringe Angriffsflächen zu bieten. Das Setzen des Spinnakers, Ballonfocksetzen und Bergen, überhaupt alle etwas schwierigeren Manöver müssen

so lange geübt werden, bis die Mannschaft vollkommen „eingetrimmt“ ist. Sich mit schlecht eingeschulten Leuten am Start einzufinden, ist gelinde gesagt, eine Unverfrorenheit, kann auch beim Racen, wo jede Rücksicht auf den Nachbar fortfällt, von großer Gefahr für alle Beteiligten werden.

340. Ansegeln. Jede sommerliche Wettsegelsaison beginnt mit dem Ansegeln. Das ist die erste öffentliche Prüfung, nachdem vorher das Boot „klargemacht“ und die Mannschaft einexerziert wurde. Man bescheinigt durch das Teilnehmen am Ansegeln, daß man in den kommenden Monaten als Konkurrent mitzählen will, gibt den Rivalen Gelegenheit, sich ein Urteil über Boot wie Leute zu bilden — kann vor allem aber konstatieren, in welcher Verfassung sich die alten Gegner befinden, ob und welche neuen Gegner hinzugekommen sind und wie man zu ihnen abschneidet. Das Ansegeln ist also kein eigentliches Wettsegeln, gestattet jedoch „handicaps“. Das Ansegeln des Kaiserl. Jachtklubs in Kiel findet gewöhnlich im Mai statt. An ihm nehmen also Klubjachten aller Klassen teil; — falls einzelne Boote nicht untereinander handicappen, d. h. sich über Abfahrt, Geldeinsatz usw. verabreden, findet ein von Klubwegen angesetztes Wettsegeln nicht statt.

341. Rennen. Beim Rennen unterscheidet man zwischen internen und offenen Wettfahrten; letztere können wieder nationale oder internationale Wettfahrten sein.

Interne Wettfahrten hält nur der betr. Klub für seine Boote und Mitglieder ab, die anderen Arten veranstalten ein oder auch mehrere Vereine gemeinschaftlich und erwählen dann aus ihren Vorstandsmitgliedern einen Ausschuß als Regattavorstand. Diesem fällt das Programm des Wettsegelns zu; nämlich die Bestimmung, welche der oben angeführten Arten des Wettsegelns stattfinden soll, ferner auf welchem Revier und zu welchem Zeitpunkt. Ebenso bestimmt der Ausschuß über die Zahl und Art der zugelassenen Klassen, über das anzuwendende Vermessungs- und Vergütungsverfahren, entwirft für jede Klasse die zurückzulegende Segelbahn und setzt die Höhe der Einsätze wie der Preise fest. Die Preise bestehen in Ehrengaben, bislang in Deutschland nur selten in Geld. Der Ausschuß muß die Aufforderung zu seiner Regatta mehrere Monate vor dem Termin erlassen und die Einschreiblisten einige Wochen vor dem Regattatage schließen, um Zeit zu den Vorbereitungen zu haben. Eine Meldung gilt nur dann als gültig, wenn ihr der festgesetzte Einsatz beigefügt ist. Einige Mitglieder des Ausschusses haben das Richteramt zu übernehmen, nämlich das Starten der Boote, ihr Zeiten beim Runden der Marken, sowie endlich ihr Passieren durchs Ziel.

Selbstverständlich enthält die über eine Regatta erlassene Ausschreibung eine sorgfältige Feststellung aller Punkte.

Bei ungünstigem Wind lassen sich die Boote zum Start schleppen und suchen sich dann eine möglichst vorteilhafte Lage vor der Startlinie. Vom Anker aus zu starten, also mit festgemachten Segeln, ist kaum mehr Brauch, da Boote mit einfacher Takelage gegen solche mit großer, schwerer zu sehr im Vorteil sind. Man bevorzugt jetzt den „fliegenden Start“, d. h. die Boote laufen unter Segel durch die Startlinie. Jedes Boot trägt am Großsegel eine weithin sichtbare Nummer. Fünf Minuten vor Be-

ginn der Regatta fällt vom Startdampfer der Vorbereitungsschuß; die Jachten der zuerst laufenden Klasse schieben sich vor der Startlinie auf; die Startlinie wird vom Startdampfer zu einer querabliegenden Marke mit Flagge bezeichnet. Von Minute zu Minute steigt auf dem in schwarze und weiße Felder geteilten Mast des Startdampfers ein roter Ball empor; ist das letzte Feld erreicht, so fällt der Startschuß und zugleich sinkt der Ball wieder zum ersten Feld nieder, um in gleicher Weise das Zeichen für die folgende Klasse zu geben.

Macht sich ein Boot beim Durchsegeln der Startlinie eines Versehens schuldig, so ertönt vom Startdampfer ein Pfiff und zugleich wird die Nummer der zurückgerufenen Jacht gezeigt. Nur wenn eine Jacht umkehrt, wobei sie allen anderen Jachten auszuweichen hat, und noch einmal die Startlinie passiert, hat ihr Rennen Gültigkeit. Gibt ein Boot das Rennen auf, so muß es den Wimpel F des internationalen Signalbuchs setzen und sofort den für die Regatta vorgeschriebenen Kurs verlassen.

Beim Fallen des Vorbereitungsschusses darf kein Boot mehr geschleppt werden, an einer Boje oder an einem andern Fahrzeug festgemacht liegen, noch Riemen gebrauchen.

Alle Proteste gegen das Zurückrufen, gegen einen Gegner, einen Irrtum oder eine scheinbare Ungerechtigkeit müssen zwei Stunden nach der Beendigung der Regatta schriftlich eingereicht werden.

Ausgeschlossen von der Regatta werden alle Boote, die falsche Angaben über ihre Maße, den Ballast, ihre Mannschaft oder ihre Takelage gemacht haben, die zum Nachteil oder zur Störung der Mitsegler falsche Manöver ausführen oder während der Regatta gegen die Segelvorschriften verstoßen, gegen die also ein Protest begründet ist. Ueber die Distanzierung (Ausschluß) der Boote entscheiden die Schiedsrichter, die aus dem Regattaausschuß gewählt werden und gegen deren Beschluß es keine Berufung gibt.

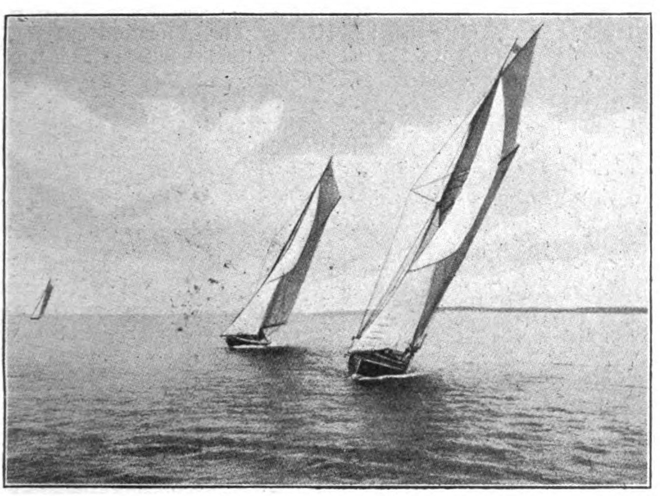
Beim „fliegenden Start“ kommt es darauf an, auf die Sekunde in voller Fahrt durch die Startlinie zu gehen. Man dreht deshalb besser nicht bei und treibt langsam zum Start heran, wie es am einfachsten scheinen möchte; es würde zu viel Zeit damit verloren, wieder volle Fahrt zu gewinnen. Der Mann am Ruder muß also genau die Zeit und die Distance berechnen und das Boot absolute Manövrierfähigkeit im gegebenen Moment besitzen; daher werden alle Beisegel erst nach erfolgtem Start, dann aber sofort gesetzt.

Natürlich gilt es, außer Wind und Kurs die Konkurrenten fest im Auge zu behalten. Ueber die Pflichten, die man ihnen gegenüber hat, geben die Regeln im folgenden Abschnitt Aufschluß; über die Rechte ihnen gegenüber wäre zu bemerken, daß es erlaubt ist, einen Gegner zu bedecken, d. h. ihn in Lee zu nehmen und ihm auf diese Weise den Wind aus den Segeln zu ziehen. Versucht der Feind sich aus dem Lee zu retten, so muß das eigene Boot hoch an den Wind gehen, denn nur dadurch, nicht durch Abfallen darf man das Ueberholen eines anderen Bootes verhindern.

Beliebt und erlaubt sind auch Scheinmanöver, um den Gegner zum Nachfolgen zu reizen und ihm dann, wenn er über den verkehrten Bug gegangen ist, stolz vorbeizusegeln.

Bei besuchten Regatten ist das Runden der Bojen oder Markboote, die den Segelplan markieren, besonders schwierig, da sich hier oft die Boote zusammendrängen. Sieht man an der Wendemarke bereits einige Vorderleute in gefährlicher Nähe zueinander oder gar sich schon berührend, so gehe man selbst nicht zu nahe an diese „kämpfende“ Gruppe heran, sondern scheue einen kleinen Umweg um dieselbe nicht — er macht sich meist bezahlt! Ferner verfalle man beim Aufkreuzen nicht in den beliebten Fehler, zu hoch zu steuern; dann liegt das Boot scheinbar höher als die Gegner, aber macht keine Fahrt. Also: immer volle Segel steuern!

Will ein Boot das andere überholen, so ist das am besten in Lee zu machen, da ja der Gegner dies durch Abfallen nicht verhindern kann. Würde man in Luv passieren, so würde selbstverständlich auch das vordere Boot anluven und es entstände ein „luffing match“, aus dem vielleicht andere Gegner inzwischen Vorteil zögen. Hat man, wie es nicht selten vorkommt, nur einen Gegner in seiner Klasse, so bleibe man solange dicht bei ihm, bis die eigene Ueberlegenheit völlig ausgemacht ist; man hat bis dahin vielleicht dies oder jenes Stück der Bahn mit „versegelt“, genießt aber daneben den Vorteil, daß der Gegner es durch eine Zufallsgunst des Windes nicht besser hat als man selber: man bekommt eben alles gleich!



175. Luffing Match.

Stoßen zwei nebeneinander segelnde Boote auf ein äußeres Hindernis, das von dem Boot in Lee nicht genommen werden kann und ist es durch das Boot in Luv verhindert zu wenden, so ist dieses auf einen Zuruf verpflichtet, gleich-

zeitig mit dem ersten Boot zu wenden.

Fällt ein Mann über Bord oder kentert ein Boot, so sind die in der Nähe befindlichen Jachten zur Hilfe verpflichtet. Die Segelordnung gibt keine klaren Vorschriften darüber, welches Boot am meisten zur Rettung angehalten ist; alle würden nur hinderlich sein. Ungeschriebene Regel ist es aber, daß jeder Mitsegler, wenn sich ihm Gelegenheit bietet, sein Aeußerstes in Hilfeleistung daran gibt, um den Verlust von Menschenleben zu verhindern. Gewöhnlich werden ja jetzt auch die Regatten von Polizei-Motorbooten begleitet, die jedenfalls am schnellsten zur Stelle sein können und denen man deshalb, sobald man sie nahen sieht, die Hilfeleistung unter Umständen überlassen kann. — Wird jedoch durch eine Hilfeleistung eine Jacht außer Konkurrenz gebracht, so muß die Regatta noch einmal stattfinden.

Das erste von der Wettfahrt heimkehrende Boot — sei es Sieger oder nicht — wird vom Startdampfer mit einem Kanonenschuß empfangen, der von der Mannschaft mit drei Hurras beantwortet wird. Der Sieger kann natürlich erst dann festgestellt werden, wenn die Zeiten aller Jachten verglichen worden sind und die Vergütungen stattgefunden haben. Liegen einige Boote so weit zurück, daß sie für einen Preis doch nicht mehr in Frage kommen können, so zeigt ein Kanonenschuß den Schluß der Regatta an, diese „Posthumen" sind damit vom Wettbewerb ausgeschlossen.

Wie durch das Meßverfahren die Unterschiede in der Größe der Besegelung und des Rumpfbaues festgestellt und berechnet werden, so soll die Vergütung diese Unterschiede und Berechnung wieder ausgleichen.

Die Theorie der Vermessungsbestimmungen ist ähnlich der der astronomischen Navigation ein für diese Schrift zu umfangreiches Gebiet. Es genüge der Hinweis, daß sich in Anbetracht der Wichtigkeit dieses Punktes in diesem Jahre (1908) eine Internationale Weltseglervereinigung mit Neuaufstellung derselben befaßt hat und daß ihre Festlegungen vom Deutschen Seglertag angenommen worden sind. Diese Gesetze der „International Yacht Racing Union" sind in einem gleichnamigen Heft käuflich.

342. Absegeln. Unter Absegeln versteht man das letzte gemeinsame, womöglich geschlossene Auftreten eines Klubs am Schluß der Sommerkampagne. Es hat den Zweck, sich noch einmal gegenseitig über die während der Saison gemachten Verbesserungen der Boote und ihre Leistungsfähigkeit zu informieren, neue Wettfahrten zu beraten und event. Käufe abzuschließen. Beim Absegeln sind ebenfalls Handicaps möglich.

343. Regeln für Wettsegeln. Siehe die oben erwähnten Gesetze der „Intern. Y. Racing Union".

1. Jede Jacht darf durch Luven verhindern, daß eine andere ihr vorbeiläuft, nie durch Abfallen.

2. Es sind keine andern Fortbewegungsmittel gestattet, als die Segel.

3. Kommt eine Jacht auf Grund, so darf sie sich zum Fortkommen lediglich ihrer Segel und Anker bedienen; benutzt sie Riemen oder Stangen dazu, so wird sie ausgeschlossen.

4. Die zur Bezeichnung des Kurses dienenden Fahrzeuge oder Bojen dürfen von keinem Teil der Jachten oder ihrer Takelage berührt, noch von einer andern als der vor-

geschriebenen Seite gerundet werden.

344. Versicherungen für Jachten. Die Versicherung einer Jacht ist selbstverständlich von großem Wert für den Besitzer. Da bisher die Versicherungen in Deutschland noch selten abgeschlossen sind, fügen wir als Schema für Versicherung wie Jachteigner einen Abzug des Uebereinkommens bei, der zwischen der Assekuranzfirma Eiffe u. Moos in Hamburg und den Mitgliedern des Kaiserlichen Jachtklubs in Kiel mit Gültigkeit bis inkl. 1909 getroffen worden ist:

1. unbeschränkte Fahrt innerhalb Europas, einschließlich der afrikanischen und asiatischen Plätze des Mittelländischen und Schwarzen Meeres, sowie Madeira und inkl. Eisenbahntransport usw.;
2. niedrige Befreiungsgrenze (Franchise) bei Partikularschäden;
3. es findet im Schadensfalle kein Abzug „neu für alt" statt;
4. Feuerschäden während event. Bahntransports, des Liegens auf dem Lande oder im Winterlager werden immer zu voll ersetzt;
5. Kajütseinrichtung und Inventar valedieren nicht „frei von Beschädigung, außer im Strandungsfalle", sondern jeder durch einen Unfall entstandene Schaden ist zu ersetzen, sobald er die Franchise übersteigt;
6. über Dampfjachten ꝛc.;
7. im Falle eines Verkaufs wird die verhältnismäßige Verkaufsprämie zurückgegeben;
8. niedrige Prämie.

Ausserdienststellung, An- und Verkauf von Jachten.

345. Außerdienststellung und Winterlager. Ist die Saison herum oder beschließt der Eigner, keine Regatten mehr mitzumachen, so wird das Boot außer Dienst gestellt, und zwar so rechtzeitig, daß die Herbstunwetter dem Boot keinen Schaden mehr antun können. Hat man sich einen Hafen als Winterquartier ausersehen, so überlegt man, ob das Boot im Wasser oder an Land überwintern soll. Kleinere Fahrzeuge wird man in einem Schuppen unterbringen können, größere wird man meistens im Wasser lassen.

Bleibt die Jacht im Wasser oder an Land — das Inventar, die Segel und die Takelage müssen auf alle Fälle entfernt werden. Und zwar benutzt man die Abtakelung zugleich, um sich zu notieren, was schadhaft geworden ist, ausgebessert werden kann oder was vollständig erneuert werden muß. Am vorteilhaftesten ist es, sich am Lande, nicht weit von der Jacht, einen kleinen Schuppen zu bauen, der die ganze Ausrüstung aufnehmen kann. Bedingung ist, daß er nicht feucht ist, ausreichenden Raum bietet, um event. Arbeiten am Boot selbst zum Frühjahr hin vorzunehmen und daß er sich gut lüften läßt. Auch vor Ungeziefer, Ratten, Mäusen und Schwaben ist er nach Kräften zu sichern; besonders die Segel sind von ihnen gefährdet.

Man beginnt mit der Abtakelung durch das Bergen der Segel; nur ganz trocken dürfen sie „aufgetucht" werden, sonst bekommen sie unweigerlich Stockflecken. Man sonnt sie an guten Tagen und hängt sie im Schuppen auf, bis jede Spur von Feuchtigkeit aus ihnen entschwunden ist, besonders aus den Lieken. Dann werden sie „aufgetucht" und in starken, mit Blech ausgeschlagenen Kästen verwahrt. Hat man diese nicht zur Verfügung, so streut man sie mit Pfeffer- oder Tabakstaub gegen das Ungeziefer ein.

Das Inventar wird nachgezählt

und mit den vorhandenen Listen verglichen. Jeder Mann muß für das ihm übergebene Inventar aufkommen; daher entlasse man niemand, bis das Boot nicht vollständig abgetakelt worden ist.

Die kostbareren Teile des Kajütsinventars, wie Silber, Bilder, Uhren und Teppiche, dürfen dem Schuppen nicht anvertraut werden, sondern müssen ins eigene Haus kommen, oder, bleibt das Boot in einem fremden Hafen, einem Spediteur gegen Versicherung übergeben werden. Der Chronometer wird zur Beobachtung einem Chronometermacher anvertraut, der Kompaß wird, sofern er nicht eine Arretierung besitzt, außer Funktion gesetzt, indem man zwischen Rose und Pinne ein Stückchen Kork steckt.

Für Steuermanns- wie Zimmermannsinventar richtet man im Schuppen verschiedene Kästen oder Regale ein, damit alles leicht und übersichtlich geordnet und im Frühling bequem zur Hand ist.

Beim Abtakeln werden zuerst die Gaffel und der Baum geborgen und alle Schooten ausgeschoren; dann folgen Stenge und Klüverbaum. Alle Enden werden zu Buchten aufgeschossen, über Stangen oder Knaggen gehängt und an jedes ein fester Pappstreifen mit Artbezeichnung befestigt.

Den Mast läßt man bei größeren Booten stehen, falls man nicht einen Krahn zum Herausheben zur Verfügung hat. Auf alle Fälle — ob er stehen bleibt oder nicht — muß der Mastkragen vollständig abgedichtet werden, da sich hier am leichtesten Feuchtigkeit ansammelt.

Bleibt das Boot im Wasser oder am Lande, so wird es mit Presennings oder Dachpappe zugedeckt, falls man nicht vorzieht, das Holz — alle losen Messingteile werden im Schuppen untergebracht — stark zu firnissen, was vor dem Zudecken den Vorteil des besseren Luftumlaufs in den unteren Räumen hat. Cockpit, Kajütseingänge 2c. werden trotzdem natürlich abgedichtet. Die Wassertanks werden ausgepumpt und gereinigt, der bewegliche Ballast entfernt; alle unteren Räume aufs gründlichste gesäubert und mit Kalk oder Mennige frisch ausgestrichen. Diese Arbeit sollte man bereits im Herbst vornehmen, da sie dem Faulen des Holzes vorbeugt. Ueberhaupt, je sorgfältiger die Außerdienststellung vorgenommen wird, um so mehr vereinfacht sich die Arbeit im Frühling und um so geringer sind die peinlichen Ueberraschungen und demnach — die Ausgaben. Jede Nachlässigkeit bestraft sich, — deshalb sollten auch die Hölzer, die im Schuppen untergebracht werden, gleich im Herbst auf faulige gelbe Stellen hin untersucht und diese ausgemerzt werden; die Ausbesserung kann schließlich bis zum Frühling warten, aber man verhindert auf diese Weise, daß die Fäulnis weiter um sich greift. Auch bedenke man, daß zum Frühjahr Bootsbauer, Schiffszimmerleute 2c. mit Arbeiten überhäuft sind. Beiboote werden kieloben im Schuppen aufbewahrt und ebenso auf ihre Seetüchtigkeit bis in alle Nähte geprüft.

Zum Vertäuen der Jacht, soll sie im Wasser bleiben, benutzt man Ketten, keine Taue, da diese vom schlechten Wetter im Winter zu sehr mitgenommen werden.

Ob man umgreifende Veränderungen oder Umbauten eines Bootes wünscht, ob die Verbände, besonders bei Kupferbelag, erneuert werden, ob das Deck neu gedichtet werden muß, über all dies wird man sich im Herbst, beim Kielholen oder Abtakeln des Bootes, am besten

klar werden, wenn man die Erfahrungen und Resultate der vergangenen Saison noch in frischester Erinnerung hat. Man schiebe also nichts auf die lange Bank, sondern benütze die stillen Monate, um mit einem Bootsbauer zu konferieren, gebe die Jacht event. auch jetzt in Umbau, da die Werften im Winter mehr Zeit haben.

Ist die Abrüstung vollständig beendet, so werden die Leute entlassen, der Rest der Heuer wird ihnen ausgezahlt, je nach Abkommen ihnen ein Teil ihrer Equipierung übergeben und ihnen ihre Seefahrtsbücher behändigt. Ueber die Führung darf, wie schon erwähnt wurde, nichts ins Dienstbuch eingetragen werden; auf Wunsch stellt man ein Führungsattest aus. Das zuständige Seemannsamt, also dasjenige, in dessen Hafen sich die Außerdienststellung vollzogen hat, muß die Dienstbücher unterschreiben und erhält die Musterrolle.

Gebräuchlich ist es, eine Flagge und einen Stander wehen zu lassen, bis die Mannschaft abgemustert ist. Bei der Entlassung, wenn der Eigner an die Leute ein paar Worte des Dankes oder des Wiedersehens richtet, werden beide niedergeholt und drei Hurras auf den Klub oder seinen Kommodore ausgebracht — eine hoffentlich schöne und erfolgreiche Segelsaison ist damit beendet! —

346. Winke für An- und Verkauf von Booten. Wie im Anfang dieser kleinen Abhandlung der Laie verwarnt worden ist, sich nach eignen Zeichnungen ein Boot bauen zu lassen, so wende er auch beim Ankauf eines fertigen Bootes größte Vorsicht an. Beim Bootsverkauf gilt im allgemeinen die schöne Regel wie beim Pferdekauf: „Augen für Geld!“ Man beginne den großen Sprung ins Seglerdasein also nicht damit, sich als Erstes einen flotten Klubanzug mit Mütze zuzulegen und ausgestattet mit diesem zu einem Bootsbauer zu wandern, um ihm schon äußerlich als „connaisseur“ zu imponieren; denn der Bootsbauer taxiert einen Menschen auf einen halben Blick oder ein halbes Wort richtig auf seine Kenntnisse hin und der stolze Segler wird sich nur zu oft im Besitz einer alten, würdigen Schiffskiste wiederfinden.

Eine Anzahl Firmen sind im Anhang des Buches genannt, die als solide und gut bekannt sind und bei denen alle Einkäufe vom fertigen Boot bis zum Messingnagel gemacht werden können. Begleitet von einem anerkannt tüchtigen Segler, dessen Boot man auf keinen Fall übernehmen will, der folglich unegoistisch raten wird, begibt man sich zum Einkauf, im voraus klar über die Art, die Takelage, die Größe und — die Summe, die man anlegen will. Man hüte sich vor Booten, die sich durch auffallende Form auszeichnen, da man sie schwer wieder verkaufen kann.

Neubauten lasse man im Herbst beginnen, damit das Holz gut austrocknen kann. Früher war man für Jachten fast ausschließlich auf England angewiesen, heutzutage bieten deutsche Werften dieselbe Auswahl und dieselbe Vorzüglichkeit des Materials.

Für Binnenseen und Flüsse wähle man ein Schwertboot mit Cat- oder Slooptakelage; für kürzere Touren in See oder auf Haffs Kielboote, für längere Touren Kielboote mit Kutter-, Yawl- oder Schonertakelage.

Den Typ des Rennbootes wird sich jeder nach seinem Geschmack und Geldbeutel selbst auswählen.

Anfänger sollten eher ein zu kleines als ein zu großes Fahrzeug wählen. Die Revision des zu

kaufenden Bootes muß sich auf alle Teile innen- wie außenbords beziehen. Ein bestimmtes Alter als Norm für die Leistungsfähigkeit der Jacht anzugeben, ist nicht möglich; falls der Typ nicht zu veraltet ist, kann ein guterhaltenes Boot lange seetüchtig und sicher bleiben. Es ist Regel, von einer alten Jacht nach den ersten fünf Jahren 10 % des ursprünglichen Preises, nach je weiteren 5 % abzuziehen. Selbstverständlich muß jedes Boot zum Verkauf auf Helling gebracht werden. — Der Preis für eine Jacht richtet sich darnach, ob sie fürs Wettsegeln oder nur fürs Tourensegeln bestimmt ist. Wie schon gesagt, werden in Deutschland bisher noch kaum Geldpreise für Segelracen ausgesetzt, ein Jachtbesitzer kann also nicht wie der Eigner eines Rennstalles hoffen, allmählich auf seine Kosten zu kommen, oder womöglich sogar ein Vermögen zu verdienen — im Gegenteil, eine Jacht bleibt eine laufende Ausgabe, — deren Umfang sich allerdings nach den Ansprüchen richtet, die man an Modernität, Größe und Schnelligkeit des Bootes stellt. Die Kosten für eine ganz moderne, mit allen Chikanen gebaute Rennmaschine sind sehr bedeutend und ebenfalls das Halten einer vielköpfigen Mannschaft. Für solche Boote werden „Liebhaberpreise" gezahlt. Ein kleineres Boot von ca. fünfzehn Vermessungseinheiten, das Raum für 3—4 Personen in der Kajüte und 3 Mann Besatzung böte, würde 40—50 000 Mark kosten; entschließt man sich dagegen zum Ankauf einer ältern Jacht, die vielleicht fünf bis sechs Saisons mitgemacht hat, so wird kaum die Hälfte — für ein vom Wettsegeln ausgeschiedenes, aber zum Tourensegeln noch vorzüglich zu verwertendes Boot derselben Größe aber höchstens noch 3 bis 5000 Mark zu rechnen sein. Die Instandhaltung eines solchen Fahrzeuges betrüge bei sachgemäßer Behandlung und eigener, vielleicht von Freunden unterstützter Tüchtigkeit nicht mehr als 2500 bis höchstens 3000 Mark pro Jahr. Dafür bietet sich für mehrere Personen ein monatelanges, herrliches Reisen — also ist die Ausgabe für den Einzelnen sicherlich nicht höher als der Aufenthalt in einem Modebad für wenige Wochen!

Auch beim Neubau einer Jacht handelt es sich darum, ob sie zum Wettsegeln bestimmt ist oder nicht; im ersteren Fall ist sie natürlich durch Material 2c. kostspieliger. Verzichtet man jedoch von vornherein darauf, sein Boot an Racen teilnehmen zu lassen, so sollte man nach amerikanischer Art vom V- oder U förmigen Querschnitt absehen und einfache, gerade Linien wählen, wie sie z. B. der beliebte „Skippjack" aufweist. Sein Bau, an Größe für 3—4 Personen genügend und von vorzüglicher Seetüchtigkeit, beansprucht nicht mehr als 2c. 4000 Mark Kapital.

Segelsportliches Wörterbuch.

Abfallen, dem Fahrzeug durch Auflegen des Ruders eine mehr vom Winde abgewendete Richtung geben.

Abflauen, Abnehmen der Windstärke.

Abhalten, auf etwas, dem Fahrzeug die Richtung auf dieses Ziel geben.

Abschlagen, die Segel von den Rundhölzern (Gaffeln, Rahen 2c.) abnehmen.

Absegeln, 1) den Abgangsort unter Segel verlassen; — 2) eine Strecke zur Probe durchlaufen.

Abtakeln, von einer Spiere oder von einem Maste das stehende und laufende Gut entfernen.

Abtreiben, durch Wind und See nach Lee getrieben werden.

Abtrift, das Ergebnis des Abtreibens.

Achtern, hinten, in zahlreichen Verbindungen, wie Achtersteven, Achterholer, Achterwind u. s. w.

Am Winde segeln, segeln mit Wind von vorn.
Ankerboje, eine kleine Boje, die zur Bezeichnung der Stelle, wo der Anker gefallen ist, dient.
Ankerlichten, den Anker aus dem Grunde holen.
Ankern, zu Anker gehen, das Manöver des Fahrzeuges bei der Ankunft auf dem Ankerplatz.
Ankerwache, die Nachtwache auf einem zu Anker oder an einer Boje liegenden Fahrzeug.
Anlegen, längsseit bei einem Schiffe oder an ein Bollwerk legen.
Anliegen, einen Kurs —; die durch den Kompaß gegebene Kursrichtung halten.
Anluven, in den Wind gehen.
Anmustern, Mannschaft in Dienst nehmen.
Ansegeln, 1) auf einem bestimmten Punkt halten; — 2) die Segelsaison durch eine gemeinsame Segelfahrt eröffnen.
Ansetzen, das stehende Gut; — das stehende Gut steif setzen.
Aufbringen, die Stenge nach oben am Masttop bringen.
Aufentern, ins Takelwerk steigen.
Auffrischen, Stärkerwerden des Windes.
Aufgeien, ein Segel durch Geitaue zusammenschnüren und es dadurch vorm Wind bergen.
Aufkreuzen, ein in Richtung des Windes befindliches Ziel durch Kreuzen erreichen.
Aufschießen, die holende Part eines Endes in regelmäßigen runden Buchten übereinander legen.
Auge, eine durch Splissung hervorgebrachte runde Oeffnung am Tau.
Ausguck, der Posten auf dem Vorschiff oder im Vortopp.
Ausholen, das Liek eines Segels steif holen.
Ausholer, der — des Klüvers oder des Großsegels; ein Ende oder Kette, welches den Hals des Segels steif nach außen holt.
Ausklarieren, Meldung beim Zollamt.
Auslaufen, in See gehen.
Ausrüsten, ein Fahrzeug für eine Seereise vorbereiten.
Ausscheren, ein Ende aus den Blöcken ziehen.
Aussegeln, eine Jacht —; diese an Schnelligkeit übertreffen.
Außenklüver, ein Vorsegel, das auf dem Außenklüverbaum fährt.
Ausstecken, ein Reef —; das Segel durch Beseitigung des Reefs vergrößern.

Baaken, Seezeichen an der Küste.
Backbord, die **links** liegende Seite des Fahrzeugs. Alle auf der gedachten Seite befindlichen Teile des Rumpfes, der Takelage u. s. w. werden durch Vorsetzen des Wortes „Backbord“ (abgekürzt B. B.) bezeichnet.
Backbordschlag heißt der bei dem das Segel an Backbord steht.
Backspiere, jede horizontal und vierkant zur Kiellinie ausgesetzte Spiere; meistenteils wird der Spinnakerbaum vor Anker als Backspiere benutzt.
Backstag, den Mast nach achtern stützende Tau.
Backstagwind, achterlich kommender Wind.
Bändsel, dünne Leine, ev. zum Zusammenzeisen zweier Enden.
Balken, Decksbalken, die quer zur Kiellinie laufenden Hölzer, auf denen die Decksplanken ruhen.
Ballonsegel, leichte große Segel, die bei raumer Brise gesetzt werden.
Baum, eine schwere Spiere, z. B. Groß-, Klüver-, Spinnakerbaum.
Bedecken, ein Manöver beim Wettsegeln, indem man einen gefährlichen Gegner unter Lee nimmt und seinen Segeln ganz oder teilweise den Wind entzieht.
Beidrehen, die Segel so stellen, daß die Wirkung des Windes auf Vorsegel und Achtersegel sich aufhebt, das Fahrzeug also nahezu auf einer Stelle bleibt.
Beilegen, ein Fahrzeug auf Sturm und See derart legen, daß das Kielwasser der Abtrift einen Schutz gegen die Brecher gewährt.
Beiliegen, die Tätigkeit des Fahrzeuges, nachdem es beigelegt ist.
Beim Wind segeln, eine Jacht segelt beim Wind oder am Winde oder voll und bei, wenn der Wind schräg von vorn kommt, daß die Segel vom Winde unter möglichst spitzem Winkel getroffen werden.
Beimwindsegel, alle die Segel, die eine Jacht beim Winde zu setzen vermag, im Gegensatz zu den Ballonsegeln.
Beisetzen, Segel setzen.
Bekalmen, einem Segel durch irgend ein Hindernis den Wind entziehen.
Bekneifen, ein Ende wird bekniffen, wenn es irgendwo eingeklemmt ist.
Belegen, ein Ende um Poller, Nagel oder Ducht mit einigen „Schlägen“ oder einem „Steek“ festmachen.
Bergen, 1) Segel —; die Segel niederholen; — 2) Fahrzeug oder Ladung; — ein gestrandetes oder verunglücktes Fahrzeug abbringen oder die Ladung eines solchen in Sicherheit bringen.
Besan, das Segel am hintern kleinen Mast, dem sogen. Besanmast.
Beschlagen, die Segel —; die Segel festmachen.
Beschlagzeising, die zum Beschlagen eines Segels dienenden kurzen Enden oder Streifen Segeltuch.
Beting, starke Poller auf dem Vordeck zum Festhalten der Ankerkette, auf Jachten auch zur Lagerung des Spills.
Block, eine Rolle, über die das Tauwerk geführt wird.
Bodenplanken, die Außenhautplanken am Schiffsboden.
Bö, ein plötzlich einsetzender Wind.
Boje, ein auf dem Wasser schwimmender Körper, zur Bezeichnung des Fahr-

wassers, zum Festmachen von Fahrzeugen wie zur Bezeichnung des an der Stelle liegenden Ankers.
Bojereep, Ende, durch welches die Boje am Anker festgemacht ist.
Boot ahoi? Anruf an die dem Fahrzeug sich nähernden Boote.
Bord, der obere Relingsrand des Fahrzeuges; übertragen auf das ganze Fahrzeug, z. B. an Bord, außenbords, über Bord u. s. w.
Brassen, die Enden an den Nocken einer Rahe, um diese horizontal zu bewegen.
Bratspill, horizontal liegende Ankerwinde mit vertikalen Speichen.
Breitfock, Rahesegel an fliegender Rahe.
Brise, leichter, guter Wind.
Buchse, die Lagerung der Welle, z. B. beim Spill.
Bucht, die Biegung eines Endes beim Aufschießen.
Bug, 1) das Vorderteil des Fahrzeuges; 2) die Bezeichnung der Seite, auf der die Schoten der Segel angeholt sind; — 3) der Streck — bezeichnet beim Kreuzen den kürzesten Schlag; — 4) Ueber den andern — gehen, durch den Wind wenden.
Bugspriet, Rundholz, welches vorn über den Steven horizontal oder schräg aufwärts hinwegragt.
Bugstag, die seitlichen Taue des Bugspriet oder Klüverbaums.
Bullentau, Bullentalje, ein Ende, bezw. eine Talje, um das Schlagen der Bäume zu verhüten.

Cattakelage, Takelage eines kleineren Fahrzeuges mit nur einem Mast dicht am Vorsteven und nur einem Gaffelsegel mit Baum.
Chartern, ein Fahrzeug auf bestimmte Zeit oder für eine bestimmte Reise mieten.
Cockpit, ein auf dem Achterdeck befindlicher Sitzraum.

Davits, eiserne Kräne an den Seiten des Fahrzeuges zum Heißen der Seitenboote.
Deck, horizontale Plankenbedeckung über den Deckbalken.
Deplacement, das Gewicht der von dem Fahrzeug verdrängten Wassermenge.
Deviation, die durch den Magnetismus des Fahrzeuges verursachte örtliche Ablenkung des Kompasses.
Dicht, das Gegenteil von leck.
Dichten, die Decksnähte durch Eintreiben von Werg oder Lampendocht und Uebergießen von Pech oder Marineleim wasserdicht machen.
Dingy, ein kleines Beiboot einer Jacht, aber auch selbständig zum Rudern und Segeln.
Dippen, die Flagge —; zum Gruß langsam halb niederholen und gleich darauf wieder langsam vorheißen.
Dirk, Tau, in dem die hintere Nock des Baumes hängt.
Dollbord, oberer Rand eines Bootes zur Aufnahme der Dollen.
Dollen, Gabeln zum Einlegen der Riemen.
Ducht, Bank im Boot und Teil einer Kabeltrosse.
Duc d'Alben, schwere Pfähle im Wasser, deren Köpfe durch ein gemeinsames starkes Eisenband zusammengehalten werden; zum Festmachen von Fahrzeugen.
Dünung, regelmäßige langsame Bewegung der See, besonders kurz vor oder nach bedeutenderen atmosphärischen Störungen.
Durchdrehen, wenn ein Fahrzeug beim Winde plötzlich den Wind von vorn bekommt.
Dwars, querab.

Einscheren, ein Ende in einem Block.
Einstecken, ein Reef —; die Segel um die Fläche des Reefs verkleinern.
Ende, jedes Tau des laufenden Gutes.
Entern, auf-, bezw. nieder- —; an den Wanten in die Takelage hinauf- und hinablaufen.
Eselshoofd, ein Band oder ein Klotz zur Verbindung von Masttop und Stengefuß.
Etmal, der Zeitraum von 24 Stunden, von Mittag an gerechnet.

Faden, Tiefen- und Längenmaß = 1,829 Meter oder 6 Fuß.
Fahren, Bezeichnung für den Lauf der Enden und Rundhölzer, sowie für „haben"; z. B. die Enden „fahren" durch Blöcke, die Jacht „fährt" 8 Mann Besatzung.
Fahrt, Bezeichnung für die Geschwindigkeit des Fahrzeuges wie für das Revier; „große" und „kleine" Fahrt.
Fall, das, Ende, zum Heißen und Fieren der Segel.
Fall, der, der Winkel, den die Masten mit der Senkrechten bilden.
Fallreep, Eingang am Reling.
Fallreepstreppe, Treppe vom Fallreep aus zum Wasser.
Fangleine, Ende zum Festmachen des Bootes am Vorsteven.
Fender und Wielings, mit Korkstücken oder altem Tauwerk gefüllte Säcke aus Segeltuch, die zwischen Schiffswand und Bollwerk gehängt werden, um die Berührung zu verhüten.
Fest! Kommando zum Aufhören mit Holen oder Fieren.
Festkommen, auf Grund geraten.
Festmachen, das Schiff oder die Segel unter den Rahen oder Gaffeln.
Feststecken, ein Ende an ein anderes oder um eine Spiere festmachen.
Fieren, ein steif gesetztes Ende nachlassen, um es „lebender" zu machen.
Flaggengala, das Ausflaggen der Signalflaggen über die Toppen von achtern bis zur Nock des Klüverbaums, ebenso:

Flaggenparade, Heißen oder Niederholen der Nationalflagge.
Fliegender Start, Art des Starts, bei dem die Jachten unter Segel starten.
Flieger oder Toppklüver, ein Vorsegel auf Jachten, welches am Stengestag vom Topp der Stenge gefahren wird.
Flunder, ganz flaches, breites Schwertboot.
Fockmast, der vordere Mast auf zwei- oder dreimastigen Fahrzeugen.
Fockstag, Tau des Fockmastes.
Freiwache, der freie Teil der Mannschaft.

Gaffel, ein Rundholz achtern am Mast, um das Oberliek des Gaffelsegels auszuholen.
Gaffelschoner, Schoner, der außer Breitfock nur Schratsegel führt.
Gaffelsegel, ein trapezförmiges Schratsegel an einer Gaffel.
Gaffeltoppsegel, auch nur Toppsegel genannt, ein dreieckiges oder trapezförmiges Segel.
Gangspill, Ankerwinde mit senkrecht stehender Welle.
Garn, Kabelgarn, zum Tauwerk; Takelgarn, für Takelarbeit; Segelgarn, für Segelmacherarbeit; Fischgarn, leichte Netze; — spinnen, Geschichten erzählen.
Gast, Bezeichnung für die zu einer bestimmten Station oder Funktion abgeteilte Mannschaft, z. B. Gigsgast.
Geitau, ein Ende, um das Segel zusammenzuholen.
Gezeiten, Bezeichnung des Wechsels von Ebbe und Flut.
Gieren, pendelartige Bewegung des Fahrzeuges um seine Vertikalachse.
Gig, ein schmales Beiboot.
Gissung, die Schätzung des Weges und des Ortes mit Hilfe des Logs, des Lotes, des Kompasses und der Karte. Ergebnis: das gegißte Besteck.
Glasen, die seit Beginn der vierstündigen Wache abgelaufene Anzahl halber Stunden durch Schläge an die Schiffsglocke.
Gode Wind! segelsportlicher Gruß.
Gösch, eine Bugsprietflagge bei festlichen Gelegenheiten.
Gräting (vom Englischen „grate"), hölzernes Gitterwerk zum Bedecken der Luken; auch Zierat.
Großmast, bei dreimastigen Fahrzeugen der mittelste, bei Schonern und Briggs der achterste, bei Yawls der vordere Mast.
Großsegel, Hauptsegel.
Großschote, zum Bedienen des Großsegels.
Grundtakelung, das ganze Ankergeschirr.
Grüßen, der Gruß mit der Flagge besteht im Dippen der Flagge; beim Begegnen mit einem Kriegsschiff entweder in dreimaligem Dippen der Flagge seitens der Jacht oder indem die Jacht mit gesenkter Flagge das Kriegsschiff passiert.
Gut, alles Tauwerk mit Ausnahme der Verhol- und Festmacheleinen. Das stehende Gut dient zur Stütze der Masten und Spieren; das laufende Gut zur Handhabung der Segel und Rundhölzer.

Halberschlag oder Halber Steek, halber Knoten.
Halber Wind, Wind querein.
Hals, vordere, untere Nock eines Schratsegels und untere Nock eines Untersegels.
Halsen, Manöver, um ein beim Wind liegendes Fahrzeug vor dem Wind herum über den andern Bug zu bringen. Gegenteil von „Wenden".
Halten, Voll-Segel; — beim Winde so steuern, daß die Segel nicht killen oder loskommen.
Heck, der hinterste, übers Wasser ragende Teil des Schiffes.
Heißen, aufziehen eines Gegenstandes, Gegenteil von fieren.
Heuer, Monatslohn eines Matrosen.
Heuerbaas, Agent zum Vermieten von Seeleuten.
Hieven, aufwinden.
Hinterliek, hintere Kante des Segels.

Jacht, s. Yacht.
Jager, kleiner Außenklüver.
Jigger, Ende, das durch einen beweglichen Block geschoren ist im Gegensatz zur
Jolle, welche durch einen festen Block geschoren ist. Die Verbindung von Jigger und Jolle ergibt die zweischeibige Talje. Außerdem bedeutet Jolle ein kleines Beiboot.
Jungfer, Blöcke mit Löchern zum Steifsetzen der Wanten.

Kabbelung, Bewegung im Wasser, durch zwei verschiedene Strömungen, oder durch Wind gegen die Strömung.
Kabellänge, nautisches Maß, der zehnte Teil einer Seemeile, also rund = 185 Meter.
Kalfatern, die Decksnähte dichten mit Werg oder Lampendocht und mit Pech oder Marineleim ausgießen.
Kanten, Segel —; die Segel besser setzen also „trimmen".
Kappen, die Tallreeps durchschlagen.
Karbeel, Verbindung mehrerer Kabelgarns.
Karvel, Planken, die mit den Kanten stumpf aneinanderstoßen.
Kausch, eiserner Ring mit konkaver äußerer Rinne, um welche ein End gespläßt wird.
Kentern, Umschlagen.
Kiel, unterster Längsbalken des Bootes, als Widerstand gegen das Seitwärtstreiben.
Kielholen, ein Fahrzeug zur Bodenbesichtigung auf eine Seite herunterhieven.
Kielschwein, ein Balken, der über dem Kiel sitzt und die Spanten wie die Masten hält.

Kielwasser, Spurwasser des Fahrzeuges.
Killen, Schlagen der Segel, wenn der Wind sie grade von vorn trifft.
Kink, Knoten in einem Ende, das dasselbe „unklar" macht.
Klameien, kalfatern oder dichten.
Klar! bei Tauwerk oder Segeln; bereit zum Gebrauch, sonst als Meldung: fertig, bereit.
Klar Deck! Kommando nach jedem Manöver, das Deck aufzuklaren, das Tauwerk aufzuschießen und alles in Ordnung zu bringen.
Klaren oder Klarieren in Ordnung bringen.
Klar zum Wenden! Kommando vor dem Manöver des Wendens.
Klau, gabelförmige Gaffel.
Klaufall, Fall zum Heißen der Gaffel.
Kleid, die Klau, einzelne Streifen Tuch eines Segels.
Klinker, Planken, die mit den Kanten übereinander greifen.
Klüse, mit Eisenbeschlag gefütterte Oeffnungen an beiden Seiten des Bugs zum Ausfahren der Ankerketten.
Klüver, Vorsegel der Jachten.
Klüverbaum, bewegliches Bugspriet zum Setzen des Klüvers.
Knoten, ein Abschnitt der Logleine, von 6,84 Meter Länge.
Kombüse, Schiffsküche.
ompromissloop, Mittelding zwischen Sloop und Kutter.
Krängen, auf die Seite neigen oder überliegen.
Kreuzen, im Zickzack gegen den Wind zu segeln, auch eine Gegend längere Zeit befahren.
Kreuzerjacht, zu Vergnügungs- und Kreuzfahrten bestimmte Jacht.
Kutter, einmastige Jacht mit zwei Vorsegeln, Stenge, Klüverbaum und Großsegel; auch mittelgroßes Kriegsschiffsboot zum Rudern und Segeln.

Landmarke, Kennzeichen am Lande, gewöhnlich korrespondierend mit Boje.
Last, unterster Raum im Schiff, zum Verstauen von Proviant.
Lateralplan, Bootsfläche, die sich dem Seitwärtstreiben widersetzt; bei Segeljachten Kiel oder Schwert.
Lavieren, Laienausdruck für Kreuzen.
Lebend, ein Segel ist lebend, wenn der Wind es in der Richtungslinie bestreicht, es also weder voll noch back steht; Resultat das „Killen".
Leck, Undichtigkeit im Schiff.
Lee, die von der Windrichtung abgekehrte Seite eines Fahrzeuges.
Leegierig, zum Abfallen geneigt.
Leine, jedes dünne Ende.
Lenz, leer, Lenzpumpe zum Leerpumpen des Schiffes.
Lenzen, vor Sturm und See laufen.
Liek, schwachgeteerte Taueinfassung der Segel.
Log, Apparat zum Messen der Geschwindigkeit des Fahrzeuges; besteht aus Logglas, Logbret und Logleine.
Logbuch, das Schiffstagebuch oder Journal.
Loggen, durch das Log die Fahrtgeschwindigkeit messen.
Los! Befehl zum Loswerfen eines Endes und Meldung, wenn das Fahrzeug zu nahe am Wind liegt: „Los vorn!"
Loskiel, ein hölzerner Balken, zum Schutz des eigentlichen Kieles; jetzt meistens aus Blei.
Lot, Bleigewicht mit eingeteilter Leine, um die Tiefe des Wassers zu messen.
Luggersegls, Segel in Trapezform.
Luk, Zugang zu den unteren Räumen.
Luv, die dem Winde zugekehrte Seite.
Luvgierig, Neigung des Bootes in den Wind zu drehen.

Meldeschluß, Termin, bis zu dem die Meldungen zu einer Wettfahrt angenommen werden.
Meldung, Mitteilung, daß eine Jacht an der betreffenden Wettfahrt teilzunehmen wünscht.
Meßbrief, amtliche Urkunde über Größe des Fahrzeuges.
Meßverfahren, Verfahren, um die Leistungsfähigkeit einer Jacht festzustellen.
Metazentrum, Punkt oberhalb des Systemschwerpunktes im Fahrzeug.
Musterrolle, Urkunde, zur An- und Abmusterung.

Nachtsignal, mit Lichtfarben oder -blinken gemachtes Signal.
Naht, Fuge zwischen zwei Planken.
Nautik, Seefahrtskunde.
Navigation, Steuermannskunde, Wissenschaft der Berechnung des Schiffsortes auf See mit Hilfe der Gestirne.
Nicht höher! Kommando, nicht dichter an den Wind zu gehen.
Nock, äußerstes Ende einer Rahe, Gaffel oder Spiere.
Notzeichen, Zeichen, daß man sich in Not befindet und augenblicklich Hilfe nötig hat. Bei Tage Schüsse und die Flagge im Schau, bei Nacht Leuchtkugeln und regelmäßig wiederholte Schüsse.
Nullspant, bezeichnet den breitesten Umfang des Bootes.

Oberliek, obere Liek eines Segels.
Ochsenauge, rundes, durch starkes Glas verschlossenes Fenster.
Oktant, Spiegel-Instrument zur Höhenmessung der Gestirne.
Orkan, stärkste Luftbewegung.

Pagaien, kurze Ruder mit löffelförmigem Blatt, und das Rudern mit denselben.
Pardun, Haltetaue, die Stenge und Mast nach achtern stützen.
Part, Teil eines laufenden Endes, feste und holende Part; ferner Anteil am Besitz eines Schiffes.

Peilen, etwas messen oder loten.
Peilung, genaue, nautische Beobachtung.
Persenning, geteertes oder geöltes, starkes Segeltuch.
Piek, äußere Nock der Gaffel.
Pieken, etwas aufstrecken oder hochbringen. „Riemen pieken“ oder „Riemen hoch“ nehmen heißt die Riemen gleichzeitig als Ehrenbezeugung hochwerfen.
Piekfall, Fall, zum Heißen der Piek einer Gaffel oder eines Gaffelsegels.
Pinne, die — des Ruders, Hebelarm zum Drehen des Ruders.
Poller, hölzerne oder eiserne Pflöcke zum Belegen der Enden.
Preien, Anpreien, anrufen.
Pressen, Segel-, so viel Segel als möglich führen.
Protest, Beschwerdeführung beim Schiedsgericht über eine bei einer Wettfahrt vorgekommene Ungehörigkeit.

Quersaling, über die Längssalings geschraubte eiserne oder hölzerne Stange zum Einlegen und Spreizen der Stengewanten.

Rahe, Rundholz, horizontal vor Mast oder Stenge aufgehängt; Rahesegel, trapezförmig, an der Rahe.
Rank, Gegensatz zu steif, Eigenschaft des Fahrzeuges, das leicht überliegt.
Raum, der — eines Schiffes, Raum vom untersten Deck bis zum Kielschwein; auch: Raum, vom Winde, günstiger Wind von achtern.
Raumen, vom Winde, günstiger werden.
Raumschots, wenn man mit raumer Schot segeln kann.
Reef, zum Verkleinern des Segels eingerichteter Teil.
Reefen, Segel durch Aufrollen verkleinern.
Reeftalje, dreischeibige Talje, zum Niederholen des Reefs.
Regatta, Wettsegeln.
Reling, Geländer um die Bordwand über Deck, bei Jachten oft wasserdicht.
Rhe! Kommando zum Ueberstaggehen oder Wenden.
Riemen, Ruder.
Riß, Konstruktionszeichnung eines Schiffes.
Rollen, pendelnde Bewegung eines Fahrzeugs um seine Längsachse; dasselbe wie schlingern.
Roller, brechende hohe See.
Ruder, zum Lenken und Steuern des Fahrzeugs am Achtersteven drehbar aufgehängte Balkenverbindung.
Ruder legen, Ruder nach einer Seite bewegen.
Rudertalje, an der Ruderpinne befestigte kleine Talje, zur Erleichterung des Steuers.
Rumpf, Fahrzeug ohne Takelage und Zubehör.
Rundholz, Sammelname für alle zylindrischen Hölzer an Bord.

Saling, Quer- oder Längsholz oder -eisen als Unterlage für den Mars und zum Spreizen der Stengewanten.
Schäkel, U-förmiges, eisernes Verbindungsglied, um zwei Teile einer Kette zu verbinden, aneinander zu „schäkeln“.
Schamfielen, scheuern, durch Reibung beschädigen.
Schanzkleid, Bekleidung der Relingsstützen.
Scharf an, Schoten so dicht wie möglich am Wind.
Scheren, Tauwerk, durch Blöcke und Scheiben leiten; auch für Herankommen eines Dampfers er „schert“ längseit.
Scheibe, Rolle, um welche ein Ende gelegt wird.
Schiemannegarn, aus zwei oder drei Kabelgarns zusammengesetzte Leine.
Schiften, Segel wechseln, übergehen.
Schlag, mit dem Riemen, einmaliges Durchziehen; beim Kreuzen, die über einen Bug abgelaufene Strecke.
Schlagseite, Neigung des Fahrzeugs nach einer Seite.
Schleppen, ein Schiff durch ein anderes ziehen.
Schlingern, dasselbe wie „Rollen“.
Schlippen, plötzliches Loswerfen oder Kappen von Tauen und Ketten.
Schot, Ende, durch welches die hinteren unteren Nocken der Segel angeholt werden.
Schralen, Aenderung des Windes zum Ungünstigen; Gegenteil von „Raumen“.
Schrapen, mit scharfen Instrumenten etwas abkratzen.
Schratsegel, sämtliche Segel, die nicht an Rahen gefahren werden, also Gaffel- und Vorsegel, sowie Gaffeltopsegel.
Schwabber, aus altem Tauwerk hergestellter Besen zum Trocknen des Decks.
Schwanenhals, gebogen. eiserner Bolzen, zum Einhaken des Spinnakerbaums in den Mastring.
Schweres Wetter, Sturm.
Schwert, hölzernes oder metallenes Brett, senkrecht ins Wasser gelassen, um den Lateralplan des Fahrzeuges zu vergrößern, die Abtrift zu verringern, und dadurch besseres Kreuzen zu erzielen.
Schwertkasten, zum Aufnehmen der jetzt am meisten gebräuchlichen Mittelschwerter.
See, offenes Wasser und Bezeichnung des Seeganges.
Seeklar, fertig und bereit in See zu gehen.
Seemeile, sechzigster Teil eines Aequatorgrades oder eine mittlere Meridianminute = 1852 m.
Seewärts, nach See zu.
Seewind, anlandiger, aus See kommender Wind.
Segel, zur Fortbewegung durch den Wind dienende Leinwandflächen.
Segel abschlagen, Segel von den Spieren abnehmen und verstauen.
Segel bergen, alle Segel festmachen.

Segelfertig, fertig zum Segeln sein.
Segel mehren, mehr Segel setzen.
Segel mindern, einige Segel bergen.
Segel reefen, Segel verkleinern.
Segel setzen, Segel aufziehen.
Segeltuch, Stoff zur Anfertigung der Segel.
Segel unterschlagen, die Segel an ihre Spieren befestigen.
Setzbord, abnehmbare Erhöhung der Bordseiten auf kleinen Fahrzeugen, zum Schutz gegen das Wasser.
Sitzen, aufgerannt sein.
Sloop, einmastige Jacht mit festem Bugspriet und fest an den Baum gereihten Großsegel; kleinere haben nur Pfahlmasten ohne Stenge und nur ein Vorsegel.
Sog, Nachströmung des durch das Fahrzeug verdrängten Wassers in das Kielwasser.
Sonnensegel, Zelt aus Segeltuch gegen die Sonne.
Spanten, Rippen eines Fahrzeuges, tragen die Außenhaut und vermitteln den Quer- u. den Längsverband des Schiffes.
Spiegel, flacher Abschluß des Hecks.
Spieren, dünnere Rundhölzer d. Takelage.
Spill, Ankerwinde.
Splißen, zwei Tampen durch Verflechtung der Kardeele verflechten.
Spriet, dünne Spiere zum diagonalen Spreizen des Sprietsegels.
Spring, vom Heck an Ankerkette oder Anker befestigte Leine.
Stag, Haltetau von Mast- oder Bugsprietspitze zur Stütze nach vorn.
Stag, über — gehen, dasselbe wie Wenden.
Stagfock, am Fockstag fahrendes Vorsegel.
Stagsegel s. Stagfock.
Stampfen, pendelnde Bewegung des Fahrzeugs um seine Querachse.
Stander, gleichschenklig dreieckige, geflammt rechteckige oder geflammt dreieckige Flaggenabzeichen eines Klubs
Start, Entlassung der wettsegelnden Jachten zur Wettfahrt.
Stauung, richtige Anordnung d. Ballastes oder der Ladung.
Stecken, fieren, ausstecken, z. B. bei der Ankerkette.
Steek, Verknüpfung zweier Tampen.
Steekbolzen, kurze, starke Enden, durch die Reefkauschen der Segel geschoren und das Reef auf der Rahe oder dem Baum belegen.
Steif, Gegenteil von rank beim Schiff; beim Tauwerk, wenn es fest angeholt ist.
[St]einge, Verlängerung des Untermastes, zum Setzen des Topsegels, Fliegers, Ballonklüvers und Spinnakers.
Stengewindreep, zum Heißen und Streichen der Stenge dienendes Ende.
Steuerbord, rechte Seite des Fahrzeugs.
Steven, die den Bug (Vorsteven) und das Heck (Achtersteven) bildenden Hölzer.
Stille, Mangel an Wind.
Stoppen, festhalten.
Stoßtalje, dasselbe wie Bullentalje.
Streckbug, Bug beim Kreuzen, der am nächsten ans Ziel „streckt".
Strecken, an ein Ziel —, das Ziel mit einem Schlag beim Wind erreichen.
Streichen, die Stenge —, bis der Flaggenknopf überm Eselshoofd ist, auch: die Flagge niederholen.

Takel, Flaschenzug mittlerer Stärke.
Takelage, alles Tauwerk nebst Blöcken, Spieren, Rundhölzern und Segeln.
Takel- oder Segelriß, Teil der Konstruktionszeichnung eines Fahrzeugs, welcher das tote Werk, Form- und Größenverhältnis enthält.
Talje, kleiner Flaschenzug, bestehend aus Block und Ende.
Tallreep, Ende, welches durch die Jungfern geschoren wird und zum Ansetzen der Wanten dient.
Tamp, letztes Ende eines Taues.
Tiefgang, senkrechter Abstand d. Wasserlinie eines Fahrzeugs von dem am tiefsten tauchenden Punkt des Kiels.
Totes Werk, oberhalb der Wasserlinie befindlicher Teil des Schiffsrumpfes.
Tonne, Seezeichen, zylinderförmig; ferner Schiffsmaß: in Deutschland = 1000 kg.
Top, oberes Ende der Masten und Stengen.
Topsegel, an der Stenge eines mit Schratsegeln getakelten Mastes heißbares Segel.
Törnen, unklar machen oder fest machen.
Treiben, forttreiben durch Wind, See oder Strom.
Trimmen, etwas in Ordnung bringen.
Trosse, ein aus drei Kardeelen bestehendes Ende auf starke Verhol- und Festmacheleinen, eine noch nicht angeschnittene, ganze Rolle Tauwerk.

Ueberholen, revidieren; auch die Segel überholen, d. h. auf die andere Seite; Talje überholen, d. h. Talje verlängern.
Ueberlegen, Krängung des Fahrzeuges bei Winddruck.
Ueberliegen, durch das Ueberlegen verursachte Lage.
Ueberschießen, Ballast oder Ladung geht bei starker Krängung nach einer Seite über.
Ueber Stag gehen, dasselbe wie „Wenden".
Unklar, verwirrt, bekniffen, vertörnt, das Gegenteil von „Klar".
Unterliek, untere Liek eines Segels.
Untersegel, an den Unterrahen befindliche Segel.

Verband, die Verbindung der einzelnen Teile des Rumpfes.
Vergütung, Ausgleichsversuch der infolge verschiedener Größe, Bauart und Takelage differierenden Leistungsfähigkeit der Jachten beim Wettsegeln; wird als Zeit oder als Abzug an gemessener Größe gewährt.
Verholen, ein Fahrzeug von seiner Stelle auf eine andere bringen.
Verklicker, Windfähnchen.

Versagen, von einer Wendung, wenn das Fahrzeug nicht durch den Wind geht.
Verstauen, ordnungsmäßig, verladen.
Vertauen, Boot anlegen, festmachen.
Vierkant, rechtwinklig.
Voll und bei, möglichst dicht am Wind.
Vorbereitungszeichen, beim Wettsegeln das Zeichen, das die Bewerber sich klar zu halten haben; Schuß oder Flaggensignal.
Vor dem Wind, mit Wind recht v. achtern segeln.
Vorgeschirr, Bugspriet, resp. Klüverbaum nebst Takelage und Segel.
Vorschiff, vorderer Teil des Schiffes.
Vor Top und Takel, d. h. vor den nackten Spieren, ohne jedes Segel.

Want, seitliche Haltetaue eines Mastes oder einer Stenge.
Warpen, mittels des Ankers verholen.
Wasserlinie, Linie des Fahrzeuges, bis zu der es im Wasser liegt.
Wasserstag, Ende oder Kette, die Bugspriet oder Klüverbaum stützt.
Wenden, durch den Wind über d. anderen Bug gehen.
Wettfahrt, gemeinsames Segeln mehrerer Jachten auf gleichem Kurs und unter gleichen Bedingungen.
Windreep, Ende zum Aufbringen einer Stenge.
Wulstkieler, Kielboot mit starkem, extra befestigtem Bleikiel.

Yacht, ursprünglich holländisches Außenfahrzeug: Yagd; jetzt Jacht, ausschließlich zum Vergnügungs-, Touren- und Wettsegeln dienende kleinere Dampf- u. Segelfahrzeuge, als Sloop, Kutter, Yawl oder Schoner getakelt.
Yawl, Jacht, als ein Kutter getakelt, jedoch mit kleinem Besan (Treiber).

Zeisen, etwas mittels eines dünnen Bändels festmachen.
Zeiten, **wettsegelnde Jachten**, — beim Passieren einer Marke oder des Ziels die Zeit notieren.
Ziel, Linie, welche das Wettsegeln bei einer Wettfahrt beendet.
Zurren, zusammenschnüren, z. B. von Hängematten; auch festbinden.

Verzeichnis der hauptsächlichsten technischen Ausdrücke.

Deutsch	Englisch	Französisch
Abhalten	to bear away	tenir le large
Abstoßen	to put off from shore	déborder une chaloupe d'un vaisseau
Achtern	aft	de l'arrière
Achterliek	leach	chute d'arrière f.
Achtersteven	sternpost	étambot m.
Auf das Ruder!	hard up the helm!	la barre au vent!
Aufgeien	to brail up	carguer
Aufholering	traveller	rocambeau m.
Aufschießen	to coil up	lover
Auftakeln	to rig	gréer
Auftakelung	rigging	gréage m.
Back	back	en arrière
Backbord	port	bâbord
Backbord das Ruder!	port the helm!	bâbord la barre!
Backen	bows	jouteraux m. pl.
Backestag	back-stay	pantoire de bastaque m.
Balkenknie	knee	courbe f.
Ballonklüver	balloon-jib	foc-ballon m.
Baum	boom	guy m.; bôme f.
Beiboot	boat	embarcation f.
Beidrehen	to come up, to bring to	mettre en panne
Beilegen	to come to	se mettre à la cape
Beiliegen	to lie to	prendre la cape
Besan	mizzen	tapecul m.
Besanmast	mizzenmast	mât de tapecul, mât d'arrière m.
Besansegel	mizzensail	flêche-tapecul m.
Besanstag	mizzenstay	étai du tapecul m.
Besitzer (Eigner)	owner	propriétaire m.
Betings	bitts	bittes f.
Block	block, pulley	poulie f.

Deutsch	Englisch	Französisch
Bodenplanken	ceiling-planks	bordages du fond m.
Bramsegel	main-top; gallant-sail	voile de perroquet f.
Brassen	braces	bras de vergue m.
Breitfock	square-sail	fortune f.
Bugspriet	bowsprit	mât de beaupré m.
Bugstag	bowsprit-shrouds	haubans du beaupré m. pl.
Davits	davits	daviés m. pl.
Deck	deck	pont m.
Decksbalken	beams	baux m. pl.
Decksplanken	deck-planks	bordages du pont m. pl.
Dirk	topping-lift	balancine f.
Durchscheren	to reef	passer une manoeuvre.
Entern	to grapple, to board	aborder
Fallreep	gangway, ladder-rope	passavant m., e'chelle d'artimon f.
Fenster (rund)	bull-eye	bulleye
Fieren	to veer, to lower	amener
Flaggen	to hoist the flag, colours, to dress ship	pavoiser
Flaggenknopf	truck	pomme f.
Flaggenstock	flag-mast	mât de pavillon m.
Fockmast	foremast	mât de misaine m.
Focksegel	foresail	voile de misaine f.
Fockstag	fore-stay	étai de misaine m.
Flieger	flying-jib	foc-volant m.
Gaffel	gaff	vergue à corne f.
Gallion	gallion	figure de poulaine, du vaisseau
Gangspill	capstan	cabestan
Geitau	clew-line	cargue f.
Großmast	mainmast	grand mât m.
Großschoot	mainsheet	grande écoute f.
Großsegel	mainsail	grande voile f.
Großtopsegel	maintopsail	grand flêche m.
Hals	tack	amure f.
Halsen	to wear ship	amurer
Halstalje	tack-tackle	palan d'amure m.
Halt ab!	bear away!	faites porter!
Hart Backbord!	hard a-port!	bâbord tout!
Holende Part	fall, hauling part	courant de manoeuvre m.
Hol nieder!	haul down!	amenez!
Hol weg!	haul away!	halez!
Jungfern	dead-eyes	cap-de-moutons m.
Kabelgarn	yarn	caret m.
Kapitän	captain, skipper	capitaine, maître m.
Kentern	to capsize	chavirer, cabaner
Kiel	keel	quille f. carène f.
Kielschwein	keelson	carlingue f.
Klar	ready	dégagé, paré
Klar zum Wenden!	ready about!	paré à virer!
Klaue, Klaufall	main-halyard	drisse de mât f.
Klüver	jib	foc m.
Knoten	knot	noeud m., étalingue f.
Kreuzen	to tack	louvoyer, croiser
Kutter	cutter	cotre m.
Lateinsegel	latin-sail	voile latine f.
Laufendes Gut	running rigging	manoeuvres courantes f. pl.
Lebendes Werk	quick work	oeuvres vives f. pl.

Deutsch	Englisch	Französisch
Lee	leeward	sous le vent
Liek	bolt-rope	ralingue f.
Lotse	pilot	pilote m.
Los!	le' (t) go!	larguez!
Lugger	lug-sail	voile de lougre .
Luken	hatches	panneaux m. pl.
Luv	windward	au vent
Luv!	luv!	au lof!
Luven	to luv	aller au lof
Mannschaft	crew	équipage m.
Mars	top	hune m.
Marsfall	top-halyard	drisse f.
Marsleine	marline	merlin m.
Marsraae	top-square	vergue du grand hunier m.
Marssegel	square-topsail	hunier m.
Masttag	mast-head	ton du mât m.
Mittschiffs	midships	au milieu du pont
Niete	rivet	rivet m., rivure f.
Nieten	to rivet	river
Nock (einer Raa)	yard-arm	bout de vergue m.
Nock (eines Segels)	sail-arm	pointure d'une voile
Norden	north	nord m.
Oberlicht	sky-light	claire-voie f., jour à plomb m.
Osten	east	est m.
Peilen	to sound, to gauge	sonder
Pieck	peak	empointure du pic f.
Pieckfall	peak-halyard	drisse de pic f.
Presenning	tarpaulin	prélart m.
Raa	yard	vergue f.
Raasegel	square sails	voiles carrées f. pl.
Recht so!	steady!	comme ça!
Reef	reef	ris m.
Reefen	to reef	prendre des ris.
Reeftalje	reef-tackle	palanquin de ris m.
Reeling	rail	lisse f.
Riemen	oar	rame f.
Ruder	rudder	gouvernail, timon m.
Ruderbank	thwart	banc de nage
Ruder in Lee!	helm 's a lee!	barre dessous!
Ruder in Luv!	helm windward!	barre au vent!
Rudern	to row	ramer
Ruderpinne	rudder-helm, tiller	barre du gouvernail m.
Ruderrad	wheel	roue du gouvernail f.
Ruderschlag	pull, stroke of the oar	coup de rame m.
Rudertalje	helm-tackle	palan du gouvernail m.
Rumpf	hull	coque f.
Schäckel	shackle	manille f.
Schiemannsgarn	spun-yarn	bitord m.
Schott	bulk-head	paroi f.
Schraube	screw	vis f.
Schuner	schooner	goelette, schoner f.
Schunersegel	fore-sail	misaine-goelette f.
Schwert	centerboard	dérive f.
Segel	sail	voile f.
Sloop	sloop	sloup f.
Sonnensegel	awning	banne f., tenderolle f.
Spieren	spars	éspars m. pl.
Spinnaker	spinnaker	tangon m.
Sprietsegel	sprit-sail	voile aurique f.

Deutsch	Englisch	Französisch
Stag	stay	étai m.
Stagfock	staysail, foresail	trinquette f.
Stander	standard	guidon m.
Steckbolzen	reef-earning	itague de ris f.
Stenge	top-mast	mât de flêche m.
Stengenstag	topmast-stay	étai de mât de flêche m.
Stenge streifen	to house the topmast	caler le mât de flêche
Steuerbord	starboard	tribord m.
Sturmklüver	stormjib	tourmentin m.
Süden	south	sud m.
Südwester	southwester	suroit m.
Takelage	rigging	gréement m.
Takeln	to whip	surlier
Talje	tackle	palan m.
Tamp	end	bout m.
Tauwerk	cordage	cordages m. pl.
Top	top, head	tête f.
Totes Werk	dead work	oeuvres mortes f. pl.
Trosse	hawser	fil d'acier m.
Trysegel	trysail	voile de cape f.
Vierkanttopsegel	gaff-topsail	flêche carré m.
Voraus	forward	de l'avant
Vorstenge	foretopmast	petit mât de flêche m.
Vorsteven	stem	étrave f.
Vortopsegel	foretopsail	petit flêche m.
Wache	watch	quart m.
Warpen	warp	touer un vaisseau
Warpleine	warp	grelin m.
Wassergang	waterway	gouttière f.
Wasserstag	bobstay	sous-barbe f.
Wasserstiefel	jack-boots, water-boots	bottes imperméables f. pl.
Wenden	to veer, to turn ship	virer de bord
Westen	west	ouest m.
Yawl	yawl	cotre-dandy m.
Zeiten	to seize	genoper.

---

2. Rudersport.

Von

Titus Türk, Korvettenkapitän, Kiel.

347. Geschichtliches. Nach Ben Akiba ist alles schon dagewesen. Und wenn auch Virgil der einzige Schriftsteller ist, der uns ein Längeres von einer trojanischen Ruder-Wettfahrt zu Aeneas Zeiten berichtet, so erzählen uns ägyptische Wandgemälde von Jahrtausende älteren Menschengeschlechtern, daß der Rudersport wohl schon von den Erfindern des ersten Floßes oder des ersten ausgehöhlten Baumstammes her datiert. Wo auch immer Menschen gelebt haben, die nicht geradezu Engel waren — und dieses ist die seltener aufzufindende

Sorte — hat es auch die rein „menschlichen" Triebe des Neides und des „Besserseinwollens" gegeben. Und wenn mein guter Freund und Nachbar in seinem Einbaum schnell rudert, dann rudere ich noch etwas schneller: denn wer zuerst das gegenüberliegende Ufer erreicht, ist der erste auf dem gemeinsamen Jagdgrund im kühlen Schachtelhalmenwalde — so denkt der eine Urmensch. Der andere sieht ihn mit schaumumsprühten Bootsbug näher kommen und sagt sich trocken: den lassen wir keinenfalls vorbei. Er legt sich ins Zeug, die Riemen biegen sich, daß das Holz kracht: Hurra, die erste Ruder-Regatta ist fertig!

Tatsächlich ist in unserem alten Europa das Sportrudern auf moderner, noch heute gültiger Grundlage wohl zuerst im Lande des Sports, im lustigen „old England", ausgeführt worden, und zwar erst zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts. Wir wissen, daß 1822 an der Universität Oxford die ersten Ruderrennen unter den studentischen Vereinigungen ausgefochten wurden, daß 1826 zum erstenmal die noch heute in Henley stattfindenden Regatten zwischen Oxford und Cambridge stattfanden, und daß von 1839 an regelmäßige Ruder-Wettfahrten in England überhaupt Brauch wurden.

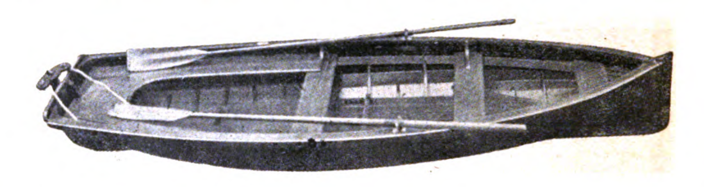
Ausübung eines Sportes pflegt im Leben der Völker ein Zeichen von Wohlstand, von politischem Sicherheitsgefühl, von behaglicher Ruhe zu sein; man hat neben dem notwendigen Kampfe um das tägliche Brot noch zu etwas anderem Zeit. Die insulare Lage Großbritanniens gab seiner Bevölkerung in erster Linie Gelegenheit, sich nach den die Nationen zerfleischenden Napoleonischen Kriegen zu erholen und auf sich selbst zu besinnen — sie erfand nicht nur den Namen „Sport" für ein Muskeln und Sinne stärkendes Spiel, sondern ungezählte Sportarten selbst. Und so verdanken wir die Einführung des Rudersports in unserem deutschen Vaterlande jenen Engländern, die, auch auf fremdem Boden sich niederlassend, an heimischen, liebgewordenen Gewohnheiten eisern festzuhalten pflegen, und in Hamburg den „English Rowing Club" als ersten gründeten. Ihm folgte dann 1836 der „Hamburger Ruderklub". Mitte der vierziger Jahre hatten sich schon mehr Vereine in Hamburg aufgetan, und das erste Wettrudern konnte stattfinden, und nun folgten allmählich auch andere, an dem Rudersport günstigen Gewässern liegende Städte, wie Frankfurt im Jahre 1865, Kiel 1862 — die dann folgenden Kriegsjahre ließen unserer mannhaften Jugend nicht Zeit zum Auftun von Sportvereinen, noch den Alten das Geld zu Bezahlen der notwendigen Inventarien. Erst 1876 folgte Berlin, und heute gibt es kaum eine Stadt am Wasser ohne einen nennenswerten Ruderklub.

Die Ruderboote.

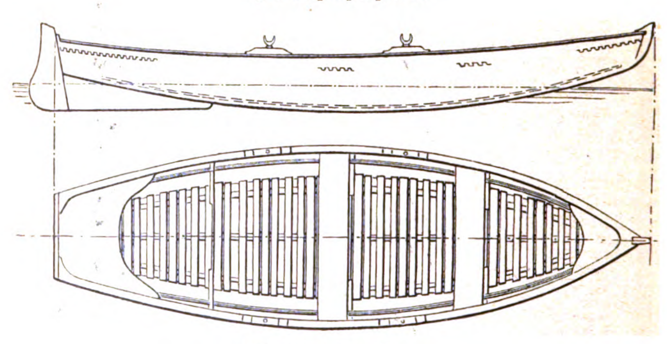
348. Tourenboote. Zur Ausübung des Rudersports gibt es überall da, wo überhaupt schiffbares Wasser ist, mehr Gelegenheit als zu jeder anderen Art der Sportausübung. Es ist ja durchaus nicht nötig, daß jemand, der das Rudern erlernen will, einem Ruderklub beitritt. Sogen. „Vergnügungsboote" und „Mietboote" gibt es in Hülle und Fülle und es ist einer der Hauptvorzüge des Ruderns, daß es zu jeder Jahreszeit und von jedermann — Männlein wie Fräulein — aus-

geübt werden kann. Besonders auch Kinder, die an sich noch nicht „klubfähig“ sind, rudern gern, und gerade für sie ist das bequeme, stabile „Vergnügungsboot“ das geeignete Werkzeug zur Erlernung der Ruderei.

Unsere Abbildung zeigt uns einen besonders geeigneten Typ des „Vergnügungsbootes“, wie er in dieser vollendet eleganten, leicht beweglichen und dabei sicheren Form von der berühmten Bootswerft von Lürssen—Bremen hergestellt wird. Die Bezeichnung eines solchen Bootes ist nach seiner Größe verschieden, und läßt sich nicht leicht in scharfen Grenzen halten. Ein Boot für 2 Personen nennt man „Dingi“, ein solches für 3 bis 6 Personen heißt Jolle oder Gig, Boote von noch größeren Dimensionen, die schließlich nach Art der größten Kriegsschiffsbeiboote bis zu hundert Menschen bequem fassen können, und bei doppelt besetzten Riemen von 24 Mann gerudert werden, heißen Kutter, Pinasse und Barkasse. Wenn auch in diesen schwerfälligen Kolossen heutzutage das arbeitsmäßige Rudern vom sportsmäßigen kaum noch zu trennen ist, so verdienen sie doch der Erwähnung, da in allen Marinen der Welt in ihnen der Rudersport des einfachen Matrosen gepflegt wird.

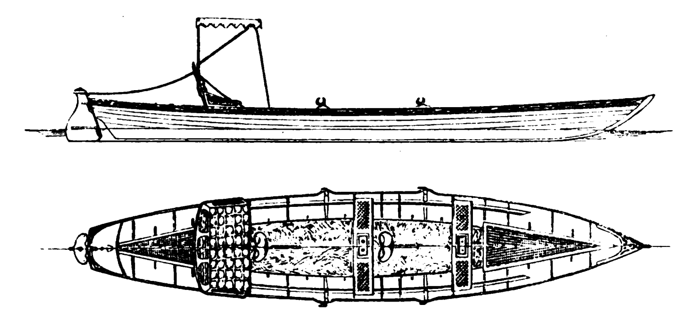


176. Vergnügungsboot.

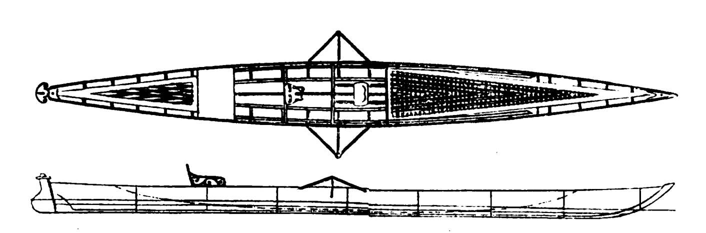


177. Jolle mit 4 Riemen.

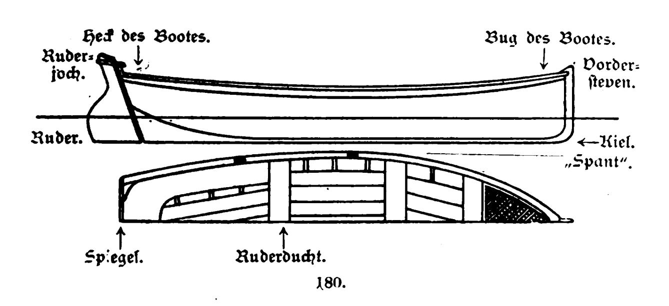
Man baut solche Boote nach verschiedenen Systemen aus Fichten- oder Zedernholz, schwere und stärkere Boote aus Eiche oder Mahagoni. Letztere Holzart wird besonders für die größten Rennboote gewählt, weil sie eine enorme Halt-



178. Gig für Vergnügungsfahrten, 1—5 Personen, Gewicht nur 70 kg. (Erbauer Lürssen, Vegesack.)



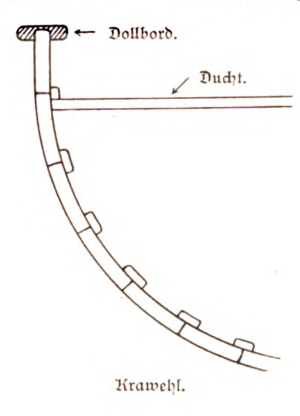
179. Ein Skuller als Tourenboot.



180.

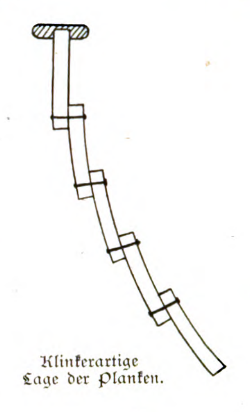
barkeit besitzt. Diese gestattet dann wiederum, die Planken sehr dünn zu machen, so daß das Boot trotz großer Tragfähigkeit verhältnismäßig federleicht ist. Nur so ist es möglich, daß der moderne, fast 20 Meter lange Rennachter, der neun erwachsene Menschen zu tragen hat, Wände von nur einem halben Zentimeter Stärke aufzuweisen hat.

Das Vergnügungsboot ist stets auf Kiel gebaut, d. h. ein langer, aus einem oder mehreren Stücken bestehender Längsbalken bildet sozusagen das Rückgrat des Bootes, an welchem sich die Rippen, „Span-



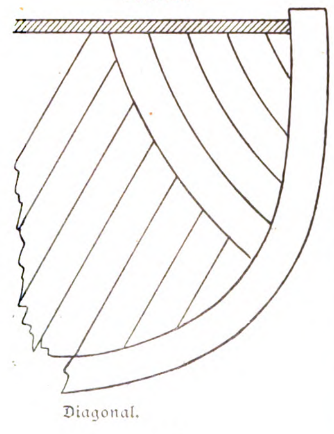
Krawehl.

181.


Klinkerartige Lage der Planken.

182.

ten" genannt, in der Querschiffsrichtung anfügen. Auf die Spanten legt man die Planken, die die Wand des Bootes bilden. Vergleichen sich die längsschiffs angebrachten Planken miteinander, so daß das Boot außenbords glatt erscheint, so ist dasselbe „krawehl"artig gebaut.



Diagonal.

183.

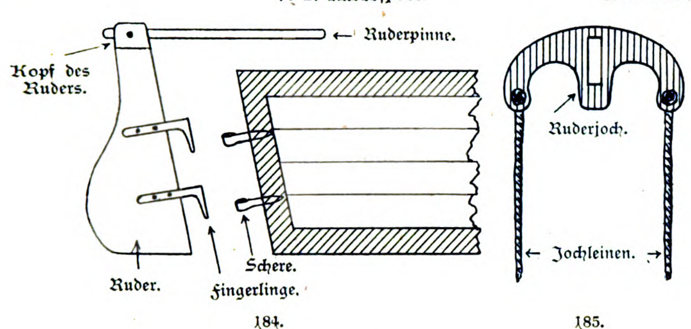
Diese Bauweise ist die leichteste und am bequemsten auszubessernde.

Bedeutend widerstandsfähiger, aber auch etwas schwerer, wird das Boot mit klinkerartiger „Außenhaut". Hier „überlappt" die höher liegende, längsschiff laufende Planke die darunter liegende um ein weniges, und in dieser Stellung werden dann die Planken miteinander und den Spanten verbolzt und vernietet.

Besonders starke Boote baut man nach dem Diagonalsystem, indem man die nicht längsschiffs, sondern vom Kiel schräg oben zum „Dollbord" verlaufenden Planken in zwei Schichten, etwa in einem Winkel von 90° sich kreuzend, aufeinander legt und befestigt.

Man verwendet bei einem guten Boot als Nägel, Bolzen, Nieten ꝛc. nur solche aus Kupfer, d. h. man baut das Boot „kupferfest".

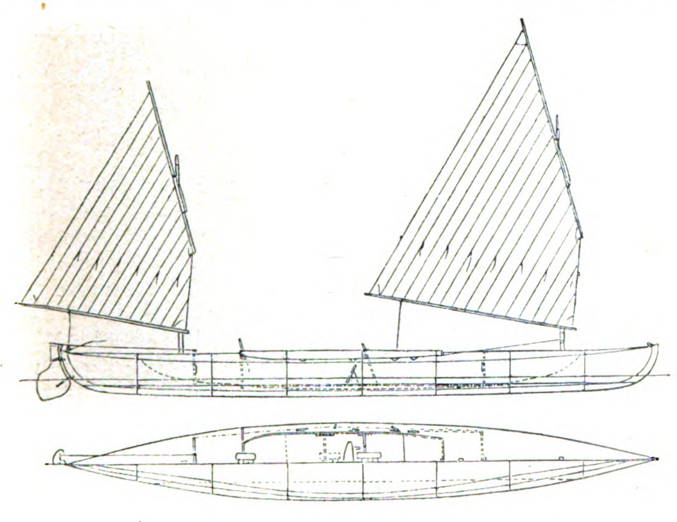
Der Vordersteven trägt Metallbeschlag, der Achtersteven, der, wenn nicht scharf, sondern flach gehalten, auch „Spiegel" genannt wird, erhält in der Mitte, lotrecht übereinander, Metallösen zum Einhaken



184. 185.

der „Fingerlinge" des Steuerruders. Diese Oesen nennt man „Scheren". Ueber den „Kopf" des „Ruders" — so sagt man in der Sport- und Seemannssprache kurz statt „Steuerruder" — ist das „Ruderjoch" gestreift, durch das die zum Steuern dienenden „Jochleinen" „geschoren" werden. Die „Duchten" sind die querschiffs angebrachten Ruderbänke, auf denen der Ruderer Platz nimmt, um die in Gabeln — „Dollen" — liegenden „Riemen" zu bedienen.

Nicht unerwähnt darf hier eine Art von Tourenboot bleiben, die sich allerdings in Deutschland bisher wenig eingebürgert hat, dafür aber in England und Amerika, seinem Mutterlande, sich besonderer Beliebtheit erfreut. Es ist das ursprünglich aus Birkenrinde erbaute indianische Kanoe, zum Se-



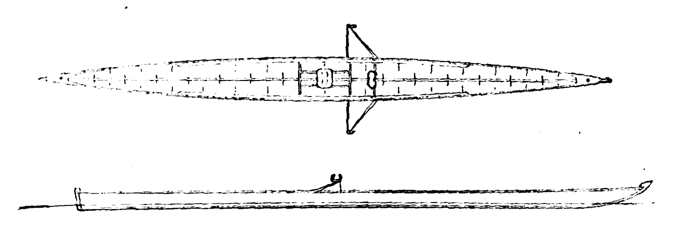
186. Kanoe.

geln wie zum Rudern gleich geeignet. Man verwendet es besonders auf schmalen Wasserläufen, wie in den kleinen „Creeks“ und Bächen der Urwälder, die eine Verwendung von Riemen nicht gestatten. Es wird mit der „Paddel“ (siehe später) vorwärts getrieben. Auch der „Kajak“ sei erwähnt. Er ist grönländischen Ursprungs, der einzige Ruderer sitzt ohne Ducht auf dem Boden des völlig eingedeckten, vorn und achtern scharf gebauten Bootes und arbeitet mit einer Art von Doppel-Paddel.

349. Rennboote. Ein Rennboot hat eigentlich von den eben beschriebenen Tourenbooten nur noch die Benennung seiner einzelnen Teile behalten und mit seinem Vorgänger weit weniger Form und Geschwindigkeit gemeinsam als sonst irgendwie ein zur Ausübung eines Sports dienendes Instrument. Die liche, äußerst empfindliche Rennmaschine bedienen zu können.

1. Rennschulboote. So entstanden — nachweislich auch erst in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts — besondere Schulboote, in denen die Klubmitglieder eines Klubs, der Wettrennen belegen will, vorgebildet werden. Es wären hier zu erwähnen das „Wherry“ von 7 bis 8 Meter Länge und nur 60 cm Breite. Es dient als Schulboot für „Skiff“-Fahrer, ist zwar etwas langsamer aber dafür stärker und „seefähiger“ als das „Skiff“, wenn überhaupt der Ausdruck „seefähig“ noch auf solche Nußschalen Anwendung finden darf. Ein Wherry wird von einem einzelnen Menschen ohne Steuermann gerudert.

„Ausleger-Gigs“ werden besonders zum Einfahren von Mannschaften für das Rennboot



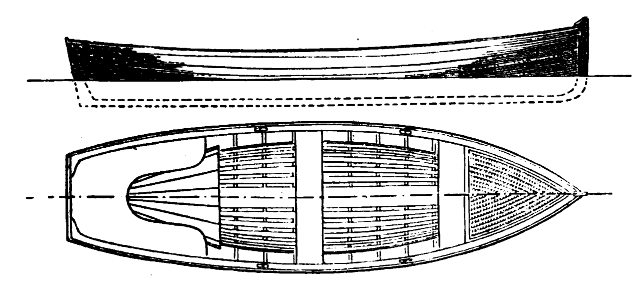
187. Wherry.

meisten Sportarten, wie das Tennisspiel, das Golfspiel, die edle Schießkunst, Polo, Fußball — sie alle verwenden denselben Schläger, dasselbe Gewehr beim Erlernen des Spiels wie nachher beim Wettkampf. Das direkt zu einem Kunstwerk gewordene Rennboot bedarf zu seiner Bedienung einer ganzen Reihe von Vorbereitungsfahrzeugen, in denen der Ruderer zunächst lernen muß, um nachher die eigent-

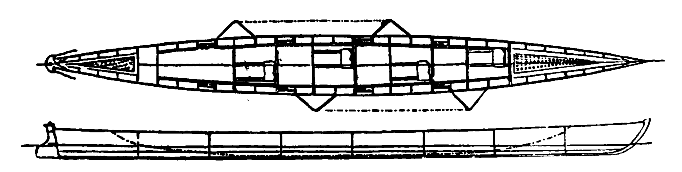
benützt und haben nebenbei den Vorteil, daß sie räumig und stabil genug sind, um auch als Tourenboote gebraucht werden zu können. Es gibt diese Gigs in allen erdenklichen Größen für zwei bis acht Ruderer. (Siehe Abbildung.)

2. Das eigentliche Rennboot. Das kleinste Rennboot ist das bereits erwähnte „Skiff“. Aus den feinsten Hölzern — meist Zedernplanken und eichene Spanten

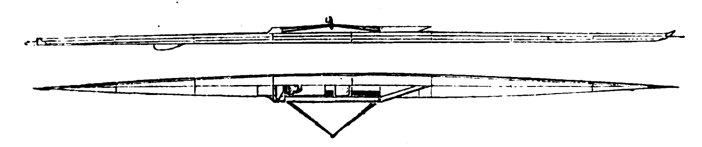
— ist es gerade imstande, einen einzelnen Menschen zu tragen, welcher mit zwei Riemen — in diesem Falle „Skullen“ genannt — das Boot vorwärts treibt und gleichzeitig steuert. Unser Bild zeigt uns, wie dieser Miniatur-Renner, kaum 10 kg wiegend, leer fast ohne Tiefgang wie eine Blase auf in die Oeffnung für den Sitz des Ruderers hineinlaufen. Selbstverständlich ist das Boot auf seine ganze Länge mit einem Verdeck nach oben abgeschlossen, dieses besteht jedoch aus Gewichtsersparnis nur aus geölter Leinwand. Um den Wasserwiderstand auf das äußerste zu reduzieren, ist der



188. Klinker-Gig.



189. Vierer-Ausleger-Gig.



190. „Skiff“, auf deutsch „Einer“.

dem Wasser schwimmt. Sitzt der Ruderer drin, so erhebt sich das Dollbord nur noch wenige Zoll mit seiner Oberkante über die Wasserfläche, so daß ein kleiner, kastenartiger Aufbau mittschiffs verhindern muß, daß nicht schon bei ganz glattem Wasser Dampferwellen oder ähnliche Erschütterungen „Einer“, wie alle Rennboote überhaupt, ohne äußeren Kiel konstruiert und vorn wie achtern fast messerscharf zulaufend gehalten.

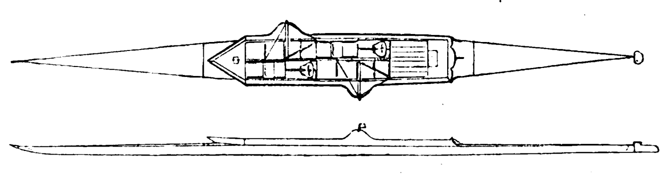
Um ferner auch das Gewicht des rudernden Mannes für die Fortbewegung des Bootes auszunützen, ist die Ruderducht nicht eine fest eingebaute Bank, wie wir sie vom

Tourenboot her kennen, sondern sie besteht in einem auf Schienen oder Rollen vorwärts und rückwärts gleitenden Sitz, der den Bewegungen des Ruderers folgt: die lebendige Kraft des nach vorn schnellenden Körpers hilft das Boot mit nach vorwärts treiben!

Aber nicht genug damit. Noch ein dritter Faktor kommt hinzu, welcher gestattet, die das Boot bewegenden Kräfte bis zum äußersten auszunützen. Das kaum einen Viertelmeter breite Boot würde nur den Gebrauch sehr kurzer Riemen gestatten, oder der innere Hebelsarm des Riemens müßte im Vergleich zu der ganzen Länge desselben unverhältnismäßig kurz werden, wenn die Auflage der Riemen, ihr fester Punkt, wie beim gewöhnlichen Boot, direkt auf dem Dollbord wäre. Auch hier hat menschlicher Scharfsinn ausgeholfen. Man hat den sogen. „Auslieger“ konstruiert, ein aus feinem Stahl gearbeitetes, leichtes Gestänge mit drei an der Bordwand befestigten Streben, die nach außen zu in einem Punkt zusammenlaufen; hier ist dann die Dolle für den Riemen drehbar befestigt. Auf diese Weise ist die Entfernung von Dolle zu Dolle auf ca. $1^1/_2$ Meter erhöht, und gestattet die Benützung von fast 3 Meter langen „Skulls“ für den Einer.

Dem „Skiff“ für einen Ruderer folgen nun Dollen-Rennboote und Ausleger-Rennboote für zwei, vier und acht Mann. Die Dollen-Rennboote erreichen nie ganz die Geschwindigkeit der Auslegerboote, da sie ein wenig breiter sind; dafür sind sie aber sicherer und stetiger im Wasser und werden mit Vorliebe für Erstlingsrennen jüngerer Mannschaften, der sogen. Junioren, verwendet.

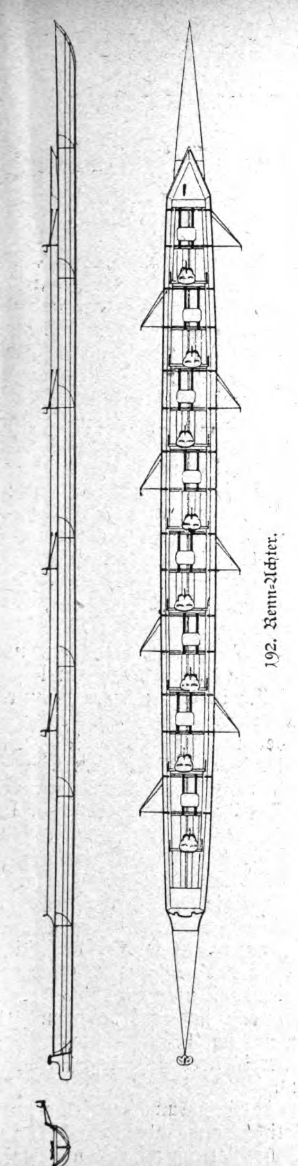
Das schönste und schneidigste Rennboot ist und bleibt der Rennachter, wie ihn in modernster Ausführung unser Bild zeigt. Er ist nahe an 20 Meter lang, also so lang wie ein mehrstockiges Haus hoch, und dabei nur 60 cm breit, fürwahr ein Extrem des Bootsbaues; und bei kaum $^1/_2$ cm Plankenstärke gleichzeitig ein Triumph desselben, wenn wir bedenken, daß sonst der mit Stahl und Eisen nach Belieben schaltende Schiffbau sich ungern an Schiffe heranwagt, deren Verhältnis von Breite zur Länge die Zahl 1 : 10 übersteigen soll! Allerdings kostet so ein Renner bereits 1200 Mark und ist dabei empfindlich wie ein rohes Ei.



191. Dollen-Zweier.

Ausleger mit Dolle.

350. Riemen, Skulls, Paddeln, Pagaien. Die Instrumente, mit denen der Ruderer das Boot vorwärts treibt, nennt man Riemen. Die Abmessungen der Riemen sind verschieden nach Zweck, Größe des Bootes und Körperkraft des Ru-



192. Renn-Achter.

derers, ebenso wie ihr Gewicht, je nachdem man sie aus Tannen- oder Eschenholz fertigt.

Für die Sportzwecke der Rudervereine sind allgemein Schaufelriemen eingeführt, deren Blatt ein wenig gebogen ist.

Die Länge eines Riemens wird im allgemeinen 3,75 m nicht überschreiten dürfen, da derselbe sonst zu unhandlich wird.

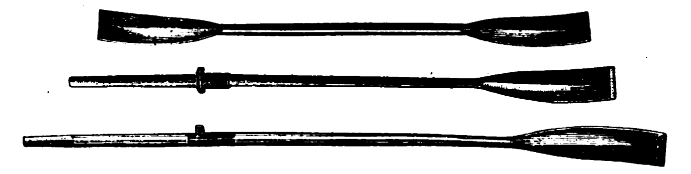
„Skulls" sind die in Skiffs und Wherrys gebräuchlichen Riemen. Sie ähneln in der Form dem Riemen, sind aber naturgemäß kürzer und leichter, da der Ruderer mit zwei Riemen gleichzeitig zu arbeiten hat. Sie erreichen selten die Länge von 3 m.

Paddel, zum Rudern im Kanoe und im Kajak benutzt, nennt man einen Riemen, der an jedem Ende ein Blatt hat. Man rudert mit ihm freihändig ohne Auflage; letztere wird durch die beiden in entgegengesetzter Richtung arbeitenden Arme ersetzt.

Die halbe Paddel, d. h. ein ganz kurzer Riemen von nur einem Blatt, wird auch im Kanoe benützt. Man nennt sie „Pagai".

Die Dollen sind die Auflage des Riemens und sitzen entweder direkt auf dem Dollbord oder auf dem Ausleger. Sie können fest sein und bestehen dann aus dem vorderen und hinteren Dollenstift. Die Drehdolle hat die Form einer Gabel, deren Zinken sich zusammenbiegen (siehe beide Bilder) oder auch eines Rhombus, der durch einen Ueberfall geschlossen wird. Sie steckt drehbar in einem Metallfutter und folgt den Bewegungen des Riemenschaftes.

Ueber die Vorzüge der Drehdollen wie der festen Dollen sind die „Gelehrten" sich nicht einig; Tatsache ist jedenfalls, daß Drehdollen auf allen Skullbooten eingeführt sind.

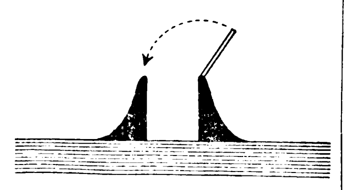


193. Schaufelriemen.

Die festen Dollen müssen nämlich eine größere lichte Weite haben, als die Drehdollen, um eine gleich weite Auslage wie die sich mitdrehende Gabel zu gestatten. Dafür ist die feststehende Fläche der festen Dolle einem scharfen Durchziehen günstiger, als eine sich ständig ein wenig drehende Anlage, auch behauptet ein erfahrener Trainer wie unser Hugo Borrmann, daß ihre Hülse zur Herbeiführung eines gleichmäßigen Taktes durch den gleichmäßigen „Knack“ beim Ausheben ihm seine Arbeit gewaltig erleichtert habe.

194. Dolle.

351. **Der Sitz.** Der Sitz des Tourenbootes besteht in der quer über



195. Feste Dolle mit Ueberfall.

das Boot reichenden „Ducht“. Der allein Rudernde setzt sich genau auf die Mitte der Ducht über dem Kiel des Bootes, damit er, gleich weit ab von beiden Bordwänden, gleich lange Innenhebel hat und das Boot bei gleichmäßiger Arbeit beider Arme geradeaus läuft. Wollen zwei Menschen, auf einer Ducht sitzend, mit je einem Riemen rudern, so achte man auf gleiches Gewicht der Betreffenden. Sonst legt sich das Boot auf eine Seite über, läuft schlechter, sieht schlechter aus und kann unter Umständen sogar umschlagen, „kentern“.

Beim Rennboot ist, schon aus Gewichtsersparnis, die Ducht nicht mehr durchgeführt, sondern besteht lediglich in einem festen oder rollenden Sitz für den einzelnen Ruderer. Oft sind diese Sitze hintereinander über dem Kiel gesetzt, neuerdings aber bringt man diese Sitze an der Bordwand, und zwar „verschränkt“ an, d. h. Ruderer Nr. 1 sitzt an Steuerbordseite des Bootes und führt den ersten Backbordriemen, Nr. 2 sitzt an Backbord und rudert an Steuerbord usw. Diese Art des Sitzes erfordert eine genaue Gewichtsverteilung, um das Boot genau wagerecht und auf „ebenem“ Kiel liegen zu lassen. Das Sitzen hintereinander sieht dagegen besser aus.

Die Einführung des schon unter „Skiff“ erwähnten Rollsitzes ist für Wettruderei eine allgemeine

geworden. Der Rollsitz enthält soviel Gewinn an Kraft, daß bei gleich kräftiger Körperbeschaffenheit der schlechtere Ruder auf Rollsitz den besseren Ruder auf festem Sitz ohne weiteres schlägt!

Ausrüstung, Ankauf, Behandlung der Boote.

352. **Die Ausrüstung des Ruderers.** Zu jeder Sportbetätigung gehört eine entsprechende Kleidung, die sowohl zweckmäßig sein muß, als auch äußerlich zu dem Sport und seiner Umgebung paßt. In der Hinsicht wird in unserm deutschen Vaterlande noch recht oft, bewußt und unbewußt, gesündigt; wahrlich, man braucht kein „Sportgigerl" zu sein, um sich dennoch zu entsetzen, wenn man Sonntags den Jüngling im Bratenrock mit Melonenhut auf dem Kopfe und bis an die Fingerspitzen vorgerutschten „Röllchen" seine „Flamme" dahinrudern sieht, die mit Federhut und fliegender Boa, mit Schleppe und Aermelhandschuhen lustig durch den frischen Morgenwind zerzaust wird. Man vermeide zunächst bei der Betätigung des Wassersports jegliches Kleidungsstück, das durch Berührung mit dem feuchten Element Form und Farbe verändert oder dem eigentlich immer auf Fluß und See wehenden Wind besondere Angriffspunkte bietet. Man ruiniert nicht seine guten Sachen und sieht dennoch entsprechend und ansprechend gekleidet aus. — Die Dame, die sich ins Ruderboot begeben will, wähle einen dunklen, fußfreien, nicht zu schweren Rock, eine bequeme Woll- oder Leinwandbluse, die schlicht und ohne viele Falten, Schleifen und sonstigem „Behang" geschnitten ist, und halte dies Kostüm durch einen elastischen, nicht zu engen Gürtel zusammen. Nicht zu schwere, möglichst hackenlose Schuhe oder Stiefel, eine blaue, sog. Sportmütze mit event. dicht und fest umgebundenem Schleier vervollständigen den äußeren Menschen. Gehört die Dame mit ihrer Sympathie oder gar als Mitglied einem Wassersport treibenden Klub an, so ist ein Klubabzeichen an der Mütze, ein gleiches am Gürtelschloß und womöglich ein Schlips in den Farben des Klubs chic und für jedermann zu erschwingen. — Will das schöne Geschlecht sich am Rudern persönlich beteiligen, so: fort mit dem Lungen und Herz beengenden Korsett! Statt dessen vielleicht ein Leibchen und statt der Bluse eine enganliegende gestrickte Wolljacke, ein sog. „Sweater", der dem Körper jegliche Bewegung gestattet, vor allem die Handgelenke freigibt und dem Stoffwechsel der Haut günstig ist.

Nie versäume man, einen wärmenden Umhang oder Paletot mitzunehmen, der nach getaner Arbeit den Körper vor Erkältung schützt.

Der junge Mann kleidet sich sinngemäß. Blaue Kniehose, dunkle Strümpfe und hackenlose Schuhe, ein heller oder dunkler Sweater und ein Jackett, womöglich in der Farbe der Kniehose, dazu eine fest, aber bequem sitzende Mütze, geben einen durchaus richtigen, immer gut aussehenden und dabei billigen Anzug her, mit dem er sich auch in Damengesellschaft zeigen kann. Zum Rudern wird das Jackett ausgezogen und „aufgetucht" ins Boot gelegt; man achte darauf, es so hinzulegen, daß es nicht durch etwa eindringendes Leckwasser durchnäßt werden kann, ein Umstand, der sofort den Neuling verrät. Die Mütze nehme man beim Rudern nur dann ab, wenn man nicht im

Sonnenbrande rudern muß; die Temperatur erscheint auf dem Wasser immer kühler als an Land, und gar mancher hat sich gerade beim Rudern einen Sonnenstich zugezogen.

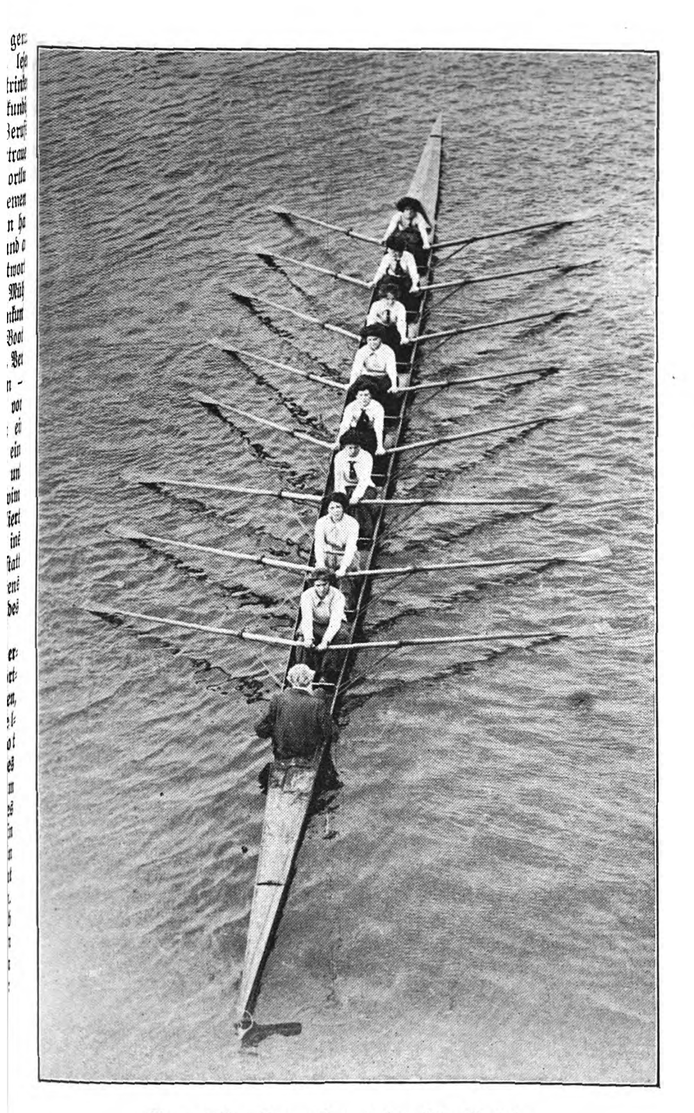
Ruderklubs pflegen für ihre Mitglieder bestimmte Anzüge, sowohl für Rennen als auch für Tourenfahrten, vorzuschreiben. Für Rennen gibt es besondere „Race“-Hosen; sie sind aus Leinen, liegen nur lose an und reichen nur bis oberhalb der Knie. Die Waden und Knie bleiben ganz nackt, die Füße stecken im dünnen Tropenstrumpf von kaum Sockenlänge und leichtem Leinenschuh, der Oberkörper in einem dünnen Trikot, der weit herab bis auf Brust und Schulterblätter ausgeschnitten ist und die Arme völlig bloß läßt. Den Kopf schützt eine papierdünne Trikotmütze; der Trikot ist oft in den Klubfarben gehalten oder trägt das Klubwappen auf der Brust. Der zum Rennen fertig „angezogene“ Ruderer sieht eigentlich, wie aus obigem hervorgeht, ziemlich „ausgezogen“ aus. Aber dies Minimum an Bekleidung ist nötig, um allen Muskeln des Körpers ungestörte Betätigung zu gestatten, um unnützes Gewicht zu sparen — man rechnet im Rennboot mit Grammen! — und schließlich, um bei gelegentlich immer auftretenden Bootsunfällen unbehindert solange schwimmen zu können, bis Begleitboote usw. Hilfe bringen.

Es sei hier gleich erwähnt, daß das vollgeschlagene oder gekenterte Rennboot bei der geringen Holzmenge, aus der es konstruiert ist, nicht den genügenden Auftrieb besitzt, um seine Insassen über Wasser zu halten.

353. **Schwimmen lernen.** Jeder Mensch erlerne daher, ehe er sich dem Rudersport hingibt, zunächst schwimmen. Es ist schlimm genug, wenn wir in der Statistik lesen, wieviel Menschen jährlich ertrinken, die, des Schwimmens unkundig, sich aus Verkehrs- oder Berufsrücksichten dem Wasser anvertrauen mußten. Wer aber aus Sportlust sich freiwillig auf das Element, welches nun mal keine Balken hat, begibt, der handelt an sich und an seinen Mitmenschen unverantwortlich, wenn er sich der kleinen Mühe nicht unterzieht, die Schwimmkunst zu erlernen. Ueberall wo Boote fahren, pflegt auch sonst noch Verkehr auf dem Wasser zu sein — eine kleine Kollision, eine vorwitzige Dampferwelle können ein leichteres Ruderboot schon in eine kritische Situation bringen, und nun ist es immer der Nichtschwimmer, der sofort den Kopf verliert, denn er hat instinktiv Angst, ins Wasser zu fallen, wo ihm statt eines den Schwimmer höchstens erheiternden „impromptu“-Bades der sichere Tod erwartet.

354. **Der Ankauf des Ruderbootes.** Will man sich ein zum Sportrudern passendes Boot anschaffen, so überlege man vor allem: welchem Zweck soll das Boot dienen? Ein gutes und bequemes Tourenboot wird nie ein zum Wettrudern sonderlich geeignetes sein, und ein Rennboot ist nie ein richtiges Vergnügungsfahrzeug, in welchem man Passagiere, Proviant und ähnliche Gewichte lassen kann. Es ist ferner zu berücksichtigen, ob man das Boot in einem Seehafen oder auf einem Flusse, für einen größeren Binnensee oder auf flachem Gebirgsbache haben will.

Das Boot, das eventuell Seegang und Sturm auszuhalten hat — auch wenn man nicht gerade darin rudert, sondern es festgemacht liegen hat —, muß naturgemäß das stärkste sein. Man



Ein englischer Damen=Doppelachter beim Training.

wähle also ein auf starkem Kiel gebautes Eichen- oder Zedernholzboot mit hohem Dollbord, tüchtiger Tragfähigkeit und einer Breite, die nicht weniger als 1/5 der Länge beträgt, um ein absolut sicheres und seefähiges Fahrzeug zu besitzen. Natürlich muß es kupferfest gebaut sein, da gerade das Salzwasser der See andere Metalle zu schnell zersetzt. Die eigentliche Größe bestimmt sich nach der Anzahl Menschen, die in dem Boot die Riemen handhaben sollen, sowie nach der Zahl der „Mitreisenden". Es ist immerhin ratsam, nicht zu viele Menschen im Boot zu haben und sich dementsprechend für seine Tourenfahrten nicht eine „Arche" zu kaufen, die nachher trotz aller Anstrengungen nicht durchs Wasser zu „prügeln" ist. — Danach tue man noch einen Blick in seinen Geldbeutel und erkundige sich nun nach einer Bootsbauerei, womöglich an dem Ort, wo man den Rudersport zu pflegen gedenkt. Fast jeder Hafen, jedes Gewässer hat seine Sonderheiten, und man weiß an seinen Ufern am besten, wie ein Sportboot passend zu jenen zu entwerfen ist. Die angerufene Bootsbauerei wird dann Prospekte schicken; ein Vorsichtiger wendet sich vielleicht an mehrere derartige Firmen mit der Bitte um Vorschläge, um Vergleiche zu haben, und außerdem tut dann noch der Neuling gut, Sachverständige außerhalb der betr. Bootswerft mit zu Rate zu ziehen. Nicht als ob er sonst übervorteilt würde, denn die Solidität unserer deutschen Werften ist weltbekannt und konkurriert überall mit, wohl aber, um sich in der Wahl des Bootstyps nicht zu vergreifen.

Ein ganz nettes, seetüchtiges, leichtlaufendes Ruderboot kann man, mit völliger Ausrüstung an Riemen, Bootshaken, Dollen usw., schon für 500 Mark haben; ein solches kann dann von vier bis sechs Mann gerudert werden und bietet dazu noch Platz für vier Menschen. Ein Dingi für einen Ruderer und einen Steuerer kostet kaum 120 Mark.

Für Binnengewässer und Flüsse wähle man eine leichte Gig mit festen Dollen, ledernen Sitzkissen und einem über den hinteren Teil des Bootes aufklappbaren Sonnenschutz. Diese leicht und scharf gebauten Boote sehen reizend aus und sind besonders handlich zu rudern für Damen und Kinder. Auch können sie, wie alle Tourenboote überhaupt, weil auf ihnen Platz ist, durch wasserdichte kupferne Luftkästen unversinkbar gemacht werden. Diese werden unter den Duchten, an den Bordwänden innen und in den beiden Bootsenden angebracht und gewähren ihren Insassen absolute Sicherheit gegen Untergang des Bootes.

Gigs erhält man in allen beliebigen Größen.

Kanoes, die nur in gewissen Gegenden zu gebrauchen und selten für mehr als zwei Menschen eingerichtet sind, kann man in Deutschland auch bereits erhalten. Zu ihrem Ankauf sei auf das Firmenverzeichnis am Schluß verwiesen. Der Ankauf von Rennbooten erfordert von vornherein die Kenntnis der Ruderei, der Maße und Gewichte von Boote und Riemen und wird auch dann selten von einzelnen Ruderern geschehen, sondern in der Regel von dem ganzen Vorstand eines Vereins.

Rennboote sind selten auf Lager zu haben. Es kommen für ihre Konstruktion so viele individuelle Wünsche in Frage, daß man sie fast immer für jeden einzelnen Fall in Bestellung geben muß. Die Preise der Rennboote richten

sich einfach nach der Länge des Bootes in Metern, und man macht keinen großen Fehler, wenn man den laufenden Meter mit rund 50 Mark berechnet. So kostet ein Skiff von $7^1/_2$ m Länge 350 Mk., ein solches von 9 m ca. 500 Mk., ein „Zweier“ von 11 m 550 Mk., ein „Vierer“ von 13,5 m 700 Mk., — der „Achter“ macht wegen seiner Konstruktionsschwierigkeiten allerdings einen Sprung und kostet, 19 m lang, von 900 bis zu 1200 Mark.

355. **Behandlung der Boote.** Das neuangekaufte Boot kommt an — es entsteht die Frage: wie bringen wir es unter, wie erhalten wir es uns? — Kommt das Boot per Bahn an, so setze man es möglichst direkt mit einem Krahn von dem auf das Hafengeleise geschobenen Güterwagen zu Wasser. Ein gutes Boot ist empfindlich und verträgt nicht gern das Gerumpel eines Frachtwagens auf dem Straßenpflaster.

Ein Rennboot, besonders ein Achter, der wegen seiner Riesenlänge leicht durchbiegt, wird auch besser nicht einem Krahn anvertraut. Die betreffende Rudermannschaft darf es sich nicht nehmen lassen, in gleichmäßigem Anzug unter Führung ihres Schlagmannes auf dem Bahnhof anzutreten und den vorsichtig und gleichmäßig vom Wagen abgehobenen kostbaren Ankömmling auf ihren Schultern ans Wasser oder in sein Bootshaus zu tragen. Bedenkt man, daß z. B. ein 9 m langes Skiff nur 16 kg wiegt, so ist die Kraftleistung hierbei nicht schlimm und — sieht gut aus!

Jedes Boot, welches während der Zeit, da es nicht benutzt wird, unter Dach und Fach gelagert wird, bewahrt länger sein gutes Aussehen. Auf das im Freien liegende Boot wirken Nässe, Sonnenschein, Klimawechsel zerstörend. Die Farbe wird zuerst rissig, springt ab, das Holzwerk beginnt zu faulen, die Beschläge rosten durch.

Ist trotzdem keine Möglichkeit, das Boot schwimmend oder aufgesetzt in einem Bootshause unterzubringen, so spare man in den ersten Jahren nicht an Oel, Lack und Farbe; das trockene Holz saugt diese Stoffe begierig ein und wird dadurch widerstandsfähiger gegen Feuchtigkeit. Das Boot wird innen ganz, außen auf der Fläche von der Wasserlinie bis zum Kiel mit Farbe bestrichen, dem Rest läßt man am hübschesten die Farbe des Naturholzes und versieht ihn nur mit Leinöl- oder Lackanstrich. Man soll zum Lackieren eines Bootes nur das feinste Bootsmaterial verwenden, wie solches besonders im Handel verkauft wird. Die Eigenschaften eines guten Bootslackes sind nämlich grundverschieden von jedem andern Lack. Der erste Anstrich wird ganz dünn aufgetragen, erst wenn er völlig getrocknet ist, kommt ein zweiter und womöglich noch ein dritter auf das Boot.

Leck- und Regenwasser schöpfe man täglich aus, aufgesprungene Nähte zwischen den Planken dichte man sofort mit heißem Wachs oder Pech.

Rennboote werden immer in einem Bootshause aufbewahrt, wo sie trocken auf Gerüsten oder Böden gelagert werden. Sie werden nicht mit Farbe gemalt, sondern bleiben naturholzfarben und werden mit Leinöl oder Lack gestrichen. — Sind beim Gebrauch Stellen am Boot abgestoßen oder abgescheuert, so müssen dieselben sofort wieder mit etwas Lack ausgebessert werden, und zwar auch wieder mit zweimaligem Anstrich.

Bevor man ein Rennboot ganz neu lackiert, wird die alte, meist dunkel gewordene Lackschicht völlig entfernt. Dies geschieht, indem das Boot innen und außen mit heißem Seifenwasser und einer scharfen Bürste abgescheuert und dann mit reinem Wasser nachgespült wird. Nachdem es völlig getrocknet ist, wird es tüchtig mit grobem Sandpapier abgerieben, sauber abgefegt, und nun beginnt man mit der Lackierung, wie oben beschrieben, mit feinstem Bootslack. Je dünner die einzelne Schicht aufgetragen wird, um so härter und glänzender wird der Anstrich.

Mit den Riemen verfährt man ähnlich, für sie genügt aber der billigere Leinölanstrich.

Das Rudern.

356. Allgemeines. Das Rudern erfordert durchaus nicht die körperliche Anstrengung, wie sie oft angenommen wird, und deshalb gilt das hier zu Sagende für jedermann, er sei Mann, Frau oder Kind, der dem Rudersport huldigen möchte. In Seestädten sieht man halbwüchsige Knaben mit derselben Ruhe und Geschicklichkeit ihr kleines Boot zu den auf Reede liegenden Schiffen hinüberrudern, um dort irgend eine Besorgung zu erledigen, wie alte, weißbärtige Männer. Und die Fischfrauen der Kieler und Lübecker Föhrde sind bereits historische Persönlichkeiten, wie sie morgens in stundenlangem Rudern den nachts von den Männern gemachten Fang in die Stadt bringen müssen. Dies ist zwar kein Sport, aber keiner der eben angeführten Menschen könnte sich etwa Tennisspiel, Fußball- oder Radfahrsport leisten; man denke nur, wie schnell ihre Körperkonstitution versagen würde — rudern dagegen können sie! Also: wer schwächlich ist oder sich schwächlich fühlt, der nehme eben zum Rudern ein leichtes Boot und einen kurzen Riemen, — die gesamte Leibesmuskulatur entwickelt sich schon von selbst bei der Ausübung des Rudersports. —

357. Der Amateur. Wir steigen nun ins Boot. Man holt dasselbe zunächst längsseits eines Stegs oder des Ufers selbst, macht es vorn und achtern kurz fest und steigt, sich mit den Händen irgendwo festhaltend, ein. Man *steigt* hinein; nie springe man in ein Boot. Sein unebener Boden, auf dem zum Schutz der Planken ein Holzgitterwerk, die sogen. „Flichten" und „Grätings" liegen, läßt den Fuß leicht umknicken, ein leichteres Boot kann durch Hineinspringen kentern oder sogar direkt leck springen oder zerbrechen. Man trete stets in den „Raum" des Bootes, nicht auf die Duchten, denn man würde sonst unter Umständen den Platz mit dem unsauberen Schuhwerk verunreinigen, auf den man nachher zum Rudern sitzen will, und man steht auch nicht sicher genug so hoch über dem Schwerpunkt des schwimmenden Bootes auf der Ducht, sondern kann leicht das Gleichgewicht verlieren. Im Boot glücklich angelangt, setze man sich sofort nieder; das Stehen im Boot ist ebenso unfachmännisch wie das Hineinspringen und das Betreten der Duchten.

Nachdem man die Dollen eingesetzt oder zum Einlegen des Riemens geöffnet hat, nimmt man „Riemen bei". Die Riemen werden im Boot stets mit dem Blatt nach vorn niedergelegt und, falls mehrere Duchten vorhanden, je nach der zugehörigen Ducht gezeichnet. Man legt den Riemen mit dem Scheuerleder in die Dolle, ergreift

ihn mit beiden Händen am Griff, setzt sich bequem und fest und in aufrechter Haltung, die Füße gegen „Fußbrett“ oder „Fußleiste“ stemmend auf die zugehörige Ruderducht, „klar zum Anrudern“ mit dem Gesicht nach achtern. Die zu der betreffenden Ducht gehörende Dolle befindet sich stets achterlich von derselben, und zwar so weit, daß Raum zwischen Achterkante, Ducht und Dolle genügend ist, um dem Körper des Ruderers Platz zum „vierkanthalten“ des Riemens zu gewähren. Der „vierkant“ gehaltene, mit Aufgriff gefaßte Riemen ragt im Winkel von 90° senkrecht zum Kiel des Bootes mit seinem „Außenhebel“ wagrecht über die Bordwand hinaus, das Blatt liegt flach und parallel zum Wasserspiegel. Diese Stellung nennt der Ruderer: „auf Riemen“ halten.

Man bringt nun durch Vorbeugen des Oberkörpers und ohne denselben zu verdrehen den Innenhebel des Riemens vor, gleichzeitig die Handgelenke, die in der Stellung „auf Riemen durchgefallen“ lagen, nach oben und vorn so weit biegend, daß der Riemen sich während dieser Bewegung mit seinem Blatt senkrecht zur Wasseroberfläche dreht. (Tempo 1 nennt man diese Bewegung.) Auf Tempo 2 taucht man das weit nach vorn gebrachte Blatt ins Wasser und zieht nun, mit beiden Füßen sich kräftig abstemmend und den Oberkörper hintenüber beugend, durch. Der Riemen soll hierbei nicht ganz bis zum Hals eintauchen. Die Arme bleiben bis zur Beendigung der Bewegung des Oberkörpers lang ausgestreckt, erst nach dem Ende des Schlages zu biegen sie sich gleichzeitig an der Schulter und dem Ellenbogen, während Knöchel und Handflächen noch in derselben Ebene verbleiben. Beide Daumen liegen unter dem Riemengriff. Nur wenn bei dieser Körperhaltung gerudert wird, kommen auch die Rücken-, Lenden- und Beinmuskeln mit in Tätigkeit; es ist von Anfang an zu vermeiden, nur mit den Armen zu rudern.

Mit dem Schluß des Schlages senken sich die Hände ein wenig, damit das Riemenblatt aus dem Wasser kommt und nun läßt man, während man sich kurz aufrichtet, die Handgelenke nach unten durchfallen, damit der Riemen wieder flach gedreht wird. (Tempo 3.) Dreht man die Hände, ehe man sie senkt, so dreht sich das Riemenblatt noch im Wasser, der Riemen „schneidet unter“.

Hat man in dieser, nur kurz und absichtlich nicht zu detailliert geschilderten Weise einige Zeit im festgemachten Boot geübt, so werfe man los und begebe sich in Begleitung eines erfahrenen Ruderers auf die erste Fahrt. Es ist unbedingt notwendig, das Rudern zunächst nur mit e i n e m Riemen zu erlernen, man wird stets jemanden finden, der die Bedienung des zweiten übernimmt.

Hat man die nötige Geschicklichkeit mit einem Riemen erreicht, so mag man allmählich zum Rudern mit zweien übergehen. Aber auch hier nehme man zu Anfang einen Erfahrenen mit ins Boot, der, gleichzeitig steuernd, auf Fehler aufmerksam macht, die einem, wenn sie sich erst festgesetzt haben, zum Nachteil in Ausbildung der Körperkraft und Ausdauer gereichen könnten.

358. Der Rennruderer. Wir scheiden in unserer Besprechung den berufsmäßigen Rennruderer aus. Ein jeder dieser Kämpen hat wohl seine eigene Ruder-, seine eigene Ausbildungsmethode.

1. A u f f e s t e m S i t z. Das „aktive“ Klubmitglied, welches Lust

196. Vierer-Rennen.

hat, sich als Herren-Ruderer zu betätigen, wird seine Laufbahn ähnlich, wie oben beschrieben, auf einem breiten und schweren Boot, und auf festem Sitz beginnen müssen. Ein erfahrener Kamerad nimmt mit ihm im Boote Platz und nun wird „Schule gerudert". Es ist selbstverständlich, daß bei dieser Art der Ausbildung eine Unmenge von Finessen beobachtet werden müssen, wenn es dem Klub daran liegt, möglichst viele seiner Boote mit erstklassiger Mannschaft für die ausgeschriebenen Wettfahrten zu gestellen. Wir finden über sie sehr beachtenswerte Worte in „Kunst des Ruderns" von Hugo Borrmann und in dem englischen Buch von Walter Woodgate: Rowing and Sculling. Es ist unmöglich, hier auf solche Details einzugehen — man könnte ein neues Buch über die Ruderkunst abfassen.

2. Auf Rollsitz. Erst der auf festem Sitz ausgebildete Neuling, der „Junior", wird dann in ein Boot mit Rollsitzen hineingesetzt. Für das Rudern auf Rollsitz sei hier besonders noch darauf hingewiesen, daß nichts unberücksichtigt bleiben darf, was für den festen Sitz Geltung gehabt hat. Hinzu kommt dann aber noch das schwierige Halten des Gleichgewichtes, die Gewöhnung an das Vorrollen und Zurückrollen des Sitzes, das Regulieren dieser Bewegung durch die Beine und anderes mehr.

3. Im Kasten. Eine weitere Vorbereitung für den angehenden Rennruderer, der den langen Winter oder andauernd schlechtes Wetter nicht ungenutzt hingehen lassen will, ist das Rudern auf dem Trockenen im sogen. „Kasten", oder das „Bassinrudern", bei dem das Boot durch einen unbeweglich befestigten schwimmenden Kasten ersetzt wird. Man sagt zwar, daß diese Art der Uebungen zur Vernachlässigung gewisser Feinheiten in der Rudertechnik verleitete, sicher ist aber, daß sie zum mindesten den Körper geschmeidig und die Muskeln straff erhält, also immer noch besser ist, als gar keine Uebung.

359. Das Training. Hat so der „Junior" seine Vorübungen erledigt und zeigt Anlage zum Rennruderer, so wird er ins „Training" genommen — auch wieder ein englischer, aber durch ein, dasselbe sagende, deutsches Wort kaum übersetzbarer Ausdruck. Jeder größere Ruderklub hält sich einen Trainer, einen Lehrer, der die Ruderei berufsmäßig betreibt.

Die jungen Ruderer werden für die Dauer des 7—8 Wochen dauernden Trainings am besten in einem gemeinschaftlichen Wohnhause untergebracht, etwa in einem An- oder Aufbau des Bootshauses, um dauernd unter Aufsicht des mit ihnen hausenden Trainers zu sein und davor geschützt zu werden, daß sie auch nicht unbewußt gegen die für die Trainingszeit von ihnen freiwillig unternommene Lebensweise verstoßen. Man steht früh auf, nimmt ein Glas Milch und ein Stück trockenes Brot und beginnt mit einem halbstündigen Spaziergang, der mit einem kurzen Wettlauf endigt. Erst hiernach findet gründliches Abwaschen und Duschen statt — körperliche Reinlichkeit ist immer gleichbedeutend mit Körperpflege. Dann folgt ein handfestes Frühstück, in dem gekochte Eier, gebratenes Fleisch oder Fisch nicht fehlen sollen und auf dieses das ca. 1½ bis 2 stündige Rudertraining. Schon in den ersten Wochen des Trainings finden kleine interne Wettrudereien innerhalb des Klubs statt, um den Junior an „Offensivgeist" zu gewöhnen,

an das Gefühl: rudere tüchtig, mit Körper und mit Sinnen, und dein ist der Sieg!

Das zweite Frühstück gegen halb 2 Uhr mittags ist meistens aus kalten Speisen mit viel Gemüse und Salaten bestehend; ein Glas Wein oder Bier dazu ist durchaus gestattet. Danach wird ein Stündchen geruht und die Zeit bis 5 Uhr nachmittags der Selbstbeschäftigung überlassen. Ein einstündiges Rudern schließt die Tagesarbeit; das gemeinsame Abendessen darf aus Fisch und Fleisch mit Kompott und Früchten bestehen; Suppe vermeidet man, ebenfalls alle fetten und schwer verdaulichen Speisen. Bier, Rotwein oder ein Glas Portwein kann in mäßigen Mengen genossen werden; jeder Exzeß, jede Kneiperei ist verpönt. Punkt 10 Uhr geht's zu Bett, acht Stunden Schlaf ist das Mindestmaß für die Geist und Körper wieder stärkende Nachtruhe.

360. **Das Skullen.** Es ist hier der Ort, über das Skullen wenige Worte zu sagen. Das Skullen ist das Rudern im Skiff mit zwei Riemen ohne Steuermann. Nur ein geschickter und bewährter Riemen-Rennruderer, der sich für den Rennskuller talentiert zeigt, soll sich an das Training für diese Ruderart heranwagen. Sie ist bei weitem die schwierigste und erfordert mindestens 10—12 Wochen Vorübungszeit, da der Skuller in seiner Person alles das vereinigt, was im Rennboot sonst Steuerer, Schlagmann und Mannschaft gemeinsam leisten. Er muß völlig Herr des Bootes und des Elementes sein, welches dasselbe trägt, denn nachher beim Rennen muß er seine ganze Aufmerksamkeit auf den Gegner oder gar die Gegner konzentrieren, muß nach ihren Absichten seine Pläne machen und diese dann blitzschnell und entschlossen durchführen. Es erfordert oft jahrelange Uebung, bis ein Skuller sich all diese Eigenschaften so weit zu eigen gemacht hat, daß sein Name ein bekannter in den Kreisen des Rudersports wird. — Der Skuller wird vom Trainer ausgebildet, indem dieser neben oder hinter dem Skiff in einem Dampfboot herfährt, oder, wie es besonders in England meist geschieht, am Ufer nebenher läuft oder reitet.

361. **Der Schlagmann.** Den kräftigsten, erfahrensten und entschlossensten Ruderer einer Mannschaft wählt man zum Schlagmann. Er führt den hintersten Riemen, gibt den Schlag an sowie die Wucht, mit der durchgerissen werden soll. Er behält nach Möglichkeit den Gegner im Auge und richtet sich mit der Verausgabung der Kräfte seiner Mannschaft nach ihm. Er hält gelegentlich weise etwas zurück, damit seine Leute nicht vorzeitig ausgepumpt werden oder er gibt das Zeichen zum Einsetzen des letzten, wenn die endgültige Entscheidung im Rennen droht, zum Rudern auf siegen oder zusammenbrechen. Er allein vermag, weil er selbst mitrudert, zu beurteilen, was er den hinter ihm sitzenden Ruderern noch zumuten kann — er ist die Hauptperson im Boot.

362. **Der Steuerer.** Schlagmann und Steuerer ergänzen sich. Der Steuerer in jedem Ruderboot hat zunächst die Aufgabe, das Boot auf dem kürzesten zulässigen Wege zu dem verlangten Ziel zu steuern. Man kann das Boot mit der Ruderpinne oder den Leinen des Ruderjoches steuern; Grundregel ist, mit so wenig Ruderlage wie möglich bei Kursänderungen auszukommen, weil der Widerstand des Ruderblattes im Wasser, der das Boot zwingt, nach Steuerbord oder Back-

bord abzufallen, auch gleichzeitig hemmend auf die Geschwindigkeit einwirkt.

Etwa nötige Kommandos für die Ruderer gibt der Steuerer. Die landläufigsten sind: „Riemen hoch" — es werden dann die Riemen senkrecht aufrecht gestellt, mit dem Griff auf die Flichten; der Schaft steht zwischen den Knien des Ruderers, das Blatt ist längsschiffs gerichtet, die äußere Hand hält den Riemen oberhalb der inneren. „Laßt fallen" — die Riemen werden in die Dollen fallen gelassen, aber am Griffe so festgehalten, daß das Blatt nicht das Wasser berührt, sondern der Riemen wagrecht über demselben schwebend „vierkant" liegen bleibt. „Ruder — an" ist ohne weiteres verständlich. „Auf Riemen" bedeutet: aufhören mit Rudern, „halt Wasser" oder „streich überall" bringen das Boot zum Stillstand oder zum Gang über den Achtersteven. Statt „Riemen hoch" und „laßt fallen" nimmt man, besonders in leichten Booten, sofort „Riemen bei". Dies Kommando gestattet das Herauslegen des Riemens von den Duchten in die Dolle ohne weiteres. Nach Beendigung des Ruderns kommandiert man „Riemen ein", oder, wenn man gleichzeitig eine Ehrenbezeugung beabsichtigt, zunächst „Riemen hoch"; bei geschlossenen Dollen heißt es: „laß laufen"; auf dies Kommando läßt der Ruderer nach beendetem Schlag vor dem Wiederaufrichten den Griff des Riemens einfach los. Letzterer klappt dann durch die Fahrt des Bootes längsseit bei.

Der Rennsteuermann hat nun außer dieser, man möchte sagen, beruflichen Tätigkeit noch die Ehrenpflicht, durch rechtzeitiges Anfeuern seiner Mannschaft, durch richtige, individuelle Behandlung des einzelnen das Maximum der Leistung aus seinen Ruderern herauszuholen. So wie ein guter Schlagmann eine Mannschaft zum Siege mit sich fortreißen kann, so vermag ein geschickter Steuerer, der natürlich auch ein guter Ruderer selbst sein muß, den Schlagmann ergänzend den Löwenanteil eines Sieges gelegentlich an sich zu bringen. Der Steuerer ist sozusagen der Kopf des Gesamt-Bootskörpers; seine Kunst und seine, stets in knappe und klare Worte einzukleidenden Anordnungen und mit lauter, kräftiger Stimme zu erteilenden Kommandos drücken der Muskelarbeit der Mannschaft die Seele auf.

Zum Steuerer wähle man unter Berücksichtigung des eben Gesagten einen Mann von möglichst geringem Gewicht.

363. Start und Endspurt. Unter Start versteht man beim Rennen den Moment des Abruderns nach dem Zeichen zum Beginn der Wettfahrt. Meist besteht dieses in dem Kommando des „Starters": „Los" unter gleichzeitigem Senken einer kleinen Handflagge. — Es ist wichtig, schon gleich beim Start der vorderste zu sein. Die Mannschaft legt sich also gleich für die ersten Ruderschläge gehörig ins Zeug, der Schlagmann gibt einen schnellen Schlag an, denn nur solcher schafft, und das derart mit Schneid losgelassene Boot schießt an die Spitze, „es übernimmt die Führung". Die Mannschaft des vom Start aus führenden Bootes hat eigentlich das Rennen meistens schon halb gewonnen; es ist verhältnismäßig leicht, an der Spitze zu bleiben, weil man alle zurückgebliebenen Gegner in Ruhe übersehen kann und sich mit dem eigenen Schlag nach ihrer Geschwindigkeit einzurichten vermag. Kommt einer von ihnen auf, so legt der

Schlagmann ein wenig zu, um gleichen Abstand vom Gegner zu halten; schießt man schnell vor den zurückbleibenden auf, so läßt man in Ruhe etwas nach: das Gefühl, vorn zu sein, sichert meistens das Fortbestehen der moralischen Kraft. Unendlich viel schwerer ist es, einen verlorenen Vorsprung wieder „aufzupullen", und nur eine tatsächliche Ueberlegenheit im Rudern, ein großes Quantum von Willensstärke, eine fast „wurschtige" Seelenruhe gestatten es, einen mißlungenen Start wett zu machen.

Der „Spurt", besonders der „Endspurt" hat den Zweck, durch eine plötzliche Erhöhung des Schlages an Schnelligkeit dem zurückbleibenden Boot nochmals eine Chance zum Siege zu verleihen. Hat man sich, ruhig und lang durchziehend, bis nahe an seinen Vordermann aufgeschoben und neigt die Regatta sich ihrem Ende zu, so ist es an der Zeit, einen „Spurt" zu riskieren. Der Schlagmann geht von seinem Durchschnittsschlag von 36 bis 39 Schlägen pro Minute auf das äußerste der menschenmöglichen Leistung. Es sind dies rund 44 Schläge in der Minute, und das bedeutet eine Anstrengung, welcher der menschliche Körper selten länger als auf zwei Minuten gewachsen ist. Das nunmehr schnell aufrückende Boot zwingt den Gegner, mit zu spurten, oder, merkt er den Spurt zu spät, bezw. ist er schon „ausgepumpt", es siegt mit Sicherheit. Natürlich hat diese Tempoverschärfung ihre zwei Seiten; mißlingt sie das erstemal, so ist damit für das spurtende Boot jede Siegesaussicht geschwunden, denn ein nochmaliges Spurten verträgt keine Mannschaft.

364. Allgemeine Wettfahrtsbestimmungen. Die Wettfahrtsbestimmungen enthalten die Ausschreibungen zu Wettfahrten, die Vorschriften über Meldung und Nennung, über die zu rudernde Bahn, über Startplätze und Start, Richter und Schiedsrichter, Kollisionen und Proteste u. s. w. Für Deutschland sind diese Bestimmungen allgemein durch den Deutschen Ruderverband festgelegt und in einem besonderen, jedermann zugängigen Buche veröffentlicht. Sonderbestimmungen erläßt dazu der einzelne Verein, der Rennen ausschreibt, soweit Abweichungen von den allgemein gültigen Regeln durch Oertlichkeitsverhältnisse geboten sind. Selbstverständlich schließen sich unsere Regatta-Regeln an solche anderer Nationen an, so daß im allgemeinen ein Zusammenrudern mit Ausländern und somit eine internationale Sportbetätigung jedem deutschen Ruderer ohne weiteres möglich ist.

365. Verhalten zur Verhütung von Unglücksfällen. Auch das Ruderboot ist, wie alles, was mit dem tückischen, feuchten Elemente in Berührung kommt, Zufälligkeiten und Unglücksfällen unterworfen, und seine Bedienung erfordert daher überall und unter allen Umständen Vorsicht. Es genüge, hier nur auf einzelne Punkte hinzuweisen, gegen die der Neuling zu verstoßen geneigt ist.

1. Ueberlade nie dein Boot.
2. Nimm keine Nichtschwimmer mit, noch weniger Angetrunkene.
3. Rudere nicht, ohne selbst schwimmen zu können.
4. Vermeide es, quer zum Seegang zu fahren.
5. Staue alle Gewichte im Boot fest, so daß sie nicht von selbst ihre Lage ändern können. Das Boot ist so zu beladen, daß es hinten tiefer liegt als vorn.
6. Mache dich mit den für jeden Hafen besonders verausgabten Be-

stimmungen über Ausweichen und Lichterführung bekannt.

7. Kentert dein Boot oder schlägt es voll, so versuche nicht, an Land zu schwimmen, sondern halte dich am Wracke fest, bis Hilfe kommt. Ist das rettende Land ganz nahe, so entkleide dich wenigstens vorher nach Möglichkeit, ehe du los schwimmst.

366. Damenrudern. Daß es für Damen ein leichtes ist, sich an der Betätigung des Rudersports zu beteiligen, erwähnten wir schon früher, denn die allgemein verbreitete Meinung ist irrig, daß nur Athleten sich als Ruderer eigneten. Und nach den schönen Resultaten, die unsere Damen in dem Lungen und Herztätigkeit durchaus angreifenden Tennisspiel zu erreichen pflegen, nach den vielen Erfolgen als kühne und muskelstarke Reiterinnen oder beim durch langes Marschieren ermüdenden Golfspiel muß es in Erstaunen versetzen, wie selten unsere Schönen sich ins Ruderboot wagen. In England, welches auf dem Sportgebiet an der Spitze zu marschieren gleichsam das historische Vorrecht zu haben scheint, hat sich der Rudersport nicht nur im Tourenboot mehr Eingang in Damenkreisen verschafft als bei uns, sondern es haben sich dort bereits Verbindungen aufgetan, die das Damenrudern im Rennboot pflegen. Unser Bild zeigt uns einen Damenachter, am Steuer der greise Trainer, der in väterlicher Fürsorge seine niedlichen Schülerinnen anlernt; das zweite Bild zeigt uns in vollendeter Weise das schon im früheren Kapitel beschriebene Sportkostüm, nur mit dem Unterschied, daß die selbstrudernden „Juniorinnen“ ohne Kopfbedeckung arbeiten. Hoffentlich macht das gute Beispiel auch bei uns Schule, um so mehr, als der Durchschnitt der deutschen Frauen es an Kraft und Gesundheit unzweifelhaft mit der englischen Schwester aufnehmen kann. Jedenfalls ist die Zeit in England nicht mehr fern, da wir das erste für Damen ausgeschriebene Ruderrennen erleben werden.



197. Damen-Rudersport in England: Klarmachen zur Fahrt.

367. Wanderrudern. „Das Wandern ist des Müllers Lust" — ja, weshalb eigentlich hat der Müller das Vorrecht, an der Bewegung in freier Luft Lust zu empfinden?! Eine ganz besondere Lust ist es, gerade im Boot in die schöne Gotteswelt hineinzurudern. Ein Körbchen mit zurechtgemachtem Butterbrot, hartgekochten Eiern oder dergleichen, ein Fläschchen Mosel und eine wärmende Decke — und die Ausrüstung für eine Tagesfahrt ist beendet. Wer einmal die Wonne empfunden hat, allein oder in froher Gesellschaft am Schilfesrand oder unter den überhängenden Zweigen der Bäume am grünen Ufer im stillen Boot dahinzugleiten, der wird bald sich auch zu größeren und längeren Fahrten entschließen. In besonders warmen Sommern braucht man sich nicht einmal auf Unterkunft für die Nacht in den im Boot zu passierenden Ortschaften zu verlassen. Ein Leinwandzelt ist leicht beschafft und im Boot verstaut; hat man Raum genug, nehme man auch einige zusammengerollte dünne Matratzen mit, Kochkessel und dazu gehörige Rohmaterialien, und gerade da, wo es einem am besten paßt, da schlägt man seine Wohnstatt auf. Man trifft in Amerika Bootspartien, die oft schon 3 bis 4 Wochen von Hause fort sind und sich in Selbstkochen, Zeugwaschen, Fischfang so eingearbeitet haben, daß sie gar keine Lust verspüren, ins Großstadtgetriebe mit seinem Geräusch und seiner Hetze um das tägliche Brot zurückzukehren. Immer weiter im ruhigen, behaglichen Ruderschlag, dem „Wanderschlag", unabhängig und selbstzufrieden, und dabei mit weniger Geld auskommend, als man es sonst für seinen täglichen Lebensunterhalt an Land nötig hat. Und dazu erweitert sich der Blick, der Körper stählt und kräftigt sich, die Nerven kommen



198. Ein Frühstück im Freien. Aus „Die Woche".

zur Ruhe, dazu gleitet Wald und Flur, Dorf und Stadt in buntem, stets wechselndem Bild an uns vorüber, über uns lacht die Sonne, strahlt der Himmel, zwitschern die Vögel — da lacht auch das Herz und wir segnen den Tag, da wir uns dem edlen, befreienden Rudersport zuwandten!

Verzeichnis der technischen Ausdrücke.

Außenhebel des Riemens, der Teil des Riemens, der beim Pullen außenbords ist.
Ausleger, gabelförmiger Ansatz an der Seite des Bootes, in welchen der Riemen beim Pullen gelegt wird.
Auslegerboot, schmales, langes Boot mit Auslegern.
Barkasse, großes Ruderboot für 30—40 Mann.
Bootslack, ein besonders für Bootsanstrich zubereiteter Lack.
Diagonalboot, ein nach dem Diagonalsystem gebautes Boot. Beplankung läuft kreuzweise.
Dingi, Dinghi, kleines Ruderboot für 1—2 Mann.
Dollbord, oberer Rand der Bordwand.
Dolle, zylindrische Pflöcke aus Rundeisen oder Holz, welche paarweise in die Löcher des Dollbords eingesetzt werden und als Widerlager für die Riemen dienen.
Dollenstift, Stift, welcher die Dolle an dem Herausfallen hindert.
Dollenzweier, ein Ruderboot für zwei Ruderer mit Dollen.
Drehdolle, eine eiserne Gabel, in einem zylindrischen Pflock endend; Widerlager für Riemen.
Dreier, Ruderboot für 3 Mann.
Ducht, Querbank in einem Boot als Sitz für die Mannschaft.
Einer, Ruderboot für 1 Mann.
Endspurt, beschleunigter Schlag beim Rudern gegen Ende des Wettruderns.
Flicht, Gräting zum Schutz der Beplankung.
Fisch, Fußbodenplanke zum Schutz des Kiels.
Fingerling, einer der eisernen Beschläge am Achtersteven, in deren Augen das Ruder eingesetzt wird.
Fußbrett, zum Festschnallen der Füße bei Roll- bezw. Gleitsitz.
Gig, leichtes, scharf gebautes Ruderboot.
Gleitsitz, ein auf Schienen gleitender Sitz.
Innenhebel des Riemens, innerer Teil des Riemens, der beim Pullen binnenbords ist.
Jochleine, dient zum Steuern, wird am Ruderjoch befestigt.
Jolle, Ruderboot für 6—8 Mann.
Junioren, Anfänger beim Rudersport.
Klinkerartig, Bauart, bei der die Außenplankenkanten nicht stumpf zusammenstoßen, sondern von oben nach unten überfassen.
Krawelartig, Bauart, bei der die Planken stumpf aneinander stoßen und eine glatte Außenhaut bilden.
Kupferfest, wenn die Unterwasser-Befestigungsteile, Bolzen, Niete rc. aus Kupfer sind.
Kutter, Ruderboot für 10—14 Mann.
Nennung, Anmeldung zu einer Regatta.
Paddeln, Schaufeln zum Vorwärtsbewegen des Bootes.
Pinasse, schweres Boot für 30—40 Mann.
Racehose, kurze, leichte Kniehose.
Rennachter, Rennboot für 8 Mann.
Rennboot, leichtes Boot für Rennzwecke.
Riemen, zum Vorwärtsbewegen (pullen) des Bootes.
Riemenblatt, schaufelförmiges Ende des Riemens, welches beim Pullen ins Wasser getaucht ist.
Rollsitz, ein auf Rädern laufender Sitz.
Ruderjoch, wird auf den Kopf des Ruders gesetzt und dient zum Steuern.
Ruderpinne, Holzgriff, welcher, auf den Ruderkopf aufgesetzt, zum Steuern dient.
Ruderschlag, Tempo.
Schaufelriemen, Riemen mit breiten Blättern (Gig).
Scheuerleder, Schutzleder am Schaft des Riemens, welches beim Pullen in die Dolle zu liegen kommt.
Schlagmann, achterster Mann im Boot, der den Ruderschlag angibt und nach dem sich die übrigen Mannschaften zu richten haben.
Skiff, Einriemer mit Auslegern.
Skull, kürzerer Riemen, zum Rudern mit 2 Riemen dienend (Skiff).
Spiegel, plattes Heck eines Schiffes oder Bootes.
Spurt, plötzliche Anstrengung beim Pullen, Beschleunigung des Schlags.
Stemmbrett, siehe Fußbrett.
Tourenboot, stärker als ein Rennboot gebautes Boot, zum Zurücklegen großer Strecken.
Verschränkte Rudersitze, Sitze, die abwechselnd an St.B. und an BB. an den Bootsseiten angebracht sind.
Vierer, Ruderboot für 4 Mann.
Wanderrudern, Dauerrudern, um große Strecken zurückzulegen.
Wanderschlag, mäßig schneller, aber kräftiger Ruderschlag.
Wherry, Fährboot, jollenähnliches Fahrzeug, dem Skiff ähnelnd.
Zweier, Ruderboot für 2 Mann.

3. Schwimmsport.

Von

Eva Gräfin von Baudissin.

Motto: „O, dreimal schwimme gesalbt
durch den Tibris,
Wer seligen Schlafes begehret."
Horaz.

368. Geschichtliche Nachrichten über das Schwimmen und Baden. Bei allen Nachrichten, die uns von den asiatischen Völkern überkommen sind, finden wir auch Berichte über das Baden und Schwimmen. Die regelmäßigen Abwaschungen des ganzen Körpers gehörten z. B. bei den orientalischen Völkern zum Gottesdienst. Zoroaster und Moses nahmen die Gesetze darüber in ihre Sittenlehre auf. Moses selbst wurde nach der Bibel nur vom Tode gerettet, weil „die Tochter Pharaos herniederging und wollte baden im Wasser."

Das natürliche Bad boten die Flüsse, Teiche, Seen und das Meer; deshalb wird auch die Schwimmkunst so alt sein wie das Baden selbst, denn naturgemäß versuchten die Menschen, sich gleich den Tieren vom Wasser tragen zu lassen und auch wie diese ohne Hilfe von einem Ufer zum andern zu gelangen. Erst die Griechen, die den hohen Wert des Bades und des Schwimmens für die Körper- und Hautpflege voll erkannten, begannen künstliche Bade- und Schwimmanstalten zu erbauen. In ihren Gymnasien, deren Bedeutung ja für uns eine gänzlich andere, fast entgegengesetzte geworden ist, da sie bei uns zur geistigen, in Griechenland jedoch hauptsächlich zur körperlichen Ausbildung dienten, fand sich stets ein Bad mit Schwimmbassin vor, das alle Männer nach beendetem Spiel benutzten; verließen sie das Bad, so wurde der Körper mit feinem Oel eingesalbt. Den höchsten Luxus in Bade- und Schwimmhäusern entwickelten die Römer; die Reste der Thermen des Caracalla, des Titus, des Diocletian, des Konstantin geben von der praktischen Einrichtung, zugleich aber auch von der wachsenden Ueppigkeit des römischen Lebens ein gutes Bild. Selbst im kleinen Pompeji finden sich sehr wohlerhaltene Räume eleganter Thermen, die sogar im Kaldarium einen doppelten Fußboden und hohle Wände aufweisen, um den Raum durch heiße Luft zu erwärmen. — Die Römer verbreiteten die Sitte des Badens und Thermenbauens überallhin, wohin sie kamen oder wo sie Kolonien besaßen. Doch erwähnen ihre Schriftsteller bereits rühmend, daß die Germanen auch im Winter kalte Bäder in Flüssen und Teichen nähmen und vorzügliche Schwimmer seien.

In den ersten Jahrhunderten nach Christi wurde das Baden jedoch als sündig von der Geistlichkeit untersagt, und es ist ausschließlich das Verdienst Karls des Großen, der selbst ein vorzüglicher Schwimmer war, daß die Kunst des Schwimmens in Deutschland wieder in Aufnahme kam und im Mittelalter bereits eine der sieben ritterlichen Künste ausmachte. Die „Bader", unter welchem Namen,

wenn er noch je angewendet wird, man jetzt die Barbiere versteht, waren einst in den Städten wichtige, später ihres Lebenswandels wegen aber schlecht angesehene Personen, die die Bedienung des Badenden in den öffentlichen Bädern, das Scheren, Kopfwaschen, Kneten, Abreiben 2c. zu besorgen hatten. Das Unwesen in den Badehäusern brachte es sogar dahin, daß im 18. Jahrhundert das Baden als unsittlich, das Schwimmen als lebensgefährlich verboten wurde und daß erst Aerzte und Pädagogen sich der verrufenen Kunst wieder energisch annehmen mußten.

369. **Hygienische und sportliche Wertung des Schwimmens.** Welchen Wert man heutzutage dem Schwimmen beilegt, das als bestes Abhärtungsmittel zu betrachten ist und außerdem die ganz gleichmäßige Ausbildung und Entwicklung aller Muskeln des Körpers zur Folge hat, die wiederum den Kreislauf des Blutes beschleunigt und infolgedessen Herz und Lungen kräftigt, das sieht man an dem Eifer, mit welchem in allen Ländern, in denen das Klima nur kurze Monate das Baden im Freien gestattet, Schwimmhallen erbaut werden. Deutschland ist dieser von England ausgehenden Anregung — dort wurde bereits im Jahre 1828 das erste Volksbad in Liverpool eröffnet — endlich gefolgt. In den Schulen wird auf die Nützlichkeit wie Annehmlichkeit des Schwimmens hingewiesen, Frei- und Volksbäder erstehen in reicher Anzahl, und der Deutsche, der sich sonst nur Sonnabends vorsichtig die Füße wusch, lernt es wieder einsehen, welche Kräftigung der Gesundheit und welche Quelle neuer Lebensfreude und -lust ihm das Schwimmen bietet. Architekten und Künstler finden eine dankbare Aufgabe im praktischen und schönen Entwurf und Bau moderner Schwimmhallen; denkt man jetzt an die früheren primitiven Einrichtungen der Dampf- und anderer Bäder zurück, die mit ihren ungünstigen sanitären Verhältnissen jeder Hygiene geradezu Hohn sprachen und denen ein Schwimmbassin ja stets fehlte, so schaudert man! Welche Prachtbauten jetzt — welche künstlerisch wie hygienisch allen Anforderungen entsprechenden Einrichtungen in den Schwimmhallen! Denn wie das Wasser der beste Freund des Menschen sein und ihm helfen muß, die schrecklichste aller Krankheiten, die Tuberkulose, zu bekämpfen, so kann es auch z. B. bei Epidemien als Bazillenträger ein böser Feind werden. Daher hat jedermann die Pflicht gegen sich und seinen Nächsten, ein öffentliches Bad nicht mit schmutzigem Körper und ebenfalls niemals vor vollständiger Rekonvaleszenz nach irgend einer ansteckenden Krankheit aufzusuchen. Außerdem sind in jeder modernen Schwimmhalle Räume zum Abseifen und Duschen vorgesehen, die nicht oberflächlich, sondern gründlich benutzt werden müssen.

Das ideale Bad bleibt natürlich das im Meer, im See, im reinen Fluß oder rauschenden Bergstrom. Als gesundheitliche Faktoren treten dann noch Sonne und Luft zur stählenden Wirkung des Wassers hinzu. Die Möglichkeit, sich auch im Winter dem feuchten Element nicht zu entfremden und dem Körper die rechte Pflege angedeihen zu lassen, ist aber bei uns nur durch künstliche Schwimmbassins geboten. Der Staat sollte daher noch mehr als bisher den Bau dieser Gebäude unterstützen. In England setzen die Schulbehörden Preise aus für die besten Schwim-

mer unter den Schulkindern. Die London-School-Swimming-Association, die der großen Amateur-Swimming-Association angegliedert ist, bildet jährlich viele Tausende von Schulkindern unentgeltlich im Schwimmen aus.

370. Moderne deutsche Schwimmhallen. Das größte Schwimmbad in Deutschland ist das in Hannover (404 qm), dem aber das von Frankfurt a. M. mit 400 qm nur wenig nachsteht. Die künstlerisch am schönsten ausgeführten Bäder dürften das in Karlsruhe sowie in Berlin das in der Dennewitz- und in der Bärwaldstraße sein.

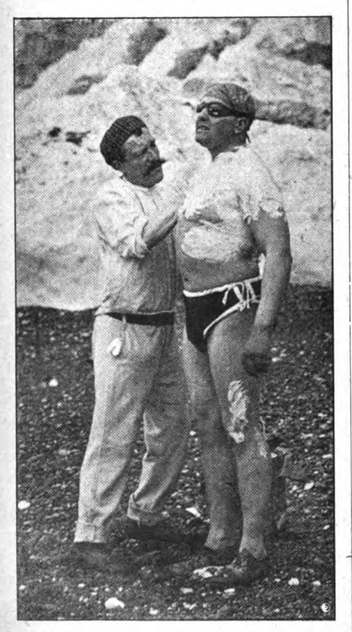
371. Wann soll man schwimmen lernen? Wie Vater Jahn das Verdienst gebührt, das Turnen in Deutschland neu belebt zu haben, so muß der Vater der Schwimmanstalten General v. Pfuel genannt werden, der im Jahre 1817 die erste Schwimmschule an der Spree, unterstützt vom Prinzen August, eröffnen konnte. Aber diese Schwimmschulen wie die folgenden waren nur für Jünglinge und Männer, hauptsächlich für Soldaten, bestimmt. Und es dauerte bis zum Anfang der Siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts, bis die schon um 1830 erlassenen Bestimmungen über den Schwimmunterricht in Kraft traten. In allen Seminaren ist seit 1873 das Schwimmen obligatorisch geworden, für die Schulen besteht ein solches Gesetz leider noch nicht. Das Rudern und Teilnehmen am Segeln sollte man Kindern aber ein- für allemal erst dann gestatten, wenn sie tüchtige Schwimmer sind. Denn bei kleineren oder größeren Katastrophen verliert der Nichtschwimmer nur zu leicht den Kopf und wird daher auch für die übrigen Bootsinsassen von größter Gefahr, während der Schwimmer weiß, daß er sich entweder selbst retten oder sich doch solange über Wasser halten kann, bis Rettung naht. Der Schwimmer wird sich also in der Nähe des gekenterten Bootes aufhalten, Notsignale geben oder vielleicht, wenn die Strecke bis zum Ufer weit ist, mit Hilfe irgend eines schwimmenden Gegenstandes, den er vor sich hertreibt und dann und wann zum Ausruhen benützt, ans Land zu kommen versuchen. Bei der Armee wie der Marine ist das Schwimmen obligatorisch.

Emil Rausch, der berühmte deutsche Meisterschwimmer, erzählt zwar von sich, daß er erst mit 13 Jahren Schwimmunterricht bekam; dann allerdings ging seine Entwicklung zu einem unsrer besten Schwimmer schnell vor sich. Kinder im schulpflichtigen Alter von 6—7 Jahren dürfen jedoch unbesorgt das Schwimmen beginnen, natürlich unter sorgsamer Bewachung, um jede Unvorsichtigkeit zu verhüten. Auch hier ist „jung gewohnt, alt getan"; der Mensch, der sich von klein auf ans Baden und Schwimmen gewöhnt, wird es bis ins hohe Alter hinein nicht entbehren mögen.

372. Die Kleidung beim Schwimmen. Am gebräuchlichsten für Männer und Knaben ist die kurze Badehose und die Hose in dreieckiger Form. In den jetzt sehr beliebten Familienbädern oder den gemeinsamen Bädern, wie sie im Ausland viel üblich sind, werden geringelte Trikots getragen, die den Oberkörper bedecken und nur Arme und Beine freilassen. Klubs und Vereine schreiben oft eine bestimmte Farbe der Badehose oder Abzeichen, Streifen, Sterne rc. an derselben vor. Kopfspringer schützen den Kopf, besonders beim Lernen, durch wattierte Kappen; Dauer-

schwimmer schützen ebenfalls Kopf und Augen und lassen sich die Haut mit Talg einreiben. Bei einer solchen „Toilette“ sehen wir den Kanalschwimmer Wolffe, den der Ruhm Kapitän Webbs, des einzigen, der je den Aermelkanal durchschwommen hat, nicht schlafen läßt.

Frauen, denen es auf wirkliche Leistungen ankommt, ignorieren



199. Kanalschwimmer Wolffe wird mit Talg eingerieben.
Aus Sport im Bild.

die in eleganten Konfektionshäusern ausgestellten „Spitzengebilde“.

Ein enganliegendes Trikot bietet jedenfalls vollste Bewegungsfreiheit. Der übliche Badeanzug für Frauen und Mädchen besteht sonst aus einer etwas weiten, kurzen Hose, an die das ärmellose Oberkleid gleich angeschnitten ist; in Familienbädern wird noch ein kurzer Rock über dem Beinkleid getragen. Praktisch sind schützende, über die Kappe gesetzte leichte Strohhüte.

Für steinigen Boden beim Baden wie für das Gehen über sandige Strecken bedient man sich leichter Sandalen, die am Knöchel festgebunden werden, für längeres Schwimmen jedoch hinderlich sind.

Für längere Touren, ebenso für das Springen, ist es sehr vorteilhaft, einen kleinen Wattebausch in die Ohren zu stecken. Dadurch wird den leicht durch zurückbleibendes Wasser veranlaßten Ohrenentzündungen vorgebeugt.

373. Der Schwimmunterricht. Die jetzt gebräuchlichen vielen Arten des Schwimmens wird man guten



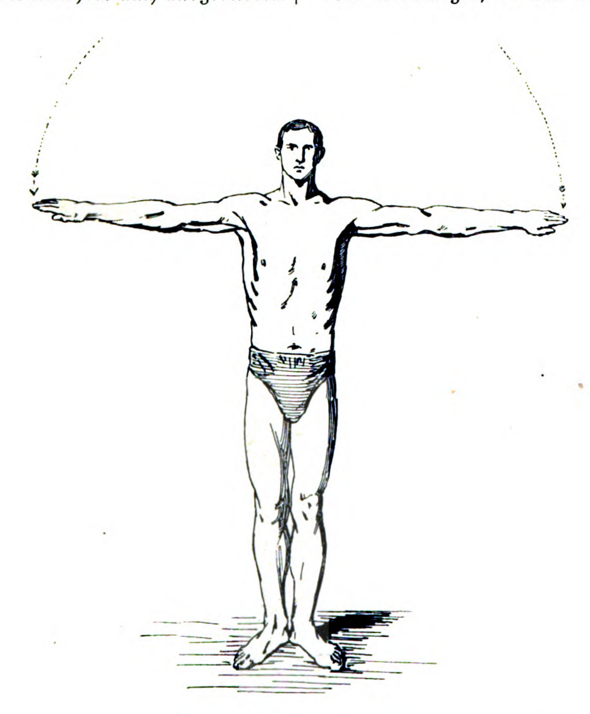
200. Schwimmstellung, Seitenansicht.

Vorbildern absehen können und seit man begonnen hat, die ersten

Schwimmübungen trocken zu lehren, d. h. auf dem Lande nach der sogenannten „d'Argyschen Methode“, wagt sich der Unkundige bereits mit einem guten Teil praktischer Vorkenntnisse ins Wasser. Besonders hingewiesen werden muß darauf, daß jede Art der Freiübungen, vorzüglich die Rüst- und Gerätübungen, ferner Armübungen (Armstrecken, -beugen und -ausrollen) Kniebeugen und -strecken und Beinspreizen eine vorzügliche Vorbereitung für das Schwimmen bilden. Turnen und Schwimmen sind überhaupt zwei sehr nahe, sich absolut ergänzende Sportsarten; daher sollte jeder Turnlehrer auch ausgebildeter Schwimmlehrer sein. Es wäre dann für ihn ein Leichtes, die Kinder die rechten Vorübungen fürs Schwimmen in den Turnstunden zu lehren.

Der Mensch, der ohne Ahnung vom Schwimmen ins Wasser fällt, sucht sich zu retten, indem er wie jedes andere vierfüßige Tier Beine und Arme kreuzweise in Bewegung setzt, also sich so bewegt, wie der Hund läuft und auch schwimmt. Dies mag die natürliche Art des Schwimmens für den Menschen sein; doch ermüdet dies sogenannte „Pudeln“ sehr schnell und bringt zudem nur wenig vorwärts.

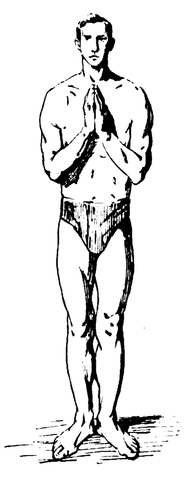
Die Meinungen, ob das Brust-



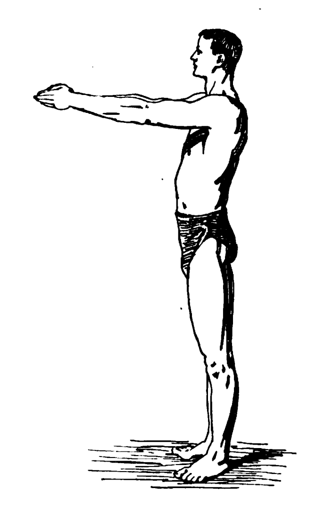
201. Seitwärtsführen der Arme.

schwimmen als erstes zu lehren sei oder nicht, sind heutzutage sehr geteilt; daß die meisten Rennschwimmer sich anderer Arten (des Spanischschwimmens, des Seiteschwimmens ꝛc.) bedienen, spricht wohl gegen das Brustschwimmen, als zum Lernen geeignet.

Die verschiedenen Bewegungen beim Schwimmen heißen „Tempi“ und lassen sich entweder nach der d'Argyschen Methode oder nach der in allen deutschen Militärschwimmanstalten gebräuchlichen des General von Pfuel einteilen. Zu erlernen sind sie leicht am Lande, und zwar zuerst in „Schwimmstellung“, dann an eigens dazu hergestellten Apparaten in der „Schwimmlage“.



202. An die Brust führen der Arme.



203. Vorführen der Arme.

374. Die Schwimmstellung. Die Schwimmstellung lehrt die Körperhaltung, die genau der Schwimmlage im Wasser entspricht. Die Hacken werden geschlossen, die Füße zueinander in einen Winkel von ca. 45° gestellt, wobei sich naturgemäß auch die Beine schließen, die gestreckten Arme werden über dem Kopf erhoben, die Handflächen aneinandergedrückt, der Kopf leicht hintenüber gebogen. Das Atmen geschieht langsam und gleichmäßig durch die Nase.

375. Führung der Arme nach Pfuel. Tempo I löst die Hände und führt die Arme seitwärts-abwärts, wobei sich die Schultern etwas anziehen, so daß die Brust hervor, der Bauch zurücktritt; die Hände neigen sich etwas nach innen, die Daumen liegen also tiefer als die kleinen Finger; darauf gehen die Arme nach vorn, Tempo II, und die Unterarme drehen sich, bis die Handflächen wieder geschlossen aneinander liegen, aus welcher Stellung sie mit kurzem Ruck an die Brust gezogen werden. Die Oberarme müssen jetzt flach an den Seiten des Oberkörpers anliegen, die Unterarme liegen fest auf der Brust.

Tempo III streckt mit starkem Stoß die Arme wieder aus, gibt also die erste Stellung zurück.

376. Beinstellung. Auch die Bewegungen der Beine werden entsprechend der Armführung in drei „Tempi" eingeteilt. Ueber die einzunehmende Haltung schreibt das Königl. preußische Exerzierreglement vor: „Die Stellung muß natürlich und ungezwungen sein. Die Absätze werden auf eine Linie und so nahe aneinandergesetzt, als es der Körperbau erlaubt; die Fußspitzen sind gleichmäßig so weit auswärts gedreht, daß die Füße nicht ganz einen rechten Winkel bilden.

„Die Kniee sind zurückgezogen, ohne sie steif zu halten.

„Der Leib ruht senkrecht auf den Hüften.

„Brust und Oberleib werden etwas vorgebracht, die Schultern mäßig zurückgenommen und ungezwungen in gleiche Höhe gesenkt."



204. Beintempos.



205. Vorübung des Tempos II.

Die Einnahme dieser Stellung wie zugleich „Hüften fest", d. h. die Hände auf den Hüften, Daumen nach hinten, Finger geschlossen nach vorn, gleicht Tempo I.

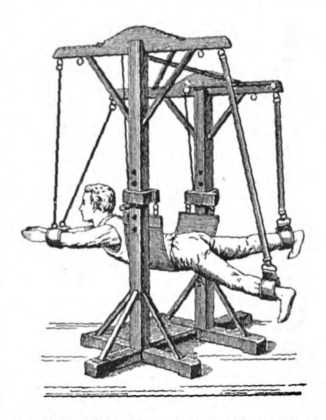
Tempo II besteht in kurzem, ruckartigen Emporziehen des einen Beines, bis der Hacken sich in Kniehöhe des anderen Beines befindet; es muß abwechselnd mit beiden Beinen geübt werden. Bei Tempo III wird das gebeugte, emporgezogene Bein schräg seitwärts-abwärts abgestoßen und sofort gegen das gestreckte Bein geschlagen, so daß die Füße wieder die Grundstellung annehmen.

377. Gemeinsames Ueben der Arm- und Beintempi. Werden die beiden Bewegungen einzeln vollkommen beherrscht, so beginnt man, die Tempi gemeinsam einzuüben. Von der Schwimmstellung ausgehend, werden bei „eins" die Arme zur Seite gestreckt, bei „zwei" die Hände wieder aneinander ge-

schlossen und vor die Brust gebracht und gleichzeitig mit gebeugtem Knie der Hacken des einen Beines bis zum Knie des feststehenden gebracht. Bei „drei" wird das Bein wieder abwärts gestoßen, die Füße geschlossen und die Arme von neuem nach seitwärts mit kurzem Ruck gestreckt.

378. Zählmethode d'Argy. Entgegen der eben dargelegten Zählmethode des General von Pfuel bestimmt d'Argy als Tempo I das Ausstoßen der Arme und Beine, als Tempo II das Zusammenschließen der Kniee und das Trennen der Hände voneinander. Bei III werden die Arme seitwärts gestreckt, dann unter die Brust gebracht und die Hacken emporgezogen. Nach der d'Argyschen Methode wird in Frankreich noch allgemein gezählt; bei uns befolgt man fast überall die Tempi des General von Pfuel, allerdings gibt es auch Lehrer, die des leichteren Erlernens wegen für den Anfänger vier Tempi vorschlagen —; doch die Methode, überhaupt Schwimmbewegungen auf dem Lande üben zu lassen, lernte erst im Jahre 1855 der Königl. preußische Generalleutnant von Willisen in der école normale de gymnastique in Paris kennen und ließ mit ihr Versuche in der ihm unterstellten Division anstellen; sie bewiesen, daß nach dieser Methode fünfmal so viel Soldaten wie bisher das Schwimmen erlernten; dieser d'Argyschen Methode des Trockenschwimmens ist bei uns das Zählsystem des General von Pfuel zugrunde gelegt worden.

379. Die Schwimmlage. Sobald Arm- und Beintempi gemeinsam beherrscht werden, wird zum Ueben in der Schwimmlage übergegangen; also in der wagerechten Stellung, die der Körper im Wasser einnehmen muß. Das einfachste Hilfsmittel ist der Feldstuhl, dessen weicher Gurten- oder Leinensitz den Bewegungen nachgibt. Vorteilhafter sind jedoch freischwebende Apparate, die es gestatten, die Kniee an die Brust heranzuziehen. Ein Barren, zwischen dessen Holmen ein Tuch aufgehängt wird, eignet sich besonders gut zu diesen Schwimmübungen; ebenso der Zahnsche Apparat, der dadurch, daß die Arme in an Gummischnüren hängenden Armhaltern stecken, die zur Kraftanwendung zwingen, den Widerstand des Wassers nachahmt.

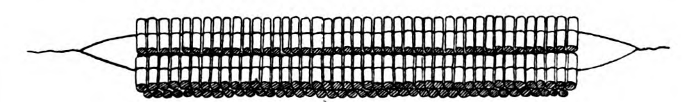


206. Zahnscher Apparat in Anwendung.

Bei Einnahme der Schwimmlage werden Arme und Beine ausgestreckt, die Hände aneinander geschlossen und der Kopf möglichst wagrecht zum Körper gehalten. Die Tempi werden genau ausgeführt und innegehalten, wie bei der Schwimmstellung: bei I die Arme zur Seite gestoßen, bei II Beine wie Arme kurz und schnell angezogen, bei III die Arme nach vorn, die Beine nach hinten gestoßen und geschlossen.

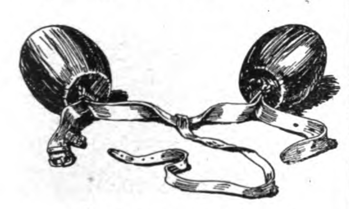
380. Das Selbsterlernen des

Schwimmens. Für Manchen wird doch oft kein anderer Ausweg übrig bleiben, als das Schwimmen selbst zu erlernen, z. B. auf dem Lande; und der Lernende, sich Abmühende mag sich mit dem Gedanken trösten, daß schließlich, trotz mancher Mißerfolge im Anfang, seine Mühsal belohnt werden wird. Der Selbstlernende versuche die am Lande eingeübten Arm- und Beintempi unter genauem Zählen im Wasser



207. Korkengurt.

zu wiederholen; um für den ersten Stoß — länger wird man sich das erstemal kaum halten können — eine wagerechte Lage zu behalten, stößt man sich kräftig vom Bassinrand ab — oder, badet man



208. Schwimmkugel-Apparat.

im Freien, von einem Balken oder der Treppe. Ferner bilden eine große Hilfe beim Selbsterlernen geeignete Tragemittel, z. B. solche aus Kork. Billig herzustellen sind zwei kleine Leinensäcke, mit gebrauchten Korken gefüllt und durch einen Gurt verbunden, von dem der Körper getragen wird; ebenso Korkengurte, aus gebrauchten Korken, die auf starken Bindfaden gezogen werden, oder auch der Schwimmkugelapparat, von dem österreichischen Schwimmlehrer Himmel erfunden.

381. Schwimmen in Kleidern. Da abgesehen von der Freude am Schwimmsport und der vortrefflichen Einwirkung desselben auf Gesundheit und Gemütsverfassung, das Schwimmen auch eventuell dem Schwimmer selbst oder andern das Leben retten kann, so sollte es jeder Schwimmer, sobald er gut, sicher und ausdauernd schwimmen kann, lernen, auch in Kleidern zu schwimmen. Natürlich stellt dies an die Kräfte hohe Anforderungen, da sich die Kleider schnell voll Wasser saugen und auf den Gliedern lasten. Daher fügt man allmählich dem Anzug mehr und mehr hinzu, schließlich auch Stiefel, bis man in vollkommener Kleidung das Element bezwingen kann. Der Nutzen dieser Versuche kann nicht genug betont werden.

382. Arten des Schwimmens. Man teilt das Schwimmen seiner Art nach ein in Brustschwimmen, Seiteschwimmen, Rückenschwimmen und Spanischschwimmen, dazu kommt das Tauchen, Wenden, Wassertreten und Wasserspringen.

383. Das Brustschwimmen. Das Brustschwimmen, auch das deutsche Schwimmen genannt, ist die Grundlage aller Schwimmkünste. Die Anleitung zu dieser Schwimmart ist ausführlich durch die Beschreibung der am Lande zu übenden „Schwimmstellung" und

„Schwimmlage", die man im selben Tempo im Wasser wiederholt, gegeben worden. Als sportliche Regel gilt für dies Schwimmen in Deutschland wie in den meisten anderen Ländern, abgesehen von Oesterreich, daß der Kopf nicht zur Seite gedreht werden und nicht weiter als bis zum Mund eingetaucht werden darf. Das Ziel und die Wenden müssen zu gleicher Zeit mit beiden Händen berührt werden.

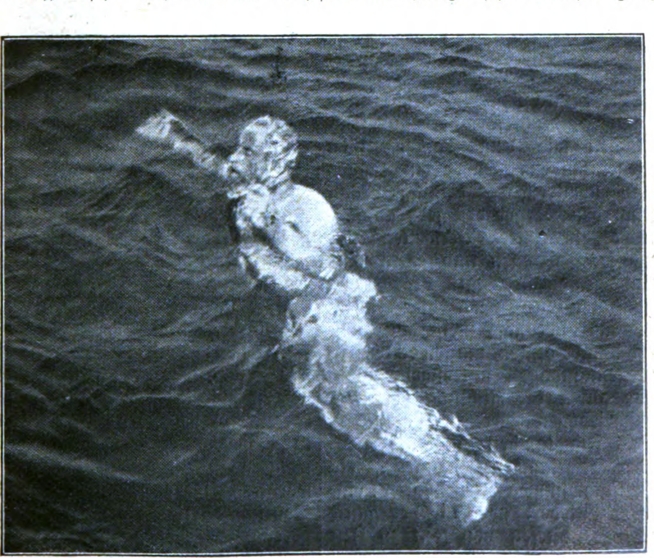
384. **Das Seiteschwimmen** oder englische Schwimmen wird rechts oder links ausgeführt. Man unterscheidet zweierlei Arten: die ohne Herausgreifen und die mit Herausgreifen (over arm stroke); bei beiden arbeitet der untenliegende Arm wie die Beine in gleicher Weise; die Tätigkeit des oberen Armes macht den Unterschied aus. Der untere Arm wird nach unten gestreckt, dann der Unterarm angezogen, bis er quer über der Brust liegt, dann wieder langsam, mit dem Handrücken nach oben, nach vorn gestreckt. Der obere Arm wird beim Seiteschwimmen ohne Herausgreifen rückwärts gestreckt und im Ellbogen leicht geknickt; die nach unten gekehrte Hand beschreibt einen Bogen.

Beim Seiteschwimmen mit Herausgreifen muß der obere Arm leicht gestreckt über Wasser bleiben, wird im Halbkreis um die Schulter geschwungen und beschreibt nun erst unter Wasser einen Bogen. Beim „double over arm stroke" führen beide Arme einen Teil der Tempi über Wasser aus. Bedingung des Seiteschwimmens ist, daß die Beine stets unter Wasser bleiben und daß beide Arme immer in entgegengesetzter Richtung sein müssen, also abwechselnd vorn und hinten. Das Seiteschwimmen gestattet den Beinen eine weitere Spreizung als das Brustschwimmen, nämlich das sogenannte Scherenfußtempo; infolgedessen ist ein stärkerer Stoß, eine größere Geschwindigkeit zu erreichen. Das Oeffnen und Schließen der Beine muß genau den Bewegungen der Arme angepaßt werden; sobald der obere Arm sich vorstreckt, spreizt sich das untere Bein nach rückwärts; kehrt der obere Arm in die erste Stellung zurück, müssen sich à tempo auch die Beine wieder schließen. Um ein besseres Tempo zu erzielen, legen sich viele Rennschwimmer beim Ausstrecken des oberen Armes auf die Brust. Diese Weise, obgleich ganz erklärlich, da der Körper ohnehin beim Ausstrecken und Wechseln der Arme die Lage etwas verändert, wird in Oesterreich nicht zugelassen.

385. **Das Rückenschwimmen.** Dies Tempo, von allen Arten dasjenige, welches am wenigsten ermüdet, wird deshalb viel von Dauerschwimmern angewendet. Es ist sehr leicht zu erlernen, und ist außerdem die Art, durch welche Ertrinkende am besten von einem Andern gerettet werden können. Ausgeführt wird es, indem man sich flach, wie zum „Treiben", mit dem Rücken aufs Wasser legt, die an den Schenkel gedrückten Arme im Bogen über den Kopf schwingt und gleichzeitig die Unterschenkel mit leicht gebeugten Knieen stark nach unten tritt. Die Arme kehren im Bogen unter Wasser in ihre erste Stellung an den Schenkeln zurück, à tempo werden die Beine wieder fest aneinander geschlossen und gestreckt. Auch kann man mit Hilfe der Arme allein rückwärts schwimmen; die Beine bleiben dann lang ausgestreckt und geschlossen, die Arme liegen lose an den Hüften, die Hände werden nur im Gelenk bewegt, sie „tellern" und bringen den Körper durch diese kleinen Kreis-

bewegungen vorwärts. Will man dagegen nur mit den Beinen rückwärts schwimmen, so nimmt man „Hüften fest" oder verschränkt die Hände im Genick. Die Grundlage des Rückenschwimmens ist das „Treiben", d. h. man bemüht sich, durch richtiges Atemholen so viel vom spezifischen Gewicht zu verlieren, daß der Körper, der schwerer ist als das Wasser, von diesem getragen wird. Beim sogenannten „Rudern" werden die Arme über den Kopf gehoben, im Bogen unter Wasser zurückgeführt und kräftig gegen die Schenkel geschlagen, gleichzeitig werden die Beine angezogen und gespreizt. Der double over arm stroke beim Rückwärtsschwimmen besteht darin, daß die Arme abwechselnd über den Kopf geschwungen werden.

386. Das Spanischschwimmen. Das spanische Schwimmen, auch Matrosen- oder Indianerschwimmen genannt, stammt aus Südamerika und wurde von Mr. Trudgen im Jahre 1873 nach England importiert. Hier heißt es Trudgen Stroke oder auch nach seiner Methode: die Arme abwechselnd in Kopfhöhe zu bringen und dann gestreckt nach hinten durchzuziehen: double over arm stroke. In der ursprünglichen Form wurde das Beintempo beschränkt; z. B. halfen nur, wenn der rechte Arm vorgestreckt wurde, die Beine schwimmen, blieben dagegen während der Tätigkeit des linken gestreckt. Das „ungarische Tempo" ist nur eine weitere Ausbildung des spanischen; entweder wird nur nach drei oder vier Zügen mit den Beinen geschwommen oder diese bleiben überhaupt ruhig und überlassen den Armen allein die Arbeit. Der Kopf liegt bei dem „ungarischen Tempo" ganz



209. Burgeß, durch den Kanal schwimmend.

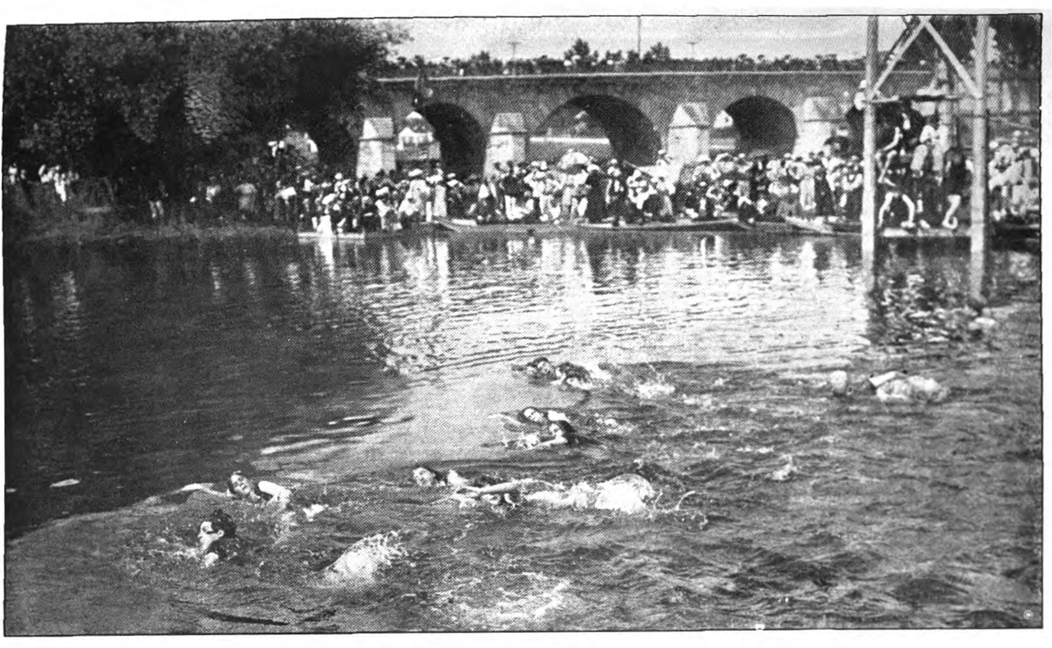
im Wasser und wird nur von Zeit zu Zeit zum Atemholen gehoben.

Heutzutage hat sich das Spanischschwimmen dahin abgeändert, daß es vom Brustschwimmen zum Seiteschwimmen geworden ist, wodurch auch die Beine das Tempo wie beim Seiteschwimmen (Spreizen und Aneinanderschließen ohne Anziehen), also das „Scherenfußtempo" angenommen haben. Das Spanischschwimmen in dieser Form ist das Tempo aller bekannteren Meisterschwimmer. Daß auch die Frauen es gelernt haben, sich des Spanischschwimmens bei ihren Konkurrenzen zu bedienen, beweist das Bild vom „Fest der Undinen" in Joinville bei Paris. Eine kleine Abweichung des spanischen Tempos zeigt das des Mr. Tyldesley, der seine Beine nicht spreizt, sondern sie parallel bewegt, als riebe er sie aneinander auf und ab. Dem Stil Mr. Tyldesleys ähnlich ist das „Crowl-Tempo", bei dem von Zeit zu Zeit die Beine aus dem Wasser herausschlagen.

387. **Das Tauchen.** Zum guten Tauchen, d. h. sowohl dem Flachtauchen wie dem Tauchen nach Gegenständen, gehört ein langes und schwieriges Training. Man kann den Körper erst sehr allmählich an ein längeres Verweilen unter Wasser gewöhnen und ebenso die Lungen daran, mit dem Atem hauszuhalten. Auch die Augen, die sich allerdings meist von selbst im Wasser öffnen, müssen es lernen, Gegenstände zu unterscheiden und vor allem die Richtung der vorgeschriebenen Strecke zu erkennen. Das Flachtauchen, auch Strecken- oder Hechttauchen genannt, ist ein Brustschwimmen unter Wasser; einzelne Glieder, aber nie der ganze Körper, dürfen von Zeit zu Zeit an die Oberfläche kommen. Fürchtet man, ganz aufzutauchen, so muß man mit den flachgelegten Händen nach oben drücken, wodurch der Körper von neuem sinkt. Zum Erlernen des Tauchens ist es am besten, an einer Kletterstange allmählich mit den Händen immer tiefer hinabzusteigen, bis man imstande ist, sich eine Weile am Grunde zu halten. Um wieder aufwärts zu kommen, stößt man sich kräftig mit den Füßen vom Grunde ab, worauf man in senkrechter Stellung an die Oberfläche gelangt.

Schwieriger als vom Sprung aus tauchen ist das aus der Schwimmlage. Man muß sich vornüber ins Wasser hinunterlassen, mit angezogenen Beinen, bis man mit den Händen den Grund erreicht. Hierauf wird der Körper langsam aufgerichtet, dann mit den Füßen abgestoßen, um wieder in die Höhe zu kommen. Das „Ueberschlagen" vorwärts und rückwärts ist eine Art des Tauchens; beim Vorwärtsüberschlagen werden die geschlossenen Beine mit kurzem Ruck an die Brust gedrückt, die Arme ebenso an die Hüften und der Kopf abwärts gebeugt. Das Rückwärtsüberschlagen geschieht durch Heben der beiden fest geschlossenen Beine aus dem Wasser, Hinabdrücken des Kopfes nach hinten und Abwärtsdrücken der Hände.

Um sich beim Flachtauchen zu orientieren, merkt man sich im Bassin oder der zu durchschwimmenden Strecke unter Wasser einige leicht ins Auge fallende Punkte, wie Treppen, Stangen, Abflußröhren und dergleichen. Bei Konkurrenzen wird nur die gerade Richtung gemessen, niemals die Abweichungen. Als Maximaldistanz werden seit einigen Jahren in Deutschland und Oesterreich 50 m gerechnet. Sieger ist, der die kürzeste Zeit zu dieser Strecke gebraucht hat.



Ein heißer Kampf beim Schwimmfest der Undinen in Joinville. (Aus Sport im Bild.)

für
sind
den
den
Bai
häu
Sch
Uni
nich
gele
kam
gei
seh
schl
bei
zuſt
ang
ged
der

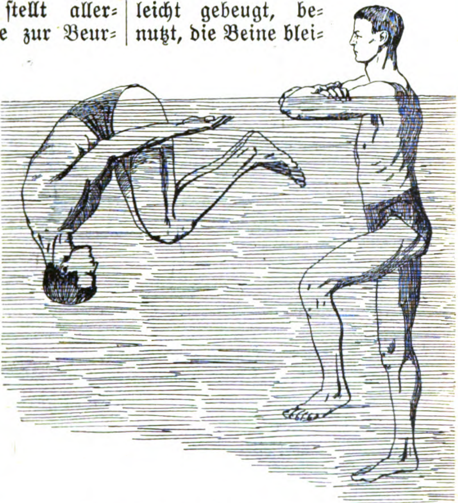
Das Tauchen nach Gegenständen wird zuerst an einzelnen, weithin sichtbaren Dingen geübt, bis das Auge mehr und mehr das richtige Sehen unter Wasser lernt. Bei Konkurrenzen gilt als Sieger, wer die meisten Gegenstände ans Ufer bringt.

Der „Schwimmsport", das offizielle Organ des „Deutschen Schwimmverbandes" stellt allerdings folgende Punkte zur Beurteilung eines Sieges beim Tauchen nach Gegenständen auf:

1. Anzahl der Gegenstände;
2. Fläche in Quadratmetern, auf welche sich diese Gegenstände verteilen;
3. Zeit, die die Leistung erforderte;
4. Tiefe des Wassers;
5. Temperatur des Wassers.

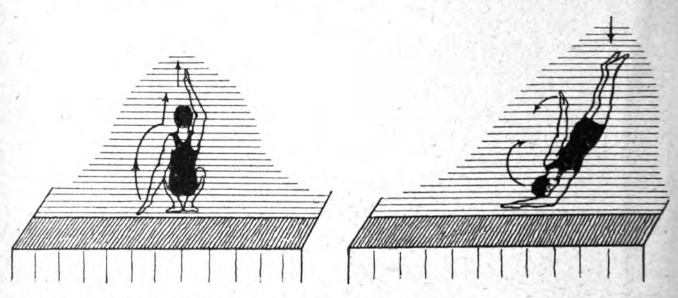
Eine Minute gilt beim Tauchen als vortreffliche Leistung, für Konkurrenzen sind 70—80 Sekunden die Norm.

388. Das Wenden. Je kürzer das Bassin einer Badeanstalt ist, um so häufiger wird der sich trainierende Schwimmer „wenden" müssen. Und dieser Fertigkeit kann gar nicht genug Aufmerksamkeit beigelegt werden, da es bei Wettkämpfen auf möglichst schnelles und geschicktes Wenden ankommt, ja dies sehr oft für den Erfolg den Ausschlag gibt. Es ist Vorschrift, sich beim Wenden vom Bassinrand abzustoßen. Die Beine werden dazu angezogen, der Kopf unter Wasser gedrückt, um über ihn fort mit dem der neuen Richtung entgegengesetzten Arm abzustoßen; nun werden die Beine gestreckt und gleichfalls mit ihnen abgestoßen. Von den während des Abstoßes ausgestreckten Armen wird der eine sofort angezogen, damit gleich das alte Tempo (Seite- oder Spanischschwimmen) begonnen werden kann. Zum Wenden an einem Balken wird nur ein Arm und dieser leicht gebeugt, benutzt, die Beine bleiben geschlossen, der Körper wird mit hohlem Kreuz am Balken vorbeigezogen. Beim Rückenschwimmen darf während des Wendens Brustlage eingenommen werden. Dann muß jedoch, wie beim Brustschwimmen, die Wende gleichzeitig mit beiden Händen berührt werden. Falsches Wenden (nicht berühren, beim Rückenschwimmen zu frühes Drehen in Brustlage, beim Brustschwimmen nicht gleichzeitiges Berühren mit beiden Händen 2c.) hat in allen Ländern die Ausschaltung des Wettschwimmers von der Konkurrenz zur Folge.



210. Das Ueberschlagen im Wasser.

389. Das Wassertreten. Das Wassertreten ermöglicht sowohl das Verharren auf einem Punkt, wie ein schnelles Anhalten, um eine neue Richtung einzuschlagen oder um in ein anderes Schwimmtempo überzugehen. Der Körper steht dabei, etwas hinten übergeneigt, fast senkrecht im Wasser, die Arme sind in die Hüften gestemmt, die Beine allein besorgen die Arbeit, indem sie entweder einzeln oder zusammen angezogen und ausgestoßen werden. Die Kniee bleiben leicht gebeugt. Die Beherrschung des Wassertretens ist zu den meisten Wasserspielen nötig und last not least ein wichtiger Faktor bei der Rettung Ertrinkender.



211. Wenden an der Bassinwand. Aus Nordhausen, Sport und Körperpflege.

212. Wassertreten.

390. Das Wasserspringen. Zur höchsten Kunst des Schwimmens führt das Springen; denn hierbei ist nicht allein die schöne Ausführung des Sprunges, sondern auch seine Schwierigkeit maßgebend. Allerdings gehen die Ansichten über die Bewertung eines Sprunges noch weit auseinander. In Schweden und England wird z. B. die Haltung und Bewegung während des Sprunges nicht beachtet — in beiden Ländern handelt es sich nur darum, daß das Wasser beim Eintauchen nicht aufspritzt; während Deutschland und Oesterreich alles von der Körperhaltung während des Sprunges abhängig machen und das Aufspritzen des Wassers ignorieren.

Zum Sprung holt man sich die Kraft entweder durch Beugen und Strecken der Muskeln oder durch Anlauf. Der Sprung „aus der Ruhe“ kann stehend oder hockend und außerdem vorwärts, rückwärts

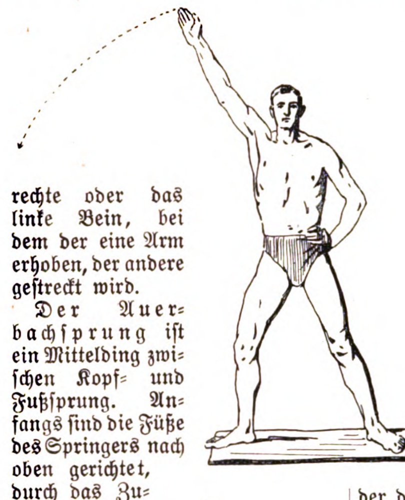
oder seitwärts erfolgen. Zum Absprung mit Anlauf läuft man das Sprungbrett entlang und springt einen Meter vorm Rand in die Höhe, so daß man am äußersten Ende des Brettes anlangt. Dieser „Schlußsprung", der durch Aufwärtsschlagen der Arme unterstützt wird, gibt dem Körper den nötigen „Schwung". Die Schönheit eines Sprunges hängt von der Länge der Luftlinie ab, die der Körper zurücklegt und, wie schon gesagt, von seiner Haltung und Bewegung während desselben. Je nach dem Eintauchen mit Kopf oder Füßen unterscheidet man Kopf- und Fußsprünge. Die Arme werden während des Sprunges wagrecht gehalten, auf der Brust oder dem Rücken gekreuzt, an die Schenkel gedrückt oder über den Kopf gestreckt. Der Schwung muß so abgemessen sein, daß man weder mit Brust oder Rücken aufschlägt und daß Kopf und Füße am selben Punkt ins Wasser tauchen, der Einfall sich also in senkrechter Stellung vollzieht.

391. Die Kopfsprünge. Der Kopfsprung aus Stand wird entweder mit durchgedrückten Knieen gemacht oder, um größeren Schwung zu erzielen, aus der Kniebeuge mit folgendem kräftigen Strecken des Körpers. Die Arme werden nach vorwärts geschwungen und dann über dem Kopf gestreckt. Beim flachen Kopfsprung liegt der Kopf senkrecht zwischen den Armen, und noch ehe die Fußspitzen eintauchen, müssen die Hände bereits wieder aus dem Wasser emporragen.

Die Hechtsprünge können vorwärts oder rückwärts gemacht werden. Ihr Merkmal ist, daß während des Sprunges sich Füße und Hände berühren, der Körper also in den Hüften quasi zusammenklappt.

Kopfsprünge seitwärts (sogenannte Schwertsprünge) werden nach rechts oder links ausgeführt. Der dem Wasser abgewendete Arm stützt sich auf die Hüfte, das korrespondierende Bein ist gestreckt; an der dem Wasser zugekehrten Seite ist der Arm erhoben und das Knie leicht gebeugt. Ferner unterscheidet man noch Kopfsprünge rücklings, aus dem Sitz und aus dem Hocksitz; letzterer kann ebenfalls vorwärts, rückwärts und seitwärts ausgeführt werden. Die Beine werden beim Sprung aus dem Hocksitz gekreuzt und die Fußgelenke fest mit den Händen umfaßt.

Zu den Bohrern rechnet man solche Sprünge, bei denen sich wie bei den Hechtsprüngen Hände und Füße berühren, der Körper aber gleichzeitig eine halbe oder ganze Drehung um seine Längsachse ausführen muß. Unterstützt wird die Bewegung durch Ausschlagen beider Arme nach der einzunehmenden Richtung. Bei den Schrauben fällt das Berühren der Hände und Füße fort, sie bestehen nur in Viertel- oder halben Drehungen um die Längsachse des Körpers und können vorwärts, aufwärts und seitwärts gemacht werden. Bei Bohrern wie Schrauben dürfen die Drehungen nie direkt vom Brett aus gemacht werden, sondern immer erst dann, wenn sich der Körper in senkrechter Lage befindet; beide Arten sind aus dem Stand oder mit Anlauf möglich. Der Kopfsprung mit Anlauf ist die Grundlage für alle schwereren Sprünge und wird durch das Aufspringen mit einem Fuß oder mit beiden Füßen ausgeführt; die oben genannten Arten der Kopfsprünge lassen sich fast alle auch mit Anlauf machen. Der sogenannte „Abrenner" ist ein einfacher Kopfsprung mit Abstoßen durch das



rechte oder das linke Bein, bei dem der eine Arm erhoben, der andere gestreckt wird.

Der Auerbachsprung ist ein Mittelding zwischen Kopf- und Fußsprung. Anfangs sind die Füße des Springers nach oben gerichtet, durch das Zurücknehmen des Kopfes beschreibt der Körper dann einen Bogen, auch taucht der Kopf zuerst ins Wasser.

213. Der Schwertsprung.

Der Kopfweitsprung, englisch einfach: plunging, d. h. tauchen, genannt, ist von England aus bei uns eingeführt. Der plunging ist ein einfacher Kopfsprung aus dem Stand, dessen Schwung durch starkes Armschwenken verstärkt wird. Bewertet wird er nach der Weite des Sprunges, der Ruhe des Wassers beim Einfallen und dem unbeweglichen Ruhen des Körpers auf der Oberfläche, ohne jedes Tempo; das Gesicht liegt dabei vollständig im Wasser, die Arme sind ausgestreckt, das Gesäß muß aus dem Wasser emporragen. Der plunging soll nie vom Sprungbrett, sondern vom wenig hohen Bassinrand aus geschehen, da der Schwung eben durch eigne Kraft gewonnen werden soll. Für Konkurrenzen ist die Zeitdauer des Sprunges (60 Sekunden als Norm) maßgebend, ferner die Länge der durch das Weitergleiten zurückgelegten Strecke.

392. Die Fußsprünge. Auch die Fußsprünge erfolgen aus dem Stand oder mit Anlauf und sind vorwärts, rückwärts oder seitwärts zu machen. Ihre Variationen sind fast noch zahlreicher als die der Kopfsprünge. Bei den Schrittsprüngen werden die Beine gespreizt und gleichsam mit dem hintern, nach vorwärtsschwingenden Bein ein Riesenschritt ins Wasser gemacht; sie lassen sich vorwärts, seitwärts wie rückwärts ausführen.

Zu den Schlußsprüngen, ebenfalls in den drei Arten, gewinnt man den Schwung durch Beugen und rückwärtiges Strecken des Körpers. Den Bohrern und Schrauben des Kopfsprunges ähnlich sind die Sprünge mit Drehungen, es sind Schritt- oder Schlußsprünge mit halben, dreivierteln oder ganzen Drehungen, variiert werden sie außerdem durch die verschiedensten Arm- und Beinbewegungen. Beim Hocksprung werden die Kniee an die

Brust gezogen, so daß mit dem Gesäß zuerst eingetaucht wird. Bei den Fußsprüngen mit Anlauf, zu denen sich Schritt- wie Schlußsprünge eignen, ist auf die senkrechte Haltung des Körpers beim Eintauchen zu achten. Das Ueberschlagen, eine besondere Kunstfertigkeit, auch schon vorher am Land zu üben, geschieht immer durch Schwingen der Beine über den Kopf; es kann aus dem Grätschsitz wie aus dem Handstütz ausgeführt werden.

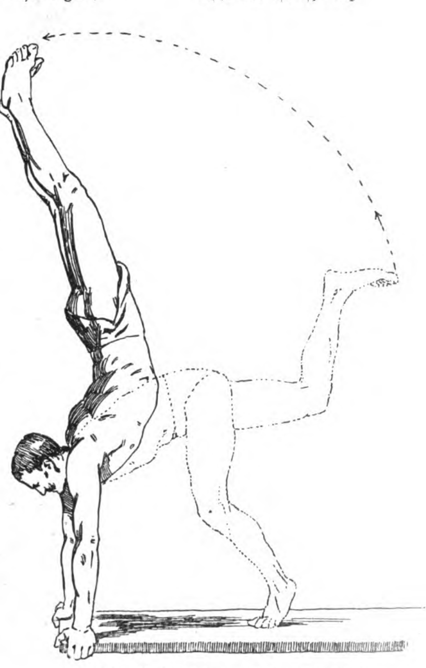
393. Der Salto mortale. Diesen Namen tragen diejenigen Sprünge, bei denen der Körper sich nicht um seine Längsachse, sondern ein- oder mehrmals um seine Breitachse dreht. Durch die verschiedenen Richtungen, die beim Salto mortale angenommen werden können, hat auch er zahlreiche Variationen, nämlich: vorwärts-vorlings, vorwärts-rücklings, rückwärts-vorlings, rückwärts-rücklings 2c.

394. Sprünge an Geräten. Die Sprünge an Geräten setzen gute Turnkünste voraus; auch werden sie über Stangen, über die Schranke 2c. als Hochsprünge ausgeführt. Dem Flugsprung, einem freien Barrieresprung, läßt sich auch ein Salto mortale hinzufügen. Beim Barrieresprung werden die Hände aufgesetzt und nach erfolgtem Absprung die Arme über den Kopf genommen.

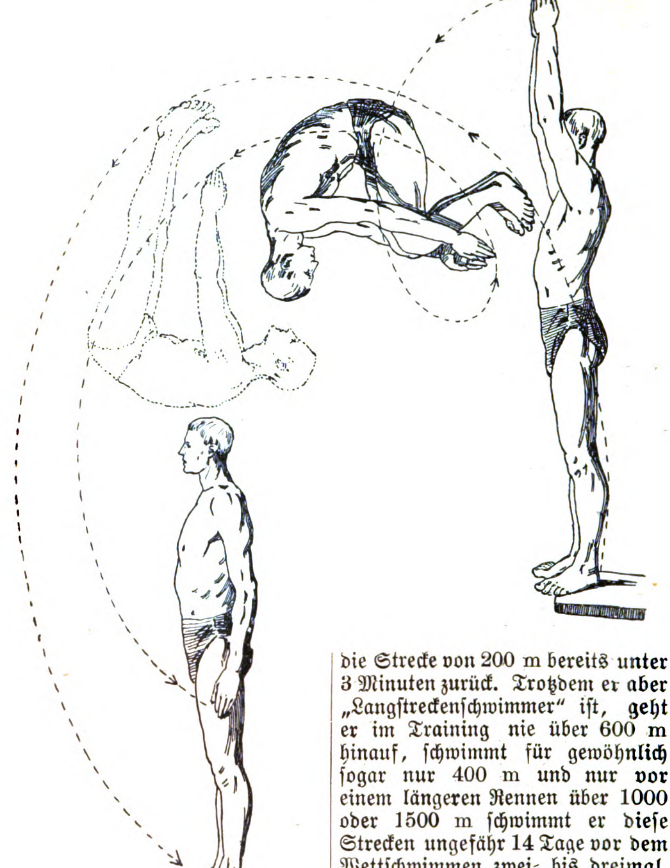
395. Das Dauer- oder Tourenschwimmen. Zum Dauerschwimmen gehört in erster Linie das Rennschwimmen. Emil Rausch, wohl jetzt



214. Der Hocksprung.



215. Der Ueberschlag mit der Handstütz.



216. Der Salto mortale vorwärts-vorlings.

der beste deutsche Schwimmer, erzählt in seinem kleinen Buch über „Training des Schwimmens", daß er jeden Sommer mit der täglichen Einübung von 150—200 m beginnt; nach drei Wochen legt er die Strecke von 200 m bereits unter 3 Minuten zurück. Trotzdem er aber „Langstreckenschwimmer" ist, geht er im Training nie über 600 m hinauf, schwimmt für gewöhnlich sogar nur 400 m und nur vor einem längeren Rennen über 1000 oder 1500 m schwimmt er diese Strecken ungefähr 14 Tage vor dem Wettschwimmen zwei- bis dreimal. Emil Rausch ist Seiteschwimmer und, wie er selbst zugibt, beim Wenden gegen Brust- und Spanischschwimmer im Nachteil, da diese ihre Strecke stets genau vor Augen haben und deshalb nur halb so gewandt wie der Seiteschwimmer zu sein brauchen. Das Seiteschwimmen hat dagegen, wie Rausch sagt, den Vorteil besserer Atmung.

Pflegt man das Dauer- oder

Tourenschwimmen, ohne sich zu einem Meister ausbilden zu wollen, so ist es vorteilhaft, bei besonders langen Strecken, vielleicht 2—3-stündigem Schwimmen, die Tempi des öftern zu wechseln. Bei einem Wadenkrampf, der jedes Schwimmen mit den Beinen momentan unmöglich macht, wirft man sich sofort auf den Rücken und schwimmt so lange mit den Armen, bis der Krampf ganz vorüber ist. Sind nicht ganz sichere Schwimmer oder Ungeübtere bei der Partie, so muß in einiger Entfernung ein Boot folgen. Bei größeren Touren schwimmt man zu Beginn gegen den Strom, mit dessen Stärke man überhaupt zu rechnen hat, und zurück mit dem Strom.

Niemals halte man beim Trainieren für lange Strecken oder beim einfachen Tourenschwimmen plötzlich auf, noch steige man sofort aus dem Wasser, sondern zur Beruhigung des Herzens soll der Trainierende noch einige langsame Tempi ausführen, der Dauerschwimmer allmählich seine Fahrt verlangsamen.

396. Die Rettung Ertrinkender. Wie im Anfang betont wurde, soll jeder Schwimmer es lernen und üben, in Kleidern zu schwimmen. Dennoch ist es von größtem Vorteil, sich rasch aller oder doch der beengenden Kleidungsstücke wie der Stiefel, des Rockes, der Weste 2c. zu entledigen, ehe man zur Hilfe ins Wasser springt. Ein unbekleideter Mensch dagegen ist schwerer zu retten als ein bekleideter. Vor allem versuche man stets, von hinten an den Ertrinkenden heranzukommen; ist er bereits untergegangen, so lasse man sich in seiner Nähe auf den Grund und stoße seinen Körper mit kräftigem Stoß nach oben, worauf man sich selbst vom Grunde abstößt. Die größte Gefahr für den Retter liegt immer darin, daß der Ertrinkende sich an ihn klammert, vor allem seine Beine umfaßt; um diesem für beide verderbenbringenden Moment vorzubeugen, sucht man den Ertrinkenden unschädlich zu machen, indem man sich seinen Körper auf die Brust zieht, eventuell seine Hände mit einem Arm umklammert und ihm versichert, daß er gerettet sei. Ein letztes Mittel, sich seiner zu erwehren, falls er durch seine Todesangst droht, auch den Retter hinabzuziehen, ist, ihn durch einen heftigen Schlag auf den Kopf zu betäuben. Einen bekleideten Menschen dreht man auf den Rücken, faßt ihn an seinem Rockkragen oder sonst an einem seiner Kleidungsstücke und schleift ihn hinter sich her.

397. Wiederbelebung Ertrunkener. Ist der Ertrinkende glücklich gelandet, gibt aber kein Lebenszeichen mehr von sich, so stelle man ihn nicht auf den Kopf — wie es früher fast ausnahmslos geschah. Durch die obligatorische Einführung der Esmarchschen Samariterkurse an den deutschen Seemannsschulen werden heutzutage, Gott sei Dank, die verantwortlichen unter den Seeleuten (Steuerleute und Schiffer) über die richtigen Wiederbelebungsversuche belehrt.

Als erstes entkleide man den Ertrunkenen, reinige ihm Mund und Nase von Schlamm usw., lege ihn auf den Bauch, schiebe ein Polster, eventuell aufgerollte Kleidungsstücke unter seine Brust und drücke auf seinen Rücken, um das eingeschluckte Wasser zu entfernen. Darauf dreht man ihn wieder auf den Rücken und beginnt sofort mit Atmungsversuchen, die man eventuell stundenlang fortsetzt. Man schiebt dazu das Polster unter den Rücken, zieht die Zunge aus dem Munde und bindet sie am Kinn

398. Vorsichtsmaßregeln in Schwimmanstalten. In allen Schwimmanstalten sollen Geräte zur Rettung Verunglückter vorhanden sein; nämlich lange, feste Stangen, Rettungsgürtel mit aufgeschossenen, zur Handhabung bereiten Leinen; ferner Boote mit brauchbaren Riemen und vor allem stets eine Wache.



217 u. 218. Künstliche Ein- und Ausatmung.

fest; kniet zu Häupten des Verunglückten, erfaßt beide Arme oberhalb des Ellbogens und hebt sie langsam über den Kopf — Einatmung — zählt bis drei und führt die Arme wieder hinab bis zum Brustkasten, den man dabei stark zusammendrückt — Ausatmung. Dies Verfahren wird nach kurzen Pausen 15—18mal in der Minute wiederholt. Beginnt der Verunglückte zu atmen, so hüllt man ihn warm ein, legt ihm Wärmflaschen an die Füße und in die Seiten, reibt den Körper unter der Decke, bürstet die Fußsohlen und kitzelt ihm Nase und Schlund mit einem Federbart. Sobald er schlucken kann, beginnt man ihm heißen, starken Kaffee, Wein oder dergl. einzuflößen.

In Schwimmanstalten die von Kindern besucht werden, muß die Aufmerksamkeit der Wärter und Bademeister stets wach sein.

399. Freischwimmer. Ebenso dürfen nur Freischwimmer, d. h. Schwimmer, die 15 Minuten ohne Aufenthalt durchmessen haben, das Bassin verlassen und ins tiefe Wasser gehen. Unter der „Fahrt" versteht man das Schwimmen von einer halben Stunde, das von einer ganzen heißt das „Totenschwimmen". Bei den letzten beiden Proben darf der Schwimmer nach Belieben die Tempi wechseln; die erste Probe wird durch Brustschwimmen abgelegt.

400. Kunstschwimmen. Unter „Kunstschwimmen" versteht man die exakte Ausführung derselben Tempi von mehreren Schwimmern zu glei-

cher Zeit. Es eignen sich zu diesen gemeinsamen Künsten das Kette-schwimmen (sich an den Händen halten oder die Arme unterhaken), das Tanzen (gemeinsames Wasser-treten), gemeinsames Rückwärts-schwimmen, beim Rückwärtsschwimmen einen Kreis bilden, oder einen Stern, in dem die Füße gegeneinander gestellt werden 2c. Das „Exerzieren“ wird bei jedem militärischen Schauschwimmen vorgeführt und zwingt zu ganz besonders korrekter Innehaltung der Tempi.

401. Wasserspiele. Einfachere deutsche Spiele.

Das Tauziehen gleicht dem auf dem Lande: es werden zwei gleich starke Parteien gebildet, deren Teilnehmer sich die ins Tau geknüpften Schlingen um die Brust legen und auf ein Signal hin mit Aufwendung aller Kraft nach entgegengesetzter Richtung schwimmen, bis der Têtenschwimmer einer Partei ein bestimmtes Ziel erreicht hat.

Das deutsche Wasserballspiel, aus dem englischen und amerikanischen Wasserpolo entstanden, hat zwei Parteien zu sieben Mann, zwei Tore und einen Fußball nötig; die siegende Partei muß in 2mal 7 Minuten den Ball am häufigsten durch das feindliche Tor geworfen haben; nach den ersten 7 Minuten findet ein Platzwechsel der Parteien statt. Die von Ulrich Baer im Jahr 1898 aufgestellten Spielregeln sind vom Vorstand des Deutschen Schwimmverbandes angenommen worden, folglich maßgebend.

Das Faustballspiel hat wie das Polo zwei Spielfelder, von denen jedes durch eine Partei von 8 Spielern besetzt wird; der Ball ist aus Gummi und hat 25 cm Durchmesser. Die Spieldauer beträgt 5 Minuten; die siegende Partei muß am meisten „Punkte“ und „Spiele“ gewonnen haben. Ein „Punkt“ wird gewonnen, wenn der Ball die vor der Wassergrenze gezogene Querlinie, die von einem 5 m breiten, $1^1/_2$ m über das Wasser ragenden Tor unterbrochen wird, überschreitet; ein „Spiel“, wenn der Ball das feindliche Tor passiert. Hierauf findet Platzwechsel der Parteien statt.

Das Kriegsballspiel. Das Spielfeld wird durch zwei Leinen in ein größeres Mittelfeld und zwei kleinere Seitenfelder geteilt, ebenso die Spieler in drei Parteien. Der leichte Gummiball hat nur 15 cm Durchmesser. Die Mittelpartei spielt gegen die beiden andern, die sich den Ball nicht zuwerfen dürfen. Trifft der Ball einen Spieler der feindlichen Partei, so bedeutet dies einen Punkt Minus für diese Partei, der Ball darf das Wasser nicht berühren. Drei Minuspunkte gelten als ein „Gang“; drei „Gänge“ entscheiden den Sieg. Nach jedem Gang wechseln Mittel- und Außenfeld die Plätze.

Das Kriegsballspiel wie das Faustballspiel sind von Herrn Otto Scharf vom Krefelder Schwimmverein erfunden.

(Wasserpolo siehe bei Polo.)

VI. Die Jagd.

Von

F. v. Sichart, Major a. D., München.

1. Das deutsche Weidwerk.

1. Geschichte, der Jäger und sein Werkzeug, Jagdwesen.

402. **Die Geschichte des Weidwerks** ist so alt, wie das Menschengeschlecht und mit dessen Geschichte, den Wechsel der Zeiten und Sitten überdauernd, auf das innigste verflochten und bleibt doch ewig neu und reizvoll, wie die Geschichte der Natur, die mit ihren festen Gesetzen des Werdens und Vergehens bis auf die heutige Zeit noch so viele ungelöste Rätsel birgt. — Im Ringen um das Herrscherrecht mit den stärkeren Tierarten teils zur eigenen Sicherheit, teils zum Schutze der nutzbringenden Tiere, fand der Mensch der grauen Vorzeit allmählich im Uebergewicht die geeigneten Kampfmittel und mit deren Vervollkommnung wuchs in ihm die Lust am Erproben der eigenen Kraft und List, die Freude an Erfolg und Sieg. Aus dem Kampf ums Dasein war mit dem zunehmenden Bewußtsein eigener Ueberlegenheit und dem Reiz, der in der Ueberwindung der Gefahr liegt — die Lust am Weidwerk entstanden.

Als Sport im engeren Sinne sehen wir das Weidwerk ausüben von den Völkern des Altertums. Der Orient erfand die Beizjagd und die Gestaltung von großen Wildgehegen und Tiergärten. Im Kultus ihrer Götter belehnten die Alten ihre jugendschönen Gottheiten, wie Apollo und Diana, mit den Attributen der Jagd. Der große Wildreichtum Germaniens hat auch in unseren Altvordern die Lust am fröhlichen Gejaide großgezogen.

Unter Karl dem Großen erhielt die bescheidene Art zu Jagen feste Formen, nach orientalischem Beispiel schuf der hohe, leidenschaftliche Jäger ausgedehnte Jagdhofhaltungen und legte den Grund zu dem, was man bis auf den heutigen Tag noch das Vorrecht der Könige und Herren nennt. Die freie Jagd hatte aufgehört und das Jagdrecht trat an seine Stelle. Mit ihm bildeten sich feststehende Gebräuche und Regeln beim Jagdbetriebe aus.

Einen weiteren Abschnitt in der Geschichte der Jagd bildete das Ende des 30 jährigen Krieges. Der Wildstand war wieder gewachsen und mit der Erfindung des Schießpulvers änderte sich der ganze Betrieb der Jagd selbst. Viele künst-

liche Fangapparate, wie die Netzjagden, fielen weg und die Dressur des Schweißhundes und Vorstehhundes gewann an Bedeutung.

Das Jagdrecht, noch ein besonderes Vorrecht der Fürsten und des hohen Adels, sogar der hohen Geistlichkeit verwandelte sich durch Einteilung der Jagd in hohe und niedere Jagd in Jagdregale, nach denen die vornehmste und edelste Jagd, die hohe Jagd, ausschließlich dem Herrscher und hohen Geburtsadel zufiel.

Diese etwas rauhe Zeit, in der noch kultur- und landwirtschaftliche Interessen in den Hintergrund gerückt waren, die Jagd selbst noch kunstgerecht geübt wurde und, wenn nicht Krieg und Fehde die Feudalherren beschäftigte, als vornehmster Lebenszweck herrschte, könnte man die Blütezeit des edlen Weidwerks nennen.

Aus der Freude und Lust am Jagen hat sich die Leidenschaft herausentwickelt. Die Befriedigung derselben, der unwiderstehliche Drang, sich in den Besitz des so heiß begehrten Wildes zu setzen, das durch seine Schönheit und Farbenpracht, seinen feinen Instikt und die scharfen Sinne so herrlich in den Rahmen der großen, wunderbaren Natur hineinpaßt, kommt den gewaltigen Naturtrieben, die des Menschen Lebensinhalt beeinflussen und von einst bis jetzt die Welt beherrschten, vor allen anderen Trieben am meisten nahe.

Die rauhen Zeiten des Faustrechts lassen den alten englischen Jagdgrundsatz erklärlich erscheinen „Edelmannns Jagdfreiheit, soweit der Himmel blau". Doch hinterließ dieser Grundsatz auch in unseren deutschen Jagdgründen manche unheilvolle Spuren. Die zu scharfe Betonung dieser Jagdrechte einerseits, die im Volke heranwachsende Jagdleidenschaft andererseits führte zu jenen grausamen Strafen, mit denen der Wilderer seine Lust am Weidwerk büßte, und bildet noch jetzt den Anlaß zu den erbittertsten Kämpfen zwischen dem Jagdfrevler und dem Jagdberechtigten.

Entfesselt wurde diese Jagdleidenschaft, als nach der französischen Revolution durch die Nationalversammlung die Freigabe der Jagd Gesetzeskraft erhielt, welchem Beispiel auch einzelne Staaten Deutschlands folgten. Die Tage der pompösen Parforcejagden waren vorüber, auch der Leithund verschwunden und die privaten Jagdrechte mit einem Schlage vernichtet.

Die letzte Periode, welche bedeutende Veränderungen der Jagdverhältnisse hervorrief und von entscheidendem Einfluß auf das Jagdwesen unserer Tage wurde, trat im Jahre 1848 in die Erscheinung. Das Jagdrecht in seiner urspünglichen Form erhielt sich nur in der Ausübung auf eigenem Grund und Boden und der Jagdsport in seiner jetzigen Gestalt fand in dem Jagdgesetz eine in jeder Beziehung das edle Weidwerk fördernde Basis.

Als Gegenstand auf dem Gesamtgebiete des Sportes nimmt das Weidwerk durch die große Reichhaltigkeit der Materie und vielseitige Abwechslung eine hervorragende Stelle ein trotz der Gegenvorstellungen der Nichtjäger, die in dem Ueberlisten und Töten des Wildes eine grausame unästhetische Betätigung erblicken.

Nur der echte Weidmann ist imstande, die hohen ethischen Begriffe, die in den verschiedenen Momenten ihn seelisch so befriedigen, ihrem vollen Wert nach zu beurteilen. Das Gefühl der Erwartung großer Jägerfreuden und die vielversprechenden Vorbereitungen, das

Vorspiel gewissermaßen, ferner die Erreichung des sehnlichen Wunsches und der endliche Besitz, der im glücklichen Schuß seinen Abschluß findet, der Höhepunkt der betätigten Jagdleidenschaft, und die Erinnerung, die in der Jagdtrophäe als Geweih, Gehörn, Federschmuck oder als naturgetreues Präparat die Gedanken so reizvoll rückwärts konzentriert, sozusagen das Nachspiel, alle diese drei Momente mag der Weidmann nicht missen, sie erst geben seinem Jägerleben den rechten Inhalt. Im modernen Leben der Ueberkultur entrückt ihn das Weidwerk aus der erstickenden Luft und der Unnatur des gesellschaftlichen Lebens, er fühlt sich wieder als Kind der Natur von drückender Last befreit.

403. **Der Jäger und Weidmann.** Die Qualifikation zu einem weidgerechten Jäger erwirbt man sich nicht durch Geschicklichkeit im Tontaubenschießen, obwohl dieser Sport zur Erhöhung der Schießfertigkeit sehr nützlich genannt werden mag, auch nicht, wenn man auf den Hühnersuchen oder bei den großen Hasenmorden, gen. Kesseljagden, gewohnt ist, stets mit dem besten Rekord abzuschließen, oder wenn man durch seine hohe Streckenzahl an Hirsch, Rehbock, Auerhahn, Fasan rc. in regelrechten Jubiläen seine Schießfertigkeit in breiter Oeffentlichkeit rühmen läßt. Bei dieser Art zu jagen spielt die Eitelkeit die Hauptrolle. Die teuersten Gewehre, die elegantesten Jagdanzüge, die renommiertesten Hunde, die durch den Mammon erleichterten Jagdgelegenheiten und der schrankenlose Gebrauch der sogen. silbernen Kugel geben diesem Sportsmann wohl das Relief zu einem gewaltigen Jäger vor dem Herrn, zu einem richtigen Kern fehlt ihm jedoch eben das, was man mit dem Wort „weidgerecht" bezeichnen muß. Diesen Charakter kann man sich nicht erwerben, weder durch Fleiß noch Geld, er muß angeboren sein. Dieser Charakter findet seinen Inhalt in der großen Liebe zur Natur, in der Gabe, im Buche derselben zu lesen, in dem Verständnis auch für die kleinsten Freuden des Wildes und in dem warmen Herzen für seine großen Leiden, ferner in dem scharfen und geübten Blick im Bestätigen und Ansprechen des Wildes, sowie in der Enthaltsamkeit und der weidmännischen Art der Erlegung.

Neben diesen Eigenschaften ist erforderlich ein gründliches Eingehen auf die Lebensgewohnheiten des Wildes. Kein Studium, auch der besten Werke, genügt, hier muß in der zwar goldenen, aber rauhen Jägerpraxis erst der Bruch erworben werden, der den Sportsmann zum weidgerechten Jäger stempelt.

Hirschgerecht und fährtengerecht nennt man den Jäger, der imstande ist, aus der Fährte des Wildes, der Art ihres Eindrucks im Erdboden, ferner aus den vom Wildkörper herrührenden Veränderungen in der Umgebung der Fährte jede Wildart, auch in bezug auf Stärke und Geschlecht, festzustellen, sein Verhalten und Benehmen im gegebenen Augenblick richtig anzusprechen und den Sitz der Kugel, die Schwere der Verwundung und ihre Art sicher zu bestimmen.

Was die körperliche Befähigung die Schießfertigkeit und Widerstandsfähigkeit des Jägers gegen Witterungseinflüsse betrifft, so dürften erklärende und erläuternde Worte überflüssig sein, der Begriff von Sport jeglichert Art stellt die Beherrschung des abgehärteten und gestählten Körpers als feststehenden

obersten Grundsatz an die Spitze seiner Theorien.

404. Die Bekleidung und Ausrüstung des Jägers bildet einen wichtigen Zweig bei der Ausübung der Jagd. Im allgemeinen kann als Grundsatz gelten, sich im Sommer nicht zu leicht, im Winter nicht zu warm zu kleiden. Naturfarben und widerstandsfähig soll das Kleid des Jägers sein. Der Hochgebirgsjäger wird andere Anforderungen stellen, wie der Flachlandjäger.

Der eine liebt leichtere, lose Kleidung, der andere festen, geschlossenen Sitz. Geschmack und Mode, Jahreszeit, Witterung, Höhenlage und Jagdart, ob Pirsche oder Anstand, Suche oder Treibjagd, sind von entscheidendem Einfluß, ebenso ob der Jäger längere oder kürzere Zeit auf dem Stande sich befindet, ob er genötigt ist, viel und anhaltend in ebenem oder bergigem Gelände zu jagen.

Auch in der Wahl des Jagdstoffes, ob Loden oder Manchester, Wolle oder Leinen, Glaceleder oder sämisches Leder, geben Liebhaberei und Erfahrung den besten Ausschlag. Jedes Land mit seinem vorherrschenden landwirtschaftlichen Charakter, mit den verschiedenen Sitten und Gebräuchen hat seine eigenen Variationen, seine bestimmte Mode und Bedarfsgrundsätze. Die am Schlusse des Werkes aufgeführten großen Sportmagazine und renommierten Fabriken geben von der Reichhaltigkeit dieser Materie genügenden und für die nähere Auswahl treffenden Aufschluß.

Die Unterkleidung sei je nach Jahreszeit nicht zu leicht, von großer Auffaugungsfähigkeit, nicht lästig für die Haut und doch ein wirksamer Schutz gegen Verkühlung. Der Schuh oder Kniestiefel sei nicht zu schwer, bequem am Fuß, mit niederen Absätzen versehen und wasserdicht, gleichviel ob Sommer oder Winter, Schnee oder Regen und Tau seine Festigkeit auf die Probe stellen. Die Feuchtigkeit, die durch das Leder schlägt und den Fuß durchnäßt und erkältet, kann zur größten Gefahr für die Gesundheit des Jägers werden und schlimme Erkrankungen zur Folge haben. Die Frage, ob Schnürschuh oder Schaftstiefel, genagelt oder glatt und mit Gummisohlen versehen, muß die Jagdart entscheiden. Im Sommer sind für den Schnürschuh hohe Wadenstrümpfe oder Leinengamaschen, im Herbst und Winter Gamaschen von Leder mit oder ohne Vorschuh und solche von Loden oder Filz zu empfehlen. Die Kopfbedeckung soll möglichst leicht und weich sein, sie darf die Stirne nicht zur Schweißbildung reizen und soll die Augen schützen gegen blendendes Sonnenlicht. Die Joppe selbst, gleichviel aus welchem Stoff sie gewählt wird, soll viele Innen-, wenig Außentaschen haben, im Winter sind sog. Mufftaschen sehr praktisch. Die Weste kann auch Aermelweste sein, im Sommer und Herbst aus leichtestem Gewebe, bequem im Rucksacke zu tragen, im Winter aus weichem Leder oder fester, warmer Wolle. Auch die Pelzjoppe hat große Vorzüge. Als ganz vorzüglich hat sich der Wettermantel bewährt, der in jeder Form den Jäger vor den Unbilden der Witterung zu schützen vermag, ohne ihn, wegen seines geringen Gewichts, zu belästigen. Er wird praktisch zusammengelegt, teils auf der Schulter, wie im Hochgebirge, teils durch die Lederriemen des Rucksackes gezogen, den Jäger nicht sehr belästigen. Der gleiche Stoff wie für die Joppe ist auch für die Jagdhose maßgebend.

Die weitere Ausrüstung des

Jägers besteht in einem festen, soliden Jagdmesser mit festzustellender Klinge, Korkzieher ꝛc., in Jagdtasche, Patronentasche oder Rucksack und Jagdglas. Letzteres ist für den Pirschjäger unerläßlich. Die optischen Fabriken stellen dasselbe in vorzüglicher Güte her, eine nähere Aufklärung hierüber erscheint mir, als zu bekannt, überflüssig. Große Lichtstärke und weites Gesichtsfeld, auch bei schlechter Beleuchtung, ist unerläßlich. So groß die Vorzüge der modernen Prismengläser sind, die einfachen, aber lichtstarken Jagdgläser haben sie bis jetzt noch nicht zu verdrängen gewußt. Die schwierigste Probe für das Jagdglas ist die Dämmerung, bei der das Wild am häufigsten austritt und welche eine große Lichtstärke des Glases verlangt.

405. **Die Kunst des Schießens** besteht in der Fertigkeit, den Schuß, Schrot oder Kugel, dahin zu werfen bezw. zu dirigieren, wo er tödliche Wirkung hat. Beim stehenden oder ziehenden, d. i. langsam sich bewegenden Wild, ist das ja keine Kunst, nicht aber beim anlaufenden, flüchtenden oder fliegenden Wilde, das abwärts oder aufwärts, in der Ebene, vom Jäger weg, d. h. spitz von hinten, oder zum Jäger, spitz von vorn, sich bewegt, oder halbspitz, im Haken abspringt, die Schnelligkeit ändernd unter leichten oder schwierigen Verhältnissen, auf kurze Dauer oder längere Zeit sichtbar wird und dadurch die Treffsicherheit auf harte Proben stellt. Ungemein zahlreich sind die Variationen, namentlich wenn schlechte Beleuchtung, Nebel, grelles Sonnenlicht und Schneeblende ihren Einfluß dazu äußern, verschiebt und erschwert sich der Zielpunkt, mit ihm in naturnotwendiger Folge der Treffpunkt, wenn auch oft unmerklich, aber im entscheidenden Moment ausschlaggebend. Nicht in Anrechnung ist hiebei das Jagdfieber gebracht, d. i. die mehr oder minder hochgradige Aufregung, die sich des Jägers beim Anblick besonderer Wildarten bemächtigt und im Hirschfieber den Höhepunkt zu erreichen pflegt, ein fieberhafter Zustand, der den Jäger oft außer Stand setzt, den Schuß abzugeben, in weniger aufregenden Fällen die Treffsicherheit zum mindesten stark schädigt.

Der Schrotschuß ist nur auf Niederwild und Federwild anwendbar und bietet durch die starke Streuung der Schrote größere Treffwahrscheinlichkeit, findet aber seine Grenze auf 45 m, d. i. die normal zulässigste weiteste Entfernung, darüber hinaus wird selbst von den besten Gewehren eine verlässige Leistung nicht immer zu erwarten sein. Das Wild verdient nicht, daß es nur zur Erreichung einer hohen Streckenzahl erst lange Leiden zu ertragen hat, bis es endlich von diesen erlöst wird. Wohl haben die Gewehrtechnik wie die Patronenfabriken vorzügliche Gewehre und Munition in den Handel gebracht, die bei genauem Zielen eine weite Schußdistanz zu rechtfertigen scheinen, aber die von Stimmung, Laune, Witterung und Gewandtheit abhängige Treffsicherheit auch des sonst zuverlässigsten Schützen ist nicht immer so gleichbleibend, daß dieser zur Aufstellung des Grundsatzes sich berechtigt halten darf: „Mein Gewehr hat bis auf 80 Schritte Durchschlag und Deckung, also schieße ich auf 80 Schritte."

Bleibt nun das Wild auf diese Entfernung nicht im Feuer, dann glaubt der betreffende Herr gefehlt zu haben, während das betreffende Wild krank abgeht. Eine gewissenhafte Prüfung des Anschusses und Nachsuche dürfte wohl selten von

diesen Herren erwartet werden, namentlich wenn die Strecken groß sind und jagdliche Genüsse noch mehr in Aussicht stehen. Weidgerecht nennt man solche Jäger nicht.

Der **Kugelschuß** verlangt große Uebung und wird sehr schwierig auf flüchtendes oder eilig ziehendes Wild, das von Bäumen und Sträuchern gedeckt wird. Im allgemeinen soll man die Kugel im Lauf behalten, wenn man das Blatt des Wildes nicht frei bekommt. Weidwundschüsse und Laufschüsse gelten im allgemeinen als schlechte Schüsse. Ueber die Theorie des Zielens und Schießens sehe ich in Anbetracht des beschränkten Raumes hinweg und beschränke mich nur dem Charakter des Werkes als „Goldenes Buch des Sportes" entsprechend einige goldene Regeln anzuführen.

Grelles Sonnenlicht gibt Kurzschuß, schwaches Büchsenlicht Hochschuß. Wild im dunklen Hintergrund erscheint weiter, man überschätzt hier häufig die Distanz, beim Schießen bergab und auch in der Ebene wird die Distanz häufig unterschätzt. Sonnenlicht von der Seite ergibt Abweichung des Geschosses nach der entgegengesetzten Seite, ebenso Verdrehen oder Verkanten des Laufes, auch das zu feste Anstreichen an einem Baum ergibt gleichseitige Abweichung. Kommt der Hase spitz oder halbspitz von vorn, so ist der Schuß vor dem Hasen in dessen Laufrichtung hinzuwerfen, springt der Hase vom Schützen weg, muß über ihn hinausgeschossen werden.

Nah aufstehendes Flugwild soll erst beschossen werden, wenn es Flugrichtung genommen hat, den spitz auf den Schützen zustreichenden Fasan schießt man am sichersten ins Gesicht oder nach raschem Umdrehen ihm nach. Der alte Kobell sagt:

„Am Huhn von vorn, von hinten am Hasen,
Ist leicht das Schrot vorbeigeblasen."

Der eingangs erwähnte Grundsatz, den Schuß dahin zu werfen, wo der beste Treffpunkt zu liegen kommt, der absolute Tötung verspricht, erhält noch die Erweiterung, daß der Schütze auf flüchtendes oder fliegendes Wild eine nach Schnelligkeit des Wildes bemessene Vordistanz, das sogen. Vorhalten, sich stecken bezw. zu eigen machen muß.

Diese Geschicklichkeit wird sich in der Praxis so gestalten, daß man in der Richtung des sich bewegenden Wildes, indem man Kopf oder Blatt anvisiert, mit dem Gewehrlauf folgend eine bestimmte Entfernung (halbe oder ganze Wildlänge) vorfährt und im Vorfahren den Schuß abgibt, fehlerhaft wäre, wenn man nach dem Vorfahren, wie es manche Jäger oft unbewußt tun, einen kurzen Moment stehen bleibt, was natürlich die beabsichtigte Wirkung aufhebt, die darin besteht, den Zeitraum zwischen Entschluß, Abdrücken und Ankunft der Schrote örtlich auszugleichen.

Es muß das Geschoß im Mitziehen des Gewehrlaufes denselben verlassen. Diese Maxime ist auch für den Kugelschuß auf flüchtendes Wild mit der Modifikation maßgebend, daß man in Anbetracht der bedeutenden Anfangsgeschwindigkeit des Büchsenlaufgeschosses diese Distanz des Vorhaltens so verringert, daß man bei Großwild das erste Haar an der Blattspitze als Zielpunkt nimmt, bezw. an den Vorderläufen abzieht und den Moment des Aufspringens auf die Vorderläufe als Zeitpunkt des Schusses wählt.

Die Unterschiede von Grobkorn, Feinkorn, Gestrichenkorn, vom

Hineingehen in das Ziel, dasselbe aufsitzen oder verschwinden lassen, hängen von Beleuchtung, Entfernung und der Güte der Schußwaffe ab und sind so bekannt, daß ich sie hier nicht näher erklären zu müssen brauche.

406. Von den Jagdwaffen kommt eingehend nur die Schußwaffe zur Besprechung. Die blanke Handwaffe, der Hirschfänger und das Weidmesser sind nur als Beiwerk anzusehen, gehören aber zur unbedingten Ausrüstung des Weidmanns, wenn es gilt, dem angeschossenen größeren Wild, Hirsch, Sau, Gems oder Rehbock, den Fang zu geben oder das erlegte aufzubrechen und zu zerwirken. Diese Tätigkeit beschäftigt wohl großenteils den Berufsjäger, muß aber auch vom Herrenjäger nicht nur als bekannt, sondern auch in der grünen Praxis als wohl geübt verlangt werden, da auch dieser häufig genug in die Lage kommt, den richtigen Gebrauch davon machen zu müssen. Ein trauriger Jäger muß der genannt werden, der nicht imstande wäre, den erlegten Hirsch zu lüften oder den Rehbock aufzubrechen. In welcher Weise dies weidgerecht zu geschehen sei, findet bei der Jagd auf den Gemsbock noch kurze, nähere Erklärung.

Die Jagdgewehre. Die Entwickelung und Technik der Jagdgewehre hat mit der der Kriegswaffen stets gleichen Schritt gehalten trotz der festen und zähen Art, mit der im Weidwerk ergraute Jäger an der ihnen so lieb gewordenen alten Waffe hingen. Die alten Vorderlader mit Steinschloß- und dann Perkussionszündung hatten in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts begonnen, den Hinterladern Platz zu machen. Die Fabrikation der Läufe aus Damast, eine Verbindung von Stahl und Eisen, erforderte bald nach Einführung der Handfeuerwaffen viele Mühe und Sorgfalt und die kunstvoll, solid und schön hergestellten Läufe mit den feinen Mustern erfreuten sich noch die letzten Jahrzehnte großer Beliebtheit.

Drahtdamast, Hufnageldamast, Bernarddamast und türkischer oder Rosendamast waren die in Deutschland beliebtesten Damastmuster und werden noch heutigen Tages gerne geführt. Die Herstellung der Läufe aus kohlenstofffreiem Gußstahl brachte eine gewaltige Umwälzung und Verbilligung der Läufe.

Die meisten Hinterlader tragen das Kipplaufsystem oder wie das Dreysesche einen auf der Bewegung der Läufe erst nach vorwärts, dann nach seitwärts beruhenden Mechanismus. Schon in den ersten fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts waren die französischen Lefaucheux- und Dreyse-Zündnadelgewehre in Gebrauch gekommen. Anlehnend an die Perkussionszündung der alten Vorderlader, bürgerten sich die Lancastergewehre rasch ein, die noch heutigentags vielfach im Gebrauch stehen.

Das hahnenlose Schrotgewehr, das in der Dreyseschen Schlagbolzenzündung eine wesentliche Verbesserung erhalten und in dem Teschner-Collathschen Gewehrsystem eine große Vervollkommnung und Verbreitung gefunden hatte, findet in der Neuzeit allgemeinen Eingang und wird von den großen renommierten Gewehrfabriken Deutschlands in vorzüglicher Qualität hergestellt, welche den englischen Fabrikaten in nichts nachsteht.

Die Herstellung von rauchschwachen Pulversorten mit starkem Gasdruck bereitet dem

Schwarzpulver gewaltige Konkurrenz, bedingt jedoch einen hohen Grad von Festigkeit in den Verschlüssen und tadellose Sicherung. Ohne amtliche Beschußprobe sollte kein Gewehr gekauft werden.

Die Leistung eines guten Gewehrlaufes ist bedingt durch den Grad der Streuung und des Durchschlags. Die Chokbohrung, auch Würgebohrung genannt, d. i. die Verengung des Laufes auf 10 bis 15 cm vor der Mündung, hat diese Frage glücklich gelöst. Diese Bohrung bezweckt, den vorderen Teil der Schrotsäule derart in ihrer Bewegung aufzuhalten, daß die mit großer Geschwindigkeit auf die vorderen aufprallenden Schrotkörner in diese eindringen, sich einkeilen und ihre größte Kraft auf diese übertragen. Die Vibrations- und Elastizitätsverhältnisse der Läufe müssen auch hierbei in Berücksichtigung treten, denn es hat sich in der Erfahrung oft genug ergeben, daß nicht ein Chokbohrlauf wie der andere schießt. Ungleichmäßigkeiten in der Wandstärke und im Zusammenlegen der Läufe ist gleichfalls bestimmend auf die Güte der Chokbohrung.

Die Steigerung der Schußbereitschaft hat auf dem Gebiete des Schrotschusses die Schrotrepetiergewehre geschaffen, unter denen das Winchestersystem und das Browningrepetiergewehr die Führung übernommen haben. Die Zahl der Schüsse ist 5—6. Leider müssen diese Gewehre sehr stark gebaut werden, sind deshalb ziemlich schwer und Ladehemmungen nicht immer zu vermeiden, so daß gegebenen Falles ein derartiges Gewehr schließlich auf das Niveau einer einläufigen Flinte im günstigen Falle zurücksinkt, ein Vergnügen, das durch das hohe Gewicht ziemlich teuer erkauft wird. Doch — künftige Verbesserungen sind ja nicht ausgeschlossen, eine abfällige Kritik soll auch von meiner Seite dies nicht sein.

Die Kugelgewehre finden in Verbindung mit Schrotläufen Verwendung als Büchsflinten einfachen Systems, Bockbüchsflinten, bei denen der Kugellauf unter dem Schrotlauf sich befindet, als Schrotdrillinge mit einem Kugellauf unter den Schrotläufen oder als Doppelbüchsdrilling mit dem Schrotlauf unter den Kugelläufen, als Vierling mit je zwei Schrot- und Kugelläufen ꝛc.

Ich setze voraus, daß diese Waffen alle zu bekannt sind und begnüge mich, noch beizufügen, daß die Benützung des zylindrischen Schrotlaufes für den Kugelschuß durch die Erfindumg passender Geschosse mit besonderer Führung, wie der Witzlebenschen Langgeschosse und der Stendebachgeschosse, eine sehr glückliche Lösung gefunden hat, so daß sowohl Büchsflinte wie Schrotdrilling bei Rotwildjagden eine Verwendung als Doppelbüchsen erhalten können. Diese Geschosse geben auf 80 m noch einen recht guten Schuß.

Reine Kugelgewehre sind die Doppelbüchsen, einfachen Pirschbüchsen und Repetierbüchsen. Letztere finden, mögen sie Mannlicher-, Mauser- oder Martinisystem führen, Verwendung bei den Jagden auf Rotwild, Damwild, Gams und Sauen und werden auch, wie Büchsflinten und Drillinge, mit Zielfernrohre versehen viel gebraucht. Dieses Fernrohr fixiert auch auf weite Entfernung durch das im Glas an Stelle des Visiers enthaltene Fadenkreuz, den Zielstachel oder Zielknoten, das Objekt und gewährleistet einen sicheren Schuß. Für alte Augen, die fernsichtig geworden sind, ist das Ziel-

fernrohr ein guter Notbehelf. Die Möglichkeit, durch die große Schußleistung der kleinkalibrigen Waffe einen weiten Schuß zu wagen, entbindet den weidgerechten Jäger nicht von der Verpflichtung, nur im äußersten Notfalle einen derartigen Schuß zu wagen, denn es ist unmöglich, das Pirschzeichen des getroffenen Wildes auf weite Entfernung zu erkennen, den Anschuß richtig festzustellen, abgesehen davon, daß nach meiner Ansicht gerade in der Ueberwindung größerer Schwierigkeiten und im längeren und näheren Beobachten und Anpirschen des Wildes mit der Hauptreiz der Jagd zu suchen ist.

Das Kaliber der Kugelläufe variiert zwischen 6 und 11,5 mm, das kleinere Kaliber 6 und 7 mm wird sich wohl nur auf Kleinwild und bei Schonzeitbüchsen (geringes Gewicht, geringer Knall) erhalten. 8 mm dürfte auf größeres Wild wohl das zulässig kleinste Kaliber bleiben, es besteht Gefahr, daß namentlich bei größeren Wildarten der Wildkörper glatt durchschlagen wird, wenn das Geschoß nicht auf Knochen zu treffen kommt. Das Wild hat geringen Schweißverlust, und kommt in den seltensten Fällen zur Strecke, leidet jedoch große Not und geht meist auch ein.

Ringgeschosse, Reifringgeschosse, Randkegelgeschosse und solche mit Kupfermantel haben sämtlich die jagdliche Probe mit Erfolg bestanden, jedes für sich hat seine Berechtigung und erfordert bei Berücksichtigung der Stärke der Ladung und der Qualität des Laufes erst die Bestätigung seiner Leistung in der grünen Praxis.

Die gebräuchlichsten Schrotkaliber sind 12, 16, 20 und entsprechen einer Laufseelenweite von 18,6, 17 und 16 mm.

407. **Der Jagdhund**, der treueste Freund und Begleiter des Jägers, findet seine Verwendung fast in allen Zweigen der Jagd. Seine scharfen Sinne, vor allem die feine Nase, lassen ihn geradezu als unentbehrlich erscheinen. Es gehört ein angeborenes Verständnis dazu, alle die Eigenschaften, die in dem befähigten Hunde liegen, auszulösen und sich nutzbar zu machen.

Ich beschränke mich darauf, nur kurz die Verwendung der verschiedenen Jagdhundearten zu skizzieren. Der **Vorstehhund** dient zum Aufsuchen und Vorstehen des Wildes in Wald und Flur, mag er nun Deutschkurzhaar oder Langhaar oder Pointer, Stichelhaar oder Griffon, Gordonsetter, irischer Setter oder englischer Setter sein. Er soll eine vorzügliche Nase und unbedingten Gehorsam besitzen, ein verlässiger Apporteur zu Wasser und zu Land sein und auch Schneid auf Raubzeug haben. Schweißfährte verlässig zu halten, Tod verweisen oder verbellen läßt ihn noch wertvoller erscheinen. Besitzt ein **Vorstehhund** nun alle diese Eigenschaften, und zwar mit der Durchschnittsnote gut, so wird er dem Jäger geradezu unentbehrlich werden. Das Ausbauen dieser Eigenschaften erhöht den Wert, die Bedeutung und den Reiz der Jagd in hervorragender Weise und ist von unverkennbarem Einfluß auf das Prädikat der „Weidgerechtigkeit" des Jägers selbst. Jeder Jagdherr sollte die ständige Führung seines Jagdgenossen stets selbst übernehmen und nicht allein auch der bewährtesten Hand seiner Berufsjäger überlassen.

Im Hochgebirg bei der Jagd auf Hirsch und Gams findet der genannte Vorstehhund keine Verwendung, seine Eigenschaften können sich dort bei diesem Jagd-

betrieb nicht entfalten. Hier ist der Schweißhund und Dachshund mehr am Platz. Auch der beste Hochgebirgsjäger kann den Schweißhund nicht entbehren. Die Auffindung der Anschußstelle, der Schweißfährte ist durch den Gebirgscharakter so erschwert, Felsen, Geröll, Schnee und Eis verwischen dort in kurzer Zeit jeden Eindruck, daß es schon der feinen, findigen Nase des auf kurzen, gedrungenen Läufen ruhenden Schweißhundes bedarf, das Wild zur Strecke zu bringen. Der Schweißhund, ob Dachshund oder hannoverscher oder sog. Gebirgsschweißhund, führt an der Leine den Jäger verlässig zum Wild oder verbellt das verendete Stück oder hetzt den Angeschossenen mit hellem Halse zu Stande, bis ihm der Jäger den Fangschuß zu geben vermag. Seine Dressur beruht mehr auf Anlage und langwährende Praxis, verlangt einen sehr geübten, geduldigen und erfahrenen Jäger.

Einen Ersatz bildet der oben ebenfalls erwähnte krummläufige Dachshund oder Dackel, ein ungemein intelligentes, aber eigensinniges und schwer abzurichtendes Tier. Er findet vornehmlich als Bauhund Verwendung, um Fuchs und Dachs zu sprengen, ist wegen seiner großen Schneid und Gewandtheit auch an Sauen zu verwenden und leistet wertvolle Dienste bei Waldtreiben in dichtem Unterholze durch seinen eminenten Jagdeifer, namentlich wenn er gewöhnt wird, nicht über den Bogen hinaus zu jagen, auch beunruhigt er den Wildstand nicht, da das Wild, namentlich Reh und Hase, den kurzläufigen, mehr eifrigen als schnellen kleinen Kerl bald zu fürchten verlernt. Auch als Schweißhund leistet er an der Leine hervorragende Dienste.

Ihm ähnlich, aber viel dressurfähiger ist der Spaniel oder Wachtelhund, eine Hunderasse, die nach vielen Dezennien Vergessenheit jetzt durch Züchtung neuen Aufschwung erhält. Der Spaniel ist wenig größer als der Dackel, besitzt guten Appell, läßt sich leicht abrichten, lernt rasch kleineres Wild zu apportieren, zeigt gute Nase und stöbert laut jagend im dichtesten Gestrüpp durch seine starke Behaarung geschützt auf Hase, Huhn, Fasan, Schnepfe, Reh und lernt mühelos totverbellen.

Die Beschreibung der Dressur des Jagdhundes überhaupt fällt nicht in den Rahmen des Sports, die Kenntnis derselben ist aber für den Sportsjäger sehr wichtig, da von der Tüchtigkeit und Verlässigkeit des Hundes zum größten Teil der Erfolg des Jägers abhängt.

408. Einzeljagd. Die vornehmste und genußreichste Art zu jagen, ist die Pirsche. Sie soll am besten allein ausgeübt werden und erhält erst dann ihren Hauptreiz, wenn der betr. Jäger ohne Hilfe oder Anweisung und Führung eines Jagdbegleiters diese ausübt. Selbstverständlich ist genaue Kenntnis des Reviers wie des Standortes und der Wechsel des Wildes Grundbedingung. Lautlos, im langsamsten Tempo, häufig stehenbleibend, jedes Geräusch vermeidend, mit gutem Winde, überall hinsehend und -hörend, pirscht der Jäger alle die Stellen ab, wo er das Wild vermutet. Er darf nicht planlos seinen Weg gehen, die Zeit und Oertlichkeit wohl berechnend und abwägend, dem Wild auf seinem Wechsel oder augenblicklichen Aufenthalt entweder zu begegnen oder ihm nachzuziehen oder dessen Wechsel kreuzend. Die scharfen Sinne des Wildes wohl berücksichtigend, muß man jede heftige

Bewegung vermeiden, stets Deckung suchend, jede Fährte und jedes Zeichen ist zu prüfen, und da man immer mit der Möglichkeit rechnen muß, plötzlich mit dem ersehnten Wilde zusammenzutreffen, soll man stets schußbereit sein. Die ständige Erwartung, die starke Erregung und Anspannung aller Sinne läßt diese Jagdart als eine der reizvollsten erscheinen.

409. Der Anstand. Hier erwartet der Jäger entweder vom Hochstand oder der Kanzel aus, oder gedeckt hinter Baum und Strauch, oder in einem durch Zweige hergestellten Schirm sitzend, das an- oder durchwechselnde Wild. Der Platz hierzu, ebenfalls mit Berücksichtigung des Windes, wird ausgewählt entweder in der Nähe von Aesungsplätzen oder von beliebten, vom Wild mit großer Regelmäßigkeit besuchten Wechseln. Diese Jagdart ist sehr bequem, weil hierbei die Hauptarbeit der Berufsjäger oder Jagdaufseher schon vorweggenommen hat. Sie erfordert nur viel Sitzfleisch und Geduld, namentlich wenn Wind und Wetter und im Hochsommer Stechmücken, Schnaken rc. den Aufenthalt ungemütlich zu machen drohen. Der über die Zeit hinwegtäuschende und die Nerven beruhigende Tabak ist auf Hochsitzen und bei bestem Winde als wirksamer Schnakenschutz nicht zu verachten. Gilt der Anstand aber Hirsch oder Sau, dann muß sich der Jäger auch dies versagen, namentlich wenn er bodeneben den Ansitz wählt. Die beste Zeit für den Anstand ist der Morgen vor Tau und Tag, wenn das Wild von den Aesungsplätzen zurückwechselt in die schützenden Dickungen, und der Abend beim Auswechsel aus dem Holz.

410. Die Suchjagd mit dem Vorstehhund wird ebenfalls am genußreichsten allein oder in sehr kleiner Gesellschaft ausgeübt. Die Hühnersuche im Herbst mit dem gut arbeitenden Vorstehhund ist ein frisches, fröhliches Gejaide. Unabhängig von andern Weidgenossen wählt man selbst seinen Weg, nach eigenem Geschmack sein Tempo und überläßt sich ganz seinen Neigungen, augenblicklichen Gefühlen und dem Instinkt des sicher revierenden Hundes.

Ich vermeide absichtlich, auf nähere Details einzugehen, da bei der Beschreibung der verschiedenen Wildarten die Bejagung derselben noch näher zum Ausdruck gebracht wird. Die Jagden auf das balzende Waldhühnerwild, auf Schnepfen, Bekassinen und Enten, auf den Brunfthirsch, den brunftenden Rehbock und die Gamsbrunft gehören in das Bereich der Einzeljagd, der Pirsche wie des Anstandes und findet an geeigneter Stelle Erörterung.

411. Die Gesellschaftsjagd findet in der Suchjagd eine Erweiterung, wenn eine größere Anzahl von Herrenjägern sich zu einer gemeinsamen Hühnersuche vereinigt, wobei in größeren Zwischenabständen ein bestimmtes Feldrevier mit den Vorstehhunden abgesucht wird. Außerdem findet die S t r e i f e im Spätherbst oder Winter in ähnlicher Weise statt, zwischen je zwei Herrenjägern gehen ein oder zwei Treiber zur Aufnahme des erlegten Wildes, und das K e s s e l t r e i b e n, wobei ein kreisförmiger Distrikt mit Schützen und Treibern abgestellt wird. Sobald der Kreis geschlossen ist, geht alles konzentrisch nach der Mitte vor bis auf etwa 200 m Durchmesser, hierauf bleiben auf Hornsignal die Schützen stehen, während die Treiber nach der Mitte des Kreises zusammentreten. Die jetzt noch nach außen flüchtenden

Hasen und Hühner dürfen von diesem Augenblick an nur mehr nach rückwärts beschossen werden. Den Vorschriften des Jagdleiters ist hierbei unbedingt Folge zu geben. Die näheren Anordnungen sind stets vor Beginn der Jagd genauestens bekanntzumachen, und jeder Jäger wird verpflichtet, dieselben einzuhalten.

412. **Die Vorstehtreiben** sind Standtreiben, bei denen das Wild in Feld oder Wald auf die Stände der Schützen von einer Treiberwehr zugetrieben wird. Es werden von den meist in Viereckform angelegten Trieben Front und Flanken von den Jägern besetzt, die in bequemer Schrotschußweite auseinanderstehen, von der vierten Seite gehen die Treiber an. Der Wald kann nur als Vorstehtreiben bejagt werden in größerer Gesellschaft. Eine sehr beliebte Art ist das Riegeln oder die Riegeljagd, die auf eine bestimmte Wildart nur von wenigen Jägern ausgeübt wird.

Ist die Treiberzahl nur beschränkt, der Wald sehr dicht, die bestockten Hänge sehr steil und mit starkem Unterwuchs bewachsen, dann werden als Ersatz von Treibern Dackel zur Jagd verwendet. Diese Jagd hat große Vorteile, es wird kein Wild übergangen, die kleinen flinken Hunde schliefen überall hinein, machen das Wild hoch, welches andererseits durch die nicht eben sehr schnellen, kurzläufigen Dackel sich wenig beunruhigen läßt. Zu häufig darf eine derartige Jagd nicht ausgeübt werden, ohne daß Gefahr besteht, das Wild zum Meiden dieser Jagdbezirke bezw. zum Auswandern zu veranlassen.

Die Jagd mit hochläufigen Bracken wird nur wenig geübt, in den Donauländern, in Bosnien und der Herzegowina ist die Brackenjagd sehr beliebt. Sie erfordert vorzüglich eingejagte und abgerichtete Hunde.

Die Lappjagd findet auf Rot- und Schwarzwild statt. Es werden vor Beginn der Jagd bestimmte Triebe, in denen das Wild gerne steht, mit Feder- oder Tuchlappen umzogen, um das Wild zu verhindern, den Trieb zu verlassen. Das Einlappen kann vollständig oder teilweise geschehen. Die Schützen stehen innerhalb der Lappen, welche sichtbar am gegenüberliegenden Rand der Schneußen und Waldwege in Mannshöhe angebracht werden, so daß das Wild diese gut eräugen kann. Das Wild wird dann von den Treibern rege gemacht. Bei eingestellten oder Zeugjagden wird das Wild, das zum Abschuß bestimmt wird, in einem Triebe vereinigt, der dermaßen von hohen Leintüchern, Jagdzeug genannt, eingefaßt ist, daß dieses Wild, wenn es getrieben wird, nur an bestimmten offenen Stellen, den Ständen hoher Jagdherren, den Bogen verlassen kann.

Eine weitere Jagdart ist

413. **Anfahren im Pirschwagen,** welches auf dem Erfahrungsgrundsatz beruht, daß das Wild den Wagen weniger scheut als den pirschenden Jäger. Es findet auf Rehe, Damwild, Trappen, Wildgänse 2c. Anwendung. Das Wild wird umfahren, der Schütze schießt entweder vom Wagen aus oder steigt, wenn er Deckung findet, unauffällig während des langsamen Fahrens aus dem Wagen, das Wild äugt dem Wagen nach, und der Jäger sucht das Stück zu erlegen, das zum Abschuß bestimmt ist. Diese Jagdart ist sehr beliebt bei Feldrehen, denen sonst nicht gut beizukommen ist, wird auch im Wald mit Vorteil angewendet. Das Wild hält auf Schlägen, im lichten

Hochholz 2c. den Wagen länger aus, den es von den Holzfuhrwerken gewöhnt ist, ohne zu flüchten. Der erhöhte Sitz im Wagen ermöglicht auch dem Jäger bessere Uebersicht in jungen Beständen. Trappen und Wildgänse sind nur in bäuerlichen Oekonomiewagen anzufahren, ihre Scheu und ihr Mißtrauen vereitelt auch hier häufig die Bemühungen des Jägers.

414. **Die Wildhege** ist ein integrierender Zweig des deutschen Weidwerks, ich möchte sie die Nährmutter der Jagd nennen, ihr sachgemäßer Betrieb ist an den Ausdruck „Weidgerechtigkeit" gebunden und zu dieser gehörig, wie der Baum zum Wald. „Kein Heger, kein Jäger."

Die Wildhege findet ihren Ausgangspunkt in der treuen Fürsorge für das Wild, in der Linderung seiner Not, in der Hilfe in bedrängten Verhältnissen, in der richtigen Beurteilung seiner normalen, schönen Form, der Regelung des Geschlechtsverhältnisses und dem Schutz vor den Jagdschädlingen. Alles Wild, das nicht in Wildparks eingeengt ist, sucht sich die ihm am meisten zusagende Aesung selbst, legt oft große Strecken zurück, ein Umstand, der bei beschränktem Jagdbetrieb, den Pachtjagden, meist das Mißvergnügen des Jagdherrn hervorruft.

Dem Wilde zusagende Futtermittel zu gewähren, es vor dem Auswechseln zu bewahren und ihm über die Zeiten der Not hinwegzuhelfen, ist der Zweck der Fütterung.

Bei Eintritt des Winters sucht das Wild, in erster Linie Rotwild und Rehwild, die sogenannten Winterstände auf. Das sind sonnige, trockene Lagen, Hänge gegen Wind geschützt.

415. Dort werden praktische **Futterstellen** ausgewählt, die eine Störung des Wildes ausschließen, am besten im Schutz dichten Hochholzes. Nähe des Wassers ist wünschenswert. Die Futterstände bestehen aus gedeckten Raufen, um das Trockenfutter, gutes Wald-, Wiesen- oder Kleeheu, vor Feuchtigkeit von oben wie unten zu bewahren. Vor dem alleinigen Gebrauch dieser Futterart muß entschieden gewarnt werden, da Erkrankungen des Pansens, Darmkolik 2c. die häufige Folge dieser Fütterung sein werden. So mancher gute Rehstand ist dadurch auf lange Zeit ruiniert worden, namentlich, wenn die Natur selbst in Weichhölzern und Ranken nicht Abhilfe getroffen hat. Es sind also nicht immer Nahrungsmangel, wohl aber das Fehlen jeglicher Flüssigkeit, sowie Verdauungsbeschwerden die häufigen Ursachen von Erkrankung und Eingehen des Wildes. Sind Pfriemenkraut, Wacholder, Haselstauden, Himbeer- und Brombeerranken, Mistel, wilder Jasmin, Salweiden und Aspen reichlich im Revier vorhanden und dem Wilde durch Ausschaufeln des Schnees und Legen von Aesten und Zweigen zugänglich gemacht, dann leidet das Wild neben der Trockenfütterung im allgemeinen keine Not. Als Ersatz dieser Pflanzen von reichlichem Gehalt an Wasserstoffen können Rüben, Kartoffeln, Kastanien, Eicheln, Wildobst, auch Hafergaben verwendet werden. Ohne diese Ersatzmittel darf das Salzen des aufgesteckten Heues nicht vergessen werden. Warm empfohlen wird das Auslegen von Laubreisig, welches schon im Mai und Anfang Juni noch im Vollsaft geschnitten, zu Wellen gebunden, an schattigen Orten für den Winter aufbewahrt wird. Eine schwere Zeit beginnt mit dem Eintritt des Frühjahres für die schwächeren Stücke, die durch die Larven der Haut- und Rachen-

bremse viel an Lebenskraft einbüßen, während die stärkeren, widerstandsfähigeren Stücke leichter diese Parasiten aus dem Darmkanal ausscheiden oder dieselben aus der Lunge auszuhusten und durch den Windfang (Nase) auszustoßen vermögen. Eine große Erleichterung bieten dem Wild hier die Salzlecken. Die Anlage derselben ist frühzeitig zu beginnen, die einfachste Zusammensetzung besteht aus 4 Teilen Lehm, 1 Teil Kochsalz, gut gemengt und in einem Kasten eingeschlagen mit einem Salzstein versehen und mit Anis bestreut, der das Auffinden der Salzlecken wesentlich erleichtert. Wasser soll in erreichbarer Nähe sich befinden. Die mit phosphorsaurem Kalk verbundenen Lecksteine, wie das Holfeldsche Pulver und das Wengleinsche Cervolith begünstigen nebenbei eine gute Geweihbildung.

416. Unter **Hege mit der Büchse** versteht man nicht bloß, daß der Weidmann mit der Büchse seinem Nutzwild den nötigen Schutz verleiht, durch rationelles Abschießen schlechter Wildstücke, die durch Vererbung auf den Wildstand degenerierend einwirken können, muß auch das Geschlechtsverhältnis geregelt werden, es muß aber auch dem guten Bock und starken Geweihträger die Gelegenheit zur Vererbung gegeben und der Abschuß erst nach dieser Zeit betätigt werden. Auch diese Art der Hege mit der Büchse gehört zur Weidgerechtigkeit und kann nicht scharf genug als goldene Regel betont werden. Geht rationelle Fütterung mit der Hege durch die Büchse Hand in Hand, dann wird auch ein Wildstand erstarken, ein Verständnis für beide Arten muß von jedem Weidmann verlangt werden, denn erst die sachgemäße Durchführung und Ueberwachung wird dem Jagdherrn die Jägerfreuden garantieren, die er von seinem Wildstand erhofft. Macht sich trotzdem in einer Wildbahn eine starke Degeneration bemerkbar, dann kann nur Blutauffrischung helfen, indem starke, widerstandsfähige Stücke beider Geschlechter eingesetzt werden müssen.

417. Bevor ich zur Anwendung deutschen Weidwerks übergehe, möchte ich erst einige Worte der **Weidmannssprache** widmen. Ihr Ursprung ist auf die Blütezeit des Weidwerks zurückzuführen. Sie hat sich seitdem unverfälscht erhalten und ihr Gebrauch soll und kann von jedem verlangt werden, der das Weidwerk betreibt. Im Anhang findet sich nur ein kurzer Teil dieser Sprache. Doch ergeben sich viele Ausdrücke aus dem Zusammenhang selbst und lassen durch ihre Einfachheit und Kürze kaum ein Mißverständnis zu.

Die Einteilung der Wildarten in Tiere der hohen und niederen Jagd entspricht nicht nur der Anschauung unserer Altvordern, sondern wird auch heutigen Tages mit kleinen Abänderungen gegen früher von unseren guten Jagdschriftstellern gewählt, eine Bezeichnung, die ich vollkommen zutreffend und auch für unsere jetzigen jagdlichen Verhältnisse und Begriffe geeignet halte, so daß ich gerne der Fährte der bewährten Autoren folge.

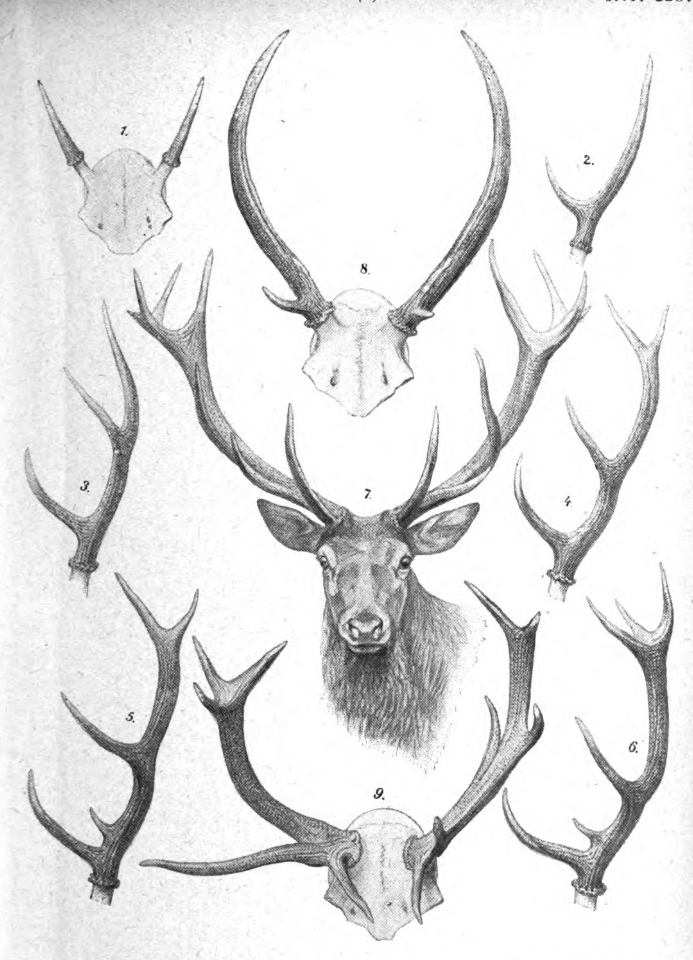
2. Hohe Jagd.

Haarwild.

418. Der Edelhirsch, der König der Wälder, das höchste Ziel aller Sehnsucht des Jägers, der Traum seiner Nächte. Seine Verbreitung könnte überall sein, wo große zusammenhängende Forste und tiefe Waldesruhe die notwendigen Lebensbedingungen liefern. Trotz unseres großen Waldreichtums sind die guten Rotwildstände Deutschlands zu zählen und ein nennenswerter Stand nur da, wo hoher Herren Weidgerechtigkeit dem edlen Wild eine Heimstätte bereitet oder wo gesinnungstüchtige brave Weidmänner Zeit, Geld und Mühe nicht scheuen, den Hirsch vor dem Aussterben zu bewahren. Forstliche, wie landwirtschaftliche Hochkultur erschweren dem Rotwild das Dasein, welches durch sein scheues, heimliches Wesen und seine scharfen Sinne ohnehin jede Störung lästig empfindet und noch obendrein durch seinen Schaden an jungen Pflanzen und bäuerlicher Aussaat sich geringer Beliebtheit der am grünen Tisch sitzenden Herren des Forstfachs, wie der ewig über Wildschaden klagenden Agrikel erfreut. Wenn der Wonnemonat der Natur ihre Gaben verleiht, Wald und Feld in frisches Grün hüllt, setzt das Rottier sein Kalb, selten zwei. Das männliche Kalb wird im 1. Jahre seines Lebens Hirschkalb, das weibliche Wild- oder Tierkalb genannt. Der noch in den Kolben (nenne Geweihbildung) befindliche Hirsch lebt mit seinen Artgenossen von Beginn des Winters an gerudelt, ist jetzt ungemein scheu und meidet ängstlich das weiche, im Bast befindliche, noch nicht vereckte Geweih anzustoßen, gemessen sind seine Bewegungen. Im Juli, bei Beginn der Schußzeit, hängt ihm der Bast noch in Fetzen vom Geweih, dessen Enden noch nicht verhärtet und blank gescheuert sind; seinen Standort und Wechsel macht er dem Jäger durch Schlagen und Fegen an jungen Stämmen bekannt, doch zu Gesicht bekommt dieser ihn nicht, gar heimlich wird sein Wesen, wenn das Geweih verfegt ist und die Feistzeit beginnt, man sagt, der Hirsch fürchte jetzt sogar seinen eigenen Schatten. Beim Kahlwild (Mutterwild mit Kälber, Schmaltiere und Gelttiere [unfruchtbar]) stehen nur geringe Hirsche, Junghirsche vom 1. Kopf, Spießer, Gabelhirsche und schwache Sechser. Der gute Hirsch, dessen kraftstrotzender Körper sich immer gewaltiger formt, zieht allein oder nur mit Artgenossen auf Aesung.

Zuvor einige wenige Worte über Geweihbildung.

Im allgemeinen sind die Hirsche des Flachlandes sowohl an Körpergewicht, wie an Geweihbildung den Gebirgshirschen überlegen. Die stärksten Hirsche mit bester Geweihbildung bringt Ostpreußen hervor, ebenso die Donauniederungen in Oesterreich, alle aber übertrifft der ungarische Hirsch und zwar sind hervorzuheben die Leibgehege des Kaisers in Gödöllo, Bellye und der Bukowina. Der bayerische Gebirgshirsch hat kurze gedrungene Form und wenig Neigung zu reicher Endenbildung und weiter Auslage. Der Hirsch ist eben auch ein Produkt seiner Heimat. Klimatische, Boden- und Aesungsverhältnisse bedingen die Konstruktion der Geweihform. Gegenstand der Wildhege sollte es bleiben, auf Wahrung der Eigenart der Geweihbildung hinzuarbeiten und nicht durch Einsetzen fremden Gatterwildes den



219. Geweihbildung des Hirsches. Aus Grashey, Handbuch für Jäger.

1. Spießerstufe. — 2. Gablerstufe. — 3. Sechserstufe. — 4. Achterstufe. — 5. Zehnerstufe. — 6. Zwölferstufe. — 7. Vierzehnerstufe. — 8. Schadhirschgeweih. — 9. Abnormität.

eigentlichen typischen Charakter zu stören. Ernste Worte sind in dieser Hinsicht bei den jährlichen Geweihausstellungen gefallen und möchten auch an dieser Stelle nicht ungehört verhallen.

Ungefähr im 15.—18. Monat hat der Spießhirsch, als Hirsch vom

2. Kopf, sein 1. Geweih fertig, im April des kommenden Jahres wirft er es ab.

Als 2. Geweihstufe gilt im allgemeinen das Gabelgeweih, doch kommt es häufig vor, daß der Hirsch vom 3. Kopf diese Stufe überspringt und ein Sechsergeweih aufsetzt.

Das 3. Geweih setzt der Hirsch vom 4. Kopf auf, indem er neben der entwickelteren Augsprosse (Ende über den Lichtern) noch die Mittelsprosse vereckt, er kann zum zweiten Mal ein Sechser (guter) oder geringer Achter sein.

Nach dem 3. Abwurf setzt der Hirsch vom 5. Kopf sein 4. Geweih auf, ist Achter geworden und jagdbar, zählt aber immer noch nicht zu den schußbaren Hirschen, denn, ist sein Wuchs kraftvoll und sein Geweih vielversprechend, dann verlangt das ungeschriebene Gesetz der Wildhege die Schonung des Zukunftshirsches.

Das 5. Geweih ist Zehnergeweih, einfacher Kronenhirsch wird er, wenn er an beiden Stangen die Vereinigung von je 3 Enden zeigt. Eine Vermehrung dieser Krone um je ein Ende wird als doppelte, in manchen Gegenden als 4. Krone (4 Enden) bezeichnet. Eissprosse ist das Ende zwischen Aug- und Mittelsprosse und ist bei den bayerischen Gebirgshirschen im allgemeinen nur angedeutet. In späteren Jahren, mit dem Zurückgehen des Geschlechtstriebes, setzt der Hirsch zurück und kann, wenn er die Kronenenden verliert und vielleicht nur Gabel oder Sechserstange zeigt, als Schadhirsch viel Unheil stiften beim Abkämpfen zur Brunftzeit.

Die Krone der Jagd auf den Hirsch ist die Pirsche. Der Feisthirsch liebt es, in großen Dickungen, in Brüchen, im Geröhricht, ja selbst im hohen Getreide sich unsichtbar zu machen, erst nach Schwinden des letzten Büchsenlichts verläßt er das schützende Asyl, um auf Aesung zu ziehen, und lang vor Tagesanbruch wechselt er wieder ein. Anstand und Pirsche erfordern viel Orts- und Sachkenntnis, viel Geduld und Erfahrung. Oft hilft der Zufall, dem wie ein Gespenst plötzlich auftauchenden, zu begegnen. Ohne Besinnen heißt es dann, dem ebenso Ueberraschten mit fester Hand und sicherem Auge die Kugel anzutragen. Scharf muß der Jäger nach Abgabe des Schußes das Pirschzeichen beobachten, d. i. das Zeichen, das der Hirsch beim Erhalten der Kugel macht und die Art seiner Flucht.

Beim Blattschuß in die Herzkammer zuckt das Wild nach vorn nieder, bäumt sich sofort hoch auf, geht in rasender Flucht ab, um dann zusammenzubrechen.

Beim Lungen-, Leber- oder Milzschuß zeichnet das Wild ähnlich, schlägt auch mit den Hinterläufen aus, bleibt bald stehen, der Schweiß liegt oft in großen Tropfen, ja sogar Klümpchen neben der Fährte.

Beim Schuß auf den Hals bleibt das Wild im Feuer, wenn der Halswirbel oder die Drossel durchschlagen ist, sonst ist es schwer, das Stück zur Strecke zu bringen.

Der Weidwundschuß geht durch das Gescheide oder den Pansen, das Wild geht mit krummem Rücken ab, braucht unbedingt längere Ruhe nach dem Schuß. Der Schweiß ist gemischt mit unverdauter Aesung, sonst spärlich.

Beim Laufschuß ist der Schweiß hellrot, das Wild stürzt wohl gelegentlich vorn oder hinten zusammen, kommt aber wieder auf die Läufe und geht häufig verloren (schlechter Schuß).

Beim Krell- oder Federschuß streift das Geschoß die

Wirbelsäule, das Stück bricht sofort zusammen, kommt auf die Läufe und nicht zur Strecke. Hohlschuß wird der Schuß zwischen Blatt und Wirbelsäule genannt, ohne ein edles Organ merklich zu verletzen.

Nach dem Schuß muß der Schütze den Anschuß verbrechen, ein sofortiges Nachgehen ist unstatthaft, außer wenn man den Hirsch hat zusammenbrechen hören. Erst nach 1—2 Stunden, je nach der Art des Schusses, darf die Nachsuche beginnen.

Gegen Mitte September, wenn die Nächte kühler werden, tritt der Hirsch in die Brunft, er zieht den Brunftplätzen zu, die Alttiere schlagen ihre Kälber ab, die sich oft zu Waisentrupps zusammenrudeln. Allmählich wird das Brunftkonzert in den kälteren Nächten vielstimmiger. Der Platzhirsch treibt das Wildbret zu Rudeln zusammen, verjagt die anderen Hirsche und duldet nur einen Beihirsch beim Rudel. Die rastlose Unruhe Tag und Nacht, der starke Brunfttrieb und die geringe Aufnahme von Aesung nimmt den Hirsch sehr mit, er kommt stark ab an Wildbret, nimmt einen scharfen, weithin duftenden Brunftgeruch an, sein Hals ist dick geschwollen, seine Mähne starr und dicht. Mächtig schallt in der Stille der Nacht der Brunftschrei des Gewaltigen. Die Führung und Sicherung übernimmt das Wild, trotzdem ist der Recke noch äußerst vorsichtig, auch seine Lebenszähigkeit nimmt zu, er braucht einen guten Schuß am rechten Fleck. Wenn der pirschende Jäger dem Brunfthirsch nicht näher zu kommen vermag, ruft er ihn durch den Schnecken an (Muschel, um das Schreien des Hirsches nachzuahmen), der Hirsch antwortet. Tritt er aber aus der Dickung nicht heraus, genügt oft das Mahnen des brünftigen Tieres, dessen Ton hervorgerufen wird, indem man die Nasenflügel mit den Fingern zusammendrückt und den französischen Artikel un herausquetscht. Auch der Ansitz auf Kanzeln und Hochsitzen wird gewählt, teils beim Auswechsel zur Aesung, beim Durchwechsel zur Suhle oder beim Einwechsel, erfordert jedoch viele Ausdauer und bietet oft nur geringe Chancen.

Am besten gelingt das Treiben mit nur einem Treiber, der die großen Dickungen durchdrückt, langsam hin und her geht, einen dürren Ast abbrechend und sich ab und zu räuspernd. Der beunruhigte Hirsch verläßt den Bestand und kommt oft ziemlich vertraut auf dem Wechsel dem Jäger. Guter Wind unerläßlich. Alte gewitzigte Hirsche lassen sich nicht gerne treiben, namentlich nicht von großer Treiberwehr, sie gehen durch diese zurück und bleiben stehen. Manchmal glückt es, vom Schützen wegzutreiben und zwar ziemlich laut, wenn der Hirsch sich nun drückt, wird zurückgetrieben und zwar fast lautlos. Im Gebirg sucht man die Hirsche auf Zwangswechsel zu bringen.

Hat die Schußzeit auf den Hirsch ihr Ende erreicht, dann beginnen die Kahlwildjagden. Man vermeidet Kälberstücke zu schießen, d. h. Tiere mit Kälber; dieselben sind im Trieb leicht erkennbar, da das Kalb der Mutter unmittelbar folgt. Das Kopftier oder Leittier, welches die Führung des Rudels übernommen hat, ist meistens ein Kälberstück, einzelne Stücke, wie Schmaltiere und Gelttiere (unfruchtbar), sehr schwache Kälber, auch Hirsche mit schlechter Geweihbildung, zurückgesetzte Hirsche ev. auch Kahlhirsche oder Plattköpfe, auch Mönche genannt, d. h. Hirsche ohne Geweihbildung, gehören auf den Abschußetat.

Unbedingtes Erfordernis zur Jagd auf Rotwild ist der Schweiß-

hund, er mag reiner Schweißhund oder Dackel oder Vorstehhund sein, sobald er nur totverlässig auf Schweiß arbeitet oder verbellt.

Außer dem Mahnen des Tieres hört man häufig das Schrecken, ein ausgestoßener plärrender Ton des Tieres, als Zeichen der Unruhe, sobald es etwas vernommen oder eräugt hat oder windet, ohne richtig erkannt zu haben. Ist Rotwild unruhig geworden, dann tut der Jäger gut, die Pirsche abzubrechen.

Die Fährtenkunde gehört in das Gebiet der alten Jägerzunft; es ist für den Pirschjäger notwendig, sie zu wissen und diese Fähigkeit in dem großen Buche der Natur zu lesen, sich anzueignen. Daß dem Hirsch nur die Kugel gehört, darf ich wohl als bekannt voraussetzen. Posten oder gar Schrotschuß gehört in das Gebiet der Aasjägerei.

419. Der Elch, das mächtigste Wild Deutschlands, ein Ueberbleibsel aus alter Vorzeit, war früher über ganz Deutschland verbreitet (der grimme Schelk des Nibelungenliedes), kommt in kleinen Restbeständen nur noch in Ostpreußen, im Ibenhorster Forst bei Tilsit, vor und wird dort, dank scharfer Schongesetze und dank dem hohen Weidmannssinne des deutschen Kaisers, vor dem Aussterben bewahrt. Der größte Feind des Elchwildes neben dem Menschen ist das Wasser. Die großen Ueberschwemmungen im Frühjahr, der harte Nachwinter mit seinem Harsch und den halbgefrorenen, mit brüchigem Eis bedeckten und halb unter Wasser stehenden Mooren und Brüchen setzen dem Jungwild sehr schwer zu, mehr noch als Nahrungsmangel. Das Elchwild ist kein eigentlicher Bodenäser, seine hohen Vorderläufe weisen es mehr auf Nahrung von Holzgewächsen, wie Weiden, Birken, Aspen und andere in Schwarzholzbeständen vorkommende Weichhölzer. Der Hirsch erreicht ein Gewicht von 9—10 Ztr. und eine Höhe, am Widerrist gemessen, von 1,85—1,90 m. Seine Sinnesorgane sind ebenso fein wie die des Edelwildes und ebenso mißtrauisch flieht er jede Störung, der er sich durch weite Flucht, ohne aufzuhören, zu entziehen sucht. Seine Gangart ist ein äußerst fördernder Troll. Die Pirsche ist deshalb sehr erschwert und hat nur zur Brunftzeit Aussicht auf Erfolg. Der Brunftruf des Elchhirsches ist ein zweitöniges starkes Plärren, ähnlich dem des Damhirsches, weniger stark wie der Brunftschrei des Rothirsches, aber doch weithin tönend. Im Treiben verhält sich das Elchwild genau wie unser Edelwild, und die Entwicklung der Geweihbildung ist ähnlich. Erst vom 6. Kopf an beginnt die Schauffelbildung, der Abwurf erfolgt stufenweise vom Oktober bis Januar, wie beim Rehbock, indem die stärksten Hirsche am frühesten abwerfen, am ehesten aber auch mit dem verecten Geweih und dem Fegen fertig sind. Den besten Elchwildstand in Europa hat noch Skandinavien und die russischen Ostseeprovinzen.

420. Das Damwild gehört in die Familie des Edelhirsches, kommt in verschiedener Färbung meist als Gatterwild vor und ist eine Zierde jeder Wildbahn. In freiem Stand sehen wir das Damwild in Mecklenburg, Schleswig-Holstein und in Preußen, die besten Schaufelgeweihe liefert Württemberg.

Bei der dritten Geweihbildung zeigt sich beim Hirsch vom 4. Kopf schon die Neigung zur Schaufelbildung. Die große Genügsamkeit und sein schmackhaftes Wildbret haben dem Damwild einen sehr

beliebten Standort im Wildgatter angewiesen.

Die Neigung zum Schälen ist sehr unangenehm und kann nur in durchgreifendem Abschuß verhütet werden, sie wirkt oft geradezu ansteckend.

Der Damhirsch tritt nach dem Edelhirsch in die Brunft, er wird ungemein hitzig, gewalttätig und hartnäckig in der Verfolgung, seine Bewegungen sind trotz der kürzeren Läufe und des stärkeren Körpers sehr flüchtig, im Trollen hebt das Damwild die Läufe sehr hoch und federnd und klatscht beim Uebergang zur Flucht mit dem Wedel auf das Weidloch, was der Jäger, dessen Kugel vorbeiging, für eine Verhöhnung ansieht. Der Brunftruf ist ein schnarchendes hartes Blöken oder Plärren. Der Beschlag ist kurz, das Stück tritt zwischen den Vorderläufen des Hirsches heraus, während der Edelhirsch das beschlagene Stück in brutaler Weise zwischen den Vorderläufen herauswirft, wie mir ein Augenzeuge, ein alter Jagdgehilfe, meldete, welcher zusah, wie das arme Stück gegen einen Baumstamm fiel und eine Zeitlang wie betäubt liegen blieb.

Da die Lebensweise des Damwildes der des Edelwildes gleicht, so ist es schwer, die Pirsche auszuüben, natürlich in freier Wildbahn, das Wild steht meistens gerudelt und bei der ständigen Unruhe einzelner Stücke und ihren scharfen Sinnen glückt es schwer, einem guten Schaufler die Kugel anzutragen. Auch im Treiben sind sie nicht leicht vorwärts zu bringen, zeigen immer Neigung, seitwärts oder rückwärts durchzubrechen. Der Anstand auf dem Hochsitze bietet noch die beste Gewähr des Jagens, da der Damschaufler sehr verlässig den Wechsel hält. Bei guter Mast und reichlicher Aesung verlangt der Hirsch einen guten Schuß, da er viel Feist ansetzt und dieses den Schußkanal leicht verschließt, so daß die Rotfährte sehr wenig ergiebig ist. Dem angeschossenen Stücke ist längere Zeit Ruhe zu geben, denn das Wild geht sehr weit und erschwert dem guten Schweißhunde das Halten der Schweißfährte.

421. Der Steinbock soll hier nur kurze Erwähnung finden, in früheren Jahren war im Wettersteingebirg und im Berchtesgadener Land noch ein guter Stand an Steinwild, jetzt ist dasselbe in Deutschland ausgestorben und nur den Manen dieses edlen Wildes gebe ich hier ein kurzes Gedenken. Der König von Italien besitzt noch einen Bestand von 300 Stück in den grajeschen Alpen am Südfuß des Monte Rosa und dank der Munifizenz dieses hohen Herren auch der Fürst v. Pleß im Tännengebirge im Salzburgschen Lande. Die Erhaltung dieser Wildart ist sehr schwer, da die Setzzeit in die 2. Hälfte des Februar fällt und die Kitze in strengen Nachwintern stark Schaden leiden. Die Brunft tritt im August ein.

422. Das Gemswild ist eine Wildgattung, die durch ihre seltsame Eigenart und ihre Lebensweise als Bewohner der Bergwelt das Interesse des Weidmanns herausfordert.

Wie wir uns den deutschen Wald, das Mittelgebirge und selbst das Hochgebirge fast bis hinauf, wo schnee- und eisbedeckte Firnen und Gletscher den Abschluß alles Lebens bilden, nicht ohne den Hirsch, den König der Wälder, denken können, so ist das Gemswild, dessen Standort in der Latschenregion beginnt und das im harten Gestein und Geschröff mit der denkbar bescheidensten Vegetation noch seine Lebensfreude findet, als Kind dieser großen unverfälschten Natur eng mit dieser verwachsen.

Ebenso wie der Hirsch kein Freund von Verschönerungsvereinen, Automobilfahrten, Gesangvereinen und Forstgärtnerei ist, so meidet auch das Krickelwild die Stellen im Alpengebiete, wo Zahnradbahnen und die Hochflut der Bergfexen die idyllische Ruhe stören und bevorzugt unzugängliche Lagen mit dichtestem Latschengestrüppe. Bock und Geiß, selbst das Kitz trägt Krickeln oder Krucken, das Geschlecht ist schwer zu unterscheiden, wenn auch der Bock stärker gebogene Krucken im allgemeinen trägt. Die Behaarung ist derb und geht bei der Winterfärbung aus dem dunkelgrau mit gelblicher Spitze in schwarzbraun über, der Spiegel ist gelblichweiß, vom Nacken aus zieht sich ein schwarzbrauner Streifen, der Aalstreif, bis über die Blume und um das Weidloch. Neben dem gebogenen Kopfschmuck ist der Gamsbart der begehrteste Teil am Gamsbock, das sind die ausgezogenen Rückenhaare an der oberen Kante des Rückgrats, die in ihrer höchsten Höhe in der Brunftaufregung eine wallende (wachelnde) Mähne bilden. Sie sind dunkelbraun glänzend, mit weißlichen Spitzen (der Reif genannt). Schön gefaßt und am Hut getragen, repräsentieren sie einen Lieberhaberwert von 60—80 Mark, wenn sie besonders lang und schön gereift sind. Die Stärke des Bockes wird nach den Krucken gemessen. Unter Höhe der Krucke versteht man die Messung von der Basis zur höchsten Krümmung, unter Länge die Messung der ganzen Krucke über die Krümmung bis zur Spitze, unter Weite die Entfernung der Krümmungen voneinander, unter Dicke den Umfang des einzelnen Horns. Mit ca. 17 cm Höhe beginnt die Güte des Bockes. Das Gewicht eines guten Gamsbockes variiert zwischen 25—30 Kilo, die Böcke werden aber oft noch schwerer, z. B. in den Allgäuer Alpen erreichen sie ein Gewicht bis zu 40 Kilo. Abnormitäten in der Kruckenbildung kommen selten, etwa durch Steinschlag oder Abkämpfen vor. Unter Hauthörner, die sich am Kopfe vorfinden, versteht man bewegliche, in der Decke steckende Hörner, den Krickeln ähnlich. Im Verdauungsmagen älterer Stücke befinden sich hie und da sog. Gamskugeln (Bezoarsteine), die eine grünlichgraue Färbung und rauhe Oberfläche haben, an der Luft sich sofort verhärten. Dieses Gebilde rührt von dem Harzgehalt der abgeästen Latschentriebe her, die sich mit Rindenfasern, Baumflechten zu einer festen Kugel verbinden, meist Störungen im Ernährungszustand hervorrufen.

Der Warnungspfiff der Gemse wird von ihr aus ähnlichen Gründen ausgestoßen, wie das Schallen und Schmälen des Rehbocks oder das Schrecken des Rotwildes.

Die S c h u ß z e i t auf Gams variiert in Bayern und dem österreichischen Alpengebiete zwischen dem 25. Juli und 1. bezw. 15. Dezember. Der gute Bock steht als Einsiedler fern ab vom Mutterwild, bei dem außer den Schmal- und Geltgeißen auch Kitzböcke und Jahrlinge, sogenanntes „G e r a f f e l“, sich aufhält. Die Leitgeiß übernimmt die Führung des Rudels. Wer nie im Hochgebirg gejagt hat, der wird sich schwerlich einen Begriff machen von den enormen S c h w i e r i g k e i t e n, die mit der P i r s c h e verbunden sind. Der vielfach wechselnde Wind, die scharfen Sinne des Wildes, die große Hellhörigkeit in der klaren, reinen Bergluft, das schwierige Gehen auf dem kantigen Gestein mit genageltem Bergschuh, die Ueberwindung lebensgefährlicher Stellen und schließlich doch am

falschen Platze sich befinden, die großen Umwege beim Einsteigen in die Gamsstände, plötzlich einfallender Nebel, das alles könnte den Jäger zur Verzweiflung bringen, wenn die Jagdleidenschaft nicht wäre, die ihn anspornt, alles zu wagen. Der Ansitz führt oft am besten zum Ziel, Ausharren, „net auslassen", und der gute Freund des Jägers, der Zufall, muß eben über vieles hinweghelfen. Ein ganz verändertes Bild zeigt dem Jäger die Gamsbrunft. Sieht man im Sommer und Spätherbst die Rudel in den Hängen und Lahnen stehen, auf Aesung ziehen und in die Wände einsteigen, so sind die Bewegungen des noch hell gefärbten Wildes, das sich wenig vom Bergboden abhebt, noch gemessen und ruhig. Im November, sobald die Geißen brünftig werden, zeigt sich ein total verändertes Bild. Die guten Böcke verlassen ihre einsamen Stände, mit tiefem Windfange sieht man sie herumwechseln, die Fährte des brünftigen Mutterwildes aufsuchend. Von Tag zu Tag wird das Treiben lebendiger. Der Gams wird rogel (rege). Ungemein hitzig rennen die guten Böcke von einem Rudel zum anderen, dabei einen blökenden Ton, den man nur in der Brunftzeit hört, ausstoßend. Der Bock „plädert". Treibt der Bock eine Geiß oder jagt er hinter einem Nebenbuhler her, so ist das ein herrlicher Anblick, es gibt kein Hindernis für beide, wie ein schwarzer Satan fleddert der treibende Bock mit wackelndem Barte hinter dem Stück drein, hinauf und hinab in schier unmöglich zu erklimmende Wände mit ungeminderter Schnelligkeit, ein Bild rastloser Unruhe, ungezügelter Leidenschaft. Das ist die gute Zeit für den Gamsjäger, ein schriller Pfiff von seinen Lippen, kurz verhoffen die Gams, das rollende Echo des Büchsenknalls, und der Bock schlegelt auf schneeigem Grund mit den Läufen. Doch ist die Sache nicht immer so einfach. Viel muß der Weidmann berücksichtigen, ob er den Schuß wagen darf. Der geschossene Bock stürzt ab und ist für den Jäger verloren, gut sitzen muß der Schuß, sonst steigt der kranke Bock mit großer Zähigkeit hinein in die Wand an unzugängliche Stellen und geht dem Schützen verloren. Die Weidgerechtigkeit fordert vom Jäger nur dann den Schuß, wenn sichere Aussicht besteht, das Wild zur Strecke zu bringen.

Bequemer ist das Treiben auf Gams. Die Treiber nehmen die schwere Arbeit den Jägern ab, welche die besten Wechsel besetzt halten. Auch im Treiben geht der Bock ungern mit dem Rudel, er stellt sich gerne ein, d. h. er drückt sich in schwer zu treibende Stellen, aus denen er auch durch Steinwürfe nicht leicht herauszubringen ist, er durchschaut sehr rasch die ganze Situation. Den im Rudel anwechselnden Bock heraus zu kennen ist trotz dessen gedrungenerem Körper und dem kräftigen Hals, nicht leicht und erfordert große Uebung. Wechselt der Bock flüchtig durch, dann soll man nicht hitzig schießen. Der Gams macht stets nach einigen Fluchten ein kleines „Steherl", um zu sichern, auch läßt er sich anpfeifen und verhofft dann einen kurzen Moment.

Einen Gamstrieb richtig anzulegen erfordert viele Mühe und eine gut geschulte Treiberwehr. Auf ein gegebenes Zeichen den Hebschuß oder nach vorher genau kontrollierten Uhren, haben die Treiber anzugehen, deren Steige ihnen scharf eingeprägt und zeitlich ausgemessen sein müssen, die Flügel dürfen nicht vorkommen, sonst ist die ganze

Arbeit verloren. Selten können mehr als 2 Triebe an einem Tage angelegt werden, da die Anstrengungen und Gefahren für die Treiber zu hoch sind, die oft schon kurz nach Mitternacht aufbrechen müssen.

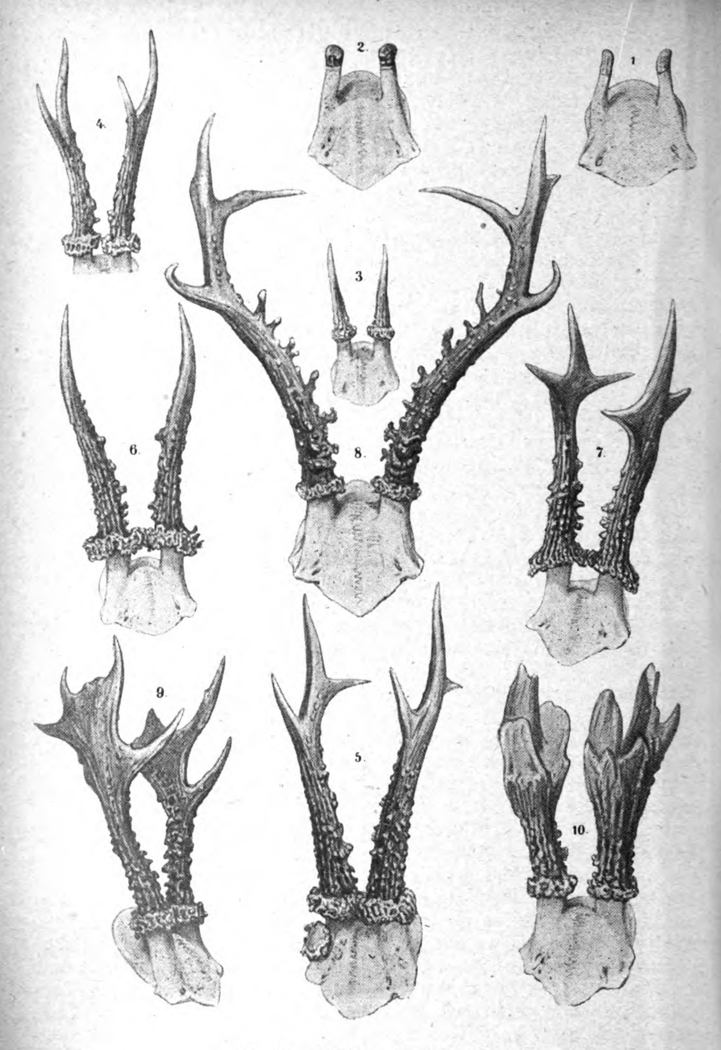
Leider ist das Gamswild auch verheerenden Krankheiten ausgesetzt. Ich erwähne hier nur die Lungenwurmseuche, die Räude, die Klauenseuche, den Milzbrand und die Drehkrankheit (Blasenwürmer im Gehirn), welche einen Gamsstand oft sehr stark mitnehmen.

423. Das richtige Aufbrechen muß unbedingt vom weidgerechten Jäger verlangt werden. Die Kenntnis desselben gibt ihm erst den rechten Aufschluß, ob er seine Kugel richtig angetragen hat, die enorme Zerstörung des Wildkörpers, der Gedanke an die lange qualvolle Zeit, bis das arme Wild zur Strecke gebracht wurde, sollen dem aufbrechenden Jäger eine scharfe Mahnung sein, das edle Geschöpf nicht in leichtfertiger Weise der Schießwut zum Opfer zu bringen. In Kürze folgt die weidmännische Art des Aufbrechens: Die Haut am Halse wird vom Drosselkopf bis zum Stich aufgeschärft, die Drossel ausgelöst, von Fleischstücken gesäubert, der Schlund am Drosselkopf abgeschnitten und geknotet. Das Wild liegt auf dem Rücken, der Jäger tritt zwischen die Hinterläufe, durchschneidet das Kurzwildgrat (Hoden), schürft die Haut bis zum Stich auf und löst die Brunftrute aus. Da wo der Wanst an das Schloß anstößt, erfolgt der Einschnitt, in diesen steckt man zwei Finger der linken Hand, drückt mit den Knöcheln derselben Blase und Gescheide zurück und schneidet, die Spitze des Weidmessers zwischen die Finger der linken Hand durchlaufen lassend, von unten nach oben die Bauchwand bis zum Stich auf. Mit beiden Händen langt man nach vorn und holt den Pansen mit dem Schlund heraus auf die rechte Seite, dann wird das Schloß gelöst, der Weiddarm aus dem Weidloch geschält, nach innen gezogen. Die großen Schlagadern der Keulen werden geöffnet. Der Drosselkopf wird jetzt erst durchschnitten, die Drossel in die Herzkammer gezogen und das Gescheide mit Gewalt herausgerissen. Dann wird das Stück vorne gehoben, um den Schweiß auslaufen zu lassen.

424. Das Rehwild. Es bildet den Uebergang der Wildarten der niederen Jagd zur hohen Jagd. Zu den Zeiten mittelalterlicher Jagdgerechtigkeit, als noch der wilde Ur, der Elch, der Hirsch, das Wildschwein, Bär, Luchs und Wolf in größerer Zahl die deutschen Wälder bevölkerten, da bot dieses Großwild dem Weidwerk mit seinen einfachen Jagdwaffen noch genügend Raum zur Betätigung deutscher Manneskraft im frohgemuten Wagen und das Rehwild war der niederen Jagd beigezählt. Jetzt, wo es neben dem bescheidenen Stand an Rotwild fast allein von allem Schalenwild noch in großer Zahl über Deutschlands Forsten verbreitet ist, muß es der hohen Jagd beigerechnet werden. Es gebührt ihm wie allem Schalenwild wenigstens auf Pirsche und Anstand die Kugel, wenn auch bei Treibjagden wegen des schmalen zierlichen Wildkörpers und der hohen Fluchten der Schrotschuß gerechtfertigt erscheint.

Wie der Hirsch der König der Forsten, so wird der Rehbock der Freiherr des Waldes genannt. Der Ende Mai im roten Rock erscheinende Rehbock bildet eine reizende Staffage zu der im lichten Grün prangenden Landschaft und wundervoll hebt sich der schlanke, zierliche Wildkörper des Rehs mit seinen graziösen Bewegungen vom dunklen

Wald und der sonnbeglänzten Flur ab. Seine *weidgerechte Jagd und Hege* sollte jedem Jäger tief ins Herz geschrieben sein. Keine Wildart ist so dankbar für treue Fürsorge in Zeiten der Not durch Anlage von Futterplätzen, Salzlecken und Wildäcker als das Reh. Sein Schaden ist so gering in Forstkulturen und landwirtschaftlichen Erzeugnissen, ja man rühmt sogar dem Reh nach, es habe goldene Schalen. Die im Kapitel der Wildhege bezeichneten Futtermitttel werden vom Reh gerne angenommen. Ich möchte hier nur der *Anlage von Wildäckern* noch das Wort reden, aber bei dem Ausdruck „Wildacker“ den Eindruck vermeiden, als wenn dies Wort nur an den Grundbesitz gebunden wäre. Es gibt auch bei Pachtjagden Geräumte und Graswege, Bodenstreifen, die zu land- und forstwirtschaftlicher Ausnützung unbeachtet geblieben sind, ferner Schutzstreifen an Eisenbahnlinien die mit etwas Dünger bearbeitet und mit Kleesamen angesäet die herrlichsten Wildäcker geben. Kahle Stellen mitten in Beständen, Komposthaufen lassen sich mit Kuhkohl bepflanzen und anderes mehr. Für alle diese Wildfuttermittel, wie sie auch heißen mögen, findet der Jäger am Reh einen dankbaren Abnehmer und fesselt dasselbe an sein Revier. Das Reh unternimmt trotz eines festgewurzelten Heimatsinnes und der Vorliebe für besondere Standorte aus Wassermangel oft große Reisen, wie wir aus den *Graf Bernstorffschen Wildmarken* konstatieren können. Diese Wildmarken im Luser des Kitzes oder Wildkalbes beim Edelwild eingesetzt haben den Zweck über Veränderung des Standortes und über die Entwickelung der Geweihbildung nähere Aufschlüsse zu geben und haben große Anerkennung und Verbreitung gefunden. Die Erfahrung hat ferner gelehrt, daß von Rehen besonders bevorzugte Reviere fast nicht ausgerottet werden können. Immer wieder findet sich neuer Zuzug. Gute Aesungsverhältnisse, namentlich im Winter und im Frühjahr bei der Geweihbildung insbesondere Futtermittel, die viel phosphorsauren Kalk enthalten, bringen gute Geweihe hervor. Ein Bock mit normal entwickeltem Geweih, stark in den Stangen und gut und reich geperlt mit vollen Rosen, weitstehend und mit scharfen langen Enden ist entschieden einem mit *widersinnigem* oder *abnormem* Geweih vorzuziehen. Diese Bildungen verdanken meistens ihre Entstehung äußeren Veranlassungen und Beschädigungen der noch weichen im Bast befindlichen Geweihmasse, kommen beim Rehbock auch viel häufiger vor als beim Rothirsch, der viel heimlicher und vorsichtiger in dieser Zeit sich benimmt. Der Rehbock ist viel mehr geneigt, durch panikartige Flucht sich zu retten und bleibt hiebei leicht in Dornen hängen oder verletzt sich an vorstehenden Aesten. Die sogenannte *Perückenbildung* tritt meistens bei Verletzungen der Hoden in der Zeit des Aufbaues des Geweihes auf, die Geweihmasse wuchert fort und bleibt stets weich mit bastartigem Ueberzug. Erst mit dem Ende des Stückes verhärtert sich die Masse. Man kann im allgemeinen annehmen, daß diese Stücke krank sind. Hie und da wird auch eine *gehörnte Rehgeiß* als Bock geschossen. Diese Geweihbildung kann als Hermaphrodismus angesehen werden, doch ist auch schon eine Rehgeiß mit Kitz, die ein ganz veritables Geweih geschoben, aber nie abgeworfen hatte, als Bock erlegt worden. Bei



220. Geweihbildung des Rehbocks.

Aus Grashey, Handbuch für Jäger.

1. Erstlingsbildung des Rehbockgeweihs. — 2. Knopfspießer. — 3. Spießergeweih. — 4. Gabelgeweih. — 5. Sechsergeweih. — 6. Sechsergeweih ohne Nebensprossen. — 7. Kreuzbockgeweih. — 8. Urbockgeweih. — 9. Schaufelgeweih. — 10. Tulpengeweih.

derartigen vorkommenden Abnormitäten sollte stets das ganze Stück von einem Sachverständigen auf das genaueste untersucht werden.

Der Jäger, der jeden Bock ohne Auswahl erlegt, wird nie einen guten Rehstand großziehen. Das ganze Geheimnis, jagdliche Freuden zu erleben, beruht im Versagen zu rechter Zeit, am rechten Ort und richtiger Auswahl. Es gehört der junge Bock, mag er Spießer, Gabler oder junger Sechser sein, unbedingt geschont, außer er zeigt soviel Anormales in Körperform und rückständiger Geweihbildung, daß seine Vererbung unbedingten Schaden bringen müßte. Das Wort Kümmerer wird viel gebraucht, viel mit Unrecht und zur Unzeit.

Junge Böcke werden als solche geschossen, die nichts weniger als kümmern. Dem Ausdrucke „Kümmerer" muß mit aller Entschiedenheit die Bedeutung „krankhaft" unterlegt werden und scharfes Prüfen und Beobachten sollte erst Platz greifen, ehe man einen derartigen Bock auf den Abschuß setzt. Auch dem braven Sechser sollte, namentlich wenn er in seiner Art vereinzelt im Revier steht, die Gelegenheit zur Vererbung erst noch gegeben werden, ehe man ihm die Kugel aufs Blatt setzt. Auch das richtige Geschlechtsverhältnis festzustellen, gehört zur Hege mit der Büchse. Bei Geißenabschuß sollen nur Geltgeißen oder sehr schwache Schmalrehe auf die Decke gelegt werden. Der Abschuß derselben kann nur auf der Pirsche mit der Kugel geschehen. Ich spreche hier in erster Linie von Waldrevieren. In ausgedehnten Ebenen mit geringem Baumwuchs, auch im Moose kommen sogenannte Feldrehe vor, die den Charakter als Waldtiere ganz verlieren, Sommer wie Winter im offenen Gelände stehen. Sie sind deshalb nicht weniger scheu, leben immer stark gerudelt. Das Bejagen derselben, auch die Hege mit der Büchse wird dort sehr schwierig. Das Anfahren derselben hat noch den meisten Erfolg.

Auch beim Rehbock verdient die Pirsche wie der Anstand den Vorzug und gewährt die reichsten Jägerfreuden. Der Wechsel des Bockes während und auch nach der Fegezeit läßt sich leicht feststellen. Er liebt es beim Ein- und Auswechsel die Rinde der kleineren Bäume zu bearbeiten. Weichhölzer und seltenere Koniferen sind vor ihm nicht sicher, vielfach ist Uebermut die Ursache des Fegens. Trotzdem er durch dieses Fegen seinen Standort verrät, entzieht er sich häufig den Nachstellungen des Jägers, seine Schlauheit und Vorsicht ist groß, durch seine große Naschhaftigkeit liebt er einen fortgesetzten Wechsel der Aesung, tritt häufig sehr spät aus und wechselt noch vor Tau und Tag zurück in die schützenden Dickungen, die er unter Tag nur verläßt, um auf grasigen mit Steinklee bewachsenen Waldwegen, oft mitten in dichtem Bestand zu äsen. Zur Zeit der faulen Pirsche, morgens zwischen 9 und 12 und nachmittags um 4 Uhr hat schon mancher den Kapitalen gestreckt, den er in aller Herrgottsfrühe und am späten Abend vergeblich suchte. Der alte heimliche Bock liebt es auch unter Mittag auszutreten, wenn Wald und Feld von Forst- und Landarbeitern frei ist und die Mittagsbrotzeit und Viehfütterung den Bauern an Haus und Hof bindet, und leichter läßt er sich noch ersitzen als erpirschen.

Die zur Zeit von benachbarten deutschen Staaten versuchte Enquête über Regelung der Schonzeiten und Einschränkung der

Schußzeiten — es wird z. B. geplant, die Schußzeit auf den Rehbock für das ganze deutsche Reich am 1. Juni und den Beginn der Schonzeit am 1. Januar festzusetzen — kann nur mit Freude begrüßt werden. Der Bock wird selten rot vor den letzten Tagen des Mai und in rauhen Lagen kann man graue Rehe noch lange im Juni beobachten, wie alte Setzgeißen, schwache Schmalrehe und geringe Böcke. Es gilt als unweidmännisch den Bock zu schießen, bevor er ganz verfärbt hat, er steckt noch voll Engerlinge, ist arm in Wildbret und gewährt einen unschönen Anblick, wenn er auf der Decke liegt und womöglich noch im Bast steht. Steigt gegen Mitte Juni die Sonne höher und fangen die Insekten an im Walde lästig zu werden und beginnt die Heuernte, dann wird die Pirsche wie der Ansitz sehr schwierig. Die Rehe wechseln ins hohe Getreide und finden dort Schutz und Ruhe vor dem Ungeziefer und den beerensuchenden Menschen, verlassen dasselbe nur, um auf kurze Zeit auf Aesung zu ziehen in Grabenränder, Rainen, ziehen oft weit in das Feld hinein, das sie erst wieder verlassen, wenn die Roggenernte beginnt und der Brunfttrieb den Bock aus den schützenden Halmen heraustreibt in den Wald. Die Blattzeit beginnt. Jetzt sucht der Jäger mit der Blatte, entweder einem Instrument oder auf einem Buchenblatt oder auf Birkenrinde, den feinen Lockton des brunftenden Rehes nachzuahmen, um den Bock zu betören. Ungemein stark wirkt auch das sogenannte Angstgeschrei auf die erregten Sinne des Kapitalen. Nur wenige Jäger können sich rühmen, dasselbe in Wirklichkeit gehört zu haben. Das Reh, welches durch das brünstige Liebeswerben des Bockes, das dieser mit seinem spitzen Geweih unterstützt, in starke Bedrängnis gerät, stößt einen wie Angst klingenden Ruf aus. Doch stößt auch der Bock einen ähnlichen Ton aus, wenn er in seiner Erregung mit den Läufen den Boden schlägt und Moos und Erde mit dem Geweih in die Höhe wirft. Der den Hauptreiz auf den Bock ausübende Ton des Angstgeschreis wird erst mit den letzten gedehnten und ausklingenden höheren Tönen seine vollendete Wirkung erreichen, was vielleicht manchem Jäger nicht ganz klar ist. Unter Hexenringe versteht man die kreisförmigen ausgetretenen Wege um einen Baumstamm, um den der Bock das ermattete Reh herumtreibt. Der Blattjäger muß viel Geduld, viel Ausdauer besitzen, pirschend nimmt er seinen Stand ein unter Berücksichtigung des Windes, geraume Zeit wartend, bis er beginnt. Der gute Bock kommt selten flüchtig angesprungen. Deshalb gespannte Aufmerksamkeit und Vorsicht dringend nötig. Vernimmt der Bock das geringste, was ihn stören könnte, oder bekommt er den Jäger in den Wind, dann geht er schreckend ab. Gelegentlich der Herbst- und Wintertreibjagden sollte kein Bock mehr geschossen werden, am allerwenigsten einer, der bereits abgeworfen hat. Auch der Geißenabschuß zu dieser Zeit ist zu verwerfen, denn der Jagherr hat es nie in der Hand auf einer Treibjagd die Auswahl zu regeln und manche brave Setzgeiß liegt oft als Geltgeiß auf der Strecke und das Revier ist nicht um 1 Stück, sondern um 3 Stück ärmer geworden. Wohl können Verhältnisse eintreten, daß der Abschuß zur Pirschzeit nicht erreicht wurde, dann hilft sich der gute Weidmann durch Veranstaltung

kleiner Riegeljagden im Herbst mit wenigen verlässigen Teilnehmern, wobei mehr gedrückt als getrieben wird.

Daß der Kugelschuß mehr Weidmannsart entspicht, als der Schrotschuß, das steht wohl fest beim braven Jäger. Doch wird wohl nicht jeder in der Lage sein, dem flüchtenden Bock die Kugel auf den richtigen Fleck zu setzen, auf keinen Fall darf aber der Jäger bei den kleinen Treibjagen mit Schrot auf weite Entfernung und mit Schnappschuß den Bock zu erlegen suchen. Weidmännisch ist Schrotschuß nur dann, wenn der Jäger mit Sicherheit rechnen darf, das Wild zur Strecke zu bringen. Selbstverständlich sind nur starke Schrote zu wählen. (Ueber Aufbrechen siehe Gemswild.)

425. Das Wildschwein. Mit ungestümer Kraft und Zähigkeit hat das ritterliche Wild den Sturm der Jahrhunderte überdauert, mit seinem wilden scheuen Wesen und seiner großen Widerstandskraft gemahnt es uns in den wenigen freien Wildbahnen, die ihm noch geblieben sind, an die Rauheit und Borstigkeit alter Zeiten, trotzend dem Vernichtungskampf, den es zu führen gezwungen ist gegen die Hochkultur unserer Forst- und Landwirtschaft, in deren Rahmen es fast nicht mehr hineinpaßt. Gehegt finden wir es noch in den Sauparks fürstlicher hoher Herren, die dem Schwarzkittel noch mit altangestammter Courtoisie sympatische Regungen entgegenbringen. Die freien Wildbahnen sind zu zählen. In den Reichslanden, im Spessart, Odenwald, Schwarzwald, in der Rhön, Eifel, im Sauerland, im Westerwald und Ostpreußen gibt es noch kleine Bestände an Schwarzwild. Der Landwirt bringt ihm wenig Sympathie entgegen, denn die Sauen ruinieren oft mehr, als sie an Nahrung brauchen, es ist eben ein rücksichtsloses Wild, aber nur durch diese Eigenschaft widersteht es der Vernichtung. Im Walde ist der Schaden nicht so beträchtlich. Die Sauen brechen wohl in jungen Kulturen, aber ihre Vernichtung der Larven und Forstschädlinge ist auch nicht zu unterschätzen.

Die Jagd auf Sauen im Sommer und Herbst ist fast aussichtslos. Das Schwarzwild zieht erst in der Nacht auf Aesung, legt hiebei große Strecken zurück, ist heute hier und morgen da und längst wieder eingewechselt, wenn das Büchsenlicht des jungen Tages Aussicht auf einen guten Schuß geben würde. Der alte Freund des Jägers, der Zufall, bereitet diesem manchmal einen guten Anblick, wenn nicht mehr. Werden die Nächte kälter und tritt Schneefall ein, dann gewinnt die Möglichkeit mit Hilfe des weißen Leithundes die Sauen fest zu machen. Wie alles Wild, ist auch die Sau beim ersten Neuschnee überrascht und hält oft fest im Kessel aus. Der ungewohnte Anblick der in weißes Gewand gehüllten Natur und die instinktive Unsicherheit bannt sie mindestens einen Tag lang fest. Es erfordert große Uebung, Sauen, die schon gewechselt sind, bei Schnee fest zu machen. Nach dem ersten Schnee laufen sie viel, aber nur in der Nacht. Von großer Wichtigkeit ist es, eingekreiste Sauen aus dem Kessel zu sprengen, um zu verhüten, daß sie alle, eines hinter dem andern nur einem Schützen anlaufen. Bei tieferem Schnee liegen sie oft so fest, daß sie halb eingeschneit die Treiber an sich vorübergehen lassen. Dann können nur Hunde sie hochbringen. Der grobe Keiler, auch Hauptschwein genannt, geht als Eingänger meistens allein, er schlägt sich erst zur Rotte,

wenn die Rauschzeit, (Begattungszeit) im Dezember und Januar beginnt. Es gewährt einen herrlichen Anblick, einen starken Keiler auf der Suche nach der Rotte einen freien Schlag überqueren zu sehen. Wetzend mit schäumendem Gebräche überfällt der alte Basse im fördernden Jagdgalopp den breitesten Graben.

Sauen, die im Treiben einmal rege gemacht sind, wieder fest zu machen, hält ungeheuer schwer. Das geringste Geräusch beim weiteren Einkreisen veranlaßt sie, abgesehen davon, daß die Rotte große Wege macht, sofort los zu gehen, bevor der Trieb umstellt ist. Der wirksamste Schuß bleibt allemal der Kugelschuß, schwächere Stücke, Ueberläufer und Frischlinge können wohl mit Postenschuß im Feuer bleiben, aber die Durchschlagskraft des Büchsengeschosses allein ist, und da nur an geeigneter Stelle, hinter den Gehören oder dem Blatt geeignet, daß die grobe Sau, deren starke Schwarte namentlich nach reicher Buchen- und Eichelmast) eine große Widerstandskraft hat, mit dem Gebräche oder dem Wurf in den stiebenden Schnee fährt, um nach kurzen Fluchten zu verenden. Der angeschossenen Sau sich zu nähern ist nicht ratsam und mancher schneidige vorwitzige Hund hat seinen Eifer mit dem Leben zu bezahlen. Grundsatz soll sein, stets mit dem Fangschuß an guter Stelle nicht zu sparen, solange noch Leben in dem geschossenen Stück sich zeigt. Da das Schwarzwild durch seinen Schaden, den es in Wald und Feld verursacht, keine Schonzeit in deutschen Revieren genießt, so kann von Hege nur in Sauparks die Rede sein. Dort werden sie mit Kartoffeln, Kastanien, Mais gefüttert.

426. **Zum Raubwild der hohen Jagd** zählt in erster Linie der Bär, der in deutschen Revieren vollständig verschwunden ist. Der Luchs kann nur als Einwanderer in Berücksichtigung kommen, in Ostpreußen wird zu Zeiten aus Rußland ab und zu ein Luchs gemeldet, die Karpathen in Ungarn, in Galizien, Siebenbürgen führen ihn noch als Standwild, seine Fährte ist der der Wildkatze ähnlich, doch viel größer und runder. Dem Wilde bringt er großen Schaden, da seine Mordlust sehr bedeutend ist. Am verlässigsten kann man ihm am gerissenen Stücke mit großen Tellereisen beikommen. Bei Neuschnee ihn im Treiben zu jagen, erfordert viele Mühe und sehr verlässige schneidige Hunde, die den Luchs zum Aufbäumen bringen und verbellen. Der letzte Luchs in den bayerischen Bergen wurde in Hindelang im Jahre 1840 erlegt. Ohne Hunde den Luchs im Treiben vor das Rohr zu bringen, ist beinahe unmöglich. Er macht sich wenig aus dem Lärm der Treiber und benützt jede Gelegenheit sich zu drücken. Da diese große Katze, sie erreicht eine Höhe von 0,75 m, ein Gewicht von 30 Kilogramm, nur einzelne Teile aus dem gerissenen Stück herausfrißt und den Rest meist liegen läßt, so reduziert sie einen Wildstand ungemein. Die verhältnismäßig beste Jagd ist, wie schon erwähnt, der Fang mit dem Tellereisen. Der Luchs ist kein so guter Kletterer wie die Katze und nimmt nur schräg stehende Bäume oder solche mit tiefer Verästung, wie freistehende Buchen an. Daß er Wild vom Baum aus überfällt, ist eine Fabel, seine langen hohen Läufe erleichtern ihm den Sprung gegen das Wild, das er beschlichen hat, mit einem Biß und den scharfen Krallen reißt er die Drossel oder die Halsschlagadern, sodaß das Wild zusammenbricht.

Der Wolf. Sind es die Mär-

chen aus Kinderzeit oder ist es der Jahrtausende alte Haß des Menschen gegen dieses Raubtier, welches trotz seines Gemisches von Grausamkeit und Feigheit, Hinterlist und Raubgier diesen seltsamen Reiz auf den Jäger ausübt? Wenn der Wolf in einer Wildbahn erscheint, seine charakteristische Fährte und die große Panik unter dem Rot- und Rehwild ihn unverkennbar dem spürenden Auge des Belaufjägers festlegt, dann macht selbst der zahmste Nimrod mobil.

Fast immer sind es dieselben seit Jägergedenken bewährten Waldbestände und Schlupfwinkel, die nämlichen Wechsel, auf denen das gefürchtete Raubtier gespürt wird und in denen es sich steckt.

Die Fährte des Wolfes unterscheidet sich von der des Hundes, daß die Ballen der Tritte schmal und lang sind, die Tritte selbst hintereinander stehen, wie beim schnürenden Fuchs. Auch der Wolf schnürt. Eine Rotte Wölfe tritt hintereinander, einer in der Fährte des andern, sodaß die Anzahl schwer festzustellen ist. Die Ranzzeit findet in den Wintermonaten Dezember bis Februar statt, die Wölfin geht 64 Tage dick und wölft 4—6 Junge. Die Gewohnheit der alten Wölfe, ihrer Brut zuzuheulen, wenn sie Nachts auf Raub ausgehen, wird vom Jäger benutzt, um durch Anheulen den Ort des Nestes festzustellen. Hat man die Stelle genau festgemacht, dann wird der betreffende Trieb am folgenden Morgen umstellt. Der weiße Leithund, der Schnee, bietet die beste Aussicht, des fahrenden Gesellen habhaft zu werden. Der Wolf braucht nur geringe, aber geschulte Treiberwehr, die der Fährte folgend ihn aus dem Schlupfwinkel aufscheuchen. Er geht beim geringsten Lärm sofort los, schnürt wie der Fuchs von Deckung zu Deckung, und prüft vor dem Verlassen der letzten Deckung, von den Treibern nach vorwärts gedrängt, die Stelle, die ihm am geeignetsten scheint zum Durchbrechen. Getroffen stößt er einen kurzen heiseren Klageruf aus wie ein Hund.

In Deutschland wandert er ein von unseren Grenznachbarn im Osten und Westen, aus den Ardennen in strengen Wintern getrieben durch Hunger in die reichsländischen Waldungen, aus den russischen Ostseeprovinzen nach Ostpreußen. In der Oberförsterei Lyk in Masuren in Ostpreußen wurde im Winter 1907/1908 der letzte Wolf geschossen. In Lothringen wurde im Kreise Altkirch ein Straßenwärter von einem Wolf angefallen und eine Wölfin mit 2 Jungen im Sommer 1908 im Walde nahe der französischen Grenze angetroffen. Aus den österreichischen Kronländern am Fuße der Karpathen, wechselt der Wolf über die Grenze, in der Bukowina in Bosnien ist der Wolf noch Standwild.

Am L u d e r p l a t z anzusitzen, erfordert große Liebe zum Weidwerk, strenge Kälte, das lange Ausharren im Dunkel der Nacht ist nicht jedermanns Sache. Je stinkender das Aas, desto größer der Leckerbissen. Die Zahl deutscher Jäger, die je das Weidmannsheil hatten, einen Wolf zu strecken, ist sehr klein. Nach dem deutsch-französischen Kriege tauchte der Wolf in den neuerworbenen Reichslanden noch ziemlich häufig auf. Da er gewöhnt ist, große Strecken zu durchlaufen, konnte man ihn allenthalben spüren. Auch mit der H a s e n q u ä k e ihn anzureizen wie den Fuchs, könnte gelingen, wenn der Wolf nicht in weitem Bogen den Platz erst umkreiste, wo er das vermeintliche klagende Wild ver-

mutete, und dabei auf die Fährte des Jägers käme. Seine enorm scharfen Sinne und das große Mißtrauen erschweren die Jagd auf den Wolf sehr.

Federwild.

427. **Der Auerhahn** nimmt unter dem Wildgeflügel der hohen Jagd die erste und vornehmste Stelle ein. Solange noch hoher Herren Jagdgerechtigkeit die Jagd auf den Urhahn als Reservatrecht für sich beanspruchte, solange auch in späteren Zeiten außer den berufenen Hütern des Waldes und der Forsten nur bevorzugte Persönlichkeiten und Weidmänner von bester Art und Ruf den großen Hahn auf der Balz erlegen durften, da waren dies goldene Tage für dieses herrliche Wild. Jetzt möchte man umgekehrt die goldene Zeit für den spekulativen Pachtjäger gekommen wähnen, der den Hahn nur mit der goldenen Kugel — selten unter einem blauen Lappen — erlegen läßt von den beatis possidentibus, die meist aus Eitelkeit und Ruhmsucht oder von Sportlust getrieben, weil es Modesache geworden ist, sich den kostbaren Schlaf zu verkneifen.

Der Hahn ist jetzt zum großen Teil Spekulationsobjekt geworden. Ob es ihm zum Vorteil gereicht, man möchte es bezweifeln.

Der Auerhahn ist wohl ein Bewohner großer zusammenhängender Waldungen, aber er liebt nicht dichte Waldungen, die ihm freie Umschau und Bodenäsung verwehren, dagegen ungleich altrige, lückige, gemischte Bestände, er weicht der gesteigerten, auf hohe Renten abzielenden Forstkultur.

Da der Hahn zur Balzzeit in seiner Verliebtheit wie mit Blindheit geschlagen ist und seine Erlegung für den Sachverständigen keine Schwierigkeit bietet, da ferner die Henne zur Brutzeit in der albernsten und ungeschicktesten Weise ihr Nest oft mitten in das ausgefahrene Geleise alter Waldwege oder an den Rand eines Bestandes legt, für jedermann zu haben, eine leichte Beute für jegliches 2- oder 4beinige Raubwild trotz der Bodenfarbe der brütenden Henne, so ist es wirklich ein Wunder zu nennen, daß der große Vogel noch nicht vollständig ausgerottet ist.

Eine starke Weidmannshand müßte seine Hege übernehmen, damit er nicht der ungezähmtesten Jagdlust zum Opfer fällt.

Die Aesung des Auerwildes besteht in Knospen, Nadeln und jungen Zapfen, vornehmlich der Kiefer, Baum- und Strauchknospen, auch Insekten, Larven, Schnecken. Solange die Jungen noch zart sind, werden sie von der Henne zu Ameisenhaufen geführt und mit Puppen, Beeren, Sämereien, Spinnen, Würmern, Schnecken gefüttert. Die alte Henne scharrt nach Hühnerart in raupenfräßigen Revieren die Larven der Forstschädlinge aus dem Boden. Der Schaden an jungen Trieben ist von seiten unserer Forstgärtnerei entschieden als übertrieben anzusehen, auf keinen Fall rechtfertigt er die Anordnung unbedingten Abschusses.

Der Auerhahn soll nur auf der Balz erlegt werden. Ihn im Herbst gelegentlich der Treibjagden zu schießen halte ich für ein direktes Unrecht und unweidmännisches Gebaren.

Selbstverständlich muß auch das Buschieren auf junges Auergeflügel, wie es in Skandinavien und Rußland noch geübt wird, verurteilt werden.

„Wenn die Buchen knospen, so denke dran, Und kürze den Schlaf, o Weidmann!“ sagt der alte Kobell in seinem Wildanger.



Geier.
(Aus Schillings, Mit Blitzlicht und Büchse, R. Voigtländers Verlag, Leipzig.)

Wenn die Natur aus dem Winterschlafe erwacht, wenn warme Frühlingslüfte Schnee und Eis zum Schmelzen bringen, dann erwacht im Hahn der Begattungstrieb, er sucht aus den Winterständen die altgewohnten Balzplätze auf, die Hennen reisen bald nach und mit dem grauenden Morgen ertönt der Balzgesang des Hahns. So groß und schön der herrliche Vogel im Hochzeitskleide ist, so klein und unbedeutend erscheint seine Stimme. Beim Erwachen auf dem Balzbaum schüttelt er erst sein Gefieder vom Tau und der Feuchtigkeit der Nacht, die harzige, aus Nadeln bestehende Aesung verschleiert zunächst seine Stimme, er befreit sich von diesem Reiz durch „Worgen" (Würgen), dann streckt er sich sichernd auf seinem Ast, äugt mit langem Kragen nach allen Seiten und beginnt sein Minnlied, das er in drei verschiedenen Abstufungen ertönen läßt. Zunächst klippt er in größeren und allmählich sich verringernden Zeiträumen, immer scharf äugend, bis er im Hauptschlag, der wie ein kurzer, heller Schnalzer erklingt, seinen Liebesdrang und Sinneserregung auf die höchste Stufe gebracht hat, die ihn alles vergessen macht, er schleift dann und wetzt, ähnlich wie man eine Sense am Wetzstein schärft. Dieser kurze Moment gleich nach dem Hauptschlag ist das Zeichen für den Jäger, die bekannten drei Ansprünge (3—4 Sekunden dauernd) zu wagen. Satz folgt nun auf Satz, namentlich zur Zeit der besten Balz. Verstummt der Hahn, muß der Jäger unbeweglich stehen, denn sorgsam äugt der Wildvogel in der Runde.

Gut ist's, wenn man stets eine kleine Deckung findet, um dem Körper, der durch unwegsames Gelände häufig in Fährlichkeiten gerät, wenigstens in etwas einen Ruhepunkt zu geben.

Diese Pausen, das oft schwierige Anspringen, aufwärts oder abwärts, in dunkler Nacht, auf schlechtem Boden, über Gräben und durch Aeste versetzen den Jäger in starke Aufregung.

Weit hört man den Balzhahn ja nicht, namentlich bei leichtem Wind im Rauschen der Wipfel oder in der Nähe eines gurgelnden Wasserlaufes, nur wenige hundert Schritte weit. Das Sehen ist auch sehr erschwert; nicht immer balzt der Hahn auf freistehendem Aste, häufig dicht im Wipfel, oft sehr hoch, oft ganz niedrig, dazu kommt noch die Nähe der wachsamen Hennen, deren sanftes Gegocke der Jäger beachten muß, denn das Abstehen der Hennen bringt auch den Hahn zum Abreiten. Ist man gut auf Schußweite am Hahn, gedeckt und die Dunkelheit noch zu groß, um den Schuß zu wagen, dann kommt für den Jäger der schönste Moment, der Anblick des balzenden Hahnes, seines Federspiels, der charakteristischen Bewegungen, bis der rollende Schuß das Schweigen des Waldes stört und den großen Minnesänger polternd auf die Erde wirft.

Ist der Balzmorgen schon vorgeschritten und der Hahn schon am Boden bei den Hennen, dann erfreut sich des Jägers Auge an den springenden Bewegungen des Hahnes, der mit schleifenden Flügeln, fächerndem Stoß den Hennen seine ganze Schönheit zeigt. Selten hört man hier den Abschlag, nur das heftige Klippen und Wetzen. Bei dem starken Gefieder hat nur der gut deckende Schrotschuß mit starkem Schrot und auf kurze Entfernung Erfolg. Man soll nie spitz von vorn schießen, entweder seitwärts oder schräg von rückwärts. Der Kugelschuß hat bei einem Wilde, das zur hohen Jagd gehört, wohl seine Berechtigung, erfordert aber

gewandten Kugelschützen, namentlich im Dunkel des Waldes und bei meistens schlechtem Büchsenlicht, zerstört aber, wenn man nicht kleines Kaliber führt, vielfach den Wildbraten, der ohnehin nicht gerade der Inbegriff alles Zarten ist.

Die Balz beginnt schon im Monat März. Im Gebirge beginnt sie erst in der zweiten Hälfte des April und dauert bis Mitte Mai. Sobald die Hennen getreten sind und der hohe Sänger nur wenige oder keine Zuhörer mehr findet, dann reist der Heißblütige von einem Balzplatz zum andern, er hält den Stand nicht mehr ein, nur wenige „Gesatzeln" hört man beim Anspringen, man hört den Hahn abstehen, sich wieder einschwingen und ruhelos folgt der Hahn dem Drange seines Herzens.

Das Ausmachen bezw. Bestätigen des Hahns geschieht auf folgende Weise:

Mit Einbruch der Dunkelheit schwingt sich der Balzhahn von den schützenden Dickungen, wo er unter Tags Aesung gefunden, mit weit hörbarem klatschendem Flügelschlag auf seinem Balzbaum ein, häufig überstellt er sich dann noch und sein Klippen schallt durch die sinkende Nacht.

Die unter dem Baum liegende Losung bestätigt dem verlusenden Jäger den Hahn, der regelmäßig, wenn er nicht beim Einschwingen gestört wird, den Baum einhält. Wenn am Morgen starker Wind die Wipfel bewegt, Regen und Schnee einsetzt, dann verschweigt der Hahn und geht sehr bald zu Boden. Ist schlechtes Wetter anhaltend eingetreten, dann geht die Balz still vorüber, die dann bei später aufklärender Witterung sehr rasch ihrem Ende zugeht. Da man den Hahn bei Wind überhaupt schlecht hört, derselbe auch viel schweigt, wird manche Jagd resultatlos verlaufen.

An den Füßen zwischen den Zehen hat der Hahn die sogen. Balzstifte, die im Frühjahr wegfallen. Der Hahn braucht sie als Schneereifen, wie man sich im Winter leicht überzeugen kann an den Tritten im Schnee. Mit der Balz haben sie nichts zu tun.

Erschwert wird die Balzjagd noch durch die ungemein frühe Zeit. Noch vor Eintritt der Morgendämmerung, der Hahn ist der erste aller Sänger, muß der Jäger in der Nähe des Balzplatzes stehen, denn oft nur kurze Zeit währt der Balzgesang. Ist der Hahn am Boden, ist ein Anspringen durch die Nähe der zugestandenen Hennen sehr erschwert. Dies rettet noch am ehesten dem Hahn das Leben in dem großen Vernichtungskampf mit der Spekulation der Menschen.

428. **Der Birkhahn oder Spielhahn,** der kleine graziöse Vetter des Urhahns, liebt größere Geselligkeit. Er ist weniger im Schutze großer Waldungen zu finden, bevorzugt aber die nämlichen Aesungs- und Bodenverhältnisse. Lückige, schlecht gepflegte Bauernwaldungen, auf magerem, sandigen Boden, unterbrochen von Feld; Heide- und Moorflächen, auch die Latschenregion des Hochgebirges ist sein liebster Aufenthalt. Er kommt zahlreicher vor wie der Auerhahn und ist fast überall in Deutschland anzutreffen.

Wenn im Herbst die jungen Hahnen das erste Jungherrenkleid bekommen, hört man den kleinen, schneidigen Hahn in übermütigem Stolz und Liebesdrang sich im Kollern wie Schleifen üben.

Aehnlich sieht man es bei den meisten Wildvögeln, deren männliche Glieder nach der letzten Mauserung vor Eintritt des Winters sich, jedoch ohne viel Ernst, im Liebeswerk üben und regelrecht ohne Ver-

bindlichkeit treten. Bei Wildenten habe ich es häufig beobachtet.

Macht der Ernst des Winters diesem Liebesspiel ein Ende, dann streichen die jungen Hahnen zu großen Flügen zusammen und bleiben vereint bis zum Frühjahr, wo die Liebe sie wieder auseinander treibt. Nun beginnt ein lustiges Rodeln und Schleifen in Wald und Flur und heiße, erbitterte Kämpfe werden ausgefochten. Die Bewegungen des balzenden Hahnes sind von unbeschreiblicher Schönheit. Mit dem Schnabel am Boden und mit ausgebreiteten, den Boden streifenden Schwingen grugelt er in langsamen Schritten um die umworbene Schöne, um mit zischendem Laut, mit schlagenden Schwingen und aufgestelltem Spiel in die Höhe zu springen, als Aufforderung zum Kampf und gewissermaßen zur Einschüchterung des Nebenbuhlers. Wie so manche uralte Gebräuche ihre Entstehung dem geheimnisvollen Walten und Wirken der Mutter Natur verdanken, so ist auch der alte, beliebte Tanz, der Schuhplattler, dem Gebaren unseres Spielhahns zur Balzzeit entnommen:

„Spielhan gib acht, daß dich d' Bix
net derlangt,
Jaager gib acht, daß dich 's Dirndl
net fangt."

Vorzugsweise balzt der Spielhahn am Boden und lange in den sonnigen Morgen hinein (Sonnenbalz). Gegen Ende der Balzzeit, wenn die Hennen großenteils schon getreten sind und nicht mehr zustehen, sondern dem Brutgeschäfte sich widmen, kollert der unermüdliche, leidenschaftliche Hahn noch fort, vornehmlich auf dem Baum, weithin ausschauend mit seinem scharfen Gesicht, damit ihm keine der noch etwa zustehen könnenden Hennen entgeht. Jede Feder ist ein Auge, sagt der alte Jägersmann. Zur guten Zeit wird der Hahn vom Schirm aus geschossen, der unauffällig aus Bodenstreu gearbeitet sein soll, nachdem der Balzort erst ausgemacht ist. Ist der Balzmorgen weiter vorgeschritten und kein Hahn steht mehr zu, dann gelingt auch der Schuß, wenn man sich die im Umkreis balzenden Hahnen angehen läßt.

Von hohem Reiz ist das Anpirschen des kollernden Hahns, verbunden mit dem Anreizen, indem man das Schleifen und Zischen, nur etwas feiner abgetönt, nachahmt, um den Glauben beim Hahn zu erwecken, als frozzele (reize) ihn ein Nebenbuhler. Ich habe meine meisten Hahnen auf diese Art geschossen, es bietet einen ungemeinen Reiz, selbst zum Gelingen und Ueberlisten des schlauen Hahnes beigetragen zu haben.

Im Treiben zur Herbstzeit wird der junge Hahn gerne geschossen, er gibt einen vorzüglichen Braten, auch zur Winterszeit, wenn die Hahnen in großen Flügen beisammen sind, doch erfordert der Schuß auf den rapid dahinstreichenden Spielhahn große Geschicklichkeit.

Gelegentlich der Hühnersuche im Moos und auf großen Schlägen glückt es oft dem Jäger mit vorsichtig und verläßlich revierendem Hühnerhund eine Kette Birkgeflüg hochzumachen und auf den jungen Hahn zu Schuß zu kommen.

Doch lange hält das Birkhuhn den Hund nicht aus.

Der Hahn der Bergregion ist von stärkerer Form, seine krummen Federn, Sicheln, sind zahlreicher, bis zu 5 auf jeder Seite, während der Mooshahn deren 3 krumme Federn in maximo aufweist, an diesen krummen Federn ist auch das Alter des Hahns leichter

zu erkennen, indem der alte Hahn stark gekrümmte Sichelfedern besitzt.

Ein Blendling zwischen Auer- und Birkwild ist

429. **Rakelhahn und Rakelhenne.** Bald nähert sich dieser Mischling mehr dem Typus des Auerhahns, bald dem des Birkhahns. Ob Rakelwild als Eigenart vorkommt und fortpflanzungsfähig ist, darüber ist die Jagdgeschichte noch nicht einig geworden.

Doch findet sich häufig ab und zu ein derartiger Blendling, zuweilen auch mehrere, die als Hahn bald auf dem Boden, bald auf dem Baume balzen, überall zustehen, wo es Krakehl gibt, ungemein rauflustig und durch ihre Größe den Birkhahnen entschieden überlegen sind.

Das Balzen des Rakelhahns klingt dem Ton nach wie der Ruf des Waldkauzes aus tiefer Kehle herausgegurgelt, die Melodie ist dem Blasen des Spielhahns entnommen; man hört es dem Sänger an, daß es ihm große Anstrengung kostet sich stimmlich zu betätigen. Da die Größe des Rakelhahns sich dem Auerhahn nähert, ist die Annahme gerechtfertigt, daß der Blendling fast nur der Balz des Spielhahns und der Auerhennen seine Entstehung verdankt.

430. **Das Haselhuhn** ist ein Bewohner der Vorberge, kommt nicht sehr zahlreich vor, ist aber überall da zu finden, wo Baum und Pflanzenwuchs sein Fortkommen erleichtern. Es liebt Beerengewächse und gemischte Holzarten, ist ein zähes Wildgeflügel, sein Kleid ist geradezu ideal in Baum und Bodenfarbe.

Seine Jagd kann man nur als zufälliges Ergebnis betrachten, wenn das Haselgeflüg im Trieb gelegentlich der Herbstjagden angestrichen kommt. Man sieht das Haselwild häufig paarweise; im Sommer ist die Kette noch beisammen. Im Frühjahr beginnt die sogen. Balz. Der Hahn läßt ein hellklingendes Pfeifen ertönen, das man „Spissen" nennt, es klingt ungefähr wie „tsi-tsi-tsi-tsui", die Henne antwortet mit einem leiseren, tieferen Pfiff. Mit der Lockpfeife, aus einem Hühnerknochen gearbeitet, vermag man den sehr erregten Hahn früh morgens oder abends anzureizen. Doch es ist nicht jedermanns Sache, große Wege zu machen und den Haselhahn anzulocken, außer wo er zahlreicher vorkommt. Wird Haselwild aufgegangen, so fällt es sehr bald wieder ein und baumt auf, drückt sich aber derart an den Baumstamm, daß es große Mühe macht, den Vogel von der Baumfarbe zu unterscheiden.

Das Haselhuhn streicht nie weit trotz des schwirrenden, ungemein fördernden Fluges, und es gehören geübte Augen dazu, die Stellen ausfindig zu machen, die es bevorzugt; dies sind meistens die niedrigeren Aeste in höheren Beständen, auf denen es sich oft gedrängt aneinander einstellt. Kommt der Herbst ins Land, dann trennt sich die Kette entgegengesetzt vom Auer- und Birkwild, bei denen die Geschlechter sich zu Flügen vereinigen; der Haselhahn sucht sich eine Henne, mit der er den ganzen Winter über zusammen gesehen wird. Dies veranlaßte manche Jäger, die Balzzeit des Haselhahns in diese Herbstmonate zu verlegen, noch obendrein, da der Hahn auf den Lockruf des Jägers zu dieser Zeit gerne zusteht. Die tatsächliche Balz ist März, April.

Der harmlose Vogel, der niemand schädigt, verdiente viel mehr Hege. Da durch die gleiche Gefiederfarbe die beiden Geschlechter wenigstens im Streichen schwer auseinander-

zuhalten sind, sollte man den Hahn nur auf der Balz schießen und die Ketten möglichst schonen, bis sie sich fester eingebürgert haben.

Der Hahn hat stark verlängerte Kropf- und Kehlfedern und eine rote Rose über den Augen, auch ist die Kehle mehr weiß und schwarz, bei der Henne gelblich weiß eingefaßt.

431. Der Fasan, ursprünglich ein orientalischer Vogel — seine Heimat ist eigentlich Asien — findet sich jetzt über ganz Europa, mit Ausschluß des Nordens, verbreitet. Das große Anpassungsvermögen dieses herrlichen Wildvogels hat ihm das Eingewöhnen aus der warmen, winterlosen Heimat in unser mitteleuropäisches Klima mit den oft sehr rauhen Lagen erleichtert. Er findet sich im Mittelgebirge wie in den Tiefebenen, wenn sie ihm bei günstigen Bodenverhältnissen den nötigen Schutz gegen rauhe Winterstürme sichern und vor allem, wenn der Jägersmann es versteht, durch reichliche Fütterung über die Zeiten der Not hinwegzuhelfen.

Dann wird er ein dankbares Wild, das durch seine Fruchtbarkeit die Aufzucht rentabel macht. In großen Fasanerien ursprünglich groß gezogen, hat der schöne Vogel durch weites Verstreichen seinen Hegern gezeigt, daß er auch auf eigenen Füßen zu stehen befähigt ist, und dies sicherte ihm später seine große Verbreitung.

Wie alles Wild, das die sorgende Hand des Hegers in rauher Winterszeit schützen gelernt hat, verliert der Fasan zu dieser Zeit und nur an diesen Futterplätzen seine ursprüngliche Scheu und steht dort auf den Pfiff oder den Ruf des fütternden Hegers vertraut zu. Man wählt hierzu Dickungen mit Dornen und Gestrüpp, wie sie bei Niederwaldwirtschaft gerne vorkommen. Niedere, gedeckte Schutzhütten, der Boden von Schnee befreit, schützen die Körner vor dem Naßwerden. Die Wege hierzu werden den Fasanen durch ausgestreute Körner angezeigt. Ueber die Anlage von Fasanerien und künstliche Aufzucht gibt die einschlägige Literatur Aufschluß. (Anhang.)

Die Frage, ob der *Fasan als ein Schädling der Landwirtschaft* anzusehen ist, ist glänzend gelöst durch Untersuchung des Kropf- und Mageninhalts, hauptsächlich zur Saatzeit, die ja eigentlich nur in Betracht kommen könnte.

Der Inhalt bestand meistens aus Kerbtieren, Larven, Würmern, Schnecken, so daß man ihn eher für einen Freund des Ackerbauers halten möchte. Wohl mag er wie alle Hühnervögel durch Scharren den ankeimenden Samen austreten, doch kann von einem nennenswerten Schaden absolut keine Rede sein.

Der am meisten verbreitete *Fasan* ist der böhmische, auch *Kupferfasan* genannt, ferner der ihm verwandte *Ringfasan*, als *Ziervögel* in Fasanerien erwähne ich noch den *Goldfasan*, *Silberfasan*, *Königsfasan*, letzterer beginnt sich ebenfalls als Jagdfasan einzubürgern, kreuzt sich aber gerne mit dem Edelfasan. *Albinismus* kommt häufig vor. Diese Abarten müssen aber als Degeneration angesehen werden und sollten nur der Spielerei halber nicht geduldet werden, da sie den Fasanenstand entwerten, von den anderen in Reinzucht gebliebenen gemieden werden bezw. diese zum Auswechseln veranlassen. Auch ist die Widerstandskraft dieser buntscheckigen Gesellschaft gegen klimatische Einflüsse nicht sehr groß; ihre helle Farbe bildet noch obendrein eine

Anziehungskraft für Raubzeug aller Art.

Solange der Tisch gedeckt ist, sieht man den Fasan in Feld und Wald, auf Wiesen und Schlägen; wie alle Hühnervögel geht er zeitig zur Ruhe, baumt auf mit lebhaftem Gocken. Die Henne legt 8—10, auch 12—15 Eier, führt ihr Gesperre wie die Auerhenne an Ameisenhaufen, wo die Kleinen zunächst die Eier der Waldameise zu kosten bekommen. Leider ist die Zahl der Feinde eine ungeheuer große. Der Fuchs holt sich die brütende Henne vom Nest und dezimiert ihre Brut. Der Dachs ist ein gefährlicher Eierdieb, Marder, Iltis und Wiesel, das gefiederte Raubzeug und vor allem das gefährlichste Raubtier, der Mensch, setzen der Ueberproduktion scharfe Schranken. Der Jäger kann sein Wild nur schützen, indem er gründlich mit dem Raubzeug aufräumt, für tadellose Ruhe und Ordnung zur Brut- und Legezeit Sorge trägt und rücksichtslos allen den genannten Wildschädlingen zuleibe geht.

Die Balz des Hahns beginnt anfangs März und dauert oft bis in den Juni hinein. Solange noch eine Henne im Revier ist, die noch nicht auf dem Neste sitzt, hört die Eifersucht der streitenden Hahnen nicht auf. Alte, meist gelte Hennen neigen oft zur Fahnenfedrigkeit, d. h. sie nehmen bei der Mauser verschiedene charakteristische Merkmale vom Gefieder des Hahns an, sind oftmals bei vorgeschrittener Hahnenfedrigkeit nur am Fehlen des Sporns zu erkennen. Wird die brütende Henne am Neste gestört, dann verläßt sie häufig, namentlich im Anfang, für immer ihr Gelege, daher große Ruhe im Revier dringend geboten.

Die Erlegung des Hahns geschieht am geeignetsten im Spätherbst gelegentlich der größeren Treibjagden, das junge Volk zur Zeit der Hühnerjagd zu beschießen muß als unweidmännisch verworfen werden; der junge Fasan ist mehr Haut und Gerippe als Fleisch und sollte eigentlich erst bei Schnee erlegt werden. Dann haben alle Fasanen genügend Fleisch angesetzt und geben einen vorzüglichen Wildbraten. Der Hahn geht beim Treiben mit Poltern und lautem Geschrei in die Höhe, streicht aber dann ungemein rasch und ist im hohen Holz nicht leicht zu schießen.

Wird nur auf Fasanen getrieben und sind diese in größerer Zahl vorhanden, dann muß die Treiberwehr sehr dicht und sehr geordnet gehen, ohne viel Lärm, auf Kommando stehen bleiben, mit den Stöcken auf den Boden schlagen, um die Fasanen zum Laufen zu veranlassen. Der Fasan bäumt sehr gern im Treiben auf und ist in dichtem Stangenholz nicht zu sehen, läßt die Treiber vorüber, wie er auch in Schlägen und Dickungen sich fest auf den Boden drückt. Da man auf einen Hahn leicht 6—8 Hennen rechnen darf, so sollten zur Erhaltung eines guten Fasanenstandes nur Hahnen geschossen werden, alte Hennen müssen unbedingt geschont werden, und der notwendig gewordene Abschuß der Hennen nur die schwächsten Stücke berühren.

432. **Die Trappen** sind nur auf großen Ebenen heimisch und das mächtigste Flugwild Deutschlands; sie erreichen ein Gewicht bis zu 30 Kilogramm. In größerer Zahl wird die Trappe in der Provinz Sachsen und in Brandenburg angetroffen, dort ist sie auch Standvogel. Man unterscheidet Großtrappen und Zwergtrappen. Letztere

sind nur 1 Kilogramm schwer und treten, wenn strenge Winter sie vertreiben, als Zugvogel auf.

Wenn die Felder kahl geworden sind und die Jagd auf die Trappen beginnt, ist es sehr schwer, ihrer habhaft zu werden. Wie alles Federwild, äugen und vernehmen sie ungeheuer weit, sind sehr mißtrauisch und lassen sich nicht anpirschen. In unauffälliger Kleidung, im Gewande des Bauersmanns neben Ackerwagen schreitend, kommt man ihnen manchmal auf 120—150 Schritte nahe. Die Trappen bedürfen des Windes, gegen den sie laufen, um sich zu erheben, streichen aber dann sehr schnell. Man kann sie auch sich zutreiben lassen, wenn man sich vor Tag in sog. Schießlöcher setzt und die Trappen angehen läßt; die Stellen der Löcher müssen genau ausgekundschaftet sein in der Nähe von Aesungsplätzen, an denen sich die Trappen gerne aufhalten. Da man nie auf gute Schrotschußdistanz rechnen kann, ist es geraten, sich der kleinkalibrigen Büchse zu bedienen.

Das Wildbret der jungen Vögel ist sehr zart und delikat, das der älteren zähe und bedarf starker Beize.

433. **Der Kranich** ist Zugvogel, wird als Brutvogel nur in Pommern, Mecklenburg und Schlesien angetroffen. Wasserreiche Niederungen oder Sümpfe, moorige von Erlengebüsch unterbrochene Wiesen sind sein Lieblingsaufenthalt. Zur Zugzeit im Frühjahr und Herbst kann man sein Geschrei des Nachts in den Lüften manchmal hören, es gemahnt an das Gejaide des wilden Jägers. Die Jagd kann nur beim zufälligen Aufgehen mit Erfolg betrieben werden, sei es zur Zugzeit im Herbst, wenn die Kraniche zu kurzer Rast einfallen, oder an ihren Standorten beim Einstehen des Abends am Sumpfrand oder auch vom Entenschirm aus.

Ihr größter Feind ist weniger der Mensch als die rationelle Bodenbewirtschaftung, die ihm seine Existenzbedingung raubt.

434. Auch **der Schwan** gehört zur hohen Jagd. Er findet sich in den großen Landseen Europas, erscheint zur Zugzeit im Frühling in Ostpreußen im Frischen Haff mit dem Brechen des Eises, zunächst vereinzelt, dann in größeren Scharen, um dann später die Brutplätze aufzusuchen. Es ist ein Anblick von unvergleichlicher Schönheit, dieses mächtige Flugwild mit den breiten Schwingen und dem langen Halse sich von der klaren Luft abheben zu sehen. Sein Geschrei ist weithin hörbar. Da, wo dieses schöne Tier als Wildvogel auftritt, mag seine Bejagung von unverkennbar großem Reiz sein, jedoch sind auch dort Stimmen laut geworden, daß es eigentlich ein Unrecht sei, den Vogel, der sich fast in nichts von unseren zahmen Schwänen unterscheidet, zu erlegen. Der Schwan führt das schönste Familienleben bis zum Ende.

Wird ein Stück getötet, dann kommt an diese Stelle mehrere Tage nacheinander der andere Teil wieder zugestrichen, um zu klagen, und sucht nach seinem Gefährten. Man unterscheidet den Singschwan, den Höckerschwan, der der größte seiner Gattung ist, und den Zwergschwan. Dieser hält seine Zugrichtung sehr scharf ein im Frühjahr und Herbst und wird zwischen Ostsee und Frankreich, wo er brütet, in Holstein, Oldenburg, Hannover, Westfalen häufig angetroffen.

Der Schwan schwimmt ungemein schnell; steht er auf dem Wasser auf, kann er dies nur gegen den Wind fertig bringen. Man schießt ihn gelegentlich mit der Kugel.

Gefiedertes Raubwild.

435. Die Adler. Wie im Hochgebirge, im deutschen Bergwald und in den weiten Forsten der Tiefebene der Hirsch als der König des Waldes gilt, so herrscht nach alter Jägersitte in den lichten Höhen des Himmels, im Wolkengebirge, der Adler als König der Lüfte. Stolz zieht der große Flugkünstler, wie ein Pünktchen am blauen Firmament, seine gewaltigen Kreise, mit dem schärfsten Auge, das die Natur geschaffen, die kleinste Kreatur erkennend und prüfend.

In den bayerischen Alpen, im Allgäu, als S t e i n a d l e r, in Ostpreußen als G o l d a d l e r bekannt, ist dieser Typus als Horstvogel nur in wenigen Exemplaren verbreitet. Die verschiedene Bezeichnung des gleichen Typs dürfte wohl nur im Alter und der damit verbundenen Färbung des Gefieders zu suchen sein. Der Steinadler wird steinalt, wird erst nach dem 10. Jahre fortpflanzungsfähig und soll in Gefangenschaft ein Alter von über 100 Jahren erreicht haben. Von den 2—3 Jungen, die ausgebrütet werden, bringen die alten Horstvögel selten mehr als 2, oft auch nur eines auf. Die meist sehr schmalen Felsenhorste vertragen eine größere Bewegung der sich drängenden und nach dem Raub so gierigen, nimmersatten Jungen auf die Dauer nicht und mancher der kleineren Vögel stürzt vom Horst. Der zugetragene Raub besteht aus Gemskitzen, Rehkitzen, Hasen, Lämmer, Fuchs, Katze, Geflügel, aber nie aus Aas. Daß der Steinadler zur Horstzeit großen Schaden anrichten kann, ist erklärlich. Eine methodische Jagdausübung läßt sich nur schwer feststellen. Wer die Elternvögel nicht am Horste abzuschießen vermag, der versucht sie am geschlagenen Raub mit dem Tellereisen zu fangen. Da die geringste Veränderung in der Umgebung des geschlageuen Wildes das Mißtrauen des Adlers hervorruft, so ist große Vorsicht und Sachkenntnis notwendig.

Bei den Raubvögeln ist das Weibchen stets größer als das Männchen. Die besonderen Merkmale in den Klassen der Raubvögel finden Vortrag bei der Niederjagd, gefiedertes Raubwild.

Der K a i s e r a d l e r, kaum so groß als das Männchen des Steinadlers, ist in Deutschland nur Strichvogel, er findet sich häufig im Osten Europas, in den Donautiefländern, als Bewohner der Steppen. Horstet lieber auf Bäumen.

Der Z w e r g a d l e r ist ein Bewohner der Waldberge, vermeidet das Hochgebirge, wie die Steppe, er hat Aehnlichkeit mit dem Bussard, ist ebenso wie der S c h r e i a d l e r nur ein vorübergehender Besucher Deutschlands. Beide hassen gerne auf den Uhu. Der Zwergadler ähnelt in seinem Wesen sehr dem Steinadler, auch in seiner Gestalt.

Häufiger verbreitet findet sich der S e e a d l e r, er ist Bewohner der großen Landseen und fischreichen Flüsse, sein Horst ist in der Nähe derselben auf hohen Eichen, auch manchmal ganz niedrig im Schilf und erreicht durch Zubau eine ziemliche Höhe, so daß er auch kleineren Vögeln, wie den Rohrsperlingen, als Nistplatz dient. Der Flug des Seeadlers erscheint durch die großen Schwingen schwerfällig. Die Farbe der älteren Adler ist lehmgelb, die der jungen Adler dunkelbraun, welch letztere außerhalb ihrer Brutplätze häufig mit dem Steinadler verwechselt werden.

Die größte Verbreitung in Deutschland hat der F i s c h a d l e r.

Er ist ein starker Fischräuber und gibt der Otter darin nichts nach. Erst spät am Morgen, wenn die Gewässer nicht mehr dampfen, zieht er auf Raub aus und wählt dann gerne altbeliebte fischreiche Stellen, an denen er leicht erlegt werden kann. Da er gerne erhöht aufblockt, so ist auch sein Fang im Pfahleisen dort von großer Wahrscheinlichkeit. Auf den Uhu haßt er nicht.

Der **Schlangenadler** kommt am Rhein, in der Pfalz, in Schlesien, in Brandenburg häufig vor. Die Nackenfedern sind zugespitzt und stehen weit ab, an diesen Merkmalen wird er von seinen Artgenossen leicht unterschieden, seine Größe ist gering, er bildet den Uebergang zu den Weihen. Der Schlangenadler macht seinem Namen alle Ehre, außerdem fängt er Frösche, Eidechsen, Krebse, auch Fische. Sein Schaden ist gering und verdient er deshalb eher Schonung. Ich möchte bei dieser Gelegenheit nicht versäumen zu betonen, daß diese Art Raubvögel, deren Schaden so gering und so wenig nachweisbar ist, vor der gänzlichen Vernichtung bewahrt werden sollten. Namentlich sollte das Ausnehmen der Horste, Töten der Brut möglichst verhütet werden. Unsere schöne Tierwelt, zu denen diese großen Flugkünstler in erster Linie zählen, ist durch den Vernichtungskampf, den der Mensch oft aus reiner Mordgier, ohne wissenschaftliches Interesse gegen diese, die Natur belebenden Geschöpfe ausübt, ohnehin in Gefahr ihrer schönsten Zierden beraubt zu werden.

Ueber die näheren Unterscheidungsmerkmale der Adler von den anderen Raubvögeln siehe „gefiedertes Raubwild“ der niederen Jagd.

436. **Der Uhu** bietet, abgesehen davon, daß er einer der schönsten Raubvögel in Federzeichnung 2c. ist und daß er den Schaden, den er anrichtet, vielfach wieder, wenn auch unfreiwillig, durch seine Anziehungskraft auf das Raubgesindel der Lüfte ersetzt, dem Jäger noch anderweitiges Interesse. Er ist die Hauptveranlassung von den Sagen vom wilden Heer, vom wilden Jäger, dem Nachtgejaid durch seinen schauerlichen, unheimlichen Ruf, den er namentlich zur Paarzeit im Frühjahr ausstößt, wenn die Nacht hereinbricht. Wer je dem Duett des dumpfen, weit hörbaren Puhu! hu! hu! des Männchens und dem gräßlichen Kreischen des Weibchens, dem Schreien eines gemarterten Menschen nicht unähnlich, einsam im finsteren Walde gelauscht hat, der versteht die Entstehung dieser Sagen. — Der Uhu ist Standvogel, durchstreicht aber weite Gebiete. Obwohl Nachtraubvogel, ist er am Tage doch aufgeweckter als alle seine Verwandten und äugt auch dann ungeheuer scharf in die Ferne. Man kann ihn von seinen Artgenossen den Bestgehaßten nennen. Er nimmt mit allem vorlieb, was da kreucht und fleucht, wird zum Schaden für die Niederjagd, auch Aas verschmäht er nicht. Verschluckte Federn, Haare und Knochensplitter wirft er später als Gewölle in länglichen Ballen wieder aus. Es sollte, um das Aussterben dieses Vogels zu verhüten, nur der junge Nestvogel ausgenommen werden, um ihn zum Jagdbetrieb in der Auf- oder Krähenhütte zu verwenden.

437. Den Bau der Aufhütte setze ich als bekannt voraus. Vorzügliche Werke (Anhang) und Jagdbilder bringen das Wesen der Hüttenjagd, ihren Betrieb 2c. zum

Ausdruck, so daß ich mich kurz fassen kann und nur das Verhalten des Aufs in kleiner Skizze aus eigener Anschauung beschreiben werde.

Ich habe in der Ausübung der Hüttenjagd große, jagdliche Reize empfunden und mich immer vorzüglich dabei unterhalten, namentlich, wenn die Hütte so gelegen war, daß man aus den schmalen Schießscharten überall hin freie Aussicht hatte. Der Auf hockt auf dem Pfahl zunächst faul und unwillig. Die große Eule weiß, daß ihrer keine Vergnügungen harren, trägt den dicken Kopf eingesunken, die Ohrenbüschel schräg seitwärts und etwas nach hinten gestellt, das Gefieder aufgeblasen. Nur das Auge zeugt von Leben und Bewegung. Es ist von wunderbarer Schönheit, die tiefschwarze Pupille ist von feuriger Iris umgeben, so daß das Auge oft förmlich Funken sprüht und vom Goldgelb zum Orangerot spielt. Deutlich verengert und erweitert sich beim Atemholen die Pupille.

Die kleinen Singvögel, die ein furchtbares Gezeter erheben, beachtet er nicht. Sobald sich aber, wenn auch noch in weiter Ferne, eine Krähe sehen läßt, so wird sein Gefieder plötzlich glatt, er streckt sich etwas und die Ohrbüschel gehen zusammen und pfeilgerade in die Höhe. Das Näherkommen oder sich Entfernen markiert er sofort, der Hüttenjäger muß stets ein gutes Glas bei sich haben, um den jeweiligen Aufenthaltsort des aufgeblockten Raubvogels konstatieren zu können; der oft lange in der Ferne sitzen bleibt und beobachtet. Ist der Raubvogel größer und scheint er dem Uhu ein gefährlicher Gegner zu sein, so wird der Auf immer länger und schmaler, der Kopf geht unruhig hin und her, der Uhu knappt mit dem Schnabel, er blockt schließlich ab und duckt sich mit gesträubtem Gefieder und ängstlich nach oben gewendetem Kopfe auf den Boden oder er wirft sich auf den Rücken, die Fänge nach oben gerichtet. Dieser letzte Moment tritt natürlich erst ein, wenn der Raubvogel scharf auf den Auf haßt. Der Schuß auf den Raubvogel muß sehr rasch erfolgen, entweder wenn er auf den Krakeln oder Fallbäumen aufgehockt hat, oder über dem Uhu steht, oder im Stoßen sich wieder erhebt. Der Jäger muß trotz der verbergenden Hütte sehr vorsichtig mit der Handhabung der Schrotläufe sein. Diese dürfen nicht zu weit aus den Schießlöchern herausragen, sonst schwenkt der Raubvogel, mißtrauisch geworden, schon von weitem ab.

Wenn sich keine Raubvögel blicken lassen und der Auf mißmutig und schläfrig auf seinem Pfahl hockt, dann muß man ihn ab und zu reizen. Dies geschieht, wenn man den Pfahl, Jule genannt, der in einer Röhre läuft, durch eine Hanfschnur etwas aus der Röhre herauszieht und den Pfahl dann wieder in die Röhre zurückfallen läßt. Diese Erschütterung veranlaßt den Auf, mit den Flügeln zu schlagen.

Kühles Wetter bei bewegter Luft ist der Hüttenjagd zusagender als sonnige, warme Tage. Der Uhu wird am besten in einem Korbe auf dem Rücken getragen, feste lederne Handschuhe sind unbedingt erforderlich, um ihn bei den Fängen zu fassen, mit denen er sehr energisch zu greifen versteht und ebenso wie mit dem scharfgekrümmten Schnabel starke Verletzungen hervorrufen kann. Man kann auch mit dem Uhu eine Streife unternehmen, indem man ihn in der Nähe von Feldhölzchen auf den Boden oder auf eine Krücke setzt und sich selbst

in der Nähe in dichtem Gebüsch, vorzüglich nach oben gedeckt, verbirgt.

Der Uhu ist mit Mäusen, kleinen Vögeln, Pferdefleisch, Gescheide 2c. sehr leicht zu unterhalten, er braucht viel Wasser, um zu baden und soll nicht zu viel Fleisch und namentlich nicht viel geschossenes Wild erhalten, da er teils an Herzverfettung, teils an Bleivergiftung krepiert. Drei Krähen oder drei Eichhörnchen pro Woche genügen vollauf.

3. Niedere Jagd.

Haarwild.

438. **Der Biber** kommt in Deutschland nur noch in geringen Stämmen oder Kolonien vor, wie in der unteren Saale, an der Elbe bei Aken und Wittenberg, und im Anhaltischen. Auch in Bayern war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Biber an der Donau und an der Amper, allerdings in nur wenigen Exemplaren, noch heimisch. Der Biber ist der größte Nager, erreicht ein Gewicht von 20—30 Kilo. Der breite, schuppenartige Schwanz wird Kelle genannt. Unter dem Weidloch hat er zwei Drüsen, die mit dem sogenannten Bibergeil, einer übelriechenden, aber von den Apothekern geschätzten Masse, gefüllt sind.

Die Nahrung des Bibers besteht aus Fischen, aber auch vorzugsweise aus vegetabilischen Stoffen, aus der Rinde weicher Holzarten, wie Pappeln, Aspen, Weiden, ebenso aus Wasserpflanzen und Wildobst. Der Schaden ist unbedeutend, den er anrichtet. In den noch vorhandenen Kolonien genießt der Biber absolute Schonung.

439. **Das Murmeltier**, auch Mankei in der Sprache der Aelpler genannt, kommt in Deutschland nur im bayerischen Hochgebirge vor, das Männchen heißt Mankeibär, das Weibchen Mankeikatz. Seine Heimat ist die Gesteinsregion, seine Nahrung die aromatischen Kräuter der Alpenflora, es hält einen ausgiebigen Winterschlaf.

Die Schußzeit ist sehr kurz, 15. August bis 31. Oktober. Das Mankei braucht einen guten Schuß, weil es sonst in den Bau einfahrt und verloren ist, am besten Kugelschuß in den Kopf. Da zur selben Zeit die Jagd auf Hirsch und Gams auf dem Höhepunkt steht, so kann man es sich gut denken, daß man schon um der Ruhe im Hochgebirgsrevier willen es meidet, einen Schuß abzugeben auf ein so kleines und so wenig wertvolles Tier. Das Graben der Winterbaue wird von Unberechtigten manchmal geübt und sollte verhütet werden, um der Vernichtung des harmlosen Nagers vorzubeugen.

440. **Der Hase.** Von allen Wildarten das vielgeplagteste, vielbegehrteste, am meisten verfolgte Tier. Der alte Wildungen sagt:

Menschen, Hunde, Wölfe, Lüchse,
Katzen, Marder, Wiesel, Füchse,
Adler, Uhu, Raben, Krähen,
Jeder Habicht, den wir sehen,
Elstern ja nicht zu vergessen,
Alles, alles will ihn fressen.

Seine ungeheure Fruchtbarkeit und das große Anpassungsvermögen setzt ihn in den Stand, allen gestellten Forderungen nachzukommen, so gewissermaßen die Nachstellungen herauszufordern.

Fast jede freilebende Wildgattung leidet unter den gesteigerten Kultur-

verhältnissen und geht quantitativ und qualitativ zurück. Der Hase dagegen gedeiht nicht nur, sein Geschlecht nimmt sogar noch zu, als wenn das alles nur für ihn vorhanden wäre und auf seinen schwachen Schultern ruht infolgedessen oft allein die schwere Last des Jagdpachtes.

Wird Zuwachs und Abschuß in ein richtiges gegenseitiges Verhältnis gebracht, dann gedeiht Freund Lampe und die Rente der Jagd steigt, ist das nicht der Fall, wird unrationell gewirtschaftet, dann versagt selbst seine große Fruchtbarkeit, seine Zahl schwindet dann rapid.

Mitte September, wenn die Getreidefelder abgeräumt sind und die Kartoffelernte beginnt, geht die Schußzeit auf Hasen auf. Leider, muß ich sagen, denn wer jetzt schon anfängt, Hasen zu schießen, wird manche trächtige Häsin, manchen kleinen, hoffnungsvollen Junghasen, der in 6 oder 8 Wochen später das dreifache an Gewicht betragen würde, erlegen. Der Hase ist auch zu dieser Zeit noch nicht gut im Wildbret. Die reichliche, bequeme Sommeräsung läßt an seinem Fleische das Kernige, Feste, Ausgereifte vermissen, welches sein Wildbret im Spätherbst und Winter so auszeichnet. Der Hase, der in allernächster Nähe seine Saß gemacht hat und nur böckelnd oder hoppelnd zur Aesung gezogen ist, hat noch nicht gelernt, wie der Herbsthase flüchtig die abgeernteten Fluren zu durcheilen, hier vor einem kläffenden Bauernköter die Haken zusammenschlagend, dort vom Kartoffel grabenden Agrikel oder von Kindern aufgescheucht und planlos das Weite suchend, er muß erst wieder lernen, im Kampfe ums Dasein die Läufe zu gebrauchen. Dies gilt natürlich nur für den Feldhasen, der Waldhase, der in großen, bergigen Waldungen ohnehin nie zahlreich vorkommt, und dort weite Wege zur Aesung zurückzulegen genötigt ist, ist nicht so verwöhnt, sein Wildbret auch im Oktober nicht zu verachten, seine Setzzeit hört auch früher auf, als im flachen Lande.

Der Hase liebt Feld und Wald im Wechsel, ebenso angrenzendes Moos, Heide und ausgetrocknete Teiche, überall findet er das Zusagende für seine Aesung, die Deckung für sein gefährdetes Leben heraus, er liebt die süße Ruhe über alles, ebenso wie er den Wind haßt und sich nie auf kalten, dem Wind ausgesetzten Hängen aufhalten wird. Mit offenen Augen, heißt es, schläft der Hase. „Warum?“ „Weil ihm seine Haut zu kurz wird,“ sagt der lateinische Jäger, „wenn er die Lichter schließt, muß er das Weidloch öffnen, und diesen Zug verträgt er nicht.“ Die Schnelligkeit seiner Läufe ist seine Hauptstärke und hat den Ausdruck Hasenfuß geschaffen. Wer je eine Häsin ihren Satz gegen Krähen hat verteidigen sehen, der wird nicht mehr von Feigheit reden.

Die Einzeljagd mit dem Vorstehhund oder in ganz kleiner Gesellschaft wird ausgeübt, teils um einen Küchenhasen zu schießen, teils um diejenigen Jagddistrikte, die nicht zu größeren Treibjagden vorgesehen sind, zu bejagen. Man läßt den Hund nur kurz revieren und sucht nur jene Felder oder Schläge oder Plätze auf, wo man Hasen vermutet. Die fester als der Rammler sitzende Häsin läßt man am besten durch. Am flacheren Kopf und den tief angedrückten Löffeln soll man im Lager die Häsin vom Rammler unterscheiden.

Großen Reiz bietet die Einzeljagd mit dem Dackel. Sie

wird in größeren Waldrevieren ausgeübt, die wegen des geringen Hasenstandes nicht getrieben werden. Man läßt den kleinen, eifrigen Jagdgesellen, am liebsten bei steilen Hängen, revieren, bis man am Geläute hört, daß er einen Hasen hoch gemacht hat. Man begibt sich dann auf die Stelle, wo man den Hasen und den Hund zuerst gesehen hat. Der Hase läßt sich nicht weit jagen und kehrt nach 1/4 oder 1/2 Stunde auf Umwegen wieder an seinen alten Aufenthaltsort zurück, wo er vom Jäger geschossen wird.

Die Treibjagden können verschiedener Art sein. Im Walde sind Vorstehtriebe beliebt, bei denen die Rückwechsel am besten nicht besetzt werden, um den zurückgehenden Hasen, meist Häsinnen, die Gelegenheit, sich zu salvieren, nicht zu nehmen. Liegen die Hasen bei feuchter oder warmer Witterung und in großen Dickungen fest, dann müssen diese Rückwechsel besetzt werden, schon deshalb, um den Trieb wieder zurücktreiben zu können. Die Verwendung von Dackeln zum Treiben ist in steilen Hängen, dicht mit Gestrüpp bewachsenen Waldungen, in denen Niederwaldwirtschaft getrieben wird, sehr zu empfehlen, namentlich wenn die Hunde gut jagen, d. h. nicht weiter als bis zum Ende des Bogens und das Aufgebot an Treibern ein geringes ist.

Ein Dackel ersetzt 6 Treiber. Häufig empfiehlt es sich zur Schonung der Jagd, den einen oder anderen Trieb liegen zu lassen. Es sollte nur einmal im Jahre jeder Bogen getrieben werden. Das Wild wird, abgesehen von der großen Beunruhigung, sonst sehr stark dezimiert.

Feldvorstehtreiben sind da anzuwenden, wo die Ungunst des welligen oder bergigen Geländes ein Kesseltreiben als zu gefährlich erscheinen läßt. Man wählt zu diesem Treiben als Linie für die Schützen abschließende Höhenrücken, die leicht mit Obstbäumen oder Hecken 2c. bewachsen sind, große Straßen mit Alleebäumen, Waldränder. Auf drei Seiten werden die Schützen angestellt, die vierte Seite bildet die Treiberwehr. Liegen die Hasen sehr fest, so ist es nötig, einige, aber wenige Schützen in der Treiberkette mitgehen zu lassen, um die rückwärts herausrutschenden Hasen zu schießen. Da dies aber meist Häsinnen sind, so sollte nur ein geringer Gebrauch von dieser Methode gemacht werden. Diese Feldvorstehtreiben finden gewöhnlich bei trockenem Frost und Schnee statt.

Eine praktische Verteilung der hundebesitzenden Jäger ist Sache des Jagdherrn. Grundsatz muß bleiben, nie einen Hund in den Trieb zu lassen, um einen angeschossenen Hasen zu holen. Erst nach Beendigung des Treibens werden die angeflickten Hasen apportiert.

Beim Kesseltreiben ist die Anlage des Kessels von größtem Wert, jeder Jäger sollte es sich zur Pflicht machen, den Anordnungen des Jagdherrn gewissenhaft nachzukommen, nur dadurch schädigt er nicht die Kasse des Jagdherrn und den Anlauf der benachbarten Jagdgäste 2c.

Die böhmischen Streifen beruhen auf dem Grundsatz, daß der Hase sich nur eine bestimmte Strecke vorwärts treiben läßt, dann umkehrt und nach seinem alten Platz zurückstrebt.

Die Streife wird so angelegt, daß die Jäger auf einer langen Linie mit verteilten Treibern in gerader Richtung vorrücken, an beiden Flügeln zweigen Seitenwehren

im Haken auf 300 Schritte ab. Man kann auch das Ende des Triebes durch Treiber mit Federlappen markieren, welche die Hasen zur Umkehr zwingen. Auch die Rebhühner scheuen sehr diese Lappen und streichen gegen die Schützen zurück.

Da der Hase dasjenige Wild ist, welches in größerer Zahl zur Strecke kommt, so liegt die Gefahr nahe, daß durch die weittragenden Gewehre die Schützen sich gerne verleiten lassen, um die eigene Streckenzahl zu vergrößern, weit auf Hasen zu schießen, den armen Lampe jämmerlich anzuschießen und anzuflicken. Bei Waldtreiben ist jedes angeschossene Wild dem Revierjäger genau anzugeben und der Anschuß zur leichteren Auffindung zu verbrechen.

Als Feinde, die dem armen Löffelmanne das Leben sehr erschweren, sind auch innere Krankheiten zu rechnen, die teils auf Ansteckung, teils auf zu üppige und kräftige Nahrung, Oelsamen ꝛc. zurückzuführen sind. Parasiten in Lunge, Leber, Milz und Eingeweiden vermögen einen Hasenstand namentlich im Frühjahr nach hartem Winter arg zu dezimieren.

Ueber den Schaden, den der künstliche Dünger an Hasen und Rehen anzurichten vermag, ist viel geschrieben worden. Die Untersuchung hat ergeben, daß nur dann eine Gefahr für das Wild besteht, wenn beim Ausstreuen des Düngers trockene Witterung besteht und der pulverisierte Dünger nicht durch Tau oder Regen von den feinen, kleinen Blättchen, die meistens dem Wilde zur Nahrung dienen, in den Boden abgeschwemmt wird. Die Aufnahme dieses Pulvers verursacht beim Wilde Entzündungen der Magen- und Darmschleimhaut, an denen dasselbe eingeht.

So rasch ein Hasenstand ruiniert werden kann durch unrationelle Behandlung und zu starkem Abschuß, so schwer ist derselbe wieder in die Höhe zu bringen. Es dauert oft lange Jahre und erfordert absolute Ruhe im Revier, viel Hege und Schutz des geringen, noch verbliebenen Standes, Füttern im Winter und Einsetzen von widerstandsfähigen, kräftigen Stämmen im Frühjahr, um den Wildstand wieder zu heben. Außerdem muß man zur Satzzeit fleißig im Revier sein, jede wildernde Katze, jeden jagenden Bauern- oder Stadtköter und das Rabengesindel vernichten. Die übrigen Räuber sind durch Legen von Eisen, durch die Hüttenjagd ꝛc. kurz zu halten. Der erste Satz ist in vielen kalten Lagen mit starkem Nachwinter meistens verloren, wenn nicht das Hegen durch Futterplätze und Freimachen von Schnee auf Wintersaaten hilft. Die alten Setzhasen gehen manchmal auch durch Milchfieber verloren.

441. Das Kaninchen wird der kleine Vetter des Hasen genannt. Trotz der großen Stammesverwandtschaft und der ziemlich ähnlichen Familienanschauungen besteht keine große Freundschaft zwischen den beiden Nagern. Die beängstigende Fruchtbarkeit des Karnikels dürfte dem in dem nämlichen Glashause sitzenden Lampe wohl keinen Grund geben, sein Vetterchen mit Steinen zu werfen. Gerade deshalb liebt aber der Hase die Nähe des Karnikels nicht und hält sich nur vereinzelt in der Nähe deren Baue auf. Es wird wohl die Liebe zur Ruhe sein, die ihn veranlaßt, den Verkehr mit den ewig unruhigen und immer auf den Läufen befindlichen Verwandten zu meiden. Das Kaninchen lebt zumeist im Bau, der Aufenthalt in der Erde gibt ihm keinen ange-

nehmen Geruch und auch sein Fleisch, von Wildbret kann man freilich nicht reden, ist nicht sehr begehrenswert, es ist süßlich im Geschmack.

Der jagdliche Nutzen ist sonach minimal, sein Schaden sehr groß. Es unterwühlt Waldungen, die der Zerstörung entgegengehen, Dämme, Hänge, verursacht Erdrutschungen und ist, wenn einmal heimisch geworden, nicht auszurotten. Es liebt leichten, sandigen Boden, der sich nicht gerade durch übergroße Fruchtbarkeit auszeichnet und ist deshalb doppelt schädlich, genießt aber auch das ganze Jahr über keine Schonzeit.

Die Jagd mit dem Gewehr allein bietet geringen Erfolg, obwohl es einem flinken Schützen ein Vergnügen bereitet, den über das Geräumt flitzenden kleinen Kerl auf den Kopf zu stellen. Am ergiebigsten ist noch das Frettieren. Das Frettchen, ein kleines, zur Familie der Marder gehörendes, sehr bissiges Geschöpf, wird gezähmt, fingerzahm gemacht und bringt die Karnikel zum Springen aus dem Bau. Ein Teil der Röhren wird von den Jägern unter Feuer gehalten, ein Teil mit Beutelnetzen zugesteckt, in denen die ausspringenden Karnikel sich fangen, ein Teil wird zugeworfen. Dem Frettchen müssen die Fangzähne gebrochen werden, denn erwischt es ein junges oder vielleicht angeschossenes Kaninchen, dann saugt es dessen Blut und wird in dem gesättigten Zustand müde, rollt sich zusammen und schläft, so daß es oft lange Zeit braucht, bis es herausschliefst, am besten hilft da noch im Bau angezündetes Laub, dessen scharfer qualmender Geruch das Frettchen zum Verlassen zwingt. Um die Kaninchen vor Ueberraschungen zu warnen, hängt man den Frettchen auch Schellen an.

Die Zucht der Kaninchenteckel wird, so hofft man in Jäger- und Züchterkreisen ein besserer und wirksamerer Ersatz für die Frettchen liefern, die zumeist träge und nicht immer disponiert sind.

Ist das Wetter sonnig und warm, trifft man das Kaninchen auf den Schlägen, wo es ziemlich gut vor dem Hunde aushält, große Schonungen werden am besten mit dem Hühnerhunde abgesucht, andere Schützen stehen an der Front und den Seiten vor. Man nimmt sehr feine, deckende Schrote zum Schuß und muß gut vorhalten, um das flinke Geschöpf zu treffen. Der Schuß ist ähnlich schwierig, wie der auf die Bekassine.

442. Der **Schneehase** oder **Alpenhase** ist im Sommer graubraun und einfarbig, nicht gesprenkelt wie unser Feldhase, im Winter schneeweiß mit schwarzen Löffelspitzen. Wenn der Gamsbock schwarz wird, wird der Hase weiß, sagt der Gebirgler.

Er ist nur spärlich in der Bergregion vertreten, denn sein Leben ist sehr kümmerlich. Die Jagd auf ihn lohnt nicht, sein Wildbret ist bläulich und hat süßlichen Geschmack, auch der Balg ist von geringem Werte. Der Schuß auf ihn gelegentlich der Bergjagden, oder bei der Pirsche auf Gams verursacht so viele Störung, daß höchstens im Tal beim Abendansitz auf dem Schnee der eine oder andere Schneehase erlegt wird. Es gewährt einen seltsamen Anblick, einen Schneehasen im Mondlichte laufen zu sehen auf hellglänzender Schneefläche, man glaubt bloß den Schatten desselben zu erblicken.

Haarraubwild.

443. Der Fuchs. Ueberall, wo dieses Schelmengesicht auftaucht, da wachsen die Klagen und Verwün-

schungen wie Pilze aus der Erde, der Bauer jammert über die fortgesetzten Räubereien an seinem Geflügelhofe, dem Jäger schädigt er die Niederjagd, er holt sich die brütende Auerhenne, Birkhenne, Fasanenhenne vom Nest, fängt den Junghasen im Klee, raubt das Rehkitz, nichts ist ihm heilig, seine Raubgier kennt keine Grenzen, gerade zu derselben Zeit, im Uebergang vom Frühling zum Sommer, wenn das Wild am schwächsten sich zeigt und am meisten der Ruhe und Schonung bedarf, ist seine Raublust am größten, das nimmersatte, ewig hungrige Geheck und die alte säugende Fähe verlangen ungeheuer viel Nahrung, man sehe nur einmal bei einem Fuchsbau nach. Nur wenige Wochen und der Jungfuchs übt sich selbst im Räubern, zunächst sind es Frösche, Grashupfer, Mäuse, denen er nachstellt, aber der gelehrige Schüler befindet sich auf einer eminenten Hochschule der Spitzbüberei.

Endlos ginge die Aufzählung aller seiner Schlechtigkeiten und Gemeinheiten fort.

Und doch zieht über des Jägers Antlitz ein heimliches Schmunzeln, wenn er dieses roten Spitzbuben gedenkt. Seltsam aber wahr. Er kann ihm nicht ganz feind sein, wenn er ihn auch mit allen Mitteln verfolgt. Sagen wir — mit allen erlaubten Mitteln. Dazu rechne ich alle Jagdarten, die ihn zu Pulver und Blei begnadigen, die Hetze aus dem Bau, den Fang und das Töten im Bau mit dem Dachshund, das Tellereisen oder den Schwanenhals mit der famosen, unübertrefflichen Witterung — aber nur **kein Gift**. Dazu ist der arme Kerl doch zu edel, als daß man ihn auf diese scheußliche Art der Vernichtung zuführt und so zahlreich ist seine Sippe nicht, daß der Jäger zu diesem Radikalmittel greifen muß.

Ich glaube, daß mancher brave Weidmann meine Anschauung teilen wird. Die Anhänger von Giftbrocken dürften wohl keine Ahnung haben, welche große Gefahren das Auslegen von Gift im Revier bei unseren ausgedehnten Kulturverhältnissen im Gefolge hat. Der Brocken kann von allen möglichen Tieren verschleppt und verschlungen werden und wie viel Liebhaber von Fleisch gibt es nicht unter den Menschen, ich erwähne beispielsweise nur die Zigeuner, die den Hund, den Igel, Fuchs, Raben, Eichhörnchen, Nußhäher als Delikatesse betrachten und ähnliche Liebhaber dieser Genüsse gibt es auch in der Bevölkerung von Stadt und Land. Die Kochkunst hat weitgehendste Fortschritte gemacht heutzutage und der Erfahrungssatz „was der Bauer nicht kennt, das frißt er nicht“, gilt in der Jetztzeit nicht mehr. Wie viel Hunderte von Menschen kennen das Revier mindestens eben so gut, wie der Jäger, wenn auch in anderem Sinne. Aus dem Walde zieht der Mensch heutzutage heraus, was nur möglich ist, kein Schlupfwinkel bleibt undurchsucht, Holzweiber und Grasweiber, Beerensucher, Pilzsammler, Wurzelgraber durchstreichen zu allen Tages- und Abendstunden die Wälder und auch zur Winterszeit gibt es immer etwas zu suchen und zu sehen und alles findet Verwertung, was aufgefunden wird, auch das vom Giftbrocken getötete Tier.

Eine gute Eigenschaft muß ich dem Fuchs doch nachrühmen. Er übt das Amt der **Gesundheitspolizei** im Revier hervorragend aus. Jedes angeschossene Stück Wild, das dem Jäger entgangen war, jedes von verheerender Krankheit befallene und den Keim der

Ansteckung in sich tragende Wild wird unfehlbar vom Fuchs gerissen und bei seiner großen Vorliebe für schärfsten Hautgout verschlungen. Es werden also z. B. Seuchen unter den Hasen vom Fuchs im Entstehen unterdrückt. Der Jäger wäre allein nicht imstande einer Epidemie wirksam entgegenzutreten. Warum also den Fuchs ausrotten? Der ausgewachsene Lampe fürchtet sich nicht vor dem Fuchs, der auch fast nie den Versuch macht, diesen zu überrumpeln, ich habe oft den äsenden Hasen und den mausenden Fuchs auf einem Acker beobachtet, wäre die Gefahr für den Meister Lampe wirklich so groß, so wäre er beim ersten Erblicken seines Todfeindes ausgeschlitzt wie Schafleder.

Ist ein Fuchs im Jagdrevier, so wird man seiner sehr bald gewahr. Die Baue, die jeder tüchtige Revierjäger kennen muß, sind befahren. Sie werden bei schlechter Witterung jedesmal vom Fuchs aufgesucht. Diese Baue zu beseitigen, wäre ein verkehrtes Mittel, im Gegenteil, alte Baue, die vom Fuchs gerne aufgesucht werden, müssen erhalten bleiben, um ihm das Handwerk legen zu können; nur solche verklüftete Baue, aus denen der Fuchs nur mit Mühe und nicht ohne Gefahr für den Dachshund zu sprengen sind, „Felsenbaue" sollten zerstört werden. Es sind nicht seine Räubereien allein, die Meister Reineke verraten, gewöhnlich merkt man sie erst, wenn es fast zu spät zum Eingreifen geworden ist; seine Visitenkarte findet man (Losung) sehr häufig an Kreuzwegen, auf Schneußen und Pirschwegen.

Die Jagd auf den Fuchs ist sehr vielseitig. Gelegentlich der größeren Waldtreibjagden im Spätherbst und Winter, wenn das Wetter trocken ist, und auch sonst beim Anstellen der Schützen und Treiber ziemlich viele Ruhe herrscht, läuft der Fuchs verlässig an und bildet eine Zierde der Strecke. Da er sehr bald los geht, eröffnet er meistens die Jagd, der erste vereinzelte Schuß der fällt, dürfte meistens ihm gegolten haben. Der Fuchs pflegt seinen Wechsel genau einzuhalten, außer er wird verstochen. Man versteht darunter, wenn der glückliche Schütze, anstatt sich ruhig zu verhalten und abzuwarten bis der Fuchs auf gute Schußdistanz sich genähert oder den Trieb verlassen hat, schon beim ersten Erblicken die Flinte hochnimmt. Das verträgt Reineke nicht, er schlägt um, wie der Blitz. Der Schuß an und für sich ist nicht schwer, der Fuchs trabt und flüchtet sehr schnell, aber gleichmäßig, da aber seine lange Rute den Jäger verleitet länger mitten auf dem Fuchs mit dem Korn zu bleiben, anstatt ihn gut am Kopf zu fassen, oder genügend vorzufahren, so geht der Schuß manchmal hinten weg. Aehnliche Wahrnehmungen kann man am Fasanenhahn machen.

Sehr interessant sind die Fuchsriegel bei Neuschnee. Die Treiben werden abgespürt, der Fuchs eingekreist und dann die Wechsel bestellt. Es genügen oft nur wenige Treiber, den Fuchs zum Losgehen zu bringen.

Die Ranzzeit Meister Reinekes fällt in die Wintermonate Januar, Februar. Nach 60 Tagen wölft die Fähe im Bau 5—6 Junge, die bis zur Hauptsetzzeit und Brütezeit des Nutzwildes im Mai und Juni geradezu unersättlich sind.

Ist es dem Jäger nicht gelungen, mit Hilfe des weißen Spürhundes der Hochzeitsgesellschaft habhaft zu werden, dann wird es Zeit mit dem Tellereisen zu operieren. Die Eisen werden zumeist im Felde, dem Hauptoperations-

gebiete des Fuchses, in der Nacht gelegt, in einer tiefen Furche, gut verdeckt mit Erde und Dung 2c. Bevor man zum Legen der Eisen schreitet, werden am besten am Abend, um das Verschleppen zu verhüten, Brocken gelegt, welche aus einer für den Fuchsgaumen berechneten Delikatesse bestehen, wie Katzengescheide, Hasengescheide, Eichhörnchen, angegangene und angebratene Heringe 2c. 2c. Sind diese angenommen, was man häufig an der in der Nähe abgegebenen Losung entdeckt, dann beginnt man mit dem Legen von Eisen, dem Schwanenhals, Kasteneisen, Tellereisen. Die Eisen sind natürlich mit Kette und Widerhaken versehen, sie müssen täglich nachgesehen werden. Gar vielerlei Fangmethoden gibt es, jedes praktische Handbuch für Jäger gibt darüber ausreichende Auskunft.

Fuchssprengen und Fuchsgraben. Erzielt die Revision der Baue, daß einer derselben befahren ist, oder daß eine Fähin ihr Wochenbett darin aufgeschlagen hat, dann sucht man der Räuber mit Hilfe des Dachshundes sich zu bemächtigen, bezw. wenn der Hund im Bau vorliegt und der Fuchs sich nicht sprengen läßt. Durch Einschlag im Kessel mit Hake und Schaufel die Räuberbande auszuheben. Genaue Kenntnis der Röhren ist notwendig, die entweder mit verlässigen Schützen besetzt werden, oder mit Steinen verrammt zu werden pflegen, wenn Fluchtröhren vorhanden sind, die man wegen der Bodenbeschaffenheit nicht unter Feuer nehmen kann. Erfahrene Dachshunde würgen die Jungfüchse meistens ab und schleppen sie aus dem Bau.

Auch der Ansitz am Bau bringt Erfolg, vorausgesetzt, daß der Jäger das genügende Sitzfleisch und Ausdauer dazu besitzt.

Eine Jagdmethode möchte ich noch erwähnen, die weniger geübt wird, aber nur deshalb, weil eine ziemliche Fertigkeit dazu gehört, das Anreizen des Fuchses mit der Hasenquäke, aber sie erfordert große Uebung, guten Wind und Ausharren. Aber wie gesagt, können muß man es. Wie beim Angstgeschreiblatten, glaube ich, liegt auch im Hasengeschrei der Hauptmoment des Reizes in dem Ausklingen der letzten feineren Töne, die den letzten Zweifel an der Echtheit des Gehörten im Rehbock, wie Fuchs beseitigen. In den schärferen, größeren Tönen wird bei allen Instrumenten vom Jäger die Aufmerksamkeit wachgerufen und je nach der Qualität des Instrumentes und der Fertigkeit des Ausübenden gelingt auch ab und zu dieses Mittel, beim einen besser, beim anderen weniger, aber den entscheidenden Moment zu finden und das entscheidende Etwas im Tone zu produzieren macht eben den Meister. Quod erat demonstrandum.

Diese eben angeführten Methoden, dem Fuchs möglichst Abbruch zu tun, können vollauf genügen, namentlich wenn der echte und rechte Weidmann sich ihrer bedient. Ueber das Legen von Giftbrocken mag entscheiden, wer will, ich verzichte darauf.

444. Der Dachs. Meister Grimbart, der ein sehr weitläufiger Vetter Reinekes ist, auf dessen Kerbholz manches geschrieben zu werden verdient, was dem armen dickfelligen Burschen angerechnet wird, ist eigentlich ein eingefleischter Vegetarianer. Doch wo viel Licht ist, da ist auch Schatten. Wenn er auf seinen nächtlichen Irrfahrten ein Waldhühnernest findet, oder ein Fasanen- und Rebhühnergelage, er nimmt die Eier heraus, den kleinen Junghasen verschmäht er auch nicht.

Trotzdem kann man ihn keinen eigentlichen Räuber nennen. Der Dachs wohnt eben ziemlich benachbart mit dem Fuchs, welcher sogar gerne bei ihm einmietet und da lernt eben Meister Grimbart viel, was ihn mit der scharfen Auffassung des Jägers in Konflikt bringt. Den Dachs schützt hauptsächlich seine Heimlichkeit, als Nachttier läuft er nur gelegentlich dem Pürschjäger an in der Dämmerung. Doch selten ereilt ihn das Geschoß des Jägers, der gerade zu dieser Zeit dem guten Geweihträger seine Aufmerksamkeit schenkt. Seine Schußzeit beginnt mit dem 15. September und hört Ende Dezember auf. Sein Wert ist nicht sehr bedeutend. Die Schwarte kann als Fußteppich verwendet werden, die langen Haare geben gute Rasierpinsel, das Fett gibt eine vorzügliche Lederschmiere, die Hinterläufe werden gut geräuchert und geben ganz vorzügliche Dachsschinken von zartestem Fleische. Das ist kein Wunder, denn er nährt sich im Frühling und Sommer von Wurzeln, Kräutern, Schwämmen, Käfern, Larven, Heuschrecken, Schnecken, Regenwürmern, im Herbste von Obst, Rüben, Buchen und Eichelmast und schläft im Winter. Die Ranzzeit findet nach neuesten zuverlässigen Angaben nicht wie bisher angenommen wurde, vor dem Winterschlaf, November, statt, sondern Ende Juli und im August. Im Februar und März wirft die Dächsin 3 Junge. Es ist sonach ähnlich wie beim Reh eine Ruhezeit des befruchteten Eies zu konstatieren.

Bei den Herbsttreibjagden läuft er manchmal dem Schützen an, wenn er vom Tageslicht überrascht, keine Zeit oder vielleicht auch keine Lust gefunden hat, seinen Bau zu erreichen. Er neigt sehr zur Fettsucht. Es ist ein drolliger Anblick, den feisten Burschen sich an einem Eichenstock abmühen zu sehen, wenn er nach Larven oder Wurzeln sticht, er schnauft und rohrt gewaltig, wie ein von ärgstem Asthma geplagter Mensch. Bei dieser Gelegenheit kann man ihn, den man schon weit blasen hört, bis auf wenige Schritte anpürschen. Das verdutzte Gesicht und der Versuch den Rückzug mit größter Beschleunigung anzutreten erweckt geradezu Heiterkeit.

Auch der Anstand am Bau bei Mondschein wird geübt. Der Dachs verläßt den Bau oft sehr spät und erfordert der Ansitz viel Geduld. Man muß den Dachs aber gut einige 8—10 Schritte herauslassen, da er sonst angeschossen wieder zurückgeht oder verloren ist.

Beim Graben aus dem Bau und Aushetzen sind sehr scharfe ältere Hunde notwendig, die den Rummel gut kennen. Der Dachs setzt sich sehr heftig zur Wehr und verletzt oft ziemlich stark die Hunde. Um den Einschlag richtig vornehmen zu können, müssen die Hunde fest vorliegen und den Dachs am Ende des Kessels halten. Ist der Dachs im Kessel freigelegt, wird er mit der Zange, deren Griffe um seinen Hals sich schließen, ausgehoben. Das Anbohren mit dem Krätzer, einer Schraubenzange, ist grausam und unweidmännisch.

445. Die Fischotter ist ein gewaltiger Fischräuber und verdient als solcher größte Beachtung und Verfolgung von seiten des Jägers, zu dessen Pflichten es gehört, Schädlinge im Haushalte der Natur kurz zu halten. Wenn Jäger und Fischer bei der Verfolgung dieses Räubers Hand in Hand gehen würden, dann dürfte wohl eine böse Zeit für die Otter kommen. Die Vermehrung der Otter ist sehr groß, von einer bestimmten Ranzzeit kann nicht ge-

Wolf
trabend

Hund
trabend

Fuchs

schnürend

schleichend

flüchtig

221. Fährten I.

Dachs

vertraut — flüchtig

Otter

vertraut — flüchtig

Marder

springend — flüchtig

Katze

vertraut — flüchtig

Hase

flüchtig

222. Fährten II.

sprochen werden, es finden sich zu jeder Jahreszeit Junge. Keine Wildart ist in Rücksicht des Aufenthalts so unstet, wie die Otter. Sie hat mehrere Wohnungen, die oft stundenweit auseinanderliegen, kehrt aber gerne an die ihr lieb gewordenen Fischplätze und Wohnplätze zurück und verfehlt dann selten den gewohnten Ausstieg, der fast immer aus tiefem Wasser gerade ans Land führt. Diese Plätze ausfindig zu machen, ist Sache des Jägers, der dort mit Geschick seine Eisen zu legen hat. Das Tellereisen muß sehr starke Federn besitzen, denn kein Tier wütet so im Eisen, als die Otter.

Die Eisen können auf dem Lande oder im Wasser gelegt werden, je nach den Wasser- und Grundverhältnissen, eine solide und feste Verankerung ist notwendig. Während des nächtlichen Fischens pfeift die Otter sehr scharf und weithin hörbar, besonders zur Ranzzeit oder wenn mehrere Ottern beisammen sind, im Kampfe mit dem Hunde und bei heftigem Schmerze stößt sie ein Kreischen aus.

Die Otter macht auch zu Lande von einem Gewässer zum andern große Wanderungen, so daß man sie gelegentlich sogar in einem Fuchsbau antrifft. Ihren Bau im Wasser legt sie an überhängenden Gestaden unter Baumwurzeln an, so daß die Mündung noch unter Wasser sich befindet. Eine Luftröhre befindet sich stets am Ufer.

Man kann den rauhhaarigen Hühnerhund als Otterhund abrichten, der lernen muß, die Luftröhren, die sich wenige Schritte vom Ufer befinden, abzusuchen. Der Otterjäger, der ungefähr die Baue kennen muß, läßt dessen Anwesenheit durch den Hund konstatieren und dann graben, der Hund muß lernen, der unter Wasser flüchtenden Otter zu folgen. Es sind hierzu mehrere Hunde erforderlich und die größte Aufmerksamkeit des Jägers.

Der Ansitz auf die Otter ist eine sehr zeitraubende Jagdmethode, doch von Erfolg, wenn die Ausstiege vielleicht in der Nähe einer Mühle sich befinden und von dort aus öfter des Nachts bei Mondlicht kontrolliert werden können. Ist eine Otter nun einmal festgemacht, dann muß die nächste, wenn mondhelle Nacht dazu bestimmt werden zum Ansitz. Doch ist der Fang mit dem Tellereisen allemal vorzuziehen.

Es ist begreiflich, wenn der Jäger bestrebt ist, die Otter, wo er nur kann, zu verfolgen, denn ihre Mordlust ist groß, sie raubt Fische, die sie nur zum Teil frißt und liegen läßt. Dadurch verrät sie noch am ehesten ihren Ausstieg. — Nach dem neuen bayer. Fischereigesetz ist der Fang der Otter auch in die Hand des Fischers gelegt.

Wer die Gewohnheit des Wildes jeglicher Art kennt in den bewachsenen Rändern von Wasserläufen und Teichen sich zu stecken, wo auch die Otter seine Wechsel und Ausstiege hat, der wird wohl über die Unzulänglichkeiten dieser Verordnung, die zwischen Jäger und Fischer großen Verdruß herbeiführen müssen, nicht im unklaren bleiben. Vielleicht trifft dann hier der Erfahrungssatz zu: duobus certantibus tertius gaudet.

446. Die Wildkatze ist ein Raubtier, das über ganz Deutschland verbreitet ist, es findet überall seine Heimat, wo große Waldungen Unterschlupf bieten. Die verwilderte Hauskatze wird vielfach als echte Wildkatze geschossen, sie nimmt auch Form und Farbe häufig von derselben an. Wer aber je Gelegenheit hatte, einen echten ausgewachsenen Wildkater auf der

Strecke zu sehen, der ist sich nie mehr darüber im Zweifel. Vor allem die Größe und das Gewicht ist charakteristisch, 16—20 Pfund schwer und eine Höhe von 45 cm. Der über den Rücken sich ziehende schwärzliche Streifen und die bebänderte Rute ist auch bei verwilderten Katzen zu konstatieren, die Rute hat 22 Wirbel gegen 21 der Hauskatze, das Gescheide der Wildkatze ist um ein Dritteil kürzer und der Sohlenfleck der Wildkatze unverkennbar, der ebenso wie die Lippen vollkommen schwarz ist.

Im scharfen Aeugen, auch bei Nacht, in ebenso scharfem Wittern und sehr leisem Vernehmen wird sie von keiner Wildart übertroffen. Ihre Nahrung sind kleinere Säugetiere und Vögel, auch Fische liebt sie über alles, Aas verschmäht die Katze.

Dem unverdrossenen und fleißigen Jäger beschert der alte Freund „Zufall" manchmal das seltene Weidmannsheil beim Revierbegang dem gefährlichen Räuber zu begegnen, oder er wird auf ihn aufmerksam durch das ängstliche Geschrei kleiner Vögel, das Kreischen der Häher, oder das Fauchen der Eichhörnchen, alles Anzeichen, daß von einem Genossen des lichtscheuen Gesindels, wie Marder, Wiesel, Katze, auch Fuchs eine Untat verübt wurde, oder werden soll. Wer im entscheidenden Momente mit Hasenquäke oder einer Vogelstimme oder auch mit dem Mäuseln aufzuwarten versteht, dem könnte leicht Hubertus hold sein und ihm den Anblick einer Wildkatze bescheren. Ist die Katze nicht tödlich getroffen, so geht sie bei ihrem zähen Leben weit, und ist nur mit dem Hunde noch zu bekommen, der sie zum Aufbäumen zwingt.

Auch hier beruht die Schwierigkeit der Jagd darin, daß der fortholzende, d. h. von Baum zu Baum auf den Zweigen weiter flüchtende Räuber in dichten hohen Beständen leicht dem Auge entschwindet. Der brave Hühnerhund, der auf Marderjagden diesen Rummel kennen gelernt hat, verfolgt oft ausgezeichnet mit den Augen auch den Freund Hinz, für den der scharfe Raubzeugwürger eine ganz besondere Vorliebe besitzt.

Hohle Bäume, Felsspalten, auch Dachsbaue liebt die Wildkatze als Aufenthalt. Aus den Bauen wird sie mit dem Dachshund gesprengt, aus den Bäumen ausgeräuchert.

Bei großen Waldtreibjagden läuft sie dem Jäger an, wie der Fuchs. Hier darf, ja sogar muß der Hund sofort gelöst werden, um die Katze zum Aufbäumen zu zwingen, wenn sie angeschossen ist.

447. Die Marder gehören zu den gefährlichsten Schädlingen der Niederjagd, da sie durch ihre Mordgier große Verheerungen unter dem Kleinwild und namentlich bei den Hühnersorten anrichten und durch ihre große Heimlichkeit den Nachstellungen des Jägers mit der Schußwaffe sich zu entziehen wissen.

Der alte Kobell sagt von ihnen:

Stein- und Edelmarder sind wohl zu kennen beide,
Jenem ist die Kehle weiß, dem wie gelbe Seide.
Willst du aber Raub und List an dem Paar vergleichen,
Darzutun den größern Schelm, weiß ich keine Zeichen.

Beide Marderarten kommen zusammen vor im gleichen Revier, mischen sich auch gelegentlich. Der Edelmarder hat feinere Behaarung, ist um ein weniges größer, sein Balg wertvoller, als der des Steinmarders.

Der Edelmarder ist reines Baumtier, hohle Bäume, verlassene Nester

von Wildtauben, Eichhörnchen und Raubvögeln sind seine Wohnung. Der Steinmarder hält sich mehr bei den menschlichen Wohnungen auf, in Scheunen, Ställen, Gartenhäusern, altem Gemäuer, Holzstößen 2c., nistet sich in Heulagern ein und macht an der Wand und unter den Balken seine Gänge und pflegt den Landwirt ungleich mehr zu besteuern, als den Jäger.

Die Jagd auf den Edelmarder mit der Schußwaffe allein ist ungemein schwierig, selbst für den guten Raubzeugjäger ist es eine harte Aufgabe, die Spur bei Neuschnee zu halten. Sie hört auf, sobald der Marder holzt, d. h. von Baum zu Baum weiter flüchtet. Die von den Aesten abfallenden Schneeklümpchen sind unschwer zu sehen. Jeder Horst, jeder dicke Ast muß geprüft werden, die Spur führt durch Dickungen mit starkem Anhang, zeigt häufige Wiedergänge. Ohne verlässigen Hund ist es oft unmöglich, die Fährte zu halten. Bevor der Marder sich auf einem Baume oder in einem Horste steckt, pflegt er zu nässen, wodurch er auf dem Schnee dem Jäger, oder dessen treuen Begleiter sich verrät.

Den besten Erfolg verspricht noch der Fang des Marders im Eisen und in der Kastenfalle. Die Eisen müssen sehr sauber gehalten sein, event. verwittert werden und bevor sie gelegt werden, ist der Marder anzukirren. Frische Eier, gedörrte Pflaumen, Anisöl und Kampfer bilden ein großes Anreizungsmittel.

Der Iltis ist in gleicher Weise schädlich, wechselt häufig mit seinem Wohnort, den er im Winter in die Nähe menschlicher Wohnungen verlegt, wo er größeren Raub findet. Er wird auch Ratz oder Stänker genannt, soll Ratten und Mäuse vertilgen, aber der Niederjagd wegen seiner Vorliebe für Eier sehr schädlich sein. Sein Balg ist weniger wertvoll, wird aber gut bezahlt, behält jedoch den scharfen penetranten Geruch, der unter der Rute in zwei Stinkdrüsen aufgespeichert ist.

Das Wiesel ist der kleinste, aber tückischste Räuber der Niederjagd, namentlich der Fasanerien. Kleine Eisen und Kastenfallen sind allein imstande seiner Gefährlichkeit Halt zu gebieten. Lockspeisen in Gestalt von kleinen Vögeln, die an Stäben über dem Eisen aufgehängt werden, oder Bilsenöl und Moschus in der Kastenfalle sind zum Ankirren anzuwenden.

Wie wenige kennen die Schädlichkeit dieser sämtlichen eben genannten Räuber, die eine Wildbahn vollkommen ruinieren können.

Entsprechende Prämien und Ueberlassung des oft kostbaren Balges an den Revierjäger können allem Einhalt gebieten.

Nützliches Federwild.

448. Das Rebhuhn. In Flur und Feld wird es lebendig, der Vorstehhund, der als Mädchen für alles gelegentlich zu einer Schweißjagd das mühsam Erlernte verwerten durfte, oder zur Wasserjagd auf Jungenten sich die nötige Bewegung machen durfte, tritt jetzt voll in seine Rechte. Es geht manchem Jäger nichts über einen schönen Herbsttag im Kartoffelfeld oder Rübenacker, wenn er in kristallheller Luft den Blick in die Ferne richtet, die ihm das ganze Jahr über nie so wunderbar entgegenschimmert, wie in den Zeiten der herbstlichen Feldjagd.

Es liegt ein eigenartiger Zauber in der Ausübung der Hühnerjagd, namentlich wenn das Revier gut besetzt ist und der Hund sauber arbeitet.

Hühnersuche. Der Hühnerhund muß eine vorzügliche Nase und eine geräumige Suche haben,

mag er nun Setter oder Pointer, Deutschlanghaar oder Kurzhaar oder Stichelhaar sein. Die Auswahl desselben ist meist Liebhaberei und soll sich eigentlich mehr nach dem Temperament des Jägers richten. In großen weiten Flächen mag der flinke Pointer Hervorragendes leisten, in bergigem und hügeligem Gelände kommt er häufig außer Sicht und mancher zieht dort den ruhiger suchenden deutschen Hund vor, der namentlich, wenn die Kette gesprengt ist, die einzelnen Hühner verlässiger ausarbeitet. Der Aufgang der Jagd richtet sich nach den Ernteverhältnissen der Gegend und wird von den einzelnen Regierungsbezirken jeweilig durch Verordnung bekannt gemacht.

Jagdart. Am angenehmsten ist die Einzeljagd oder eine Jagd in kleiner Gesellschaft, wo jeder mit eigenem Hunde die Ketten aufsucht und sich ganz dem Genuß der Jagd hingibt. Es kommt diese Art zu jagen an Reiz der Pürsche am nächsten.

Auch in größerer Gesellschaft in breiter Streife kann die Hühnersuche ausgeübt werden, namentlich in ebenem Gelände. Es werden hier die Hunde führenden Jäger gleichmäßig verteilt, die Träger mit Hühnerkörben, in denen die erlegten Hühner aufgehängt werden, oder mit kleinen zweirädrigen Karren folgen zwischen den streifenden Jägern. In den Karren werden in wasserarmen Revieren Blechkannen mit Wasser gefüllt für die Hunde mitgeführt.

Verhören und Abschuß. Das Verhören der Hühner in den frühen Morgenstunden, wenn der Hahn das Volk zusammenruft, bildet eine große Erleichterung, namentlich wenn der Stand an Hühnern ein geringer ist. Die angenehmsten Stunden zur Hühnerjagd sind die Morgenstunden von 8—11 Uhr und nachmittags von 3 Uhr ab bis abends. Vor 8 Uhr morgens hindert der an den Gräsern und dem Kraut anhaftende Tau den Hund die Witterung aufzunehmen, wodurch manches geschossene Huhn verloren geht.

Steht das Volk auf, sollen, wenn möglich die Althühner geschont werden. Es ist ein großer Unterschied zwischen dem im Aufgang der Jagd sich mühsam aus den Halmen herausarbeitenden Huhn und dem im späteren Verlauf sich rasch erhebenden zur vollen Stärke herangewachsenen Vogel, der namentlich im Oktober wie ein Pfeil davonschwirrt, aber den Hühnergalgen besser ziert, den Wildbrethändler und die Jagdkasse mehr befriedigt, als die kleinen unscheinbaren halbgewachsenen Vöglein. Ein alter Jägerspruch lautet:

Zu St. Johann fangen die Hühner
das Streichen an,
Wer sie ganz erwachsen mag, schieß
nicht vor Remigiustag (1. Okt.).

Behandlung nach der Jagd. Bei heißer Zeit ist es dringendes Erfordernis die geschossenen Hühner gelegentlich der allerersten Ruhepause auszuziehen. Die Gärung im Gescheide beginnt bisweilen schon nach einer Stunde, ebenso sind die Hühner frei zu hängen.

Fortpflanzung. Nun noch einige Worte über die Naturgeschichte unseres Huhnes. Die Eheverhältnisse des Rebhuhns sind die denkbar solidesten.

Die Henne zeigt sich sehr oberflächlich in der Wahl des Nistortes und der Herstellung des Nestes am Rand von Getreideäckern, neben Fußsteigen 2c. und mit großem Eigensinn strebt sie den gewählten Ort festzuhalten. Da sie besonders Deckung bevorzugt, wählt sie häufig Wiesen und Kleeäcker zum Nistorte,

die dann häufig ausgemäht werden, so daß die Henne mitsamt dem Gelege zugrunde geht. Man kann diesem Mißstand nur vorbeugen, indem man täglich die Hühner aus diesen Orten verscheucht, um sie zu zwingen im Wintergetreide einzunisten.

Anlage vom Nest. Das Nest selbst wird durch Scharren und Drehen des Körpers tellerartig ausgerandet. Der Hahn hilft mit Gras, Stroh und Mistteilen das Nest notdürftig auspolstern, das erst mit zunehmendem Inhalt besser ausgestattet wird.

Sitzt die Henne fest auf dem Nest, übt der Hahn das Wächteramt aus auf erhöhterem Standpunkt, mit langem Kragen sichert er überall treubesorgt umher und warnt die Henne vor Ueberraschungen, die sich dann tiefer in das Nest drückt, ja er sucht sogar die Aufmerksamkeit auf sich abzulenken und kehrt erst auf Ummwegen wieder zurück. Sind die Küchlein ausgefallen, dann wacht und warnt der Hahn unausgesetzt über die Sicherheit der Familie und wehrt mit großer Schneid den Feind ab.

Feinde. Als solche gelten alle Raubtiere vom Fuchs bis zum Wiesel, verwilderte Katzen, sämtliche Raubvögel und besonders auch die Rabenvögel, welche als die gefährlichsten Eierdiebe bekannt, die Bruten der Rebhühner arg dezimieren. Als weiterer Feind kommt noch der Mensch hinzu. Der Sucht unserer Jugend, Vogelnester auszunehmen, muß energisch entgegengetreten werden, auch von Jägern wird viel gesündigt durch Schießen der Althühner, zu frühes Bejagen der noch nicht ausgewachsenen Ketten und vor allem die geringe Aufmerksamkeit, die dem armen hungernden Huhn im Winter geschenkt wird. Der gute Wildheger wird bei Eintritt des Winters an Hecken und geschützten Plätzen Futterstellen errichten, die auch dem Rabengesindel gegenüber genügenden Schutz gewähren und sich von wohlgesinnten Landleuten gegen kleine Geschenke den Getreideabfall verschaffen. Daß mit Eintritt des Winters die Jagd auf Rebhühner einzustellen ist, ist selbstverständlich.

Geschlechtsunterschied. Der Hahn unterscheidet sich von der Henne durch das scharf ausgeprägte hufeisenförmige Schild, welches der Henne entweder ganz fehlt oder nur lückenhaft vorhanden und wenig ausgeprägt ist.

Die mittleren Schwanzfedern des Hahns sind rostfarben, bei der Henne heller. Beim Aufstehen leicht erkennbar.

Bei jungen Hühnern sind die Ständer gelblich, bei den alten grau bis schwarzgrau. Bei Beginn des Winters nehmen auch die Ständer der jungen Hühner die Farbe der alten an und andere Kennzeichen müssen jetzt an ihre Stelle treten.

Der Schnabel bei jungen Hühnern ist hornschwarz.

Der Schnabel bei alten Hühnern ist blaßbläulich und hell.

Beim heurigen Huhn sind 1. und 2. Schwungfeder spitz, deren Kiele sind fest, die Kiele der 3. und 4. Schwungfeder sind weich.

Beim vorjährigen Huhn sind 1. und 2. Schwungfeder schwach abgerundet, deren Kiele weich.

Beim alten Huhn sind 1. und 2. Schwungfeder stark abgerundet, deren Kiele fest.

449. Die Wachtel ähnelt in äußerer Körperform und der Art, wie sie wenigstens bei uns in Deutschland bejagt wird, dem Rebhuhn. Bedeutend kleiner als dieses, liebt die Wachtel milde klimatische Lagen und dort große Getreidestücke, die Familienverhältnisse

können aber, was bei dem großen Wandertrieb erklärlich erscheint, nicht ebenso als geordnet bezeichnet werden, denn der Hahn kümmert sich um seine Brut gar nicht und verschwindet sehr rasch vom Schauplatz, ebenso löst sich mit dem Erstarken der jungen Brut der Zusammenhang der Ketten. Die Wachtel ist ein Zugvogel und auf ihrer Wanderung nach dem warmen Süden großen Nachstellungen unserer südlichen Nachbarn ausgesetzt. Bei uns in Deutschland kommt sie deshalb nicht sehr häufig vor und wird nur gelegentlich der Hühnersuche mit beschossen. Das Verhalten des Vorstehhundes vor der festliegenden Wachtel ist ein eigenartiges, das dem Jäger sofort auffällt. Der Wildbraten ist ausgezeichnet, namentlich im Herbst vor der Zugzeit werden sie oft so fett, daß die Fettschichte beim Herabfallen des Vogels auf den Boden häufig platzt. Sehr zu empfehlen ist es, die fette Wachtel in ein Feldhuhn zu stecken und mit diesem zusammen zu braten. Beide bilden dann eine hervorragende Delikatesse.

450. Die Waldschnepfe. Wer kennt nicht den alten Jägerspruch?

Reminiscere — richt die Gewehre,
Okuli — da kommen sie,
Lätare — das sind die wahre,
Judika — sind sie auch noch da,
Palmarum — Tralarum.

Der Vogel mit dem langen Gesicht, dem zarten Wildbret und dem geheimnisvollen Wesen ist der Liebling aller Jäger. Wenn der Lenz beginnt der in Winterkälte, in Eis und Schnee gehüllten Natur neues Leben einzuhauchen, dann verkündet auch die Waldschnepfe den Beginn des Jagdjahres. Ihr Erscheinen als der erste jagdbare Zugvogel wird auf das freudigste begrüßt, sie eröffnet den Balzreigen und erfüllt das sehnende Herz des Jägers durch ihr sonores Quarren und lockendes Puitzen mit neuen Jägerfreuden.

Schnepfenstrich. Wenn sie aus den warmen südlichen Lagen kommend — manchmal überwintert sie auch bei uns in Deutschland — auf dem Zuge sich befindet zu ihren altgewohnten Brutplätzen, dann streicht sie in der Abenddämmerung über die Wipfel der Bäume, an den Rändern des Hochholzes entlang und über dichte Schläge. Das Quarren oder Grohnen ist der Balzton des Männchens, das Weibchen streicht meist niedriger. Häufig sieht man zwei hintereinander streichen, oft auch aufeinander stechen, dies sind vielfach Männchen, die sich verfolgen. Trotzdem tut man gut, nur auf die zweite Schnepfe zu schießen. Die Schnepfe hält den Strich sehr genau ein und erscheint gerne am nächsten Tage an gleicher Stelle wieder, wenn sie vorher gefehlt war. Es wäre wohl besser für die Erhaltung des edlen Vogels, die Jagd im Frühjahr auf dem Strich mehr einzuschränken. Die Schnepfe ist zumeist auch durch die lange Reise nicht sehr kräftig im Wildbret und sollte zu dieser Zeit, da die Lege und Brütezeit sehr früh, oft schon Mitte März beginnt, größere Schonung erhalten. Doch wer möchte den Schnepfenstrich ganz missen! Es ist ein Glück für den Langschnabel, daß der Strich sehr spät, erst nach 7 Uhr abends, beginnt, wenn der Abendstern erscheint und der Dämmerung tiefe Schatten schon auf Wald und Flur liegen, und daß ferner ein sehr fixer Schütze dazu gehört, den oft sehr schnell und sehr hoch und auch lautlos streichenden Vogel gegen den hellen Abendhimmel herunterzuholen und endlich, daß die Witterung zu dieser Zeit meist unverlässig ist. Die Schnepfe liebt nicht

starken Wind und trockenen Frost zum Abendstrich.

Zugvogel. Für die große Reise selbst liebt die Schnepfe mäßigen Wind, sie erscheint in unseren Breiten, wenn Föhnlage eintritt und Südost- oder Südwest- auf Westwind dem Strich günstig sind. Im allgemeinen lieben Zugvögel nicht bei starker Luftströmung mit Wind zu reisen, das Gefieder verträgt nicht einen starken Luftstrom unter die Federn, namentlich wenn die Windstärke größer ist als die gewohnte Fluggeschwindigkeit. Wer aber je das ungemein feine und doch dichte Gefieder der Schnepfe näher untersucht hat, wird erkennen, daß die Hautempfindlichkeit der Schnepfe gegen Wind durch die straff anliegenden kleinen und feinen Federn sehr abgeschwächt wird.

Arten. Man unterscheidet die großen Eulenköpfe und die Blaufüße oder Dornschnepfen. Ueber die Verschiedenartigkeit bezw. Zugehörigkeit dieser beiden Größen von- und zueinander sind in der Jagdliteratur schon heiße Kämpfe ausgefochten worden. Im allgemeinen neigt man der Ansicht zu, daß die Dornschnepfen jüngere Schnepfen sind; sie sind auch die ersten, die im Frühjahr erscheinen, Tatsache ist, daß die Schnepfen, wie alle Wildvögel, 2—3 Jahre brauchen, bis sie ihre volle Stärke erreicht haben.

Auch die Geschlechtsbestimmung ist nur für den Jäger möglich, der mit dem Messer zu untersuchen versteht und eine kleine anatomische Kenntnis besitzt, um die Eierstöcke und die Testikel bloßzulegen.

Das Gefieder der Schnepfe ist so eigenartig schön, so praktisch und in den so zart abgetönten reichen Bodenfarben so fein zusammengestellt, daß es auch beim alten Schnepfenjäger immer wieder Bewunderung erregt. Das große braunschwarze Auge steht hoch und weit rückwärts in dem ernsten Kopf mit dem langen, zum Wurmen so gut geeigneten Schnabel. Daß das Wildbret ein vorzügliches ist, dürfte sattsam bekannt sein, ebenso der historische Schnepfendreck, der aus den feingewiegten Eingeweiden mit Herz, Lunge und Leber vermengt, nur durch die kunstreiche Hand der Köchin den rechten Gaumenzauber ausübt.

Wie schon eingangs erwähnt wurde, wird als Jagdart am liebsten der Abendanstand im Frühjahr beim Strich ausgeübt. Dieser bildet den größten Reiz für den Weidmann, so kurz diese Zeit auch währen mag. Die noch halb im Winterschlafe ruhende Natur, das erwachende Leben in der Vogelwelt, das seltsame Tönen und Klingen in Wald und Feld, der wie Frühlingsahnen durch die Wipfel ziehende milde Hauch erfährt durch das tiefe Quarren des oft in schwerem Flug dahinschaukelnden Langschnabels eine stimmungsvolle Unterbrechung.

Fast noch kürzer als der Abendstrich, ist der Strich am Morgen. Manche Jäger versuchen auch, die Schnepfe mit dem Vorstehhunde im Frühjahr aufzugehen, auch kleines Schnepfenbuschieren mit ruhig suchenden Hunden, wobei eine Anzahl Jäger teils vorsteht, teils seitwärts den durchdrückenden Jäger mit den Hunden begleitet, wird namentlich gerne in Lothringen bevorzugt. Wer seine Schnepfenlagen kennt und über den richtigen Hund verfügt, dem wird im Spätherbst, wenn die Schnepfe sich zur Ausreise anschickt, Diana manch guten Anblick und Weidmannsheil bescheren. Die meisten Schnepfen, wenn man von diesem Zahlbegriff

überhaupt reden darf, werden bei den herbstlichen Treibjagden geschossen. Es sind dies teilweise in der betreffenden Oertlichkeit ausgefallene Vögel, teils solche, die sich bereits auf dem Herbstzuge befinden und zu kurzer Rast sich eingestellt haben. Die Zeit, zu der die Schnepfe reist, ist meist die Nacht und in größeren und kleineren Flügen, doch wurde konstatiert, daß auch in den Mittagsstunden beim Herbstzuge Schnepfen in größerer Zahl einfielen. Es ist dies vielleicht auf starke Störungen in den höheren Luftregionen zurückzuführen, die ein plötzliches Einfallen herbeiführten, auch besonders beliebte Plätze können die Veranlassung gewesen sein. Die Schnepfe, die in der Nacht weiter zu ziehen gedenkt, streicht am Abend nicht, mit dieser Gewohnheit kann man sich die häufig vorkommende auffallende Tatsache zusammenreimen, daß oft bei geradezu idealem Schnepfenwetter der Schnepfensegen am Abend ganz ausblieb.

451. Eine sehr nahe Verwandte der Waldschnepfe ist **die Moosschnepfe** oder **Bekassine.** Man unterscheidet hier wieder die Moorschnepfe oder Himmelsziege, so genannt wegen des meckernden Tones, den der kleine Vogel bei seinen Flugkünsten, wenn er die Richtung plötzlich nach abwärts nimmt und sozusagen beidreht, mit den Schwung- und Stoßfedern hervorbringt, ferner die kleinere Haarschnepfe und die Doppelschnepfe. Haarschnepfe und Himmelsziege sind nur in Größe voneinander unterschieden, letztere ist die kleinste aller Bekassinenarten, während die Doppelschnepfe in der Größe einer Turteltaube die größte ihrer Art darstellt. Diese ist sehr selten in Deutschland, da sie ungemein früh auf die Reise sich begibt, zu einer Zeit, wenn der Jäger noch das Huhn im Kartoffelacker sucht.

Jagd. Die Bekassinen halten sich vorzugsweise in Sümpfen und Mooren auf, auf nassen Wiesen und Brüchen. Ihre Bejagung findet gelegentlich der Entenjagden und zur Zeit der Hühnersuche statt, nur wo sie in größeren Mengen zu Hause sind, verlohnt sich die eigene Bejagung mit dem Vorstehhund, der bald lernt, den kleinen schnellen Flieger auszumachen, der zu Zeiten oft sehr fest aushält, meistens aber schon weit hoch geht und gerne noch einige Kollegen zum Aufstehen verleitet. Beim Herausfahren im Zickzackflug lassen sie ein kurzes ätsch, ätsch hören, dann erst streichen sie gerade aus.

Der Schuß ist nicht leicht auf die rasch sich erhebende Bekassine und erfordert viele Uebung. Obwohl die Schußzeit auf die Moorschnepfe bereits am 15. April schließt, eine Zeit, in der sie eben erst eingetroffen sein mag, sollte man sie im Frühjahr doch möglichst schonen, denn wo sie nicht gestört wird, brütet sie gerne, so daß im Spätsommer die vier- bis fünffache Zahl in den Brüchen anzutreffen ist, wodurch die Jagd eher sich verlohnt, als durch die wenigen mageren Vögel des Frühjahrs.

452. Die Berghühner. Unter diesen ist das Steinhuhn besonders schön gezeichnet, größer als das Rebhuhn zeigt es dieselbe Form, Oberseite und Brust sind blaugrau mit rötlichem Schimmer, der Leib rostgelb, Kehle und Vorderhals weiß mit schwarzer Binde über den Kopf, der Schnabel ist rostrot, ebenso die Füße. Die Zusammenstellung der Farben ist einzig schön.

Das Schneehuhn ist von gleicher Größe, wechselt im Winter die Farben, wo der Hahn ganz weiß erscheint bis auf den Stoß,

der schwarz und weiß gesäumt ist. Im Hochzeitskleid legt das Schneehuhn an Kopf, Hals, Brust und Oberrücken schwarze Federn an, auch die Schulterfedern sind schwarz. Steinhuhn wie Schneehuhn kommen nur in der Alpenregion vor und gehen in der rauhen Jahreszeit aus den Höhenlagen in die milderen Waldbestände herab.

Ihre Erlegung dürfte nur auf zufällige Begegnungen sich erstrecken. Es gibt viele Hochgebirgsjäger, die wohl hie und da das abstiebende Schnee- oder Steinhuhn gesehen haben mögen, aber trotz großer Jagdpassion in dem so überaus schwierigen Gelände sich das Nachgehen schenken mußten. Trotzdem es nur wenig bejagt wird, ist sein Vorkommen ein spärliches.

453. **Das Steppenhuhn** wird in der neueren Zeit vielfach wieder genannt, es ist ein Einwanderer aus dem Inneren Rußlands und scheint sich jetzt deutsches Bürgerrecht erwerben zu wollen. Bereits vor 20 Jahren wurden große Scharen Steppenhühner in Mitteleuropa gemeldet, einzelne Paare haben auch gebrütet, sind aber ebenso rasch wieder verschwunden, wie sie erschienen waren. Die damals (1888) erlassenen Schongesetze haben jedoch die Hoffnungen, die man auf ihre Akklimatisierung gesetzt hatte, nicht erfüllt. Da das Steppenhuhn nachgewiesenermaßen im Jahre zwei Bruten, im April und Juni, macht, so wäre sein Heimischwerden sehr zu begrüßen. Im Jahre 1908 wurde das Eintreffen von Steppenhühnern aus Galizien, wo große Flüge sich einfanden, in der Provinz Posen gemeldet. Unsere deutschen Jägerzeitungen legen ein warmes Wort für diesen nützlichen Vogel ein, der die Größe zwischen Rebhuhn und Wachtel hat und über eine ungewöhnlich starke Flugkraft verfügt. Das Steppenhuhn hat Bodenfarbe, ist auf der Oberseite lehmgelb mit schwarzbraunen Querflecken, Kopf und Hals sind aschgrau, Kehle, Stirn und ein Strich über den Augen sind rostgelb. Auf dem Bauch tragen sie ein schwarzes Schild. Die Hinterzehen fehlen gänzlich. Die drei Vorderzehen sind miteinander verwachsen und bilden eine gemeinsame Sohle; Zehen, wie der ganze Fuß sind dicht befiedert.

454. Von **den Rallen** wird nur der Wachtelkönig, auch Wiesenschnärrer genannt, als Wildvogel erwähnt werden können. Er wird gelegentlich der Hühnerjagd geschossen, mit der Wachtel selbst hat er nichts gemein, nur daß er den Hühnerhund ähnlich wie diese durch seine scharfe Witterung, sein schnelles Laufen und sich Stecken in Gräben 2c. in starke Aufregung versetzt. Er ist schwer zum Aufstehen zu bringen. Er ist Zugvogel, sehr schön gefärbt und sehr schmackhaft, von der Größe zwischen Wachtel und Rebhuhn.

Die zur Klasse der Rallen gehörenden Wasserhühner sind jagdlich von keiner Bedeutung. Die kleinen Teichhühner, auch Duckenten genannt, sind harmlose Geschöpfe und für die Küche nicht verwendbar.

455. **Das schwarze Wasserhuhn**, ein sehr schlechter Flieger, wird gelegentlich der Entenjagden geschossen. Auch Bläßhuhn genannt, lebt es nicht gerade in Frieden mit den Wildenten, die ihre Gesellschaft meiden, da die Bläßenten zänkisch und unfriedfertig sind. Im Spätherbst vereinigen sie sich zu großen Flügen. Ihr Wildbret ist nicht hervorragend, wird aber z. B. in Lothringen von den eingeborenen Landbewohnern, die in der Kochkunst unseren Köchinnen bedeutend über sind, sehr geschätzt und gerne gegessen.

456. Die Wildtauben sind sehr schön gezeichnete Waldvögel, verlassen uns als Zugvögel im Herbste zuerst und sind fast die letzten, die wieder bei uns eintreffen. Als Wildvogel kommt in Deutschland von den zahlreichen Arten nur die Ringeltaube und die Hohltaube in Betracht. Größer als die Haustauben, beleben sie den Wald, bevorzugen als Nistplätze hohle Bäume. Die Wildtaube brütet zweimal im Jahr, wählt aber stets ein anderes Nest bei der zweiten Brut, da sie durch ihre Unreinlichkeit, genau wie die Haustauben, das erste Nest für das Jahr vollständig unbenützbar macht. Nur der Baummarder ist imstande, dasselbe im Spätherbste noch zu beziehen. Die Jagd auf Tauben ist nicht uninteressant. Da sie ihre Schlafbäume fest einhalten und auch gegen 11 Uhr zur Mittagsruhe gerne dort zustehen, kann man sie, wenn man gedeckt steht, leicht erlegen. Gewöhnlich kommt ein Vorläufer zuerst, der aufmerksam in der Runde sichert und dann ruckt. Alsdann stehen die anderen Tauben zu, die sich gerne nebeneinander, auch untereinander auf die Zweige setzen, so daß man leicht mit einem Schuß zwei, auch drei Stück schießen kann. Auch der Anstand an der Sulze, die ebenso wie die Salzlecken angelegt werden, ist sehr beliebt. Man kirrt sie dort mit Anissamen, Koriander und Fenchelsamen an, den sie sehr lieben. Wasser oder ein kleiner Bach sollte in der Nähe der Taubensulzen vorhanden sein. Im Herbst zur Erntezeit stehen sie gern auf den abgeernteten Getreidefeldern ein, wo sie leicht, wenn Deckung vorhanden, angepürscht werden können, landwirtschaftliche Fuhrwerke halten sie sehr gut aus. Im Walde ist das Anpürschen dagegen sehr erschwert. Die junge Taube gibt einen vorzüglichen Wildbraten.

457. Die Reiher sind arge Fischräuber. Die größte Verbreitung in Deutschland hat der graue Fischreiher. Die übrigen Reiherarten, wie der Purpurreiher, der Silberreiher, Seidenreiher und Schopfreiher sind seltene Gäste bei uns. Ihre Heimat sind die Donautiefländer, auch in den norddeutschen Seen kommen sie gelegentlich, aber sehr selten vor.

Vom grauen Reiher, der an allen größeren Wasserläufen mit Schilfrändern im Frühjahr sich vereinzelt einstellt, befinden sich in Deutschland verstreut Reiherkolonien, die jedoch allmählich ihrem Untergang entgegengehen, denn ihre Schädlichkeit in den Fischwassern ist ungemein groß und zur Zierde gereicht eine solche Stätte durch die Unsauberkeit und das mißtönige Geschrei ihrer Bewohner einer Landschaft gewiß nicht.

Der alte Vogel trägt am Kopf drei lange Schopffedern, die den sogenannten Reiherbusch bilden und gut bezahlt werden.

J a g d. Die Jagd beschränkt sich, abgesehen von dem Abschuß an den Reiherkolonien, nur auf Zufälligkeiten gelegentlich der Pürsche auf Wildenten oder beim Abendeinfall. Der Reiher ist sehr scheu und hat ein ungemein scharfes Sehvermögen, sein Charakter ist heimtückisch und mißtrauisch. Es ist nicht ratsam, den geflügelten Vogel vom Hund apportieren zu lassen, da er mit scharf gezieltem Stoß das Auge desselben zu treffen sucht.

458. Der Zwergreiher, auch **k l e i n e R o h r d o m m e l** genannt, ist nicht selten, er ist ebenfalls Zugvogel und eigentlich Nachtvogel und wird gelegentlich der Entenjagd, wo er nur schwer zum Verlassen des Schilfes sich nötigen läßt, erlegt. An Flußrändern sitzend, ist er nicht leicht zu sehen; er gleicht

mit dem hochgestellten Schnabel und dem an den Rücken gelegten Kragen einem aus dem Boden ragenden Stock.

459. Die große Rohrdommel gleicht in ihrem Gefieder vollständig dem kleinen Zwergreiher, sie erreicht die Höhe eines geringen Reihers und die Stärke eines Raubvogels, sie ist unverträglich gegen alle Kreaturen und kann dem Hunde ebenfalls sehr gefährlich werden. Das tiefe Gebrüll, das sie bei der Paarung ausstößt, könnte einen einsamen Wanderer fast erschrecken. Der Vogel bringt den Ruf hervor, indem er mit dem Schnabel tief in das Wasser taucht und aus dem Halse das Wasser wieder herausstößt, man hört den dumpfen Ton in den späten Abendstunden im Frühjahr bis gegen Mitternacht und auch gegen Morgen. Besonderen Schaden bringt dieser Sumpfvogel nicht, er ist auch der Fischzucht nicht schädlich. Sein Wildbret wird als schmackhaft bezeichnet. Wenn die Rohrdommel auch durch ihr Gebrüll ihren Standort verrät, so ist sie trotzdem sehr schwer herauszubekommen, sie fürchtet sogar den Hund nicht. Ihre Bejagung ist auch nur zufälliges Ergebnis.

460. Die Wildgans.

„Alte Gans und alter Has
Geben einen Teufelsfraß,"

lautet ein alter Weidspruch. Ersteres stimmt, letzteres aber ist nicht wahr, denn so alt, daß man ihn einen Teufelsfraß nennen könnte, wird Freund Lampe nicht. Er muß eben auch hier des edlen Reimes halber herhalten, wie überall in der Welt, wo es was zu nagen und zu beißen und zu kritisieren gibt. Das Alter der Wildgänse kann leicht kanonisch genannt werden, denn einen schlaueren und vorsichtigeren Vogel gibt es kaum und trotz der großen Zahl, in der er auch in Deutschland selbst da, wo er nicht Brutvogel ist, zur Zugzeit erscheint, wird er nur selten erlegt. Die Wildgans versteht es eben, durch ihre große Wachsamkeit und Scheue sich allen Mühen des Jägers zu entziehen. Wenn man sie nicht am oder im Wasser erpürschen oder auf dem Abendeinfall wie die Wildenten erlegen kann, auf den großen Wintersaaten bei Eintritt der rauhen Jahreszeit, auf denen sie mit großer Vorliebe einstehen, sie zu beschleichen, gelingt nur mit List und Schläue im Ackerwagen oder Dungkarren, im Kleid des Landmanns oder dessen Frau Gemahlin; viel näher als auf 100—150 m lassen die Wildgänse auch diese Gefährte und deren Insassen nicht herankommen. Die Gans, Graugans oder Saatgans, der Unterschied ist nur in geringer Federzeichnung zu suchen, ist ein prachtvoller Vogel, wenn sie hoch in den Lüften zieht in Dreieckform oder niedrig im Abendnebel in herbstlicher Dämmerung dahinstreicht und ihr metallisches helles Gjak erschallen läßt. Sowohl ihr Anblick wie ihre Stimme, die scharf durch die kühle Herbstluft aus dem grauen Himmel herab ertönt, erweckt seltsame Gefühle im Herzen des Jägers, sie ruft die Reiselust einerseits wach, andererseits reizt sie zu fröhlichem Gejaid, halb möchte man ihr folgen in weite Fernen, halb weckt sie die Lust zu jagdlichen Pürschgängen. Ich habe die Wildgans hier speziell als Zugvogel erwähnt. Da wo sie Brutvogel ist, sind die jagdlichen Verhältnisse etwas besser geartet, aber nicht viel. Die Zeit, wenn die jungen Gänse ihre Flugfähigkeit beginnen, Ende Juni, muß scharf wahrgenommen werden. Die Jagd hat nur Aussicht auf Erfolg, wenn die jungen Vögel sich eben über das Geröhricht erheben können.

Am besten veranstaltet man Treiben, indem man die Ränder der Weiher besetzt und mit Nachen und guten Hunden im Schilf die Gänse zum Verlassen des Weihers und zum Aufstehen zwingt.

Später wenn die Felder abgeräumt sind, stehen sie auch gerne auf den Stoppeln zu, hat man Deckung, dann gelingt es wohl auf Schrotschußweite heranzukommen. Die Gans braucht einen guten Schuß, man hüte sich, spitz auf sie zu schießen, das Federkleid ist sehr dicht und die Schrote werden leicht wirkungslos. Beim Aufstehen aus dem Wasser beeile man sich nicht zu sehr; man kann leicht erfolgreich den zweiten Schuß noch anbringen.

Daß die Wildgans sich auch mit zahmen Gänsen paart, kann ich aus eigener Anschauung konstatieren. Am unteren Main frettierte ich einst im März auf Kaninchen, als der Ganshirt in der Nähe, der mich schießen hörte, herbeilief und bat, ich möchte den wilden Gauser schießen, der täglich beim Austreiben der Gansherde herangestrichen kam und große Beißerei verursachte und sonstige Allotria in der Gänseherde verrichtete. Ich trat hinzu, der Wildgauser erhob sich sofort, um abzustreichen, ich schoß ihn, er hatte eine alte, aber gut geheilte Flügelverletzung und war vom Herbstzug in der dortigen Gegend zurückgeblieben. Es war natürlich ein Teufelsfraß. Der Braten der Junggänse soll aber nicht schlecht sein.

461. Die Wildente. Nächst dem Hasen, dem Rebhuhn und Fasan ist die Ente diejenige Wildart, welche die größte Verbreitung findet und durch ihr zahlreiches Auftreten dem Jäger die meiste Gelegenheit zur Jagdausübung bietet. Fast überall, wo größere oder kleinere Binnenwässer, Teiche und Weiher mit Schilf und Binsen berandet, seichte Wasserläufe, wo sie leicht gründeln kann, vorhanden sind, könnte die Wildente vorkommen, wenn sie nicht so empfindlich gegen Störungen jeder Art wäre. Ihr Schaden in den Fischwassern könnte gleichfalls groß sein, denn durch ihre Gefräßigkeit richtet sie große Verheerungen an der Fischbrut an, wenn nicht gerade durch die hohe Aufmerksamkeit, die heutigen Tages der Fischzucht gewidmet wird, der Ente die Lebensbedingungen verkürzt würden. Die Ente verträgt eine anhaltende Störung nicht und wandert aus, sie verlangt gewisse Urzustände, mit Binsen und Schilf bewachsene Weiher, moorigen, schlammigen Untergrund, seichtes Gewässer, bewachsene Brüche- und Wasserflächen, die heutigen Tages, indem sie durch Trockenlegung der landwirtschaftlichen Kultur weichen müssen, nur selten mehr vorhanden sind.

Die Wildente ist ein äußerst scheuer Vogel, mit hervorragenden Sinnen begabt, sie äugt ungemein weit und vernimmt sehr scharf. Daß sie auch windet, wird vielfach behauptet, doch ist dies irrtümlich. Diese Behauptung beruht auf falschen Voraussetzungen. Da die Ente sehr fein vernimmt, wird sie natürlich den mit dem Wind anpirschenden Jäger weiter hören, ebenso die leichten sich bewegenden Rauchwölkchen aus der Pfeife des Jägers sofort eräugen, mag er guten oder schlechten Wind beim Einfall haben. Der Geruchssinn der Vögel ist äußerst schwach, wie durch Prüfungen an gefangenen Raubvögeln, welche doch die schärfsten Sinne unter allen Vögeln besitzen, öfters festgestellt wurde, die ein in ihrer Nähe leicht vergrabenes und zugedecktes Aas nicht zu entdecken vermochten.

Die Wildente ist eine weitver-

zweigte Familie, die bekannteste und verbreitetste Art ist die Stockente, außerdem gibt es Brandenten, Rostenten, Löffelenten, Spießenten, Schnatterenten, Krickenten, Pfeifenten, Kolbenenten, Tafelenten, Reiherenten, Schellenten, Eisenten 2c. 2c.

Ueber das Gefieder der Stockente kann ich, als zu bekannt, hinweggehen. Das Hochzeitskleid des Erpels ist von wunderbarer Schönheit. Die Reihzeit beginnt im März und dauert bis Anfang Mai. Geradezu wüst geht der Entvogel mit seinem schönen Gewand um, das ihm zum Ende der Reihzeit beinahe in Fetzen am Leibe hängt. Er ist zu dieser Zeit ein hitziger Teufel, beißt sich mit seinen Geschlechtsgenossen herum, läßt keine Ente in Frieden und solange er eine Ente noch nicht auf dem Nest weiß, hören die erbitterten Kämpfe um ihren Besitz nicht auf. Ich habe gesehen, daß sogar die alte, ihr Schoof begleitende Ente von einem übriggebliebenen Heißkopf stark belästigt wurde. Es gibt eben mehr Erpel als Enten und wer die Jagd auf die Märzente, die eigentlich sehr schlecht in Wildbret steht, durchaus ausüben will, würde gut tun, nur den Entvogel zu schießen. Dies gehörte durch Jagdgesetz geregelt. Es wäre das für die Erhaltung der Ente als Wildart, die so viel Fährlichkeiten, namentlich in der Brut- und Legezeit ausgesetzt ist und durch die fortschreitende Kultur immer mehr verdrängt wird, dringend geboten. Dazu kommt noch, daß die alte Ente im nächsten Jahre den alten Brutplatz wieder aufzusuchen pflegt und ein viel stärkeres Gelege macht.

Im Anfang Mai fallen die ersten Jungenten aus nnd sind im Juli schon flügge. Obwohl Bodenbrüter, sucht die Ente gelegentlich auch erhöhte Plätze für ihr Wochenbett aus, Gipfel von Schopfweiden, wagrechte Aeste von Pappeln, auch in den Kronen von Kiefern, nicht immer in der Nähe des Wassers. Sie folgt darin eigener Erfahrung, namentlich wenn ihr Gelege schon einmal durch Hochwasser zerstört oder von Menschenhand oder durch Raubzeug, namentlich von Krähen, ausgenommen wurde.

Die Mauserzeit bei dem Erpel geht bald nach der Reihzeit vor sich und vollzieht sich sehr langsam, bis das zerzauste Gefieder wieder den vollen Glanz erhält. In der Mitte dieser Zeit tragen die Erpel das Federkleid der alten Ente und sind von dieser nur durch das ruppige Aussehen und den Schimmer am Kopfe unterscheidbar. Wenn sie hierauf auch die Schwungfedern, an denen sie allein sich noch unterscheiden lassen, auswechseln, machen sie einen sehr unglücklichen Eindruck, sie halten sich nur zu ihresgleichen, suchen einen versteckten Weiher 2c. auf, können nicht fliegen, müssen sich nur durch Tauchen retten und erleiden, wenn sie bei den Entenjagden entdeckt werden, dann in gerechter Weise den Lohn für ihre begangenen Sünden. Man spricht von einer Frühjahr- und Herbstmauserung. Dies dürfte nicht ganz stimmen. Mancher Entvogel beginnt schon die Mauserung noch während der letzten Tage der Reihzeit im Anfang Mai, und mancher Erpel ist noch im August mit seinem neuen Gewand nicht ganz fertig. Ich glaube, die eigentlichen Monate der Mauserung sind Juni und Juli. Weniger auffallend vollzieht sich die Mauserung bei der weiblichen Ente, die erst im Spätsommer, wenn die Jungenten gut flügge sind, mit derselben beginnt. Im Oktober haben auch die Jungenten die Geschlechtsreife erlangt, die jungen Entvögel

ihr Jungfernkleid angelegt und fangen bereits an, sich im Dienste der Minne zu üben, wie die jungen Birkhähne.

Die Jagd auf Enten beginnt am 1. Juli und schließt am letzten März. Man benötigt zur Entenjagd gute Wasserhunde, die auf die rinnenden Enten Laut geben, die tauchenden angeschossenen Enten nicht aus den Augen lassen und vorzüglich apportieren. Die Enten werden getrieben. Ein Teil der Jäger steht an den Weiherdämmen vor, wo Schneisen im Schilf ausgemäht sind, ein anderer Teil treibt in Nachen mit den Hunden die Enten auf. Große Vorsicht ist beim Schießen auf die niedrig streichenden Enten zu beachten, auch der Schuß auf den Wasserspiegel kann große Gefahr bringen, da die Schrote mit derselben Kraft aufstehen, mit der sie aufschlagen. Die Jagd selbst ist sehr amüsant und gibt gute Resultate, wenn die Zeit richtig gewählt ist, bevor die Enten die volle Flugkraft erreicht haben.

Die Pirschjagd oder Suchjagd auf Enten bietet ebenfalls große Reize. Man suche beliebte Plätze auf, an denen die Enten gerne liegen, es sind dies Altwässer, nasse Gräben, Schlenken, Brüche, moorige Wiesen 2c. Diese Art zu jagen ist vom Sommer bis zum Schluß der Schußzeit offen und bereitet dem Jäger viel Vergnügen, ebenso der Ansitz im Entenschirm am Abend und morgens. Allzu oft darf man den Einfall der Enten in dieser Zeit an den gleichen Stellen nicht stören, sie lernen sehr rasch diese noch so beliebten Plätze zu meiden, man muß für reichliche Abwechselung sorgen. Auch ist es gut, an verschiedenen Stellen zu gleicher Zeit den Einfall zu nützen, man kommt dadurch viel häufiger zu Schuß. Anfang März streichen die Enten schon paarweise. Wer Brutenten im Revier hat, stelle jetzt den Abschuß gänzlich ein, man könnte höchstens bei der Ueberzahl von Entvögeln im Verhältnis zu den weiblichen Enten den Erpel abschießen. Doch nimmt diese Störung auch die Ente häufig übel und wählt andere Brutplätze. Besondere Aufmerksamkeit verdient die alte Brutente bei Anlage und Auswahl des Nestes. Es finden sich in den beliebten Weihern, die meist im Wald liegen, alte Erlenstöcke oder erhöhte Stände auf kleinen Reisighaufen, die der Jäger vor der Legezeit praktisch herrichten kann, sie werden leicht gefunden, denn die Ente läßt nichts ununtersucht, hat scharfes Auge und sie ist der Gefahr enthoben, ein Nest anzulegen, das dem Hochwasser ausgesetzt ist, oder von streunenden Menschen, Hunden, Katzen, Raubzeug 2c. leicht gefunden wird. Die erste Brut ist meist ergiebig. Die zweite Brut nach einer Störung bedeutet wenig. Die Differenz steht oft zwischen 4 und 16 Stück.

462. Säger und Taucher. Die verschiedenen Sägerarten, sowohl der Gänsesäger, wie der kleine Säger sind Taucherarten, ihre Jagd wird zufällig ausgeübt, sie kommen auf den großen Wasserflächen mit den Enten gemischt vor, wo sich das Wassergeflügel in großen Scharen und verschiedenen Arten herumtummelt. Das Wildbret ist meist tranig, ihr Nutzen ist ebenso gering, wie ihr Schaden.

Von den Tauchern kommt der Haubensteißfuß am häufigsten vor, er ist ein harmloser Vogel, lebt sehr vereinzelt und hat sich fast überall eingebürgert. Das Weibchen ist ziemlich ähnlich dem Männchen gezeichnet, welches nur am Kopf und Rücken etwas lebhaftere Farben zeigt. Nach Tschudi

soll die Begattung nicht durch Treten auf dem Wasser vor sich gehen, sondern in der Weise, daß sich beide auf dem Wasser senkrecht in die Höhe stellen und Brust an Brust, Bauch an Bauch gedrückt, den Begattungsakt vollziehen. Die Jagd ist auch nur Zufall, denn der Vogel ist sehr scheu und taucht sofort unter. Einmal im Fluge, ist derselbe sehr fördernd. Das Aufstehen macht ihnen entschieden Mühe. Der Steißfuß ist Strichvogel, er wechselt auf eisfreie Gewässer, kommt aber im Frühjahr stets wieder zurück. Man muß beim Schuß etwas tiefer ins Wasser halten, da der größte Teil des Körpers unter Wasser ist.

Gefiedertes Raubwild.

463. Raubvögel. Es kann sich hier nur um Aufzählung der hauptsächlichsten Schädlinge der Niederjagd handeln, die in Deutschland die größte Verbreitung haben und dem Jäger gelegentlich vor die Flinte kommen. Ein Eingehen auf ihre Lebensgewohnheiten ist an dieser Stelle ausgeschlossen, ebenso die nähere Beschreibung der Unterschiede in Farbe und Art des Gefieders, das bei jungen und alten Vögel einer Gattung so großem Wechsel unterworfen ist, daß selbst berufene Kenner in Verlegenheit kommen.

In Kürze sollen die hauptsächlichsten Merkmale festgestellt werden, die bei einer Erlegung den Raubvogel wenigstens annähernd klassifizieren sollen. Das Weibchen überwiegt bei den Raubvögeln das Männchen bedeutend an Größe.

Die Klasse der Adler hat keinen Zahn im Oberschnabel. Der Schnabel selbst ist an der Wurzel gerade und seine Länge überschreitet die halbe Kopflänge. Flügel sind lang bis an das Ende des Stoßes.

Beim Steinadler sind die Fänge befiedert bis zur Zehenwurzel, diese mit großer Bindehaut.

Beim Fischadler sind die Fänge nur zur Hälfte befiedert, die Zehen ohne Bindehaut.

Beim Flußadler sind die Fänge nackt, die Zehen ohne Bindehaut.

Die Klasse der Falken hat Schnabel mit scharfem Zahn im Oberkiefer, der Unterkiefer den entsprechenden Einschnitt. Der Schnabel ist an der Wurzel gebogen, die 2. Schwungfeder ist die längste.

Die Klasse der Weihen hat stumpfen Zahn und einen eulenartigen Schleier um das Auge (Kranz von kleinen bogenförmigen Federchen). Sie bilden den Uebergang zu den Nachtraubvögeln; rauben in der Dämmerung.

Die Klasse der Milane hat keinen Zahn, der Stoß ist gegabelt, die Flügel überragen angelegt den Stoß.

Die Klasse der Habichte hat keinen Zahn, die Flügel sind abgerundet und bedecken, wenn angelegt, den Stoß nur zur Hälfte, die 4. Schwungfeder ist die längste.

Die Klasse der Bussarde hat keinen Zahn, abgerundete Flügel. 3., 4. und 5. Schwungfeder sind gleich lang. Schnabel kürzer als die Hälfte des Kopfes.

Die Schädlichkeit sämtlicher Raubvögel ist nachgewiesen. Einzig allein der Turmfalke wird vom Gesetz geschützt. Besonders schädlich sind von den Raubvögeln, die der niederen Jagd angehören, der Hühnerhabicht, der Wanderfalke, der Merlin, letzterer trotz seiner geringen Größe ein äußerst frecher und schneidiger Räuber. Beim Bussard überwiegt der Schaden, den er der Jagd anrichtet, den Nutzen, den er der Landwirtschaft durch Vertilgung von Mäusen und Hamstern bringt.

Die Raubvögel sind Wandervögel, suchen aber gerne ihre alten beliebten Horste wieder auf. Dort kann man ihnen mit Erfolg beikommen, indem man die alten vom Nest schießt, die jungen Horstvögel ausnimmt. Auch mit Pfahleisen kann man ihnen Abbruch tun. In Fasanerien stiften sie viel Unheil, dort muß man mit aller Energie ihnen entgegentreten und alle Mittel anwenden, die dem Jäger zu Gebote stehen. Den Habicht fängt man im Habichtskorb, in dessen Boden eine Taube festgebunden wird, wenn der Habicht auf diese stößt, schlagen die Bügel des Netzes über ihm zusammen.

Die Jagd mit dem Uhu, den fast alle diese Räuber mit großer Heftigkeit hassen, bietet den meisten und durchschlagendsten Erfolg. Die Jagd mit der Krähenhütte ist bereits beim Uhu geschildert.

464. Rabenvögel. Von den Rabenvögeln ist der Kolkrabe der Wildbahn durch seine Größe und Kraft sehr schädlich, steht aber auf dem Aussterbeetat und erhält deshalb auch in dem neuen Vogelschutzgesetz Beachtung. Das übrige Rabengesindel richtet viele Verheerungen an durch das massenhafte Auftreten und sollte mit allen Mitteln, trotz des gewiß großen Nutzens, den die Krähen der Landwirtschaft bringen, sehr kurz gehalten werden.

Namentlich an Jungwild und Eiern dezimieren sie ein Revier sehr stark und vergreifen sich in harten Wintern am ausgewachsenen, ermatteten größeren Wild.

Auch die Elster, die ein großer Nesträuber ist, darf nicht geduldet werden und dem Nußhäher, der die Nester der Singvögel nicht schont, sollte ebenfalls der Jäger, wenn immer angängig, das Handwerk legen.

Zerstören der Rabenhorste, Abschießen an denselben, Jagd in der Aufhütte, können allein das Gesindel, dem man bei jeder Gelegenheit eine Patrone opfern sollte, in den gebührenden Schranken halten. Die Schädlichkeit der Rabenkrähe ist in vielen authentischen Berichten der Jagdliteratur festgelegt, es vergeht kaum eine Saison, ohne daß erneute Klagen über dieses schwarze Gesindel, dem so schwer beizukommen ist, einläuft. Wenn auch ihre Erlegung mehr Aufgabe des Berufsjägers ist, so sollte doch jeder Jagdbesitzer durch ausgesetzte Prämien den Eifer seiner Belaufbeamten erhöhen. Kein Rebhühnernest, kein Enten- und Fasanennest ist sicher vor diesen Räubern, die mit ungemein großem Sehvermögen auf weite Entfernungen alle Vorgänge in der Natur beobachten. Es wird häufig die Wahrnehmung gemacht, daß z. B. im Winter beim Entenfall weit und breit keine Krähe zu sehen ist. Sobald man die angeschossenen Enten nach kurzer Zeit aufsucht, kann man entdecken, daß die Krähen bereits reinen Tisch gemacht haben. Sie verraten häufig durch ihr häßliches Geschrei, wo man das angeschossene Wild, natürlich in unbrauchbarem Zustande, zu suchen hat.

465. Rückblick: Die Lebensgewohnheiten aller Wildarten hängen innig zusammen mit ihren Lebensbedingungen, ihrer Widerstandskraft im Kampfe mit ihren Verfolgern und mit dem Klima. Die einen haben die Fähigkeit, wie die Zugvögel, diesem Kampfe teilweise auszuweichen, andere zeichnen sich durch ihr Anpassungsvermögen aus, finden überall auch zur harten Jahreszeit die ihnen zusagenden Lebenserfordernisse, wie der Hase, das Reh, das Waldgeflügel, wieder andere können der sorgenden Hand

des Hegers nicht entraten, wie das Rebhuhn, der Fasan. Wie der Jäger jagen, wie er hegen soll, das gibt ihm das Wild am besten selbst an. Die überaus feinen Sinne unseres Wildes werden noch unterstützt durch seine Gedächtnistreue. Der öfters von der Büchse bedrohte Rehbock, der Hirsch, die Ente, die Wildgans, die Trappe lernen rasch durch diese Fähigkeit ihre durch Mißtrauen geschärften Sinne dem weidwerkenden Jäger mit samt seiner Ueberlegenheit in Waffen und Ausrüstung im Kampfe erfolgreich gegenüberzustellen. Diese Gedächtnistreue gibt aber auch dem hegenden Weidmann die Mittel an die Hand, seinem Wild die Lebensbedingungen zu erleichtern. Hirsch, Reh, Fasan lernen rasch die Futterplätze, Salzlecken 2c. kennen.

Auch hier kann des Guten zu viel geschehen. Das Wild, an die reichlichen Fütterungen gewöhnt, verliert den Widerstand im Kampf mit der Natur, wird weich und erliegt rascher auftretenden Krankheiten. In beiden Fällen, in Hege, wie in Jagd, ist ein richtiges Maß zu halten und die alten römischen Lebensgrundsätze „ne quid nimis" und „est modus in rebus" dürften auch beim Weidwerk die richtige Stelle zur Anwendung finden. Auf der Empfindung frohen Pflichtbewußtseins, die den Jäger und Heger beim Begehen seines in weidmännischer Behandlung stehenden Reviers beseelt, auf dem warmen Dankesgefühl für genossene Jägerfreuden baut sich der echte Weidmannssinn auf, der das Weidwerk zum Herrenwerk stempelt. Daß der deutsche Jäger das rechte Zeug dazu besitzt, ist eine unbestrittene Tatsache und ich vermöchte diesen Teil des Werkes nicht besser zu beschließen als mit den Worten:

„Hie gut deutsch Weidwerk allerwege!"

---

2. In fremden Jagdgebieten.

Europäische Jagdgebiete.

466. **Allgemeines.** Diejenigen Wildreviere, die auch von deutschen Jägern gekannt und bejagt im Brennpunkt jagdlichen Interesses stehen, sollen in diesem Kapitel in Kürze gestreift werden.

Wo das Weidwerk als Herrenwerk betrieben den Schutz des staatlichen Oberhauptes genießt, wo die Herrscher selbst, wie in deutschen Ländern, der Jagd ihr allerhöchstes Interesse widmen und als echte Jäger und Heger vorbildlich erscheinen, da hebt sich der Wildstand zum Segen des Landes und zum Stolz der Nation. Werfen wir einen Blick auf unsern nächsten Nachbar, die österreichisch-ungarische Monarchie! Ihr Oberhaupt Kaiser Franz Josef ist der erste und beste Jäger des Reichs, kein Land weist diese kapitalen Hirschreviere, diese reichen Gams- und Auerhahnstände auf. Der enorme Reichtum an Wild der Niederjagd, an Wassergeflügel, an Adler und Geier hat von jeher die Aufmerksamkeit der Jäger und Forscher wachgerufen. Die Jagdtrophäen dieses Landes stellen die der anderen europäischen

Staaten weitaus in den Schatten. Der Reichtum an Wildarten hat diesen Revieren ihren Weltruf gesichert, die Kenntnis derselben setze ich als bekannt voraus und wende mich nur denjenigen Revieren des österreichischen Kaiserreichs zu, die weniger im allgemeinen Verkehr stehen, aber eine ungeahnte Fülle von Wild in sich bergen. Es sind dies die Kronländer im Okkupationsgebiet.

467. Bosnien und die **Herzegowina.** Diese beiden Länder liegen auf der Wasserscheide der Donau und des Adriatischen Meeres, welche durch die dinarischen Alpen und ihre Ausläufer gebildet wird. Bosniens Gewässer ergießen sich in Save und Donau, die Flüsse und Bäche der Herzegowina strömen der blauen Adria zu. Der Gebirgscharakter ist der Karst, und zwar nach Osten der Waldkarst, nach der Meeresküste und der Westseite der dinarischen Alpen zu der sterile, nackte Karst. An Wildarten ist das Okkupationsgebiet sehr reich. Nutzwild und Raubwild verteilt sich in verschiedenen Mengen und Arten über das Land je nach Terrainbeschaffenheit und durch Boden- und Kulturverhältnisse bedingt, und da mehrere verschiedene Wildgattungen unweit nebeneinander vorkommen, so bietet sich jagdliche Abwechslung und Reiz in Menge, wenn auch in der Nähe der Städte und größeren Ortschaften der Wildstand zurückgegangen ist. Um der plan- und wahllosen Wildnutzung von seiten der zum Glück spärlichen Einwohnerzahl des Landes zu steuern, sind unter zwar strengen, aber schwer durchführbaren Hegevorschriften zurzeit 6 Wildschongebiete errichtet worden. Wem Zeit, Passion und Vermögen die Ausübung des Weidwerks gestattet, der findet in diesem Lande Gelegenheit, sich Jagdgebiete von hohem Reiz und großen Wildreichtums zu erschließen und zu schaffen.

F. V. Laska, der Verfasser von „Das Weidwerk in Bosnien rc.", sieht in der Gestaltung solcher Wildbahnen die Möglichkeit, daß dem bisherigen planlosen Jagdbetriebe gesteuert wird.

Das Gemswild bevölkert die Berge und kommt als echter Waldgams auch in der Holzzone häufig vor. An Stärke des Wildbrets, Größe der Kruken und Schönheit des Bartes gibt es dem steierschen Gams nichts nach.

Schwarzwild tritt in verschiedenen Orten des Landes auf, genießt aber keine Schonung, in den Wildschongebieten hat es einen befriedigenden Stand erreicht.

Das am häufigsten verbreitete Nutzwild ist Reh und Hase.

Die Lebensbedingungen für das Reh sind verhältnismäßig rauh; das zahlreiche Raubwild stellt harte Anforderungen an die Lebenszähigkeit. Dementsprechend findet man auch mächtige Rehkronen von bedeutender Höhe und Stärke der Stangen und reich geperlt und scharf vereckt. Der Hase findet sich sehr zahlreich in der fruchtbaren Saveniederung.

An größerem Raubwild kommen Bär und Wolf nicht gerade selten vor. Innerhalb 20 Jahren, vom Jahre 1880—1901, wurden für 1692 Bären und für 13 768 Wölfe Prämien gezahlt. Fuchs und Dachs, Otter, Stein- und Edelmarder und Wildkatze sind überall zu Hause.

Der Auerhahn ist in guten Ständen vertreten und das Birkwild kommt in den Wildschongebieten in großer Zahl vor. In den hochkultivierten Ebenen der Save ist das Rebhuhn heimisch. Die Wachtel sucht im Herbste von Norden kommend die Hirse-

felder der Herzegowina in großen Scharen auf und liefert ebenso wie die Wildtauben zur Erntezeit, wenn ihre Bruten flügge geworden sind, reiche Ausbeute. In der Felsenwüste des Karst, wo man auch nicht die leiseste Spur animalen Lebens vermuten sollte, lebt das prächtige Steinhuhn in zahlreichen Völkern.

Die Sumpf- und Wasserjagd in Bosnien und der Herzegowina ist reich an Eigenarten und von großer Ergiebigkeit. Die mächtigen Wasserbecken, die Mündungen der Narenta in das Meer, das ungeheure Becken des Mostarsko Blato, ein Sumpfgebiet von riesiger Ausdehnung, der rätselhafte Sumpf Utowo, in welchem ein großer Fluß, die Trebenjca, einige Meilen vom Seeufer entfernt plötzlich in der Erde sich verliert; ferner im Norden die Save, Drau und Donau, im Osten die Drina, im Westen das Adriatische Meer bilden unergründliche Raststationen der wandernden Vogelwelt. Die Waldschnepfe genießt im Frühjahr nach dem Gesetz Schonzeit vom 1. Januar bis 17. August. Kein Wunder, wenn der Jäger dann im Herbste, wie Laska mitteilt, mit einem mittelmäßigen Hunde und wenigen Treibern Strecken erzielte, mit denen unsere Jäger auf der Hühnerjagd hoch zufrieden wären. Ueber den großen Wasserbecken und den hohen Bergen ziehen Adler und Geier im blauen Aether ihre Kreise. Der Bart- und Lämmergeier horstet in den dinarischen Alpen.

Wo zusammenhängende Wälder an die Kulturgrenze reichen, bietet das Haselhuhn dem geübten Jäger, der mit der Locke vertraut ist, große Weidmannsfreude und reiche Beute.

Die beste Jagdart in diesen stillen Revieren ist die Pirsche, doch bestimmen Terrainbeschaffenheit, Lage, Zeitpunkt ꝛc. die Auswahl verschiedener anderer Jagdmethoden.

Da das Land selbst nur spärlich bevölkert ist und oft nur eine größere Zahl von Treibern Erfolg verspricht, so hat sich die Jagd mit Bracken stark eingebürgert. Die bosnische Bracke gilt im Land als der Typus der edelsten Form und der größten Intelligenz des Jagdhundes. Sie verlangen eine vollkommene Dressur und müssen an Jagdsignale gewöhnt werden. Leider versagt die Bracke zur Jagd auf den Wolf. Ist der Wolf im Trieb, dann bringt keine Macht der Welt auch die schneidigsten Hunde mehr vorwärts. Mit gesträubtem Haar, eingeklemmten Ruten schleichen sie hinter dem Rüdenmann her, ohne sich von ihm zu trennen, oder sie kommen zu den Jägern auf die Stände.

468. **Jagd in Norwegen und Schweden.** Das stammverwandte Land der Mitternachtssonne bietet dem deutschen Jäger in seinen großen Waldestiefen erwünschte Gelegenheit, das kapitale Wild, den Elch, in weidmännischer Art zur Strecke zu bringen. Wo die Kronforsten mit ausgedehnten Liegenschaften des privaten Großgrundbesitzers zusammenstoßen und dort große Waldkomplexe bilden, kommen noch stärkere Elchbestände vor. Trotzdem ist ein Rückgang der Elchstände zu konstatieren, obwohl die Schußzeit auf den Elchbullen nur auf 20 Tage des September festgesetzt ist. Es ist eben auch der Elch Spekulationsobjekt geworden. Unter der großen Zahl der alljährlich durch Vermittlung von Spekulanten erlegten Elchbullen sind nur wenige gute Elchschaufler. Die meisten der Jäger mußten sich mit sehr geringen Elchgeweihen begnügen.



223. Angeschweißter Elchhirsch von Elchhunden gestellt.

Der Elch besitzt in weit geringerem Grade als das Rot- und Schwarzwild einen Geselligkeitstrieb, seine Wanderlust wird ihm häufig verhängnisvoll, wenn er ohne erkennbare Ursache zu gewissen Zeiten aus den gewohnten und sicheren Standquartieren in die minder vorsorglich behandelten kleinen Wälder bäuerlicher Jagdschinder wechselt, und da jeder Elchhirsch wahllos geschossen wird, so muß der Stand zurückgehen.

Den analogen Fall hat man bei unserm Edelhirsch und dem Rehbock leider schon häufig beobachten können.

Durch den Abschuß in den Septembertagen wird allerdings ver-

hindert, daß wie früher zur Winterszeit mit Skiern das Wild verfolgt wird. Es sollte auch eine viel größere Schonung des Mutterwildes gesetzlich geregelt werden, da der junge Elch mindestens 1½ Jahre der mütterlichen Fürsorge bedarf. Andererseits sollten zur Fortpflanzung ungeeignete Stücke aus der Wildbahn ausscheiden.

Zur erfolgreichen Ausübung der Jagd ist der **Elchhund** unbedingt notwendig. Dieser mit wolfsartigen Sinnen ausgestattete Hund, der nur niedriger auf den Läufen ist, vermag allein dem Jäger den jeweiligen Standort des Elchs anzugeben.

In dem jungfräulichen Walde ist ein Abfährten, Anlage von Buschsteigen, Spürbahnen ausgeschlossen. Der Elchhund, welcher stets am Riemen geführt wird, arbeitet die warme Fährte aus und führt den Jäger, der noch nebenbei Wind 2c. berücksichtigen muß, an den unruhig hin und her ziehenden Elch.

Der **Brackierjäger** macht sich die Jagd bequemer. Er läßt seinen Stöberer selbst finden, und wenn das Stück rege geworden ist, beginnt er ein Wettrennen über Berg und Tal und sucht dem Wild die Wechsel abzuschneiden 2c.

Der Elch stellt sich gern der Bracke, wenn diese nicht zu grob gebaut ist. Abgesehen von der großen körperlichen Anstrengung, die eine solche Hetze mit sich bringt, ist es dem folgenden Jäger sehr schwer, dem außerordentlich fein vernehmenden Wilde sich zu nähern und in dem dichten Unterholze auf den den Hund abwehrenden Elch zu Schuß zu kommen.

469. Die Jagd auf **Schneehühner**, den nordischen Ryper, wird auf verschiedene Art ausgeübt. Der gute Jäger bevorzugt die Balz im Mai, er ahmt den Lockruf „dji=ak, dji=ak“ der Henne nach, der Hahn antwortet mit „err=reck“ und steht auf dem Schneefeld zu, mit dem Schnabel am Boden, herabhängenden Flügeln und halbgeöffnetem Stoß, dem Birkhahn ähnlich. Die Jagd im Spätherbst auf die Ketten mit dem Vorstehhunde liefert sehr gute Strecken, verlangt aber auf dem steinigen Fjeld große Ausdauer und Gewandtheit des Jägers, da die Ketten nie gut aushalten, und verstehen sehr niedrig zu streichen und der Gestaltung des Fjelds sich anpassend ungemein rasch zu verschwinden. Das Sommerkleid des Ryper hat Bodenfarbe. Wie oft die Mauserung stattfindet, ist noch nicht festgestellt. Nur so viel ist sicher, daß bei eintretendem Schnee das weiße Federkleid überraschend schnell angelegt wird. Der von den norwegischen Jägern beliebte „Vogelhund“ ist der irische Setter oder Gordonsetter. Auch auf Birkhühner und Moorhühner wird die Jagd mit dem Vorstehhund bevorzugt.

470. **Rußland.** Der B ä r ist das größte europäische Raubtier; er findet sich in Schweden und Norwegen, in den Pyrenäen, Karpathen und besonders in Rußland, im Ural, dem Kaukasus und im Norden Rußlands überall verbreitet, wo ausgedehnte, zusammenhängende und schwer zugängliche Waldungen mit großem Beeren= und Waldfrüchtenreichtum den Lebensbedingungen des Bären die richtige Unterlage geben.

Eigentlich ein harmloser Geselle, ist seine Jagd nichts weniger als gefährlich, namentlich durch die kleinkalibrigen Büchsen. Er erscheint im Trieb wie jedes andere Wild, und wenn der Jäger es vermeidet spitz von vorn auf ihn zu schießen, sondern ihn an sich vorbeiwechseln läßt und breit oder schräg von

hinten die Kugel anträgt, dann wendet sich auch der schwergeschossene Bär nicht leicht gegen den Schützen. Den Meister Petz im Winterlager, das vom spekulativen russischen Jäger angepriesen und verkauft wird, aufzusuchen und zu erlegen, bietet natürlich größere Sicherheit zu Schuß zu kommen. Die Zeit des „Einschlagens" oder Beziehens der Winterwohnung richtet sich nach dem Klima der betreffenden Gegend und der momentan herrschenden Witterung. Die Bärin zieht sich meist schon Mitte November zurück, der Bär schweift oft noch im Dezember umher. Nach der Versicherung russischer Bärenjäger soll er vor dem Schlafengehen die Umgebung seines Lagers genau untersuchen und dasselbe sofort vertauschen, wenn er auf Spuren von Menschen stößt. Tritt mitten im Winter Tauwetter ein, so verläßt er sogar in Rußland und Sibirien sein Lager, um zu schöpfen oder auch Nahrung zu suchen.

Das Lager errichten die Bären gerne auf erhöhtem Punkte in Sümpfen, Moorbrüchen, Windbrüchen und in hauptsächlich mit Fichten bestandenen Oertlichkeiten ein und unternehmen hierzu aus ihren Sommerständen oft Reisen bis zu 200 und 300 Kilometer Entfernung. Da, wo der Bär Standwild ist, wird er dem Viehstand und den Bienen sehr gefährlich. Das Wildbret eines jungen Bären hat einen feinen, angenehmen Geschmack, die Keulen alter, aber feister Bären gelten, geräuchert oder gebraten, als Leckerbissen. Die Branten werden von Feinschmeckern sehr geschätzt, ähneln aber, wenn sie abgehaart und zur Bereitung fertig gemacht sind, in widerlicher Weise dem menschlichen Fuß.

471. Die Jagd auf **Waldhühner, Auerhahn und Birkhahn in Rußland** unterscheidet sich im großen und ganzen sehr von unseren deutschen weidmännischen Begriffen.

Die Balzjagd, ebenso das Treiben oder die Suchjagd wird von den russischen Jägern als zu unergiebig nur wenig ausgeübt. Der russische wie der skandinavische Berufsjäger erbeutet die Waldhühner, die durch ihr zahlreiches Auftreten ein wichtiges Volksnahrungsmittel und Gegenstand des Ausfuhrhandels bilden, in wenig weidmännischer Weise in Schlingen, Netzen, Schlagfallen, vor dem verbellenden Vogelhund, beim Anstand auf den Aesungsplätzen, auf den Ruf, auch bei nächtlicher Fackeljagd und mit Handnetz aus den Schneegräben. Auch das Anpirschen mit Skiern und im Schlitten und das Erlegen mit kleinkalibrigen Büchsen wird geübt. Interessant ist die Jagd auf Birkhühner mit dem sog. Bulvan, einer Art Puppe. Diese besteht aus einem ausgestopften Birkhahn oder in Ermangelung eines solchen aus einem in Tuch und Holz nachgebildeten Phantom, das im Spätherbst vor Tagesanbruch auf einem hochragenden, freistehenden Baum festgemacht wird, in dessen Nähe ein dichter Schirm errichtet wird. Es werden dann die benachbarten Waldungen, in denen das Birkwild gerne steckt, in der Richtung nach dem Baum abgetrieben. Dieses steht sehr gerne auf diesem Baume ein und wird dann erlegt. Bei der großen Zahl der immer neu zustreichenden Birkhühner ist zuweilen die Ausbeute sehr ergiebig, oft bis zu 40 Stück.

472. **Das Renntier, der arktische Hirsch,** hat in Norwegen und Schweden wie in Rußland große Vertretung, doch nicht so häufig, als es die Jagdlust des Jägers sich wünschte. Auf den skandinavischen

Staatsdomänen zu jagen ist auch dem fremdländischen Jäger gestattet, wenn er den 25fachen Betrag des für den heimischen Jäger angesetzten Jagdscheines bezahlt. Das Renn ist sehr scheu und wird selbst durch 24stündige Fährten des Jägers vergrämt. In den Morgenstunden zieht es von Stand zu Stand, um zu äsen, die einzige Zeit, es anzupirschen. In den Mittagsstunden schiebt es sich ein und ist dann sehr schwer auszumachen. Dem Elchhund bleibt es auch hier vorbehalten, die frische Fährte auszuarbeiten und den jeweiligen Stand festzustellen. Das Renn windet sehr scharf, und wenn die Deckung gering ist, verspricht nur das Zudrücken Erfolg. Der Hirsch wirft sein Geweih unmittelbar nach der Brunftzeit im Oktober ab, das Mutterwild dagegen erst im Frühjahr, wenn der junge Nachwuchs erstarkt ist, um der Milchspende entraten zu können. (Brehm.)

473. Es sei in Rußland noch einer Wildgattung gedacht, des **Wisent** oder **Auerochsen**, der im Walde von Bialowitsch (2000 Quadratkilometer) in einem Bestande von 7—800 Stück noch vorkommt. Strenge Schongesetze schützen den riesigen Recken einer alten, schon längst dahingeschwundenen Zeit vor dem Untergang. In Deutschland ist er nur in dem fürstlich Pleßschen Wildgatter von Mezerzitz in Schlesien in sehr kleinem Stand noch heimisch. Der Wisent gleicht dem nordamerikanischen Bison in Behaarung, Farbe und äußeren Kennzeichen und weist nur geringe Unterschiede von diesem auf in Stärke des Kopfes und der Hörner.

Aussereuropäische Jagdgebiete.

474. **Allgemeines.** Die Schilderung der großen außereuropäischen Wildreviere lag noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts fast ausschließlich in den Händen englischer und französischer Jäger. Mit gläubiger Bewunderung folgte man den romanhaften Erzählungen der bekannten Löwentöter in Afrika, Tiger- und Elefantenjäger in Indien 2c., die teils durch ihre schreckhaften und abenteuerlich gefärbten Beschreibungen, teils mit Berechnung einer fremden Konkurrenz entgegenzutreten wußten. Erst als Deutschland Kolonialmacht wurde und deutsche Forschung in der unserer Nation eigenen Gründlichkeit den Dunstkreis der Phantasie durchbrach, war es deutschen Büchsen vorbehalten, die sagenumwobenen Erzählungen in das Bereich der Wirklichkeit zurückzuführen.

Unser größter Afrikaner Wißmann, trat als bahnbrechend in Afrika für deutsche Jagdausübung auf, lange Jahre ernster Forschung fesselten ihn an den schwarzen Erdteil. Ihm verdanken wir die erste Kenntnis der Wildarten und ihrer Gewohnheiten in Afrika.

475. **Der Elefant** nimmt unter den Großtieren die erste Stelle ein. Er ist durch sein wertvolles Elfenbein großen Verfolgungen ausgesetzt. Hier mögen Zahlen sprechen. Nach Schillings wurde der Antwerpener Elfenbeinmarkt in den letzten Jahren durchschnittlich mit den Zähnen von 18500 Elefanten jährlich versorgt. In den Jahren 1888—1902 wurden 3212700 Kilo Elfenbein dort eingeführt. Das Durchschnittsgewicht eines Zahnes beträgt 8½ Kilo.

Die schwarzen Elefantenjäger üben die Jagd gewerbsmäßig aus. Mit großer Energie trat Wißmann diesem Vernichtungskampf entgegen, und seiner Anregung ist das Zustandekommen der internationalen

Vereinbarung zwecks Schutzes der Großwildbestände in Afrika zu danken. (Mai 1900.)

Die Natur kommt auch hier dem Menschen entgegen. Der Elefant hat gelernt sich den Verhältnissen anzupassen.

Von der Küste bis zum Kilimandscharo ist der Elefant noch anzutreffen, sein Aufenthalt ist die Baumsteppe, zur Tageszeit sucht er das Dickicht auf und durchwandert nachts große Strecken. Das Auffinden einer frischen Elefantenfährte garantiert dem Jäger noch lange nicht das Auffinden und Erreichen der Herde.

Die Fortbewegungsart ist ein sehr fördernder Trab, geräuschlos, so daß das mächtige Tier namentlich zur Nachtzeit ebenso wie das Nashorn und das Flußpferd fast geisterhaft wirkt. Die Jagd ist nicht eben gefahrlos und der Elefant verlangt einen guten Schuß an richtiger Stelle. Das Mantelgeschoß mit rauchschwachem Pulver am Rüsselansatz, am Blatt oder seitwärts zwischen Auge und Ohr in das kleine Gehirn ist allein imstande den Riesen zu fällen. Die beiden Sinne, zu wittern und zu vernehmen, sind so ungeheuer fein ausgebildet, daß es schwer hält, den Elefanten, der sich durch große Intelligenz auszeichnet, zu überlisten. Es ist ungemein schwierig, bei einer rege gewordenen und flüchtenden Elefantenherde die Anzahl der Stücke festzustellen, da sie lange Zeit einer in der Fährte des andern wechseln.

476. **Vom Nashorn** sagt Schillings, daß auch dessen Untergang in nicht sehr weiter Ferne liege. Das weiße Nashorn mit nur einem Horn ist im Süden Afrikas primitiven Jagdwaffen erlegen, um so eher dürfte es bei dem Doppelnashorn der Fall werden. Dieses fordert zur Jagd geradezu heraus, es durchbricht die Karawanen, gefährdet diese und bildet für den Pirschjäger, der allein die Jagd ausübt, die gefährlichste aller Jagden, weit gefährlicher als die Jagd auf Elefanten, Büffel, Löwen, Leoparden. Mit seinem ungemein scharfen Witterungsvermögen windet es den Menschen und macht sofort Front gegen ihn, um zum Angriff überzugehen. Der in der weiten Nyika (afrikanische Steppe) auf kleineres Nutzwild streifende Jäger sieht sich oftmals einem Rhinozeros gegenüber, und von vielen Jägern wird berichtet, die einem solchen Zusammentreffen erlegen waren. Es dürfte sonach der intensive Kampf mit diesem Dickhäuter, der voraussichtlich zu dessen Ungunsten sich entscheiden wird, begreiflich erscheinen.

477. Länger als Elefant und Rhinozeros wird **das Flußpferd** in Afrika erhalten bleiben, da ein großer Teil seiner Aufenthaltsorte, die riesigen Sumpfgebiete im Westen, außerordentlich schwer zugänglich sind. Der riesige Dickhäuter ist ein harmloser Geselle, der auch die Nähe des Menschen nicht fürchtet. Die Jagd auf diese vorsintflutlichen Tiere ist ohne allen Reiz.

478. **Der ostafrikanische Wildbüffel.** Seine Jagd ist keine leichte, er bewohnt die mit dichtem Schilf bestandenen Sümpfe, ist überhaupt nur in geringen Beständen noch anzutreffen. Der verwundete Büffel ist ein gefährlicher Gegner, nicht nur durch seine Lebenszähigkeit, sondern durch die Ausdauer und Schlauheit, mit der er den Jäger verfolgt, auf dessen Fährte er bleibt.

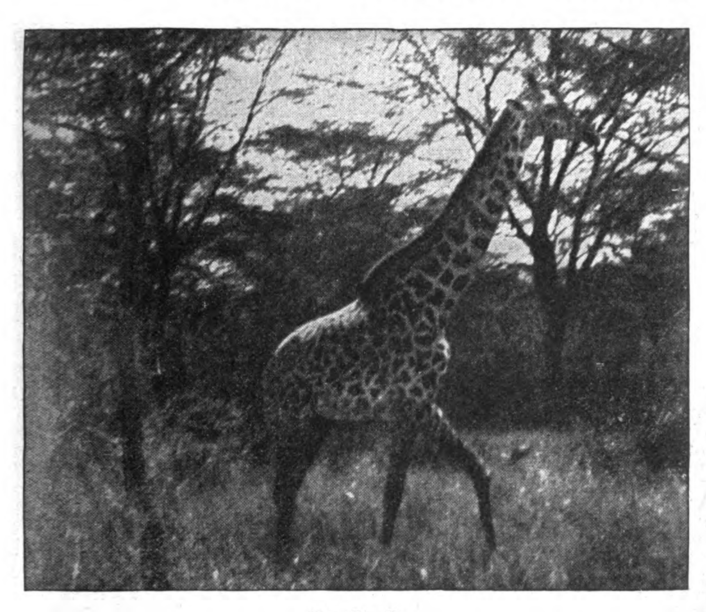
Die seit 1890 herrschende unbarmherzige Rinderpest, welche in unheimlicher Schnelligkeit in der Steppe sich ausdehnte und durch



224. Ostafrikanischer Wildbüffel.
(Aus Schillings, Mit Blitzlicht und Büchse, R. Voigtländers Verlag, Leipzig.)

das zahme Vieh gefördert wurde, hat den Wildbüffel fast aus der Reihe der ostafrikanischen Tierwelt ausgestrichen. Die geringen Bestände an Büffeln verstecken sich in den dichten Sümpfen und sind beinahe unerreichbar. Abgesehen von der Undurchdringlichkeit dieser Verstecke, die sie den ganzen Tag nicht verlassen, verursachen die Zeckenplage und die der Malaria so günstige Ausdünstung dieser mit Giftstoffen geschwängerten Atmosphäre dem Jäger unüberwindliche Schwierigkeiten. Die von Schillings erforschte Masainyika weist nur geringe Bestände an Büffeln noch auf, so an den Panganisümpfen und in der Nähe des Manjarasees. In diesen Sümpfen führen natürlich auch die großen Echsen, die Krokodile, ein beschauliches Dasein. Die Vernichtung dieser Tiere scheint dringend geboten. Der Schuß der kleinkalibrigen Büchse auf die Wirbelsäule in der Nähe des Kopfes wirkt sofort und absolut tödlich. Schillings fing dieselben gelegentlich seiner Büffeljagd mit Angeln und Ködern. Diese Echsen bilden eine Landplage, da sie alle Wasserläufe bevölkern, das Wasserschöpfen und Baden, das Tränken der Zugtiere zur Unmöglichkeit machen.

479. **Die Giraffe** bildet eine auffällige Erscheinung, wie eine Erinnerung an eine entschwundene, unserer Anschauung nicht mehr geläufige Fauna. Ihre Heimat ist die Steppe, ihre Nahrung die Blätter und dünnen Zweige der Akazien und anderer Laubbäume, an denen die Steppe nicht arm ist.



225. Giraffe.
(Aus Schillings, Mit Blitzlicht und Büchse, R. Voigtländers Verlag, Leipzig.)

Eine freiwillige Aufnahme von Gras 2c. vom Boden aus wurde nicht beobachtet.

Die Giraffe lebt sehr gerne in Symbiose mit anderen Tieren, die durch die Ergänzung aus der Schärfe ihrer Sinne gegenseitig Nutzen ziehen.

Die Giraffe äugt vorzüglich und verläßt sich weniger auf den Geruchssinn. So kommt es, daß sie häufig mit Elenantilopen, vor allem mit Elefanten sich rudeln. Sie werden viel verfolgt, sind durch ihre Größe kaum zu fehlen. Man sollte glauben, daß das farbenreiche Kleid ihr zum Nachteile gereichen sollte. Aehnlich wie Zebra und Leopard paßt sich die Giraffe derart harmonisch in der Färbung ihrer Umgebung an, daß das menschliche Auge auch auf nahe Entfernung sich täuschen läßt.

480. Das Zebra kommt in großen Herden in Afrika vor. Es ist kein Jagdtier; sein Fleisch ist süßlich; es verdient aber das Interesse des Jägers schon deshalb, weil die Hoffnung beruht, das Zebra dereinst durch Züchtung in mehreren Generationen zu einem vorzüglichen Nutztier, Zugtier 2c. umzugestalten. Nach Schillings müßte der Staat eine derartige Aufgabe in die Hand nehmen, die bei dem gänzlichen Versagen unserer Zugtiere durch die Verheerungen der Tsetsefliege dringend geboten erscheint.

481. Der Löwe Afrikas ist überall verbreitet, wo reiche Wildstände vorhanden sind, denen er



226. Zebra.
(Aus Schillings, Mit Blitzlicht und Büchse, R. Voigtländers Verlag, Leipzig.)

Beschleichender Löwe.
(Aus Schillings, Mit Blitzlicht und Büchse, R. Voigtländers Verlag, Leipzig.)

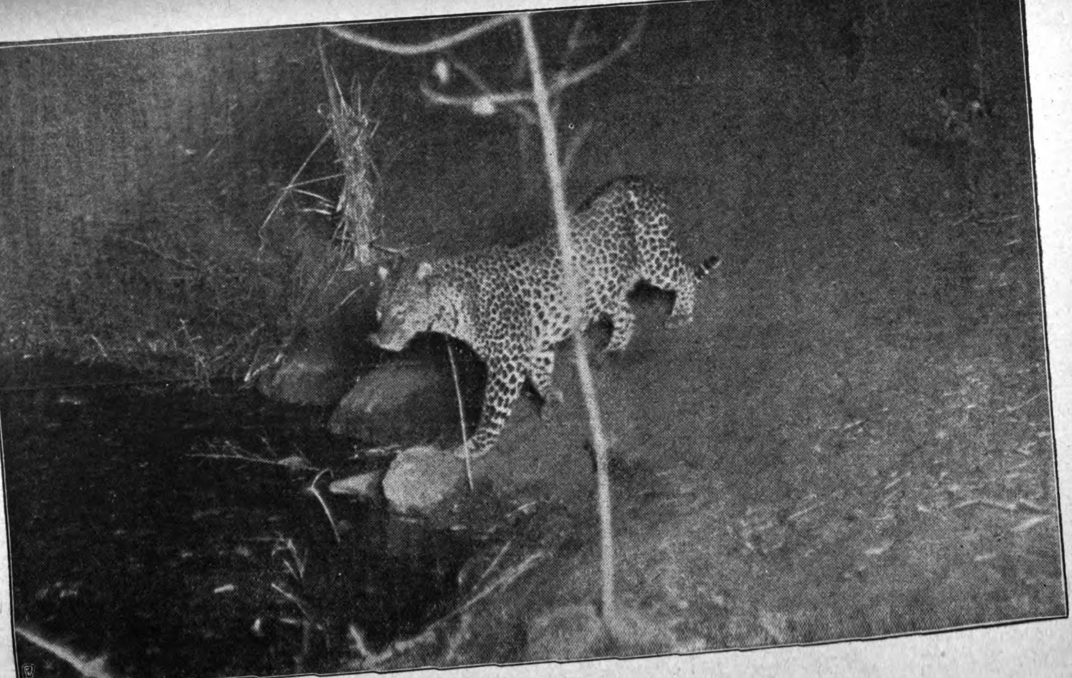
ten kenn
ten nur
die Au
treben,
m er sic
ist im
den könnt
ber auf
ndig oder
am Löwen
ter stets,
Staub in
die Dunk
ten Schw
n den u
so notwen
für die
werden s
anderes
sollen
Die eben
der Lör
Flüchter
in der
schnell,
längst
gabe
Re
auch
sorg
zu
oba
vor
gei
de
lä
je

zur Regenzeit folgt. Man kann ihn deshalb überall antreffen, trotzdem ist seine Jagd sehr erschwert, er geht nur nachts auf Raub aus, und die Aussicht, ihn unter Tags aufzugehen, ist gering. Im Süden Afrikas wird er zu Pferde gejagt und mit Hunden aufgesucht, und wenn er sich ermüdet stellt, erlegt. Dies ist im Aequatorialafrika nicht möglich, weil Pferde dort nicht leben können und Hunde dort nicht gebrauchsfähig sind. So ist der Jäger auf zufällige Begegnungen angewiesen oder auf den nächtlichen Hochsitz oder von der Dornenboma (Verhau) aus in der Nähe eines vom Löwen gerissenen Stück Wildes, der stets, wenn gestört, zu seinem Raub in der Nacht zurückkehrt. Die Dunkelheit beeinträchtigt sehr den Schuß, abgesehen davon, daß in den ungesunden Gegenden der so notwendige Schlaf ohne Gefahr für die Gesundheit nicht verkürzt werden sollte. So bleibt oft nichts anderes übrig, als den Löwen in Fallen zu fangen, eine Jagdart, die ebenfalls nicht gefahrlos ist, weil der Löwe mit der Falle oft weit flüchtet. Das zufällige Aufgehen in der Steppe vollzieht sich meist so schnell, daß man, vom Löwen schon längst erspäht, den Moment zur Abgabe des Schusses häufig versäumt.

Nach Schillings lebt der Löwe auch rudelweise. Der kühne Afrikaforscher erzählt von 30 Löwen, die zu gleicher Zeit in seiner Nähe beobachtet würden, er selbst hatte von diesen 14 mit eigenen Augen gesehen. An 3 aufeinanderfolgenden Tagen fing er 9 Löwen, die sämtlich ihr Grab in den Mägen seiner schwarzen Askaris (Träger) fanden, deren Obmann nach dem 7. Löwen erklärte, er sehne sich wieder für eine Weile nach anderem Wildbret. Die jungen Löwen gehen schon frühzeitig allein auf Raub aus und werden, da sie starke Fleckung haben, fälschlicherweise oft für Leoparden gehalten. Der Löwe ist nachts kein so harmloser Geselle, wenn er auch tagsüber vor dem Menschen flieht. Schillings sagt von ihm, daß er zur Nachtzeit eine große Furchtlosigkeit dem Menschen gegenüber zeigt, angezündete Feuer verhältnismäßig wenig scheut und an diesen sogar Eingeborene raubte. Diese Gleichgültigkeit gegen den Menschen tritt oft beim nächtlichen Ansitz im Dornenversteck in die Erscheinung, wo er unbekümmert um den Jäger, den er schon lange gewindet oder eräugt hat, den gefesselten Stier oder Esel schlägt und oft auf nur 3—4 Schritte erlegt werden kann.

Des berühmten Löwenjägers Gerard Schilderungen weist Schillings als Ausgeburten einer reichen Phantasie in das Reich der Fabel.

482. **Der Leopard** ist häufiger anzutreffen als der Löwe, er ist tatsächlich überall und nirgends. Felsige, von schroffen Bergzügen unterbrochene Oertlichkeiten mit reichlicher Deckung sagen ihm am meisten zu, wo er vielfach in den Baumkronen sich aufhält. Seine Bewegung ist blitzschnell. Auch seine Begegnung beruht auf Zufall, häufig verraten ihn die Paviane, die ihn mit Gekreisch verfolgen; auch das andauernde Schmählen der Impallahantilopen und das Lautgeben der Buschböcke künden dem Jäger zur Nachtzeit an, daß der schöne Räuber unterwegs ist. Wenn auch der ausgewachsene Pavian mit seinem scharfen Gebiß, dessen Reißzähne an Länge die des Leoparden übertreffen, ein nicht zu unterschätzender Gegner für die gefleckte Katze ist, so gelingt es letzterer doch häufig, aus der schlafenden Affenherde sich ein Opfer zu



227. Leopard.

(Aus Schillings, Mit Blitzlicht und Büchse. R. Voigtländers Verlag, Leipzig.)

holen. Daß der Leopard nur lebende Tiere reißt und das Aas verschmäht, wird von Schillings bestritten, der gegen 40 Leoparden im Eisen, die mit Gescheide oder irgend verendeten Tieren beködert waren, gefangen hat. Die mit lebenden Tieren beköderten Fallen übten auf den Leoparden viel geringeren Reiz aus. Der gefangene oder angeschweißte Leopard ist ungemein gefährlich, er geht mit Blitzesschnelle auf den Jäger los. Unfehlbar konnte man rechnen, nach einem glücklichen Fang am nächsten Morgen den Gatten des Paares im Eisen zu finden. Die gefangenen männlichen Leoparden erreichten ein Gewicht bis zu 145 Pfund.

Große Verbreitung haben

483. **Wildhunde oder Jagdhyänen,** die meist in Rudeln jagen und überall auftreten, wo viel Wild vorhanden. Sie jagen zu 2 oder 3 stumm hinter einem Stück drein, teils à vue, teils nach der Fährte. Ihre Opfer sind alle Antilopenarten, auch die große Elenantilope. Gestört, bellen sie den Menschen an, wie scheue Haushunde mit eingekniffenen Ruten seitwärts prellend und wieder bellend verhoffend. Die Eingeborenen behaupten, daß sie unbewaffnete Menschen anfallen. Ihre Zähmung bezw. Züchtung zu jagdlichen Zwecken dürfte wohl bei ihrer Wildheit und Bissigkeit und ihrer ausgesprochenen Abneigung gegen Haushunde auf große Schwierigkeiten stoßen.

484. **Der Serval,** eine schöne, hochbeinige Katze mit schwarzen Tupfen auf gelbem Grund, öfters auch ganz schwarz, die graue Wildkatze und der ostafrikanische Vertreter des Luchses, der Carracal, ferner die schlanke, kleine Ginsterkatze und die Fischotter am Viktoria Nyanza sind kleinere Vertreter der Raubtierwelt Afrikas.

Hyänen und Schakale, sowie die zahllosen Arten von Geiern bilden die Totengräber der Steppe und wissen mit den größten Kadavern in unglaublich kurzer Zeit fertig zu werden.

Unter den Hornträgern, den Antilopen, sind die Kuduantilope und die Elenantilope die größten Arten.

485. **Das Kudu** trägt den größten und stärksten Hornschmuck und ist im Süden von Deutschostafrika noch am häufigsten. Die Elenantilope ist an Wildbret die stärkste Art, sie erreicht ein Gewicht gegen 90 Kilo. Als ausgezeichnete Bergsteiger kommen diese großen Tiere sogar auf dem Plateau des Kilimandscharo 5000 m über dem Meere vor. Sie wandert wie ein großer Teil der Tierwelt, den oft sehr unregelmäßigen Regenzeiten entsprechend, permanent, bald in der Niederung und an der Seeküste, bald in der Hochsteppe oder im Gebirge ist sie anzutreffen. Bei Annäherung von Gefahr pflegen sie sich zusammenzurudeln und in schwerfälligem, aber förderndem Galopp flüchtig zu werden. Sie zeichnen in außerordentlich markanter Weise auf die Kugel.

Nur in der Steppe, fast gar nicht in den Hochländern, findet man die Pferdeantilope, von starkem, pferdeähnlichem Gebäude, und die kleinere Oryxantilope, von gedrungenem Körper und sehr spitzem Gehörn, die selbst den Leoparden abwehren könnte.

486. **Das Gnu,** das als Weißbartgnu in den Salzsteppen Ostafrikas in großen Rudeln häufig mit Zebraherden zusammen in Symbiose vorkommt, ähnelt in seinem Aeußern dem Büffel und wird

vielfach für denselben, namentlich in größeren Entfernungen, gehalten, es liebt die weite, offene Steppe. Alle diese Wildarten äugen sehr scharf und sichern ständig auch im Zustand der Ruhe. Die Lebenszähigkeit dieser Tiere ist sehr groß, und sie verlangen einen gutsitzenden Schuß. Der zeitweise erkennbare Wildreichtum könnte vielleicht den Jäger verleiten, unbesonnene Schüsse abzugeben. Im Interesse der Erhaltung des ohnehin stark dezimierten Wildstandes — manche Arten befinden sich in kaum nennenswerten Beständen — ist es dringend geboten, die Jagd auch in diesen Ländern nach festen weidmännischen Gesetzen auszuüben. Das Beispiel des Europäers wirkt auf die Eingeborenen ansteckend und mit Freude und Anerkennung muß hier konstatiert werden, daß unsere jüngeren Afrikaner, wie Brandis, Paasche u. a., dem Beispiele Schillings folgend, mehr mit der Kamera als mit der Büchse weidwerkten und wohlüberlegt ihre Kugel weidmännisch anzutragen redlich bemüht waren.

Als warnende Wahrzeichen leuchten in der Steppe die gebleichten Knochenüberreste von Großwild aller Art, die der Schießwut ausländischer Jäger und der Eingeborenen zum Opfer gefallen sind.

487. Als Nutzwild zum Lebensunterhalt liefert den Afrikajägern hauptsächlich der Wasserbock das Wildbret. Dieser trägt nur in seinen männlichen Exemplaren den leierförmigen Hörnerschmuck, das weibliche Wild gleicht sehr stark den Tieren unseres Rotwilds. Zahlreich sind die verschiedenen Abarten der Antilopen. Außer den bereits genannten größeren Exemplaren gibt es die Leierantilope, Kuhantilope, Impallahantilope, an Gazellen die Grantgazelle, Thomsongazelle, Giraffengazelle, den Buschbock. Dem Reh ähnlich ist der Riedbock. Dieser läßt einen pfeifenden Warnungsruf erschallen, der von anderen Wildarten verstanden wird und auf den auch die Vogelwelt achtet. Reiher und Ibisse stehen auf diesen Schreckruf hin sofort aus den Tümpeln und Wasserpfützen auf.

Wie die Tierwelt, so ist

488. auch die **Vogelwelt** reich vertreten. Sie findet in ihren größeren und selteneren Arten, wie beim Strauß, der Riesentrappe, jagdliche Beachtung, auch als Abwechslung für den Küchenzettel in den verschiedenen Hühnerarten, den Perlhühnern, Buschhühnern, Frankolinen, kleinen Schnepfenarten, Enten, Komoranen, oder werden im Interesse wissenschaftlicher Sammlung, wie die Ibisse, Reiher, Kraniche und zahllose Geierarten, erlegt.

489. Wildschutz. Wie schon oben erwähnt, beschäftigt sich die Verwaltung der europäischen Kolonien in Afrika dank den Bemühungen Wißmanns sehr eifrig mit dem Wildschutz durch strenge Erlasse. Den Eingeborenen ist die Jagd auf Nutzwild überhaupt verboten. England hat bereits in Britisch-Ostafrika, namentlich in der Nähe der Ugandabahn, große Wildreserven angelegt, die unter strenger staatlicher Kontrolle stehen.

Große Gefahren für die Gesundheit des Europäers und seiner ihm unentbehrlichen Nutztiere, wie der Pferde, Esel, Rinder, bestehen in dem tückischen Malariafieber und der Widerstandslosigkeit der Last- und Reittiere gegen die tödlichen Stiche der Tsetsefliege.

Geheimrat Dr. Koch nimmt an, daß ein untrennbarer Zusammenhang zwischen dem Büffel und der Tsetsefliege bestehe und daß das Wild latenter Träger der Tsetse-

krankheit sei und verlangt die Ausrottung des Großwildes als des gefährlichsten Krankheitsherdes.

Diesen Ausführungen des Geheimrats Dr. Koch, dessen unbestreitbares Verdienst es ist, die deutsche Landwirtschaft auf den Nutzen unserer Kolonien hingewiesen zu haben und für die Nutzbarmachung des Wildes im Dienste und im Haushalt der Landwirtschaft einzutreten, trat im Sommer d. J. eine Kommission für Besserung des Wildschutzes entgegen, die es sich zur Aufgabe machte, die in Betracht kommenden zoologischen, biologischen und bakteriologischen Fragen zu durchforschen und ein gesundes, auf Grundzügen der Selbstverwaltung ruhendes Jagdrecht auszubauen und dieselben Grundsätze in den Kolonien zu festigen, die in der Heimat des Jägers Ehrenschild bilden.

In dieser Kommission stellte Professor Matschie fest, daß es heute noch Büffelherden ohne Tsetsefliege und zahlreiche Tsetsefliegen ohne Büffel gäbe, daß ferner die Tsetsefliege auch auf kleinere Tiere und auf Menschen gehe, ferner daß durch Ausrottung der Glossina (Gesträuch), die in den Hochländern fehle und nur in den feuchten Distrikten vorkomme, von seiten der Buren eine Abnahme des Insektes hervorgerufen wurde. Dr. Sander führte aus, daß man, um radikal vorzugehen, auch die kleinen Antilopenarten, die Wildschweine, Wildhunde, Zebra, Esel, das Kleinwild und die mit der Krankheit behafteten Menschen ausrotten müsse. Schriftsteller Bley erklärte, die afrikanische Tierwelt bilde große wirtschaftliche Werte, die erhalten werden müßten. Das Krokodil dagegen müßte ausgerottet werden als der Träger der Schlafkrankheit. Die Tsetsefliege müsse direkt, nicht indirekt bekämpft werden. Sache der Wissenschaft sei es, entsprechende Mittel dagegen zu finden.

490. **Asien.** Allgemeines. Dieser Erdteil, der neben seiner enormen Breitenausdehnung von der Region der arktischen Zone bis zum Aequator reicht, birgt jagdliche Schätze und undurchforschte Reviere in Menge. Es soll hier nur eine oberflächliche Schilderung der Jagden und Jagdtiere Asiens folgen und unter diesen nur solche näher berührt werden, die von jagdlichen und wissenschaftlichen Erfolgen begleitet bereits auf breiterer Basis das Interesse der sportliebenden Jäger gefunden haben. Wie in allen Ländern der Erde in den wärmeren Zonen, weist auch der Süden Asiens die größere Menge von Wild auf. Es steht zunächst Indien und der indische Archipel im Brennpunkt jagdlichen Interesses.

491. **Indien.** Der indische Elefant spielt auch hier die erste Rolle. Er hat nur kurze bezw. kaum nennenswerte Stoßzähne entgegen seinem afrikanischen Vetter, ist ebenso scheu und nicht weniger gefährlich. Seine Bejagung beruht auf denselben Prinzipien wie in Afrika, doch steht er gezähmt als Nutztier und Jagdelefant auf viel höherer Stufe. Eine bessere Zahnentwicklung hat der Elefant Siams.

Unter den dortigen Dickhäutern spielt das Nashorn wegen seiner Bösartigkeit und Gefährlichkeit eine ähnliche Rolle wie sein Vetter in Afrika; es hat jedoch nur ein Horn, welches sehr lang und spitz wird.

492. **Der Büffel Indiens**, der sogen. Wasserbüffel, hat starke, nach auswärts gekrümmte Hörner von dreieckigem Querschnitt, ist sehr gefährlich, von unglaublicher Wildheit und fürchtet selbst die großen

Katzen, wie den Tiger, den Panther und Leopard, nicht; auf die großen zahmen Rinderherden übt er einen verderbenbringenden Einfluß aus, indem er sie gerne in den Busch entführt. Ein Meister im Schwimmen, erscheint der Büffel auf dem Lande unbeholfener als im Wasser, in dem er 6—8 Stunden des Tages verbringt. Gezähmt wird er von den Eingeborenen häufig zur Jagd auf Wassergeflügel und Hirsche verwendet.

493. Nutzwild. Von den Antilopenarten sei hier die Nilgaiantilope genannt, mit kurzem Gehörn und schwerfälligem Körper, und die Vierhornantilope, ein kleines, zierliches Tier mit vier spitzen, kurzen Hörnern, die vorderen 3—4 cm, die hinteren 10 bis 12 cm hoch.

Von den Hirschen ist der Samburhirsch in Ceylon heimisch. Dieser Hirsch kommt unserem Rothirsch gleich, setzt aber nur ein Geweih von 6 Enden auf. Der Tschitalhirsch Ceylons, in Indien Axishirsch genannt, ist eine gefleckte Hirschart, dessen Decke grau und rötlichbraun mit weißen Flecken gezeichnet ist, sein Geweih trägt auch nur 6 Enden.

Das Wildschwein ist überall zahlreich vertreten, wird aber nicht so stark wie unser Schwarzwild, es bildet stets eine reiche Strecke für den Jäger und eine willkommene Beute für die großen Katzen. In den indischen Garnisonen wird es viel parforce gejagt und mit Speerstichen getötet.

494. Der Tiger Indiens und Ceylons steht im Mittelpunkt des Interesses aller Jäger. Der Eingeborene spricht von drei Gattungen, dem Wildtöter, dem Viehräuber und dem Menschenfresser, die alle drei jedoch in einem folgerichtigen Zusammenhang stehen. Der junge Tiger wird zunächst am Wilde sich sättigen. Wo die Kultur zunimmt und das Wild verdrängt wird, tritt er als Viehräuber auf, und wenn er alt und seine Zähne stumpf geworden sind und seine Sprungkraft nachläßt, wird der Eingeborene ihm eine leichte Beute, und der Menschenfresser ist fertig. Seine Heimat sind die dichten Dschungeln, die er nur nachts verläßt. Treibjagden werden sehr beliebt, bringen aber nur geringe Resultate, da die Treiberschar, aus Eingeborenen bestehend, feige und faul ist. Am sichersten ist noch der Ansitz am geschlagenen Wild oder am lebenden, festgebundenen Rind vom Hochsitz, der Madjan, aus. Dieser Ansitz hat nur in der Nacht und da nur bei Mondlicht Erfolg. Niedieck hat dort den Menschenfresser, auch den Panther, der an Wildheit dem Tiger nichts nachgibt, den Bär, den wilden Hund, eine Art Wolf, und die Hyäne gestreckt.

Der Panther wird von indischen Offizieren häufig parforce gejagt. In Fallen oder Gruben gefangen, wird die Katze auf das freie Feld hinausgefahren, der Käfig geöffnet, die Katze dann gehetzt und wie das Wildschwein mit Speeren getötet.

Der Bär ist der Lippenbär, tiefschwarz, mit halbmondartiger weißer Bläße auf der Brust und langen Rückenhaaren.

Das Innere Asiens,

495. Turkestan, mit den Steilhängen des Tiunschangebirges, ist auch die Heimat von Cerviden. Prinz Arnulph von Bayern jagte dortselbst im Sommer 1907 auf Rehe, Hirsche, Steinböcke und Wildschafe. Auch Bär, Wolf, Schneepanther, Fuchs und Murmeltier sind in diesem Gebirgszuge nicht selten.

Das Reh ist stärker in Form und Gehörnbildung als unser hei-

misches Reh. Die Gehörne ähneln in Perlung, Auslage, Höhe und Vereckung den Hirschgeweihen.

Der Maralhirsch ist ebenfalls größer und stärker als unser Rothirsch, sein Geweih stämmiger, höher und kräftiger entwickelt, zeigt jedoch niemals eine Krone und selten eine schöne Rose. Die Brunftzeit fällt in den Monat September, der Brunftschrei des Hirsches ist ein schrilles, auf nur geringe Entfernung hörbares Pfeifen.

Der Steinbock lebt im Tiunschangebirge wie unser Gemswild in starken Rudeln. Doch stehen auch die guten Böcke allein und machen sich sehr heimlich und suchen die Rudel nur zur Brunftzeit auf. Die Jagd ist infolge der enorm scharfen Sinne und des teilweise schlecht bewachsenen und nur geringe Deckung bietenden felsigen Geländes äußerst schwierig.

496. Muffelwild. Das Wildschaf, das Kaschgar, steht nur in geringen Rudeln fast noch höher als der Steinbock und ist, wenn möglich noch heimlicher. Seine Sinne und sein Mißtrauen sind ungemein scharf und übertreffen noch fast die des Steinbockes. Die alten Jäger sagen, daß das Haar, das vom Jäger ausfällt, vom Keiler gewittert, vom Hirsch vernommen und vom Muffel geäugt wird.

In Europa kommt das Muffelwild, der Muflon, noch in Sardinien und Korsika in kleinen Beständen vor. Von größerer Form und Stärke als dieses ist der Argali der Mongolen, der Kaschgar auf dem Hochlande Pamir erreicht die größte Höhe und Stärke. Auch die Halbinsel Kamtschatka führt das Dickhornschaf als Standwild. Die Jagdschwierigkeiten bestehen darin, daß das Wildschaf sich nicht treiben läßt, sehr schwer anzupirschen ist und einen unbedingt tödlichen Schuß verlangt. Da wo es wenig verfolgt wird, ist es nicht scheu. Seine Neugierde wird von den Kirgisen häufig benutzt, um es zu erlegen, indem man einen Stock mit einem Kleidungsstück behängt und so die Aufmerksamkeit des Rudels auf einige Zeit zu erwecken sucht. Inzwischen pirscht sich der Jäger von einer andern Seite an das Rudel. In Oesterreich-Ungarn und auch in Deutschland sind verschiedene erfolgreiche Versuche gemacht worden, das Muffelwild einzubürgern. Es verträgt sich vorzüglich mit andern Wildarten, wie dem Rotwild, so zwar, daß in diesen Wildbahnen beobachtet wurde, wie Rotwildrudel von Wildschafen geführt wurden. Die Vermehrung ist stark und sicher.

In Deutschland wurde aus Sardinien das Muffelwild vor Jahren im Herzogtum Anhalt eingesetzt, genießt dort jetzt in freier Wildbahn Hege, der Widder darf nur im September und Oktober, das Schaf nur im Oktober erlegt werden. So haben die anhaltischen Reviere den Ruhm, nicht nur die letzte Biberkolonie, sondern auch den ersten Muflonstand in freier Wildbahn Deutschlands zu besitzen.

Die besten Bärenreviere Asiens besitzt die Halbinsel

497. Kamtschatka im äußersten Nordosten an der Beringstraße. Wenn der Bär aus dem Winterschlaf erwacht, im Monat Mai, ist die beste Zeit zu jagen. Sein Pelz ist noch weich und fein wie Seide, die Haare noch lang und glänzend. Sobald die Witterung wärmer wird, was sich in diesen Breiten oft ungemein rasch vollzieht, tritt der Haarwechsel ein. Im Herbst und Winter zu jagen, ist durch die Ungunst des Klimas ausgeschlossen.

Auch Freund Petz ist dann gezwungen, zu schlafen oder Hungers zu sterben. Im Frühjahr geht der Bär aus seinen Winterquartieren herunter an die Meeresküste, um dort den angeschwemmten Seetang sich einzuverleiben. Wenn das Gras auf den Halden zu sprießen beginnt, sieht man die Bären wie Lämmer auf der Wiese weiden. Zur Laichzeit des Salm steigt der Bär flußaufwärts, schlägt mit geschicktem Brantenschlag den Fisch ans Ufer, später lebt er wieder vegetarisch von wilden Erbsen und Beerenfrüchten, seine Jagdkünste versucht er nur an den Erdzieseln, kleinen Nagern, die er aus der Erde gräbt. Niedieck erlegte in ganz kurzer Zeit 15 Bären, einen kleinen Trieb, in den er 4 Bären einwechseln sah, ließ er sich von seinem russischen Jäger durchgehen und erlegte zwei davon. Der Bär ist ein harmloser Geselle, greift den Menschen nie an. Trotzdem ist die Jagd nicht gefahrlos, allerdings ohne Schuld des Bären, da das Land vollständig unkultiviert, von zahllosen Wasserrissen und Bergwassern durchzogen ist, die nur auf kleinen Nachen durchquert werden können. Das Klima selbst ist in hohem Grade unwirtlich und stellt hohe Anforderungen an die Gesundheit des Jägers.

Der Osten Asiens, vor allem China und Japan, dürfte wohl mit Ausnahme des Massenwildes und Sumpfgeflügels und der zugereisten Zugvögel das jagdlich reizloseste Gebiet sein. Der Fasan hat dort zwar seine Urheimat, namentlich der mongolische. Er zeichnet sich durch große Farbenpracht aus, erscheint im Sonnenlicht streichend goldschimmernd, die Flügel sind unten weiß, Hals und Brust gold- und kupferbraun, jedoch ist seine Zahl sehr beschränkt.

498. **Australien** ist das Land und die Heimat der Beuteltiere.

Von diesen ist das Känguruh noch am ehesten geeignet, die Jagdlust zu reizen. Es wird leider viel verfolgt, obwohl sein Schaden nicht größer ist, als der der Hasen und Kaninchen, sie können nur, wenn sie in eine Fenz eindringen, an den jungen Pflanzen nennenswerten Schaden anrichten. Das Wildbret ist nicht sehr berühmt, doch besser als sein Ruf; der Schwanz gibt eine ausgezeichnete Suppe. Sie werden von Eingeborenen und Weißen nicht des Wildbrets halber, sondern nur aus Mordgier gejagt. Die Decke ist gegerbt feiner als Kalbleder. Ihre Jagd ist sehr einfach. Sie lassen sich gut treiben, wenn man versteht, das Rudel zu sprengen. Doch ist der Schuß nicht leicht, da Kopf, Hals und Brust äußerst schmal sind und der Schuß auf die starke Hinterhand nie tödlich wirkt, ihre eigenartige Bewegung in der ungemein fördernden Flucht erschwert das Abkommen sehr. Vielfach werden sie von den Squatters mit Windhunden parforce gejagt. Diese Buschmänner lieben es sehr, zu Pferd zu hetzen. Ein eigenartiger Sport bildet dort auch das Einfangen und Hetzen verwilderter Rinderherden, die im Busch das Leben wilder Tiere führen und nur nachts auf Weide ziehen. Diese Mondscheinritte über Stock und Stein, durch Gestrüpp und dichten Wald hinter den flüchtenden Rindern bereitet hohen jagdlichen Reiz und erfordert große Gewandtheit im Sattel. Aehnlich werden auch die verwilderten Pferde, der brumby, nächtlicherweile gejagt und in die Gehege getrieben. Dies sei erwähnt, weil es als Herren und Jagdsport viel zu den Annehmlichkeiten des dortigen Jägerlebens beiträgt.

Auch das Opossum, die Beutelratte, die den Hühnerställen als Eierdieb so schwere Besuche abstattet, wird bei Mondschein von den Bäumen geschossen. Diese Ratte ist eigentlich unbrauchbar und widerlich anzusehen, doch vermag auch diese Jagd einigermaßen Reiz abgewinnen durch die hellen Mondnächte im australischen Busch.

Bei Auckland, der Hauptstadt Neuseelands, jagte Niedieck auf einer kleinen Insel von 10 000 Morgen auf Damwild, das in großen Beständen gehalten wird. Man jagt die Damhirsche dort ebenfalls zu Pferd, sucht ihnen den Wechsel abzuschneiden, springt ab und erlegt sie mit der Büchse.

Von der Vogelwelt sind Enten und Fasanen heimisch.

Eine große Landplage bildet zurzeit in Australien das Kaninchen, das dort eingebürgert wurde und sich jetzt so stark vermehrt hat, daß seine Ausrottung eine Unmöglichkeit wurde.

499. Nord-Amerika. Allgemeines. Nordamerika, das Land der Abenteuerlust und der ungezügelten Jagdsucht besaß einst Wildreviere von unendlichem Reichtum. Mit dem Untergang der Büffel und der fast der Sagenwelt angehörenden Indianer war auch das Schicksal anderer Wildarten, der Wapiti und der Moose, besiegelt. Wohl hat das frühere Oberhaupt der Vereinigten Staaten Nordamerikas, Präsident Roosevelt, mit starker und sachlicher Hand durch Schaffung von Schongebieten den Untergang der Tierarten aufgehalten, ein Wiederaufleben alter Zeiten noch einmal herbeizuführen, wird wohl unmöglich sein.

500. Schongebiete. Eines dieser Schongebiete besitzt Nordamerika in dem Yellowstone Park, einem Felsgebirge zwischen den Staaten Wyoming und Montana. Von wunderbarer landschaftlicher Schönheit, in welchem alle Wildarten des Landes eine ständige Schonung genießen und scharf bewacht werden. Außer diesem Parke sind noch weitere Wildreservate entstanden, sogen. Wildzuchtreviere, die strenge, gesetzlich geregelte Schonung genießen, aus denen das Wild nach allen Seiten hin sich verbreiten und andere benachbarte Gegenden, in denen es nahezu ausgerottet ist, aufs neue bevölkern soll. Die Anschauung, die Präsident Roosevelt vertritt, das Wild zum Nationaleigentum zu machen und es unter den Schutz der ganzen Bevölkerung zu stellen, entspricht dem demokratischen Charakter des nordamerikanischen Volkes.

501. Bison. So sehen wir im Nationalpark von Yellowstone den Bison noch in Beständen von 200 bis 300 Stück erhalten. Nur vereinzelte schwache Rudel dieses mächtigen zottigen Wildes stehen noch in der winterlichen Einöde von Athabaska und in den verödesten und unzugänglichen Gegenden der Rocky Mountains. Der amerikanische Jäger unterscheidet den Präriebüffel und den Waldbüffel, der sich durch schwächeren Körperbau, kürzere, aber stämmigere Läufe auszeichnet.

Besondere auffällige Merkmale zwischen dem europäischen Wisent und dem Bison, die sich im allgemeinen sehr gleichen, bestehen in dem größeren und schwereren Kopf des Bisons, dessen Rückenlinie sehr scharf abfällt und eine auffallende Verschmächtigung des Hinterteils aufweist. Im Haarkleid sind sich beide ähnlich. Da der Bison jetzt vollständige Schonung genießt, um ihn vor dem Aussterben zu bewahren, werden wohl wenige Jäger sich

mehr der Jagd auf diesen rühmen können.

502. Elch. Der Moose oder kanadische Elch wird von vielen Jägern für das edelste Wild gehalten. Seine Heimat sind die feuchten, kalten Fichten- und Tannenwälder, die sich aus den eisigen Regionen Kanadiens nach Süden ziehen. Dem nordischen europäischen Elch wie ein Zwillingsbruder gleichend, liebt er wie dieser kühle, morastige Lagen mit dichtem Pflanzenwuchs. Die einzige richtige Art zu jagen ist die Pirsche. Während der Brunftzeit im September sind die Schaufler weit und breit auf der Suche nach den Tieren und stoßen während der Nacht ein kurzes, lautes Schreien aus, das man sehr weit hört. Die Tiere antworten mit leisem, klagendem Mahnen. Wie der deutsche Jäger den Brunfthirsch mit der Muschel oder dem Schnecken anruft, so lockt der amerikanische Jäger den brunftenden Elch mittelst einer Locke aus Birkenrinde. Doch steht der Elch nie sofort zu, sondern holt sich erst den Wind, so daß diese Art zu jagen nur bei ganz stillem Wetter ausgeübt werden kann. In früherer Zeit, als der Wildreichtum noch bedeutend war, war die sogen. Krustenjagd sehr beliebt, eine Jagdart, die dem Jäger keine Ehre macht und auch von Roosevelt scharf verurteilt wird. Es werden die Elche, wenn nach Tauwetter bei tiefem Schnee Frost eintritt, von Schneeschuhläufern gejagt und erlegt.

Ein Elchrevier von nahezu unberührter Schönheit und großem Reichtum hatte Niedieck Gelegenheit in Alaska zu bejagen; dem äußersten Nordwesten von Nordamerika. Dort erreicht noch der Elch eine enorme Körpergröße und wird in Gewichtsbildung und Auslage der Schaufeln in keinem anderen Lande übertroffen. Wo das Wild den Menschen als das größte Raubtier noch nicht erkannt hat, bleibt es auch vertraut. So standen um Niedieck, als er den stärksten Elch, der je erlegt wurde, mit einer Geweihauslage von 1,96 m, gestreckt hatte, wohl an 20 Elche, die alle den Jäger anäugten.

503. Wapiti. Von den Hirscharten übertrifft der Wapiti, in Amerika „Elk" genannt, den deutschen Rothirsch an Stärke und Geweihbildung. Die besten Bestände sind noch im westlichen Colorado, Wyoming und Montana, sowie in Idaho, Washington und Oregon. Der amerikanische Jäger nennt den Brunftruf „Pfeifen". Roosevelt gibt hierüber in seinem Buch „Jagden in amerikanischer Wildnis" ein anschauliches Bild. Ein Wapiti meldete an einem naßkalten Morgen, stark röhrend, ab und zu plätzend und schlagend. Anfangs glichen die schmetternden Töne denen eines Jagdhorns, steigend und fallend. Beim Näherkommen nahmen sie einen mißtönenden, quikenden Klang an, dann lauteten sie wieder wie das Brüllen eines gewaltigen Raubtieres.

504. Virginiahirsch. Die am weitesten verbreitete Hirschart ist der virginische Hirsch, an Größe und Form dem Damhirsch gleichend, nur zierlicher und gewandter und in Farbe gleichmäßiger. Er findet sich überall in allen Staaten, kann jedoch ohne Wasser nicht leben. Er wird zu Fuß und zu Pferd gejagt, und teils vom Sattel aus geschossen, teils springt der Jäger ab. In dicht bewachsenen Wäldern wird mit dem Hunde gejagt. Interessant ist die Feuerjagd, wozu zwei Jäger erforderlich sind. Der eine trägt eine Feuerpfanne auf der Schulter, der an-

dere das Gewehr. Das Wild bleibt überrascht von dem Scheine der Flamme stehen. Der Jäger sieht nur die Augen des Wildes, welche die Flamme widerspiegeln. Die Gefahr, anstatt des Hirsches ein Herdentier, Schaf, Rind 2c. zu erlegen, ist hiebei natürlich groß.

505. **Maultierhirsch.** Der langohrige Blaktail oder Maultierhirsch ist ebenfalls ziemlich verbreitet. In Südamerika findet sich noch der Pampashirsch mit seinem einförmigen Sechsergeweih und seinem, namentlich zur Brunftzeit, unangenehm bemerkbaren Geruch, der Ausdünstung des Negers vergleichbar. In Brasilien, Peru und Guyana trifft man häufig den kleinen Rotschießhirsch, der nach Art unserer Rehe nie in Rudeln, sondern nur paarweise lebt.

506. **Renn.** Das Renntier Amerikas wandert im Frühjahr nordwärts zum Eismeer, im Herbst wieder südwärts. Zu dieser Zeit, der Feistzeit, ist es Gegenstand der Jagd. Die Indianer im Norden der Vereinigten Staaten benützen es, wie die Lappen, als Herdentier. Der gefährlichste Feind des Renn ist neben dem Menschen der Wolf, der den Wanderungen der Tiere folgt und ihre Herden stark brandschatzt. Der Amerikaner nennt das Renn Karibu. Niedieck jagte in Neufundland auf Karibu bei Eintritt des Winters, als die Renn die Reise nach dem Süden antraten. Um den Abschuß einzuschränken, der zu dieser Zeit sehr stark betrieben wird, hat die Staatsregierung außer der gesetzlichen Schonzeit vom 15. Febr. bis 15. Juli noch den Zeitraum vom 1.—20. Oktober zur Hege bestimmt, so daß die zehn Tage vor dem 1. Oktbr. und zehn Tage nach dem 20. Okt. als beste Jagdzeit gelten.

Die Renn schwimmen vorzüglich und betrachten einen Wasserlauf oder See nicht als Hindernis. Lästig empfindet der Jäger die kleinen schwarzen Fliegen, vor denen man sich kaum zu schützen vermag, sie bedeuten dasselbe wie die Ameise in Indien und die Moskitos in Afrika.

507. **Bergschaf.** Auch das Dickhorn, das Bergschaf, ist ein Bewohner Nordamerikas. Im sogenannten „Schlechten Lande", wo die runzelige, harte Erde zerrissene, düstere und doch malerische Formen zeigt, wo die Hügel sich mit ihren kahlen, ausgezackten und zerklüfteten Abhängen und mit ihren Spitzen scharf wie Nadeln sich erheben, wo die Bergwände mit dürftigem Pflanzenwuchs bedeckt sind und in schwarzen, roten und grauen Farbenstreifen leuchten, ist die Heimat des Muffels, das ebenso scheu, wie im Innern Asiens sich selbst durch seine scharfen Sinne und seine Standorte vor der Büchse des Jägers schützt.

Die weiße Bergziege findet wegen ihres stark nach Moschus duftenden Wildbrets nur geringe Aufmerksamkeit beim Jäger. Doch übt die Jagd auf sie durch die Großartigkeit der Landschaft besonderen Reiz aus.

Die Gabelantilope und der Springbock kommt überall in der weiten Prärie vor. Letzterer ist der einzige hohlhörnige Wiederkäuer, der jährlich sein Gehörn abwirft. Die Jagd wird hauptsächlich zu Pferd ausgeübt, entweder vom Sattel aus geschossen oder abgesprungen.

508. **Raubtiere.** Als König der jagbaren Tiere bezeichnet Roosevelt den Grislybär, die Jäger der Rocky Mountains nennen ihn „Old Ephraim", andere „Mocassin Joe", eine Anspielung auf seine seltsame halbmenschliche Fährte.

Er ist ein gefürchteter Gegner, der seinen Mann stellt und angeschweißt sehr gefährlich wird.

509. Ein Raubtier, das dem Jäger auf seinen einsamen Pirschgängen nur selten zu Gesicht kommt, ist der **Kuguar**, der im Osten als Panther, im Westen als Berglöwe, im Südwesten als mexikanischer Löwe, auf dem südlichen Festlande als Puma bekannt ist. Es ist fast unmöglich, da er nur nachts seine Schlupfwinkel verläßt, ihn ohne Hunde oder Luder zu jagen.

Das Gewicht eines ausgewachsenen Kuguar variiert zwischen 80 und 200 Pfund. Das Geheimnisvolle und Romantische, welches die Jagd auf diese Großraubtiere mit sich bringt, webt um den Grisly wie um den Kuguar einen Kranz von Sagen und Legenden, die der Phantasie des einsamen Jägers entsprungen am flackernden Lagerfeuer ihre reizvolle Gestalt erhalten, wenn die Stille der Nacht nur von den Stimmen der Wildnis unterbrochen wird.

510. **Die Bobkatze** ist der amerikanische Luchs, sie wird wie der Wolf und der Kuguar den Viehherden sehr gefährlich. Ihr Gewicht steht zwischen 20 und 40 Pfd. Präsident Roosevelt hetzte sie im Winter, wenn der weiße Leithund die Katze festgemacht hatte, zu Pferd mit der Meute, die vorzüglich eingejagt, jede andere Wildfährte außer acht läßt. Diese Meute ist eigentlich eine bunte, zusammengewürfelte Gesellschaft von Kreuzungsprodukten aller Art, aller Formen und Farben. Man unterscheidet Finder, die vollkommen wildrein sein müssen, mit hervorragender Nase, auf deren Geläute die starken Packrüden, die hinter den Reitern hertraben, mit grimmer Wut einstimmen, um die Hatze aufzunehmen.

Mit diesen Hunden wird auch der Kuguar gejagt und der Grisly. Die Hunde hetzen das Wild zu Stande bezw. bringen es zum Aufbäumen. Die Jäger, die auf flüchtigem Jagdroß der Hatze folgen, springen ab und erlegen das Tier mit dem Jagdkarabiner.

511. Zur Hatze auf **Wölfe** verwendet man Windhunde und rauhhaarige Hirschhunde. Von den Wölfen unterscheidet man die Waldwölfe, mächtige Gesellen, die aber nur selten auftreten und große Wanderer sind, sie haben sich mit den Büffeln verzogen, und die Coyoten, die kleinen Präriewölfe, mit einem Durchschnittsgewicht von 30 Pfd. Diese kommen überall im Westen in dünnbesiedelten Gegenden mehr oder weniger zahlreich vor, verursachen großen Schaden unter den Viehherden.

512. **Wildgeflügel.** Ein echt indianischer Vogel ist der w i l d e T r u t h a h n, der T u r k e y. Seine Jagd ist nicht so einfach, als man sich vorstellen sollte, wenn man den großen Vogel nur als Hofhuhn, mit dem er absolute Aehnlichkeit hat, kennt. Der Turkey ist sehr scheu und heimlich, kann nur mit dem Hund gejagt werden, läuft vor diesem aber ungemein schnell durch die dicksten Sträucher, um dann plötzlich, weit vor dem Jäger, aufzustehen. Ihn an seinen Schlafbäumen anzupirschen, wäre wohl das einfachste, wenn in den Vereinigten Staaten N.-A. die Jagd von Sonnenunter- bis Sonnenaufgang nicht gesetzlich verboten wäre.

Der Turkey streicht am Morgen von seinen Schlafplätzen zur Aesung in die beerenreichen Hänge oder Täler herab, die der Jäger genau kennen muß. Man sucht sie nun mit einem Teil der Jäger in diesen Hängen mit Hilfe des Spaniels oder eines Vorstehhundes auf. Die

Kette hat die Gewohnheit, sich sofort beim Niederlassen weit zu verteilen, und so dauert die Jagd ziemlich lange. Der andere Teil begibt sich in die Nähe der Schlafbäume und stellt sich dort gedeckt auf. Sie streichen dann, wenn sie aufgegangen werden, meist wieder zurück und werden dann mit der kleinkalibrigen Büchse vom Baume geschossen. Das Wildbret ist delikat.

An weiterem Wildgeflügel sind noch die Grouse und die Prairiehühner bemerkenswert. Die Waldhühner in den Rocky Mountains scheuen den Jäger absolut nicht und werden, wenn man durch Schießen das Revier nicht beunruhigen will, mit Steinwurf erbeutet ev. mit dem Flobert.

Die kultivierten Gelände des Nordwestens weisen eine Menge Seen, Flüsse und Marsche auf, die einem zahlreichen Wasserwilde als Brutstätte und Aufenthalt dienen und zur Jagdzeit ein Heer von Jägern an ihre Gestade ziehen. Der Jagdschein (1 Dollar) gestattet jedem zu jagen, wenn die Schußzeit beginnt.

Es gibt eine Menge Enten, Rallen, Strandläufer, Wasserhühner, in den Wiesengründen Bekassinen. Wer einen guten Hund sein eigen nennt, kann gute Jagd machen. Auch die Waldschnepfe „Woodcook" kommt gelegentlich in den Vorhölzern zur Strecke.

513. **Jagdverhältnisse.** Die Jagdverhältnisse der Vereinigten Staaten Nord-Amerikas können durchaus geregelt genannt werden dank den unermüdlichen Bestrebungen Roosevelts. Die Strafen gegen die Verfehlungen sind enorm hoch und äußerst empfindlich.

Ist das Wild in einer Gegend stark dezimiert, wird sofort eine Schonzeit auf fünf Jahre angesetzt, während welcher Zeit diese Wildgattung nicht zum Verkauf, auch nicht von auswärts, ausgeboten werden darf bei hohen Geldstrafen. Die Schonzeiten stimmen in den einzelnen Staaten ziemlich überein. In jedem Staat hat der betreffende Bürger gegen ein mäßiges Entgelt das gesetzliche Recht eine bestimmte Anzahl einer Wildgattung zu erlegen und zwar nur von Sonnenaufgang bis Niedergang.

Die Gebühr in einem anderen Staate zu jagen beträgt dagegen 10 Dollar (40 Mark). Ein Unterschied zwischen Bürgern oder Fremden wird hiebei nicht gemacht.

Zum Schluß möchte ich noch die Bestrebungen der „American Bison Society" erwähnen, die vor drei Jahren sich konstituierte, eine Vereinigung, deren Ziel die dauernde Erhaltung und Vermehrung des Bisons ist. Sie erstreckt sich nicht nur auf die Vereinigten Staaten, sondern auch auf Kanada, welches die einzige wirklich wilde Bisonherde von einiger Bedeutung noch besitzt. Als alleiniges Mittel wurde die Bildung von Bisonherden in räumlich möglichst weit voneinander entfernten Gegenden festgestellt. Zunächst wurde ein großes Terrain in der Reservation der Flathead Indianer in Aussicht genommen, welches eingefriedigt werden soll. Außer einer Anzahl von Bisons sollen auch Wapitis, Langohrhirsche, Weißschwanzhirsche, Gabelantilopen, Dickhornschafe, Schneeziegen, Waldhühner &c. in diesem Park Unterkunft finden.

Vor sieben Jahren hat man bereits in Oklahoma in den Wichitabergen aus einem Gebiet von 60 800 Acres eine Wildreservation gebildet, die sich sehr günstig gestaltete. Dort wurde im Vorjahre eine Bisonherde von 15 Stück eingesetzt. Man hofft in Jägerkreisen, daß auch der Kongreß der Vereinigten Staaten auf

gegebene Anregung hin noch weitere Nationalbisonherden einrichten werde. In den amerikanischen Parks befinden sich zurzeit 1116 Bisons, in Kanada 476, die in Freiheit lebenden Bisons beziffern sich ungefähr auf 25 in den Vereinigten Staaten, auf 300 in Kanada, so daß ca. 2000 reinblütige Bisons zurzeit noch bestehen.

Weidmannssprache.

Abäsen — wenn Wild Gras abbeißt.
Abfangen — ein angeschossenes Wild mit dem Jagdmesser totstechen.
Abfedern — einen angeschossenen Vogel mit einer Feder am Hinterkopf töten.
Abnicken — Haarwild durch einen Stich mit dem Jagdmesser ins Genick töten, Hase wird mit der flachen Hand durch einen Schlag hinter die Löffel getötet.
Abkommen — gut oder schlecht, ist der Moment beim Schuß, wenn Visier und Wild sich gut oder schlecht decken.
Abnorm — von der gewöhnlichen Form abweichend.
Abreiten — vom Auerhahn, wenn er wegfliegt.
Abstreifen — Raubtier und Hasen den Balg abziehen.
Abwerfen — Geweih verlieren.
Alttier — weibl. Tier vom Edel-, Dam-, Elenhirsch, das schon Kälber gebracht hat.
Anbrüchig — Wildbret, das anfängt, in Fäulnis überzugehen.
Ankirren — Wild durch Futter an einen bestimmten Platz gewöhnen.
Anlaufen — das Wild läuft dem Schützen bei Treibjagd an.
Anludern — Füchse durch Luder (faules Fleisch) anlocken.
Anschuß — sowohl Ort, wo der Schuß auf das Wild gefallen ist, wie die Stelle, wo dasselbe getroffen wurde.
Anstand — der Platz oder Stand, wo der Jäger das Wild erwartet.
Aufbrechen — dem Großwild die Därme (Gescheide) und die edlen Eingeweide (Gerräusch) nehmen.
Aufbruch — das ausgenommene Gescheide und Gerräusch.
Aufhütte — Krähen-, Auf-, Uhuhütte.
Aufschärfen — Haut mit dem Messer durchschneiden.
Ausriß — Eingriff mit den Schalen, wenn Hirsch oder Reh nach dem Schuß flüchtig geworden ist.
Ausschuß—Einschuß — Stelle im Wildkörper, wo Geschoß ein- oder ausgedrungen ist.
Ausweiden — dem Haarwild das Eingeweide nehmen.
Auswirken — Rotwild, Reh, Sauen die Haut abziehen.
Bache — weibliches Wildschwein.
Balz — Begattungszeit und -art des Auer-, Birk-, Haselwildes, Fasanen, Trappen, Schnepfen.
Bast — der haarige Hautüberzug der neu aufgesetzten Geweihe und Gehörne.
Behang — Ohren des Jagdhundes.
Beschlag — Begattungsart beim Rot-, Rehwild.
Bestätigen — den Ort feststellen, in dem Wild steckt.
Bett — Platz, wo Hirsch, Reh geruht hat.
Blatt — Schulterblatt.
Blatten — mit Baumblatt oder Instrument Lokton des Reh's nachahmen.
Blattschuß — Schuß auf oder hinter das Schulterblatt.
Blendling — Bastard zwischen Hund und Wolf oder Fuchs.
Blume — Schwänzlein des Hasen.
Branten — Füße des Raubhaarwildes.
Brechen — Wühlen des Wildschweins.
Bruch — ein Aestchen zur Bezeichnung des Anschusses in den Boden gesteckt, auch Ehrenschmuck für den Hut nach Erlegung eines größeren Wildes.
Brunft — Begattungszeit und -art des Edel-, Dam-, Gems-, Rehwildes.
Büchsenlicht — die Dämmerung, die noch das Schießen gestattet.
Buschieren — Gebüsche mit dem Hund absuchen.
Decke — Haut des Rot-, Reh-, Gemswildes.
Dohnenstieg — Stelle zum Fangen von Vögeln mit Schlingen.
Dreiläufer — junge Hasen von 3 Monaten.
Einkreisen — bei Neuschnee Wild ausmachen, wo es steht.
Enden — Zacken am Geweih oder Gehörn.
Eissprosse-Augsprosse — zweiter bezw. unterster Zacken am Geweih.
Fäh — weiblicher Fuchs.
Fährte — Abdruck bezw. Spur des Wildes.
Fallwild — an Krankheit eingegangenes Wild.
Fegen — wenn der Hirsch oder Rehbock den Bast vom neuen Gehörn abscheuert.
Feist — Fett.
Feistzeit — Zeit des besten Körperzustandes des Wildes.
Fiepen — feiner Brunftton des Rehs.

Frischen — wenn das Wildschwein Junge bekommt.
Frischlinge — die jungen Wildschweine im ersten Jahr.
Gebräche — der Rüssel des Wildschweins.
Gelt — Unfruchtbarkeit des weiblichen Wildes.
Gewölle — der Auswurf an Federn und Haaren, den die Raubvögel ausspeien.
Grind — der Kopf von Hirsch und Reh.
Jagdfolge — das Recht, ein angeschossenes Wild über die Jagdgrenze verfolgen.
Kahlwild — weibliches Edelwild und Kälber.
Kanzel — ein künstlicher Sitz auf einem Baum.
Kessel — das vertiefte Lager des Wildschweins. — Der Wind kesselt, wenn er bald von da, bald von dort kommt.
Kette — ein Flug zusammengehörender Hühnervögel.
Klagen — das ängstliche Schreien des Wildes.
Kopftier oder Leittier — das Alttier, das an der Spitze des Rudels zieht und die Führung übernommen hat.
Korallen — Stachelhalsband des Hundes.
Krellen — Streifschuß am Dornfortsatz der Hals- und Rückenwirbel.
Kümmerer — Wild, das infolge von Schußverletzung oder Krankheit kränkelt.
Kurzwildbret — Hoden.
Lauf — Beine des Wildes.
Lauscher — Ohren des Haarraubzeugs.
Lecker — Zunge von Hirsch und Reh, Gams.
Lichter, Seher — Augen.
Löffel — Ohren der Hasen.
Losung — Exkremente des Hundes und alles Haarwildes, Federwilds: — sich lösen — Zeitwort hiervon.
Lunte — Schwanz des Fuchses.
Lusen — horchen.
Luser — Ohren des Rot-, Dam-, Gems-, Rehwildes.
Maalbaum — Bäume, an denen Hirsch und Sau nach der Suhle sich reibt.
Mauser — Wildenten z. B. des Federwechsels.
Melden — Brunftruf von Hirsch, Balzlaut des Auerhahns.
Nässen — Urin lassen.
Neue — frischer Schnee.
Orgeln — Schreien des Hirsches in der Brunftzeit.
Pansen — Magen des wiederkäuenden Haarwildes.
Pinsel — Haarbüschel am Geschlechtsorgan von Hirsch, Gams, Reh.
Plätzen — Laub und Moos mit den Läufen wegscharren (Rot-, Rehwild).
Sasse — Lager des Hasen.
Satz — die Jungen der Hasen.
Schalen — Klauen des Rot- zc. Rehwilds.
Schar, auch Schere und Sichel genannt — krumme Feder des Birkhahns.
Schloß — Beckenknochenhöhlung, durch die der Mastdarm geht.
Schmälen — Angstruf und Schreckruf des Rot-, Rehwilds.
Schnüren — Fährten des Raubzeugs, die in Linie laufen (Fuchs).
Schöpfen — Trinken.
Schweiß — Blut des Wildes.
Standarte — Fuchsschwanz.
Ständer — die Füße des Federwildes.
Stich — die Vertiefung auf der Brust des Laufwildes, Schuß auf den Stich.
Streifen dem Haarwild der Niederjagd, dem Raubzeug den Balg abziehen.
Suhle — schlammige Pfütze, sich darin suhlen.
Salzlecke, Sulze — Mischung von Salz und Lehm, auch Anis, als Lecke für Rot- und Rehwild, Tauben.
Tot verbellen — das verendete Wild verbellen.
Treten — das Begatten des Federwildes.
Verbrechen — den Anschuß, Schweiß, Fährte mit Aestchen bestecken.
Verenden, eingehen — sterben.
Vergrämen — scheu machen.
Verhoffen — plötzlich stillstehen u. sichern.
Verklüften — Dachs und Fuchs im Bau vergraben.
Verlappen — einen Bestand mit Tuch oder Federlappen umstellen.
Weibloch — After des Wildes.
Weidwund — Schuß durch den Pansen oder das Gescheide.
Weiß — Fett.
Werfen oder wölfen — wenn die Hündin gebärt.
Windfang — Nase des Rot- zc. Rehwilds.
Würmen — Suchen nach Würmer, Schnepfe.
Zeichnen — Besondere Zeichen des Wildes nach dem Schuß.
Zerwirken — Wild in seine Teile zerlegen.

VII. Der Angelsport.*)

Von

Dr. Karl Heintz, München.

514. Die Entwicklung des Angelsports. Fischerei und Jagd sind als die ältesten Betätigungen des Sportes zu betrachten. Das englische Wort „Sport" wurde ursprünglich nur gebraucht, um mit einem Sammelbegriff das zu bezeichnen, was unsere Altvordern Weidwerk und Wasserweid zu nennen pflegten. Erst im vorigen Jahrhundert begann man in England auch die übrigen Vergnügungen, welche den Zweck hatten, den Körper zu stählen und der Verweichlichung entgegenzuarbeiten „Sport" zu nennen.

Dem wahren Sportsmann im ursprünglich englischen Sinne steckt noch ein Erbteil seiner Ahnen im Blute, die mit Pfeil und Bogen, Speer und Angelhaken ausgerüstet, genötigt waren, sich unter Entbehrungen, Widrigkeiten und Gefahren ihren Lebensunterhalt in Gestalt von Tieren der Wildnis anzueignen. Je mutiger, geschickter und gewandter der einzelne war, desto höher stand er in der Achtung seiner Sippe und je mehr sich diese Eigenschaften auf den ganzen Volksstamm erstreckten, desto mehr trugen sie zur Entwicklung der Kultur bei.

Aus alter Ueberlieferung ist daher der Fischer und der Jäger in erster Linie berufen, diese Tugenden weiter auszubilden, indem er, statt nach angestrengter Geistesarbeit sich auf die faule Haut zu legen und jedes Lüftchen zu meiden, seine Körperkraft, dabei aber auch seine Geistesgegenwart, Schlagfertigkeit und individuelle Selbständigkeit stählt und erhöht und keine Witterung scheut, um sich in der freien Natur zu erholen, dankbar für die Beute, ob groß ob klein, die ihm nebenbei noch zufällt und die er befriedigt abends mit nach Hause bringt.

Der wahre Sportsmann, speziell auch der Fischer, muß verstehen Maß zu halten. Er darf nicht jeden Fisch töten, der ihm an seine Angel beißt, sondern er muß hegen und schonen, sein Ehrgeiz darf sich nur darauf erstrecken, seine Geschicklichkeit zu betätigen. Nur dann ist bei ihm das ethische Moment, die Weiterentwicklung einer gesunden Mannhaftigkeit gegeben.

Während sich die Jagdpflege bei uns in wahrem, weidmännischen Geiste stets weiter entwickelt hat, war das leider bei der Fischerei lange nicht in gleichem Maße der Fall; sie wurde fast ausschließlich ein Monopol des Berufsfischers und indem sie von diesem ausschließlich als Erwerbsquelle angesehen wurde, mußte sie den sportlichen Geist verlieren.

Ganz anders in England, wo sie

*) Mit 6 Tafeln am Schluß dieses Kapitels.

an Wertschätzung nie hinter der Jagd zurückblieb. Davon gibt Zeugnis ein vortrefflich geschriebenes und sportlich schon auf großer Höhe stehendes Buch über die Angelkunst, dessen Verfasser, Izaak Walton, geb. 1593, von den Sportanglern heute noch als ihr Apostel hoch verehrt wird. Seitdem sind in England eine Unmenge vorzüglicher Bücher über diesen, man kann wohl sagen „Lieblingssport" der Engländer geschrieben worden und entsprechend groß ist die Zahl von Waltons Jüngern.

Aber auch wer in England nicht speziell Fischer ist, zeigt doch Interesse und mehr oder minder Verständnis für die Fischerei und die Fische selbst.

Erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit hat sich auf dem Kontinent das Verständnis für den Angelsport herausgebildet und haben auch erfreulicherweise die Regierungen der einzelnen Staaten, besonders im Süden Deutschlands, den hohen Wert der Fischerei in offenen Gewässern erkannt und durch vernünftige Fischereigesetze zu schützen gesucht. Leider herrscht dagegen in einigen Regierungsbezirken Norddeutschlands, z. B. in Pommern, noch eine unbegreifliche Rückständigkeit. Man sollte es nicht für möglich halten, daß dort die humane Spinnangelei mit totem Köder bei Strafe verboten, die Stopselfischerei mit lebendem Köder aber erlaubt ist.

Ebenso unglaublich ist das noch in vielen Bezirken trotz aller Proteste aufrecht erhaltene Verbot der Sonntagsangelei. Wie kann man den Tausenden von leidenschaftlichen Fischern, welche den einzigen zur Erholung freien Tag für ihre Gesundheit am Fischwasser ausnützen möchten, jede Freude verderben!

Nun, das wird ja alles besser werden. Der Norden kann doch nicht hinter dem Süden zurückbleiben. Ja es ist alle Aussicht vorhanden, daß der Nimbus, der noch die Jagd umgibt, immer mehr und mehr der Sportangelei wird weichen müssen.

Es ist außer allem Zweifel, daß der Jäger von heutzutage durch die von Jahr zu Jahr zunehmende Präzision der Gewehre, Geschosse und Zielfernrohre einen großen Teil der Eigenschaften gar nicht mehr zu erwerben braucht, die noch für seinen Großvater unumgänglich notwendig waren, so vor allem das korrekte Anpirschen an das Wild bis auf Schußnähe und die weidgerechte Nachsuche. Er ist heute in der Regel seines Schusses schon aus einer Entfernung sicher, in der das Wild noch ahnungslos äst; die Geschosse selbst sind aber meist von einer so absolut tödlichen Wirkung, daß eine Nachsuche verhältnismäßig selten erforderlich ist. Durch die modernen Repetiergewehre und Expansionsgeschosse haben selbst die großen Raubtiere der Tropen den größten Teil ihres Schreckens verloren.

Bei der Sportfischerei ist es aber gerade umgekehrt. Es ist hundertfältig erwiesen, daß die Fische immer scheuer und vorsichtiger werden. Mit der gleichen Sicherheit läßt sich feststellen, daß man je feinerer Angelgeräte man sich bedient, desto eher einen großen und schlauen Fisch zu überlisten vermag. In gleichem Maße muß sich dann auch der Kampf mit dem geangelten Fisch länger und aufregender gestalten. Die Palme wird daher nur jenem Sportfischer gebühren, der am meisten Geistesgegenwart, Ruhe und kaltes Blut bewahrt und genau abzuwägen versteht, wann ein großer Fisch mit Gewalt und wann mit Nachgiebigkeit behandelt werden muß.

515. **Die Angelmethoden** unterscheidet man in solche, die von der Zurichtung des Angelgerätes am Wasser angefangen bis zum Fang und der glücklichen Landung des Fisches vom Angler in Person ausgeübt werden und in solche, bei welchen der Fischer seine Angeln zwar selbst zurichtet und auslegt, aber dann, gewöhnlich über Nacht, ihrem Schicksale überläßt. Die für erstere gebräuchlichen Geräte nennt man Handangeln im Gegensatz zu den Legangeln, an welchen die Fische nach längerem oder kürzerem Auslegen mühelos gelandet werden.

Fischgerecht ist die Legangel nur dann, wenn der Sportfischer mit ihr den Zweck verfolgt, Raubfische, wie Hechte, Quappen (Aalrutten) 2c. in einem Salmonidenwasser auszurotten. Es gehört weniger Geschick dazu, wie zum Erlegen von Raubwild mit Fallen und steht die Legangel ungefähr auf dem Niveau des Giftbrockens mit dem der Jäger seine Füchse vergiftet. Sie ist daher so wenig sportsmäßig, daß ihrer in einer Abhandlung über Sportfischerei am besten gar keine Erwähnung geschieht.

516. **Die Handangelei** wird in den meisten Fällen mittels einer Angelrute, oder noch kürzer gesagt: einer Gerte, an der die Schnur nicht angeknüpft, sondern unter Zuhilfenahme einer Rolle beweglich befestigt ist, ausgeübt. Nur bei zwei Methoden, der sogenannten Schleppangelei oder Darrfischerei und dem Heben und Senken ist sie eine Handangelei in engerem Sinne, weil die Schnur ohne Vermittlung einer Gerte auch unmittelbar von der Hand abgelassen werden kann. Ein „Muß" ist jedoch nur bei der Schleppfischerei in großen Tiefen vorhanden, bei allen anderen Methoden ist der Sport feiner, wenn von der Gerte geangelt wird.

Die mittels einer Gerte geübten Methoden zerfallen nun wieder in solche, die mit so leichtem und feinem Angelzeug ausgeübt werden, daß die Gerte beim Wurf nur mit einer Hand dirigiert zu werden braucht und in solche, bei denen zwei Hände zum Halten erforderlich sind. Man unterscheidet daher nach dem Bau auch ein- und zweihändige Gerten.

Zum Angeln mittels Gerte benötigt man, wenn man von den primitivsten Methoden absieht, einer Rolle mit einer entsprechend langen und starken Schnur, die z. B. für den Fang von Lachsen 120—160 m lang sein muß, ferner eines Zwischenstückes zwischen Schnur und Angel, eines sogenannten Vorfaches oder Zuges, welches möglichst unsichtbar sein muß und schließlich der Angel selbst. Die Angel besteht entweder aus einem einfachen Angelhaken oder aus einem ganzen System von Angeln, die an einem mit einer Schlinge versehenen Vorschlag oder Angelvorfach befestigt sind.

517. **Die Gerte.** Das Material, aus dem die Gerten aufgebaut werden, ist unendlich verschieden, die fertigen, in den Handel gebrachten, von einer so unglaublichen Vielseitigkeit, daß es dem Anfänger ohne sachverständigen Rat schlechterdings unmöglich ist, eine richtige Auswahl zu treffen. Nun kommt dazu, daß die meisten Gerten im großen fabrikmäßig, und zwar hauptsächlich in Amerika hergestellt werden und daß man einer solchen Fabrikware unter dem dicken Lacküberzug nicht ansehen kann, ob das in Verwendung gekommene Holz richtig gelagert, astfrei und in der der natürlichen Faserung entsprechenden Richtung gespalten war.

Man wird daher immer gut tun, sich seine Gerten bei einem Gerätehändler zu kaufen, der sie selbst fabriziert und dafür garantiert, daß sie keinen Fehler haben.

Die Gerte muß für den Zweck, dem sie dienen soll, möglichst leicht sein, sie muß aber den nötigen Grad von Dauerhaftigkeit, Zähigkeit und Widerstandskraft — was der Engländer „backbone" (Rückgrat) nennt, besitzen, um den Fisch richtig anzuhaken, von Verstrickungen abzuhalten und sicher dem Landungsplatz zuzuführen.

Eine gut gebaute Gerte muß den Schwerpunkt möglichst weit unten am Griff haben, sie muß gleichmäßig elastisch schwingen und sich in einer ebenso gleichmäßig elastischen Kurve nach unten abbiegen, wenn man an der Spitze einen Zug anbringt, aber auch sofort wieder ganz gerade strecken, wenn man das Gewicht ausschaltet. Am gebräuchlichsten sind die dreiteiligen Gerten, bei denen man Handteil, Mittelstück und Spitze unterscheidet.

Die Verbindung der Teile geschieht durch Hülsen und Zapfen, die möglichst genau gearbeitet sein müssen.

Die Ringe, durch welche die Schnur geführt wird, sollen feststehend sein und haben am besten eine geschlängelte Form. Diese sog. Schlangenringe sind, damit sie sich nicht verbiegen, aus hartem Stahl gefertigt (Fig. 228).

228. Schlangenring.

Der Kopfring an der Spitze ist dagegen rund und besteht bei den feineren und kostspieligeren Gerten aus einem Stahlring, in welchen ein zweiter Ring aus Achat oder Porzellan oder auch wieder aus Stahl beweglich gefaßt ist (Fig. 229).

An den besseren Spinngerten wird als einziger Ring am Handteil zunächst der Hülse ein sogenannter Schutzring (s. Taf. I, d und d') angebracht, der den Zweck hat, den Winkel, in welchem die Schnur von der Rolle zu den Ringen läuft, möglichst stumpf zu machen, somit die Reibung und Abnutzung der Schnur einzuschränken, das Ablaufen der Rolle und den mühelosen, weiten Wurf zu erleichtern und zu verhüten, daß sich die Schnur, was sonst sehr leicht passiert, um den ersten Ring beim Werfen verwickelt.

229. Kopfring.

Am Handteil sind schließlich noch zwei Ringe angebracht, von denen der eine beweglich, der andere fest ist, sie dienen zur Befestigung der Rolle.

An den mit einer Hand zu führenden, leichten Fluggerten wird die Rolle zu unterst, hinter dem Handgriff, an den übrigen Gerten zweckmäßiger oberhalb desselben, also über der Hand angebracht. Beim Wurf von der Rolle ist dies sogar unerläßlich.

Während am Griff der einhändigen Fluggerten zur Bequemlichkeit ein lanzenförmiger Spieß (Taf. I, b) eingeschraubt wird, welcher den Zweck hat, die Gerte beim Nichtgebrauch aufrecht in die Erde zu stecken, sollen alle Gerten, die in die Seite gestemmt werden, mit einem Holz- oder besser noch mit einem Gummiknopfe (Taf. I bei B und C) versehen sein.

Zur Fabrikation der Gerten dienen speziell folgende Holzarten:

Greenheart, Hickory, Eschenholz zu Handteilen, die beiden ersten, besonders aber Greenheart auch zu ganzen Gerten, am häufigsten aber der ostindische Bambus und das Tonkinrohr, während andere Holzarten, wie das Lancewood, das Eisenholz u. a. ziemlich aus der Mode gekommen sind.

Aus Bambus und Tonkinrohr werden die einfachsten und billigsten, dabei leichten und haltbaren Gerten aus einem Stück hergestellt, auch werden leichte und recht brauchbare dreiteilige Spinngerten daraus gefertigt, oft findet das Rohr auch als Handteil allein Verwendung. Ganz besonders aber dient Bambus und Tonkinrohr zur Fabrikation der jetzt so weitverbreiteten und beliebten gesplißten Gerten. Ihre Stärke beruht auf der kieselharten, zähen und dennoch elastischen Rinde, welche fast allein hiezu verwendet wird. Mit eigens zu diesem Zweck konstruierten Maschinen werden sechs Splißen in dreieckiger Form herausgeschnitten und an den Schnittflächen zusammengeleimt, so daß die einzelnen Gertenbestandteile sechskantig werden.

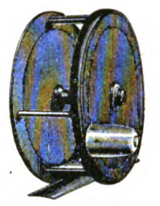
Für den Anfänger direkt zu widerraten sind die sogenannten Universalgerten, die allen möglichen Zwecken dienen sollen.

Die Stahlgerten, welche in Amerika viel im Gebrauch sind, passen nicht für unsere Verhältnisse. Sie haben alle einen großen Fehler: den der übergroßen Elastizität.

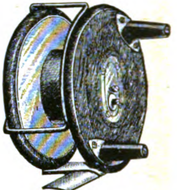
Das sorgfältige Trocknen der Gerten nach dem Gebrauch, unter Herausnahme des Schutzzapfens, darf nie versäumt werden.

518. Die Rolle ist außer Gerte und Schnur in der Ausrüstung des Sportfischers der wichtigste Bestandteil. Nur durch sie ist es möglich, die Schnur nach Bedürfnis zu verlängern und zu verkürzen, weite Würfe zu machen und den gehakten Fisch zu drillen.

Es gibt für unsere Verhältnisse nur zwei Systeme, die Beachtung verdienen: Die einfache Chekrolle mit Trieb an der Platte (Fig. 230) aus Messing oder Bronze



230. Einfache Chekrolle.



231. Rolle im sog. Nottinghamstil.

für die Flugangel, und die Rolle im sog. Nottinghamstil (Fig. 231) in billiger Qualität aus Holz, in feinerer Ausführung aus Ebonit oder Phosphorbronze, für die Spinn- oder Grundangel.

Alle Multiplikatorrollen, welche ein rascheres Aufwinden der Schnur ermöglichen, sind außer für die Angelei auf große Meerfische, wie sie an den amerikanischen Küsten getrieben wird, überflüssig, ja geradezu nachteilig, ebenso alle die Rollen im amerikanischen Stil, die sich auch in England nicht haben einbürgern können, mit einer Kurbel und Gegengewicht, weil sich die Schnüre um diese verschlingen.

Alle anderen Systeme, die auf anderen Prinzipien aufgebaut sind, wie die oft angepriesene Mallochs Wenderolle ꝛc. halten keinen Vergleich aus mit dem Nottinghamsystem.

Nie lasse man sich ferner beschwatzen, eine zu kleine Rolle oder eine teure Aluminium- oder sog. Coxonrolle zu kaufen, weil sie

leichter seien wie die anderen. Abgesehen davon, daß sie viel zerbrechlicher und diffiziler sind, haben die allzu leichten Rollen zwei große Nachteile, und zwar den, daß man nicht schnell genug aufwinden kann, und den weiteren, daß sie nicht dazu beitragen, das Schwergewicht an der Gerte hinter die Hand zu verlegen. Je weiter unten der Schwerpunkt liegt, desto leichter gelingt der Wurf, desto geringer die Ermüdung, folglich fördert eine zu leichte Rolle eher diese letztere, statt sie zu verhüten.

Man benütze daher für die Flugangel nie Rollen unter 6 cm, am besten aber mit 7—8 cm Durchmesser und zwar mit Chek, d. h. einer gewöhnlich durch eine Feder und Zahnrad bewirkte Hemmvorrichtung. Die Feder muß gerade so stark sein, daß man einen Fisch durch einen Ruck, ohne die Schnur zu halten und ohne die Fliege abzuschnellen, anhauen kann. Am besten sind die Rollen mit stillem oder lautlosem Chek, besonders die von Slater in Newark (England).

Für die übrigen Angelmethoden eignen sich die Nottinghamrollen zweifellos am besten. Für die Grundfischerei, wie für die leichte Spinngerte wähle man Rollen mit 8 cm, für die schwere solche von 10 cm Durchmesser.

Jede Spinnrolle muß eine Chekvorrichtung haben, die sich durch Fingerdruck rasch ein- und ausschalten läßt, alle übrigen Zutaten sind überflüssig.

Da eine Rolle, je voller sie ist, desto schneller aufgewunden werden kann, ist es wichtig, so viel Reserveschnur unter die Gebrauchsschnur zu nehmen, als nötig ist, um die Rolle fast vollständig zu füllen. Die Reserveschnur kann älter und von geringerer Qualität sein, als die Gebrauchsschnur.

Für die Flugangel genügen 20 m, für die leichte Spinnangel 30 m; für die Huchenangel 40 m und für die Lachsgerte 60 m Gebrauchsschnur.

519. **Die Angelschnur** soll möglichste Haltbarkeit mit möglichster Feinheit verbinden und zwar im richtigen Verhältnis zur Gerte und der Angelmethode, zu der sie dienen soll.

Das Material, welches die meisten Vorzüge hat, ist unbestritten die Seide. Hanfschnüre sind nur angezeigt für die gewöhnliche Grund- und Schleppangel.

Die Schnüre müssen immer geflochten sein, da gedrehte Schnüre sich stets zu verwickeln pflegen.

Von der allergrößten Wichtigkeit, aber doch leider viel zu wenig beachtet, ist folgende Lehre:

Für alle Angelmethoden, bei denen die Schnur mit der Hand von der Rolle gezogen wird, also hauptsächlich bei der Flugfischerei und auch bei der Grund- und Spinnfischerei nach altem, besser gesagt: veraltetem Stil, müssen die Schnüre präpariert und steif sein, während sie bei allen Methoden, bei denen die Schnur unmittelbar von der Rolle geworfen wird, aus reiner, weicher, unpräparierter, möglichst dünner Seide bestehen müssen.

Fig. 232 stellt unstreitig die beste präparierte Schnur amerikanischen Ursprungs dar, welche sich besonders für die Flugangel hundertfältig bewährt hat.

Was die Schnüre an den Spinngerten am meisten erhält, das ist die richtige Beschaffenheit der Ringe an den Gerten, der bewegliche Leit- und Kopfring aus hartem Material und das Werfen, Einziehen der Schnur und Drillen des Fisches mit der nach oben gestellten Rolle. Auch die Flugschnüre

werden mehr geschont, wenn man nur den Wurf mit der abwärts gekehrten Rolle macht, zum Aufrollen aber stets die Gerte umdreht.

Die steifen Schnüre für die Flugfischerei sind ohne Ausnahme ge-



232. Flugangelschnur.

färbt, die weichen Schnüre für die Spinnangel kommen meist in weißer Farbe in den Handel. Es hat keinen Vorteil, sie der ganzen Länge nach zu färben, höchstens die untersten 4—5 m. Man legt sie zu diesem Zweck entweder einige Stunden in einen leichten Teeabsud, wenn man in bräunlichen Moorgewässern zu angeln vor hat, oder in stark verdünnte Tinte, wenn man ihnen eine grünliche oder bläuliche Farbe geben will.

Nie soll man zu angeln beginnen, ehe man sich von der Haltbarkeit der Schnur durch starkes Ziehen überzeugt hat. Man geize, wenn die Schnur einmal länger im Gebrauch war, nicht mit ein paar Metern, die man dann so ziemlich jedesmal abreißen muß und schaffe sich, dies voraussehend, nur Schnüre von einer solchen Länge an, daß sie eine spätere Kürzung gut vertragen können. Auch kann man nach längerer Benützung die Schnur umdrehen und gewinnt auf diese Weise gleichsam eine neue, fast noch intakte Angelleine. Vorzügliche Seidenschnüre zum Wurf von der Rolle sind die von **Wieland** in München und von **Gamage** in London in den Handel gebrachten.

Eine der größten Unterlassungssünden für den Sportfischer ist das Versäumnis, unmittelbar nach jedem Gebrauch die Angelschnüre zum Trocknen auszubreiten. Wer das nur einmal vergißt, wird es bitter zu bereuen haben.

520. **Der Angelhaken** soll weder spröde noch weich sein. Man prüft ihn am besten, ehe man ihn in Gebrauch nimmt, indem man die Spitze in einen Kork steckt und am Schenkel einen entsprechend starken Zug ausübt. Er darf dann weder brechen noch sich abbiegen, sondern muß federn.

d
c
a
e
b

233. Angelhaken.

Man nennt bei dem Angelhaken (Fig. 233) a b die Spitze, b c den Bogen, c d den Schenkel, d den Kopf, e den Widerhaken.

Der Haken wäre in bezug auf Fängigkeit ideal, wenn die Linie a b in ihrer Fortsetzung die Linie c d in d schneiden würde, denn dann würde beim Anhieb die Spitze vollkommen senkrecht in das Fischmaul eindringen.

Ein Haken von solcher Konstruktion wäre aber aus verschiedenen Gründen nicht zu gebrauchen; man muß sich aber gegenwärtig halten, daß je mehr diese beiden Linien den Parallelen sich nähern oder gar divergieren, die Spitze desto schwieriger eindringt.

Man wählt daher, wenn man mit

einzelnen Haken fischt, von den zahlreichen im Handel vorkommenden Hakenformen am besten solche, bei denen der schädliche Winkel möglichst klein ist. Fig. 234 stellt einen Angelhaken mit mittelgroßem schädlichem Winkel dar.

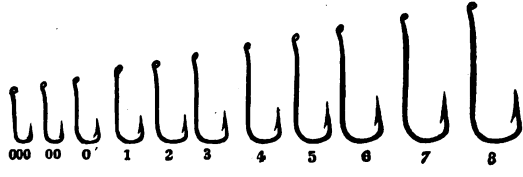
20½°

234. Schädlicher Winkel.

Bei Drillingen kommt es viel weniger auf den schädlichen Winkel an, weil ein Haken den anderen stützt, wenn der Drilling am Köder so anliegt, daß er nicht ausweichen kann.

Die bekanntesten und am meisten gebrauchten Hakensysteme sind aus Tafel II zu ersehen: Fig. 1 stellt den Limerickhaken, Fig. 2 den Roundbend-, Fig. 3 den Pennell- mit Ring, Fig. 4 den Sneckbend-, Fig. 5 den Lipp- und Fig. 6 den Perfekthaken dar.

Leider sind nicht alle Haken nach der gleichen Skala numeriert, die gebräuchlichste Skala ist die in Fig. 235 wiedergegebene mit den für die Herstellung von Ringfliegen beliebten Pennellangeln.



235. Skala der Pennellhaken.

Doppelangeln sind im ganzen weniger in Gebrauch wie Drillinge, am meisten werden sie noch benützt zur Herstellung künstlicher Fliegen (Taf. VI, Fig. 11 u. 12) und für die Schluck- und Froschangel (Taf. IV, Fig. 21 u. 25).

Von **Drillingen** sind die gebräuchlichsten Muster auf Tafel II zur Anschauung gebracht, und zwar Fig. 7 mit Limerick-, Fig. 8 mit Sneckbendhaken, Fig. 9 mit dem leicht nach auswärts gebogenen, extra starken Haken für große Raubfische. Fig. 10 stellt einen Drilling dar, dessen eine Spitze pfeilförmig abgebogen ist und dazu dient, seitlich im Köder versenkt zu werden.

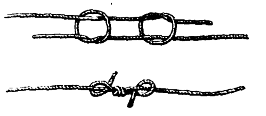
Um den Haken den Metallglanz zu nehmen und sie gleichzeitig vor Rost zu schützen, werden sie häufig geschwärzt oder bronziert. Geschwärzt werden sie meist für die Grundfischerei und für künstliche Fliegen, während die bronzierten am häufigsten bei den verschiedenen Spinnsystemen in Verwendung kommen.

521. **Zug und Vorfach** stellen die Verbindung zwischen Schnur und Angel her. Dieses Zwischenstück heißt bei der Flugfischerei **Zug** oder **Poilzug**, da es stets aus einer Anzahl von aneinandergeknüpften Poils oder Gutfäden besteht, an welches die künstlichen Fliegen angeschlungen werden, und bei den übrigen Angelmethoden **Vorfach**, zu welchem außer Poil auch andere Materialien, wie Gimp-Messing und Stahldraht und in der neuesten Zeit auch das Silkcast, Gut, Verwendung finden.

Poil, der Gutfaden, ut, Crin de Florence us der Substanz gewonnen, elcher die Seidenraupe ihre spinnt. Kein Stoff ver- in solchem Grade Feinheit, rkeit, Unsichtlichkeit und ität wie das Poil. Je länger, weicher, durchsichtiger und mäßiger abgerundet es ist, mehr erhöht sich sein Wert. den Lachsfang muß es mög- stark, für den Fang der Fo- und Aesche in klaren Ge- ern möglichst fein sein. Das lich fein gemachte „dressed ist nicht so kostspielig wie ein rlich feines Poil, aber auch iger dauerhaft.

Das Poil läßt sich, wenn man vorher längere Zeit angefeuchtet , gut zusammendrehen und pfen. In trockenem Zustande es dagegen sehr brüchig.

Die Verbindung mehrerer Poils chieht mittels des einfachen er des noch haltbareren, ver- rkten Fischerknotens (Fig. 6 u. 237). Man legt beide Poils



236 u. 237. Fischerknoten.

neinander, bindet mit jedem einen infachen Knoten um das andere Poil, zieht die Schlinge fest zu und schneidet die vorstehenden Enden ab. Beim verstärkten Knoten macht man mit den Poilenden noch je einen einfachen Knopf, ehe man sie abschneidet. Man reiht so Poil an Poil bis zur Länge von 1½ bis 2½ m, knüpft die beiden Enden zu je einer Schlinge und hat so den fertigen Poilzug.

Gedrehte Poilzüge werden mit eigens konstruierten Maschinen hergestellt und finden ihre Verwendung teils zu starken Lachszügen, teils zu Vorfächern für die Spinnfischerei.

Das Poil läßt sich wie die Seidenschnüre gut färben durch Einlegen in stark verdünnte Tinte oder Teeabsud.

Zur Herstellung von Vorfächern wurde in früheren Zeiten am häufigsten Gimp (Kern von Seide mit Metalldraht übersponnen) verwendet. Jetzt kommt es nur noch mit Vorteil für gewisse Hechtangeln in Gebrauch.

Nicht minder hat sich der Galvanodraht (gedrehter feiner Messingdraht), obwohl er viele Vorzüge vor dem Gimp aufweist, als Material für Vorfächer überlebt, nur zur Herstellung der Tiefsee-Schleppangeln ist er bis jetzt noch unübertroffen.

Dagegen hat sich der Stahldraht, welcher vor einigen Jahren zuerst von Hardy Broths, drei- bis zwölffach zusammengedreht, unter dem Namen „Punjabdraht" eingeführt wurde, rasch eingebürgert und die alten Vorfächer verdrängt. Seitdem wurde auch noch der einfache Stahldraht vielfach in Anwendung gebracht.

Der Punjabdraht kommt meist zu fertigen Vorfächern verarbeitet und mit Wirbeln versehen in den Handel, und zwar in Stärken von 0,4—0,8 mm, entsprechend den verschiedenen Fischgattungen, für deren Fang er bestimmt ist (Taf. V, Fig. 5). So außerordentlich stark und dauerhaft er ist, solange er nicht geknickt wird, so haben doch die Vorfächer eine gewisse Neigung, durch den Gebrauch wellig zu werden und ihre schöne gerade Streckung einzubüßen. Obwohl der Punjabdraht weniger empfindlich ist wie der einfache Stahldraht, so

ziehe ich doch den letzteren aus verschiedenen Gründen vor: Die Punjabvorfächer sind verhältnismäßig kostspielig, während der Stahldraht so viel wie nichts kostet und sich die Vorfächer spielend zu Hause und selbst noch am Wasser anfertigen lassen. Hat ein solches Vorfach den geringsten Defekt, so wirft man es einfach weg und holt ein anderes hervor.

Ich benütze für die Spinnfischerei auf Forellen einen verzinkten Stahldraht aus der Fabrik von Felten u. Guillaume in Mühlheim a. Rh. von 0,3 mm Stärke (Taf. V, Fig. 6), für die Hecht- und Huchenangelei einen grau oxydierten gewöhnlichen Stahldraht von 0,4 mm Querschnitt (Taf. V, Fig. 7). Die Drähte schneide ich in je 1 m lange Stücke und drehe das obere und untere Ende zu einer kleinen Schlinge zusammen. Meine Vorfächer sind also weder mit Wirbel noch mit Blei ausgestattet, sondern nur ein wertloses Stück Draht, Senker und Wirbel werden erst beim Gebrauch eingeschlungen.

Ein solches Stahldrahtvorfach ist im Wasser ganz unsichtbar, und was es aushält, grenzt ans Fabelhafte. In Norwegen mußte ich damit im Juli 1906 einem 29pfündigen Lachs 2 km weit über eine Anzahl Stromschnellen stromabwärts folgen, der mich einen Kampf von 40 Minuten kostete. Der Fisch hatte sich von außen gefangen, das Vorfach erschnappt und es während der ganzen Zeit quer im Rachen gefaßt. Es gelang ihm aber nicht, es durchzuscheuern oder abzudrehen, vielmehr trug er tiefe Einschnitte an der Zungenbasis und an beiden Mundwinkeln davon.

Zwischen Blei und Angelflucht schalte ich statt des in der bisherigen Praxis üblichen Angelvorfaches, mit welchem das Angelsystem fest verbunden war, ein leicht abnehmbares und rasch wieder zu ersetzendes, 25—50 cm langes Zwischenstück, welches ich Zwischenfach nennen will, ein, das aus feinem Punjab- oder oxyd. Stahldraht gefertigt und an dem einen Ende mit einer Schleife, am andern mit einem Einhänger (Taf. II, Fig. 19) versehen ist (Taf. V, Fig. 8). Meine Systeme inkl. künstliche Spinnköder endigen am Kopfteil mit einem Wirbel und sind so kräftig wie möglich gearbeitet, die Verbindung mit der Schnur, Zwischenfach und Vorfach sind dagegen jetzt so fein und unsichtlich, daß die Raubfische dadurch gar nicht mehr abgeschreckt werden können, wie das früher so oft der Fall war.

522. **Die Wirbel oder Umläufe** haben den Zweck, das Spinnen der Köder zu ermöglichen, ohne daß die Schnur sich gleichzeitig verdreht.

Man unterscheidet geschlossene und Einhängwirbel, die entweder aus Stahl oder aus Messing hergestellt sind. Letzteres hat den Vorteil, nicht zu rosten, Stahl verbiegt sich nicht so leicht. Deswegen eignet sich Messing mehr für geschlossene Wirbel, Stahl mehr zum Einhängen der Angel.

Taf. II Fig. 11 zeigt den gebräuchlichsten geschlossenen Messingwirbel, Fig. 12 den geschlossenen Stahlwirbel, Fig. 13, 14 u. 15 den Schlangen-, Karabiner- und Buckelwirbel. Der Buckelwirbel eignet sich nur für Schleifen, die sich abbiegen lassen, also nicht für starren Draht, der Karabinerwinkel schließt nicht immer hermetisch, so daß feine Drahtschleifen herausrutschen können, der Schlangenwirbel dagegen hat nicht nur den Vorteil, für alle Schleifen zu passen, sondern auch den, daß er der gedrungenste und

am wenigsten auffallende ist, so daß ihm, meiner Erfahrung nach, die Palme gebührt.

Nicht unerwähnt darf der Nadelwirbel (Fig. 16) bleiben, der sich weitaus am besten eignet zur Anbringung an den verschiedenen Spinnsystemen und künstlichen Köderfischen.

Fig. 17 stellt den Doppelfederwirbel, Fig. 18 einen doppelten Karabinerwirbel, wie er bei der Tiefseeangel zur Verwendung kommt, um dicke Drahtschnüre miteinander zu verbinden, Fig. 19 schließlich einen einfachen Einhänger dar.

Messingwirbel werden rationellerweise mittels einer Metallbeize ihres Glanzes beraubt. Ratsam ist es, sämtliche Wirbel von Zeit zu Zeit zu ölen.

523. **Als Senker** dienen je nach den Angelmethoden Gewichte aus Blei von dem einfachsten Schrot bis zu 1 Kilo schweren Senkbirnen.

Für die Grundangel sind außer durchlöcherten und bis zur Mitte gespaltenen Schrotkörnern Bleifolien, besonders aber Bleidraht, im Gebrauch, den man in beliebiger Länge, je nach Bedarf, um das Vorfach windet.

Für die Spinnangel benützt man am besten exzentrische Bleie, welche das Verdrehen der Schnüre verhindern.

Unübertroffen sind die Farlowschen Bleie mit zwei Schlangenwirbeln (Taf. II, Fig. 20 u. 21), welche zwischen Vorfach und Angelsystem eingeschaltet werden, wenn das Vorfach nicht schon mit einem Wirbel versehen ist.

Die Archer-Jardineschen Einhängbleie (Fig. 22 u. 23) dienen dazu, an bereits mit Wirbeln montierte Vorfächer angeschlungen zu werden. Sie lassen sich leicht halbmondförmig ausbiegen, wodurch auch das Verdrehen der Schnur umgangen wird.

Das Kopf- oder Kappenblei (Fig. 24) findet seine Verwendung hauptsächlich bei der Forellenfischerei mit Mühlkoppen. Zweckdienlich ist es auch bei meinem Röhrchenspinner, wenn man den Köder tief senken will.

Das Dee- oder Zapfenblei (Fig. 25) dient dazu, das Gewicht in den Köderfisch zu verlegen, speziell zu dem Zweck kleineren Ködern mehr Eigengewicht zu geben und dadurch den Wurf zu erleichtern. Auf Taf. IV, Fig. 7 und 8 ist es im System zur Anschauung gebracht.

Das Bodenblei (Fig. 26) findet dann Verwendung, wenn es sich darum handelt, den Köder auf dem Grund des Fischwassers liegend zu erhalten.

Das birnförmige Blei (Fig. 27) hat den Zweck, bei der sogen. Paternosterfischerei Fühlung mit dem Grund zu behalten.

Das Tiefseeblei dient zur Befischung großer Tiefen mit der Schleppangel. Man benützt dazu große birnförmige Bleie, wie in Fig. 27.

Das Lotblei (Fig. 28) dient zur Ermittlung der Tiefe, in die man die Grundangel zu versenken hat.

Das Gleitblei (Fig. 29) tut vorzügliche Dienste bei der Schleppfischerei von der Gerte. Einer der drei Ringe ist doppelt, so daß man die Schnur in beliebiger Entfernung vom Köder einklemmen kann. Beißt ein Fisch, so löst sich die Schnur durch den Ruck, das Blei gleitet bis hinab zum Vorfach und dem Aufhaspeln der Schnur steht kein weiteres Hindernis entgegen.

Fig. 30 stellt schließlich noch ein exzentrisches Blei mit zwei Endringen, nach Geen, dar, die in einer Messingleiste beweglich rotie-

ren können. Die Ringe sind mit den von mir viel gebrauchten Einhängern ausgestattet.

524. **Das Floß oder der Schwimmer** hat den Zweck, den Köder in einer bestimmten Tiefe schwimmend zu erhalten und durch seine Bewegung zu zeigen, wenn ein Fisch gebissen hat. Das Floß ist besonders zweckmäßig, wo der Köder ganz nahe am Grunde über eine weite Strecke fortschwimmen soll, oder da, wo der Grund mit Wasserpflanzen bedeckt oder schlammig ist, ferner, wo mit lebenden Ködern nach Raubfischen geangelt wird.

Man wählt das Floß so leicht als möglich, aber immer der Tiefe des Wassers, der Stärke der Strömung, der Schwere des Köders entsprechend.

Die leichtesten Flöße werden aus Gänse- oder Schwanenkielen (Taf. II Fig. 31), aus Stachelschweinborsten (Fig. 32) oder aus Zelluloid hergestellt. Dann kommen die Korkflöße in allen Größen, je nach Bedarf.

Beliebt sind auch Flöße mit Hohlraum zur Aufnahme von Schrotkörnern oder mit Bleidrahtumwickelung, die sich genau so regulieren lassen, daß nur der Kopf eben sichtbar ist.

Für die Schnappangel mit lebendem Köder dienen größere Flöße aus Kork, die sich schnell in der gewünschten Höhe einstellen lassen (Fig. 33).

Sehr zweckdienlich ist das sog. gleitende oder Nottinghamfloß (Fig. 34), welches den Fang von Fischen auf weite Distanz ermöglicht.

525. **Landungsgeräte.** Kleinere Fische kann man wohl, wenn das Angelzeug stark genug ist, ohne Landungsgeräte direkt von der Gerte aus auf das Ufer heben, größere Fische auch auf eine flache Kiesbank herausschleifen. Nie sollte man aber, ohne die Schnur verkürzt zu haben, einen Fisch aus dem Wasser schleudern, das ist roh und sportswidrig und überanstrengt nutzlos das Angelzeug, insbesondere die Gerte. Gewandte Fischer verstehen es oft mit Geschick, auch schwere Fische durch einen sicheren Griff in die Kiemen oder Augenhöhlen zu landen. Aber nicht immer ist die Situation so günstig, daß man so nahe herankommen kann. Es ist daher ratsam, sich stets mit den Landungsgeräten zu versehen, die man im speziellen Fall nötig haben könnte.

Es gibt zweierlei Geräte, jedes in seiner Art unentbehrlich: das Landungsnetz (Kescher) und den Landungshaken oder Gaff.

Das Landungsnetz gehört zur Ausrüstung des Flug-, Grund- und Schleppangelfischers und kann manchmal auch bei der Spinnfischerei dienlich sein, obwohl hier der Gaff, besonders wenn man es einmal mit Fischen über 4—6 Pfd. zu tun hat, vorzuziehen ist.

Des bequemeren Transportes wegen ist ein Netz zum Anschrauben, eventuell auch zum Zusammenklappen, angezeigt, auch der Gaff ist leichter unterzubringen, wenn er zum Schrauben gerichtet ist.

Praktisch ist es, wenn beide im Gewinde an einen und denselben Stock passen uud dieser sich noch zusammenklappen und an den Rucksack hängen läßt (Taf. I, F u. G). Das Landungsnetz sei leicht, womöglich aus Seide, bauschig und imprägniert, so daß es eine gewisse Steifheit behält. Für die Schleppfischerei haben Gaff und Netz am besten einen kurzen Stiel, während beim Spinnfischen vom Kahne aus der Stiel bis zu 2 m lang sein sollte. Man kann ihn

besser dirigieren, wenn man das Ende unter der Achsel einstemmt.

Angelt man auf große Raubfische an nicht zu hohem Ufer entlang, dann bewährt sich der sogen. Teleskopgaff (Taf. I, H), der sich im Moment des Bedarfes in drei Teile auseinanderziehen läßt.

Das Landungsnetz wird unter den Fisch gehalten und im richtigen Augenblick gehoben; den Gaff hält man quer über den Rücken, Spitze nach unten, nimmt Fühlung, zielt gut und macht zum Anschlag nur einen kurzen Ruck, dann hebt man den Fisch vorsichtig und nicht mit Uebereilung heraus. Man merke sich die vier Tempi; blinder Eifer schadet nur. Hat man einen Gehilfen bei der Landung, dann läßt man ihn mit dem ausgestreckten Gaff, Spitze nach oben, unbeweglich an dem Flußrand niederkauern und zieht den Fisch so über dem Gaff heran, daß jener nur einen kurzen Ruck zu machen braucht, um ihn dingfest zu machen.

526. Sonstige Gerätschaften. Bei der Auswahl und Anschaffung der sonstigen, für die Sportangelei bestimmten Gerätschaften muß der Neuling unterscheiden lernen: 1. was er für die von ihm bezweckte Angelmethode und das von ihm zu befischende Wasser notwendig braucht, und 2. das, was zu einem gewissen Luxus und zur persönlichen Liebhaberei dient. Der eine hat nur Sinn für das absolut Unentbehrliche, der andere hat seine Freude an einer hübschen Ausstattung und liebt es, einigermaßen Aufwand zu machen.

Auf Tafel III sind eine Menge mehr oder minder notwendiger Utensilien zur Anschauung gebracht, aber genau betrachtet, dient jeder Gegenstand einem so prägnanten Zwecke, daß ein sogen. all-round Fischer, wie die Engländer sagen, nach und nach dazu kommt, sich so ziemlich die ganze Liste anzuschaffen.

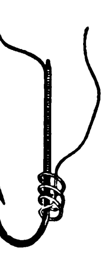
Fig. 1, 2 und 3 sind die Löseinstrumente für hängengebliebene Angeln im Wasser oder an Bäumen, Fig. 4 eine einfache Hechtschere, um großen Raubfischen beim Lösen der Angel das Maul aufzusperren. Fig. 5 und 6 sind einfache Hakenlöser.

Fig. 7 stellt die Ködernadel, Fig. 8 die Fischwage, Fig. 9 und 10 den Köderfischkessel mit Einsatz, Fig. 11 eine empfehlenswerte Köderfischbüchse, Fig. 12 den Fischkorb dar. Fig. 13 ist eine praktisch ausgestattete Brieftasche für den Grundfischer, Fig. 14, 15, 16 und 17 zeigen das für die Ausrüstung des Flugfischers wichtige Fliegenbuch, die Büchsen zum Aufbewahren der Ringfliegen und zum Wässern der Züge. Die Büchse, Fig. 18, dient zur Aufnahme des Spinnzeuges, Fig. 19, 20 und 21 zur Aufnahme von Würmern und Heuschrecken, letztere ist am Gurt zu tragen. Das Netzchen, Fig. 22, dient zum Fang von Pfrillen und ist gleichzeitig zum Fang von Krebsen zu gebrauchen. Fig. 23 stellt einen sehr praktischen Miniaturstahl für die Westentasche, Fig. 24 den unentbehrlichen Rucksack dar. Fig. 25 und 26 endlich sind Transportgefäße für lebende Fische. Das letztere, nach Ehmant, läßt sich zusammengelegt bequem im Rucksack transportieren und bietet den großen Vorteil, daß man das Wasser auf die einfachste Weise erneuern kann.

527. Zur Herstellung, Erneuerung, Konservierung und Färbung von Angelzeug sollte jeder Sportfischer eine Anzahl Geräte und Chemikalien vorrätig haben, um nicht gezwungen zu sein, wegen jeder Kleinigkeit oder unbedeutenden Reparatur zum Gerätehändler schicken zu müssen.

So sollten in keinem Anglerheim fehlen: die unentbehrlichen Flach-, Rund- und Zwickzangen, ein kleiner Handschraubstock, rote und weiße Seide, Neusilber-, Stahl- und Kupferdraht in verschiedenen Stärken und was sehr wichtig ist: ein Blechtöpfchen mit Tinol, der jetzt allgemein käuflichen, flüssigen Lötmasse, durch die die ganze Prozedur des Lötens so einfach geworden ist.

Man steckt ein etwa 12 cm langes Stück Kupferdraht von zirka 1 mm Dicke durch einen Medizinflaschenkork der ganzen Länge nach durch und biegt dann etwa 2 cm davon so stark zurück, daß es mit dem Hauptdraht eine enggeschlossene Rinne bildet: In diese Rinne bringt man eine kleine Spur Lötbrei, erhitzt den Stab über einer Spirituslampe, hält den zu lötenden Gegenstand dicht neben, aber nicht in die Flamme, und dann die Rinne mit der Lötmasse darüber, während man den Kupferdraht noch weiter erhitzt. Das nun überfließende Zinn wird in die zu lötende Stelle gleich mit der Kupferrinne eingerieben und verteilt. Mit Hilfe des Tinols kann man sich seine Angelhaken selbst an Draht löten, nachdem man sie vorher mit feinem Neusilberdraht angewunden hat. Zum Befestigen der Angeln an Gimp oder Poil dient ein gewichster Seidenfaden und kommt hiebei noch die alte Technik vom verborgenen Knoten, Fig. 238, zur Geltung. Die Bünde werden mit weißer Schellacklösung überpinselt und je nachdem mit Aluminiumbronze bestrichen, wenn der Haken äußerlich an einem silberglänzenden Köder anliegen soll.



238. Verborgener Knoten.

Die Gerten müssen öfter mit Marsöl abgerieben und die Hülsen gut eingefettet werden. Wenn die Angelsaison vorüber ist, sollte man nicht versäumen, jene mit Bernsteinlack, bei braunem Holz mit Spirituslack, zu behandeln und sie dann hängend, nicht in einer Ecke stehend, aufzubewahren.

528. Natürliche Köder. Unter diesen spielt, und zwar fast ausschließlich zum Fang der Friedfische und Barsche, der Regenwurm die Hauptrolle.

Man unterscheidet den Tauwurm, der sich hauptsächlich im Garten und Feld vorfindet und mit Vorliebe unter Brettern aufhält, den Rotwurm, der in Düngerhaufen lebt, und den Goldschwanz, einen kleinen, gelb und rot gestreiften Wurm, der auch mit Vorliebe in verrotteten Düngerhaufen vorkommt.

Der Tauwurm wird hauptsächlich im trüben Wasser, Herbst und Winter, die beiden anderen bei hellem Wasser und im Sommer als Köder benützt.

Man reinigt die Würmer in feuchtem Moos, entfernt die toten, füttert die lebenden mit etwas Milch und hebt sie an kühlem Orte auf.

Fleischmaden gewinnt man durch Einlegen von etwas Leber in einem Blechgefäß mit durchlöchertem Deckel und Boden, welches man auf einen Topf mit feuchtem Sand stellt, wohinein die Maden fallen und sich reinigen.

Mehlwürmer kauft man bei einem Mehl- oder Vogelhändler, sie haben den Vorzug, appetitlicher zu sein.

Von anderen Ködern sind zu erwähnen: Heuschrecken, Mai-

und Brachkäfer, Frösche, Garneelen, große Fliegen, besonders die Mai- und Steinfliege, Schmetterlinge, Fliegenlarven, Raupen.

Hat man keine Insekten und Würmer zur Hand, dann ködert man mit Teigen aus Brot und Käse, mit Honig, Wasser und Mehl verrieben.

Sehr gut sind auch halb gar gekochte Makaroni, die man in 2—3 cm langen Stücken über einen kleinen Drilling stülpt, halb gar gekochte Erbsen oder noch bequemer: große Büchsenerbsen, Kirschen, Talggrieven 2c.

Fische dienen zum Fang von Raubfischen, und zwar Pfrillen oder Elritzen, Grundeln und Mühlkoppen für Forellen und Barsche; Lauben, Hasel, kleine Döbel, Kreßlinge und große Mühlkoppen für Hechte und Huchen. Kleine Plötzen sind zur Spinnfischerei weniger brauchbar wie zu den anderen Angelmethoden.

Frische Köderfische sind beliebter, nützen sich aber rascher ab, wie in Formalinlösung aufbewahrte Köder. Wichtig ist es, immer durch einen Vorrat von letzteren für alle Fälle versorgt zu sein.

Man legt eine Anzahl frischer Köder in ein Konserveglas mit luftdichtem Verschluß und füllt es bis zum Rande mit einer 2proz. Formalinlösung. Die Lösung muß, wenn sie nach einiger Zeit trüb wird, erneuert werden. Wenn das Glas nicht zu dicht mit Ködern gefüllt war, ist eine wiederholte Erneuerung oft erst nach Wochen notwendig. Gut ist ein Zusatz von Glyzerin, welches die Fische geschmeidiger erhält.

Lebende Köderfische werden zum Fang von Hechten, Huchen und Barschen verwendet, ein gerechter Sportfischer sollte jedoch nur davon Gebrauch machen, wenn die Verhältnisse so gelagert sind, daß andere Methoden nicht zum Ziele führen.

529. **Künstliche Köder** kommen in erster Linie für die Flugangel in Betracht. Sie bieten die Hand für die reinlichste, appetitlichste und gleichzeitig kunstvollste Angelmethode, die leider nur auf gewisse Fischarten Verwendung finden kann.

Man nennt die künstlichen Köder für die Flugangel kurzweg „Fliegen", obwohl nur ein Teil solchen nachgebildet ist. Viele sind reine Phantasiegebilde, andere sind Nachbildungen von Raupen, Käfern, Spinnen, Ameisen.

Man unterscheidet demnach:

1. Raupenfliegen (Taf. VI, Fig. 1) oder Palmer, ohne Flügel;
2. Käfer (Fig. 2);
3. geflügelte Fliegen (Fig. 3);
4. summende oder Hechelfliegen (Fig. 5);
5. Phantasiefliegen (Fig. 6), zu denen alle Lachs-, Meer- und Seeforellenfliegen (Fig. 12 und 7), aber auch viele Aeschen- und Forellenfliegen zu rechnen sind.

Die richtige Wahl einer Fliege ist eine große Kunst, die sich nicht so leicht erlernen läßt, der Anfänger suche sich daher einen erfahrenen Lehrmeister oder hole sich Rat in einem größeren Handbuch der Angelfischerei.



239. Künstliche Kohlraupe.

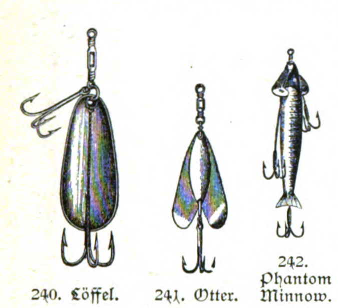
Die künstlichen Köder für die Grundangel, wie z. B. die Nachbildung von Würmern, haben alle keinen Wert, mit Ausnahme der Kohlraupe (Fig. 239), welche in England viel zur Winterfischerei auf Aeschen verwendet wird.

Dagegen spielen die künstlichen

Köder bei der Spinn- und besonders bei der Schleppfischerei eine große Rolle.

Man muß unterscheiden zwischen solchen, die nur entfernt durch ihr Glitzern und Glänzen einen lebenden Fisch vortäuschen und zwischen solchen, die auch in Form und Aussehen einem Fische ähneln.

Zu den ersteren sind zu rechnen: der Löffel (Fig. 240), der Otter (Fig. 241), der Sturm- und Heintzköder, von denen sich besonders der



240. Löffel. 241. Otter. 242. Phantom Minnow.

letztere auf große Hechte 2c. bewährt hat und der bei Wieland zu haben ist. Von den letzteren erwähne ich in Kürze das Patent Phantom Minnow (Fig. 242), welches in allen Größen, vom kleinsten Forellen- bis zum größten Hechtköder in den Handel kommt.

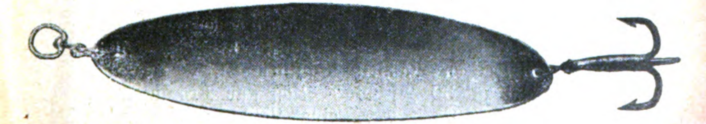
Zwischen beide Grundsysteme sind die sogen. Blinker einzureihen, welche zwar der Form, dem Umriß nach, besonders wenn sie in Bewegung sind, einen Köderfisch vortäuschen, aber nur aus einem Stück eines versilberten Neusilberbleches hergestellt sind.

Da ist nun zuerst der famose Gardablinker (Fig. 245) zu erwähnen, der sich auf Saiblinge und Seeforellen vielfach bewährt hat.

Ihm und dem ähnlichen Comerseeblinker habe ich meinen von Wieland patentierten Silberblinker nachgebildet, von dessen Vortrefflichkeit in allen Größen und für alle Raubfischarten ich mich vielfältig überzeugt habe.

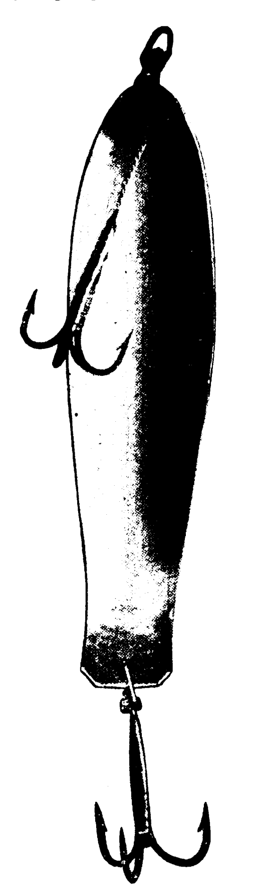


243 u. 244. Silberblinker für Forellen und Hechte.



245. Gardaseeblinker.

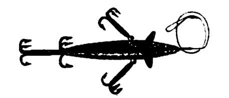
Fig. 243 ist für die Fluggerte bestimmt, eine Zwischengröße für die Spinnangel auf Forellen. Fig. 244 dient zum Fang von Hechten, Fig. 246



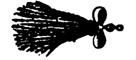
246. Silberblinker für Lachse und Huchen.

hat nur zu zahlreichen Lachsen und Huchen, bis zu 30 Pfund Gewicht, verholfen.

Fig. 247 endlich stellt den Devonsspinner, einen beliebten Spinnköder für Forellen und Barsche, Fig. 248 die spinnende Alexandra aus Pfauenfedern für die Flugangel dar.



247. Devonspinner.



248. Spinnende Alexandra.

530. Die Grundfischerei. Von den Angelmethoden ist die bekannteste und verbreitetste Methode die Grundfischerei.

Leider wird die Grundfischerei vielfach von Tagedieben mit dem gröbsten Angelzeug auf eine nicht weniger als kunstvolle Art betrieben, so daß das große Publikum, welches von der eigentlichen Sportfischerei keine Ahnung hat, die edle Kunst des Angelns mit Verachtung zu strafen pflegt. Sieht es ja für gewöhnlich nur Topffischer, die stundenlang am selben Fleck sitzen und nur hie und da ein elendes Schwänzchen erbeuten, und hat selten oder nie Gelegenheit, einen richtigen Sportangler zu beobachten.

Sobald sich die Grundfischerei vom groben Material emanzipiert und sich auf die Erbeutung der Fische mit dem denkbar feinsten Zeug, mit den, besonders von den Engländern in Schwung gebrachten, kunstvoll ausgebildeten Fangweisen befaßt, hat sie volles Recht, neben den sportlich am höchsten stehenden Methoden, der Flug- und Spinnfischerei, einen ehrenvollen Platz zu beanspruchen.

Nicht alle Provinzen und Gaue eines Landes sind gesegnet mit Gewässern, wo nur Salmoniden ge-

deihen, sondern wo in den trägeren Flüssen und flachen Seen nur Vertreter der Barschfamilie und Cypriniden, Verwandte des Karpfen, vorkommen. Unter diesen gibt es aber gar manche Arten, von denen die größeren Exemplare nur mit der raffiniertesten Vorsicht überlistet werden können. Darum ist es wichtig, sich nicht nur genau über die verschiedenen Fangweisen zu orientieren, sondern auch das feinste und beste Angelzeug zu beschaffen.

Man unterscheidet:

a) Die Grundangel ohne Floß;

b) „ „ mit „

c) „ „ „ gleitendem Floß;

d) die Grundangel mit festliegendem Floß;

e) die Grundangel mit Bodenblei.

f) Heben und Senken.

a) Die Grundangel ohne Floß findet Verwendung in seichten Bächen und Flüssen mit ungleichem Grund, bei trübem Wasser und bei starkem Pflanzenwuchs mit wenig freien Stellen dazwischen.

Material: Leichte Grundgerte, 3,20 m lang, 8 cm Nottingham- oder einfache Chekrolle, feinste Seidenschnur, präpariert oder unpräpariert, kurzes Vorfach von einfachem Poil, etwa 80 cm lang, kein Senker, höchstens 1—2 Schrotkörner. Köder: Wurm. Eignet sich für den Fang der meisten Friedfische, besonders aber auch für Forellen. Taf. IV, Fig. 1 zeigt die Anköderung auf die gewöhnliche Art, Fig. 2 und 3 das Stewardsche Hakensystem allein und beködert. Nach Fig. 4 oder 5 ködert man den Wurm, wenn er auf dem Boden aufliegen soll, nach Fig. 6 mit einem ganzen Büschel auf große Fische.

Man halte sich möglichst vom Ufer entfernt, trete leise auf, lasse den Köder in alle Löcher spielen. Mit der linken Hand halte man etwas lockere Schnur, um, wenn der Fisch beißt, gleich nachlassen zu können, der Anhieb erfolgt nach etwa 3 Sekunden, aber nur durch eine Drehung des Handgelenkes, nicht mit einem starken Ruck. Man gewöhne sich an, auf zwei Tempi zu achten: Im ersten wird nur angehauen, vor dem zweiten hat man zu überlegen, ob der Fisch, wenn er klein ist, herausgeschleudert oder gehoben, oder wenn er größer ist, geschleift oder gedrillt werden muß.

b) Die Grundangel mit Floß wird hauptsächlich in Flüssen und Seen der Barben- und Bleiregion angewendet und beginnt nach der Laichzeit im Juli, wird aber erst später einträglich. Im Winter beißen nur noch Barsch, Döbel, Plötzen.

Wichtig ist das Anfüttern mit Grundködern (s. d.) an bestimmten Plätzen, wenn man Erfolg haben will, auch ist es ratsam, kleine Mengen des eben benützten Köders während des Angelns ins Wasser zu werfen.

Die Gerte muß an Stärke und Elastizität im Verhältnis zu den Fischarten stehen, auf die man angelt, und dementsprechend auch das übrige Angelzeug. So verwendet man auf Barsche, Lauben, Kreßlinge 2c. feinstes Zeug, auf Karpfen, Barben, Bleie 2c. stärkere Fanggeräte. Wer auf beiderlei ausgeht, kann sich helfen, wenn er sich eine Gerte mit einer langen, feinen und einer kurzen, starken Spitze anschafft. Lange Gerten haben den Vorteil, daß man nicht so nahe an die Fische heran kommen muß und die Spitze direkt über das Floß halten kann. Das übrige Angelzeug sei wie bei a), das Floß sei so leicht wie möglich, man bringe es so an, daß der Köder eben den Boden berührt,

dabei ist darauf zu achten, daß das Floß zu etwa ²/₃ seiner Länge unter die Oberfläche sinkt, was man durch die entsprechende Beschwerung mit Bleischrot oder Bleidraht erreicht.

Wichtig ist es, die Tiefe der Angelstelle auszumessen, zu welchem Zwecke man sich eines Lotes (Taf. II, Fig. 28) bedient, in welches unten ein Stück Kork eingelassen ist. Man führt den Angelhaken durch den Ring und befestigt ihn in dem Kork.

Sobald ein Fisch gebissen hat, was sich durch Untergehen des Floßes bemerkbar macht, muß der Anhieb erfolgen, ob aber sofort oder nach einer kleinen Pause, das hängt von der Fischart ab, auf die man angelt.

c) Die Grundangel mit gleitendem oder Nottinghamfloß (Taf. II, Fig. 34) findet Anwendung, wenn man in Tiefen fischen will, die größer sind als die Länge der Gerte. Um zu verhüten, daß das Floß weiter als erwünscht an der Schnur hinaufrutscht, schleift man in diese ein Stückchen Poil ein, das wohl durch die Gertenringe, aber nicht durch die engen Ringe am Floß gleiten kann. Die Methode ermöglicht einen weiten Wurf, da das Floß, beim Ausholen zu diesem, bis an den Senker hinabrutscht und den Schwung begünstigt. Der Wurf von der Nottinghamrolle ist bei der Spinnfischerei beschrieben.

d) Die Grundangel mit festliegendem Floß bewährt sich bei unebenem Boden und in schwachen Strömungen. Der Köder wird auf dem Boden durch eine Bleikugel festgehalten, die am Vorfach beweglich angebracht ist, ein kleines Bleischrot am Ende des Vorfachs hat den Zweck, ein weiteres Hinabrutschen zu verhüten. Das Floß muß flach auf der Oberfläche schwimmen. Beißt ein Fisch und geht mit dem Köder ab, dann zieht er das Vorfach durch die Kugel und das Floß kommt in Bewegung. Angelzeug sonst wie bei a), Köder am besten die verschiedenen Pasten.

e) Die Grundangel mit Bodenblei (Taf. II, Fig. 26) hat den Zweck, den Köder in starken Strömungen auf dem Boden zu erhalten. Auf eine Entfernung von 30 cm unterhalb und oberhalb des durchlochten Bodenbleies ist je ein Bleischrot angebracht, innerhalb dieser Hindernisse ist die Schnur freibeweglich. Beißt ein Fisch, dann haut er sich selbst an. Die Gerte sei 3,50—4 m lang und steif. Köder: Würmer, Käse, Pasten.

f) Das Heben und Senken in Flüssen ist eigentlich nichts anderes als eine Grundfischerei ohne Floß, bei der der Angler ununterbrochen aktiv ist, indem er beständig den Köder bis zum Grund senkt und zur halben Höhe hebt und dabei alle Löcher und Schlupfwinkel absucht. Angelzeug wie bei a), Köder: außer Wurm meist Maden, Insekten und Insektenlarven.

Das Heben und Senken wird in Seen mit dem Zockfisch besonders auf Barsche geübt, im Meere bildet es eine Hauptbelustigung von den Vergnügungsdampfern aus auf Dorsche und andere Meerfische.

Unter Grundköder versteht man die Köder, welche nicht zum eigentlichen Fang, sondern zum Heranfüttern der Angelfische, und zwar in erster Linie der dem Karpfengeschlechte angehörigen Arten, an bestimmten Futterplätzen dienen.

Es liegt auf der Hand, daß wer es versteht, aber auch die nötige Zeit und Gelegenheit hat, sich seine Fische womöglich in Scharen an

gewissen Stellen heranzulocken, viel mehr Aussicht auf einen guten Fang haben wird, als derjenige, der an das Fischwasser kommt und gleich aufs Geradewohl zu angeln beginnt. Wer am Wasser wohnt, hat natürlich den großen Vorteil vor andern voraus, daß er die Fische mit einer gewissen Regelmäßigkeit anfüttern kann.

Man füttere nie zu viel und angle erst 20—24 Stunden später. Wichtig ist es, mehrere Futterplätze gleichzeitig anzulegen, um Abwechslung in den Angelstellen zu haben.

In Seen und ruhigen Tümpeln wird das Futter nur einfach eingeworfen, wo es aber fortgeschwemmt werden kann, formt man es in Klumpen oder versenkt es in durchlöcherten und beschwerten Säcken oder in feinmaschigen Netzen.

Am besten haben sich Tauwürmer, Käse, Fleischabfälle, gekochte Kartoffeln, bis zum Aufspringen der Hülsen gekochte Weizenkörner, eingeweichtes, altbackenes Brot ꝛc. bewährt.

531. **Die Spinnfischerei** ist diejenige Angelmethode, bei welcher ein toter oder künstlicher Köderfisch ausgeworfen und so durch das Wasser gezogen wird, daß er eine Drehbewegung um seine Längsachse macht, welche die Bezeichnung „S p i n n e n“ führt.

Sie steht, was Feinheit und Eleganz betrifft, der Flugfischerei am nächsten und wird mit dieser in ihrer Vervollkommnung zum höchsten Sport gerechnet.

Beide Methoden erfordern ein solches Maß von Geschicklichkeit, daß schon der Wurf allein, wenn er richtig ausgefallen ist, einen gewissen Grad von Befriedigung gewährt, die natürlich noch bedeutend gesteigert wird, wenn es gelingt, einen sich auf den Köder stürzenden Fisch nach allen Regeln der Kunst richtig anzuhauen und sicher zu landen.

Zur Spinnfischerei bedarf man einer am besten 3,20 m langen, dreiteiligen Gerte, und zwar entweder einer einfachen und billigen aus Bambus, oder wenn man sich etwas wirklich solides anschaffen will, das allen Anforderungen genügt, einer gesplißten aus Tonkinrohr, Handteil Hikory. Die besten deutschen Fabrikate stammen aus der Werkstätte von Wieland in München. An den englischen Gerten ist gewöhnlich auch das Handteil gesplißt und dadurch bis zum Handgriff dünner verlaufend, wodurch die Gerte im ganzen biegsamer und weicher wird, was wohl dem Wurf zustatten kommt, aber für den Anhieb nicht so vorteilhaft ist. Auch bekommen die englischen Fabrikate dadurch leicht eine gewisse Vorschwere, was den so angenehmen und gar nicht anstrengenden Wurf mit einer Hand unmöglich macht. Sonst lassen die englischen Gerten, besonders die von Hardy und Farlow gebauten, an Ausführung und Solidität nichts zu wünschen übrig, als das, daß sie eben viel teurer sind wie die deutschen, ja meist das doppelte kosten.

Wieland fertigt gesplißte Spinngerten in 3 Stärken, von denen die leichteste sich für Forellen und selbst noch für Hechte in träg fließenden, nicht zu breiten Flüssen, vollkommen eignet (Taf. I, B). Die mittlere (Taf. I, C) dient für den Hecht-, Lachs- und Huchenfang und ist wohl allen Anforderungen gewachsen, nachdem ich wiederholt schon Huchen von 34 Pfd. glatt damit gelandet habe. Die stärkste Sorte scheint mir demnach, wenigstens für Geübte, entbehrlich.

Als Rolle wählt man für die

leichte Gerte eine 8 cm, für die beiden anderen eine 10 cm Holz- oder Ebonitrolle nach dem Nottinghamsystem mit Hemmfeder, am besten aber eine sog. Marston-Crosslé-Rolle, welche durch ihre sinnreiche Konstruktion den Wurf mit leichtem Blei außerordentlich erleichtert, dazu eine 50—100 m lange, feine Seidenschnur ohne alle Imprägnierung, entweder eine geflochtene von Wieland, Nr. 2 oder 3, oder eine plaited silk line von Gamage in London, die verhältnismäßig billig und dauerhaft ist.

Vorfächer von Stahl- oder Punjabdraht, exzentrische Bleie, je nach Tiefe und Strömung.

Die bewährtesten Anköderungssysteme sind:

A. Ohne Turbine. Das Spinnen wird durch die Krümmung des Köderfisches bewirkt.

1. Das Deesystem (Taf. IV Fig. 7 u. 8).

Es eignet sich nur für kleine und schmale Köderfische, hauptsächlich Pfrillen. Man bedient sich zur Einführung der Angel einer Ködernadel und stülpt den Bleizapfen über.

2. Das Pennell-Bromley-System (Taf. V, Fig. 1).

Man sticht den Stachel a an der Seite des Köders unmittelbar hinter dem Kiemendeckel ein und krümmt den Köder durch Einhaken des einzelnen Hakens b auf der entgegengesetzten Seite über den Rücken hinweg. Mit dem beweglichen Lipphaken c wird das Maul geschlossen und das Angelvorfach gespannt, so daß der Köder ein sichelförmiges Aussehen bekommt. Die Drillinge bleiben fliegend, d. h. freihängend. Man fängt damit hauptsächlich große Forellen, Hechte und Huchen.

B. Mit Turbine. Die Turbinen haben den Vorzug, daß die Köder sicherer und gleichmäßiger, und zwar um ihre Längsachse, spinnen, es wird aber vielfach behauptet, daß nicht hungrige Raubfische lieber auf Köder gehen, die mehr schwankende Bewegungen machen. Für den Anfänger empfiehlt es sich jedenfalls mehr, Systeme mit Turbinen, und zwar am besten mit den unsichtbaren aus Zelluloid, zu beködern, außer zum Fang von Forellen mit kleinsten Köderfischen.

1. Der Chapmanspinner (Taf. V, Fig. 2).

Der Stachel wird einfach beim Maule des Köders eingeführt und genau in der Mitte gegen die Schweifwurzel vorgestoßen. Es ist ratsam, die Angeln an mehreren Stellen anzubinden. Zum Binden resp. Nähen benütze ich in der jüngsten Zeit ausschließlich feinen, weichen Kupferdraht. Das System eignet sich hauptsächlich für den Fang von Hechten, nicht aber für Huchen.

2. Der Perfektspinner nach Pennell (Taf. IV, Fig. 9 u. 10) und

3. der Krokodilspinner von Hardy (Taf. IV, Fig. 11), sind, besonders in England, vielgebrauchte Systeme im Chapmantypus.

4. Der Röhrchenspinner (Taf V, Fig. 3) ist außerordentlich fängig und geeignet für den Fang von Hechten, Huchen, Forellen, Seeforellen und Saiblingen. Wieland hat ihn genau nach meiner Angabe patentiert, in allen Größen auf Lager und verkauft ihn in Hunderten von Exemplaren, was für seine vielseitige Brauchbarkeit das beste Zeugnis ablegt. Eine genaue Beschreibung findet sich in meinem ausführlicheren Werke: „Der Angelsport im Süßwasser."

Der Wurf des Köders geschieht weitaus am besten von der

Rolle. Wer heutzutage noch lernen wollte, nach der alten Methode in Schlingen zu werfen, wäre entschieden als rückständig zu betrachten, während die alten Praktiker, die das Werfen von der Hand vollkommen beherrschen und Neuerungen abhold sind, wohl zeitlebens dabei bleiben werden.

Die Technik des Werfens von der Rolle. Man rollt so weit auf, daß der Köder noch etwa $1^1/_2$ Meter von der Gertenspitze herabhängt, dann ergreift man mit der rechten Hand das Handteil und legt den Daumen auf den Rand der *nach oben* gerichteten und nicht gesperrten Rolle. Während nun die linke Hand die Gerte oberhalb der Rolle fassend unterstützt, schwingt man den Köder ganz langsam wie einen Pendel nach rückwärts und macht im Momente des größten Pendelausschlags einen Schwung nach vorn, aber ja nicht mit scharfem Ruck, sondern anschwellend wie bei einem Steinwurf. Gleichzeitig lockert man den Daumen ein wenig und streckt die Gerte wie einen Wegweiser genau nach der Stelle, wo der Köder einfallen soll. Ist er noch einige Meter vom Ziel entfernt, dann hebt man die Gerte ein wenig und nähert den Daumen dem Rollenrand, um ihn beim Einfallen des Köders fest aufzudrücken. Der Wurf wird eleganter, der Köder fällt leichter ein und die Ermüdung ist geringer, wenn man die linke Hand noch während des Schwunges entfernt.

Man kann das natürlich nur bei leichten und nicht kopfschweren Gerten durchführen.

Sobald der Köder eingefallen ist, stemmt man die Gerte in die Hüfte und rollt auf. Wer lieber mit der rechten Hand aufrollt, hält die Gerte oberhalb der Rolle mit der linken und umgekehrt. Wer links rollt, hat vorher rasch einen Griffwechsel zu machen. Auf alle Fälle muß die Schnur *oben* von der Rolle weg zu den Ringen laufen. Ich bin genötigt, dies, obgleich es sich eigentlich von selbst versteht, noch speziell zu betonen, da es Abhandlungen von Dilettanten über Spinnfischerei mit Abbildungen gibt, die den Anfänger vollständig irre führen und ihm daher direkt schaden müssen.

Man wirft am besten schräg nach abwärts über den Fluß, oder läßt den Köder in starken Strömungen stromabwärts rinnen. Das Aufrollen geschieht so langsam wie möglich und nicht gleichmäßig. Durch gleichzeitig ausgeführte pendelnde Bewegungen mit der Gerte gibt man dem Köder Leben, indem man ihn bald rascher vorschießen, bald wieder, wie ermattet, zurücksinken läßt.

Beißt ein Fisch, so haut man, sobald man ihn spürt, sofort durch einen kurzen, aber energischen Ruck an und schiebt gleich die Hemmfeder vor. Reagiert der Fisch nicht durch ruckweise Befreiungsversuche, dann wiederholt man den Anhieb.

Beim Einziehen der Schnur sowohl, wie nach dem Anbiß, muß die Gerte immer einen nahezu rechten Winkel mit der Schnur bilden. Ist der Winkel zu spitz, dann kann die stärkste Gerte brechen.

Man forciere einen Fisch nur ausnahmsweise, entweder wenn er sehr klein ist, oder wenn gefährliche Hindernisse im Weg stehen, oder wenn man ihn in Anbetracht eines günstigen Landungsplatzes sofort herausschleifen kann. Sonst ist es besser, den Fisch zuerst zu ermüden und ihm ruhig Schnur zu geben, wenn er Fluchten macht.

Zeigt er dann Ermüdung und läßt sich geduldig führen, dann zieht man ihn auf eine Kiesbank, falls

eine solche in der Nähe ist, oder sucht ihn sonstwo zu stranden. Da ein gestrandeter Fisch hilflos ist, wenn er den Kopf nicht drehen kann, ergreift man die Schnur und hantelt sich an der straffgespannten bis zum Fisch, dann erst faßt man das Landungsnetz oder den Gaff und macht ihn ohne Ueberhastung, sicher zielend, dingfest. Im tiefen Wasser, vom hohen Ufer oder vom Kahne aus einen Fisch zu landen, ist ungleich schwieriger und erfordert mehr Ruhe und Kaltblütigkeit.

532. **Die Schnapp- und Paternosterangel mit lebendem Köderfisch** kommen sportmäßig erst dann und an solchen Stellen in Gebrauch, wo die auf höherem Niveau stehende Spinnangel nicht angebracht erscheint, also an Stellen, die entweder zu tief oder im Raume zu beschränkt sind, um erfolgreich spinnen zu können. Am besten bewähren sich die beiden Methoden im Spätherbst und Winter, wenn die Fische, insbesondere die Hechte, durch das kalte Wasser träger geworden, nicht mehr so rasch von Entschluß sind, um einem Spinnköder zu folgen.

Man braucht sich für die Schnapp- und Paternosterangelei keine besondere Gerte anzuschaffen, außer man hat Gelegenheit, sie oft und erfolgreich anzuwenden. Für vorübergehende Benützung eignet sich eine gewöhnliche Spinngerte. Wer sich aber speziell damit befassen will, wählt besser eine längere von 4 m und darüber, da eine Ermüdung durch das viel seltenere Werfen nicht zu befürchten ist.

Schnur und Rolle sind die gleichen wie bei der Spinnfischerei, das übrige Material ist jedoch für beide Methoden verschieden.

Für die Schnappangel braucht man ein großes Floß (Taf. II, Fig. 33), ein entsprechend großes Archer-Jardine Blei als Senker, welches in ein meterlanges Stahldrahtvorfach eingeschlungen wird.

Das beste Angelsystem ist das von Jardine eingeführte (Taf. IV, Fig. 12), welches so wie aus Fig. 13 ersichtlich angeködert wird. Der Haken b ist beweglich, so daß man das System jedem Köder der Größe nach anpassen kann. Der Haken a wird im Kiemendeckel, der Haken b dicht unter der Rückenflosse möglichst schmerzlos angebracht. Einfacher, aber weniger fängig ist das System Fig. 14.

Als Köder eignen sich größere Hasel, Rotaugen, Kreßlinge 2c. von 12—20 cm Länge.

Man versenkt den Köder auf mehr als die halbe Tiefe des Wassers. Sobald ein Fisch beißt, ordnet man schnell die Schnur durch Hochheben der Gerte und haut sofort, oder besser noch, nach einigen Sekunden, an. Ein Anhieb bei nicht stramm gespannter Schnur ist immer von Uebel.

Fig. 15 und Fig. 16 stellt die Schnappangel sowie die Art der Anköderung nach Bickerdyke dar; auch sie hat große Vorzüge, nur wird der Köder mehr verletzt.

Bei der Schnappfischerei schwimmt der Köder frei herum, soweit er Spielraum hat, beim Paternosterangeln muß er dem auf ihn ausgeübten Zuge folgen.

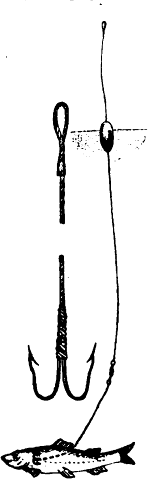
Mit der Paternosterangel fängt man die auch an tieferen Stellen mehr am Grund stehenden Fische. Zuunterst ist eine Bleibirne angebracht, in einiger Entfernung darüber ist die Angel oder, wie es zum Fang der Barsche gebräuchlich ist, mehrere Angelhaken angebracht. Wie das geschieht, geht für Hechte aus Taf. IV, Fig. 17, für Barsche aus Fig. 18 und 19 hervor.

Das Verbindungsstück zwischen

Senkbirne und der unteren Angel, welches nur das Bleigewicht zu tragen hat, ist am besten nur aus schwachem Material, was den Vorteil hat, daß man bei einer Verstrickung in der Tiefe nur das Blei verliert. Der einfache, an Gimp oder Drahtschnur gewundene Angelhaken (Taf. IV, Fig. 20 in halber Größe) wird dem Köderfisch durch beide Lippen gezogen. Beim Angeln auf Barsche beködert man den unteren Haken mit einem Wurm. Nach dem Wurfe zieht man den Köder ganz langsam, die Schnur aufrollend, heran. Sobald ein Fisch gebissen hat, läßt man ihn locker abziehen, bis er stehen bleibt. Dann wartet man noch einige Sekunden und haut bei gespannter Schnur nur mit einem kurzen Ruck an. Der Haken sitzt meistens im Mundwinkel.

533. **Die Schluckangel** ist nur sportsmäßig in stark verkrauteten Wassern mit wenig Lücken. Die Angel (Taf. IV, Fig. 21) wird mittels Ködernadel dem toten Köder vom Maule aus bis mitten durch die Schweifflosse geführt. Gerte ꝛc. wie bei der Spinnangel, Vorfach ohne Blei. Geangelt wird durch Heben und Senken. Nach dem Anbiß läßt man den Hecht — um den es sich meistens handelt — abziehen und zwar bei vollkommen lockerer Schnur. Erst wenn er nach längerem Stehenbleiben neuerdings weiter zieht, soll man anhauen. Da er seinen Fraß meistens geschluckt hat, ist die Landung sehr einfach. Ein großer Nachteil ist, daß man viel kleine Exemplare verangelt. Taf. IV, Fig. 22 stellt die Schluckangel zur Anköderung toter Pfrillen dar. Fig. 23 und Fig. 24 ist die Schnappangel mit totem Köder. Der Bleizapfen wird beim Maule des Köders eingeführt, der Lipphaken an der Schweifwurzel. Die Methode ist, da der Anhieb gleich nach dem Biß erfolgt, humaner wie die Schluckangel, eignet sich aber nur an nicht zu stark verkrauteten Stellen.

Die Schluckangel mit lebendem Köderfisch (Fig. 249) findet sportgemäße Anwendung nur in großen, flachen Seen oder Altwassern auf Hechte und Welse. Man benützt ein Floß und haut nach etwa 5 Min. an. Sie ist die kunstloseste aller Angelmethoden und wird auf Salmoniden nur von Fischdieben ausgeübt.


249. Schluckangel mit lebendem Köderfisch.

534. **Die Schleppangel** ist fast ausschließlich in Seen gebräuchlich und zwar zum Fang von Hechten, Zandern, Seeforellen und Saiblingen. Auch Schiede (Rapfen), Waller (Welse) und große Barsche werden damit gefangen.

Man unterscheidet eine Schleppangelei an der Oberfläche mit wenig oder gar keiner Bleibeschwerung und eine Tiefseeschleppfischerei in Tiefen bis zu 50 Meter, letztere nur auf Saiblinge und Seeforellen, wenn sie tief stehen.

Man fischt mit der Schleppangel vom geruderten Boote aus; angelt man an der Oberfläche, dann benützt man am besten eine nicht zu weiche Spinngerte; überhaupt den ganzen bei der Spinnfischerei beschriebenen Apparat, man kann aber auch die Schnur ohne Gerte und

Rolle von einem beliebigen Haspel ablassen und mit der Hand führen. Den meisten Erfolg hat man in der Nähe des Ufers, an Wasserpflanzen entlang, an der sogen. Schar, wo das Ufer rasch abfällt, in Tiefen von 3 bis höchstens 10 m.

Das Vorfach sei aus einfachem Stahl- oder Punjabdraht und $1\frac{1}{2}$ bis 2 m lang, das Blei, von dem man verschiedene Größen vorrätig haben soll, wird am zweckmäßigsten zwischen Schnur und Vorfach eingehängt. Man kann aber bei der Handschleppangel noch weitere Archer-Jardine Bleie in einiger Entfernung an der Schnur anschlingen. Will man von der Gerte aus den Köder tiefer führen, dann benützt man die sog. Gleitbleie von Hardy (Taf. II. Fig. 29).

Hat ein größerer Fisch gebissen, so hüte man sich, ihn an das Boot heranzuziehen, ehe er ermüdet ist, bezw. ehe man ihn müde gerudert hat. Man reguliere das Einziehen je nach dem Widerstand des Fisches und gebe ihm Schnur, wenn er Fluchten macht, ziehe dagegen rasch ein und lasse rasch rudern, wenn er vorwärts schießt. Um das Landungsgeräte geschickt anzubringen, hole man ihn an der Handangel dicht heran und benütze kurzstielige Unterfangnetze oder Gaffs, führt man ihn aber an der Gerte, dann soll der Stiel für beide $1\frac{1}{2}$—2 m lang sein, um unter die Achsel gestemmt werden zu können.

Als Köder bewähren sich die natürlichen wie die künstlichen ziemlich gleich gut.

Der Fang mit der von mir konstruierten Tiefsee-Schleppangel ist eine Spezialität für sich und kann bei der Knappheit des Raumes hier nicht zur Darstellung kommen.

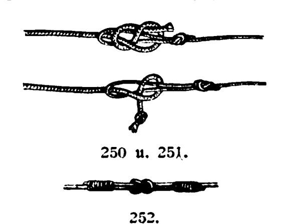
535. Die Flugangel. Es gibt keinen eleganteren und kurzweiligeren Sport, wie den mit der Flugangel. Er wird mit den feinsten Apparaten betrieben, ein gutes Auge, ein sicherer Blick, kaltes Blut, blitzartige Entschlossenheit sind die nötigen Vorbedingungen. Die Fische werden kaum verletzt, die Verwundung verursacht keine Schmerzen und gibt dem Fischer die Möglichkeit, die kleinen Exemplare zu schonen und dem Wasser zu erhalten.

Das **Angelgeräte** besteht aus einer einfachen oder gesplißten Fluggerte, einer Rolle mit Schnur, einem Poilzug und einem Vorrat an künstlichen Fliegen.

Dem Anfänger kann man nur den Rat geben, sich zur Erlernung der nicht gerade leichten Kunst des Werfens eine billige Gerte aus Greenheart oder Lanzenholz anzuschaffen und erst, wenn er sich genügend Uebung verschafft hat, eine gesplißte Bambusgerte zu erstehen. Die Hauptsache bleibt aber immer, und besonders für den Anfänger, der richtige Bau der Gerte. Mit einer schlechten und zu steifen verdirbt er sich seinen Stil im Werfen so, daß er es nie mehr richtig erlernt.

Ungemein viel kommt auch auf die Beschaffenheit der Rolle und Schnur an, wie schon oben besprochen wurde.

Der Poilzug soll durchschnittlich eine Länge von 1 m 50 cm haben und nach unten dünner verlaufen. An den beiden Enden sind Schleifen angebracht, die obere wird, wie aus Fig. 250 oder 251 ersichtlich, mit



250 u. 251.

252.

der Schnur verknüpft, in die untere wird die Endfliege eingeschleift (Fig. 252).

Meistens angelt man mit 2—3 Fliegen, mehr sind nicht ratsam. Die Endfliege nennt man „Strecker", die Seitenfliegen „Springer".

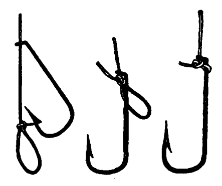
Das Poil, an dem der Springer befestigt ist, soll 7—10 cm lang sein. Von den vielen Methoden, den Springer am Zuge zu befestigen, ziehe ich aus mehrfachen Gründen die in Fig. 253 wiedergegebene allen anderen vor.

253. Springer.

Man verfertigt die künstlichen Fliegen ohne oder mit Poil, mit einfachen oder mit Doppelhaken. Die ohne Poil gebundenen nennt man Ringfliegen, da sie mit einem Auge versehen sind, um das Poil erst im Bedarfsfalle anzuknüpfen.

Da die Ringfliegen viele Vorteile, vor allem den der größeren Haltbarkeit (durch die Möglichkeit ein schadhaftes Poil auswechseln zu können) bieten, haben sie in England die am Poil gebundenen schon größtenteils verdrängt.

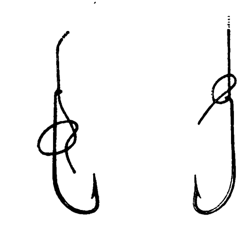
Man befestigt das Gut an den Ringfliegen am sichersten durch den sog. „Turleknoten" (Fig. 254, 255, 256), dessen Schürzung aus den drei Stadien ersichtlich ist. Der Jamknoten ist noch einfacher, er eignet sich aber nur bei Fliegen mit ein- und abwärts abgebogenen engen Ringen (Fig. 257 oder



254—256. Turleknoten.

258). Knüpft man ihn nach Fig. 258, dann muß die Schlinge über den Ring gezogen und das Poil nicht zu kurz abgeschnitten werden.

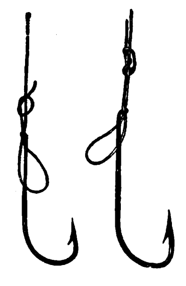
Fig. 259 und 260 stellen den sehr brauchbaren, einfachen und doppelten Schleifenknoten dar, mittels dessen größere



257 u. 258. Jamknoten.

Ringfliegen mit weitem Ringe eingeschleift werden.

Man unterscheidet zwei Methoden der Flugfischerei, die mit der „trocke-



259 u. 260. Schleifenknoten.

nen" und die mit der „nassen" Fliege. (Dry- und Wet-Fly der Engländer). In den ruhigen und klaren Flüssen Englands wird fast nur mit der trockenen, in den Gebirgsflüssen Schottlands mit der nassen Fliege geangelt. In Deutschland, besonders im Süden, wo die Gewässer ein stärkeres Gefäll haben, ist nur die letztere angezeigt.

Der Unterschied besteht hauptsächlich darin, daß man mit der trockenen Fliege, und zwar nur mit einer, nur stromauf fischt und sie, damit sie stets an der Oberfläche bleibt, mit Paraffin tränkt, und vor allem darin, daß man sie nur über einen Fisch zu werfen sucht, den man auf ein natürliches Insekt steigend beobachtet hat. Mit der nassen Fliege angelt man vorwiegend stromab und benützt deren 2—3 gleichzeitig, der Strecker darf untergehen, die Springer sollen möglichst an der Oberfläche bleiben, und was der Hauptunterschied ist: man wirft, auch wenn man keinen Fisch steigen sieht. Man muß daher jede Sekunde auf der Hut sein, damit man einen blitzschnell steigenden Fisch nicht übersieht.

Eine der größten Schwierigkeiten für den Anfänger besteht in der Auswahl der richtigen Fliegen, je nach Jahres- und Tageszeit, Fischwasser, Wasserstand, Wind, Wetter und Beleuchtung.

Von den Hunderten von Fliegen, die es in allen Farbennuancen und Schattierungen gibt und die alle spezielle Namen und Nummern in den Preisverzeichnissen der Gerätehändler führen, wähle sich der Anfänger für die erste Zeit nur etwa ein Dutzend der gangbarsten und bewährtesten Sorten, und zwar hauptsächlich gewisser Universalfliegen, die so ziemlich überall und für das ganze Angeljahr zu brauchen sind.

Die Maifliege bildet geradezu den Kulminationspunkt bei der Fliegenangelei, da man mit ihr die größten Forellen und Aeschen zum Steigen bringt, die sonst das ganze Jahr sich scheu und mißtrauisch von anderen Ködern, mögen sie noch so verlockend erscheinen, abwenden.

Man versäume nie die Fliegen, die gerade schwärmen, anzusehen und womöglich einzufangen, event. Sträucher und Ufergräser darnach abzusuchen und wähle dann aus seinem Fliegenbuch das ähnlichste Exemplar.

Das erste, was der Anfänger lernen muß, ist der richtige Wurf. Dabei ist folgendes zu beobachten:

1. daß der Oberarm unbeweglich am Körper herabhängt und nur der Vorderarm, besonders aber das Handgelenk, tätig ist;

2. daß sich die Schnur bei jedem neuen Ausfall vollkommen nach hinten streckt, was nur möglich ist, wenn man zwischen Rück- und Vorschwung eine Pause macht;

3. daß die Fliege nur wie eine Schneeflocke auffallen darf, daß man daher nicht auf die Oberfläche des Wassers, sondern etwa 1 m darüber zielen muß;

4. daß die Schnur beim Schwung nach rückwärts, sowohl von rechts nach links wie umgekehrt, hinter dem Kopf des Anglers eine Ellipse beschreibe;

5. daß sich die ganze Bewegung der Gerte beim Wurf nur in einem Winkel von 45° nach vorn und ebenso viel nach rückwärts abspiele;

6. daß man zum Zweck, weitere Würfe zu machen, nur Schnur von der Rolle abziehen kann während die Gerte im Schwung ist, weil man sonst immer hängen bleibt.

Beim Wurf wird die Fluggerte so gehalten, daß die Rolle nach unten gerichtet ist und die Schnur frei über resp. außerhalb der haltenden Hand zu den Ringen läuft.

Die Checkrollen haben den eminenten Vorteil, daß man die Schnur nicht zu fassen braucht und den Fisch frei von der Rolle anhauen kann, ohne Gefahr durch zu große Wucht eine Fliege oder den Zug abzusprengen. Der Anhieb soll nur durch eine Drehung des Handgelenkes nach innen bewerkstelligt werden, so zwar, daß die Rolle nach oben kommt, in welcher Stellung sie auch beim Aufrollen der Schnur zu bleiben hat. Wer lieber mit der rechten Hand aufrollt, muß die Gerte vorher in die linke Hand nehmen.

Der Anhieb hat in dem Momente zu erfolgen, wo man den Fisch noch in der Tiefe blitzen sieht, nicht erst, wenn er mit einem lauten Schlag die Fliege erfaßt hat, sonst kommt man, wenigstens bei Salmoniden, fast regelmäßig zu spät.

Man hüte sich dann, den Fisch zu forcieren und ihn rasch landen zu wollen, sondern ermüde ihn, indem man zwar die Gerte stramm gespannt hält, ihn jedoch bei jeder erneuten Flucht so viel Schnur abziehen läßt, daß die Spannung eine gleichmäßige bleibt. Zeigt er sich ermattet, so führe man ihn womöglich einem günstigen Landungsplatze und, wenn man die Wahl hat, stromabwärts zu. Kann man ihn auf flachem Ufer herausschleifen, dann ist die Landung gewöhnlich leicht, bei hohem Ufer suche man ihn womöglich zu stranden und hebe ihn dann mit dem Unterfangnetz heraus, indem man mit der freien Hand die Schnur stramm gespannt hält. Zerren an derselben ist gewöhnlich von Nachteil.

Die Hechtfliege oder der künstliche Eisvogel (Fig. 261) wird von der Spinngerte geworfen.

536. Die Tippfischerei oder Buschangelei kann mit jeder leichten Grund-, Spinn- oder Fluggerte ausgeübt werden, nur muß das Vorfach kürzer und die Schnur ganz kurz sein.

Man fischt, indem man sich vorsichtig, event. nur kriechend, dem Ufer nähert und den nicht beschwerten Köder nur auf der Oberfläche, je nach seiner Beschaffenheit schwimmend, oder auf dem Wasser



261. Hechtfliege oder der künstliche Eisvogel.

hüpfend, den Fischen anbietet. Man benützt meist natürliche Insekten, wie Heuschrecken, Käfer 2c., aber auch Kunstprodukte werden viel gebraucht.

Angezeigt ist die Methode im engen Raume, wo man zu keinem Wurfe ausholen kann, unter Bäumen, Büschen, über hohes Schilf oder bei kleinen Lücken zwischen Wasserpflanzen.

537. Fangarten der verschiedenen Fische. Bei den enggesetzten Grenzen dieses Abschnittes ist es

unmöglich ins Spezielle zu gehen und den Fang jedes einzelnen beim Angelsport in Betracht kommenden Fisches zu beschreiben. Für den Anfänger mag es, nachdem er sich mit den Fangmethoden vertraut gemacht, genügen, zu wissen, daß man die Friedfische, die zumeist in das Karpfengeschlecht gehören, die Zyprinier, als da sind: der Karpfen, die Schleie, den Döbel oder das Aitel, die Barbe, die Plötze, den Blei rc. alle so ziemlich mit den gleichen Ködern mit der Grundangel fängt.

Hechte und Barsche, zu welch letzteren auch der Zander oder Schill gehört, werden als Raubfische mit der Spinn- und Paternosterangel und den mit dieser verwandten Angelmethoden erbeutet, der Barsch auch noch mit Wurm und anderen Grundködern.

Zum Fang der Salmoniden, lachsartigen oder Edelfische, die alle an der Fett- oder Edelflosse kenntlich sind, also der Lachse, Forellen, Huchen, Aeschen rc., wird hauptsächlich die Spinn- und Flugangel benützt. Man fängt zwar auch Forellen und Aeschen mit dem Wurm, doch wer wahren Sport zu pflegen willens ist, wird sich außer bei trübem Wasser bald ganz von der Wurmfischerei emanzipieren und diesen für so vornehme Fische viel zu gemeinen Köder den Stümpern und Topffischern überlassen.

538. **Wind und Wetter** sind für den Sportfischer von großem Einfluß auf das Fangresultat.

Günstig sind: Trübes Wetter, milde Temperatur, West- und Südwind, Regen, ein überstandenes Gewitter.

Ungünstig ist: Große Hitze und große Kälte, wolkenloser Himmel, kalter und rauher Wind, besonders von Osten oder Norden, starke Gewitter, rascher Umschwung von gutem zu schlechtem Wetter mit stark fallendem Barometer.

Die Jahres- und Tageszeit spielt ebenfalls eine große Rolle. Während in der kalten Jahreszeit oft nur die Mittagsstunden günstig sind, bringt in der heißen gerade der frühe Morgen und späte Abend am meisten Erfolg.

539. **Der Stand der einzelnen Fischarten** ist sehr verschieden, der erfahrene Sportfischer weiß aber mit ziemlicher Sicherheit ihn ungefähr zu bestimmen. Manche Arten leben mit Vorliebe in der Strömung, andere am Grund in tiefen Tümpeln, wieder andere unter den ausgespülten Ufern, oder sie wechseln ihren Stand je nach der Höhe des Wassers, so suchen sie bei Hochwasser den Schutz des Ufers auf, während sie bei Niederwasser in der Mitte des Flusses zu finden sind. Wer sich eingehender mit dem Studium des Standortes der Fische befassen will, wird gut tun, ein ausführlicheres Werk über Sportfischerei nachzulesen.

540. **Wie soll man sich am Fischwasser verhalten?** Die erste Regel für den Sportfischer ist: Ruhe behalten und kaltes Blut. Das ist nun leichter geraten wie getan. Es wird wenig Anfänger, ja selbst ziemlich geübte Fischer geben, die nicht manchmal den Kopf verlieren. Wer aber genau weiß, was er im Einzelfalle zu tun und zu lassen hat, und rasch gefaßt, ohne langes Zögern, zum Entschluß kommt, dem kann es an der Meisterschaft nicht mehr lange fehlen.

Das erste, was ein Anfänger natürlich lernen muß, ist die korrekte Behandlung der Angelgeräte, der richtige Wurf, das richtige Führen des Köders, sei es Wurm, Spinnfisch oder Fliege.

Man bleibe möglichst weit weg vom Ufer, trete leise auf und werfe den Köder so leise wie möglich ein. Der Anhieb sei kurz, nie reiße man den Fisch heraus, denke immer vor dem Landen an das Verkürzen der Schnur, behandle einen großen Fisch vorsichtig, ermüde ihn zuerst nach allen Regeln der Kunst, forciere nur in Notfällen, ergreife das Landungsgerät erst im letzten Augenblick, ohne den Fisch damit scheu zu machen, und ziele gut, damit die Landung prompt gelingt.

541. **Hegen und Schonen** ist eine der wichtigsten Regeln für den wahren Sportfischer. Wer nur an den Magen und an ein köstliches Fischgericht denkt, oder gar an einen klingenden Erlös aus seiner Beute, ist ein Topfjäger, aber kein fischgerechter Sportangler.

Nie soll man einen Fisch fangen, der nicht schon einmal gelaicht, also für die Fortpflanzung seiner Art mindestens einmal gesorgt hat. Die von den meisten Staaten festgesetzten Minimalmaße sind leider in der Mehrzahl zu niedrig gegriffen. Ein Fisch, der noch kein entsprechendes Maß hat, sollte, außer wenn er tödlich verletzt ist, unbedingt wieder lebend in sein Stammwasser zurückversetzt werden. Der Genuß des Fanges, wenn man bei einem so kleinen Exemplar überhaupt davon reden kann, bleibt ja für den Sportfischer der gleiche, ob er ihn zurückversetzt oder nicht, es soll ihm aber nicht sowohl auf die Zahl, wie auf das Durchschnittsgewicht seines Fanges ankommen. Wer in seinen Gesamtresultaten das größte Durchschnittsgewicht erreicht hat, das ist der wahre Rekordmacher, nicht der, der die meisten Stücke erbeutet hat.

Wer auf diese Weise schont und fleißig Brut oder noch besser Jährlinge nachsetzt, wird stets ein gut besetztes Fischwasser haben, sich und anderen zur Freude und Genugtuung.

542. **Bei der Behandlung der gefangenen Fische** wird viel gesündigt. Fische lebend nach Hause zu bringen ist eigentlich eine Quälerei für Mensch und Tier. Der Fisch ist am schmackhaftesten, wenn er im vollen Saft seiner natürlichen Nahrung getötet und nicht erst stunden- und tagelang, dem Ersticken nahe, zur Hungerkur verdammt wird. Wer nicht zwingende Gründe hat, wie die Verpflichtung zur lebenden Ablieferung, töte seine Fische gleich, weide sie sorgfältig aus, reinige sie mit Gras und wickle sie ohne sie zu waschen in ein trockenes Tuch oder besser in reines Verbandgaze. Gewaschen sollen sie erst vor der Zubereitung werden.

Hat man nicht weit nach Hause, dann ist bei kühlem Wetter das Ausbrechen der gefangenen Fische nicht zwingender Natur, zumal wenn man sie in einem Fischkorbe unterbringen kann.

543. **Die Kleidung und Ausrüstung** muß vor allem Schutz gegen Nässe von oben und Nässe von unten bieten. In zweiter Linie muß sie bequem und wie bei der Jagd von unauffälliger Farbe sein.

Am besten sind die leichten, im Winter schweren, wasserundurchlässigen Khakistoffe, geradezu ideal die Gabardinestoffe von Burberry in London, der ziemlich hohe Preis wird durch die Unverwüstlichkeit und das Ueberflüssigwerden eines Wettermantels wieder ausgeglichen. Wer nicht so viel ausgeben will, kleide sich in Loden, der sich aber leider, wenn er naß wird, vollsaugt und schwer wieder trocknet.

Hohe, absolut wasserdichte Fischerstiefel bis zu den Hüften sind für

den Watfischer unentbehrlich. Man hilft sich gegen Kälte mit warmer Unterkleidung, Leder- oder gestrickter Aermelweste. Die besten Fischerstiefel, seien es nun Schnür-, Knie- oder Hüftenstiefel, sind unstreitig die von Cording u. Co. in London. Ich habe mich darüber in „Angelsport im Süßwasser" eingehend geäußert.

Wettermäntel von Loden sind beim Angelfischen ein unbequemer Ballast, besonders wenn sie naß geworden sind. Entschieden empfehlenswerter ist ein leichter Gummimantel.

Zur Ausrüstung gehört außer dem unentbehrlichen Rucksack und Fischkorb noch ein gutes Messer, womöglich mit Säge, Schere und Korkzieher, eine Feile, ein Bistouri, um im Notfall einen in die Hand eingedrungenen Angelhaken herausschneiden zu können, etwas Verbandzeug, Heftpflaster, und im Sommer ein Salmiakfläschchen für Mückenstiche.

Fischersprache.

Anhauen, Anhieb, dem Fisch durch einen kurzen Ruck an der Angel den Angelhaken so in die Weichteile des Maules treiben, daß auch der Widerhaken eindringt und das Entkommen verhindert. Man spricht daher auch von einem zu schwachen oder zu starken Anhieb, wenn entweder der Widerhaken nicht eingedrungen ist, oder durch zu gewaltsamen Ruck Angel, Gerte oder Schnur abgesprengt wurde. Der regelrechte Anhieb ist von ganz verschiedener Stärke, je nach der Methode, die man gerade ausübt und je nach der Spannung, in der sich gerade die Schnur befindet.

Brauchbar ist nur ein Fisch, der das gesetzliche Brittelmaß, oder das in dem betr. Wasser vereinbarte, aufweist.

Brittelmaß ist das staatlich festgesetzte Minimallängenmaß, unter dem die gefangenen Fische wieder in das Stammwasser zurückversetzt werden sollen.

Drillen, Gegensatz von Forcieren. Der fischgerechte Sportangler drillt seine Fische an der Angel, d. h. er ermüdet sie durch Nachlassen der Schnur, oder Schnurgeben, wenn der Fisch zu fliehen sucht, oder, wie man zu sagen pflegt: „Fluchten macht". Die rohe Gewalt, welche auch schwereres, unsportsmäßiges Angelzeug bedingen würde, ist dem wahren Sportfischer verhaßt.

Fahne, Rückenflosse, besonders bei der Aesche gebräuchlich.

Fischdiebe, Raubfischer, wildern oder freveln.

(Die) Fische sind „gut", „stark", „schwer" oder „kapital", auch Prachtexemplare. Man spricht auch von „Fetzen", „Mords-Riesen", Hechten oder Huchen &c., nicht aber von „großen", „schönen" oder „langen" Beutestücken.

Der Fischbestand ist „gut", wenn ein Fischwasser gut besetzt ist. Der Bestand ist „gemischt", wenn mehrere Fischarten vorkommen, „rein", wenn das Fischwasser nur eine Art hervorbringt. Köderfische, wie Pfrillen, Koppen &c. kommen dabei nicht in Betracht.

Fischgerecht = weidgerecht ist ein Sportfischer nur dann, wenn er sein Fischwasser, wie der Jäger sein Wild, hegt und pflegt, d. h. sich zum mindesten streng an die Schonvorschriften hält, den Raubfischen zu Leibe geht und wenn es nottut, fleißig Jungbrut, oder noch besser, Jährlinge aussetzt.

Gaff, Gaffen, der Landungshaken und die kunstgerechte Anwendung desselben.

Griff zeigen, die Gerte im letzten Entscheidungskampf mit dem Fische so zurückbiegen, daß der Handgriff die Richtung gegen den Fisch einnimmt.

Mucken, das Steigen des Fisches nach auf dem Wasserspiegel einhertreibenden Insekten.

„Petri Heil" oder „Gut Wasserweid" wünschen sich die Fischer gegenseitig. Verpönt sind Zurufe wie: „Viel Glück", „Viel Vergnügen" oder gar: „Machen Sie gute Geschäfte". Die Engländer rufen sich in sinniger Weise: „Tight Lines", „stramm gespannte Schnur" zu, was insofern wohl einen Doppelsinn hat, weil „to be on the tight rope" (Seiltänzerseil) bedeutet: aufgeräumt und ganz bei einer Sache zu sein.

Regionen der Fische. Man unterscheidet bei größeren Flußläufen verschiedene, immer nur für gewisse Fischgattungen und -arten geeignete Flußstrecken, wobei hauptsächlich die Temperatur des Wassers und das Gefäll maßgebend sind.

Schar, plötzlicher Abfall des seichten Uferrandes in Seen nach der Tiefe.

Schneider heißen die Fische, welche das gesetzliche Minimalmaß noch nicht erreicht haben. Bei Arten, die überhaupt keiner staatlich vorgeschriebenen Schonung unterliegen: alle jene Exemplare, die geschlechtlich noch unentwickelt sind. Die Schußlaube (Alburnus bipunctatus) heißt auch „Schneider" im engeren Sinne, wohl weil sie ein so unansehnliches Fischchen ist.

Schneider ist man, solange man die „Schneiderei nicht gerettet", d. h. solange man noch keinen „brauchbaren" Fisch gefangen hat.

Stand, Standort, der Lieblingsaufenthalt der einzelnen Arten, z. B. in der Strömung, in der Tiefe, am Ufer ꝛc. Im speziellen Fall: das Jagdrevier eines größeren Raubfisches.

Steigen. Während „Mucken" nur das Aufgehen der Fische nach Insekten auf dem Wasserspiegel bedeutet, bezeichnet man mit „steigen" allgemeiner das Aufsteigen der Fische aus der Tiefe auf Köderfische, die über ihnen hergezogen werden, sowie auf Fliegen, die auch unter Wasser einhertreiben.

Strecke bedeutet, wie in der Weidmannssprache wörtlich genommen, das Auslegen der Beute nach beendigtem Tagwerk in Reihen geordnet. Das Wort wird jedoch von Fischern viel häufiger bildlich gebraucht, weil es nicht immer angeht, die sorgsam verpackten Fische im Revier wieder auszupacken.

Umstehen, nur gebräuchlich für lebend transportierte Fische, wenn sie sich matt auf die Seite legen und zu verenden drohen.

Unterstand, das Versteck des Fisches.

Vergrämt ist ein Fisch, der entweder schon Bekanntschaft mit einer Angel gemacht hat, oder durch irgend ein Vorkommnis, wie Bewegung am Ufer, Blitzen der Gerte, Einfallen eines Schattens ꝛc. vorsichtig geworden ist.

Weidloch = After.

Wildwasser, Fluß oder Bach mit freiem Lauf im Gegensatz zu Teich oder Aufzuchtsgraben, Kanal ꝛc.

Erklärung zu den nachstehenden Tafeln.

Zu Tafel I.

A. Dreiteilige, feinste Fluggerte mit Reservespitze aus gesplißtem Bambus, 3 m lang. a Netzstock, gleichzeitig zur Aufnahme der beiden Spitzen, b lanzenförmiger Spieß, c c[1] Zapfen zum Schutz der Hülsen. Gewicht: 180 g.

B. Dreiteilige Forellenspinngerte (auch leichte Hechtgerte) aus gesplißtem Tonkinrohr, Handteil Hickory, mit Ebonit-Nottinghamrolle (zum rechts aufrollen gestellt), Schutzring (d), Porzellan-Endring (f) und Gummiring (e), welcher die Hand vor dem an der Gerte herabrinnenden Wasser schützt. Gewicht: 550 g.

C. Dreiteilige, schwere Hecht- und leichte Huchengerte, aus dem gleichen Material mit Holz-Nottinghamrolle (zum links aufwinden gestellt) und Achatendring (f[1]). Gewicht: 650 g.

D. Dreiteilige Spazierstockgerte mit abnehmbarem Lederring (l) zur Befestigung der Rolle (leichte Grund- und Spinngerte).

E. Vierteilige Grundgerte aus Hickory. — Sämtliche Gerten aus der Werkstätte von Hildebrand-Wieland.

F. Landungsnetz in feinster Ausführung von Farlow. Bei i zum Umklappen, bei k mit Stahlfeder zum Anhängen versehen. (In der Stahlfeder hängt ein Springring mit Klemmkarabiner, welcher auch die Befestigung am Rockkragen ꝛc. ermöglicht.) Bei h ist das Netz abschraubbar. Der mit Schutzhülse g ausgestattete Gaff:

G. paßt in das Gewinde bei h.

H Teleskopgaff, vierkantig, von Farlow, wird am bequemsten in dem bei K abnehmbaren Springring getragen.

Zu Tafel II.

Fig. 1. Limerick-Haken.
" 2. Round-bend-Haken.
" 3. Pennell- (mit Ring) Haken.
" 4. Sneck-bend-Haken.
" 5. Lipphaken.
" 6. Perfekthaken.
" 7. Limerick-Drilling.
" 8. Sneck-bend-Drilling.
" 9. Auswärtsgebogener Drilling.
" 10. Drilling mit Pfeilspitze.
" 11. Geschlossener Messingwirbel.
" 12. Geschlossener Stahlwirbel.
" 13. Schlangenwirbel.
" 14. Karabinerwirbel.
" 15. Buckelwirbel.
" 16. Nadelwirbel.
" 17. Doppelfederwirbel.
" 18. Doppelter Karabinerwirbel.
" 19. Einhänger.
" 20. } Farlowsche exzentrische Bleie mit 2 Schlangenwirbeln.
" 21. }
" 22. } Archer-Jardinesche Einhängbleie.
" 23. }
" 24. Kopf- oder Kappenblei.
" 25. Dee- oder Zapfenblei.
" 26. Bodenblei.
" 27. Birnförmiges Blei.
" 28. Lotblei.
" 29. Gleitblei.
" 30. Bootförmiges Blei, nach Geen, mit Einhängern.
" 31. Floß aus Gänsekiel.
" 32. Floß aus Stachelschweinborste.
" 33. Floß für die Schnappangel.
" 34. Floß für die Nottinghamfischerei.

Zu Tafel III.

Fig. 1. Lösering, besonders für die Schleppangel geeignet.
" 2. Löseinstrument zum Schneiden und Stoßen.
" 3. Lösemesser.
" 4. Hechtschere.
" 5. Hakenlöser zum Umklappen für Flugfischer.
" 6. Hakenlöser, einfach.
" 7. Ködernadel.
" 8. Fischwage.
" 9. } Köderfischkessel mit siebförmigem Einsatz.
" 10. }
" 11. Köderfischbüchse von Wieland.
" 12. Fischkorb.
" 13. Utensilientasche für Grundfischer.
" 14. Fliegenbuch.
" 15. Etui für Trockenfliegen.
" 16. ditto.
" 17. Poil-Wässerbüchse von Farlow.
" 18. Büchse für Spinnzeug.
" 19. Wurmbüchse.
" 20. Heuschreckenbüchse.
" 21. Köderbüchse zum Anhängen.
" 22. Pfrillen- und Krebsnetzchen.
" 23. Miniaturstahl.
" 24. Rucksack.
" 25. Transportgeschirr für lebende Fische (Fischlagel).
" 26. ditto, zum Zusammenklappen (nach Ehmant).

Zu Tafel IV.

Fig. 1. Gewöhnlicher Wurmköder.
„ 2. Stewardsches Hakensystem.
„ 3. Dasselbe, beködert.
„ 4.}
„ 5.} Anköderungsmethoden bei auf dem Grunde aufliegendem Wurme.
„ 6. Anköderung in Büschelform auf größere Fische.
„ 7. Dee-System.
„ 8. Dasselbe beködert.
„ 9. Perfektspinner nach Pennell.
„ 10. Derselbe, beködert.
„ 11. Krokodilspinner nach Hardy.
„ 12. Schnappangel nach Jardine.
„ 13. Dieselbe, beködert. (Man achte auf den Tiefstand des Kopfes.)
„ 14. Schnappangel nach Pennell.
„ 15. Schnappangel nach Bickerdyke.
„ 16. Dieselbe, beködert.
„ 17. Paternosterangel nach Jardine für Hechte.
„ 18. Paternosterangel für Barsche.
„ 19. Unteres Ende vergrößert.
„ 20. Haken dazu in 1/2 natürl. Größe.
„ 21. Schluckangel mit 1 m langem Gimp und auswechselbarer Angel.
„ 22. Schluckangel für Forellen und Barsche.
„ 23. Schnappangel für toten Köder.
„ 24. Dieselbe, beködert.
„ 25. Schnappangel für toten Frosch zum Hechtfang.
„ 26. Dieselbe, beködert.

Zu Tafel V.

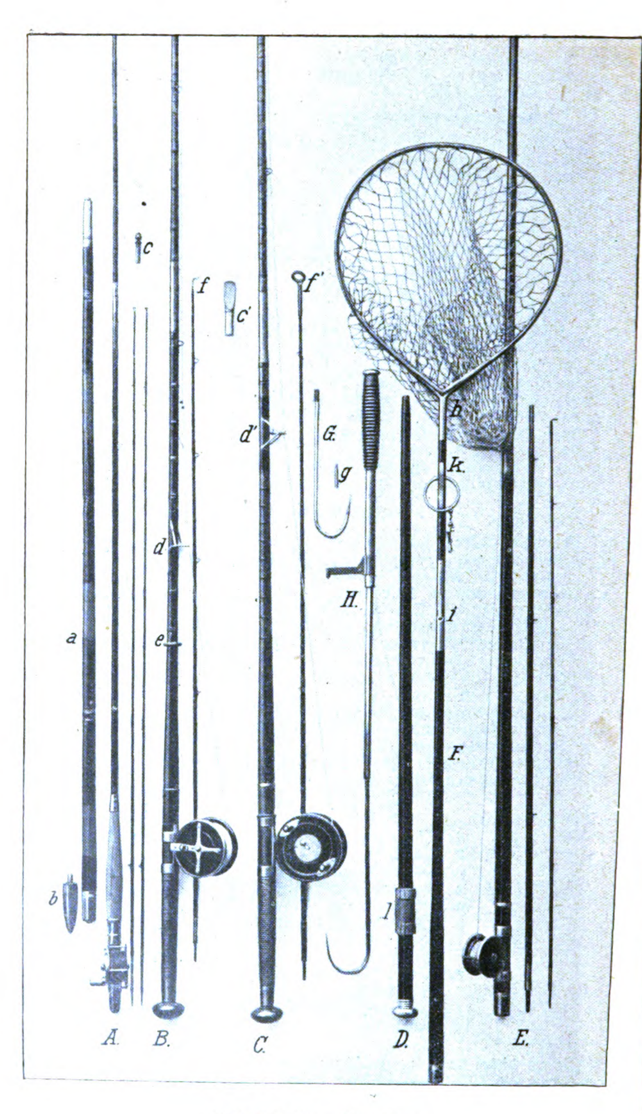
Fig. 1. Pennell-Bromley-Flucht (Faclow).
„ 2. Chapmanspinner modernisiert, mit Zelluloidschaufel und 3 Nadelwirbeln ausgestattet (Wieland).
„ 3. Röhrchenspinner in verbesserter Ausführung, an Formalinfisch geködert. a Röhrchen; b b Führungsstab; c Zentralstab aus Neusilberdraht mit angelötetem Schweifdrilling; d einfacher Kopfdrilling (fliegend), an Nadelwirbel und Ring; e doppelter Kopfdrilling (fliegend), an Doppelgalgen mit Nadelwirbeln (Wieland).
„ 3. Farlowblei im richtigen Größenverhältnis zu den 3 abgebildeten Angelfluchten, 15 g schwer.
„ 5. Punjabdrahtvorfach mit Wirbeln und Einhänger.
„ 6. Verzinktes Stahldrahtvorfach, 0,3 mm stark, für Forellenspinnangel mit Farlowblei (abnehmbar).
„ 7. Stahldrahtvorfach nach Geen, 0,4 mm stark, für Hechte, Lachse und Huchen.
„ 8. Zwischenfach von feinem Punjabdraht mit Einhänger nach Heintz (Wieland).

Zu Tafel VI.*)

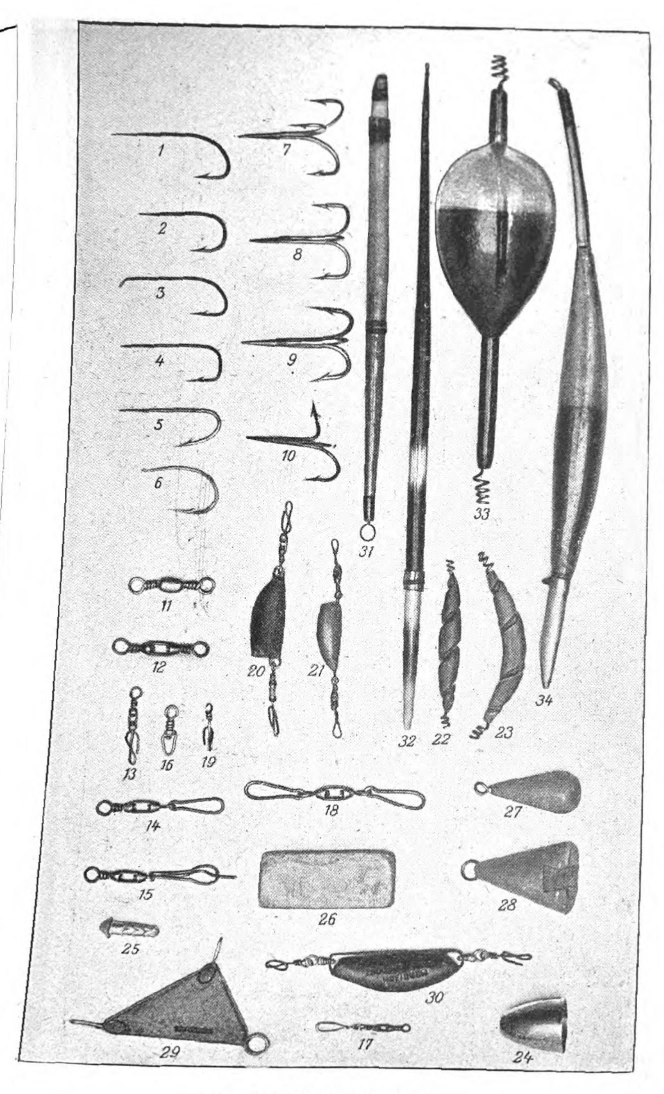
Fig. 1. Raupenfliege (Palmer).
„ 2. Käfer, summend dargestellt.
„ 3. Geflügelte Fliege (kleine Ephemara).
„ 4. Englische Trockenfliege.
„ 5. Spinnenartige Fliege (Hechelfliege).
„ 6. Schottische Phantasiefliege.
„ 7. See- und Meerforellenfliege.
„ 8. Maifliege.
„ 9. Summende Maifliege.
„ 10. Heuschrecke.
„ 11. Nitelfliege, zweihakig, nach Schneider.
„ 12. Lachsfliege.

---

*) Die auf dieser Tafel zur Anschauung gebrachten, typischen Muster künstlicher Fliegen können und sollen nur den Wert haben, im allgemeinen zu zeigen, in welcher Weise die verschiedenen Formen von Insekten und Phantasiegebilden zur Darstellung gebracht werden. Die Abbildungen nur der gangbarsten Fliegen mit dem dazu notwendigen, erklärenden Text würden den dem Angelsport gewidmeten Raum des Goldenen Buches weit überschreiten und muß daher auf ausführliche Spezialwerke verwiesen werden.



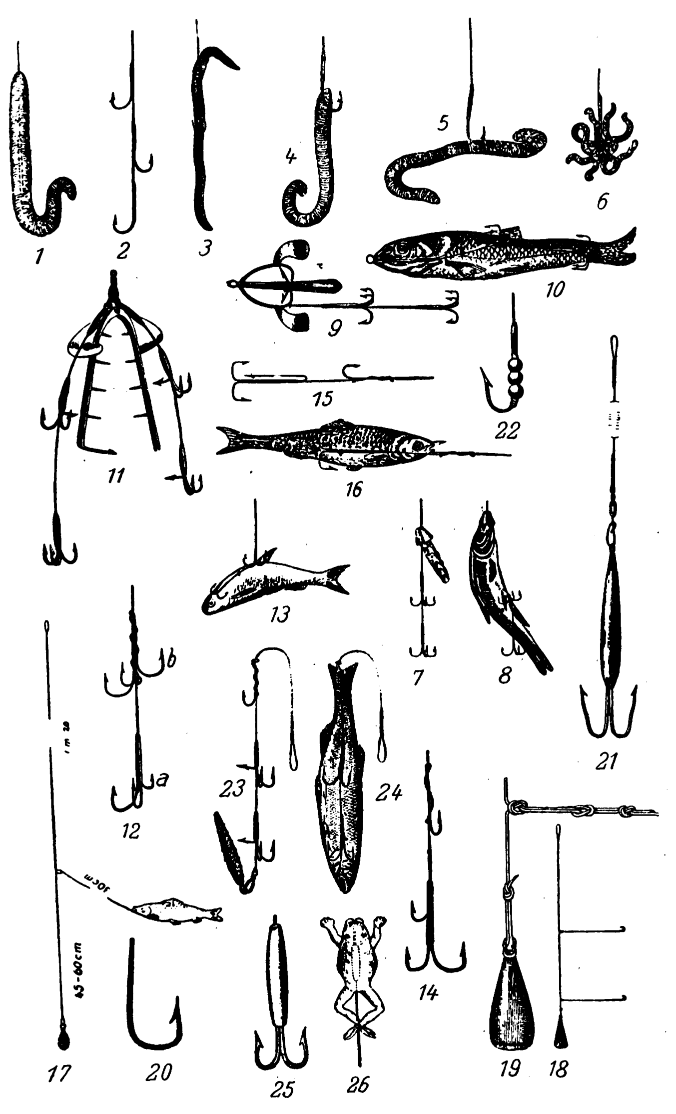
262, Tafel I zu Angelsport.



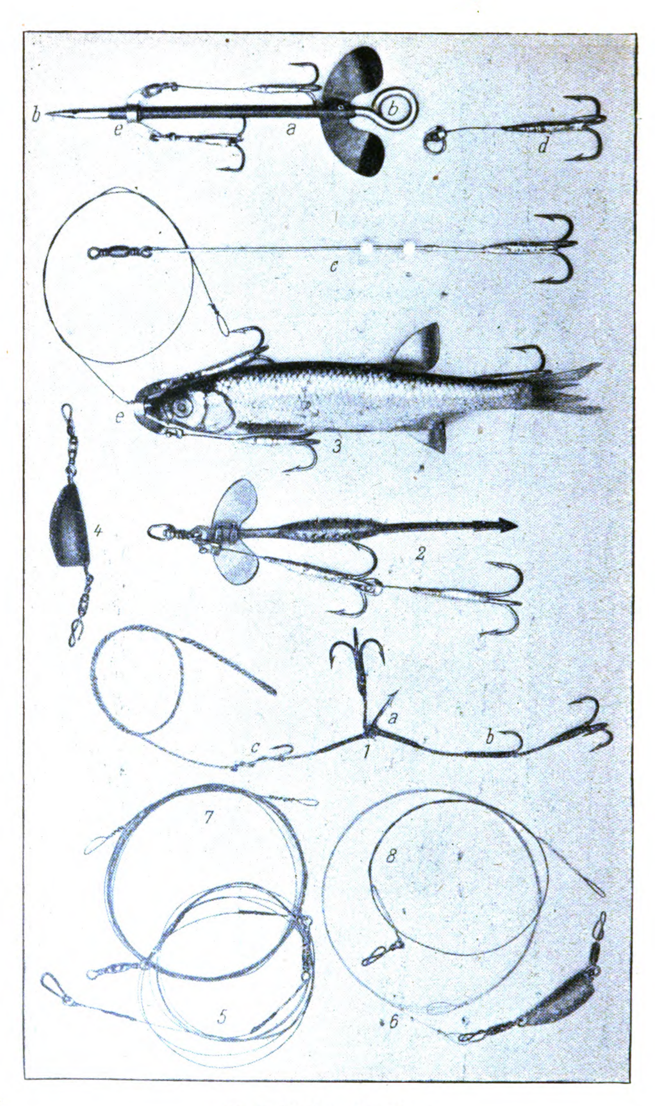
263. Tafel II zu Angelsport.



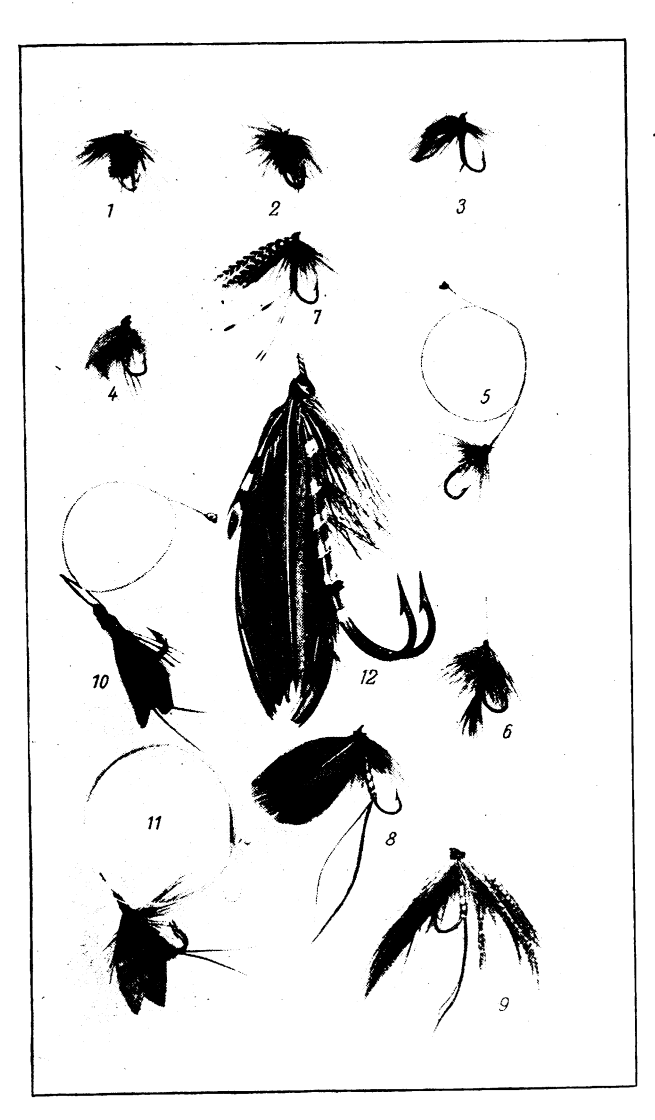
264. Tafel III zu Angelsport.



265. Tafel IV zu Angelsport.



266. Tafel V zu Angelsport.



267. Tafel VI zu Angelsport.

VIII. Automobil- und Motorradsport.

Von

Max R. Zechlin, Charlottenburg.

1. Das Automobil.

544. Zur Entwicklung. Automobil- und Motorradsport entspringt dem bis zur Leidenschaft anwachsenden natürlichen Bedürfnis des Menschen zur schnellen Fortbewegung, dem Drange, es dem Fische im Wasser gleich zu tun, dem Vogel in der Luft, dem Hirsch auf der Heide. Doch seine eng umgrenzten physischen Kräfte und Fähigkeiten seiner Gliedmaßen versagen ihm diesen Wettbewerb. Sein dem Tiere überlegener Verstand ersinnt den Motor, und damit wird die erste Möglichkeit für die Entstehung des Fortbewegungswerkzeuges geschaffen. Während die „Maschine" groß und wuchtig, schwer und massig ihre Arbeit verrichtet, konzentriert der „Motor" seine Kraft auf den kleinsten Raum, mit geringstem Gewicht, in einfachster Ausführung.

Schon Heron von Alexandrien machte 120 Jahre v. Chr. Vorschläge zur maschinellen Fortbewegung von Fahrzeugen. Die Idee lebte weiter. Sie wurde im Mittelalter wieder aufgenommen, wenn auch erfolglos, und fand in der Neuzeit erst ihre praktische Verwirklichung. 1680 führte Isaac Newton die alte Idee aus, einen Wagen mittelst nach hinten ausströmenden Dampfes vorwärts zu treiben. James Watt baute 1781 zusammen mit William Murdoch ein Dampfdreirad, Cugnot 1765 einen wirklich laufenden Dampfwagen. Es folgten dann eine Reihe mehr oder weniger geglückter Versuche seitens französischer und hauptsächlich englischer Techniker, bis Walter Hancock 1833 mit neun Dampfomnibussen einen regelmäßigen Betrieb zwischen London und Paddington eröffnete.

Er fuhr selbst mit seinem Dampfphaethon, welches auf eine Geschwindigkeit von 20 englischen Meilen die Stunde gekommen sein soll, in den Straßen Londons umher. Dann begann in England der Wettkampf mit dem in Entstehung begriffenen Eisenbahnbetriebe. Man hielt in unbeschreiblicher Kurzsichtigkeit eine Entwicklung beider Verkehrsarten nebeneinander für unmöglich. Die „Schienenmänner" hatten die Uebermacht und töteten die junge Automobilindustrie durch eine Parlamentsbill, wonach 100 m vor jedem nicht auf Schienen fahrenden Dampfwagen ein Mann mit einer roten Fahne hergehen und das Publikum warnen mußte, und die Fahrgeschwindigkeit auf 4 km begrenzt

wurde. Diese Bill wurde erst 1896 wieder aufgehoben. In Frankreich und Deutschland verhinderten politische Unruhen die Weiterentwicklung dieses Fahrzeugs. Nach 1871 nahmen sich jedoch die Franzosen derselben mit großem Eifer wieder an. Amédée-Bollé, Graf de Dion, Ingenieur Bouton, Serpollet und andere waren die ersten erfolgreichen Vorkämpfer, denen sich in Deutschland Gottlieb Daimler, Marcus Siegfried und Benz anschlossen. Daimler in Cannstatt baute 1885 nach vielen Versuchen das erste Motorfahrzeug in Form eines Niederrades und 1886 den ersten vierrädrigen Motorwagen. Gleichzeitig baute Benz in Mannheim sein erstes Motordreirad. Aus ihnen entwickelten sich in ungeahnter Schnelligkeit die heutigen Fahrzeuge, bei welchen man das Gewollte erreicht hat: Die souveräne Beherrschung eines Werkzeugs zur beliebigen schnellen Fortbewegung auf dem Erdboden.

545. **Daten über Wettfahrten als Schnelligkeitsprüfungen und Zuverlässigkeitsfahrten 2c. und die erreichten Geschwindigkeiten.** Der tägliche Gebrauchswagen für den Personen- und Lastentransport im städtischen oder Nachbarortsverkehr kann oder darf nur mit 15—20 km per Stunde fahren, der Automobilreisende oder Wanderfahrer begnügt sich mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 25—30 und mit einem gelegentlichen Höchsttempo von 45 bis 60 km per Stunde. Zu welchem Zwecke werden dann Rennen mit Durchschnittsgeschwindigkeiten von 70—100 und Höchstleistungen von 120—150 km per Stunde veranstaltet? Wozu werden Menschenleben in Gefahr gebracht und enorme Kosten aufgewendet, um diese Zeiten zu erreichen?

Antwort: Zur Züchtung einer gebrauchsfähigen Motorwagenrasse, gleichwie die Pferderennen das beste Mittel sind zur verbreitenden Verbreitung eines weitgehenden Interesses für gute Pferdeleistungen und zur Züchtung eines brauchbaren Pferdematerials.

Reinigend und klärend wirken hier die Rennen und Dauerfahrten. Sie ermöglichen Vergleiche zwischen den verschiedenen Erzeugnissen. Sie schalten das unschöne, unbrauchbare, nicht bewährte Fahrzeug schnell und sicher aus. Der verbleibende Rest sind wenige, den besonderen Zwecken entsprechende einheitliche Bauarten, sogen. Normaltypen. Sie wecken das Interesse und erzwingen die Beteiligung der Sport- und Geldleute aller Gesellschaftsklassen, der hohen und höchsten Herrschaften, sowie der regierenden Fürstlichkeiten, welches fördernd und befruchtend einwirkt auf die Heranbildung einer großen leistungsfähigen Industrie zum Nutzen des einzelnen Bürgers und der Gesamtheit, durch Verbesserung der Verkehrsverhältnisse und durch Wehrhaftmachung der Nation.

Es ist erstaunlich, in welcher schnellen Weise die Geschwindigkeiten der Motorwagen seit den ersten Wettfahrten gewachsen sind. Nachstehend sind die Rekordstrecken bezw. Rekordzeiten seit dem Jahre 1894 angegeben, in welchem die erste nennenswerte Automobilwettfahrt von Paris nach Rouen stattfand.

1894: Die Strecke Paris-Rouen war 133 km lang und wurde die Wettfahrt von einem Dampfmotorwagen de Dion-Bouton gewonnen, er brauchte 5 Stunden 40 Minuten, was eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 29 km in der Stunde gibt.

1895: 25 km. Emile Levassor

durchlief auf einem Panhard-Levassor-Wagen mit Vollgummibereifung eine Strecke von 1200 km, ohne einen Augenblick anzuhalten, er blieb genau 48 Stunden 17 Minuten an der Lenkstange; das jetzige Steuerrad kannte man damals noch wenig.

1896: 25,2 km und 45 km. Wiederum war es ein Panhard-Levassor, 8pferdig mit Vollgummireifen, der erste vierzylindrige Panhardwagen, 1200—1300 kg schwer, der die Strecke Paris-Marseille und zurück, 1707 km in 67 Stunden 42 Minuten 58 Sekunden zurücklegte, das sind 25,2 km Durchschnittsgeschwindigkeit. In demselben Jahre legte aber ein Bollé-Fahrzeug mit Jamin am Steuer zwischen der kürzeren Entfernung Paris und Trouville 173 km in 3 Stunden 51 Minuten zurück, entsprechend 45 km Stundengeschwindigkeit.

1897: Auf 38 km per Stunde brachte es in diesem Jahre René de Knyff zwischen Paris und Bordeaux, er fuhr die Strecke von 573 km in 15 Stunden.

1898: 40 km in der Stunde und 100 km in 118 Minuten. Charron auf Panhard durchfuhr die Strecke von 1443 km zwischen Paris und Amsterdam in 35 Stunden 47 Minuten. 55 km per Stunde durchfuhr derselbe Fahrer 1899 auf der Strecke Paris-Bordeaux.

In diesem Jahre fand das erste Kriterium der Motorräder statt, bei dem Léon Bollée den Weltrekord aufstellte, er durchfuhr 100 km in 118 Minuten oder 1 Stunde 58 Minuten, also mittlere Geschwindigkeit rund 50 km in der Stunde.

1899: 50 km im Mittel und den Kilometer in 34 Sekunden. Im Laufe von drei Monaten steigern Jenatzy und Jeantaud auf der Bahn von Achères mit ihren elektrischen Ungeheuern den Rekord auf 70 und 80 Kilometer, schließlich durchfährt Jenatzy mit fliegendem Start einen Kilometer in 34 Sekunden, das gibt eine Stundengeschwindigkeit von 105,4 km.

Bei der Fahrt für Automobile durch Frankreich (Tour de France) leistete der Sieger René de Knyff auf Panhard 50 km im Durchschnitt in der Stunde (2217 km in 44 Stunden 45 Minuten).

1900: 61,817 km, 70 km und 92 km. Dies Jahr brachte das erste Gordon-Bennett-Rennen, für welches bis 1906 jedes Jahr in dem Lande ausgefahren wurde, dessen Fahrer im Vorjahre Sieger wurde. Durch diese Gordon-Bennett-Rennen ist das große Publikum zuerst für die Automobilrennen interessiert worden und in Automobilsportkreisen herrschte für dieselben später größte Begeisterung. Deshalb verlohnt es sich wohl, näheres über die Entstehung und den weiteren Verlauf dieses bahnbrechenden Rennens mitzuteilen. Auf dem ersten dieser Rennen siegte Charron auf Panhard über eine Strecke von 556 km Paris-Lyon mit 61,8 km mittlerer Geschwindigkeit.

Mr. Gordon-Bennett, Eigentümer des „New York Herald", großer Sportsmann und Mitglied des Automobilklub de France, machte 1899 diesem 10 000 Frs. zum Geschenk, mit der Bestimmung, daß der Klub für diese Summe einen Kunstgegenstand als Wanderpreis stifte. Dieser Preis soll alljährlich in einem Rennen verteidigt werden, dessen Bedingungen von dem A.C.F. festzusetzen sind. Die Herausforderung hat von einem fremden Automobilklub zu geschehen. Als Bewerber gelten nicht die um den Preis kämpfenden Konkurrenten, sondern die Klubs, welche,

wenn sie siegen, nicht Eigentümer, sondern Bewahrer des Preises werden. Das Rennen soll jedesmal in dem Lande abgehalten werden, welches den Preis hält, und die startenden Fahrzeuge sollen vollständig in dem Lande hergestellt sein, für dessen Klub sie laufen. Sie sollen von einem Mitgliede dieses Klubs persönlich geführt werden, dem mindestens noch ein Begleiter hinzuzugesellen ist. Die Länge der Strecke soll 550—650 km betragen. Die Fahrt soll zwischen dem 15. Mai und 15. August stattfinden.

Das vorerwähnte erste Gordon-Bennett-Rennen im Juni 1900 war von besonderem Interesse sowohl wegen der starken internationalen Konkurrenz als auch wegen der vielen Unfälle. Nur einer von den fünf Gegnern ging über das Zielband. Der schlechte Zustand der Straßen und der vollständige Mangel einer Organisation waren die hauptsächlichsten Umstände, die den Konkurrenten die Fahrt erschwerten, wozu noch maschinelle Widerwärtigkeiten kamen. Das Durchschnittstempo des Siegers Charron betrug trotz einiger Unfälle immer noch 61 km. Im zweiten Gordon-Bennett-Rennen (1901) gelangte ein einziger von vier Startenden ans Ende. Girardot (mit 59 km per Stunde Durchschnittsgeschwindigkeit), und im dritten Rennen (1902) war Mr. Edge der einzige von den fünf Startenden, der das Ziel erreichte."

In demselben Jahr 1900 brachte René de Knyff auf Panhard in der Rundfahrt von Südwest in 5 Stunden die mittlere Geschwindigkeit von 70 km ein, den Schnelligkeitsrekord des Jahres lieferte aber Jenatzy auf Bolide im Kriterium der Provence, indem er die letzten 37 km in 24 Minuten 45 Sek. durchfuhr, was 92 km pro Stunde bedeutet.

1901: 101 km im Mittel, das Kilometer in 35,8 Sek. Gleich zu Anfang des Jahres stellte Serpollet den Rekord auf, er durchfährt mit fliegendem Start den Kilometer in 35,8 Sek,, was einer Stundengeschwindigkeit von 101 km gleichkommt, und gewinnt damit den ersten Rothschildpreis.

Etwas später wird die Fahrt Paris-Bordeaux organisiert und zugleich das zweite Gordon-Bennett-Rennen. Letzteres gewinnt Girardot mit einer mittleren Geschwindigkeit von 59 km; bei ersterer ist Henry Fournier Sieger, der die 555 km lange Strecke mit einer mittleren Geschwindigkeit von 85 km zurücklegt.

In demselben Jahre fand auch die damals besonders in Deutschland viel Aufsehen erregende Fahrt vom 27.—29. Juni Paris-Berlin statt. Es wurden 74,37 km per Stunde auf der langen Strecke von 1196,03 km erreicht. Letztere wurde in drei Etappen zu je einem Tage gefahren: Paris-Aachen, Aachen-Hannover, Hannover-Berlin. Alle nennenswerten durchfahrenen Ortschaften wurden „neutralisiert", d. h. die Rennwagen wurden in langsamerem Tempo von Radfahrern durchgeführt und mußten vor dem Verlassen des Ortes die vorher berechnete Passierzeit für den Ort abwarten.

Es ergab sich die Durchschnittsgeschwindigkeit, unter Abrechnung der 8 Stunden neutralen Zeit, von 74,37 km für Fournier. Seine größte Schnelligkeit stieg zeitweise auf 110—120 km per Stunde.

Fournier fuhr einen 70pferdigen Morswagen von 1450 kg

Gewicht und erlitt unterwegs elf Pneumatikexplosionen. Girardot als zweiter und René de Knyff als dritter hatten Panhard-, Brasier als vierter gleichfalls einen Morswagen, von etwa gleicher Stärke. Es kam hier also der persönliche Faktor: die Ueberlegenheit des Fahrers neben den Glückszufällen zur Geltung. Neben den Systemen kämpften die Personen der Fahrer miteinander. Hierdurch wurde der sportliche Charakter des Rennens gewahrt.

1902: 136,50 km und 90 km im Mittel. Es fanden verschiedene Konkurrenzen über den Kilometer mit fliegendem Start statt, die folgende Resultate ergaben:

	km pro Std.
Léon Serpollet mit Oeuf de Pâques .	120,420
Vanderbilt auf Mors in Ablis	122,477
Le Blon auf Serpollet in Deauville . .	132,000
Chauchard auf Panhard	135,338
Gabriel auf Mors .	136,350

In der Dauerfahrt Paris-Wien erzielte René de Knyff 90 km Durchschnittsgeschwindigkeit.

1903: Den Kilometer in 26,4 Sek. = 136,363 km pro Stunde. Darracq nahm in Dourdan auf Gobron Brillié mit fliegendem Start den Kilometer in 26,4 Sek. und stellte den Weltrekord auf.

Serpollet gewann in Nizza abermals den Rothschildpreis mit 123 km in der Stunde.

Jenatzy, der Sieger des Gordon-Bennett in Irland, legt auf Mercedes 90 km in der Stunde zurück, und Mors auf der ersten Etappe Paris-Bordeaux des Rennens Paris-Madrid, das infolge von Unglücksfällen abgebrochen wurde, 105 km in der Stunde.

1904: Den Kilometer in 21,6 Sek. = 166,66 km in der Stunde. In Arras erreicht Gabriel über eine Strecke von 5 km 120 km in der Stunde, hervorragender ist Rigoly auf dem sehr günstigen Strande von Ostende, er nimmt bei fliegendem Start den Kilometer in 21,6 Sek. = 166,66 km Stundengeschwindigkeit.

Thery gewinnt auf Brasier das Gordon-Bennett im Taunus über 564 km, er braucht 5 Std. 50 Min. 8 Sek., was einer Stundengeschwindigkeit von 96 km entspricht.

1905: 174,758 km in der Stunde oder 1 km in 20,6 Sek. Thery gewann das eigentliche Gordon-Bennett in Frankreich mit 78,428 km in der Stunde. Dann leisteten

	km in der Std.
Hémery in den Ardennen	100,450
Raggio in Brescia .	105,300
Fletscher	123,600
Hémery in Salon .	174,758

Dieser letzte Kilometerrekord bei fliegendem Start bedeutet rund 50 m in der Sekunde, das ist die Geschwindigkeit eines Sturmes.

1906: 205 km in der Stunde. In den Ardennen bedeckte der Sieger Duret 105 km im Durchschnitt in der Stunde, Gabriel, der als fünfter einkam, immer noch 102,22 km.

Szisz gewann den Grand Prix, Länge der Strecke 1238 km mit einer Stundengeschwindigkeit von 101,300 km.

Lee Guineß schlug in Dourdan den im vorigen Jahre von Hémery aufgestellten Rekord, er brauchte fliegend für den Kilometer nur 20 Sek. = 180 km in der Stunde.

Mariott überwindet in Florida auf einem Serpollet-Dampfwagen die Meile (1,6 km) in 28,2 Sek. und das bedeutet eine Stundengeschwindigkeit von 205 km.

1907: 113,600 km. Das Jahr

verläuft bezüglich des Wachstums der Geschwindigkeiten ziemlich ruhig. In den Ardennen und in Brescia erreichen die Sieger aber doch noch mehr als 100 km in der Stunde, und Nazzaro gewinnt den Grand Prix (770 km) mit 113,600 km Durchschnittsgeschwindigkeit in der Stunde.

1908: Ein Erfolg, wie ihn die deutsche Autoindustrie und keine andere bisher erzielt hat, wie ein solcher überhaupt wohl niemals auch auf anderem Sportgebiet in einem internationalen Wettbewerb erreicht wurde, haben die deutschen Fahrer am 7. Juli d. J. gehabt. Das größte automobilsportliche Ereignis der Welt, der „Große Preis“, welcher bei Dieppe in Frankreich ausgefahren wurde und dessen Gewinner als Weltmeister angesehen werden muß, hat mit einem überwältigenden Siege der deutschen Fahrer und Wagen geendet. Die Gesamtstrecke, welche in 10 Runden von je 77 km ausgefahren wurde, betrug 770 km. Der erste Platz wurde von Lautenschlager auf einem Mercedeswagen belegt in einer Zeit von 6 Std. 55 Min. 43 Sek. entsprechend einer Stundengeschwindigkeit von 112 km. Die ersten 7 Fahrer von 22 Angekommenen haben 100 km Durchschnittsgeschwindigkeit trotz sehr schlechter Straßenbeschaffenheit erreicht, und damit sind die Leistungen der früheren Rennen über so lange Strecken weit übertroffen worden. Unter den 7 ersten Fahrzeugen — zwischen dem 7. und 8. und den folgenden ist eine so große Zeitdifferenz, daß die ersten 7 Fahrzeuge allein betrachtet werden können — befanden sich 6 deutsche und zwar der erste, zweite, dritte, fünfte, sechste und siebente. Das Endergebnis war wie folgt:

1. Lautenschlager (Mercedes) . . 6 : 55 : 43
2. Hémery (Benz) . 7 : 4 : 24
3. Hanriot (Benz) . 7 : 5 : 13
4. Rigal (Bayard Clement) . . . . 7 : 30 : 36
5. Willy Poege (Mercedes) . . 7 : 31 : 32
6. Jörns (Opel) . . 7 : 39 : 40
7. Erle (Benz) . . 7 : 43 : 21

Der Erfolg erscheint noch besonders groß dadurch, daß nur neun deutsche Wagen gegen 24 französische zu kämpfen hatten, und daß von diesen 9 Wagen 6 die ersten Plätze erreichten. Nur ein französischer Wagen besten Fabrikats hat sich zwischen die deutsche Phalanx schieben können. Die schnellste Runde bei diesem Rennen wurde dazu mit einem der nicht plazierten deutschen Mercedeswagen durch den Fahrer O. Salzer mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 126,5 km gefahren.

Den Stundenrekord für Automobile auf der Rennbahn erzielte der italienische Rennfahrer Nazzaro auf der englischen Brooklandbahn im Mai 1908 mit 180 km pro Std. Eine Runde legte er mit einer Geschwindigkeit von 193 km per Std. zurück. Diese Geschwindigkeit dürfte mit der bisherigen Gummibereifung nicht mehr wesentlich überschritten werden können, denn die Radumfangsgeschwindigkeit beträgt hierbei schon über 50 m per Sek. und ist damit an einem äußerst kritischen, sehr leicht Gefahr bringenden Punkte angelangt.

Den Rekord der Motorräder auf der Landstraße verteidigt zurzeit Bucquet, Frankreich, mit 90 km pro Std.

546. **Das Automobil mit Explosionsmotor** (franz. voiture-à-petrole, engl. petroleum motor-car), häufig auch Benzin-Automobil genannt, erhält seinen Antrieb durch einen Explosionsmotor, in welchem Benzin-, Petroleum- oder Spiritus-

dämpfe entzündet und zur Explosion gebracht werden, wobei diese treibend auf den Zylinderkolben einwirken. Da diese Antriebsart die weitaus verbreitetste ist, so soll dieselbe nachstehend etwas eingehender behandelt werden als die übrigen, soweit dies an dieser Stelle möglich ist.

Vorne, vor dem Führersitz, liegt unter der Blechhaube der 1 bis 6 zylindrige Motor. Bei größerem Kraftbedarf wählt man einen zwei- oder einen vierzylindrigen, ausnahmsweise auch sechszylindrigen Motor; letzteren besonders dann, wenn man Wert auf einen außerordentlich ruhigen, fast geräuschlosen Gang legt. Denn bei vier Zylindern gleichen sich die durch die Explosionen und Kolbenstöße hervorgerufenen Erschütterungen fast vollständig aus. Ein Vierzylindermotor mit Induktor- (Batterien-)Zündung läuft auch von selber an wie eine Dampfmaschine, während man die anderen Motoren nach jedem Stillstande ankurbeln muß. Dreizylindermotoren werden auch gebaut, sind aber seltener.

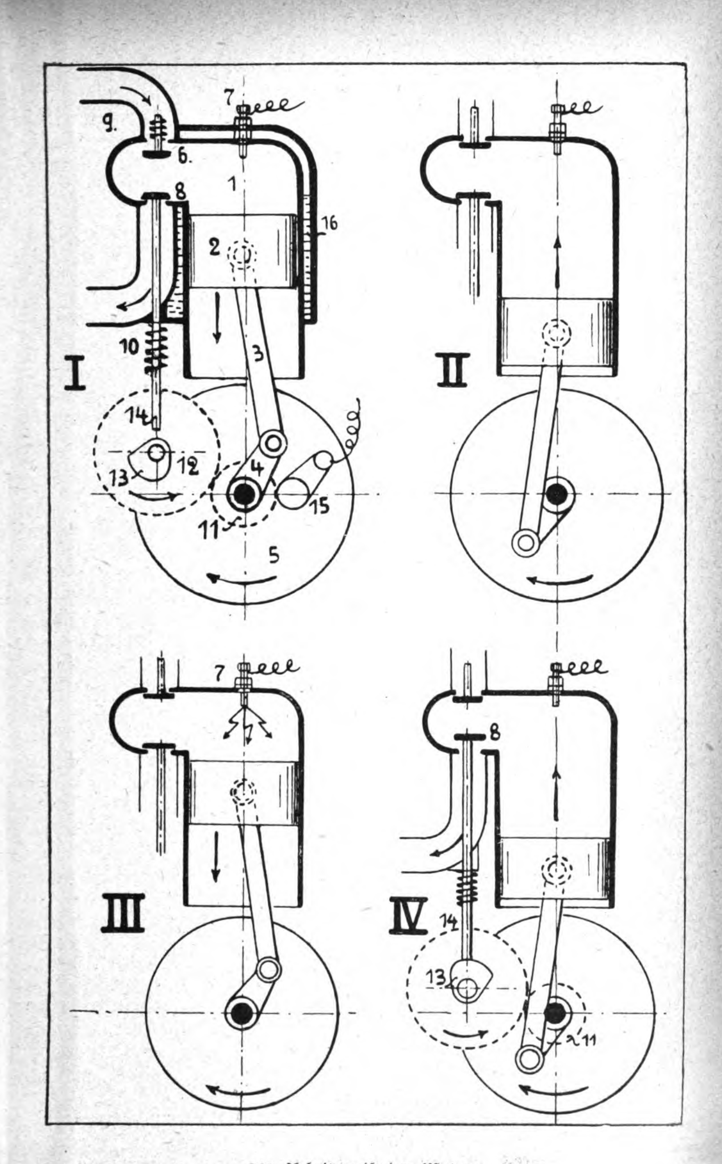
Beim Mehrzylindermotor sind die Zylinder derart untereinander verbunden, daß die Kolbenstangen sämtlicher Zylinder an einer gemeinsamen Kurbelwelle angreifen. Die Kurbeln sind dann um einen Winkel von 180° gegeneinander versetzt. Diese Anordnung gibt den besten Ausgleich der hin und her schwingenden Massen des Kolbens, der Kolbenstange und der Kurbel und infolgedessen den ruhigsten Gang.

Der Motor ist meist stehend eingebaut, also mit auf und nieder gehendem Kolben, eine Anordnung, von der heute nur selten abgewichen wird, während man früher mehr liegende Motoren mit horizontaler Kolbenbewegung bevorzugte. Der über der Vorderachse stehende Motor ist äußerst leicht zugänglich, so daß seine Ventile und Zündung bequem nachgesehen werden können, und gestattet den direkten Angriff an der in der Längsachse des Fahrzeuges liegenden Hauptwelle.

Die Arbeitsweise des Motors ist eine sehr einfache und ähnlich derjenigen der Dampfmaschine. Was aber der doppeltwirkende, beiderseitig geschlossene Dampfzylinder mit einer halben Kurbelumdrehung, also mit einem einzigen Hube besorgt, dazu braucht der Explosionsmotor zwei volle Kurbelumdrehungen, also vier Hübe. Diese umfassen eine „Arbeitsperiode“. Man sagt daher, der Motor arbeitet im „Viertakt“.

Das Verständnis dieser Arbeitsweise erleichtert uns die schematische Abb. 268. Von I bis IV stellen die vier Hubperioden während einer Arbeitsperiode, also während eines Viertaktes dar. Im Zylinder 1 geht der Kolben 2 auf und nieder und überträgt seine auf und nieder schwingende Bewegung mittels Kolbenstange 3 und der Kurbel 4 in eine rotierende oder Drehbewegung. Ein auf der Kurbelwelle sitzendes Schwungrad 5 sorgt für die Stetigkeit und Gleichmäßigkeit des Kurbelumlaufes.

Das zur Explosion nötige Gasgemisch gelangt durch Ventil 6 in den Zylinder und wird durch eine Zündkerze 7 bei jedem vierten Hube zur Entzündung und Explosion gebracht. Das verpuffte Gas wird dann durch Ventil 8 aus dem Zylinder entfernt (ausgestoßen). Dieses Auspuffventil wird durch ein Steuerungsgestänge bei jedem vierten Hub geöffnet, während sich das Einlaßventil 6 selbsttätig öffnet infolge des beim Saughube im Zylinder entstehenden Vakuums. Bei neueren Motoren wird



268. Arbeitsweise des Motors.

auch das Saugventil zwangläufig durch die Steuerung betätigt. Das Schließen beider Ventile besorgt meistens eine Feder (9 und 10). Ein auf der Kurbelwelle aufgekeilter Zahntrieb 11 steht im Eingriff mit einem doppelt so großen Zahnrad 12, welches eine Kurvenscheibe 13 betätigt, diese hebt bei jedem Auspuffhub (IV) die Ventilstange 14 und öffnet somit das Auspuffventil 8.

Von der Kurbelwelle wird ferner die oszillierende oder rotierende Bewegung für den Induktions- oder magnetelektrischen Zündungsmechanismus 15 abgeleitet, welcher den elektrischen Strom für die Zündkerze 7 liefert.

Der Zylinderkörper ist doppelwandig hergestellt bezw. mit einem Wassermantel 16 zur Aufnahme des Kühlwassers, zur Abkühlung des durch die Explosionen erhitzten Zylinders versehen.

Die Motorarbeit beginnt mit: 1. dem Saughube. Der am oberen Zylinderende befindliche Kolben wird durch das in schneller Umdrehung befindliche Schwungrad nach unten gezogen. Es entsteht ein Vakuum im Zylinder, wodurch das Einlaßventil 6 geöffnet und das Gasgemisch, bestehend aus Benzin- bezw. Petroleum- oder Spiritusdämpfen und Luft, eingesaugt wird. Am Ende des Hubes ist der Kolben unten angelangt und der Zylinder ist mit dem Gasgemisch angefüllt.

Wollte man das letztere nun entzünden, so würde es wohl brennen, aber nur mit sehr schwachem Drucke explodieren. Schießpulver, auf den Tisch gestreut und angezündet, verpufft ohne weitere Wirkung. Dagegen in einer Patrone zusammengepreßt und fest in den Lauf eines Gewehres eingeschlossen, treibt es die Kugel mit gewaltiger Kraft hinaus. Das gleiche gilt von dem explosiblen Gas. Will man seine treibende Kraft voll ausnutzen, so muß man es erst zusammenpressen. Also:

2. der Kompressions- oder Verdichtungshub. Der Kolben schiebt von unten nach oben das Gasgemisch zusammen und preßt es zusammen. Einlaß- und Auspuffventil sind geschlossen. Auch bei diesem Hube wird der Kolben von dem umlaufenden Schwungrade getrieben. Oben angelangt, ist der Kolben nunmehr bereit, seinerseits die Arbeit zu leisten und das Schwungrad anzutreiben. Dies geschieht im

3. Explosions- oder Arbeitshub, indem in demselben Augenblick, wo der Kolben seine höchste Stellung erreicht hat, der elektrische Funke von dem Mechanismus 15 des Motors ausgelöst wird und an der in das Innere des Zylinders hineinragenden Zündkerze 7 überspringt. Dadurch wird das zusammengepreßte Gasgemisch wirkungsvoll entzündet, dehnt sich mit kräftigem Stoße aus und treibt den Kolben bis an das untere Zylinderende. Hierdurch erhält das Schwungrad eine derartige Beschleunigung, daß es infolge seines Beharrungsvermögens den Kolben während der übrigen drei Hübe allein auf und nieder bewegt.

Während dieses Explosionshubes dehnt sich das verbrannte und im Augenblick der Zündung auf etwa 15 bis 20 Atm. gespannte Gas in dem sich mit dem Kolbenniedergang vergrößerten Zylinderraum aus. Man sagt, „es expandiert", und nennt daher diesen Hub auch den Expansionshub.

4. Der Auspuffhub. Bei dem nun folgenden Aufgang des Kolbens öffnet die Kurvenscheibe 13 durch Anstoßen der Kolbenstange 14

das Auspuffventil, und die verbrannten Gase werden aus dem Zylinder ausgestoßen.

Die hier geschilderten Vorgänge spielen sich nun in außerordentlich kurzer Zeit ab, ein Hub folgt dem andern in dem Bruchteil einer Sekunde. Diese Motoren machen in der Minute 800—1200 Umdrehungen oder 1600 bis 2400 Hübe oder 400—600 Viertaktperioden. Die Hubdauer für einen Hub beträgt also $^{60}/_{2400}$ bis $^{60}/_{1600}$ = $^{1}/_{40}$ bis $^{1}/_{26{,}6}$ Sek.

Diese große Geschwindigkeit ermöglicht die Verwendung verhältnismäßig kleiner Motoren und Schwungräder von kleinem Durchmesser für große Leistungen. Sie setzt aber andererseits eine äußerst genaue sorgfältige Ausführung und fehlerfreies Material bei den einzelnen Teilen des Motors voraus, sofern häufige Störungen und kostspielige Reparaturen vermieden werden sollen. Dies ist wiederum eine Mahnung, nur bestausgeführte Motoren erstklassiger Firmen, welche ihre Brauchbarkeit durch langjährigen Betrieb erwiesen haben, zu kaufen, nicht billige Marktware, welche mit viel Reklamegeschrei in die Welt gesetzt wird.

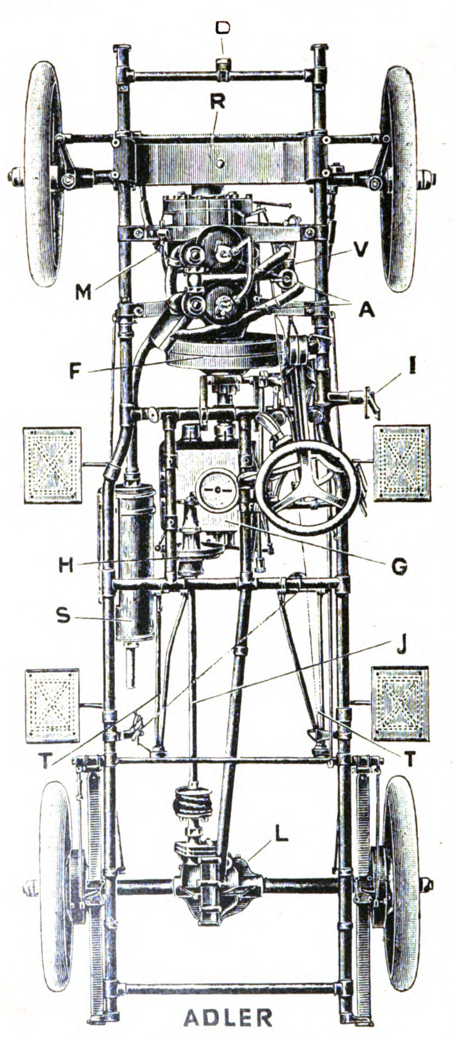
Auch ersieht man hieraus, daß das Funktionieren des Motors von der exakten Arbeit der elektrischen Zündung abhängig ist.

Die Zündung geschieht heute in etwa 40 Fällen von 100 durch Batterie- oder Induktionszündung, in 60 Fällen durch magnet-elektrische Zündung. Bei ersterer wird der elektrische Strom durch eine kleine Batterie, bestehend aus einigen Elementen, geliefert, bei letzterer durch einen Elektromagnet.

Um sich nun von den übrigen Organen des Wagens und von der Uebertragung der Motorkraft auf die Wagenräder zu unterrichten, heben wir nach Lösung einiger Schrauben den Wagenkasten vom Untergestell ab und haben nun das letztere und die Gesamtanordnung der Maschinerie vor uns (Abb. 269). Wir sehen hier den zweizylindrigen Motor A mit dem Schwungrad F, in Verbindung mit ersterem die übereinander liegenden Ein- und Auslaßventile auf der linken Seite, den Vergaser V, die Andrehkurbel D, die im Schwungrad sitzende Reibungskupplung F, das Wechselgetriebe G für die verschiedenen Geschwindigkeiten, das Universalgelenk H, die Gelenkwelle J, endend in einem zweiten Universalgelenk (Kardan), die konische Räderübersetzung und das Differentialgetriebe L. Ganz vorn am Wagen liegt der Luftkühlapparat R für das Kühlwasser des Motors, rechts neben dem Lenkrad der Handhebel 1 zur Bremse, auf der linken Seite der zylinderförmige Auspufftopf und die beiden Bergstützen TT.

Der Motor A überträgt also nach Einrücken der Reibungskupplung F seine Umdrehungen auf das Geschwindigkeitsgetriebe G, bestehend aus mehreren Zahnräderpaaren zur Verminderung und Abstufung der hohen Umlaufzahl des Motors. Von hier aus wird die gelenkige Welle J, das konische Räderpaar und das Differentialgetriebe L in Bewegung gesetzt und durch letzteres die Hinterradachse mit den daraufgekeilten Rädern angetrieben.

Sehen wir uns die einzelnen Teile des Getriebes näher an. Da ist zunächst die an der Motorwelle befestigte ausrückbare Kupplung (F). Dieselbe hat die Aufgabe, die Drehbewegung der Motorwelle auf das Getriebe zu übertragen. Eine starre Verbindung zwischen Motor und Getriebe ist deswegen nicht angängig, weil erstens der Motor nur



269. Gesamtanordnung der Maschinerie.

beim plötzlichen Anhalten des Wagens der Motor, wenn losgekuppelt, ruhig weiter laufen und zum Weiterfahren sofort wieder eingerückt werden kann, und weil es drittens häufig erforderlich ist (z. B. beim Schleudern und teilweise auch beim Bergabfahren), den Motor auszurücken und den Wagen ohne motorische Antriebskraft laufen zu lassen.

Vor dem Führer ist am Boden ein Fußhebel angebracht, mit welchem durch eine leichte Fußbewegung die Kupplung ausgerückt, also die Verbindung zwischen Motor und Getriebe unterbrochen werden kann. Das Einrücken geschieht selbsttätig durch eine starke, an der Kupplungswelle angebrachte Feder.

547. Das Dampfautomobil (französ. voiture-à-vapeur, englisch steam-carriage) besitzt einen Röhrendampfkessel, welcher mit Petroleum (seltener Spiritus) geheizt wird, und eine gewöhnliche, zweizylindrige Schieber- oder Ventildampfmaschine mit Kulissensteuerung, wie bei den Lokomotiven.

Der Kessel ist ein Labyrinth von Flußeisenröhren oder ein Bündel von Kupferröhren, welche auf sehr hohen Druck (bis ca. 50 Atm.)

im Leerlauf, d. h. im unbelasteten, nicht mit dem Wagen gekuppelten Zustande anläuft, weil zweitens

geprüft sind und auch im rotglühenden Zustande noch den Betriebsdruck aushalten. In diesen Kessel wird mittels einer von der Maschine angetriebenen kleinen Pumpe während des Ganges der Maschine fortwährend Wasser, welches durch den Auspuffdampf vorgewärmt wird, in kleinen Mengen hineingespritzt. Die Menge dieses Speisewassers läßt sich so regulieren, daß sie genau der verbrauchten Dampfmenge entspricht. Sobald das Speisewasser die heißen Rohrwände berührt, verwandelt es sich sofort in Dampf.

Diese Zwergdampfkessel, welche etwa die Größe eines Stalleimers haben, erfordern je nach ihrer Betriebsdauer und der Beschaffenheit des Kesselspeisewassers eine mehrmalige Reinigung im Jahre, welche man entweder von dem Lieferanten nach Auswechselung gegen einen Ersatzkessel oder aber auch von irgend einem intelligenten Schlosser vornehmen läßt.

Unter dem Kessel liegt der aus dem Petroleumbehälter mittels einer kleinen von der Maschine angetriebenen Pumpe gespeiste Brenner. In ihm wird das zugeführte Petroleum erhitzt und verdampft, die Petroleumdämpfe mischen sich mit der atmosphärischen Luft und geben so ein brennbares Heizgas, welches die Kesselröhren umspült. Das für den Brenner bestimmte Petroleum befindet sich in einem luftdicht abgeschlossenen Behälter, welcher mittels einer kleinen Handpumpe unter einen geringen Luftdruck gesetzt wird. Dieser bezweckt ein leichtes Ueberströmen des Petroleums in den Brenner und eine bessere Vergasung desselben.

548. **Das Elektromobil** (franz. voiture electrique, engl. electric car) hat als Kraftquelle den sogen. Akkumulator. Derselbe besteht aus einer Anzahl (ca. 40) viereckiger Kästen aus Glas oder Hartgummi, Zellen genannt, in welchen zwei präparierte Bleiplatten einander gegenüber in verdünnter Schwefelsäure isoliert aufgehängt sind. Die positiven und negativen Bleiplatten sind durch Kupferdrähte untereinander verbunden. Schaltet man nun eine solche Akkumulatorenbatterie mittels zweier Kupferdrähte oder Kabel in den Stromkreis einer Gleichstromdynamomaschine (mit Wechselstrom kann man nicht laden), so wird in den einzelnen Zellen infolge eines elektrolytischen Vorganges eine elektrische Energiemenge erzeugt, welche sich an den Oberflächen der Bleiplatten sammelt und von diesen so lange festgehalten wird, bis durch geeignete Verbindung der Bleiplatten untereinander und mit einem Elektromotor („Schaltung") der elektrische Strom rückwärts wieder ausgelöst und zur Wirkung gebracht wird.

Das „Laden", d. h. das Aufspeichern der elektrischen Energie in der Batterie mittels einer Dynamomaschine dauert etwa 2—10 Stunden. Die im Akkumulator aufgespeicherte Elektrizitätsmenge hält für eine Wagenfahrt von 80 bis 120 km vor, je nach der Schwere des Wagens und nach der Größe der zu überwindenden Steigungen. Dann muß von neuem eine Ladung der Batterie oder ein Auswechseln derselben gegen eine bereits geladene stattfinden.

Letzterer Umstand beschränkt die Verwendung elektrischer Fahrzeuge auf einen verhältnismäßig kleinen Wirkungskreis. Ein elektrischer Wagen darf im günstigsten Falle sich höchstens 40 km von seiner Ladestation entfernen, wenn er unterwegs keine Ladegelegenheit hat, um sicher wieder an seinen Ausgangsort zurückzukommen.

Der im Akkumulator aufgespei-

cherte elektrische Strom wird zunächst in einen am Führersitz angebrachten Kontroller oder Fahrschalter geleitet, welcher es dem Führer ermöglicht, durch Einstellen der Schaltkurbel den Wagen nach Wunsch mit verschiedenen Geschwindigkeiten fahren, ihn anhalten oder rückwärts fahren zu lassen sowie ihn durch Umschaltung zu bremsen.

Aus dem Kontroller geht der elektrische Strom in den Elektromotor, welcher unten am Wagen aufgehängt, seine Rotation mit Hilfe eines Zahnradvorgeleges auf die Antriebachse überträgt. Man hat Elektromobile mit Antrieb der Hinterachse und auch solche mit Antrieb der Vorderachse. Bei letzteren sind die Vorderräder, welche gleichzeitig als Lenkräder dienen, jedes mit einem besonderen Elektromotor ausgerüstet. Auch beim Hinterradantrieb verwendet man entweder einen einzigen die Hinterradachse unter Vermittlung eines sogen. Differentialgetriebes in Umdrehung setzenden Elektromotor, oder aber je einen für jedes Hinterrad, wobei dann das Differentialgetriebe überflüssig wird, welches sonst den Zweck hat, den Hinterrädern verschiedene Umdrehungsgeschwindigkeiten zu gestatten.

Der Elektromotor, welcher nur rotierende, nicht aber wie der Explosions- und der Dampfmotor hin und her gehende Maschinenteile hat, zeichnet sich durch seinen völlig stoßfreien und geräuschlosen Gang aus. Auch gestattet er eine weitgehende Regulierung und Ueberlastung, d. h. er läuft gleich vorteilhaft bei kleiner wie bei großer Umdrehungszahl, bei geringer wie bei starker Kraftbeanspruchung, ohne daß man befürchten muß, daß er plötzlich stehen bleibt oder unverhältnismäßig viel elektrische Energie verbraucht (unwirtschaftlich arbeitet).

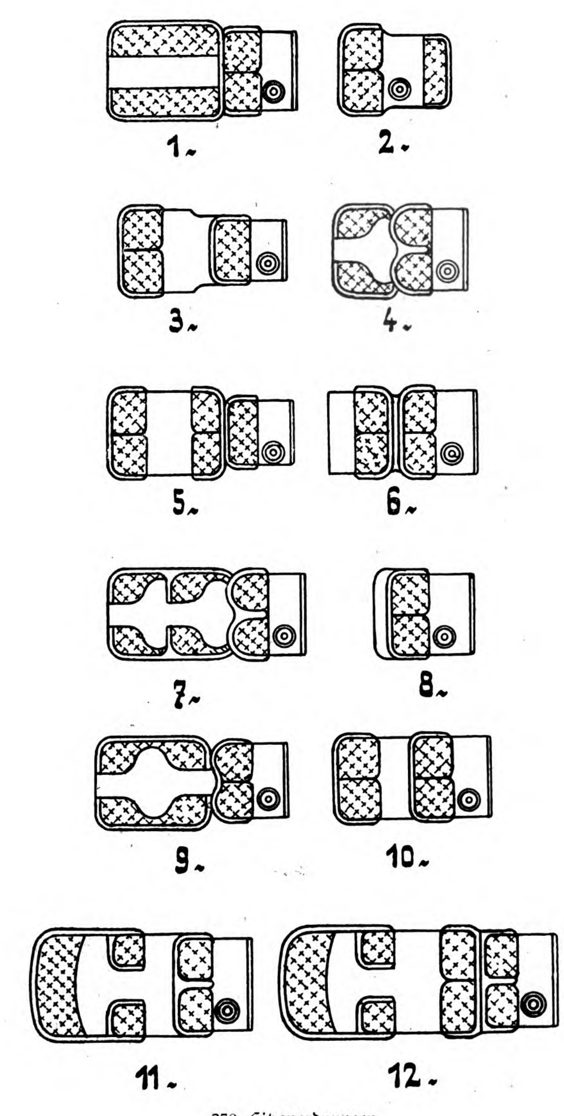
Infolgedessen bedarf es beim Elektromobil, ebensowenig wie beim Dampfautomobil, eines besonderen Zahnradgetriebes zur Veränderung der verschiedenen Fahrgeschwindigkeiten und zur Einstellung auf Vor- und Rückwärtsgang, des sogen. „Geschwindigkeitswechsels“ der Explosionsmotorwagen.

Diesen ganz bedeutenden Vorteilen des Elektromobils steht außer dem vorerwähnten eng begrenzten Wirkungskreis auch das hohe Gewicht der Akkumulatorenbatterien gegenüber, welches für die gewöhnlichen Personenfahrzeuge 300 bis 500 kg beträgt, eine tote Last, welche stets mitzuschleppen ist.

Die Betriebskosten des Elektromobils richten sich nach der Höhe der Stromerzeugungskosten. Während öffentliche Elektrizitätswerke für die Kilowattstunde für Kraftzwecke etwa 16 Pfg. berechnen, kann derjenige, welcher eine eigene Elektrizitätsanlage zu Beleuchtungs- oder Kraftzwecken besitzt, sich die Ladung der Akkumulatoren unter Umständen viel billiger besorgen. Im Vergleich zu dem Explosionsmotorwagen stellen sich die Betriebskosten des Elektromobils etwa gleich hoch, wenn man einen vorteilhaften Vertrag mit dem Lieferanten der Akkumulatorenbatterie gemacht hat, da die Lebensdauer der letzteren nur eine mäßige und der Ersatz ziemlich kostspielig ist.

Dem Fahrer des Elektromobils liegt außer der Bedienung des bei allen Automobilsystemen gleichartigen Lenkrades und des Bremshebels, sowie des Fahrschalters auch noch die Beobachtung des Stromverbrauchmessers (Amperestundenzähler) und des elektrischen Spannungsmessers (Voltmeter) ob.

549. **Karossen- und Wagenbezeichnungen.** Die Wagenform der Automobile lehnt sich an die



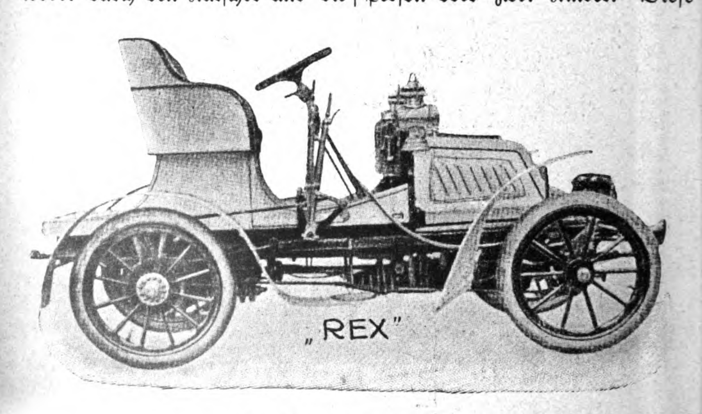
270. Sitzanordnungen.

der gewöhnlichen Personenwagen an. Wenn auch in den einzelnen Teilen der Motorwagen-Karosserie den Besonderheiten des automobilen Betriebes Rechnung getragen worden ist, indem dieselben vor allem kräftiger und somit schwerer gehalten sind, so ist doch die Einteilung der Sitzgelegenheiten und die daraus entspringende Fahrzeugbenennung dem Wagenbau entnommen. Besondere Erwähnung verdient die Tatsache, daß das sog. Tonneau, die bis zum Jahre 1905 beliebteste, heute allerdings auch im Automobilbau nur noch wenig gebräuchliche Form des Automobils, im gewöhnlichen Wagenbau so gut wie gar nicht vorkommt. Seine Bauart, welche den im hinteren Abteil sitzenden Personen sowohl den Ausblick nach vorn als auch nach der Seite gestattet, hat nur dann volle Berechtigung, wenn der Vordersitz in gleicher Höhe wie die hinteren Sitze liegt, wie dies im Automobilbau üblich ist, nicht aber dann, wenn der Vordersitz, wie beim gewöhnlichen Kutschwagen, höher als die hinteren Sitze angeordnet ist, wobei durch den Kutscher und die Rücklehne des Kutschersitzes den Fahrgästen die Aussicht nach vorn abgeschnitten wird. Dem Tonneau wird daher bei Pferdebespannung das Break vorgezogen, welches bei gleicher Länge mehr Raum für Sitzplätze bietet und einen vollen seitlichen Ausblick gewährt.

Die im Automobilsport bis etwa 1905 am meisten beliebte Wagenform war, wie schon gesagt, das Tonneau. Auf Abb. 270 ist in Nr. 4 ein viersitziges und in Nr. 7 ein sechssitziges Tonneau dargestellt.

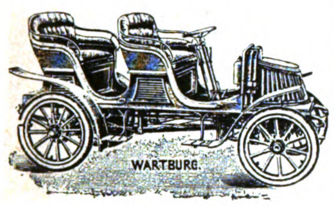
Man hat die Tonneauform seit 1906 wegen des unbequemen Einstiegs von hinten fast gänzlich aufgegeben, nachdem man gelernt hat, die Wagenuntergestelle (Chassis) so zu bauen, daß der seitliche Einstieg sich ohne sonstige Nachteile bequem anbringen läßt, was früher noch nicht gelingen wollte.

Abb. Nr. 1 stellt ein Break für 6—8 Personen einschließlich des vorn rechts am Steuerrad sitzenden Führers dar. Daneben Nr. 2 eine Voiturette mit Vordersitz für zwei Personen, einschließlich Führer und einem Notrücksitz für eine weitere Person oder zwei Kinder. Diese



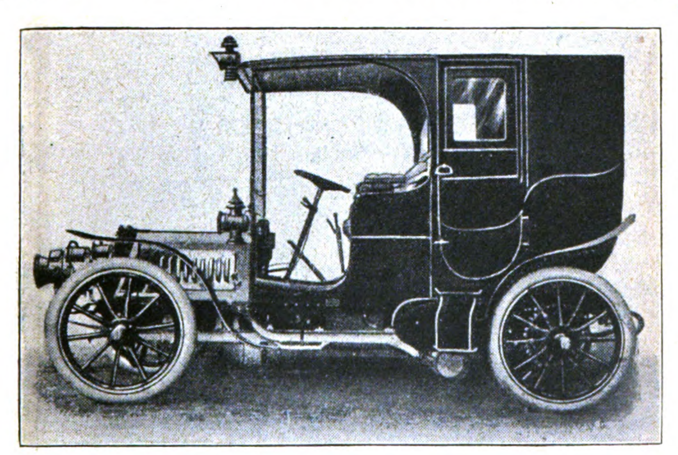
271. Spider-Voiturette-Form.

sehr verbreitete Wagenform hat den Nachteil, daß der Führer nicht freie Aussicht über die Fahrstraße hat, sobald der Rücksitz besetzt ist, und daß die auf letzterem sitzenden Fahrgäste meist ein Gefühl der Aengstlichkeit oder der Beklemmung haben werden, da sich alle Fahrvorgänge unmittelbar hinter ihrem Rücken abspielen. Ein Genuß ist es sicherlich nicht, auf solchem Rücksitz zu hocken. Denn auch von einem bequemen Sitzen kann bei der niedrigen Sitzhöhe und dem beschränkten Raum für die Beine nicht die Rede sein. Die aus dem Jahre 1903 stammende Spider-Voiturette-Form ist in Abb. 271 dargestellt. Der Motor liegt vorn unter der „Haube", der Notsitz ist fortgelassen und auf Verlangen wird ein einklappbarer Dienersitz hinten angebracht.

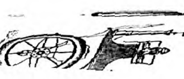


272. „Wartburg"-Wagen.

Eine sehr verbreitete Form ist die **Viktoria** (Nr. 3, Abb. 270), bei welcher der vordere Sitz schmaler als der hintere ist. Sind beide Sitze einander gleich, so erhalten wir die Form der viersitzigen **Phaethon**, Nr. 10 Abb. 270 und Abb. 272, welche sich heute der größten Beliebtheit im Automobilsport erfreut. Die Abb. 272 zeigt im besonderen den früher sehr beliebten „**Wartburgwagen**", der in der Automobilfabrikation bekannten Fahrzeugfabrik Eisenach. Erhält das Phaethon für sein hinteres Abteil ein allseitig geschlossenes Verdeck und ein über den Vordersitz hinüberragendes Dach mit vorderer Abschlußscheibe, so nennt man es **Brush-Diligence**, Abb. 273. Die Nr. 11, Abb. 270 stellt die für große



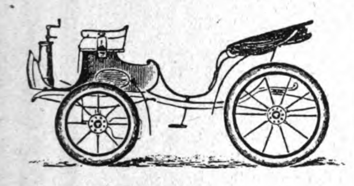
273. Brush-Diligence.



274. Doppel-Phaethon.

Wagen heute gebräuchlichste Bauart des sog. Doppelphaethon dar. Die mittleren Sitze sind dabei meist drehbar oder verschiebbar angeordnet, auch können die Sitzlehnen umgelegt und der ganze Sitz seitlich hochgeklappt werden.

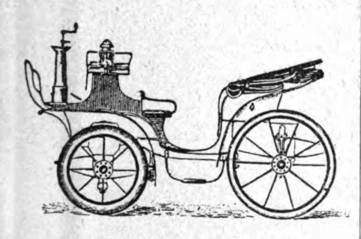
Bei den größten Doppelphaethonwagen sind dann außerdem noch zwei Rücksitze vorhanden (Nr. 12, Abb. 270) und man nennt dieselbe auch Triplphaethon. Abb. 274 zeigt die Seitenansicht eines Doppelphaethon. Aus der Viktoria wird



275. Mylord.

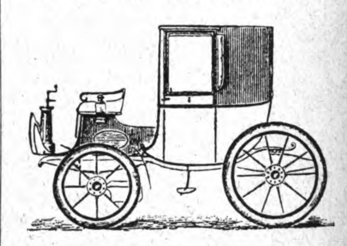
der Mylord, wenn der hintere Abteil nicht mehr die schlanke Form, wie z. B. auf Abb. 275, sondern mehr eine gedrungene kürzere Form aufweist.

Die Viktoria kann in ihrem hinteren Abteil noch einen Rücksitz haben. Ist derselbe nur ein kleiner



276. Viktoria mit Rücksitz.

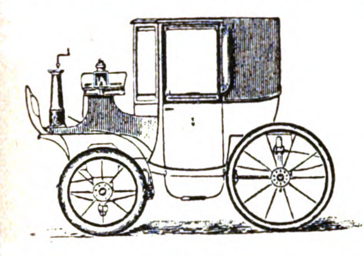
sogenannter Notsitz, wie auf Abb. 276, dann spricht man von einer Viktoria mit Rücksitz. Aus dieser entwickelt sich der Landauer (Nr. 5, Abb. 270), wenn der Rücksitz ebenso breit und bequem wie der Vordersitz gebaut ist, bei gleichzeitig verschließbaren Seitenteilen, derart, daß die Oberkante der Seitentüren in gleicher Höhe und gerader Linie liegt wie die Seitenlehnen der Sitze. Ist diese Tür niedriger, oder fällt sie ganz fort, so würde aus dem Landauer die Halbkalesche entstehen. Statt der Bezeichnung Halbkalesche wendet man im Motorwagenbau häufiger den Namen vis-à-vis an. Ein Landaulet ist eine Viktoria bezw. ein Mylord mit vollständig verschließbaren Seitentüren, deren Oberkante wie beim Landauer in gleicher Linie wie die Seitenlehnen des Vordersitzes liegt, das Landaulet unterscheidet sich vom Landauer daher nur durch den Fortfall des Rücksitzes. Die Erhöhung der Türen beim Landauer und Landaulet bis zur Höhe der Seitenlehnen des Vorder- und Rücksitzes bezweckt das leichtere Aufbringen eines allseitig geschlossenen Ver-



277. Coupé.

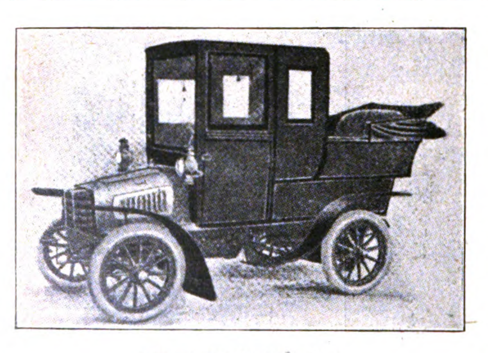
deckes, so daß keine Oeffnungen oberhalb der Türen entstehen. Das vollständig geschlossene Landaulet mit festem, nicht abnehmbaren Verdeck und eventuell einem Frontfenster heißt Coupé, vgl. Abb. 277. Eine in derselben Art dauernd vollständig geschlossene Viktoria mit Notsitz und Frontfenster nennt sich Clarence (Abb. 278), ein desgleichen

Landauer, aber meist ohne Frontfenster, ist eine Berline, vulgär „Zukutsche". Ein Landaulet-Brougham ist ein Landaulet mit festem, ringsum geschlossenem Verdeck, auch für den Führersitz, bei welchem nur das Verdeck des hinteren Sitzes zurückklappbar ist. Abb. 279.



278. Charence.

Eine für militärische Zwecke, aber auch zu Gesellschaftsfahrten sehr geeignete Form ist das Break-Tonneau, Nr. 9 auf Abb. 270. Man kann in der Mitte des hinteren Abteils leicht einen kleinen Tisch für Landkarten oder andere Dinge aufstellen. Auch trägt diese Form denjenigen Personen Rechnung, welche wegen des Zuges oder Staubes lieber rückwärts fahren wollen. Die Tonneaus wurden häufig noch mit kleinen Notklappsitzen an der hinteren Tür oder an der Rückwand des vorderen Sitzes versehen. Abb. 280 zeigt ein siebensitziges Phaethon-Tonneau im Besitze des Königs von England.



279. Landaulet-Brougham.

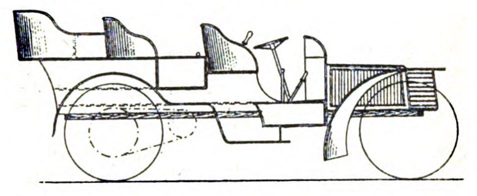
Die für die Tonneau- und Phaethonwagen üblichen abnehmbaren Verdecke bestehen entweder nur in einem auf umklappbaren Stahlröhren oder Holzstangen montierten Sonnen- und Regendach für den Sommer oder aber in einem vollständig abgeschlossenen, aufsetzbaren Verdeck, welches das hintere Abteil durch eine Glaswand von dem vorderen Abteil trennt. Letzteres enthält entweder nur eine vordere Glaswand, welche bis zum durchgehenden Dach reicht, während die Seitenteile offen bleiben, oder aber auch noch einen seitlichen Abschluß durch Türen und Fenster. Das vier- bis sechssitzige Phaethon oder Tonneau mit festem Verdeck und geschlossenen Seiten mit Glasfenstern heißt Limousine, vergleiche Abb. 281. Hier sind die vorderen Sitze im Inneren meist drehbar oder aufklappbar, oder verschiebbar eingerichtet.

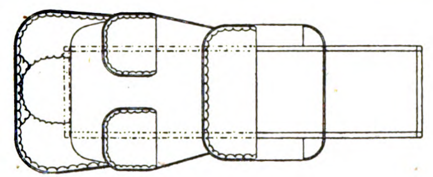
Die im Wagenbau übliche Bezeichnung Dogcart, welches sowohl für zwei, als auch für vierrädrige Fahrzeuge gilt, wird bei Motorwagen in dos-à-dos umgeändert, da beide Sitze mit Rücklehnen an-

einander stoßen. Vgl. Nr. 6, Abb. 270 und Abb. 282.

Als zweisitziger Motorwagen hat sich neben der Voiturette der Duc (Nr. 8, Abb. 270 u. Abb. 283) gut eingeführt. Derselbe wird fast immer mit Halbverdeck und häufig mit einem hinter dem Hauptsitz befindlichen erhöhten Dienersitz, ähnlich wie bei den Londoner Hansoms, versehen.

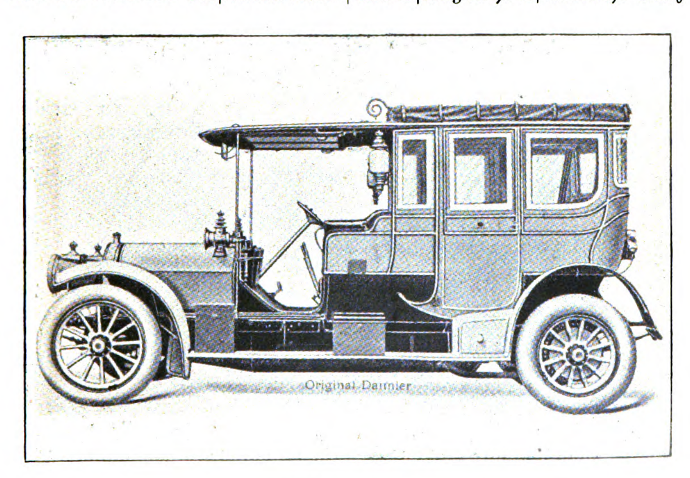
Bisweilen findet man noch die Bezeichnung Américain, worunter ein nach dem Vorbild der amerikanischen Landwagen gebauter leichter Zwei- oder Viersitzer mit nicht vertieftem in gerader Linie durchgehenden Wagenkasten und aufgebauten Sitzen nach Art der Abb. 284 verstanden wird.





280. Phaethon-Tonneau.

550. Sport-Ausrüstung und -Bekleidung. Geschlossene Automobilfahrzeuge rechnen im allgemeinen nur zu den Verkehrsmitteln, nicht aber zu sportlichen Werkzeugen. Bei ihrer Benutzung sind besondere Vorschriften in der Bekleidung und Ausrüstung nicht erforderlich. Ganz



281. Limousine.

anders dagegen verhält es sich bei offenen Fahrzeugen. Man muß hier stets, auch an heißen Sommertagen, mit einem frischen Luftzug rechnen,

282. Dogcart.

der sowohl von vorn kommt, als auch vorzugsweise den Nacken trifft. Letzteres infolge von Wirbelströmungen und Saugwinden, die sich hinter dem Wagen und am Klappverdeck bilden. Oftmals wiegen diese Nackenwinde in dem Maße vor, daß die sämtlichen Insassen nach stundenlangem Fahren auf bestaubter Landstraße eine starke Staubschicht auf Kragen und Schultern haben, dagegen an der Vorderseite der Bekleidung sauber bleiben.

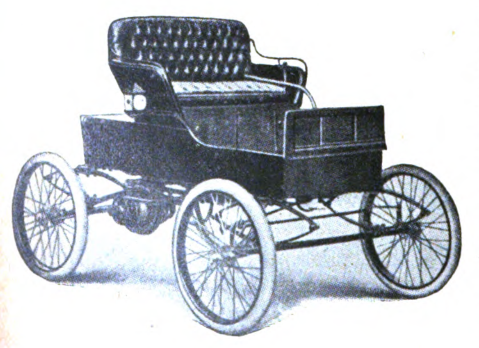
Als Kopfschutz dient daher vorzugsweise die englische Sportmütze, welche sich über den Nacken bis in den Hals hinein ziehen läßt, und welche im Sommer aus leichtem Leinen, Rohseide oder Baumwollstoff und im Winter aus festeren Geweben getragen wird.

Damen tragen entweder nur große Kopftücher über dem Haar, welche bis in den Nacken hinabreichen und vorn am Halse zugebunden, bezw. zugesteckt werden, oder sie haben

283. Duc.

Hüte, an welchen derartige Kopftücher bereits befestigt sind. Bisweilen werden die Kopftücher auch über die Hüte gebunden, wenn diese nicht zu groß sind. Andere Damen dagegen ziehen die für Herren gebräuchliche englische Sportmütze vor.

Im Sommer ist ein leichter Staubmantel mit hochknöpfbarem Kragen aus Leinen-, Baum-



284. Waverby-Elektromobil.

woll- oder Rohseidestoff ein unentbehrlicher Bekleidungsgegenstand, sowohl für Herren, wie für Damen. Derselbe hält auch leichtere Regenfälle ab, schützt dagegen nicht gegen Kälte und Wind. Unternimmt man daher Sommerreisen in Zonen mit wechselnder Temperatur, wozu auch Deutschland zu rechnen ist, so ist es durchaus nötig, sich noch mit einem wärme- und windschützenden Kleidungsgegenstand zu versehen.

Bei Benutzung der gewöhnlichen Reisekleidung sind in solchen Fällen sowohl für Herren, als für Damen Mäntel aus geschmeidigem Leder mit leichter Fütterung zu empfehlen, da diese nicht winddurchlässig sind und Regen gut abhalten. Bei dem Schnitte dieser Mäntel ist jedoch ganz besonders auf den Umstand zu achten, daß beim Automobilfahren der Regen nicht von oben, sondern horizontal von vorn kommt und sich in den Seiten- und Rückenlehnen der Sitze niederschlägt und in den Sitzkissen sammelt. Es ist daher eine alltägliche Erscheinung, daß die mit solchen Regenmänteln versehenen Insassen anscheinend trocken aus dem Wagen steigen, jedoch in einer Pfütze gesessen haben, und daß durch den hinteren Schlitz des Mantels das Wasser durch die Kleidung eingedrungen ist. Es sind daher alle diese Mäntel entweder am besten ohne hinteren Schlitz auszuführen und unten so weit und so lang zu machen, daß sie beim Sitzen sowohl bis auf die Stiefel reichen, als auch doppelt übereinander geschlagen und zugeknöpft werden können, um die Füße und Kniee vollständig zu schützen. Auch im oberen Teile sind diese Mäntel doppelreihig zum Ueberknöpfen zu gestalten, weil sie nur in dieser Form Schutz gegen das Eindringen von Wind und Regen bieten. Der Kragen ist nicht nur bis über das Kinn hochklappbar anzuordnen, sondern auch mit einer, oder besser zwei richtig abgepaßten Patten zum Ueberknöpfen zu versehen. Ebenso sind die Oeffnungen der Aermel gegen Eindringen von Wind und Feuchtigkeit zu schützen, und zwar entweder durch Schließen des Aermels mittels einer übergeknöpften Patte oder durch eingenähte Windstulpen von (Sämisch-) Leder mit fest anliegendem Gummizug um das Handgelenk. Diese Kleidung wird vervollständigt durch Lederhandschuhe mit Stulpen, die über den Aermel reichen.

Gummikleider sind nur in Form sogen. „Parapluies de Chauffeur“ entweder am Rücken zuknöpfbar, oder aber mit dicht anschmiegendem Gummikragen am Hals ohne weitere Oeffnung verwendbar. Sie bieten Herren und Damen einen guten Schutz gegen Wind und Feuchtigkeit, sind aber von geringer Lebensdauer und unbequem beim An- und Ausziehen, insbesondere für Damen. Im übrigen sind Gummimäntel für starken Regen nicht verwendbar, da sie schließlich infolge des Druckes, mit welchem der Regen von vorn gegen den Stoff schlägt, durchlassen, wenigstens in den Nähten. Sportleute, welche auch bei starkem Land- und Gewitterregen zu fahren genötigt sind, bedienen sich am besten eines Oelrockes, sowie eines aus Oeltuch hergestellten Südwesters mit Hals- und Nackenschutz, ähnlich wie solche auf See Verwendnng finden. Neuerdings werden sehr leichte und elegante Oelbekleidungsgegenstände aus geölter Rohseide von der Pinneberger Oelzeug- und Gummiwarenfabrik H. Wille in Pinneberg bei Hamburg in den Handel gebracht.

Als Unterkleider empfehlen sich auch im Sommer Lederjacken und Lederwesten, sowohl für Herren, wie

für Damen. Sie sollen jedoch möglichst leicht und geschmeidig sein und ebenso wie die Mäntel am Hals und an den Aermeln durch Patten fest verschließbar sein. Billiger, als diese und fast ebenso zweckentsprechend sind die von Hochtouristen und Schneeschuhläufern benutzten sogen. Windjacken aus jagdgrünem imprägnierten Segelleinen, welche in verschiedener Stärke erhältlich sind. Lederbeinkleider empfehlen sich für Herren weniger, da sie bald unansehnlich und brüchig werden. Statt dessen sind Kniehosen aus anderen Stoffen vorzuziehen und dazu Stoff- oder Ledergamaschen.

Für den Winter sind Pelze das beste Bekleidungsmittel. Auch bei ihnen ist auf genügenden Verschluß der Hals- und Aermelöffnungen, sowie auf richtige Länge und Weite des unteren Teiles zu achten. Die Erfahrung hat gelehrt, daß die Pelze mit der Fellseite nach außen einen noch besseren Schutz bieten, als Pelze, bei denen die Fellseite nach innen gekehrt ist. Sie sind auch weniger durchlässig bei Schneegestöber. Nur wenn statt dessen weicher Schnee oder Regen fällt, nehmen sie leichter Feuchtigkeit an, es sei denn, daß das Fell noch genügend Fettgehalt hat. Auch die Tiere, welche diese Pelze hergeben, tragen bekanntlich die Fellseite nach außen. Wäre der Schutz umgekehrt ein besserer, so würde sicherlich die Natur ihn so gestaltet haben. Ganz besonders ist im Winter auf warmes Schuhwerk zu achten. Bei längeren Fahrten sind daher für Leute mit empfindlichen Füßen neben gefütterten Stiefeln noch besonders Pelzstiefel zum Ueberziehen von Wert. Die Insassen des Wagens können statt dessen Fußsäcke und Decken benutzen, während der Fahrer statt Pelzstiefel zur Not auch Gummischuhe, die bekanntlich einen guten Wärmeschutz bieten, anziehen kann. Für die Hände sind im Winter starke Pelzhandschuhe mit Stulpen, unter welche noch wollene Handschuhe gezogen werden können, empfehlenswert.

Für den Gesichtsschutz dienen Brillen, am besten solche mit einer bis an die Nasenspitze reichenden Klappe, da grade die Nase dem Luftzug am meisten ausgesetzt ist. Die Ohren schützt man entweder durch die heruntergeklappte Mütze, durch ein Kopftuch oder durch besondere Ohrwärmer. Bei starkem Frost sind die aus Kamelhaar oder ähnlichen leichten Stoffen angefertigten leichten Schneehauben, wie sie von Wintersportleuten getragen werden, einer Gesichtsmaske vorzuziehen. Letztere aus Zelluloid, oft auch in Verbindung mit Seidenstoff oder Leder hergestellt, ist unbequem und behindert die Atmung. Herren, welche Augengläser tragen, brauchen solche nicht zu wechseln bei Benutzung der Sportbrille, sondern die letztere in den Augeneinfassungen nur genügend groß zu wählen, um sie über dem Augenglas befestigen zu können. Brillen sollte man in jedem Falle doppelt mit sich führen, da sie leicht Beschädigungen ausgesetzt sind.

Werden Tourenfahrer mit leichter Sportausrüstung durch kalte Witterung überrascht, so helfen sie sich am besten dadurch, daß sie Zeitungspapier in mehreren Lagen unter die Oberkleidung knöpfen und die empfindlichsten Stellen ihres Körpers mit diesem bekanntlich ausgezeichneten Wärmeschutz decken. Ebenso sind die Papiersohlen zur Not im Winter ein gutes Wärmeschutzmittel.

Für Motorradfahrer gilt die vorstehende Bekleidungsvorschrift mit der Abänderung, daß lange Mäntel beim Auf- und Absteigen hinderlich

sind. Der Motorradfahrer bedient sich daher am besten im Sommer eines Anzuges aus starkem Loden (Manchesterloden) und an kälteren Tagen eines solchen aus Leder, wenn er nicht schon im Sommer auf größeren Reisen einen gegen Regen und Wind schützenden Lederanzug vorziehen sollte. Auf jeden Fall muß der Motorradfahrer Kniehosen mit Gamaschen tragen, um an den Beinen und Füßen nicht durch herumfliegende Kleider behindert zu sein.

Motorradfahrende Damen müssen, wenn sie nicht Beinkleider anziehen, auf jeden Fall einen fußfreien Rock tragen.

---

2. Das Motorrad.

551. Zur Entwicklung. Zugleich mit den Motorwagen mit Explosionsmotor sind auch die Motorräder entstanden. Die ersten Motorräder waren Motordreiräder. Erst später, nachdem man die niedrigen zweirädrigen Fahrräder bauen und sicher fahren gelernt hatte, baute man auch in diese den inzwischen immer leichter und zuverlässiger gewordenen Benzinmotor ein, wodurch die ersten Motorzweiräder entstanden. Im Jahre 1885 baute Daimler das erste Motorrad, welches mit den heutigen Fabrikaten allerdings kaum noch Aehnlichkeit hat. Das Motorrad hat bis zu seiner heutigen großen Vollkommenheit viele Wandlungen durchgemacht. Besonders in Deutschland hat dasselbe sehr große Verbreitung gefunden, sowohl als reines Sportobjekt, wie sportliches Vergnügungsfahrzeug, aber auch als vorteilhaftes Beförderungsmittel von Zivilpersonen in ihrem Beruf und Militärordonnanzen, sowie für die verschiedensten Warenbeförderungen als Geschäftsmotorrad. Es besitzt die wesentlichsten Vorteile eines Motorwagens bei etwa dem zehnten Teil der Anschaffungs- und Betriebskosten und die Vorteile eines gewöhnlichen Fahrrades hinsichtlich bequemer Unterbringung und Beweglichkeit, sowie leichten Fortschaffung bei etwaigen Betriebsstörungen.

Diese preiswerten und handlichen Fahrzeuge ermöglichen den Automobilsport auch denjenigen, welche nicht in der Lage sind, einen größeren Wagen anzuschaffen und in der Nähe der Wohnung unterzustellen.

552. Verwendbarkeit der Motorräder. Eine eingehende Behandlung des Motorzwei- und -Dreirades würde über den Rahmen dieses Werkchens hinausgehen. Die technischen Einzelheiten sind für diese Fahrzeuge im Grunde dieselben wie für die Motorwagen. Sie haben, mit geringen Unterschieden, denselben Motor, Vergaser, dieselbe Zündung. Das Geschwindigkeitsgetriebe dagegen ist bei ihnen sehr viel einfacher.

Ein anschauliches Bild über das Motorzweirad gibt Abb. 285 mit der nachstehenden Tabelle.

Die wichtigsten Zubehörteile des Motors:

Nr. 1. Handgriff zum Kompressionsventil.
" 2. Handgriff zum Unterbrecher (Vor- und Nachzündung).
" 3. Automatischer Vergaser.
" 3a. Benzinröhrchen mit Hahn.
" 4. Handgriff zum Gasdrosselhahn.
" 4a. Gasdrosselhahn.
" 4b. Loch mit Verschluß zur Petroleumeinspritzung und zum Nachsehen des Einlaßventils.
" 5. Gehäuse für Kontaktstift (Sicherheitsunterbrecher).

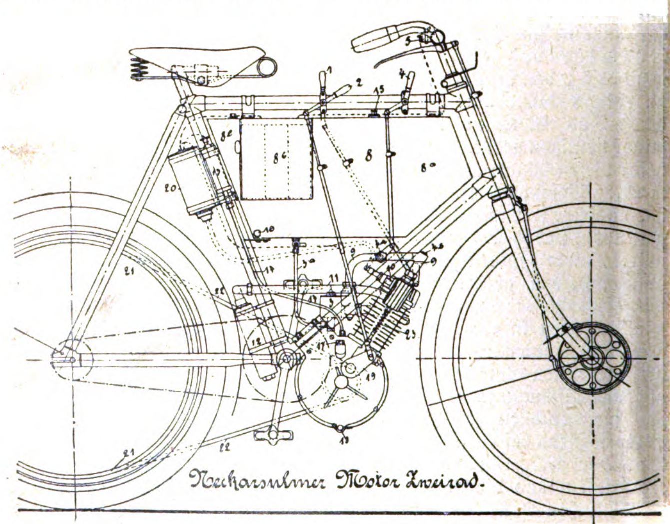
Nr. 6. **Kontaktstift.**
„ 7. Kontaktgriff.
„ 7a. Rechter Lenkstangengriff.
„ 8. Reservoir.
„ 8a. Benzinraum.
„ 8b. Elementenraum.
„ 8c. Oelraum.
„ 8d. Oeleinlaßschraube.
„ 8e. Elemente.
„ 9. Gassaugrohr.
„ 10. Zündkerze.
„ 11. Auspuffrohr.
„ 12. Auspufftopf.
„ 13. Oelpumpe.
„ 14. Rohrleitung dazu.
„ 15. Benzineinlaßschraube, darauf Schraube für Schwimmer.
„ 16. Benzinablaßschraube.
„ 17. Schraube mit Gegenkompressionsventil.
„ 18. Oelablaßhahn.
„ 19. Unterbrecher (Trembleur).
„ 20. Induktionsapparat.
„ 21. Riemenschnurscheibe.
„ 22. Riemenschnur.
„ 23. Auspuffventilstift mit Ventil.
„ 24. Nocken im Unterbrecher.
„ 25. Kontaktfeder.
„ 26. Verstellbare Platinschräubchen.

Motordreiräder verwendet man heute fast nur noch für Geschäftszwecke innerhalb der Städte, indem man zwischen den beiden nebeneinanderliegenden Rädern, welche vorn oder hinten liegen, einen Kasten für die zu befördernde Ware einbaut. Die Ursachen, weshalb das Motordreirad sich für andere Zwecke, z. B. als Reisefahrzeug, nicht eingeführt hat, sind folgende:

1. Ein großer Fehler des Motordreirades war sein hoher Preis.

2. Da die Räder des Motordreirades in drei verschiedenen Spuren laufen, kommt das Fahrzeug auf schlechter Straße, z. B. einem sandigen Wege, schwer von der Stelle, weil die drei Räder drei Spuren in den Weg schneiden müssen, wogegen beim Zweirade das hintere in der Spur des vorderen Rades läuft und die Straße schon gewissermaßen gewalzt vorfindet.

3. Ein dritter Fehler des Motordreirades ist der, daß der Automobilist beim Fahren auf schlechter Straße stark unter dem unruhigen



285. Die wichtigsten Zubehörteile des Motors.

M. J. Graves auf seinem 7½ P.S.-Neckarsulmer Motorrad, auf dem er den Weltrekord mit einem 123 km-Stundentempo schlug.
(Aus Sport im Bild.)

...nge des
... Er er...
... Richtu...
...eradfah...
...stellen.
4. Kann
...ilge seiner
...iden und
...mten, wo
...kommen
5. Stell
...anderen ...
...Luftwahr...
...Motordrei...
...Breite der
Bei die...
das Moto...
...ode aber
Dreiradfa...
den Weg
...it der Zu...
...lebhaftem
Städten
(weil z. ...
Weg ver...
...zwungen
...rades h...
nicht z...
...gestatte...
...gung r...
den h...
55...
...istik
unter
Stu...
...scher
2 P
50
...ar
...n

Gange des Fahrzeuges zu leiden hat. Er erhält nämlich Stöße von zwei Richtungen, wogegen für die Zweiradfahrer die seitlichen Stöße fortfallen.

4. Kann das Motorzweirad infolge seiner Einspurigkeit auf Fußpfaden und überhaupt auf Wegen fahren, wo mit dem Dreirade durchzukommen schwer möglich ist.

5. Stellt das Zweirad keine besonderen Anforderungen an seinen Aufbewahrungsort, wogegen das Motordreirad z. B. eine gewisse Breite der Einfahrt verlangt.

Bei diesen vielen Vorzügen steht das Motorzweirad dem Motordreirade aber insofern nach, als der Dreiradfahrer nicht so ängstlich auf den Weg zu achten braucht. Auch ist der Zweiradfahrer, wenn er bei lebhaftem Verkehr in größeren Städten für kurze Zeit halten muß (weil z. B. ein Fuhrwerk ihm den Weg versperrt), zum Absteigen gezwungen, der Fahrer eines Dreirades braucht dagegen den Sattel nicht zu verlassen. Das Dreirad gestattet außerdem die Unterbringung von einigem Gepäck zwischen den Hinter- bezw. Vorderrädern.

553. Einteilung und Charakteristik der Motorzweiräder. Man unterscheidet heute hauptsächlich zwei Gruppen Motorräder, nämlich schwere mit Motorstärken über 2 PS. und einem Eigengewicht über 50 kg und leichte mit Motorstärken unter 2 PS. und Eigengewichten von höchstens 50 kg. Bei der ersten Gruppe der schweren Räder geschieht der Antrieb fast ausschließlich vermittels Riemen oder Kette vom Motor aus auf das Hinterrad, nur selten findet man den Antrieb durch Zahnräder. Diese Räder haben auch häufig ein kleines Getriebe mit zwei Uebersetzungen für verschiedene Geschwindigkeiten. Man baut dieselben auch mit zwei oder auch vier Motoren von 2 bis 6 PS. Eine besondere Art bilden schließlich noch die kräftigsten und schnellsten derselben, die sogen. Schrittmachermaschinen, deren Sitz so weit wie möglich nach hinten gelegt ist, damit der dahinter fahrende Radrennfahrer durch den Motorschrittmacher möglichst günstigen Windschutz erhält. Die Lenkstange dieser Räder hat daher auch eine auffallend große Länge.

Bei den leichtesten Motorrädern findet man auch noch vereinzelt den Vorderradantrieb. Meist geschieht dieser dann aber nicht durch Riemenübertragung, sondern durch sogen. Pneumatikantrieb, welcher darin besteht, daß auf der Motorwelle des kleinen Motors ein Reibrad (Friktionsrad) angebracht ist, welches sich gegen den Pneumatik des Vorderrades preßt und dieses antreibt. Es lassen sich durch diese Bauart auch gewöhnliche Fahrräder leicht in Motorräder umwandeln.

Der Motor bedeutet die Seele des Motorrades und ist ein Kunstwerk sowohl in seiner Arbeitsweise, wie in der Herstellung. Derselbe ist fast genau so gebaut wie die Automobilviertaktmotoren, nur alles in geringsten Abmessungen; er hat dabei auch wenigstens eine doppelt so hohe Umdrehungszahl wie dieser, nämlich 2000 bis 3000 pro Minute. Da die Wandstärke dieser kleinsten Motore sehr dünn ist, so haben dieselben fast ausschließlich nur Luftkühlung. Neuerdings hat man auch brauchbare Zweitaktmotoren für leichte Räder verwendet. Sollten dieselben sich weiter bewähren bezw. noch vervollkommnen, so wäre das ein bedeutender Gewinn für den Motorradsport, weil diese Motoren sich außerordentlich einfach herstellen lassen und nur etwa $^2/_3$ so viel wiegen wie ein Viertaktmotor. Man versucht schon sehr lange, diese Mo-

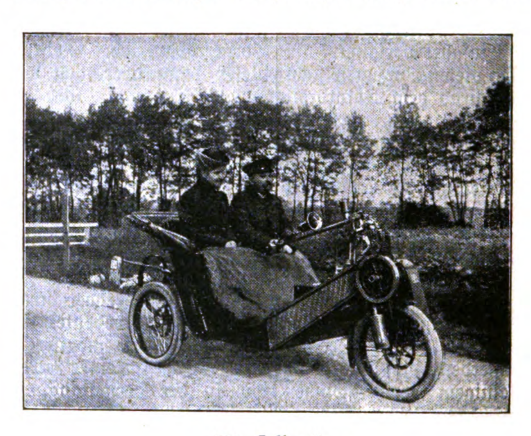
toren zu verwenden, jedoch ließen sich die bisherigen Konstruktionen immer zu schnell heiß, die Zylinderschmierung verursachte Schwierigkeiten, und man konnte den Kompressionsraum, welcher durch das Kurbelgehäuse gebildet wird, nicht genügend dicht halten 2c.

Die Maximalgeschwindigkeit der normalen Motorräder ist 40 bis 70 km per Stunde. Mit Rennrädern erreichte man vereinzelt Geschwindigkeiten von über 100 km per Stunde.

Der Benzinverbrauch eines Motorrades von 2 bis 2½ PS. Motor ist 3 bis 3½ Liter für 100 km. Rechnet man 30 Pfg. für 1 Liter Benzin, so kostet demnach der Kilometer ca. 1 Pfg. Der Oelverbrauch kostet hierbei ca. 0,1 bis 0,15 Pfg. pro Kilometer.

Der Einkaufspreis der leichten Motorräder schwankt in Deutschland zwischen 300 und 600 Mk., derjenige der schweren Räder zwischen 400 und 800 Mk.

554. Die Cyklonette. Als eine besondere Art von Automobilfahrzeugen, welche zwischen den Motorwagen und Motorfahrrädern steht und gewissermaßen in besserer Form an Stelle des fast verschwundenen gewöhnlichen Motordreirades getreten ist, muß hier noch der in Abb. 286 dargestellte kleine dreirädrige, zweisitzige Wagen erwähnt werden. Dieser Wagen, welcher meist unter dem Namen Cyklonette bekannt ist, weil er zuerst und hauptsächlich von der Cyklonmaschinenfabrik Berlin gebaut und so benannt wurde, hat sehr große Verbreitung gefunden. Wer die Anschaffungs- und Betriebskosten eines größeren vierräderigen Automobils scheut und dem das Motorrad nicht bequem genug ist, der findet häufig in der Cyklonette das gewünschte. Auch für den Warentransport bis etwa 4 Ztr. Nutzlast erachte ich die Cyklonette für eins der allerbest geeignetsten Motorfahrzeuge.



286. Cyklonette.

IX. Radfahrsport.

Von

R. Koehlich, Breslau.

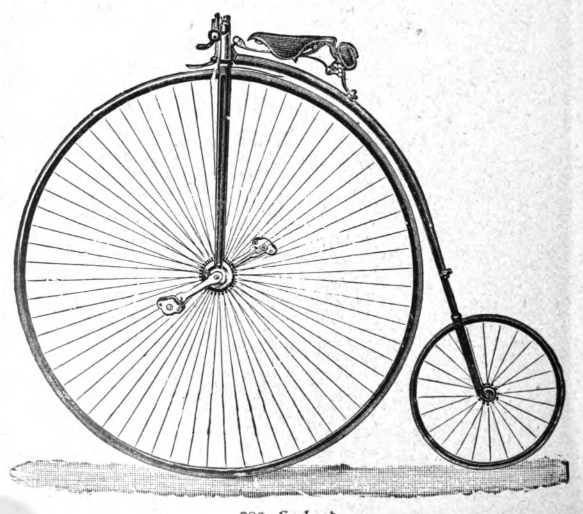
555. Geschichte des Fahrrades. Als Vater der Radelei wird der badische Oberforstmeister Carl Frhr. D r a i s von Sauerbronn angesehen. D r a i s (an dessen Name noch die „Draisine" erinnert, und der übrigens Dreis, nicht Dräs, gesprochen wird), baute 1817 das erste



287. Drais' Laufrad.

Laufrad, das aus zwei durch ein Gestell verbundenen Holzrädern bestand; erst später fügte er noch einen Sattel hinzu. Ueber dieses Vehikel stellte sich der Fahrer rittlings, nahm die Lenkstange in die Hand und machte Laufschritte, hin und wieder den Schwung oder ein leichtes Gefälle benützend, um flüchtig im Sattel auszuruhen. Das Germanische Museum zu Nürnberg enthält zwar Laufrädermodelle, die etwa hundert Jahre vor Drais gebaut sein mögen; Drais hat jedoch die Ausführung leichter und eleganter gemacht; und die Geschichte des Fahrrades hat in ihm einen bestimmten Namen statt der unbekannten Erbauer der Nürnberger Modelle vor sich. Seine Erfindung bezw. Nacherfindung geriet jedoch bald, wie er selbst, in Vergessenheit, bis 1859 in die Werkstätte von Michaux in Paris ein Laufrad zur Reparatur gebracht wurde. Bei dessen Anblick kam Michaux' Sohn auf die Idee des Pedalantriebes, und einige derart umgebaute, erhöhte und mit Pedalen versehene Zwei- und Dreiräder wurden von diesem Michaux 1867 auf der Pariser Weltausstellung gezeigt, wo auch Napoleon eines für seinen Lulu kaufte. In Frankreich wie in Deutschland kamen die konstruktiven Versuche jedoch bald zum Stillstand durch den Krieg von 1870/71; und England bemächtigte sich der Sache und erfand alle diejenigen Verbesserungen, die aus dem Michauxschen „Knochenschüttler" (boneshaker) das Hochrad und daneben das Dreirad machten.

Die große Sturzgefahr des Hochrades mit seinem 50—60 Zoll = $1\frac{1}{4}$—$1\frac{1}{2}$ Meter hohen Vorderrade regte zur Konstruktion von Sicherheitsrädern an, die aber ihren Zweck so lange nicht erfüllten, als man die Grundlinien des Hochradtyps, sei es auch unter dessen Verkleinerung oder unter Verlegung



288. Hochrad.

des Schwerpunktes weiter nach hinten, nicht aufgab. So verschwanden die Konstruktionen des „Cangaroo-", des „Extraordinary-", des „Facile-" und des „Star"-Bicycle bald nach ihrer Einführung wieder, bis 1884 Starley in Coventry im wesentlichen den Typ des heutigen Niederrades erfand.

Aber die allgemeine Einführung des Radfahrens wäre trotzdem wohl nie erfolgt, wenn nicht der schottische Tierarzt Dunlop 1885 den Luftreifen erfunden hätte, der jedes nicht ganz abnorme Hindernis durch seine Nachgiebigkeit sozusagen verschluckte. Große Dauerfahrten, in Deutschland und Oesterreich namentlich die Fahrt Wien-Berlin 1893, erwiesen auch für das große Publikum wie für das Militär 2c. die Brauchbarkeit dieser Bereifung, deren Montier- und Reparierbarkeit immer vollendeter gestaltet wurde, in eben dem Maße, wie der anfangs sehr hohe Preis sank. In die Zeit von 1893—95 etwa fällt denn auch der große Aufschwung des Radfahrens, zugleich auch der Niedergang des Hochrades und des Dreirades. Ersteres ist seitdem als Tourenmaschine völlig verschwunden, und das Dreirad erfüllt seine Hauptbestimmung als Transportvehikel in den Straßen der Großstädte.

556. Das moderne Niederrad. Des Engländers Starley in Coventry 1884 konstruiertes Sicherheitsrad, der Rover, das in Deutschland erst um 1890 hier und da Fuß faßte, bedeutete den Abschluß des Tastens und Suchens nach der Grundform des Fahrrades. Einzelheiten sind konstruktiv und materiell in diesem Vierteljahrhundert verbessert worden, aber die ausschlaggebende Grundform ist nicht nur bis jetzt unberührt geblieben, sondern man kann ruhig sagen: sie wird es in alle Ewigkeit bleiben, solange es Menschen und Straßen geben wird.

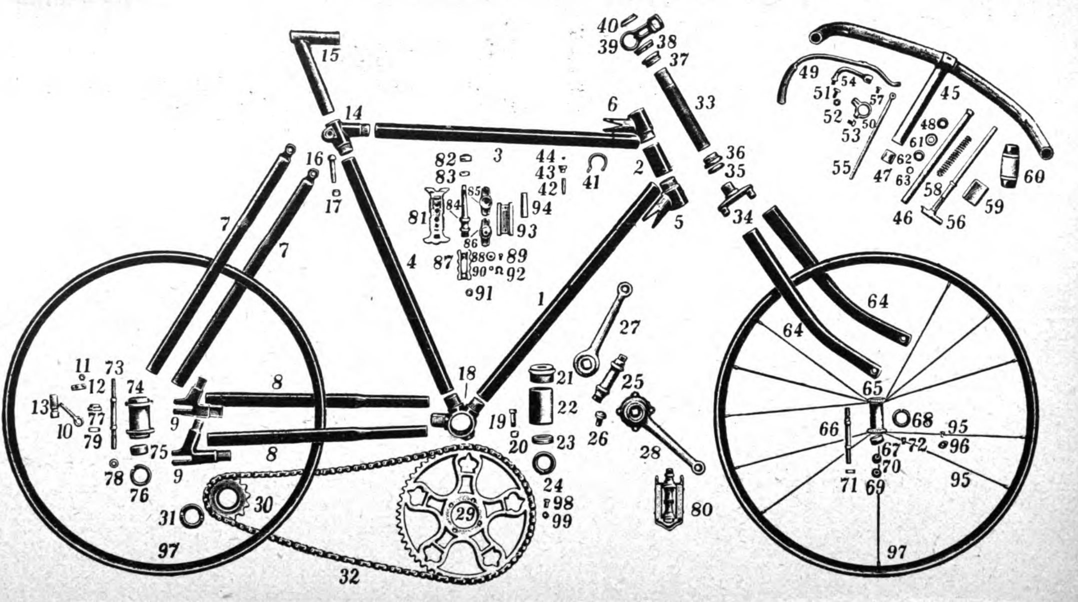
Das Charakteristische des wahrhaft Genialen — in der Kunst wie in der Technik 2c. — größte Wirkungen mit einfachsten Mitteln zu erzielen, kommt selten so packend zur Erscheinung wie in der Form und Funktion des Fahrrades, das zu den größten Leistungen des Menschengeistes zählt. Man braucht es sich nur einmal aus unserem ganzen jetzigen Verkehrsleben wegzudenken, um seinen Wert und seine Unentbehrlichkeit zu erkennen.

Aeußerste Material- und Raumökonomie bei großer Dauerhaftigkeit, Leistungsfähigkeit und Billigkeit charakterisieren das heutige Normalrad, an dem es nichts Ueberflüssiges gibt.

Zwei spielend leicht rollende Räder, ein Antriebsmechanismus und ein Gestell zur Verbindung der Räder und zur Aufnahme des Fahrers und eine Vorrichtung zum Lenken, — das ist das Fahrrad in seinen jedermann bekannten Grundzügen.

In dem durch die beiden Kettenräder nebst Kette dargestellten Getriebe, der Uebersetzung, beruht die Ueberlegenheit des Niederrades über das Hochrad, nicht nur durch die dadurch erzielte ungleich größere Gefahrlosigkeit und Bequemlichkeit der ganzen Maschinenform, sondern auch durch die direkte größere Leistungsfähigkeit. Denn während die von der Beinlänge des Fahrers streng abhängige Höhe des Hochrades nur 4—4½ m pro Umdrehung zu machen erlaubte, ist die Uebersetzung des Niederrads unabhängig von der Beinlänge und gestattet eine noch viel größere Entfaltung als die in der Regel angewandte von ca. 6 m.

Um die Uebersetzung zu berechnen, wenn man sie nicht schon



289. Zerlegtes Normal-Herrenrad der Corona-Fahrradwerke, Brandenburg a. H.

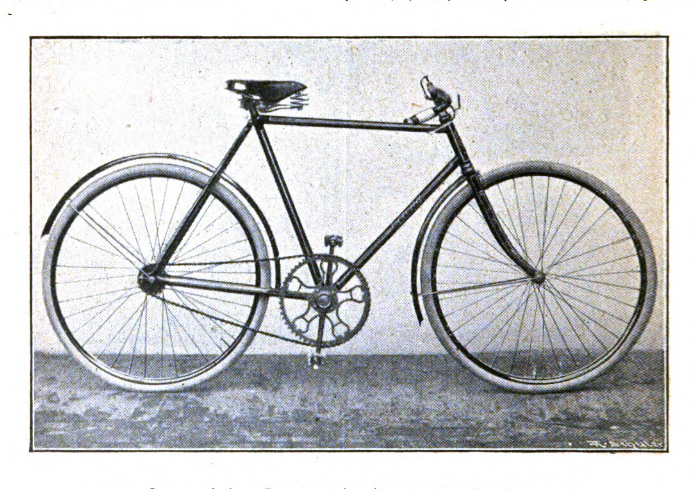
Teile des zerlegten Coronarades.

1. Unterrohr.
2. Steuerrohr.
3. Oberrohr.
4. Sattelrohr.
5. Steuerverbindung, untere.
6. Steuerverbindung, obere.
7. Hinterstreben.
8. Hinterrohre.
9. Endstücke.
10. Kettenspanner.
11. Kettenspannermutter.
12. Kettenspannerkappe.
13. Auftritt.
14. Sattelmuffe.
15. Sattelstütze.
16. Sattelstützklemmbolzen.
17. Sattelstützklemmbolzenmutter
18. Tretlagergehäuse.
19. Tretlagerklemmbolzen.
20. Tretlagerklemmbolzenmutter.
21. Kapsel, rechte.
22. Kapsel, linke.
23. Kapselschale.
24. Kugelhalterring.
25. Kurbelachse.
26. Kurbelbefestigungsschraube.
27. Kurbel, linke.
28. Kurbel, rechte.
29. Kettenrad.
30. Zahnkreuz.
31. Konterring zum Zahnkranz.
32. Kette.
33. Gabelrohr.
34. Gabelkopf.
35. Gabelschale.
36. Steuerschale, untere.
37. Steuerschale, obere.
38. Kugelkopfschale.
39. Laternenhalter.
40. Gabelzierdeckmutter.
41. Feststellerband.
42. Feststellergewindestück.
43. Feststeller-Reguliermutter.
44. Sicherheitsschräubchen zum Feststellen.
45. Lenkstange.
46. Lenkstangenbefestigungsschraube.
47. Lenkstangen-Keilstück.
48. Unterlagsschraube.
49. Bremshebel.
50. Bremshebelscharnier.
51. Bremshebelscharnierschraube.
52. Bremshebelscharniermutter, untere.
53. Bremshebelscharnierschraube, obere.
54. Bremswinkelstück.
55. Bremszugstange.
56. Bremsschuh mit Rohr.
57. Bremswinkelmutter.
58. Bremsfeder.
59. Bremsgummi.
60. Fahrradgriff.
61. Scheibe für Lenkstangenschaft.
62. Scheibe, untere für Anzugrohr.
63. Mutter für Anzugrohr.
64. Gabelscheiben.
65. Vorderradnaben.
66. Vorderradachse.
67. Vorderradnabenachse.
68. Konterring.
69. Vorderradkonus.
70. Vorderradbuchse.
71. Vorderradmutter.
72. Vorderradöler.
73. Hinterradachse.
74. Hinterradnabe.
75. Hinterradnabenschale.
76. Hinterradkonterring.
77. Hinterradkonus.
78. Hinterradbuchse.
79. Hinterradmutter.
89. Pedal.
81. Pedalaußenblech.
82. Pedalkappe.
83. Pedalkonus.
84. Pedalachse.
85. Pedalsteg, oberer.
86. Pedalsteg, unterer.
87. Pedalinnenblech.
88. Pedalkonusmutter.
89. Pedalgummischraube.
90. Pedalgummischraubenmutter.
91. Unterlegscheibe.
92. Pedalölfeder.
93. Pedalgummi.
94. Pedalrohr.
95. Speiche mit Nippel.
96. Unterlagplättchen zum Nippel.
97. Felgen.
98. Kettenradschraube.
99. Kettenradschraubenmutter.

kennt, multipliziert man einfach den Raddurchmesser mit der größeren Zähnezahl und dividiert durch die kleinere, z. B. 28 Zoll × 22 : 8 = 77 Zoll oder 195 cm. Diese Zahl multipliziert mit der Ludolfschen Zahl π (rund $^{22}|_{7}$) ergibt den Weg bei einer Pedalumdrehung, hier z. B. 6,13 Meter.

jeder Pedaldrehung in Zentimetern an.

557. Der Freilauf. Der aus England stammende Freilauf gestattet, die Pedale, und dadurch auch die Beine, in jedem Fahrtempo in Ruhestellung zu halten — sei es z. B. für die ganze Dauer einer Talfahrt, sei es für Sekunden, z. B.

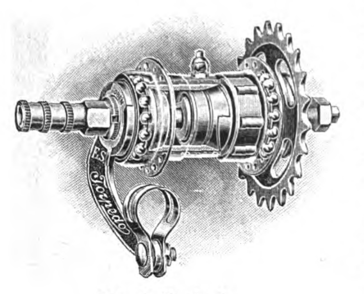


290. Herrenrad der Corona-Fahrradwerke, Brandenburg a. H.

Aus der Zeit der englischen Vorherrschaft in der Radfabrikation, die bis gegen 1890 dauerte, hat sich die Bezeichnung des Raddurchmessers — und dadurch auch der Uebersetzung — in Zoll erhalten. Ein Zoll ist ungefähr gleich $2^1/_2$ cm. In Frankreich herrscht die vernünftigere Angabe der „Entfaltung“, d. h. des bei einer Pedalumdrehung zurückgelegten Weges, in den Katalogen vor. Man kann diese Entfaltung nun am einfachsten finden, wenn man die in deutschen Katalogen meist enthaltene „Uebersetzung in Zoll“ mit 8 multipliziert; das Resultat gibt den Effekt

bei Durchquerung einer schlüpfrigen Pflasterstelle. Er beruht darauf, daß das kleine Kettenrad nicht auf der Hinterradnabe selbst befestigt ist, sondern auf einem um die Achse rotierenden Gewindekopf, der selbst erst durch einen hineingefrästen „Mitnehmer“ den entgegengesetzt gefrästen Mitnehmer der Nabenhülse, und dadurch das Hinterrad, nach vorn bewegt. Diese Mitnehmer treten außer Funktion, sobald die Pedale, und dadurch die beiden Kettenräder, angehalten werden, und die Maschine folgt, nunmehr ohne deren Antrieb, nur noch ihrer eigenen Schwung- bezw.

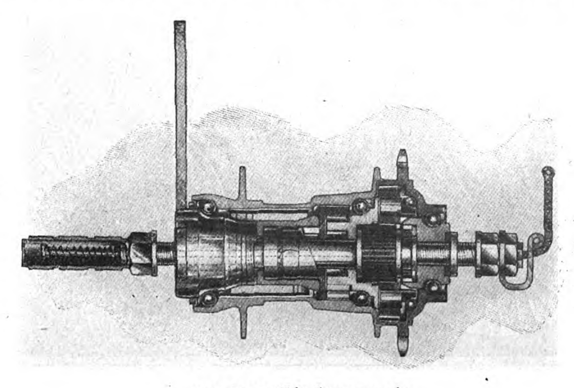
Schwerkraft. Bei dieser einfachsten Form des Freilaufes wäre ein wirksames Gegentreten unmöglich; allgemein ist deshalb innerhalb



291. Freilaufnabe.

der Freilaufnabe selbst ein Bremsmechanismus angeordnet, der schon bei leichtem Gegentreten in der Weise wirkt, daß durch eine konische Kuppelung ein geschlitzter hohler Metallzylinder auseinander getrieben und gegen die Innenfläche der Nabenhülse gepreßt wird. Diese Bremsung ist absolut sicher und im Notfalle äußerst energisch. Die ganze Freilaufnabe ist gegenüber der gewöhnlichen nur wenig schwerer und größer, auch das Plus an Reibung kommt praktisch nicht in Betracht, und der Mehrkostenpreis von etwa 15 Mk. spielt ebenfalls keine Rolle gegenüber der wesentlich höheren Bequemlichkeit des Fahrens mit Freilauf. In England sind schon seit Jahren Räder mit fester Nabe nur vereinzelt im Gebrauch. Unsere Abbildung 291 gibt einen Schnitt der „Torpedo"-Nabe von Fichtel u. Sachs in Schweinfurt, eine der größten Nabenspezialfabriken der Welt; sie ist das verbreitetste derartige System in Deutschland und konstruktiv wie materiell von größter Vollendung.

558. Die Doppelübersetzung. Die Mehrzahl der Fahrräder ist mit einer Uebersetzung von 70—80 Zoll (Damenräder 65—70) ausgerüstet, was einem Wege von ca. 5—6 Meter bei einer Pedalumdrehung entspricht. Die oben angegebenen Zahlen genügen für alle nicht rennsportlichen Zwecke, sind dagegen bei bergigem Terrain oder Gegenwind schon etwas zu reichlich.



292. Doppelübersetzungsnabe.

Um nun je nach Gunst oder Ungunst der Verhältnisse mit möglichster Kräfteschonung und Bequemlichkeit fahren zu können, dient die während des Fahrens umschaltbare Doppelübersetzung, die in der Nabe des Hinterrades eingebaut ist. Durch sie kann die reguläre Hinterraddrehung willkürlich um 25 bis 30 % reduziert, also Kraft auf Kosten des Weges erspart werden.

Die Doppelübersetzungsnabe, die keineswegs plump aussieht und nur etwa 1 Kilo mehr wiegt als eine gewöhnliche, ist auch stets mit Freilauf und Nabeninnen- oder anderweitiger Rücktrittbremse versehen und wird auch bei Kettenlosen angewendet, so namentlich seitens der „Wanderer"-Werke.

Es gibt sogar Naben mit drei während der Fahrt auswechselbaren Uebersetzungen und Freilauf (jedoch ohne Rücktrittinnenbremse), bei denen die mittlere Uebersetzung, als die normale, im direkten Eingriff steht, während die kleine den Lauf um ca. 25 % verlangsamt, die große ihn dagegen um ca. 30 % beschleunigt. Es sind demnach z. B. die Uebersetzungen von 57, 76 und 100 Zoll in einer einzigen Maschine vereinigt.

Die doppelte Uebersetzung kostet etwa 40 Mk., die dreifache etwa 70 Mk. mehr als die normale Ausführung.

Räder mit drei Uebersetzungen sind nur ganz vereinzelt, solche mit zwei häufiger, aber immer noch als Ausnahme, im Gebrauch.

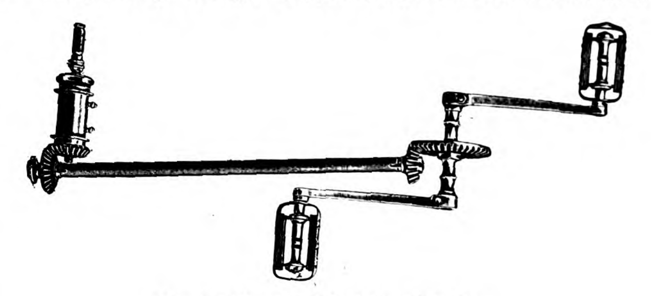
559. **Die kettenlosen Fahrräder.** Anstatt durch die Kette, wurde zu Ende der 1890er Jahre im Auslande, namentlich in Amerika, Frankreich und Belgien, von mehreren Fabriken die Kraftübertragung durch eine Welle mit kegelförmigen Zahnrädern bevorzugt. Der Hauptvorteil dieses Systems war und ist die absolut schmutz- und staubsichere Verkleidung des ganzen Getriebes, die aber durch einen guten Blech- (nicht Zelluloid-) Kettenkasten bei jeder Kettenmaschine ebenso gut erzielt werden kann.

Als Gebrauchs- wie als Sportsmaschine spielt die Kettenlose nur eine ganz bescheidene Rolle und geht immer mehr zurück; aus man-



293. Kettenloses Fahrrad der Wanderer-Fahrradwerke, Chemnitz.

chen Fabrikkatalogen ist sie schon ganz verschwunden. Ihre geringe Verbreitung beruht weniger auf



294. Getriebe eines kettenlosen Fahrrades.

besonderen Vorzügen des Systems, als auf ihrem aparten Aussehen und höheren Preise, wodurch sie manchen sozusagen vornehmer als das Normalrad erscheint.

Die Figuren zeigen eine komplette Kettenlose und ein Getriebe ohne Verschalung, die Funktion desselben ist ohne Erklärung leicht ersichtlich.

Die Kettenlosen können ebenfalls mit Freilauf und Rücktrittbremse ausgerüstet werden; und die Wandererwerke, die diesem Typ besondere Aufmerksamkeit zugewendet haben, montieren sogar auf Wunsch eine Doppelübersetzungsnabe hinein. Die Kettenlose mit Freilauf und Doppelübersetzung stellt das Teuerste dar, was es in motorlosen einsitzigen Zweirädern gibt.

560. **Das Damenrad** gleicht dem Herrenrade in allen wesentlichen



295. Damenrad der Corona-Fahrradwerke, Brandenburg a. H.

Teilen, bis auf den abweichenden Rahmenbau, bei dem, mit Rücksicht auf die auch im Sport vorherrschende weibliche Bekleidung, das obere horizontale Rohr wegfällt. Das untere Rohr wird dafür, um die Festigkeit des Gestells nicht in Frage zu stellen, verdoppelt. Selten verlaufen diese beiden Rohre grade, meist ist entweder das untere grade und das obere geschweift oder es sind beide geschweift. Die letztere Form, wohl die häufigste, ist in der Linienführung die schönste und auch insofern die praktischste, als sie beim Aufsteigen den meisten Spielraum gewährt. Da der Rock leicht ins Hinterrad oder in die Kette geraten könnte, so sind diese Teile mit Schutzverkleidungen versehen.

561. **Der Zweisitzer,** der analog der Benennung zweier hintereinander gespannter Pferde meist „Tandem" genannt wird, gleicht völlig dem Einsitzer; nur ist der Rahmen verlängert und es kommt ein zweiter Sattel, eine zweite Lenkstange und Kette und ein zweites Pedalepaar mit Trittlager hinzu. Die ganze Ausführung ist auch, für das doppelte Gewicht, entsprechend verstärkt. Wenn die Maschine für einen Herrn und eine Dame dienen soll, so ist entweder der vordere oder der hintere Rahmen offen, wie beim Damenrade. Die Tandems stehen übrigens schon seit Jahren auf dem Aussterbeetat.

Die Drei-, Vier-, Fünf- und Sechssitzer hatten nur sportliche Bedeutung als Schrittmachermaschinen auf der Straße und Rennbahn, sie sind aber durch die Motorräder völlig verdrängt.

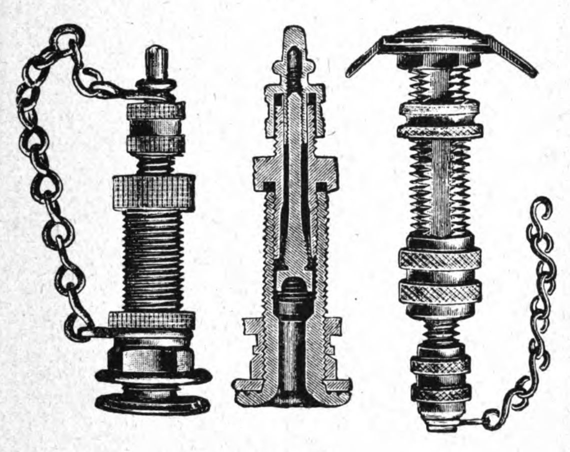
562. **Die wichtigsten Zubehörteile.** Unter diesen nimmt die Bereifung die erste Stelle ein. Alle Anstrengungen von Erfindern, den leicht verletzlichen Luftreifen durch eine andere Konstruktion zu ersetzen, haben bisher nur ganz beschränkten Erfolg gehabt; und es kommt praktisch nur der Pneumatik als Bereifung in Frage, und zwar das sog. Zweikammersystem, bestehend aus einem endlosen Schlauche und einem Schutzmantel. Die Innenluft des Gummischlauches tritt mit der Außenluft in willkürliche Verbindung nur mittels eines Ventils. Die den Schlauch beim Fahren umgebende Schutzhülle, der Mantel oder die Laufdecke, ist ein endloser Streifen, dessen Innenschicht aus unnachgiebigem Gewebe, die Außenschicht aus vulkanisiertem Gummi besteht. Längs dieses Laufmantels sind auf beiden Seiten entweder Drahteinlagen oder (vorwiegend) Wülste aus dem gleichen Stoffe angebracht, die rings herum unter die Vorsprünge der Radfelge eingreifen und sich um so fester an diese pressen, je mehr der Reifen vermittelst der Luftpumpe aufgeblasen wird. Unter den Ventilen ist das verbreitetste und einfachste das Dunlopventil; komplizierter im Bau, aber viel müheloser zu bedienen sind die sog. Rückschlagventile, von denen in Deutschland das bekannteste das Gloriaventil der Hann. Gummikammkompagnie ist.



296. Felgenteil mit Pneumatikschnitt.

Bremse. Die älteste

und heute noch allgemein übliche Form ist die auf das Vorderrad wirkende Hebelbremse an der Lenkstange, die jedoch für sehr steile Gefälle nicht ausreicht und überdies bei langdauernder Anwendung bei der in genialer Weise überdies das Hebelgestänge durch einen einfachen Drahtseilzug innerhalb einer schlauchartigen Drahtspirale ersetzt ist. Die vordere Gummibremse fällt dann natürlich weg.



297. Ventile.

die Hand aufs äußerste ermüdet. Die genialste Lösung der wichtigen Bremsfrage ist der Freilauf mit Nabeninnenbremse (s. Nro. 557), bei der die Kraft der Beine und event. das ganze Körpergewicht die Bremse bedient. Selbst auf steilsten Gefällen, die überhaupt für Fahrverkehr in Betracht kommen, ist diese Bremse absolut verläßlich. Man hält die Pedale in horizontaler Lage und von Zeit zu Zeit genügt ein mehr oder minder leichter Rücktritt, bei sehr steilen Gefällen ein nachhaltiges, aber völlig müheloses Niederdrücken des hinteren Pedals.

Will man ganz sicher gehen, so verwendet man neben dieser Innenbremse noch eine auf die Hinterradfelge wirkende Handbremse in Hufeisenform: die Bowdenbremse,

Laterne. Für den Stadtverkehr ist die Oel-, Petroleum- oder eventuell Kerzen-Laterne am besten, für die Touren auf der Landstraße, im finstern Walde 2c. dagegen die Azetylenlaterne.

Sonstige Ausstattung. Wenn man nicht rennsportliche Zwecke verfolgt, wird man sich wohl meist für ein sog. „Tourenrad" entschließen, d. h. eine nicht zu leichte Maschine von 14—15 Kilo, mit Kotschützern, nach oben gebogener Lenkstange, kräftigen Gummis und durchschnittlich 70—80"er Uebersetzung, also 5—6 Meter Entfaltung, in stark bergigen Gegenden vielleicht nur 60", dann aber auch mit Freilauf und Nabeninnenbremse, der sich übrigens ganz allgemein einführen wird, wie es in England

längst der Fall ist. Man hält sich am besten an die normale Ausführung der gangbarsten Modelle in den Katalogen erster Fabriken und vermeidet z. B. auffällige Lackierung, die teurer und viel weniger haltbar ist als die schwarze (und an den Felgen allenfalls elfenbeinfarbige); hölzerne Felgen, die zwar leichter sind als stählerne, aber auch leichter brechen; leichte Rennreifen, die schwer oder gar nicht reparierbar sind u. a. m.

Von den „Tourenrädern" unterscheiden sich die „Straßenrenner" durch leichteres Gewicht, Wegfall der Kotschützer, größere Uebersetzung, tiefgebogene Lenkstange und leichtere Gummis, also durch ziemlich geringfügige Aeußerlichkeiten, außerdem noch durch etwas höheren Preis. Sie bilden den Uebergang zu den „Bahnrennern" mit sehr hohen (bis 150"er!) Uebersetzungen und von noch geringerem Gewicht.

563. **Die universelle Verwendung des Fahrrades.** Die Bedeutung des Fahrrades als reines Verkehrsmittel, im Dienste des einzelnen wie zahlreicher Behörden, der Feuerwehr, der Post, des Heeres ꝛc., seine Bedeutung für die soziale Hygiene der Arbeiter ꝛc., nicht nur durch den unmittelbaren Gebrauch, sondern auch dadurch, daß sein Besitzer entfernte Arbeitsgelegenheiten wahrnehmen und deshalb gesünder und billiger in den Vororten der Großstädte ꝛc. wohnen kann, — alles das, was es zu einem kulturgeschichtlichen Faktor von eminenter Bedeutung macht, kann in einer Abhandlung über den „Radfahrsport" nur angedeutet, nicht erschöpfend dargestellt werden. In unser Gebiet fällt hier nur die tourenmäßige Benutzung des Rades und seine gymnastische bezw. athletische Verwendung, mit Ausschluß des professionellen Rennsports.

564. **Das Fahrrad im Dienste des Sportsmannes.** Die Anfänge des Radfahrens hängen eng zusammen — entsprechend der Gefährlichkeit des Hochrades, das nur mutige, kräftige und geschickte junge Leute fuhren — mit dem Wettfahren, das anfangs ziemlich reiner Herrensport war. Im Laufe der Jahre, als namentlich die Schaulust der Menge den Rennbahnbesitzern hohe Einnahmen brachte und als dadurch die Siegespreise immer höher und nicht bloß als Ehren-, sondern auch als Geldpreise gegeben wurden, bildete sich ein Stand der berufsmäßigen Rennfahrer heraus, die überdies noch im Dienste von Fahrrad- und Gummifabriken standen und deren erfolgreichste in der Blütezeit nicht viel weniger verdienten, als ein Jockey ersten Ranges. Diese Rennartisten oder vielmehr ihre Brotgeber hatten zum Teil ungeheure Spesen, soweit jene nämlich „Steher" waren, d. h. Fahrer über lange Strecken (z. B. 1—6 Stunden bezw. 50—300 km), weil die „Führung", die heute von Fahrern auf Motorniederrad besorgt wird, damals Mannschaften von Mehr- (meist Fünf-) Sitzern oblag. Der Holländer Cordang hatte z. B. 5 Fünfsitzer, d. h. 25—30 Leute zu seiner Führung seitens der Dunlop-Pneumatikfabrik zur Verfügung, die ihn zu allen großen Dauerrennen, an denen er teilnahm, begleiteten. Die Besoldung und die Reisespesen verschlangen jährlich ein großes Vermögen. Auch die Organisation des Schrittmacherdienstes auf einer einzigen großen Straßenfernfahrt, z. B. der alljährlichen „klassischen" Bordeaux-Paris, kostete zu Ende der 1890er Jahre jedesmal viele Tausende für

eine Fabrik. Herrenfahrer konnten da natürlich nicht mittun; sie konnten es nicht, einmal als „Flieger", d. h. als Fahrer über kurze Strecken von 1000—3000 m ohne Schrittmacher, weil die Professionals keinen andern bürgerlichen Beruf hatten und somit dem Training, der Verbesserung ihrer Form, der sportgerechten Lebensweise unter Leitung eigener Trainer, ausschließlich obliegen konnten, und weil sie bei der Teilnahme an allen internationalen Konkurrenzen weder nach Zeit noch nach Geld zu fragen brauchten. Die besten Herrenfahrer, z. B. ein August Lehr, wurden denn auch — Berufsfahrer, die andern zogen sich zurück oder fuhren nach den reinen Herrenfahrerbestimmungen des Deutschen Radfahrerbundes, der größten und ältesten (gegründet 1884) deutschen Radfahrervereinigung. Heutigentages steht so ziemlich der ganze Radsport im eigentlichen Sinne direkt oder indirekt unter der Aegide dieses Verbandes, des D.R.B. und allenfalls noch (jedoch mit Ausschluß allen Rennwesens) der Allgemeinen Radfahrerunion, der A.R.U. Der vom D.R.B. gepflegte Rennsport tritt selten auf den Rennbahnen zutage, weil diese letzteren, die rein geschäftliche Unternehmungen sind, nur durch „Attraktionen" großen Stils ein großes zahlendes Publikum anlocken können, — öfters in großen Straßenfernfahrten des Hauptverbandes selbst oder in kleineren Straßenrennen seiner Unterverbände (Gaue) innerhalb von deren geographischen oder administrativen Grenzen. Die erste Straßenfernfahrt größten Stils in Deutschland war 1893 Wien-Berlin, die damals zuerst das Fahrrad in Mitteleuropa populär machte, und die sowohl die enorme Ueberlegenheit des Radlers über das Pferd (der Sieger Fischer brauchte 31 Stunden gegen $71^1/_2$ Stunden des Siegers Graf Starhemberg im vorangegangenen Distanzritt) als auch die Lebensfähigkeit des Pneumatiks erwies. Der damalige agitatorische Zweck und Erfolg dieser großen Leistungen scheidet heute aus, wo jedermann die Sache natürlich findet, sie haben nur noch interne Bedeutung für den Verband und die Teilnehmer. Dasselbe ist wesentlich der Fall bei den großen Sportfesten, die mit den Generalversammlungen der Verbände im Sommer verbunden sind und die dem Publikum das prächtige Bild eines imposanten Korsos zu bieten pflegen und im geschlossenen Saale außerdem den Anblick von Kunst- und Reigenfahren. Das Saalfahren ist es auch namentlich, das den Sportsmann im Winter entschädigt, sowohl im Reigenfahren als im Radpolo und ähnlichen Spielen.

565. Das Fahrrad im Dienste der Touristik. Die Ausübung des Radsports im engern Sinne stützt sich auf die großen Verbände und deren Unterorganisationen, die Gaue und Bezirke, und auf die größeren Vereine, im ganzen Reiche also auf vielleicht 100 000 Radler. Und von diesen ist es wieder nur ein sehr kleiner Prozentsatz, der selber das Radfahren sportmäßig ausübt. Den korporierten Sportradlern aber stehen in Deutschland vielleicht 3 Millionen Radler und Radlerinnen gegenüber, die mit dem „Schnelligkeitssport" nichts zu schaffen haben. Das Gros davon benützt ja das Fahrrad vorwiegend oder doch teilweise zu Berufszwecken; aber daneben steht noch die große Schar derjenigen, die es verwenden, um sich in Kontakt mit der Natur zu bringen und zu erhalten: die Radtouristen. Das Tourenfahren im

großen Stile hat sich nicht einbürgern bezw. behaupten können; für diese Zwecke ist das Automobil und das schnelle und billige Motorrad an Stelle des Fahrrades getreten, aber die Kilometerzahl ist ja nicht der Gradmesser für die innere Kultur sozusagen, die der Mensch einem Sport und einem Sportgerät verdanken kann, so wenig, wie der Bobsleigh über der Rodel oder dem Schi steht, weil er schneller ist. Jedenfalls ist der Tourismus die edelste Blüte des Radfahrens, das zeigt sich auch äußerlich z. B. in den Bestrebungen des Münchener Touringklub und seiner Eliteschar von Mitgliedern, die unter Fernhaltung alles Sportsathletischen nur dem Tourensport dienen.

Wann das Radfahren nach den individuellen körperlichen Voraussetzungen zu erlauben oder zu widerraten ist, darüber entscheidet am besten ein selbst radfahrender Arzt, — falls der Kandidat Zweifel in seine eigene Qualifikation setzt. Das Für und Wider ist übersichtlich zusammengefaßt in Prof. Dr. Schiefferdeckers „Indikationen und Kontraindikationen des Radfahrens" (Leipzig).

Die größte Gefahr, die der Radsport selber birgt, ist die Entstehung von Herzerweiterungen, durch häufig wiederholte große Anstrengungen, namentlich beim Bergfahren; bei Ueberanstrengung oder bei vorhandener Gefäßverkalkung, also besonders bei älteren Personen, kann dann auch leicht der Tod durch Herzzerreißung oder Schlagaderbruch eintreten. Und diese Gefahr ist umso ernster, weil der Fahrer die Ueberanstrengung der innern Organe in solchen Fällen erst an deren Erschöpfung wahrnimmt, an völliger Atemnot, an riesiger Pulsfrequenz (bis 250 Schläge pro Minute statt der normalen 70!), während die Beinmuskeln noch nicht die mindeste Ermüdung zeigen.

Ueber die Diät ist nicht viel zu sagen. Man kann auf der Tour genau so leben, wie man es gewöhnt ist und wie man es in den oft bescheidenen ländlichen Gasthäusern bekommen kann. Alkoholische Getränke läßt man bei Tage am besten ganz fort; auch die Abendmahlzeit sollte die reichlichste des Tages sein; am Tage selbst ißt man häufig, aber nie zu viel, wenn man flott weiterkommen will.

Berge, die einem sauer werden, erklimmt man lieber gehend, der geringe Zeitverlust ist jedenfalls dem möglichen Verluste an Gesundheit vorzuziehen, und das Auge wird im Gebirge noch durch die Aussicht reichlich entschädigt.

Auch für die Bekleidung sind keine besonderen Rücksichten nötig, die durch das Radfahren oder durch den Bau des Rades selbst geboten wären. Damen werden ohnehin nicht mit Schleppen und radgroßen Hüten zu Rade steigen; und die ganze sportliche Richtung unserer Zeit, die Aera der Körperkultur, der Nacktkultur rc. ist eine bessere Bürgschaft für vernunftgemäße Bekleidung auch beim Radeln, als es papierne Vorschriften wären.

Je nach der Dauer der Tour wird man etwas Gepäck mitnehmen, — aber niemals viel! Es genügt Leibwäsche für ein paar Tage, Strümpfe und Taschentücher und eine Reservehose einzupacken; das alles samt den Karten, die man nicht am betreffenden Tage braucht, rollt man in ein Stück Wachstuch, legt die Gummipellerine darauf, die man für plötzlich einsetzenden Regen mitnimmt, und schnallt das Ganze auf die Lenkstange. Vorsichtigerweise wird man noch einen Reserveschlauch vorher hineinpacken,

um nicht bei einem schweren Schlauchdefekt die Tour unterbrechen zu müssen, falls kein Händler in der Nähe ist.

Viele Reserveteile braucht der Besitzer eines guten Rades nicht mitzunehmen. Zunächst muß die Satteltasche ihren gesamten Inhalt an Werkzeug haben, den die Fabrik beigegeben hat. Dann ist es äußerst ratsam, ein paar Kettenglieder und eine Kettenschraube mit Mutter mitzunehmen, ebenso auch ein Reserveventil, bezw. diejenigen Teile eines solchen, die in Verlust geraten oder undicht werden können. Für längere Touren in wenig kultivierten Gegenden oder im Auslande, wo die Fahrradmarke, die man fährt, nicht vertreten ist, empfiehlt sich auch die Mitnahme der wichtigsten Achsen, Konen und Muttern. Der Freilauf ist öfters, d. h. alle paar Tage, mit Benzin oder Petroleum auszuspritzen und dann nachzuölen.

Fast alle Reparaturen an einem guten Rade beschränken sich auf das Flicken eines Schlauches, das Nachstellen der Kettenspannung oder irgend eines Lagers und sind leicht und schnell von jedem Fahrer an Ort und Stelle oder im nächsten Gasthause vorzunehmen, sobald er nur ein bißchen Anstelligkeit und guten Willen besitzt. Für schwierigere Reparaturen, die nicht jedermanns Sache sind, enthält das Büchlein „Die Behandlung des Fahrrades“ vom österr. Hauptmann Smutny (Graz) viele nützliche Fingerzeige.

Für die Tagesleistung eines Radtouristen bilden Alter, Geschlecht, individuelle Konstitution, Wind und Wetter, Terrain, Straßenoberfläche, die benützte Uebersetzung 2c. zusammengenommen den Maßstab, so daß sich hierüber weder Vorschriften noch Angaben machen lassen. Man kann aber 80 bis 100 km pro Tag, auch für mehrere Tage hintereinander, unter günstigen Verhältnissen als gut erreichbar, auch in Damengesellschaft, annehmen.

(Technische Ausdrücke siehe Nro. 556.)

****

X. Gymnastische Sporte.

1. Der Turnsport.

Von

Dr. Max Ahles, München.

566. Geschichtliches. Von einem Turnsport im Sinne unserer Zeit weiß uns die Geschichte nichts zu berichten.

Eine mehr oder minder systematische Pflege von Leibesübungen finden wir zwar bei allen Völkern und zu allen Zeiten vor, doch haben diese Uebungen nach ihrer Art und meist auch nach ihrem Zweck regelmäßig nicht mehr als eine nur zufällige Aehnlichkeit mit dem, was wir unter „Turnen" verstehen.

Die Erklärung für diese Erscheinung liegt nahe: Mehrgestaltig ist das treibende Element, welches unsere Turnhallen und Spielplätze bevölkert; bei dem einen überwiegt die Freude am Sport, beim andern der Ehrgeiz nach Bestleistungen, ein dritter wird durch seinen Hang zur Geselligkeit dem Turnvereine zugeführt. Weit mehr aber als diese Neigungen wirbt für die Turnsache die Erkenntnis, daß die moderne Kultur ein schlimmes Mißverhältnis geschaffen hat zwischen Ausbildung des Körpers und solcher des Geistes, und daß dieses Mißverhältnis eines Ausgleiches bedürfe.

Ein derartiger Ansporn zu körperlicher Betätigung hatte vordem nicht, oder doch nicht wie heute, für die Allgemeinheit bestanden.

Was uns die Geschichte von systematischen Leibesübungen überliefert hat, ist denn auch anders geartet als das, was wir unter dem Sammelbegriff „Turnen" zusammenfassen.

Auch der Zweck solcher Uebungen war ein anderer: Meist waren es Uebungen, welche, ausgesprochen militärischen Charakters, die Kriegstüchtigkeit des Volkes zu heben bestimmt waren, daneben aber treffen wir die Unterweisung in körperlicher Gewandtheit auch als einen Unterrichtszweig der Schulen an.

567. Persien. Von den Persern berichtet uns H e r o d o t, sie hätten ihre Kinder vom 5. bis zum 20. Lebensjahr nichts weiter gelehrt, als Reiten, Bogenschießen und die Wahrheit sprechen.

Ganz wörtlich ist ja dieser Bericht wohl nicht aufzufassen, wenigstens wollen wir zu Ehren der alten Perser nicht annehmen, ihre Kinder hätten solch großen Hang zur Unwahrheit gezeigt, daß es eines besonderen Unterrichts in der Kunst des Nichtlügens bedurft hätte, soviel aber darf aus jener Aufzeichnung doch als richtig entnommen

werden, daß die Erziehung der Söhne vornehmerer Eltern eine im wesentlichen kriegerische war.

Das kann auch nicht wundernehmen: Waren doch zu der Zeit, als Herodot seine Geschichte schrieb, die Perser ein hervorragend kriegerisches Volk, welches erst kürzlich Aegypten, Thrakien und Makedonien unterworfen hatte, und mit dem eben damals Griechenland um seine wirtschaftliche und politische Existenz kämpfte.

Daß aber zu kriegerischen Zeiten Kampf, Spiel und ritterliche Leibesübung bei der Jugend eines Volkes eine hervorragende Rolle spielen müssen, liegt auf der Hand.

568. **Griechenland.** Anders in Griechenland. Zwar haben auch dort die uns von der Geschichte überlieferten, sportähnlichen Veranstaltungen ihren Ausgang von dem Bestreben genommen, dem Lande wehrhafte, kriegstüchtige Männer heranzuziehen, allein ihre Entwicklung verlieh ihnen eine weitergehende Bedeutung: Spiele und friedliche Wettkämpfe waren im klassischen Hellas Gemeingut der Nation. Kein Fest, mochte es religiöser oder profaner Natur sein, war ohne sie denkbar.

Diese öffentlichen Wettkämpfe hielten nicht nur im Volke den gesunden Sinn für edle körperliche Vervollkommnung wach, sie gaben auch dem Ehrgeiz der Jugend reiche Nahrung und spornten sie stets aufs neue zu reger Arbeit auf den Uebungsplätzen an.

Den Gipfelpunkt des allgemeinen Interesses aber bildeten die alle 4 Jahre wiederkehrenden Wettspiele in Olympia, und wer dort einen Lorbeerzweig oder einen Siegerkranz errungen hatte, dessen Name wurde in ganz Griechenland geehrt.

So wurde dort die Pflege körperlicher Uebungen zu einem nationalen Erziehungsmittel, wie wir ein ähnliches bei keinem anderen Volke wieder antreffen.

Die Vorrichtungen, welche zu den Uebungen benützt wurden, waren einfach, von eigentlichen „Geräten“ kann kaum gesprochen werden.

Als Uebungsraum genügte dank dem warmen, an Niederschlägen armen Klima ein großer, freier Platz; diesem schlossen sich erst in späterer Zeit Bauten an, welche dann allerdings manchmal auch Hallen für besondere Uebungen, auch Ankleide- und Baderäume erhielten.

Die Uebungen waren hauptsächlich: Wettlauf, Hoch- und Weitsprung, Speerwerfen, Diskuswerfen und Ringen, also das etwa, was man heute mit dem Sammelbegriff „Leichtathletik“ bezeichnet.

Diese körperlichen Uebungen füllten einen großen Teil des Erziehungsprogramms für die Jugend aus, ohne daß aber dabei die geistige Ausbildung vernachlässigt worden wäre. Auch diese letztere wurde im „Gymnasion“ („Anstalt für Nacktübungen“; die Uebungen wurden mit entblößtem Körper ausgeführt) betätigt, und im Gymnasion verbrachte auf solche Weise der junge Grieche einen erheblichen Teil des Tages und damit seiner Erziehungsjahre.

In Sparta, das ebenfalls der körperlichen Ausbildung der Jugend die höchste Sorgfalt zugewendet hatte, trug die Organisation und die Art der körperlichen Uebungen einen mehr militärischen Charakter, wie ja hier überhaupt als oberster Staatsgrundsatz die Erstrebung höchster Kriegstüchtigkeit galt.

In Sparta war es auch, wo man, anscheinend zum ersten Male unter den damaligen Kulturvölkern, das weibliche Geschlecht ebenfalls

zu den körperlichen Uebungen heranzog. Die Uebungen waren im allgemeinen die gleichen wie die von der männlichen Jugend gepflogenen.

Ausgesprochener Zweck dabei war, dem Staate tüchtige und gesunde Frauen und Mütter zu geben.

Die Spartaner sollen denn auch die schönsten Frauen in ganz Griechenland besessen haben (siehe Dr. Rühl, Entwicklungsgeschichte des Turnens).

Mit der Unterwerfung Griechenlands durch die Römer (im 2. Jahrh. vor Christi Geb.), scheinen diese Uebungen, welche so sehr in das öffentliche Leben eingegriffen hatten, ihr Ende gefunden zu haben.

569. **Das römische Reich.** Den römischen Eroberern fehlte offenbar der Sinn für eine freie, sportliche Betätigung körperlicher Geschicklichkeit und Kraft. Sie beschränkten sich darauf, im Zirkus sich von bezahlten oder auch gezwungenen (Sklaven) Kräften körperliche Uebungen als Schauspiel vorführen zu lassen, wobei in späterer Zeit sich der Geschmack des Publikums zu einer oft geradezu infernalischen Grausamkeit entwickelte.

570. **Germanien.** Von den alten Germanen, unseren Stammvätern, wird berichtet, daß sie, abgesehen von Reiten und kriegerischen Spielen, gewisse körperliche Uebungen mit Vorliebe pflegten. Es waren dies: Springen, Wettlaufen, Steinstoßen und Speerwerfen.

Mit der Einführung des Christentums in Deutschland wurde das Interesse für körperliche Uebungen mehr und mehr zurückgedrängt. Die Pflege des Geistes und zwar vor allem die religiöse Ausbildung galt nunmehr als die vorwiegendste Aufgabe des Menschen, und es war nur konsequent, wenn man in körperlichen Uebungen eine Ablenkung von diesem Zweck, eine Gefährdung des Seelenheils erblickte, und sie deshalb verwarf.

So blieb nur dem Stande der Ritter die regelmäßige Pflege körperlicher Fertigkeiten vorbehalten, wobei hier naturgemäß leitender Gesichtspunkt die Erziehung zu kriegerischer Tüchtigkeit war. Die Uebungen bestanden in Reiten, Bogenschießen, Fechten, Werfen mit Stein und Speer, Springen.

571. **Entwicklung des Turnsportes in Deutschland.** Einen Turnsport im heutigen Sinn hat es sonach in der älteren Geschichte nicht gegeben.

Was wir heute unter „Turnen" verstehen, reicht in seinen nachweisbaren Uranfängen in das Ende des 18 Jahrh. zurück.

Unter der Leitung Johann Bernhard Basedows (geb. 11. Sept. 1723 zu Hamburg) wurde im Jahre 1774 zu Dessau eine „Musterschule", das „Philanthropinum", eröffnet, in welchem besonderes Gewicht auf die körperliche Ausbildung der Zöglinge durch die offizielle Einführung gymnastischer Uebungen gelegt wurde.

Selbst Lehrer an einer nach Basedowschem Muster errichteten Anstalt (in Schnepfenthal) gab im Jahre 1793 Johann Christoph Friedrich Guts-Muths das erste deutsche Turnunterrichtsbuch „Gymnastik für die Jugend" heraus. Dieser Veröffentlichung folgten im Jahre 1796 ein „Spielbuch", und 1817 ein „Turnbuch" des gleichen Verfassers.

Im Jahre 1794 erschien von Gerh. Ulrich Anton Vieth eine „Encyclopädie der Leibesübungen".

Hatten Basedow, Guts-Muths und Vieth von rein pädagogischen Gesichtspunkten aus für das Turnen gewirkt, so wurde mit dem Auftreten Friedrich Ludwig Jahns (geb. 11. August 1778 zu Lanz bei

Lenzen), den wir mit Recht als den Begründer des heutigen deutschen Turnsports bezeichnen, das Turnen auf das Innigste mit der Politik verquickt und hierdurch wohl erst zu eigentlicher Lebensfähigkeit — damals wenigstens — emporgehoben.

Freilich war damit gleichzeitig auch schon ein ernstes Hindernis geschaffen, mit welchem die Turnsache dann so lange zu kämpfen haben sollte.

Im Jahre 1811 eröffnete Jahn auf der Hasenheide bei Berlin einen Turnplatz und begann dort ein regelmäßiges Jugendturnen einzurichten. Sein Bestreben war von der ausgesprochenen Absicht geleitet, eine neue Generation voll Kraft und Mut heranzuziehen, welche seinen, des glühenden Patrioten, sehnlichsten Wunsch, ein freies, einiges Deutschland zu schaffen, erfüllen sollte.

Diese, von seinen Anhängern mit Begeisterung angenommene, politische Tendenz veranlaßte schon bald die preußische Regierung zur Stellungnahme gegen das Turnwesen. Durch einen königlichen Erlaß vom 2. Januar 1820 wurde das Turnen vollständig und ohne jede Einschränkung untersagt. Erst im Jahre 1842 wurde durch eine abermalige, allerhöchste Kabinettsordre das Turnen wieder zugelassen und nunmehr sogar in den öffentlichen Lehranstalten als Unterrichtszweig allgemein eingeführt.

Seitdem hat das deutsche Turnen von Jahr zu Jahr mehr Anhänger gewonnen und heute haben wir in Deutschland ein Heer von über 900 000 organisierten Turnern, deren Tätigkeit einen ganz außerordentlich wertvollen Einschlag von Kraft und Gesundheit in dem Gebilde unseres Volkskörpers darstellt.

572. **Zweck des Turnens.** Nach dem Geiste seiner Begründer und nach der satzungsgemäß ausgesprochenen Absicht der „Deutschen Turnerschaft", welche mit ihren mehr als 800 000 Mitgliedern die weitaus meisten deutschen Turner in sich sich vereinigt, bezweckt das deutsche Turnen die körperliche und sittliche Kräftigung, sowie die Pflege deutschen Volksbewußtseins und vaterländischer Gesinnung.

Dabei erscheint es gleichzeitig als ein vorzügliches Erziehungsmittel, geeignet zur Förderung des Gemeinsinnes, des Sinnes für Disziplin und für Unterordnung des Einzelnen unter ein größeres Ganzes.

Hiedurch dient es schließlich auch in hervorragender Weise der Hebung der Volkswehrkraft.

Diese Ziele und Folgeerscheinungen des Turnbetriebes werden in ihrem vollen Umfang erreicht durch das Turnen in unseren Turnvereinen (Volksturnen), während bei dem Turnen in unseren Erziehungsanstalten (Schulturnen) das erzieherische Moment in den Vordergrund gerückt ist.

573. **Das Schulturnen.** Wenn beim deutschen Schulturnen die Eigenschaft des Turnens als eines Sports zurücktritt, so liegt das zum Teil in der Natur der Sache: Dem Lehrer, welcher die Aufgabe hat, eine größere Anzahl von Schülern mit oft sehr verschiedener körperlicher Veranlagung im Turnen zu unterweisen, ist von vornherein eine Grenze dadurch gezogen, daß er die gemeinsamen Uebungen regelmäßig nicht über das Maß dessen steigern darf, was die schwächsten seiner Zöglinge zu leisten vermögen, da ja andernfalls diese weniger Leistungsfähigen von den Uebungen ausgeschlossen, oder aber zu Ueberanstrengung von möglicherweise schädlicher Wirkung angetrieben würden.

Aus diesem Grunde hat auch die Pflege des turnerischen Wettbewerbs in dem Turnprogramm unserer Schulen bisher keine Aufnahme gefunden.

Die Uebungen, welche in den Turnstunden unserer Schulen vorgenommen werden, sind nach der Reihenfolge der Klassen und damit nach dem Alter der Schüler abgestuft.

In den untersten Klassen bilden Ordnungsübungen (Reigen) und Spiele einen erheblichen Bestand im Turnprogramm, Freiübungen werden in ausgedehntem Maße, oft verbunden mit Ordnungsübungen, betrieben, während an den Geräten nur die einfachsten Uebungen vorgenommen werden.

In den höheren Klassen kommen die Ordnungsübungen in Wegfall, in den sonstigen Uebungen bringt jedes folgende Schuljahr den Schülern einen Uebergang von Leichterem zu Schwererem.

Schon oft ist der Wunsch laut geworden, es möge unserem Schulturnen eine größere Beachtung und vor allem auch mehr Raum als bisher im Lehrplan zugewandt werden.

Der schöne Satz „mens sana in corpore sano“ ist ja freilich fast an jeder unserer Mittelschul-Turnhallen irgendwo, außen oder innen, dekorativ verwendet, aber die Art, wie er in die Praxis umgesetzt wird, ist denn doch recht unzureichend.

Durchschnittlich zweimal in der Woche je 1 Stunde lang dürfen die Schüler „turnen“. Ja, wenn es nur für jeden 1 Stunde lang wäre. Aber da ist eine Klasse von 40, 50, 60 Jungen, denen die Turnstunde vielleicht das Liebste, wir wollen gar nicht sagen, das einzige nicht Unsympathische vom ganzen großen Lehrplan ihrer Anstalt, jedenfalls aber viel, viel lieber ist, als der ganze Horaz mit seinen Höflingsversen, als der unsterbliche Homer, dessen Schönheiten der Dozent wohl mit Begeisterung zu genießen vermag, der aber die Schüler regelmäßig sehr kalt läßt; und diese 40 und mehr jungen, lebensfrischen Burschen, die jede Woche beiläufig 30 lange Stunden hindurch die Schulbank drücken, die außerdem noch zu Hause sich auf die Schulstunden vorzubereiten haben, werden nur zwei kärgliche Stunden in der Woche zu körperlichen Uebungen angehalten. Dabei ist, abgesehen von den Ordnungs- und Freiübungen, von denen die ersteren gar keinen, die letzteren keinen erheblichen Wert für die Kräftigung des Körpers haben, die Zeitspanne, welche dem Einzelnen zum Turnen gewährt werden kann, stets naturgemäß nur ein geringer Bruchteil der Stunde, wenige Minuten bloß da ja bei den Uebungen an den Geräten regelmäßig nur jeweils ein einzelner Schüler turnen kann, während die anderen indessen zur Untätigkeit verdammt sind.

Ist eine solche Schulturnstunde zu Ende, und ruft die Glocke des Pedells die Jungen wieder auf die Schulbank zurück, so ist kaum einer unter ihnen, dem es seine Muskeln in wohltätiger Ermüdung sagen, daß er soeben „geturnt“ habe.

Der gewiß sehr wünschenswerte Wandel zum Besseren ließe sich unschwierig schaffen: Vor allem wären die offiziellen Turnstunden ganz bedeutend, mindestens auf das Doppelte zu vermehren. Sodann müßte die Tätigkeit in diesen Stunden eine weit intensivere sein, als sie es bei der bisherigen Methode sein kann, bei welcher der Turnlehrer allein die Leitung der Uebungen zu versehen hat, so daß bei den Geräteübungen infolge Zeit-

mangels der Einzelne immer zu kurz kommen muß. Hier könnten unsere Schulen sehr wohl dem Beispiel der Turnvereine folgen: Der Turnlehrer wird schon nach kurzer Zeit unter seinen Pfleglingen eine Elitemannschaft herausgefunden haben, die er nun zu Vorturnern ernennt, und denen er jeweils die Beaufsichtigung und Leitung eines Teiles der turnenden Klasse, zumal bei einfacheren Uebungen, übertragen kann. Auf diese Weise würde es ermöglicht, die in der gleichen Turnstunde versammelten Schüler in vier und mehr Gruppen zu teilen, welche zu gleicher Zeit unter verschiedenen Vorturnern beschäftigt sind, und welche nach Erledigung der einen Uebungsart den Vorturner und damit die Uebung wechseln.

Endlich könnte noch die übliche Jahresschlußfeier als Programmnummer eine Vorführung der turnerischen Höchstleistungen der Schüler erhalten, womit dann den Schülern während des Jahres noch ein besonderer Ansporn zu eifriger, turnerischer Tätigkeit gegeben wäre.

Strenge zu verpönen wäre dabei die bisher leider nicht selten zu beobachtende Gepflogenheit, daß man schwächliche oder weichliche Schüler vom Turnen teilweise oder gar gänzlich dispensiert; vielmehr müßte gerade diesen Schülern der Lehrer seine besondere Sorgfalt zuwenden und sie durch anfangs leichte, dann in systematischer Steigerung anstrengendere Uebungen auf den Grad der ihrem Alter entsprechenden Leistungsfähigkeit zu bringen suchen.

Würde auf solche Weise bei den Schülern das Interesse und die Freude am Turnen geweckt und großgezogen, so wäre das für ihre späteren Jahre, insbesondere auch für die Wehrpflicht, von gar nicht hoch genug zu bewertender Bedeutung (vgl. Kap. 1.).

574. Das Volksturnen. Mag als Endziel des Turnens die Erhöhung der Volkswehrkraft betrachtet oder mag das Hauptgewicht auf den erzieherischen Faktor gelegt werden, der nächste Zweck des Turnens und auch seine unmittelbarste Wirkung ist, wie schon oben bemerkt, körperliche und sittliche Kräftigung.

Der Erfüllung dieser Aufgabe widmen sich die Turnvereine.

Aus den bescheidenen Verhältnissen des Jahnschen Turnplatzes auf der Hasenheide hat sich ein mächtiger Organismus entwickelt. Die „Deutsche Turnerschaft", die größte turnerische Vereinigung der Welt, umfaßt 7787 Vereine mit 808 525 Mitgliedern. Nimmt man dazu noch die übrigen Vereine, welche sich der Deutschen Turnerschaft nicht angeschlossen haben, so ergibt sich für Deutschland ein Bestand von etwa 900000 organisierten Turnern.

Die Vereine gruppieren ihre Mitglieder je nach körperlicher Veranlagung und Leistungsfähigkeit in „Riegen". Hierdurch wird — im Gegensatz zum Schulturnen — eine gleichmäßige, turnerische Inanspruchnahme der gemeinsam turnenden Personen ermöglicht, wobei gleichzeitig durch Bildung dieser „Staaten im Staate" eine engere Fühlung unter den Angehörigen des Verbandes erzielt und auf solche Weise der Korpsgeist gehoben wird.

Die Leitung und Beaufsichtigung der gemeinschaftlichen Uebungen innerhalb der Riegen obliegt den „Vorturnern", welche selbst aus der Reihe der Vereinsmitglieder gewählt werden.

Daneben gibt das „Kürturnen", d. i. das Turnen der Einzelnen außerhalb der gemeinsamen Turn-

stunde, an selbstgewähltem Gerät und in beliebigen Uebungen, reiche Gelegenheit zu individueller Ausbildung und zum Wettbewerbe um Bestleistungen.

Die zur deutschen Turnerschaft gehörigen Vereine sind in 18 „Turnkreise“ eingeteilt. Den Kreisen ist durch die Satzung das Recht eingeräumt, die „Gaupflicht“ einzuführen, d. h. ihre Vereine wiederum in Gaue einzuteilen. Von diesem Recht haben sämtliche Kreise Gebrauch gemacht, und es ergibt sich somit in aufsteigender Richtung die Gliederung: Verein, Turngau, Turnkreis, Deutsche Turnerschaft.

Alle 4 Jahre treten der Ausschuß der deutschen Turnerschaft, die Kreisturnwarte oder deren Stellvertreter und die Abgeordneten der deutschen Turnerschaft zum „Turntage“ zusammen, dessen Hauptaufgabe in der Beratung und Beschlußfassung über sämtliche turnerische Angelegenheiten besteht.

Ebenfalls in 4jährigen Zwischenräumen werden Turnfeste in der Dauer von je 3—4 Tagen veranstaltet. Ihre turnerischen Uebungen umfassen im wesentlichen: allgemeine Uebungen (Freiübungen), Vorführungen der Kreise und Gaue und das Wetturnen.

Es war ein sehr glücklicher Gedanke, der in die Vorschriften über die Wertung der Uebungen des Wettkampfes die Bestimmung aufnehmen ließ, daß nicht nur die musterhafte Durchführung, sondern auch die gewandte und schöne Ausführung und Haltung zu werten seien.

Damit ist von unseren Turnplätzen nachdrücklich ausgeschlossen die Rekordmacherei, wie wir sie bei sonstigen Sporten nur zu häufig antreffen, die Art des Wettkampfes, die nur ein Ziel kennt, die Höchstleistung, die aber nach dem „Wie“ bei Erreichung dieses Zieles nicht fragt. Mit dieser Bestimmung hat die Turnfestordnung etwas von dem Geiste der Wettkämpfe in Olympia herübergenommen in die moderne Zeit, und wer auf unseren Turnplätzen zu Hause ist, und aus eigener Anschauung die Leistungen kennt, die dort im Kürturnen und bei den Vorübungen für die Turnfeste erreicht werden, der wird mit Recht das deutsche Turnen als eine Pflegestätte nicht nur der Kraft und des Gemeinsinnes, sondern auch der Körperschönheit hochschätzen.

Aber nicht nur körperlicher Art ist der Gewinn, den das Turnen dem Einzelnen bietet, die ständige Schulung des Körpers bringt auch eine solche des Geistes mit sich, der es lernt, in wohlberechnetem Abmaße den Körper zu beherrschen, seine verschiedenen Fähigkeiten nach ihrer momentanen Verwendbarkeit in Tätigkeit treten zu lassen und sie wieder rechtzeitig auszuschalten. Und zahlreich sind die Gelegenheiten, welche das Turnen seinem Jünger bietet zur Entwicklung äußerster Energie. „So festigt es den Charakter und fördert alle jene Tugenden, die der Mensch im alltäglichen Leben, im Ringen um die Existenz und in Not und Gefahren, in den Kämpfen für die höchsten Güter der Menschheit, für Freiheit, Ehre und Vaterland bedarf: Tapferkeit und Entschlossenheit, Ausdauer und Standhaftigkeit.“ (Rühl, Entwicklungsgeschichte des Turnens.)

Damit gewährt das Turnen gleichzeitig auch die wesentlichsten Grundlagen für die Ausübung einer jeglichen andern Sportart, und man kann wohl sagen, daß ein guter Turner für jeden anderen Sport, der körperliche Tüchtigkeit, gepaart mit Mut und Raschheit des Entschlusses verlangt, vorzügliche Vorbedingungen hat. Eine Bestätigung

Hiefür sehen wir in der Tatsache, daß die extreme Hochtouristik, der alpine Klettersport, der eine Summe von Ausdauer, Mut und Kraft erfordert wie nicht leicht ein anderer Sport in gleichem Maße, seine besten Vertreter aus Turnerkreisen rekrutiert, ja daß eine Anzahl von Turnvereinen besondere „Bergsteigerriegen" gebildet haben, deren Leistungen zu den besten auf hochtouristischem Gebiete zählen.

Die in Deutschland gebräuchlichen Arten von turnerischen Uebungen lassen sich in vier verschiedene Gruppen teilen.

575. **Ordnungsübungen.** Diese bestehen in der Vornahme gleichmäßiger Aufstellungs- und Bewegungsformen einer größeren Anzahl von Personen. Hiezu gehört vor allem das Aufstellen in verschiedenen Formationen, dann das Marschieren, das Uebergehen von einer Formation in die andere in der Aufstellung und im Marsche, endlich die sogenannten „Reigen", das sind Zusammenstellungen von künstlichen Formen der Aufstellung und der Bewegung.

Vom Gesichtspunkte des sportlichen Turnens kann diesen Uebungen eine Bedeutung nicht beigemessen werden; in beschränktem Maße sind sie für die Zwecke des Schulturnens verwendbar, insoferne, als sie den Sinn für systematische Unterordnung des Einzelnen unter eine größere Gesamtheit, das Verständnis für Disziplin und Ordnung zu wecken und auszubilden geeignet sind.

Freilich lassen sich diese Ziele auch auf anderen Wegen erreichen und wir könnten die Ordnungsübungen ohne Schaden aus unseren Schulen verbannen. Viel zu sehr werden sie insbesondere beim Mädchenturnen gepflegt, und es geht kaum fehl, wenn man annimmt, daß sie dort als echte und rechte Lückenbüßer dienen: In althergebrachter, aber ganz falscher Aengstlichkeit geht man hier nur schwer an Uebungen heran, welche größere Anforderungen an Kraft, Gewandtheit und schließlich auch an dem persönlichen Mut stellen; das zur Verfügung stehende Programm ist infolgedessen nicht sehr groß und da bilden außer den Freiübungen auch die so beliebten Ordnungsübungen ein recht angenehmes Hilfsmittel zur Ausfüllung der Turnstunde.

Naht dann das Jahresschlußfest oder sonst eine hiezu geeignet erscheinende Festlichkeit, dann wird in der Mädchenturnstunde eifrig an einem oder mehreren Reigen geübt, mit denen die Schule am festlichen Tage paradieren soll.

Regelmäßig ist von solchen Vorführungen sowohl Lehrerschaft als das geladene Publikum entzückt. Unbestreitbar können auch derartige Uebungen, wenn sie gut angeordnet und flott durchgeführt sind, einen allerliebsten Anblick bieten, aus dem Turnprogramm aber mögen diese dekorativen Spaziergäege je eher desto besser verschwinden.

576. **Freiübungen.** Eine wesentliche Rolle auf sportlichem Gebiet kömmt auch den Freiübungen nicht zu. Dagegen sind sie unentbehrlich als Grundlage für jeden Turnunterricht, indem sie durch eine gleichmäßige, systematische Ausbildung der Bewegungsfähigkeit aller Glieder des menschlichen Körpers ihn für die übrigen Arten von Turnübungen vorbereiten. Auch sind sie durch die Gemeinschaftlichkeit ihrer Ausführung von erzieherischem Wert.

Dabei haben die Freiübungen den Vorzug, daß zu ihrer Ausführung keinerlei Geräte erforderlich sind, sowie ferner, daß das

Fehlen jeglicher Gefahr und die verhältnismäßig leichte Ausführbarkeit sie als vorzüglich geeignet für den körperlich noch Ungewandten erscheinen lassen.

Die Freiübungen werden daher auch in unserem Heer mit den jährlich neu eintretenden jungen Mannschaften fleißig betrieben und sie bewähren sich vorzüglich als Mittel, den ungelenken Körpern die nötige Vollkommenheit in der Beherrschung der einzelnen Glieder, die für alle militärischen Leistungen unerläßliche Strammheit, Energie und Ausdauer zu verleihen.

Grundbedingung ist hierbei stets eine peinlich korrekte Ausführung, denn nur bei solcher kommt der Wert dieser Uebungen voll zur Geltung.

In Verbindung mit Handgeräteinsbesondere mit Hantelübungen sind die Freiübungen auch vorzüglich für die Hausgymnastik geeignet.

Es ist eine sehr bedauernswerte Tatsache, daß die Hausgymnastik so außerordentlich wenig gewürdigt wird, und es ist dies um so auffallender, als unser Buchhandel eine reichliche Menge von Werken über Hausgymnastik nach allen möglichen „Systemen" auf den Markt bringt, wodurch das Publikum, wenn auch nur von den Schaufenstern der Bücherläden aus, immer wieder auf dieses wichtige Thema hingewiesen wird. Die Ursache dieser Vernachlässigung des Zimmerturnens liegt darin, daß hier, im Gegensatz zum Turnen in Schulen oder Vereinen, jegliche äußere Anregung fehlt und die Erledigung des vorgenommenen Pensums zu einer rein mechanischen Tätigkeit herabsinkt. Das sollte aber von einer, wenn auch nur mäßigen Vornahme täglicher Zimmerübungen nicht abschrecken; es bedarf ja hiezu nur eines ganz bescheidenen täglichen Zeitaufwandes, und die geringe Unbequemlichkeit solcher kurzer, wenn auch monotoner Uebungen wird reichlich ausgeglichen durch die Wohltat, welche dem Körper hiedurch erwiesen wird. Wesentlich ist hierbei aber vor allem, daß täglich geturnt wird und wäre es auch nur wenig. Wer sich aber beispielsweise die Mühe nimmt, jeden Morgen unmittelbar nach dem Aufstehen nur 30—50 tiefe Kniebeugen mit gleichzeitigem Armstrecken aufwärts, vorwärts oder seitwärts, eventuell mit Hanteln, auszuführen, anschließend etwa ein Dutzend tiefe Rumpfbeugen vorwärts, und dann noch im Laufe des Tages gelegentlich einmal ein paar solche Uebungen vornimmt, wird schon nach kürzester Zeit bemerken können, wie seine Muskeln dankbar sich zu spannen beginnen und die lange vermißte frühere Elastizität seines Körpers sich allmählich wieder einstellt.

Die gemeinschaftliche Ausführung der Freiübungen vollzieht sich folgendermaßen: Die Turner treten in geordneter Formation an, welche vom Lehrer je nach der Art der beabsichtigten Uebung verschieden gewählt sein kann, regelmäßig aber die geöffnete Aufstellung in mehreren Gliedern sein wird.

Der einzelne nimmt hierbei „Grundstellung" ein, d. h. er stellt sich mit geschlossenen Füßen und gleichzeitig nach auswärts gedrehten, zueinander einen Winkel von etwa 90 Grad bildenden Fußspitzen in gerader Haltung auf, das Gewicht des Körpers durch leichtes Vorneigen etwas nach vorne verlegend, den Oberkörper aus den Hüften heraushebend; die Arme hängen in ungezwungener Haltung längs des Leibes herab.

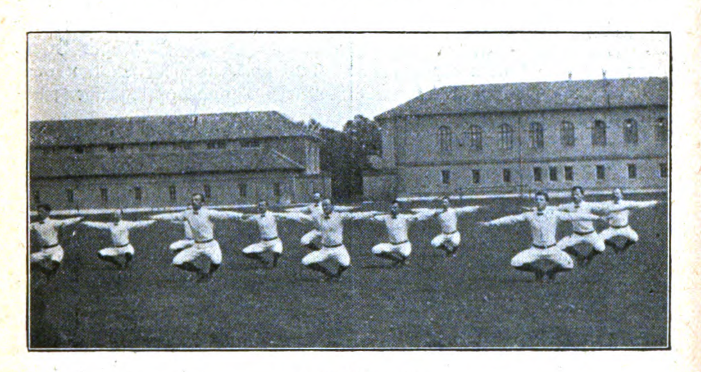
Von dieser Stellung aus werden die meisten Uebungen gemacht.

Daneben sind noch möglich die Spreizstellung, bei welcher die beiden Füße nach den beiden Seiten auseinandergestellt sind, sowie die Schrittstellung, welche durch Vor- bezw. Zurückstellen eines Fußes eingenommen wird.

Die Uebungen selbst sind solche der Arme, der Beine, der Füße und des Rumpfes.

Die Freiübungen der Arme bestehen in Strecken der Arme nach aufwärts, abwärts, vorwärts, rückwärts und seitwärts, Bewegungen, welche in kurzen, energischen Stößen nach angegebenem Tempo ausgeführt werden; ferner: seitliches Heben und Senken der Arme, ebenfalls nach Zeiten, und endlich das Armrollen, wobei die gestreckten Arme aus der Seithebhalte heraus kreisende Bewegungen nach vorwärts oder rückwärts beschreiben. Dieses Armrollen wird besonders auf unseren Kasernhöfen viel geübt, da es vorzüglich geeignet ist, die Haltung des Rumpfes zu verbessern, die Brust zu weiten und die Muskulatur der Schultern zu kräftigen.

Die Freiübungen der Beine werden aus der Grundstellung vorgenommen; um dem Körper einen besseren Halt zu geben, stützt man die beiden Hände in die Hüften (auf das Kommando „Hüften — — fest!"). Die Uebungen sind: Kniebeugen und -strecken, wobei die Kniee gebeugt werden, so daß der in seiner senkrechten Haltung bleibende Oberkörper sich nach abwärts senkt und die Fersen sich vom Boden heben; das Strecken, der zweite Teil dieser Uebung, vollzieht sich in der umgekehrten Weise. Ferner: das Beinheben und -senken nach vorwärts, seitwärts und rückwärts; das Beinspreizen, bestehend in der gleichen Bewegung wie das Beinheben, jedoch in schnellerer Ausführung und unter sofortigem Zurückgehen in die Grundstellung; das Knieheben aufwärts und das Beinstrecken nach vorwärts oder rückwärts als Ergänzung zu dieser Uebung.



298. Freiübungen.

Die Freiübungen der Füße: Fußrollen, eine kreisförmige Bewegung der Fußspitzen nach rechts oder links bei aufwärts gehobenem Knie und wagrechtem

Oberschenkel, das Fersenheben und -senken.

Die Freiübungen des Rumpfes: Beugen des Rumpfes nach vorwärts, seitwärts und rückwärts und das Rumpfdrehen nach rechts und links seitwärts.

577. **Handgeräteübungen.** Die bei uns gebräuchlichsten Handgeräte, auch bewegliche Geräte genannt, sind: Hanteln, Stäbe und Keulen.

Die Hantel, aus Eisen hergestellt, besteht aus zwei Kugeln, welche durch ein zylindrisches, manchmal etwas gebogenes Eisenstück fest miteinander verbunden sind. Ihr Gewicht ist verschieden, je nachdem ihre Handhabung mehr oder weniger Muskelanstrengung erfordern soll, doch soll das Gewicht der einzelnen Hantel 2—2 1/2 kg nicht überschreiten.

Die Uebungen mit Hanteln können als Ergänzung zu den Freiübungen der Arme bezeichnet werden, insoferne nämlich, als sich alle Uebungen der Arme auch unter Hinzunahme der Hanteln ausführen lassen, wobei jedoch diese letztere Uebungsart den Vorzug einer erhöhten Anregung der Muskeltätigkeit besitzt.

Der Stab, ebenfalls aus Eisen (Holzstäbe werden fast nur in Schulen verwendet), ist 1 m lang und etwa 1 1/2 cm dick.

Die wesentlichen Uebungen sind: Stabstrecken, -heben und -schwingen nach vorwärts, aufwärts und seitwärts, Ausfall nach vorwärts und seitwärts mit Vorstrecken des Stabes. Die Möglichkeit, stets neue Uebungsformen zu finden, insbesondere durch Kombination mit Freiübungen, ist hier fast unbegrenzt.

Die Keule ist ein aus Holz hergestelltes, etwa 60 cm langes und 1 1/2—2 kg schweres Gerät in der Form einer langgestreckten Flasche.

Die Uebungen bestehen darin, daß eine oder gleichzeitig zwei Keulen an dem dünnen Ende gefaßt und entweder aus dem Handgelenk oder mit dem die Bewegung mitmachenden gestreckten Arm in kreisende Bewegung gesetzt werden. (Handkreisen, Armkreisen.) Durch die gleichzeitige Ausführung verschiedenartiger Bewegungen mit der rechten und der linken Keule entstehen die „Wechselschwünge“, welche eine große Mannigfaltigkeit von Kombinationen gestatten.

578. **Uebungen am festen Gerät.** Das Reck. Das Reck ist eine Stange aus Holz oder Eisen, welche zwischen zwei Säulen oder sonstigen Auflagevorrichtungen wagrecht befestigt ist.

Die vom Turnausschuß der deutschen Turnerschaft erlassenen Bestimmungen über die Richtmaße für die Wetturngeräte bei den deutschen Turnfesten treffen für die Beschaffenheit dieses Gerätes im Einzelnen folgende Anordnungen:

Es sollen nur Stahlstangen oder Holzstangen mit Stahlkern zur Verwendung kommen. Die stählerne Stange soll im Lichten 220—230 cm, die Holzstange mit Stahlkern 200 bis 220 cm lang sein. Die Dicke soll bei Stahlstangen 30—32 mm, bei Holzstangen mit Stahlkern 32 bis 33 mm betragen. Die Reckstange muß in ihren Trägern verstellbar sein, und zwar soll die größte Höhe 250 cm, die niedrigste 80 cm betragen. Der Abstand zweier aufeinanderfolgender Reckstangenhöhen soll höchstens 10 cm betragen.

Am niedrigen Reck werden Uebungen aus dem Stand und aus dem Stütz vorgenommen.

Aus dem Stand erfolgen die verschiedenen Sprünge in den Stütz und in den Sitz auf der Stange; ferner die Sprünge über die

Stange (auch mit Anlauf): Flanke, Wende, Kehre.

Den Ausgang für die Uebungen am hohen Reck bildet der Hang. Man nimmt ihn entweder mit Aufgriff (Ristgriff), wenn beide Hände auf der Stange liegen, so daß die beiden Handrücken dem Gesicht des Turnenden zugekehrt sind, oder mit Untergriff (Kammgriff), wobei die Stange von unten gefaßt wird, dem Gesicht des Turners also die Innenseiten der Hände zugewendet sind, oder endlich auch mit Zwiegriff, bei welchem die eine Hand Auf-, die andere Untergriff hat.

Im Streckhang werden verschiedene einfachere Uebungen vorgenommen, welche jedoch der selbständigen Bedeutung mehr oder minder entbehren und vielmehr als Vorstufen für andere schwerere Uebungen in Betracht kommen, so das Schwingen, Hangeln nach rechts und links, Beinheben und -spreizen, Klimmziehen, Anziehen der Beine an die Stange zum „Sturzhang", Ueberheben eines Beines über die Stange zum „Seitliegehang" und zum „Kniehang".

Hieran schließen sich die verschiedenen Arten des Uebergangs vom Hang zum Stütz:

Der Felgaufschwung wird aus dem Stand unter dem reichhohen oder aus dem Hang am hohen Reck ausgeführt, indem unter Anheben des Körpers an die Stange durch Beugen der Arme die Beine in raschem Schwunge nach vorne und aufwärts an die Stange gebracht und sodann über dieselbe geschoben werden, bis sich der gleichzeitig um seine Querachse gedrehte Körper an dieser in Streckstütz befindet.

Beim Felgaufzug vollzieht sich der Uebergang in den Stütz auf die gleiche Weise, nur mit dem Unterschied, daß hier die Beine langsam durch „Anristen" an die Stange gehoben werden.

Beim Knieaufschwung wird aus dem Kniehang an einem Knie nach mehrmaligem Anschwingen das herabhängende gestreckte Bein kräftig nach unten und rückwärts geschwungen und durch den hiedurch erzielten Schwung der Körper in den Stütz emporgehoben.

Der Felgaufzug rücklings vollzieht sich in der Weise, daß zunächst die Füße durch Anristen an die Stange gebracht, dann zwischen den Armen unter der Stange durchgeschoben und hierauf die Beine nach oben gestreckt werden. Nun wird der Körper durch Beugen der Arme emporgezogen, dabei das Kreuz stark durchgedrückt, bis durch Verlegung des Schwerpunktes nach oben und vorne der Oberkörper emporgehoben wird, so daß er sich im Stütz rücklings befindet.

Die Kippe. Nach mehrmaligem, kräftigem Schwunge mit möglichst gestrecktem Körper werden am Ende des letzten Vorschwunges die Füße rasch angeristet, worauf im folgenden Rückschwung die Füße sich von der Stange abstoßen und der Körper sich nach rückwärts zum Stütz emporschwingt.

Aus dem Stütz werden verschiedene Umschwünge oder Wellen ausgeführt: Der Felgumschwung rückwärts erfolgt, indem man im Stütz mehrere Male mit den Beinen vor- und rückwärts schwingt und sodann unter leichtem Abheben des Körpers von der Stange sich nach rückwärts um dieselbe herum wieder zum Stütz zurück schwingt.

In entsprechender Weise vollzieht sich die Kniewelle rückwärts aus dem Seitsitz (Stütz mit einem Knie über der Stange zwischen den beiden Händen), sowie die Sitzwelle rückwärts aus dem Sitz auf der Stange.

Weitere Wellen sind: Die Armwelle oder Speiche, bei welcher der Körper in den nach rückwärts gebeugten Ellbogengelenken vorlings an der Stange hängt, die Kreuzwelle, bei welcher bei ebenfalls vorlings hängendem Körper die Stange im Kreuz des Turnenden liegen muß, und der Riesenschwung oder die Ueberschlagswelle, welche darin besteht, daß der mit gestreckten Armen an der Stange gestreckt hängende Körper sich nach vorwärts oder rückwärts um die Stange schwingt.

Dies die hauptsächlichsten Uebungen am Reck. Ein genaueres Eingehen auf Details, insbesondere auf schwere und schwerste Uebungen, muß den Spezialwerken überlassen bleiben, von denen ich besonders auf Karl Müller, „Der Vorturner", verweisen möchte.



299. Die Waage am Reck.

Der Barren: Der Barren besteht aus zwei auf Ständern wagrecht in gleicher Höhe und parallel zueinander ruhenden Stangen (Holmen) aus Holz oder Eisen von ovalem oder kreisrundem Querschnitt.

Für die Wetturnen der deutschen Turnerschaft sind eiserne Barren vorgeschrieben. Die Barrenholme sollen 280—300 cm lang, die „Ueberstände", das sind die über die Träger hinausragenden Teile der Stange, nicht über 40 cm lang sein.

Die Stärke der ovalen Holme soll lotrecht 52—55 mm, wagrecht 43—46 mm betragen; die kreisrunden Holme sollen eine Dicke von 45—48 mm haben.

Die Weite des Barrens, d. i. die Entfernung der Holme voneinander, beträgt 42—48 cm. Die Höhe ist je nach Art der beabsichtigten Uebung verschieden zu nehmen. Zum Wettturnen werden deshalb verstellbare Barren mit einem Spielraum von 120—170 cm Höhe verwendet.

Die weitaus meisten Uebungen am Barren beginnen mit dem Stütz in seinen verschiedenen Arten: Streckstütz — der Körper befindet sich zwischen den beiden Holmen, getragen von den Armen, welche sich senkrecht auf die Holme stützen, der Kopf ist frei aus den Schultern herausgehoben, das Kreuz hohl, die Beine gestreckt und geschlossen mit abwärts gedrückten Fußspitzen nach rückwärts gerichtet. Außenseitstütz — der Körper ist außerhalb des Barrens gegen diesen zugewendet in Stütz an dem einen Holm, an welchem die Oberschenkel anliegen. Liegestütz — aus dem Streckstütz gewonnen durch Zurückschwingen der Beine und Auflegen auf die beiden Holme. Knickstütz — Stellung wie beim Streckstütz, jedoch die Arme seitlich und rückwärts gebeugt. Unterarmstütz — die Arme sind im rechten Winkel gebeugt, die Unterarme ruhen auf den beiden Holmen.

Aus dem Streckstütz kann durch Vor- oder Rückschwingen und Ueberspreizen eines Beines über einen Holm Reitsitz vor oder hinter der Hand, durch Grätschen der Beine über die beiden Holme der Grätschsitz eingenommen werden.

Aus den verschiedenen Sitzarten, verbunden mit Schwingen im Streckstütz, sowie mit verschiedenen Absprüngen lassen sich eine große Anzahl von Uebungen kombinieren.

Ein Gegenstück zum Klimmzug am Reck bildet hier der Uebergang von Knickstütz zum Streckstütz und zurück. Dieses Stützwechseln kann auch mit Schwingen verbunden werden.

Von schwereren Uebungen sind hervorzuheben: Die Zugstemme aus dem Querhang am Barrenende zum Streckstütz, Handstand (ebenfalls auf beiden Holmen ausgeführt), die Kippe, bei welcher der Körper an den leicht gekrümmt auf die Holme aufgelegten Armen hängend durch Schwingen der Beine nach vorne und oben und sodann kräftiges Vorschlagen derselben in den Streckstütz gebracht wird, die Rolle vorwärts oder rückwärts, wobei der Körper aus dem Oberarmhang durch Ueberschlagen nach vorwärts bezw. rückwärts sich um seine Querachse dreht.

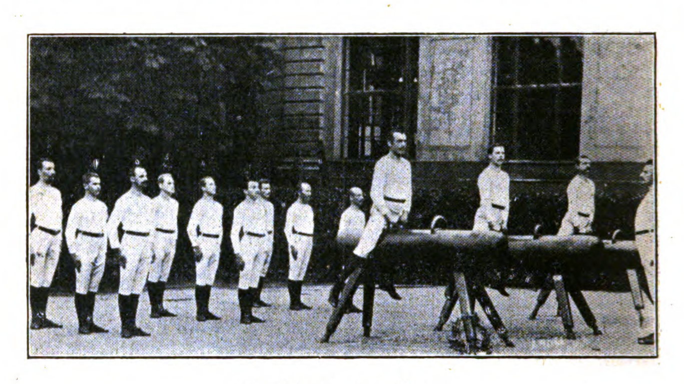
D a s P f e r d: Ein auf vier stark seitwärts und auswärts gespreizten (durch Ausziehvorrichtung verstellbaren) Ständern wagrecht ruhender länglicher Holzkern, oben und an den Seiten von fester Polsterung umgeben und mit starkem Lederüberzug versehen, der vorne über die Ständer vorstehende Teil (Hals) etwas schmäler auslaufend als der rückwärtige Teil (Kreuz, Kruppe); auf dem Rücken lassen sich, quer zur Längsachse, zwei mit Leder überzogene Bügel (Pauschen) anbringen.

Die Vorschriften der deutschen Turnerschaft stellen folgende Normen auf: Die geeignetste Länge des Pferdes ist eine solche von 190 cm. Der Rumpf soll 40 cm dick und ebenso breit sein, die Höhe des Pferderückens über dem Boden soll mindestens 110 cm und höchstens 170 cm betragen, die Entfernung der Pauschen voneinander soll 44

bis 45 cm sein. Die Pauschen sind 11—12 cm hoch, 31—33 mm dick; Hals, Sattel und Kreuz sollen gleich hoch sein.

Das Pferd wird sowohl in der Längs- als auch in der Breitstellung verwendet. Am langgestellten Pferd werden durch Aufspringen von rückwärts die verschiedenen Sitze gewonnen: Reitsitz im Sattel, auf dem Kreuz oder auf dem Hals, Quersitz auf einer der beiden Seiten. Aus dem Reitsitz erfolgt die Schere, indem man den vorne auf die Arme gestützten Körper rückwärts herausschwingt, die Beine sodann in der Luft kreuzt, so daß man mit einer halben Drehung um die Längsachse wieder in den Sitz kommt. Ebenfalls aus dem Reitsitz erfolgt die Kehre, welche darin besteht, daß der mittels der Arme auf die vordere Pausche gestützte Körper wie bei der Schere nach rückwärts emporgehoben wird, worauf er durch einen Kehrschwung in der Luft zum Sitz unmittelbar vor der ersten Sitzstelle und zwar mit entgegengesetzter Front gelangt.

Aus dem Seitstütz wird die Schraube ausgeführt, indem unter gleichzeitigem Loslassen der einen Hand der Körper sich auf der anderen ein halbes Mal (zum Seitsitz) oder dreiviertel Mal (zum Reitsitz) um seine Längsachse dreht.



300. Uebungen am Pferd.

Mit seitlich gestelltem Sprungbrett wird die Kehre, Flanke und Wende über das Pferd ausgeführt, eventuell mit kurzem Anlauf.

Mittels kräftigen Anlaufs erfolgt der Längssprung (die Längsgrätsche) über das Pferd, indem aus dem Absprung der Körper möglichst wagrecht mit gestreckten und geschlossenen Füßen über das Pferd geworfen wird, wobei die Arme weit vorn, auf dem Hals, Stütz nehmen; im gleichen Moment werden die Beine in der Luft gegrätscht und es erfolgt der Absprung nach vorne.

Am breitgestellten Pferd wird eine Anzahl von Sprüngen über dasselbe geübt: Die Hocke, indem die beiden Pauschen gefaßt und sodann die Beine durch Anreißen gegen die Brust zwischen den Pauschen durch auf die andere Seite des Pferdes zum Stütz rücklings oder zum Stand geschwungen

werden, die Grätsche, bei welcher sich die weit gespreizten Beine rechts und links der im Moment des Uebersprunges loslassenden Hände über das Pferd schwingen, der Wolfssprung, bei welchem ein Bein durchhockt, das andere spreizt, endlich der Freisprung über das Pferd.

Der Bock, ähnlich dem Pferd, jedoch bedeutend kürzer und ohne Ueberstände sowie Pauschen, findet Verwendung zu den gleichen Uebungen wie das Pferd, soweit sie nicht durch die kürzere Gestalt des Gerätes von selbst ausgeschlossen sind.

Schaukelringe und Trapez, ersteres zwei mit Leder überzogene Eisenringe, letzteres eine Art verkürzter Reckstange, beide an zwei hängenden Seilen befestigt, dienen zu Schwung-, Schaukel- und Stützübungen, das Trapez außerdem zu einer Reihe von Uebungen, wie sie am Reck ausgeführt werden.

Kletterstangen und Klettertau. Das Stangenklettern erfolgt entweder an einer oder an zwei Stangen: ersterenfalls nimmt man an der mit beiden Händen hochgefaßten Stange Langhang, legt einen Unterschenkel von vorne, den anderen von rückwärts an die Stange an und zieht mittels Klimmzuges den Körper nach oben; dann pressen sich die beiden Unterschenkel fest gegen die Stange, so daß sie dem Körper hinreichenden Halt gewähren, bis die Hände rasch übereinander, nach aufwärts greifend, die Stange weiter oben gefaßt haben, worauf abermals Klimmzug erfolgt und der gleiche Vorgang fortgesetzt wird, bis die Stange erklettert ist. Beim Klettern an zwei nahe nebeneinander stehenden Stangen faßt jede Hand eine Stange, die beiden Unterschenkel drücken sich von innen an je eine Stange an und nun erfolgt das Klettern in gleicher Weise wie eben beschrieben.

Das Klettern am Tau (Dicke 3,5 cm) kann in gleicher Weise und mit gleichem Kletterschluß erfolgen wie an der einfachen Stange; man kann aber auch, statt die Arme zum Klimmzug zu beugen, die Beine zu hockender Stellung nach oben ziehen und aus dem sodann festgefaßten Kletterschluß unter Emporgreifen der Hände den Körper in die Höhe schieben. Statt des gewöhnlichen Kletterschlusses kann auch der sogen. „Matrosenschluß“ genommen werden, bei welchem sich die Füße nicht voreinander, sondern nebeneinander befinden und das Tau von ihnen in der Weise gefaßt wird, daß es statt zwischen den Unterschenkeln zu laufen, von außen unter der Sohle des einen Fußes durch und über den Rist des andern Fußes hinweggeführt wird, so daß also der auf das Tau tretende Fuß in demselben wie in einer halben Schlinge steht.

Zu den Wetturnübungen gehört das Schnellhangeln an einem 9 m langen Tau. Dieses Hangeln besteht darin, daß der ohne Kletterschluß gestreckt am Tau hängende Körper durch fortgesetztes Uebereinandergreifen der Hände und Anziehen der Arme nach oben gezogen wird.

Die Leiter unterscheidet sich von dem bekannten, gleichnamigen Gebrauchsgegenstand nur dadurch, daß der Querschnitt der Holme nicht rund ist, sondern die Form eines an den beiden Schmalseiten abgerundeten langen und schmalen Rechteckes hat; die Holme laufen parallel zueinander. Die Leiter wird unter geeigneter Befestigung an der Wand der Turnhalle oder an einem Gerüst senkrecht oder schräg, durch Auflegen der beiden Enden auf entsprechende Träger auch wagrecht verwendet.

An der senkrechten und schrägen

Leiter erfolgt das Hinauf- und Hinabsteigen, das Hangeln an Sprossen oder Holmen, an der wagrechten Leiter übt man die verschiedenen Arten des Hangelns (vorwärts, seitwärts, an Sprossen und Holmen 2c.), ferner einzelne Uebungen, wie sie auch am Reck ausgeführt werden.

Der Schwebebaum, ein 7 bis 8 m langer, 15—20 cm starker Balken, welcher wagrecht auf zwei Auflagevorrichtungen etwa $^1/_2$ m über dem Boden ruht, dient zu Gleichgewichtsübungen, indem man sich auf ihm in Schritt, Laufschritt, oder auch in Sprungschritt bewegt, Wendungen, Fußspreizen und -schwingen und eine Reihe anderer Freiübungen vornimmt.

Weitere Gruppen von Uebungen des deutschen Turnens sind:

Springen (Hoch- und Weitsprung, Stabsprung, Dreisprung), Werfen (Stein- und Gewichtstoßen, Kugelstoßen, Kugelschocken, Schleuderball, kleiner Ball, Ger- und Speerwerfen), Stemmen und Heben, Ringen, Fechten.

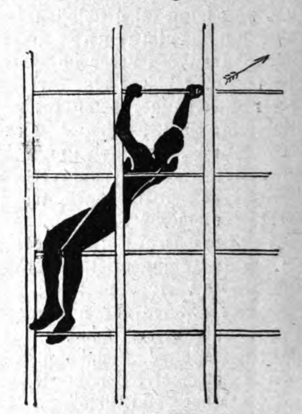
Diese Zweige des Turnsportes erfahren jedoch in folgenden Abschnitten eine gesonderte Behandlung, so daß an dieser Stelle ihre Besprechung unterbleiben kann.

579. Schwedische Gymnastik. Dem vorstehend geschilderten deutschen Turnen wird häufig die sog. „schwedische Gymnastik" vergleichend gegenübergestellt, und es fehlt nicht an Stimmen, welche dieser letzteren Turnart glauben den Vorzug geben zu müssen.



301. Uebung am Ribbstol. Aus Törngren, Lehrbuch d. schwed. Gymnastik.

Das Turnsystem der schwedischen Gymnastik wurde zu Anfang des 19. Jahrh. von Per Hendrik Ling konstruiert. Es geht von rein wissenschaftlichen Prinzipien aus, und wird bei Anordnung seiner Uebungsgruppen ausschließlich von Erwägungen des Anatomen geleitet.



302. Uebung an der Leiter. Aus Törngren, Lehrbuch d. schwed. Gymnastik.

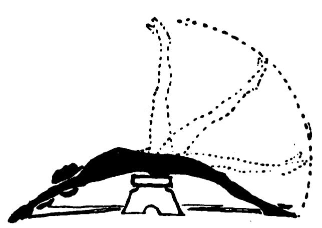
Hierin liegt, was den Turnbetrieb als solchen anlangt, der wesentlichste Unterschied zwischen dem deutschen und dem schwedischen Turnen. Während die Ziele des deutschen Turnens nicht nur die körperliche, sondern auch die sittliche Kräftigung des Einzelnen, gleichzeitig auch die Pflege vaterländischer Gesinnung sind, richtet das schwedische System sein Augenmerk nur auf die körperliche Kräftigung.

Nun ist dies ja allerdings der wichtigste Zweck einer jeden turne-

rischen Bestrebung, allein es ist doch sehr fraglich, ob nicht die eben erwähnten weiteren Ziele unseres Turnens so erstrebenswert sind, daß man sie nicht ohne Not aus dem Programm des Turnsportes ausschließen soll, und weiter noch, ob nicht gerade durch die Ausschließung jener Momente gleichzeitig auch das belebende Element der Turnfreudigkeit gar sehr beeinträchtigt wird, welches als werbender Faktor für die Turnsache von gewiß nicht geringer Bedeutung ist.

Die Uebungen selbst sind ebenfalls von den unserigen sehr verschieden. Weniger tritt dieser Unterschied vielleicht hervor bei den Marsch-, Frei- und Laufübungen, welche mit unseren Freiübungen viel gemein haben, dagegen sind die zur Verwendung gelangenden Geräte und auch die Art ihrer Benützung etwas für uns vollständig Fremdartiges.

Reck, Barren, Pferd, Schaukelringe, Trapez, Hantel, Eisenstäbe, Keulen scheiden vollständig aus. Gemeinschaftlich ist den beiden Systemen nur der Querbaum. Daneben werden bei dem schwedischen System noch verwendet: Lattenwand („Ribbstol"), Gitterleiter und Langbank (für Hang-, Spann- und Beugeübungen), Leiter und das hängende Seil (für Hang- und Kletterübungen).



303. Die Langbank. Aus Törngren, Lehrbuch d. schwed. Gymnastik.

Ein sportliches Turnen, d. h. ein Turnen unter Anstrebung von Bestleistungen unter Einsetzung von persönlichem Mut und mit dem Ansporn des Ehrgeizes schließt dieses System von selbst aus.

580. **Frauenturnen.** Die Zulassung der Frauen zu unseren Turnanstalten datiert erst aus jüngerer Zeit.

Seit Mitte der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts aber hat das Frauenturnen einen bedeutenden Aufschwung genommen, und allenthalben haben sich Frauenabteilungen im Anschluß an die bestehenden Turnvereine, daneben auch selbständige Frauen-Turnvereine gebildet.

Diese Bewegung ist freudigst zu begrüßen.

Ist doch leider nur zuviel wahr daran, wenn Paul Schultze-Naumburg in seiner Schrift „Die Kultur des Frauenkörpers als Grundlage der Frauenkleidung" sagt:

„Ist es nicht ein beschämender Zustand, daß unsere Frauen in den besten Jahren schon so bewegungslos, so hilflos geworden sind, daß ihnen jede geschmeidige und kraftvolle Beherrschung ihres Körpers verloren gegangen ist, daß Damen von 40 oder 50 Jahren wie Frachtkolli in die Straßenbahn verladen werden, und sich in jeder Lage, die die Verwendung der Glieder zu ihrem Zwecke erfordert, nicht zu raten wissen?"

Freilich sind wir noch weit, sehr weit von dem idealen Ziel entfernt, daß die Frauen sich in gleichem Maße wie die Männer turnerisch betätigen möchten, aber es sind doch wenigstens die Grundlagen für eine solche Beteiligung geschaffen, und die stete Zunahme unserer Frauenturnabteilungen zeigt, wie unsere Frauen mehr und mehr einsehen, daß es ihr eigenstes Interesse ihnen gebietet, sich durch körperliche Ueb-

u.igen diejenige Kraft und Widerstandsfähigkeit zu verschaffen, die nicht nur den besten Schutz gegen Erkrankungen und gegen die Beschwerden eines zu frühen Alters darstellt, sondern die sie vor allem auch ganz besonders zu ihrem vornehmsten Berufe befähigt, dazu nämlich, Mütter eines kraftvollen, gesunden Volkes zu werden.

---

2. Athletik.

Von

F. W. Schroeter, München.

581. **Geschichtliches.** Mit dem Worte Athletik (vom griechischen ἄϑλος, d. i. Wettkampf) bezeichnet man eine Reihe sehr vielseitiger und zu einem System vereinigter Uebungen, die sich in ihren Grundzügen auf die primitivsten Kampfes- und körperlichen Arbeitsmethoden des Urmenschen zurückführen lassen, in ihrer heutigen sportsmäßigen Ausbildung aber durchweg das Ziel verfolgen, dem menschlichen Körper ohne komplizierte mechanische Hilfsmittel, Geräte ꝛc., allein durch beharrliches und konsequentes Training die höchsten physischen Leistungen abzugewinnen, deren er fähig ist. Die dabei zu erstrebende Durchbildung des Körpers soll nach jeder Richtung harmonisch erfolgen; sie darf kein Organ bevorzugen oder vernachlässigen auf Kosten oder zugunsten eines andern. Also nicht ein einseitiges Abrichten zu einer bestimmten Leistung, sondern eine allgemeine Veredelung des gesamten Organismus soll stets das Ziel sein. Vom Standpunkte der Entwicklungsgeschichte muß man die athletischen Uebungen für die natürlichste, unverfälschteste sportliche Betätigung des Menschen ansehen, denn sie haben sich Zug um Zug aus den Bewegungen herausgebildet, die die ältesten Generationen des Menschengeschlechts im schweren Kampfe ums Dasein tagtäglich verrichteten. Ger, Schleuder, Keule, Hammer und andere Geräte des modernen Athleten waren einst Waffen, geführt gegen wehrhafte Feinde und die Tiere des Waldes. Hatten sie versagt, so begann der natürlich' wilde und regellose Ring- und Faustkampf, oder Flucht und Verfolgung stellten die höchsten Anforderungen an die Muskulatur der unteren Gliedmaßen.

Mit den Fortschritten der Technik nahm das Bestreben der Menschen zu, durch die Vervollkommnung der mechanischen Hilfsmittel die an den Körper zu stellenden Anforderungen herabzusetzen und so, zunächst unbewußt, naturwidrig zu beeinflussen. Wirksame Waffen und andere, schneller zum ernsten Ziele führende Kampfesweisen wurden erdacht, und was man einst zur Erhaltung von Leib und Leben übte, erhielt Selbstzweck, wurde zum friedlichen, ritterlichen Regeln unterworfenen Wettkampfspiel um den Oelzweig.

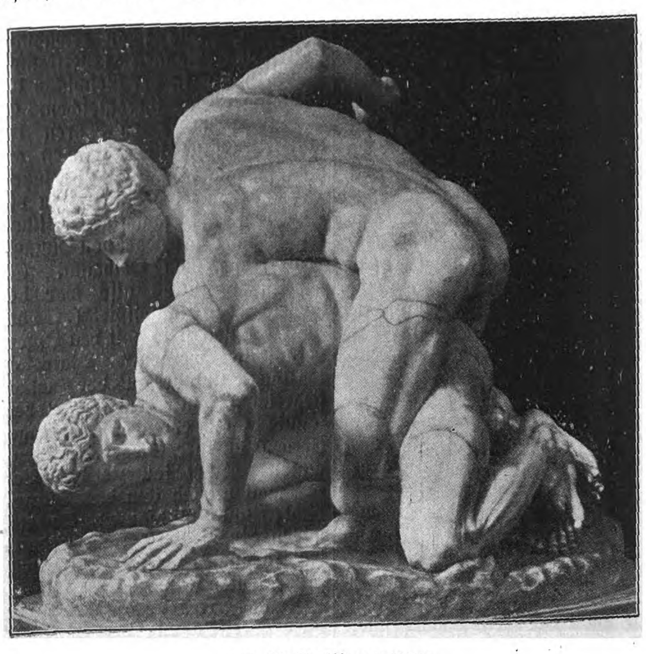
In einem System von bewunderungswürdiger Logik und ungekünstelter Einfachheit umfaßte das

griechische Pentathlon, der klassische Fünfkampf, alle die Uebungen, denen die Helden von Olympia, der Isthmischen, Pythischen, Nemeischen Spiele und der Panathenäen den Formenadel verdankten, der sie für ewige Zeiten zu Idealbildern des Menschengeschlechts erhob. Lauf und Sprung als die natürlichsten Betätigungen der unteren Körperhälfte ohne Vernachlässigung der oberen, Speer- und Diskoswurf gewissermaßen als die Sprungübungen für den Oberkörper ohne Vernachlässigung der unteren Hälfte, der Ringkampf endlich, Brust an Brust mit dem Gegner, als die Krone des Ganzen — ein prachtvolles Spiel des gesamten Hebel- und Muskelapparates des menschlichen Körpers. Bemerkenswert ist, daß schon die Alten die kurzen, schnellenden Bewegungen des Sprunges und des Wurfes, verbunden mit einer äußersten geistigen Konzentration auf ein ganz bestimmtes Ziel, als die erzieherisch wertvollsten erkannt hatten, nicht etwa das Bewältigen besonders großer Gewichte oder eine stumpfsinnige Rekordhetze. Schon das kennzeichnet die vorwiegend ästhetische Tendenz ihrer Gymnastik, die nicht riesenhafte, sondern schöne, d. h. harmonisch ausgeglichene Körper heranziehen wollte.

Der berühmte Ringkampf zwischen Ajax und Odysseus im 23. Gesange der Ilias mag für moderne Begriffe wenig kommentmäßig verlaufen sein, seine Schilderung beweist, daß zu Homers Zeit der Ringkampf als sportliche Uebung bekannt war, und es ist sicher, daß auch die andern Uebungen des Pentathlons gleichzeitig schon im Wettspiel betrieben wurden. Achill veranstaltete regelrechte Kampfspiele zu Ehren des toten Patroklos. Die Heldensagen der Griechen sind voll von begeisterten Berichten, die von gewaltigen athletischen Leistungen der besungenen Heroen, Götter und Halbgötter erzählen. Und mag auch mancher dieser alten „Rekorde“ wenig glaubhaft erscheinen, wir dürfen sie nicht beurteilen nach der physischen Leistungsfähigkeit oder -unfähigkeit des modernen Kulturmenschen. Es ist nur natürlich, daß jene frühen Generationen, von Geburt an anders veranlagt als die heutigen und ständig trainiert, Leistungen vollbringen konnten, die unserm Geschlechte märchenhaft erscheinen müssen. Dann ist die für uns in ihrer ganzen tiefgehenden und umfassenden Bedeutung kaum noch verständliche Rolle, die die Gymnastik im Kulturleben des hellenischen Volkes spielte, nicht zu vergessen. Die schon erwähnten nationalen Agonen (Wettkampfspiele) haben in der Geschichte der Menschheit nicht ihresgleichen. Es waren Dankfeste zu Ehren der Götter; Götterbilder standen auf allen Stadien und Spielplätzen, und im Tempel des Zeus, zu den Füßen seines mächtigen Bildes, reichte man dem Sieger von Olympia den Kranz vom Oelbaum. Ein geheiligter Kultus also war den Hellenen das Kampfspiel („Schöne Spiele sollen stets mit den Opfern veranstaltet werden.“ Plato, de legibus.), und der aus der Schlacht siegreich heimkehrende Feldherr konnte nicht ehrender empfangen werden als der Sieger des Pentathlons. Ihm jauchzte das Volk zu, man verlieh ihm das Bürgerrecht, und Bildsäulen kündeten seinen Ruhm durch Jahrhunderte. Ein so angefeuerter Ehrgeiz mußte große Taten zeugen.

Zum herrlichsten Ausdruck kam diese Wertschätzung der Gymnastik in der griechischen Plastik. Was die nationale Kunst der Hellenen

für die Kultur der Menschheit bedeutet, weiß jeder Gebildete; diese Kunst wäre undenkbar ohne die griechische Gymnastik. Auf dem gymnastischen Ideal des männlichen Körpers baute die antike Plastik ihren Wunderbau auf; und als die alten Künstler endlich die individuelle Schönheit der weiblichen Formen erkannten, hatten sie Mühe, sich von den männlichen frei zu machen. Es ist besonders bemerkenswert, daß die bildenden Künstler jener Zeit sich nie verleiten ließen, Athleten durch einseitige Muskelanhäufungen oder abnorm entwickelte Glieder zu charakterisieren. Da ist kein knollig herausspringender Biceps, kein muskelgepanzerter, unproportionierter Thorax — der künstlerischen Darstellung würdig erscheint nur der in allen Teilen harmonisch entwickelte Körper, wie ihn die geregelt betriebene Gymnastik heranzog. Die ganze ältere griechische Kultur steht unter dem Zeichen dieses männlichen Ideals. Als höchstes Ziel gilt durchaus die Ausbildung männlicher Energie und Kraft. Aber auch die Fähigkeit zu genießen wendet sich nach dieser Richtung; das erreichte Ziel, der gymnastisch ausgebildete Körper wird bewundert und genossen von fühlenden Augen .... So hören wir aus dieser Zeit von der hohen Bewunderung, die man nicht nur der in den Wettkämpfen entfalteten Energie, sondern auch der Schönheit des Mannes zollte. Herodot



304. Antike Ringergruppe.

berichtet von einem gewissen Philippos aus Kroton, der in Olympia gesiegt hatte und als der „Schönste der Hellenen“ zu seiner Zeit galt. Die Leute von Egesta errichteten ihm nach seinem Tode „wegen seiner Schönheit“ ein Heroenheiligtum auf seinem Grabe und brachten ihm Opfer dar, während sie sonst die Toten nicht so ehrten. Auch von einem Kallikrates, der an der Schlacht von Platää teilnahm, erzählt Herodot, daß er der „Schönste“ nicht nur seiner Landsleute, sondern aller Hellenen gewesen sei. Erst später — die Epoche des Peloponnesischen Krieges ist hier wie sonst ein Wendepunkt — begegnen wir der Bewunderung für eine Laïs und eine Phryne. (Adolf Furtwängler.)

Der herrliche Apoxyomenos des großen korinthischen Bildhauers Lysippos, der berühmte Diskoswerfer des Myron, der Diadumenos des Polyklet gehören zu den reinsten Blüten der klassischen Kunst, und diese Edelwerke, nicht eitle Rekordlisten und widerliche Photographien herzfetter Bierathleten sollten unsern Jungmannschaften vor Augen stehn, wenn sie zum fröhlichen Kampfe schreiten. Vielleicht würde dann manches besser, wenn wir auch nicht hoffen dürfen, in unsern Zeiten je Verhältnisse rekonstruieren zu können, wie sie im alten Hellas bestanden. Dazu fehlen nicht nur die sozialen Voraussetzungen, sondern auch gewisse geistige Eigenschaften und Fähigkeiten, die nach dem griechischen kein Volk in gleichem Maße wieder besessen hat und besitzen konnte, vor allem das lebendige, in der Kunst sich produktiv auslebende Gefühl für gesunde Schönheit, das in der Rassenpsychologie der Griechen eine so bedeutende Rolle spielte. „Wir bedürfen für jeden der körperlichen und geistigen Heranbildung, damit das von der Natur schon glücklich Geschaffene noch viel besser, die schlechten Anlagen aber veredelt werden,“ sagt Lucian. Bei allen Philosophen jener Zeit die selbe Erkenntnis der Wichtigkeit einer gleichwertigen Betätigung des Körpers und des Geistes. „Bei allem, was die Menschen wahrnehmen, leistet der Körper seine Dienste, und soll er sie gehörig leisten, muß er tüchtig geübt sein; selbst da, wo du seiner am wenigsten zu bedürfen glaubst: beim Denken. Ist es denn nicht bekannt genug, daß auch dabei viele wegen übler Beschaffenheit des Körpers straucheln? Gedächtnisschwäche, Mutlosigkeit, üble Laune, Schwermut bis zum völligen Irrwahn bemächtigen sich ihrer, und all ihr Wissen hilft ihnen nichts!“ Diese Worte berichtet Xenophon von Sokrates, der als Lehrer mit Vorliebe die Uebungsplätze der Knaben und Jünglinge besuchte, wenn sie sich vom Wettkampf erholten. Und wohlbegründet war endlich des Perikles stolzes Wort: „Wir sind Freunde des Schönen, ohne im Aufwande das Maß zu überschreiten, und pflegen der Wissenschaft, ohne uns verweichlichen zu lassen; mit einem Wort: ich behaupte, daß unsere Stadt (Athen) die Bildungschule für ganz Griechenland ist.“

Wie immer im Leben, so folgte auch in Griechenland auf die Blüte der Verfall. Schon im 5. Jahrhundert v. Chr. traten Berufsathleten auf, die nach bestimmten Regeln, unter Beobachtung einer vorgeschriebenen Lebensweise ausgebildet waren. Vollends zum Handwerk und Erwerbszweig wurde die Athletik, als die römische Kultur sich der griechischen paarte. Plato schon erzählt, daß die Preisgekrönten Lohn einsammelten, daß die Athener

dem Olympiasieger 500 Drachmen und lebenslängliche Speisung auf Staatskosten gewährten. Also eine materielle Belohnung. 200 Jahre v. Chr. traten in Rom gedungene griechische Athleten auf, und zur Kaiserzeit gab es Athletengenossenschaften, die als Zünfte organisiert waren. Es half nichts mehr, daß erleuchtete Geister, Dichter und Philosophen, die Entartung zeitig erkannten und dagegen eiferten. Die Zeiten und die so ganz veränderten sozialen und politischen Verhältnisse waren mächtiger als ihre Beredsamkeit.

In der Erziehung des jungen Römers verlor die Gymnastik ihren Selbstzweck, sie wurde ein Mittel Soldaten heranzubilden, das Volk der Ackerbauer wehrhaft zu machen und zu erhalten. Alle Leibesübung war Vorschule zum Handwerk des Kriegers. Das Individuelle, Persönliche der griechischen Gymnastik verschwand ganz, als Soldat war der einzelne eine Nummer im Heere, und das Heer war ein Mittel zur Macht, nicht nur zur Verteidigung des Landes, sondern zur Eroberung der Welt organisiert. An die Stelle des hellenischen Idealismus war der brutale Realismus des römischen Eroberungstaates getreten, der auf das freie Spiel der griechischen Gymnasien mit einer gewissen Verachtung herabblickte und die spielerischen Leibesübungen im Zustande der Nacktheit schließlich als unanständig empfand, den Besuch der Uebungsplätze als „otium Graecum“ bezeichnete. (H. Wickenhagen.) Der krasse Unterschied in den Auffassungen der beiden Völker tritt am deutlichsten hervor bei einem Vergleich der griechischen Agonen mit den Kämpfen gedungener Gladiatoren in Rom. Von diesen sagt Cicero: „Nichts macht den Menschen stärker gegen Schmerz und Tod; beim Anblick der Kämpfe muß der Mensch sich zu männlicher Kraft erhoben fühlen.“ Das ist Rom, so erzog man Cäsars Kohorten.

Springen und Laufen waren die wichtigsten Uebungen der römischen Rekruten, dazu kamen Fechtübungen, die mit geflochtenen Schilden und hölzernen Stöcken an Pfählen vorgenommen wurden. Auf die Marschfähigkeit wurde der größte Wert gelegt, denn „die Schlachten wurden mit den Beinen gewonnen“; und so finden wir in der römischen Kriegsgeschichte die stärksten historischen Marschleistungen. In zwölf Tagen 90 Meilen, das sind täglich 7,5 Meilen = 55,5 km, wurden unter dem Konsul Claudius Nero von 6000 Mann Fußvolk und 1000 Pferden zurückgelegt. Auch das Schwimmen pflegte man aus naheliegenden Gründen; die alte klassische Tradition aber verfiel immer mehr, und kurz vor der Teilung des Römerreiches wurde der Festplatz von Olympia geschlossen, und des Phidias gewaltiger Zeus, unter dessen hoheitvollen Augen soviele herrliche Generationen um den Oelzweig gerungen, wanderte zu den Barbaren nach Konstantinopel. Das war das Ende der griechischen Gymnastik. Denn alles, was man in den nun folgenden Jahrhunderten an Leibesübungen bei den Kulturvölkern findet, verdient diesen Namen nicht mehr. Dem nackten Schönheitsideal machte das siegreich vordringende Christentum mit seiner asketischen Lehre von der Verachtung und Abtötung des Fleisches ein Ende. Was dem am höchsten entwickelten Volke des Altertums als das Reinste und Heiligste gegolten, wurde für sündhaft erklärt und ins Leben der Menschheit jener Gegensatz geworfen zwischen Natur

und gesunder Vernunft einerseits, einer lebenverneinenden Kastratenmoral andrerseits. Und an diesen Gegensätzen kranken wir noch heute.

Auch bei den alten Germanen waren alle körperlichen Uebungen Vorschule zum ernsten Kampfe. Unsere Vorfahren übten für den Krieg, und ihre wenigen Kampfspiele wurden systemlos und ohne bewußte ästhetische Tendenz betrieben. Die alten deutschen Heldenlieder, deren Geschehnisse wir in die Jahrhunderte der Völkerwanderung legen müssen, berichten von einer Uebung, die man bei keinem andern Stamme wieder antrifft: einer Verbindung des Steinstoßens mit einem Sprung, durch den der Stein wieder erreicht werden mußte. Eine Leistung, die jedenfalls viel Uebung und Gewandtheit voraussetzte und gewissermaßen ein Analogon bildete zu der mehr methodischen Kombination von Sprung und Wurf im Pentathlon. Im ganzen Mittelalter konnten Gymnastik und Athletik sich einen ästhetisch-ethischen Selbstzweck nicht wieder erringen. In den Zeiten des Rittertums blieben die Leibesübungen auf den Adel, die Ritterschaft beschränkt, ohne selbständige Bedeutung erlangen zu können. Man lernte das Waffenhandwerk und was dazu nötig war; der Landsknecht war nichts weniger als ein Fünfkämpfer. Die Kampfspiele dieser Epoche, die Turniere, waren vom Pentathlon ungefähr so weit entfernt wie die Gladiatorenkämpfe, wenn sie diese an blutrünstiger Roheit auch nicht erreichten. Nur der Ringkampf zeigte schon zu Dürers Zeit einen unverkennbar sportlichen Einschlag, und es ist bezeichnend, daß der größte bildende Künstler des deutschen Mittelalters eins der ersten und wohl das bedeutendste ältere Lehrbuch über den Ringkampf schuf. Im Jahre 1512 erschien die berühmte Fechthandschrift Albrecht Dürers, mit 119 aquarellierten Federzeichnungen geschmückt, die beweisen, daß damals der deutsche Ringkampf auf einer verhältnismäßig hohen Entwicklungstufe stand. Seine Regeln waren nicht so streng wie die jetzt gültigen, und es gab manchen Griff, der heute verpönt ist. Immerhin unterschied man zwischen erlaubten und unerlaubten oder nur für den Ernstfall bestimmten Griffen und unterwarf die Kämpfer einer genauen Kontrolle. Der Einfluß des Mönchtums und der Klosterschulen verhinderte eine freie Entfaltung zur sportlichen Höhe. Der Dreißigjährige Krieg machte diesen schwachen Ansätzen den Garaus, und jahrhundertelang, bis zum Ende des 18. Jahrhunderts waren die Begriffe Gymnastik und Athletik aus der deutschen Sprache so gut wie geschwunden. J. J. Rousseau wies zuerst wieder ernsthaft auf die Bedeutung einer gleichmäßigen Erziehung des Körpers und des Geistes hin, und die große Revolution brach auch dieser Erkenntnis die Bahn. Guts-Muths war der erste deutsche Pädagoge, der sich von der bis dahin beliebten, rein platonischen Verehrung des hellenischen Erziehungsideals freimachte und in Anlehnung an die Lehren der Alten zielbewußt zu Taten schritt, indem er in seiner Anstalt, dem altberühmten Schnepfenthal, seinen Schülern reiche Gelegenheit zu gymnastischen Spielen bot und zahlreiche theoretische Werke über Gymnastik veröffentlichte, darunter die „Gymnastik für die deutsche Jugend“. Es ist erstaunlich, mit welcher Konsequenz und mit welchem Erfolge er seine Theorien in die Praxis umsetzte, und man kann nur mit Bedauern sehn, wie wenig

Nutzen unsere Schulen aus diesen prächtigen Anfängen zu ziehen wußten.

Viel mächtiger als der bescheiden zurückhaltende Guts-Muths wußte Friedrich Ludwig Jahn, der „Turnvater", auf seine Zeit und auf die Nachwelt zu wirken. Mitten in die nationalen Stürme der Freiheitskriege schleuderte er mit gewaltiger Beredsamkeit seine Gedanken. Der Zeitgeist kam ihm, er dem Zeitgeist zu Hilfe, und schnell gelang es ihm, die ganze deutsche Jugend auf seine Seite zu ziehen. Die spätere Verfolgung durch die Regierung trug ihm die Märtyrerkrone ein, die den Siegeslauf seiner Ideen nur noch fördern konnte.

Von England und Amerika, den klassischen Ländern des Sports, kam uns das, was wir heute unter dem Namen Athletik zusammenfassen. In England war der Sport von jeher zu Hause. Schon in den ältesten Chroniken des Inselreiches finden wir Berichte über Wettkampfspiele. Der Hof, die Ritterschaft und die Bürger, sie alle beteiligten sich mit der der angelsächsischen Rasse eigenen Zähigkeit an diesen Kämpfen, die um ihrer selbst willen und bewußt zu rassehygienischen Zwecken betrieben wurden. Bei Shakespeare finden sich zahlreiche Andeutungen, die auf eine genaue Kenntnis des Sports und seiner Regeln schließen lassen. Aus allen Jahrhunderten der englischen Geschichte werden imponierende Höchstleistungen berichtet, und auch der gewaltige Vorsprung, den die englischen und amerikanischen Athleten heute noch vor unsern deutschen haben, kennzeichnet sie als Angehörige einer Rasse, die den Sport durch viele Generationen zur nationalen Erziehung geübt hat.

Auch in Deutschland beginnt es endlich zu tagen. In mehreren deutschen Großstädten ist der Bau großer Stadien beabsichtigt, nach dem Muster der griechischen ausgestattet mit allem, was zur rationellen Körper- und Schönheitspflege im Sinne der Alten notwendig ist. Man plant eine Wiedererweckung der olympischen Spiele in diesen Stadien, die Tausende von Zuschauern aufnehmen sollen. Mag der Gedanke in dieser Form nicht ganz in unsere Zeit passen, schon wegen der grundverschiedenen sozialen Verhältnisse, im Prinzip muß er freudig begrüßt werden als die Emanation eines mächtigen Bedürfnisses nach körperlicher Betätigung, das in unserem Volke steckt. Darum verdient er jede Förderung.

582. **Allgemeines.** Wie schon gesagt, kennzeichnet sich die moderne Athletik in Deutschland als ein fremdes Reis, gepfropft auf den alten Stamm des Turnens. Wie alles, was neu ist, so zeigt auch bei uns der Betrieb der Athletik heute schon große Uebertreibungen und Auswüchse, die nicht zu verteidigen sind. Zu verwerfen ist vor allem die Einseitigkeit und das Spezialistentum, dem so mancher junge Athlet lediglich aus Eitelkeit verfällt. Schuld daran ist in erster Linie die unsinnige Rekordhetze, die ihr einziges Ziel im Uebertrumpfen irgend einer andern Leistung sieht, ganz im Gegensatz zum griechischen Fünfkämpfer, der durch Vielseitigkeit zur höchsten Vollendung und Schönheit gelangte. So muß vor allem die Forderung aufgestellt werden, daß eine richtig betriebene Athletik wie der alte Fünfkampf dem ganzen Körper zugute kommen muß; daß nicht der ein Held ist, der beim Wettgehen den letzten Rekord um eine zehntel Sekunde schlägt und sich dabei einen Herzfehler holt, sondern daß der Schönste der Sieger ist, dessen Leistungen

im besten Verhältnis zu seinen körperlichen Anlagen stehn. Es ist ein klägliches Schauspiel, bei athletischen Wettkämpfen die Bewerber am Ziel in einem Zustande zu sehn, der aller Menschenwürde Hohn spricht und kein anderes Gefühl mehr als Mitleid und etwa noch Aerger über menschliche Torheit aufkommen läßt. Gewiß muß beim sportlichen Wettkampf das Aeußerste eingesetzt werden. Gerade im Aufbieten der letzten Willenskraft und Energie liegt das wertvollste sittliche Moment des Sports. Dabei darf aber nicht verkannt werden, daß nicht jedes Ziel für jeden geschaffen ist. Der eine kann sich ruhig an Dinge wagen, die dem anderen durch seine ganzen physischen Anlagen von vornherein versagt sind. Eine gewisse Einsicht für das, was er körperlich leisten kann, ist jedem Menschen angeboren, und die Pflege dieses Gefühls gehört zu den wichtigsten Aufgaben der athletischen Erziehung. Der Zaghafte, Willensschwache wird es nie zum Höchsten bringen; wer sich zuviel zumutet, kann sich durch eine einzige Ueberanstrengung für immer ruinieren. Hier liegt einer der Gründe dafür, daß man auf unsern Turn- und Spielplätzen so wenig wirklich gut durchgebildete Gestalten sieht.

Zur Pflege der Athletik haben sich schon seit Jahrzehnten in allen größeren deutschen Städten Vereine gebildet, die alle athletischen Uebungen oder auch nur einzelne, den Ringkampf, das Stemmen, Gehen u. a., systematisch betreiben. Berlin, München, Hamburg, Mannheim, Frankfurt, Hannover, Leipzig u. a. m. haben eine ganze Reihe solcher Vereine, mehr als notwendig und wünschenswert sind. Die Vereine der einzelnen geographischen Bezirke haben sich wiederum zu Verbänden zusammengeschlossen, und diese Verbände haben als oberste Instanz für alle die deutsche Athletik betreffenden Angelegenheiten die „Deutsche Sport-Behörde für Athletik" (D. S. B. f. A.) in Berlin konstituiert, die die Interessen der deutschen Athletik im internationalen Verkehr, den Behörden und dem „Deutschen Reichsausschuß für Olympische Spiele" gegenüber vertritt. Die Sportbehörde umfaßt alle in Deutschland ansässigen Verbände der Athletik treibenden Vereine und wird geleitet durch einen Vorstand, einen Ausschuß und die Wahlversammlung. Der Vorstand besteht aus einem Vorsitzenden, 3 stellvertretenden Vorsitzenden, dem Schriftführer, dem Sportwart und dem Kassierer. Der Vorstand ist bei Abgabe von 4 Stimmen beschlußfähig. Der aus 12 Personen bestehende Ausschuß erledigt alle Verwaltungs- und sportlichen Fragen, für die der Vorstand allein nicht zuständig ist, ferner die internationalen Abkommen, Entscheidungen in Disqualifikations - Angelegenheiten u. s. w. Die Verbände überwachen den Betrieb der Athletik innerhalb ihres Gebietes, sorgen für die Beachtung der Wettkampfbestimmungen und der andern von der D. S. B. f. A. erlassenen Anordnungen. Die Verbände genehmigen die Termine lokaler und interner Wettkämpfe, bestellen die Renngerichte und offiziellen Vertreter, beaufsichtigen Rekordversuche und erstatten monatlich an die D. S. B. f. A. Bericht über die in ihrem Gebiet stattgehabten Veranstaltungen. Alljährlich findet eine Wahlversammlung statt. Die wichtigste Aufgabe der Behörde ist jedenfalls die Beaufsichtigung der Wettspiele, die Beurteilung der erzielten Rekorde und die strenge Scheidung der Amateure von den Berufsathleten. Die Teilnahme an

den von ihr genehmigten Wettkämpfen ist nur Amateuren gestattet. Als Amateur gilt, wer noch nie um einen Geldpreis oder zum Zweck des Lebensunterhalts athletischen Uebungen obgelegen und noch nie mit einem Berufsathleten um einen Preis konkurriert hat. Man unterscheidet interne Wettkämpfe für die Mitglieder eines Vereins, lokale Wettkämpfe für die Mitglieder von sämtlichen Vereinen eines Verbandes oder einer Stadt, nationale Wettkämpfe für Reichsangehörige und internationale Wettkämpfe, an denen ausländische Amateure teilnehmen können. Alle Wettkämpfe werden eingeteilt in Schüler-, Junioren- und Seniorenkonkurrenzen. Die Juniorenschaft endigt innerhalb eines Jahres, wenn der Betreffende 3 erste Preise gewonnen hat, oder mit Ablauf des Jahres, in dem der Betreffende einen ersten oder 2 zweite Preise in einer nicht internen Konkurrenz erworben hat. Jede Ausschreibung von Wettkämpfen ist mindestens 4 Wochen vor Nennungschluß den zuständigen Verbänden in zweifacher Ausfertigung zur Genehmigung vorzulegen. Nationale und internationale Wettkämpfe sind den zuständigen Verbänden bis zum 30. April anzumelden und müssen von der D. S. B. f. A. genehmigt werden. Nennungschluß für alle Konkurrenzen ist spätestens am 7. Tage vor Beginn, nachts 12 Uhr. Die Ausschreibung für jedes lokale und interne Meeting muß einen Mehrkampf enthalten, der mindestens aus einem Dreikampf mit einer Wurf-, Sprung- und Laufübung bis 1500 m besteht. Die Preise sollen in Medaillen, Ehrenpreisen oder Diplomen bestehen und mit einer Widmung versehen sein, aus der Tag und Ort der Konkurrenz und ihr Platz zu ersehn sind. Für athletische Wettkämpfe ist vom Veranstalter mit Genehmigung des Verbandes ein Renngericht aufzustellen, das in jedem Fall mindestens aus folgenden Faktoren sich zusammensetzen muß: einem Schiedsgericht aus 3 Richtern, einem Starter, 2 Startordnern, 3 Zielrichtern, 2 Zeitnehmern, 2 Bahnrichtern und, bei Vorgabekonkurrenzen, einem Vorgeber. Die Aussprüche des Schiedsgerichts sind unanfechtbar. Nachdem der Starter die Startenden gefragt: „Meine Herren, sind Sie fertig?" gibt er das Startzeichen durch einen Schuß. Zwischen Frage und Schuß muß eine merkbare Pause liegen. Niemand darf vor dem Schuß die Startlinie überschreiten. Die Schiedsrichter sind befugt, Konkurrenten wegen verschuldeter Behinderung eines Bewerbers von der Preisbewerbung auszuschließen. Jede Konkurrenz, bei der nicht mindestens 2 Bewerber am Start erscheinen, fällt aus. Von dieser Bestimmung werden Meisterschaftskonkurrenzen und die um Wander- und Herausforderungspreise nicht betroffen. Jeder Bewerber muß vollständige Kleidung mindestens von den Schultern bis zu den Knieen tragen, die Startnummer auf Brust und Rücken.

583. **Die Ausübung und Hygiene** des athletischen Sports ist von gewissen Dingen abhängig, die sich nach der Konstitution und der Leistungsfähigkeit des Sporttreibenden bestimmen, und sorgfältig zu berücksichtigen sind. Vor allem muß jeder angehende Athlet darauf bedacht sein, daß seine Organe, namentlich Herz und Lungen, durchaus gesund sind. An das Herz werden außerordentliche Anforderungen gestellt; es ist daher sehr wichtig, sich über die Leistungsfähigkeit dieses Organs zeitig volle Gewißheit zu verschaffen. Man beginne jedes Training mit kleinen

Leistungen, die allmählich und ohne jede Hast gesteigert werden. Man mache häufige Pausen und steigere die einzelnen Uebungen niemals bis zur Erschöpfung oder auch nur bis zu einer übermäßigen Ermüdung. Man esse niemals unmittelbar vor oder nach dem Ueben, meide alle scharf gewürzten Speisen, vor allem den Alkohol, und beschränke überhaupt die Flüssigkeitszufuhr nach Möglichkeit. Sehr vorteilhaft ist es, wenn man in der Nähe des Spielplatzes oder des Uebungsaales einen geschlossenen Raum zum Baden, Massieren, Duschen und Ruhen hat. Zumal das Massieren wird nach dem Ueben sehr wohltuend empfunden.

Dem Anfänger ist anzuraten, sich beim Training kundigen Sportsgenossen anzuschließen und sich deren Erfahrung zunutze zu machen. Sie werden ihn auch am besten vor den Exzessen bewahren, die bei Anfängern leicht Enttäuschungen und Mißerfolge heraufbeschwören. Bei gemeinsamer Arbeit ist auch die Ausdauer erheblich größer, da der Ehrgeiz immer von neuem angespornt wird. Andrerseits hüte man sich davor, es besser Veranlagten oder weit vorgeschrittenen Kameraden gleichtun zu wollen und sich dabei mehr zuzumuten, als man im Anfang leisten kann. Niemals soll man an einem Wettkampfe teilnehmen, ohne vorher gründlich und regelrecht trainiert zu haben. Ebenso wichtig aber ist es, sofort allen Ehrgeiz zu unterdrücken, wenn sich während des Wettkampfes irgend ein körperliches Unbehagen einstellt. Der meist eintretenden starken Transpiration wegen sorge man für Tücher und Decken, in die man den Körper nach getaner Arbeit einhüllen kann. Sehr kalte Getränke meide man in diesem Zustande ganz; meist genügt es, den Mund mit kühlem Wasser auszuspülen.

Der Zweck des Trainings ist bei allen Sportsgattungen der selbe und im Grunde sehr einfach. Der ganze Körper soll von überflüssigem Ballast, Fett und Flüssigkeit befreit, die Muskeln und Sehnen dagegen sollen zur höchsten Leistungsfähigkeit und zwar qualitativ, nicht quantitativ, ausgebildet werden. Wer im Anfang fett oder infolge von körperlich trägem oder zu üppigem Leben schlaff ist, fange mit einigen Dampfbädern und strammen Spaziergängen an, unter Beschränkung auf eine konzentrierte, aber nicht üppige Kost. Es ist nicht angebracht, allzu strenge und engherzige Vorschriften aufzustellen, da sich auch hier eines nicht für alle schickt und die Speisen bei den verschiedenen Konstitutionen sehr verschiedene Wirkungen üben. Jedenfalls ist es vom Uebel, in der Kost von der gewohnten zu sehr abzuweichen. Man modifiziere sie also nur nach den oben aufgestellten Grundsätzen und sei vor allem mäßig.

Nicht uninteressant ist der Kampf zwischen den Anhängern der gemischten und der vegetarischen Kost. Die überlegenen Siege so vieler Vegetarier bei den Konkurrenzen im Laufen und Gehen sind nicht wegzudisputieren. Dagegen sind alle bekannt gewordenen Allround-Athleten Anhänger der gemischten Kost und zum Teil nicht einmal strenge Abstinenzler. Die Gründe für die unbestreitbare Ueberlegenheit der Vegetarier im Gehen sind bisher nicht aufgeklärt; meist schreibt man sie dem Umstand zu, daß der Vegetarier auch ganz Abstinent ist. Das dürfte aber nicht ausschlaggebend sein. Im allgemeinen wird man die gemischte Kost empfehlen dürfen, doch mit mäßigem Fleischgenuß und wenig Kartoffeln,

Hülsenfrüchten und Mehlspeisen. Auch auf Suppen sollte man während des Trainings verzichten. Hat man sich einmal überanstrengt, sodaß schmerzhafte Störungen in den Gelenken oder einzelnen Muskelgruppen auftreten, so gibt es nur ein gutes Mittel: Ruhe und Schonung der betroffenen Teile. Man fange nur langsam und sehr vorsichtig an, sie wieder zu betätigen, sonst wird man nur zu leicht Rückfälle erleben.

Für die Einteilung der athletischen Uebungen ist auch heute noch das griechische Pentathlon vorbildlich. Demnach unterscheiden wir folgende Gruppen: I. Das Gehen, Laufen, Springen. II. Die Stoß-, Wurf- und Schleuderübungen. III. Der Ringkampf und seine Abarten.

Gehen, Laufen und Springen.

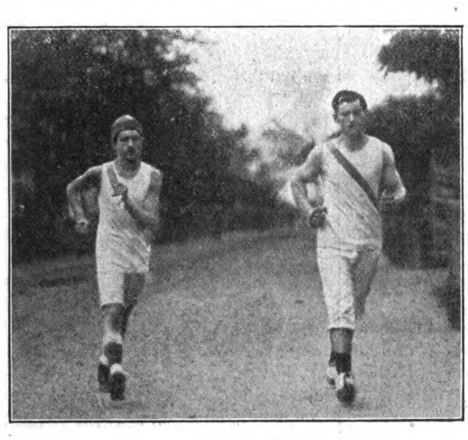
584. **Allgemeines.** Der Lauf ist sportmäßig schon von den alten Griechen betrieben worden. Sie hatten verschiedene Arten des Wettlaufs und bezeichneten ihn gewöhnlich nach der Länge der Strecken, die durchlaufen werden mußten. Die normalen Strecken hatten 200 m, 400 m und 4500 m Länge, und wenn die Anforderungen besonders hoch gestellt wurden, so trugen die Läufer die volle Bewaffnung des Hopliten. Auch die Germanen sollen im Laufen Tüchtiges geleistet haben; als Sport wird es aber im ganzen Mittelalter nicht erwähnt. Erst unter Guts-Muths und Jahn tauchte es neben den Turnübungen auf, bis von England der eigentliche Lauf- und Gehsport importiert wurde. Die D. S. B. f. A. hat auch für den Laufsport feste Regeln aufgestellt, und seitdem begegnen wir ihm bei allen gymnastischen Spielen, und auch die Behörden, namentlich die Militärbehörden, bringen ihm mit Recht großes Interesse entgegen.

Die Ausrüstung des Läufers ist naturgemäß sehr einfach. Einige Paare guter Laufschuhe, eine kurze und leichte Hose aus Leinen, ein Sweater und ein paar luftdurchlässige Trikothemden, das ist alles. Die Schuhe müssen natürlich tadellos passen und sich mit den kurzen Socken lose, doch sicher um den Fuß schmiegen. In die Hände nehmen die meisten Läufer und Geher die sog. Gehhölzer, die sie mit den Fingern fest umschließen. Zum Trainieren wählt man einen freien Platz, der mit Rasen, Kohlenasche oder einem andern Material gleichmäßig eben bedeckt ist. Harte, glatte Zement- oder Asphaltbahnen, wie sie z. B. für Radrennen benutzt werden, sind nicht zu empfehlen.

Das Laufen und Gehen wird nach den Satzungen der D. S. B. f. A. nur über folgende Strecken geübt: 50, 100, 150, 200, 300, 400, 500, 800. 1000, 1500, 2000, 3000 m und so fort in Abständen von 1000 m; außerdem noch über 7500 m und durch 1 und 2 Stunden. Wettgehen (Märsche) u. Streckenläufe dürfen nicht über 100 km ausgedehnt werden. Auf der Bahn wird links herum gelaufen, bezw. gegangen. Bei Läufen auf gerader Strecke muß jeder Läufer für sich eine mindestens 1,20 m breite, abgesteckte Laufbahn haben, die er nicht wechseln darf. Sieger ist, wer zuerst mit der Brust das Zielband berührt.

585. **Das Gehen.** Das sportmäßige Gehen wird kurz und einfach charakterisiert durch den § 43

der Wettkampfbestimmungen der D. S. B. f. A.: „Beim Wettgehen muß immrr der Hacken des einen Fußes den Boden berühren, solange noch die Spitze des rückwärtigen Fußes auf demselben ruht. Beide Beine müssen im Knie gestreckt sein.“ Der nächste Paragraph lautet: „Verstöße gegen regelrechtes Gehen werden mit Ausschluß von der Preisbewerbung bestraft; dem Ausschluß kann eine einmalige Verwarnung vorhergehn.“ Das klingt sehr einfach. Wer aber einmal versucht, in der geschilderten Weise stilgerecht auch nur 100 m zu gehen, wird bald verstehn, warum der bekannte Sportschriftsteller Viktor Silberer „das Gehen, im englischen Stil als Sport betrieben“, den „schwierigsten Zweig der ganzen Athletik“ nennt, da „nichts anstrengender sei, und nichts eine sorgfältigere Vorbereitung und ein strengeres Training erheische, als das Gehen“. Im Gegensatz zum Laufen ist das stilgerechte Gehen eine Folge von Schritten. Diese Schritte dürfen lang oder kurz sein, sie dürfen schnell oder langsam aufeinander folgen, wenn sie nur Schritte bleiben. Jeder Sprung, jedes Verlassen des Erdbodens mit beiden Füßen gleichzeitig ist ausgeschlossen. Der Rumpf steht aufrecht, der Kopf hoch und die Brust heraus, während die Arme in gerade so lebhafter Aktion wie die Beine eine Art Flügelbewegung machen, durch deren Schwung die Vorwärtsbewegung des Körpers unterstützt wird. Eins der größten Geheimnisse des Gehens besteht darin, die Arm- und Beinbewegungen so gegeneinander auszugleichen, daß der Gang dadurch aufs äußerste gefördert wird. Bei echten Gehern beobachtet man auch, daß mit dem Schwingen der Arme die Schultern ruckweise gehoben werden; damit ist ein Lüften des Körpergewichts vom Boden verbunden, wodurch das Ausschreiten wesentlich erleichtert wird. Ein Geher mag aber noch so schnell in Bewegung sein, er muß immer die charakteristischen Merkmale des ruhig schreitenden Menschen, nur sportmäßig modifiziert, zeigen. Am leichtesten ist der ungeschulte Geher der Versuchung ausgesetzt, aus dem Geh- in den Laufschritt zu verfallen, womit er sich sofort disqualifizieren würde. Der Anfänger tut also gut, zunächst von allen Schnelligkeits- und Dauerversuchen abzusehn und nur darauf aus zu sein, sich einen tadellosen, auch in der Erregung



305. Geher.

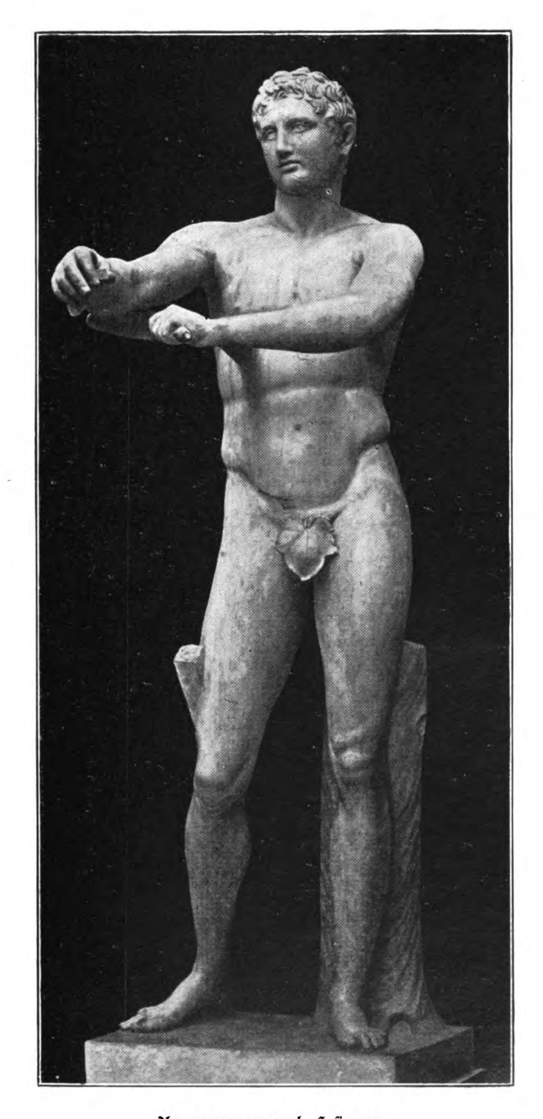
des Wettkampfes sicheren Stil anzueignen. Beherrscht er die Technik, so kann er langsam an die Steigerung des Tempos gehen und dann sich an Kraftleistungen versuchen. Man glaube nur nicht, daß die Beine allein den Geher leistungsfähig machen. Es gibt kaum eine Muskelgruppe, kaum ein Organ des Körpers, das beim Gehen nicht in erhöhte Aktion tritt. An Herz und Lungen werden enorme Anforderungen gestellt, und die schwingenden Bewegungen der Arme stellen außerordentliche Ansprüche an die gesamte Brust- und Rückenmuskulatur. Ueber den gegenwärtigen Stand der Höchstleistungen geben die am Ende dieses Kapitels stehenden Rekordlisten Auskunft.

586. **Das Laufen** setzt sich im Gegensatz zum Gehen aus lauter einzelnen Sprüngen zusammen, d. h. der sportgerechte Läufer springt von einem Fuß auf den andern, wobei der Boden nur mit dem Vorderteil des Fußes, mit Zehen und Ballen, berührt wird. Die Ferse kommt also überhaupt nicht auf den Boden. Der Oberkörper wird weit vorgebeugt, während der Kopf aufrecht gehalten, oft sogar zurückgeworfen wird. Die Haltung des Körpers darf niemals die Atmung beeinträchtigen, die Brust muß sich also voll ausdehnen können. Wie beim Gehen, so unterstützen auch beim Laufen die Arme die Aktion der Beine durch Schwingungen, die allerdings nicht die selbe Regelmäßigkeit zeigen.

Außerordentlich wichtig für den Schnelläufer ist ein guter Start. Erfahrene Sportsleute haben sich darin ganz eigenartige Methoden ausgebildet, und es ist nicht uninteressant, zu beobachten, wie bei einem großen „Feld" die einzelnen Teilnehmer schon im Ablauf einen Vorsprung zu gewinnen suchen. Sehr beliebt ist der sogenannte amerikanische Start. Der Läufer steht mit dem linken Fuß einige Zentimenter hinter der Startlinie, mit dem rechten etwas weiter zurück, und beugt den Oberkörper so weit nach vorn, daß er sich mit den gespreizten Fingerspitzen auf die Startlinie stützen kann. Fällt der Schuß, so schnellt der ganze Körper mit äußerster Gewalt vorwärts, sodaß gleich mit dem ersten Satz an 2 m zurückgelegt werden. Diese Methode will natürlich gründlich geübt sein, und sie hat auch nur bedingten Wert, speziell für kurze Entfernungen, denn je größer die Entfernung, desto geringere Bedeutung kommt dem Ablauf zu.

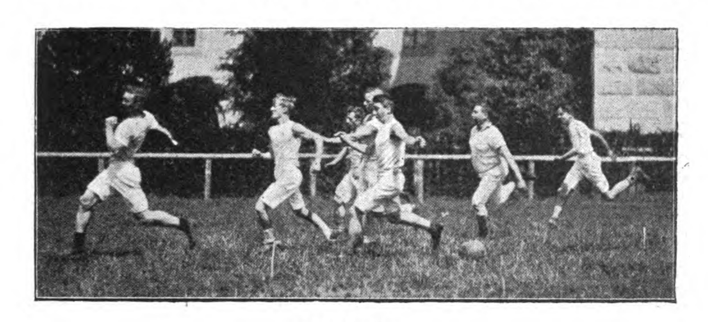
Aus physischen Gründen muß man den Lauf über kurze, mittlere und lange Strecken scharf voneinander trennen. Das geht schon daraus hervor, daß beim Schnelllauf über kurze Distanzen die Hauptanforderungen an ganz andere Muskeln und Organe gestellt werden wie beim Dauerlauf. Beim kurzen, schnellen Lauf fällt nach Silberer die Hauptaufgabe den auf der Vorderseite der Oberschenkel liegenden Muskeln zu, die die Beine bei jedem Sprung möglichst weit nach vorn zu schleudern haben. Bei diesem „Sprinting" gilt es, mit jedem Schritt das Aeußerste zu leisten, dessen der Körper fähig ist. Beim Laufen über größere Distanzen heißt es hauszuhalten mit der Kraft und eine bestimmte Taktik zu verfolgen, die nur durch Erfahrung erworben werden kann. Je größer die Strecke, desto mehr soll man zurückhalten, um am Ende, beim „Spurt", noch einen möglichst großen Kraftaufwand einsetzen zu können.

Beim Rennen über kurze Distanzen kann daher von einer berechnenden und bewußten Taktik kaum



Apoxyomenos nach Lysippos.

die Rede sein. Man tut eben alles, um der Erste zu werden, nach dem Wie fragt man nicht. Sehr schwierige, wenn nicht die schwierigsten Aufgaben stellen die mittleren Distanzen. Eine Strecke von etwa 400 m erfordert zusammen mit der größten Schnelligkeit eine Ausdauer, die nur durch ein sehr sorgfältiges Training zu erzielen ist. Während dieses Trainings muß man außerordentlich vorsichtig vorgehn, um sich vor Ueberanstrengungen zu hüten. Die ganze Strecke mit voller Schnelligkeit zu decken, soll man erst gegen Ende probeweise versuchen, wenn Herz und Lungen sich den hohen Anforderungen tadellos angepaßt haben. Die Regel muß also immer sein, im Training für längere Distanzen in mäßigem Tempo anzufangen und es nicht eher zu beschleunigen, als die gesamte Konstitution es gestattet.



306. Wettlauf.

An die großen Distanzen, 1500 m und darüber, wage man sich nur, wenn man in langem Training den Beweis erhalten hat, daß man zum Dauerläufer prädestiniert ist. Da die Symptome der Ueberanstrengung beim Dauerläufer naturgemäß allmählich eintreten, übersieht man sie leicht; sie werden infolgedessen nicht berücksichtigt, und ehe man's gedacht, macht ein organischer Fehler allem Sport ein Ende. Man lasse das Tempo zunächst unbeachtet und laufe beim Ueben immer einige 100 m über das Ziel, das man sich gesteckt hat. Im übrigen verlasse man sich auf das eigene Gefühl, sofern es gesund ist, und gebe eher ein aussichtloses Rennen auf, als daß man sich von falschem Ehrgeiz verleiten läßt, die Strecke zu Ende zu laufen. Jedenfalls sei man bestrebt, bei allen Rennen über größere Strecken ein Residuum an Kraft für den Schluß aufzusparen. Man lasse während des Rennens die Gegner nie aus dem Auge und trachte nicht so sehr danach, von vornherein einen großen Vorsprung zu gewinnen, als ihnen die Gewinnung eines Vorsprungs unmöglich zu machen und sie im Schlußkampf sicher hinter sich zu lassen.

Die D.S.B. f. A. hat neben den reinen Rennen noch einige Arten von Wettläufen vorgesehen, die teils auf militärische Bedürfnisse, teils auf die Vorbilder des Pferdesports zurückzuführen sind.

587. **Beim Stafetten- oder Mannschaftslauf** wird eine Anzahl von Läufern in gleichmäßigen

Zwischenräumen über eine große Strecke verteilt. Der Erste in der Kette empfängt eine Fahne, ein Tuch oder dergleichen und muß es mit größtmöglicher Schnelligkeit dem Zweiten überbringen, der es dem Dritten zuträgt, und so fort, bis die ganze Kette durchlaufen ist. Die zu einem Klub, einer Stadt oder einem Verband gehörigen Bewerber sollen durch Kleidung oder Abzeichen als zusammengehörig kenntlich sein, und jeder Läufer darf sich erst dann in Bewegung setzen, wenn er aus der Hand seines Vormannes das zu überbringende Zeichen empfangen hat. Das Prinzip ist natürlich dem alten militärischen Nachrichtenwesen entnommen.

588. **Das Geländelaufen** (Fuchsjagd) führt über freies Gelände mit natürlichen Hindernissen. Es ist selbstverständlich, daß derartige Rennen, namentlich wenn sie über größere Strecken führen, außerordentliche Anforderungen an die Teilnehmer stellen und in schwierigem Gelände unter Umständen auch Gefahren mit sich bringen.

589. **Hindernisrennen** führen über Rennbahnen mit künstlichen Gräben, Zäunen, Mauern, doch auch das Sack- und Faßlaufen gehört hierher, wenn es auch nicht als sportliche Uebung im strengen Sinne betrachtet werden kann.

590. **Hürdenrennen** werden auf vorbereiteter Bahn veranstaltet. Die 10 Hürden sollen 1 m hoch und 9 m von einander entfernt sein, die Bahn muß also eine Länge von 110—120 m haben. Im ersteren Falle soll der Anlauf 15, der Auslauf 14, im letzteren der Anlauf 20, der Auslauf 19 m betragen. Die Hürden dürfen nicht fest stehen. Das Umwerfen einer oder mehrerer Hürden kommt für das Ergebnis des Rennens nicht in Betracht. Für die Wertung eines Laufes als Rekord ist jedoch Bedingung, daß



307. Hürdenlauf.

keine Hürde umgeworfen wurde. Die ganze Strecke legen die englischen Athleten in 18, ja 17 Sekunden zurück (Silberer). Dazu benutzen sie eine besondere Methode, den Dreischritt, mit dem sie die Hürden „nicht eigentlich überspringen, sondern im Lauf überschreiten, dabei die Schritte genau einteilend, sodaß hinter jeder Hürde, außer dem Auffsprung, nur drei Schritte bis zur nächsten Hürde gemacht werden". Es kommt also alles darauf an, daß man das Uebersetzen der einzelnen Hürden nicht als einen Sprung mit Anlauf betrachtet, das Ganze nicht als eine Kette von Sprüngen, sondern daß man die ganze Strecke in Sprungschritten zurücklegt, die sich als Weitsprünge, unterbrochen von 10 Hochweitsprüngen, charakterisieren. Besonders ist darauf zu achten, daß beim Auffsprung hinter der Hürde keine Zeit verloren geht, sondern daß der auffspringende Fuß die nötige Elastizität besitzt, sofort einen neuen ausgiebigen Schritt herzugeben. Es leuchtet ein, daß bei dieser außerordentlich schwierigen Uebung beide Beine und Füße sehr gleichmäßig zu hoher Leistungsfähigkeit ausgebildet werden. Eins der größten Geheimnisse des Hürdenlaufs ist die Vermeidung von Kraftvergeudung, die leicht dadurch verursacht wird, daß man den Sprung höher nimmt, als nötig ist. Als Hürden benutzt man leichte Lattengestelle, die beim Anstoß umfallen, oder auch Latten mit aufrecht stehenden Reisigbündeln, wie man sie bei Pferderennen sieht. An den Lattengestellen holt man sich zwar leichter blaue Flecken am Knie und Schienbein, dafür geben sie ein getreueres Bild der im ernsten Kampfspiel benutzten Hindernisse. Die Hürden aus Reisig kann man mit dem Fuß durchstreichen, sie verführen daher leicht zur Nachlässigkeit und zur „Mogelei", die den Läufer hindern, sein Bestes einzusetzen.

591. Das Springen. Der Sprung ist wie der Wurf eine Uebung, bei der die ganze zu entfaltende Arbeitsleistung in einen minimalen Zeitraum zusammengedrängt wird. Er verlegt in den Bruchteil einer Sekunde alles, was die in Betracht kommenden Muskelgruppen überhaupt zu leisten vermögen. Der Absprung erfolgt stets aus der Kniebeuge durch eine äußerst schnelle Kontraktion der Strecker des Oberschenkels, die entsprechend stark und elastisch sein müssen. Die körperliche Disposition spielt beim Springen eine besonders große Rolle. Die Länge der Knochen, die Ansatzstellen der Muskeln, die durch beide Faktoren gegebenen Hebelverhältnisse sind von größter Bedeutung, und es ist nicht zu verwundern, daß sich unter den berühmten Springern und Rekordinhabern verhältnismäßig viele abnorme Gestalten befinden. Der Kundige wird auch begreifen, daß bei diesem Sport, bei dem die ganze physische Leistung auf einen einzigen kleinen Moment sich zusammendrängt, eine gewisse Nervosität häufig beobachtet wird, die die bei manchen Springern zu bemerkende Unregelmäßigkeit der Leistungen erklärlich macht. Man wird beim Ueben sehr bald selbst fühlen, wie abhängig man von jeder momentanen Disposition ist. Ein Sprung, den man heute spielend vollbringt, ist morgen einfach nicht herauszuholen. Es hat auch gar keinen Zweck, daß man sich in solchen Fällen quält oder Gedanken macht. Man versuche es am nächsten Tage von neuem, und man kann erleben, daß man mittlerweile an Leistungsfähigkeit zugenommen hat.

592. **Der Weitsprung.** Bei allen Arten des Springens wird nach den Satzungen der D. S. B. f. A. von ebener Erde oder von einem in die Erde eingelassenen, an keiner Stelle über den Erdboden hervorragenden, nicht federnden Sprungbrett abgesprungen. Vorgeschrieben ist ein mindestens 10 cm breiter, deutlich sichtbarer Balken, von dessen vorderer Grenze aus in senkrechter Richtung bis zum hinteren Abdruck des aufspringenden Fußes gemessen wird. Fällt der Springer rückwärts oder tritt er nach erfolgtem Sprung zurück, so zählt der Sprung zwar, er wird aber nicht gemessen. Die zwischen dem abspringenden und dem aufspringenden Fuß liegende Strecke muß also tatsächlich bewältigt sein, und da der sportliche Sprung aus dem Gebrauchssprung (Ueberſetzen von Gräben 2c.) hervorgegangen ist, so ist diese Forderung nicht mehr als billig. Es kommt also alles darauf an, daß der richtige Absprung getroffen wird und daß der Springer an der Stelle, wo er aufspringt, sofort wieder sicher steht. Besonders unvorteilhaft für ihn ist es natürlich, wenn der Absprung zu kurz, also vor dem Balken genommen wurde. Die Differenz muß natürlich bei der Wertung des Sprunges abgerechnet werden. Merkwürdigerweise ist man erst in den letzten Jahrzehnten zu der Erkenntnis gekommen, daß der Anlauf, und zwar ein schneller Anlauf, die wichtigste Vorbedingung für einen guten Weitsprung ist. Man rechnet auf den Anlauf heute 35—40 m, die mit etwa 20 Schritten in schnellstem Tempo zurückzulegen sind. Der Absprung leidet stets, wenn der Springer im letzten Augenblick noch unsicher ist, ob er mit dem abspringenden Fuß den Balken auch trifft. Im Ernstfalle tut man also gut, die Entfernung zeitig mit den Augen, eventuell auch mit Schritten abzuschätzen und sich so vor einem verfehlten Absprung zu schützen, denn auf den Anlauf und namentlich dessen letzte Schritte sind alle physischen und geistigen Kräfte zu konzentrieren. Den Sprung selbst schildert O. Karges wie folgt: „Nach dem Abstoß vom Balken soll der Körper in zusammengedrückter Haltung, Kopf voran, mit angezogenen Knien fliegen und in dieser Lage beharren, solange der Schwung reicht. Im letzten Moment wird durch eigenen Körperschwung, d. i. ein kurzes, energisches Nach- und Aufziehen des Unterkörpers mit gleichzeitigem Hochschnellen der Arme, der Abstoßschwung gewissermaßen erneuert. Diese Bewegung, das „Schneppern", kann sogar im selben Sprung wiederholt werden. Wer sie gut beherrscht, kann ihr eine Vergrößerung der Sprungweite um 50 cm und mehr verdanken." Natürlich werden auch beim Sprung die Beine durch entsprechende Armbewegungen unterstützt. Ein guter Weitspringer nimmt in der Luft eine Stellung an, die den Luftwiderstand auf das geringste Maß beschränkt, er zieht die Knie hoch an die Brust herauf, der Oberkörper geht, den Kopf voran, fast wagrecht durch die Luft, die Arme werden mit energischem Schwung nach hinten geworfen. Der genannte Turnlehrer stellt die gewiß berechtigte Forderung auf, daß etwa vorhandene natürliche Anlagen durch kein umständliches Lehrverfahren verdorben werden dürfen. Zu den pädagogischen Verirrungen rechnet er jede künstliche Beeinflussung des Anlaufs, wie den Absprung mit vorher bestimmtem Bein und den Lauf mit bestimmter Schrittzahl. Nahezu jeder Mensch hat ein Sprungbein, d. h. der eine Fuß eignet sich

besser zum Absprung als der andere; meist ist es der linke. Die Gründe dafür sind noch nicht klargelegt. Es scheint aber festzustehen, daß sich das Sprungbein erst etwa vom 11. Jahre an ausbildet. Ob man gut daran tut, diese einseitige Ausbildung als natürlich hinzunehmen und zu fördern, oder ob es besser ist, durch eine entsprechende Erziehung das Gleichgewicht der Körperhälften wieder herzustellen, die Frage scheint leicht zu entscheiden. Ideal wäre jedenfalls die Symmetrie. Sie ist aber, wie alle Ideale, nicht zu erreichen.

Die Uebungsmethode braucht kaum erklärt zu werden. Ueben muß man vor allem die Kunst, „in vollster Schnelligkeit vom richtigen Platz aus einen guten Absprung zu bewerkstelligen". Das läßt sich nur durch fleißiges Probieren und Studieren erlernen, und nur wer sich darin genügend gefördert hat, wird jene Ruhe und Sicherheit erwerben, die bei Wettkämpfen gerade für den Springer unbedingt nötig ist.

Der Weitsprung ohne Anlauf ist natürlich wesentlich einfacher. Es kommt dabei alles auf einen sicheren und kraftvollen Absprung mit beiden Füßen und auf ein energisches Vorwerfen der Beine nach vorn während des Sprunges an. Auf die Technik näher einzugehen hat keinen Zweck, da sich aus wenigen Versuchen die zu beobachtenden Regeln von selbst ergeben.

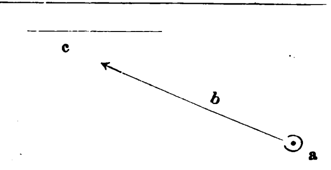
593. **Der Hochsprung** hat für die Praxis geringere Bedeutung als der Weitsprung, da man wohl nur selten genötigt ist, einen freien Sprung über ein hohes Hindernis auszuführen. Man wird meist zu dem weniger eleganten Klettern oder doch zu einem Stützsprung seine Zuflucht nehmen, da der Freisprung über harte und kantige Gegenstände nicht ganz ohne Gefahr für die Knochen und andere empfindliche Körperteile ist. Der Anlauf, der beim Weitsprung eine so eminente Bedeutung hat, ist für den Hochspringer weit weniger wichtig. Daraus erklärt es sich, daß man beim Wettkampf oft die besten Hochspringer mit ein paar ruhigen, entschiedenen Schritten zum Absprung fast gehen sieht, von dem sie sich mit einem eleganten Satz über die Latte schwingen. Es sprechen hier besonders die natürlichen Anlagen mit, und wer sie nicht besitzt, wird seine ursprünglichen Leistungen nur um wenige Grade steigern können, während ein Weitspringer sich durch richtiges Ueben oft außerordentlich fördern kann. Bei prädestinierten Hochspringern findet man häufig besonders lange Beine und einen kurzen, leichten Oberkörper. Die Hauptsache ist immer eine feste und schnellkräftige, aber nicht voluminöse Beinmuskulatur.

Sehr einfach ist der Hochsprung ohne Anlauf. Man springt mit geschlossenen Füßen gleichzeitig ab, und es gilt vor allem, im Sprung Knie und Füße mit energischem Ruck möglichst hoch an den Körper zu ziehen. Der Absprung muß natürlich mit den Zehen und mit äußerster Kraft und Entschiedenheit geschehen und wird meist unterstützt durch ein kräftiges, paralleles Schwingen beider Arme, dessen Bedeutung sich schon aus der Tatsache erklärt, daß Berufspringer, wie man sie im Varieté häufig sieht, bei solchen Sprüngen leichte Hanteln in die Hände nehmen, die sie im Moment des Absprunges mit der Schwingung von sich schleudern, um die eigene Schnellkraft zu erhöhen.

Für den Hochsprung mit Anlauf gibt es zwei Methoden. Bei der deutschen läuft der Springer senk-

recht von vorn auf die Latte oder das Sprungseil zu, bei der englisch-schottischen in schräger Richtung. Leistungsfähiger ist jedenfalls der rein empirisch gewordene englische Hochsprung, und wenn man behauptet, er sei nicht so schön wie der korrekte deutsche, so dürfte sich ein Grund für diesen ästhetischen Einwand schwer finden lassen. Die Hauptsache ist, daß der Springer sicher über die Latte kommt, und die Aesthetik wird sich wohl auch hier mit ihrem Urteil nach dem Zweckmäßigen richten müssen. Der Anlauf hat nur die Bedeutung einer physischen Vorbereitung und sollte nicht über 10—12 m ausgedehnt werden. Mit dem letzten Schritt muß der abspringende Fuß genau die Kante des Sprungbalkens treffen, deren Entfernung vom Lot der Latte etwa $^2/_3$ der Latten-, bezw. Schnurhöhe betragen soll. Man unterscheidet nach der im Sprung eingenommenen Stellung den Spreiz- und den Hocksprung. Beim ersteren werden die gestreckten Beine gewissermaßen über die Latte geschwungen; beim letzteren werden die Knie nach dem Absprung schnell bis zur Brust emporgerissen, worauf, nachdem die Füße die Latte passiert haben, die Beine energisch schräg nach unten gestreckt werden. Es ist besonders darauf zu achten, daß beim Niedersprung durch eine schnellende Bewegung im Kreuz das Gesäß glatt über die Latte gebracht wird, dabei hüte man sich jedoch, auf den Rücken zu fallen. Das Mitschwingen der Arme ergibt sich aus der Praxis von selbst. Der englische Spreizspringer zeigt in der Luft ein ganz anderes Bild. Im höchsten Moment des Sprunges nimmt er über der Latte eine fast sitzende Stellung an, in der die gestreckten Beine parallel der Latte, also wagerecht liegen, der Oberkörper zu ihnen im spitzen Winkel steht, während die Arme weit ausgebreitet schwingen. Im Niedersprung streckt sich der Körper, sobald das Gesäß die Latte passiert hat. Unter allen Umständen zu verwerfen ist es, wenn der Springer in gehockter Stellung wie ein Knäuel auf den Boden kommt. Der Niedersprung soll in gestreckter Haltung und elastisch erfolgen. Analysiert man die Bewegung des englischen Schrägsprunges, so wird man finden, daß der Körper während des Sprunges ähnliche Lagen einnimmt, als wenn er in sitzender Stellung, z. B. über ein „Pferd" (Sprunggerät), eine sogenannte Kehre machte.

Beispiel: Der Springer a nimmt den Anlauf b zum Absprung c.



Er springt ab mit dem linken Fuße und wirft zunächst das rechte Bein über die Latte d; holt in sitzender Stellung über der Latte das linke Bein nach und schwingt mit einer Kehre des ganzen Oberkörpers nach rechts beide Beine über die Latte. Diese Kehre findet man bei einzelnen besonders fähigen Springern so modifiziert, daß der Körper über der Latte fast gerade und wagerecht ausgestreckt erscheint, ein technisches Mittel, das nicht ganz leicht zu erlernen ist und bei Anfängern oft Stürze zur Folge hat. Von den Wettkampfbestimmungen der D. S. B. f. A. bestimmt § 49 über den Hochsprung mit Anlauf: „Der Sprung geschieht über eine auf Vorsprüngen der Sprungpfosten liegende Latte. Gemessen wird

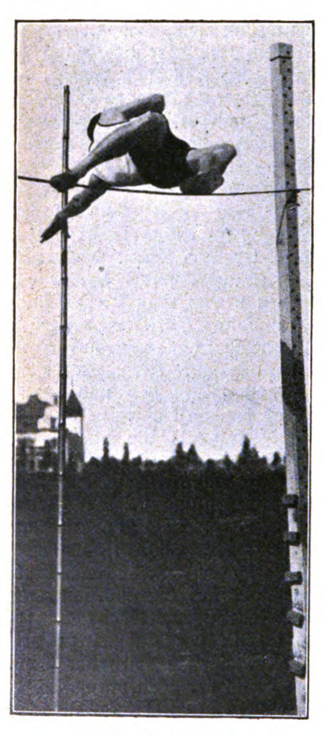
von der Mitte der Latte in senkrechter Richtung bis zum Erdboden. Abwerfen der Latte oder ein unausgeführter Sprung, bei dem der Springer den Boden jenseits des Sprunggestells berührt, bewirkt, daß der Versuch zwar gezählt, aber nicht gemessen wird. Bei gleicher Sprunghöhe gilt der Sprung als der bessere, bei dem die Latte nicht berührt wird. Wird die Höchstleistung von mehreren Teilnehmern glatt übersprungen, so erfolgt ein Stechen durch drei Sprünge in der vorhergehenden Höhe. Führt dieses Stechen zu keinem Ergebnis, so werden die zur Verfügung stehenden Preise unter den Betreffenden ausgelost."

594. **Der Weithochsprung** wird nach den selben Regeln ausgeführt und beurteilt wie der Hochsprung. Die Weite und Höhe des Sprunges müssen sich wie 2 : 1 verhalten, sodaß die Weite stets um 10, die Höhe um 5 cm wächst. Es handelt sich hier also um eine einfache Kombination der beiden oben geschilderten Sprungarten, auf die deren Gesetze ohne weiteres übertragen werden können.

595. **Der Dreisprung** ist eine schwierige Kombination dreier Sprünge, die für die Praxis geringe Bedeutung hat, als sportliche Uebung aber wegen der hohen Anforderungen, die sie an den Ausführenden stellt, erwähnt werden muß. Man unterscheidet nach Dr. Weinstein drei Stilarten, die deutsche, englische und irische, die sehr verschieden voneinander sind. Der deutsche Dreisprung ist ein verhältnismäßig einfacher Schrittsprung, links-rechts-links oder rechts-links-rechts, wobei der Schlußsprung immer mit beiden Füßen auszuführen ist. Ein guter Weitspringer leistet nach dieser Methode 12 bis 13 m. Jeder Springer wird es so einzurichten suchen, daß er zweimal das Sprungbein und einmal das andere zum Aufsprung benutzen kann. Der englische Dreisprung nach dem Stil der olympischen Meisterschaft ist bedeutend schwieriger. „Der erste Teil des Sprunges ist ein ‚hop', d. h. ein Sprung auf dem selben Fuß, mit dem man absprang; er muß möglichst ein Weitsprung sein. Dann erfolgt mit dem ‚stop' der Uebergang auf den andern Fuß zum ‚Jump', der ein richtiger Weitsprung wird. Der Vorteil und zugleich die Hauptschwierigkeit des englischen Sprunges liegt im mittleren ‚Stop'. Der zweimalige Absprung des selben Beines bedeutet keine geringe Anstrengung für das Sprungbein, das sich unter der Wucht des ersten Niedersprunges sofort wieder elastisch zu neuem Satz strecken soll." Fast unnatürlich erscheint der irische Dreisprung, der ganz auf einem Bein ausgeführt wird. Er besteht also aus „hop, hop und jump", und es leuchtet ein, daß eine solche Anstrengung für die in Betracht kommenden Gelenke, namentlich das Knie- und Knöchelgelenk, nicht ganz unbedenklich ist. Auf hartem Boden sollte man den Dreisprung nie ausführen. Rasen ist am besten geeignet, aber auch da noch beobachte man äußerste Vorsicht, um Sehnenzerrungen, Verstauchungen und Brüche der Knöchel zu verhüten. Gemessen wird der Dreisprung wie der Weitsprung. Rückwärtsfallen und Rückwärtstreten haben die selben Folgen wie bei diesem.

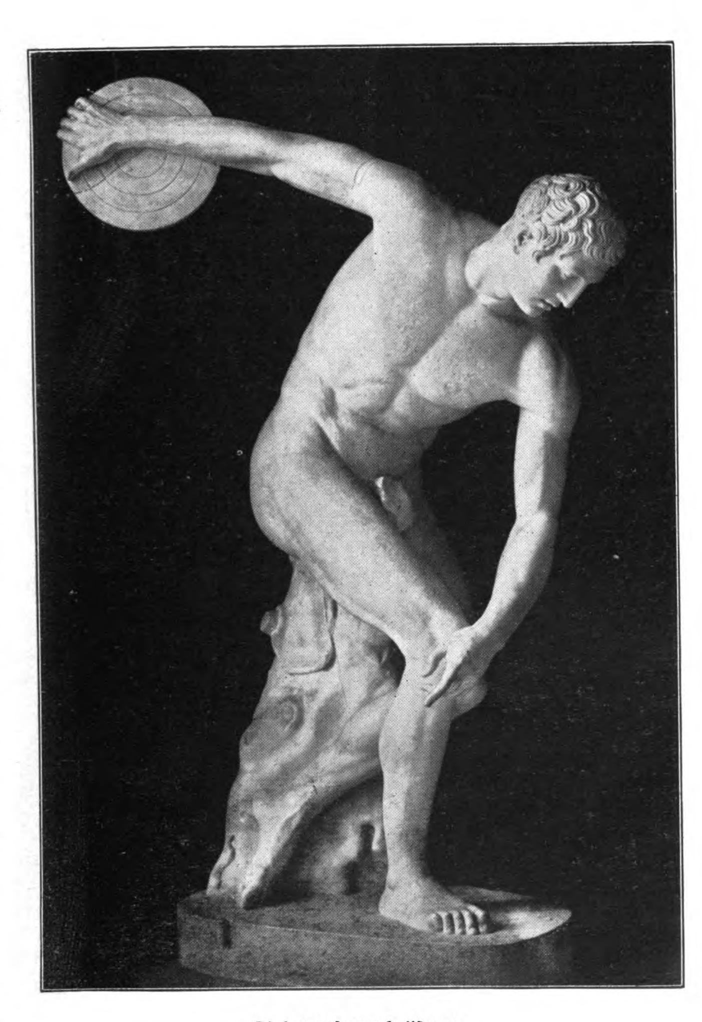
596. **Der Stabsprung** hat eine ebenso hohe praktische wie sportliche Bedeutung. Beim Nehmen von Hindernissen, Gräben, Zäunen u. s. w. leistet eine genügend lange Stange, im Gebirge der Bergstock, oft die schätzenswertesten Dienste,

und wie viel eine solche Stütze vermag, ist aus den Zahlen der Rekordliste leicht zu ersehen, wonach Stabsprünge nahezu die doppelte Höhe der Freisprünge erreichen. Die Ursache dafür liegt in der Mitwirkung der Arme, die der ganzen Uebung einen besonderen sportlichen Wert verleiht, weil sie



308. Stabhochsprung.

den ganzen Körper energisch in Anspruch nimmt. Naturgemäß kommt für die Leistungsfähigkeit des Stabspringers auch die Arm- und Brustmuskulatur wesentlich in Betracht, da er sich nach dem Absprung mit ihrer Hilfe ein gutes Stück über die Entfernung oder die Höhe hinauswerfen kann, die die Schnellkraft der Beine allein ihn erreichen lassen würde. Man ergreift den Stab mit beiden Händen am oberen Ende, sodaß das lange Spitzenende nach links vorn und ein wenig aufwärts gerichtet ist. Die meisten Springer greifen links mit Obergriff, rechts mit Untergriff. Der Anlauf geht in senkrechter Richtung auf die Latte zu. Er soll schnell und entschieden erfolgen und etwa 30 m lang sein. Der Absprung erfolgt mit dem linken Fuße. Anlauf und Sprung sollen sich möglichst in einer geraden Linie vollziehen. Höhe und Weite des Sprunges sind abhängig von der benutzten Stablänge und der Entfernung des Einsatzpunktes vom Absprung. Wie man den Stab am besten faßt und wie man einsetzt, läßt sich kaum beschreiben. Hier ist das Probieren der beste Lehrmeister. Man vermeide es aber, den Stab zu lang zu fassen, da sonst unmittelbar nach dem Absprung der ganze durch den Anlauf gewonnene Schwung vernichtet wird, weil der Körper zu steil aufwärts steigen muß. Karges analysiert den Stabsprung folgendermaßen: „Nach dem Absprung links spreizt zunächst das rechte Bein kräftig vor, ihm schließt sich das Sprungbein unmittelbar an; gleichzeitig zieht der rechte gebeugte Arm den Körper hoch und mit der Brust dicht an den Stab heran, sodaß der Springer also im Aufsprung eine Vierteldrehung (rechte Flanke nach oben) macht; der untere linke Arm übt dabei eine stützende Tätigkeit und beteiligt sich schließlich durch Strecken an dem Vorwerfen des Körpers vor dem Niedersprung, wobei indes der obere (rechte) Arm gleichfalls den Löwenanteil über-



Diskoswerfer nach Myron.

ni
S
de
un
zu
zu
un

he
es
de
in
ih
S
od
da
me
na
nic
ion
un
ein
im

ihr
Me
ein
wü
eig
dag
D.
mu
lin
Sp
Lä
schr
St

Bei
athl
die
roll
die
meh
übe
der

nimmt. Beide Arme bleiben am Stab und schützen so den Springer, der eine Art Fahne ausgeführt hat und in möglichst spitzem Winkel zum Boden, die linke Flanke ihm zugekehrt, verharrt, vor dem sonst unvermeidlichen Zurückfallen.

Die Bestimmung des Stabes als helfenden Sprunggerätes verlangt es, daß sich der Springer während des Freifliegens wirklich auf ihn stützt, daß er gewissermaßen auf ihm balanciert, d. h. sich mit seinem Schwerpunkt über der Einsatzstelle oder dem Stabende befindet, nicht daneben. Dazu ist es begreiflicherweise erforderlich, daß der Stab nach dem Einsatz und Absprung nicht gerade nach vorn hochgeht, sondern etwas nach links abweicht und so gewissermaßen die Hälfte eines Kegelmantels, dessen Spitze im Einsatz liegt, beschreibt."

Es hat sich gerade beim Stabspringen eine ganze Anzahl von Methoden herausgebildet, auf die einzugehen hier zu weit führen würde, da fast jeder Springer seinen eigenen „Trick" hat. Wichtig sind dagegen die Bestimmungen der D. S. B. f. A.: „Der Sprung muß in der Richtung der Anlauflinie erfolgen. Seitlich abweichende Sprünge sind nicht zu werten. Die Länge der Stange ist nicht vorgeschrieben. Das Zurückwerfen der Stange ist nicht gestattet. Die Messung und Wertung geschieht wie beim Weitsprung bezw. Hochsprung. Die Stange soll sich beim Sprunge nicht biegen."

Bis vor kurzem wurde sportlich eigentlich nur der Stabhochsprung betrieben, und darin weist die Rekordliste sehr beachtenswerte Zahlen auf, während der Stabweitsprung ganz vernachlässigt wurde. Es wäre entschieden zu wünschen, daß auch diese Uebung nachdrücklicher gepflegt würde, denn sie ist es wert, und auch ihre praktische Anwendbarkeit empfiehlt sie entschieden noch mehr als den Stabhochsprung.

597. **Die Sprunggeräte.** Die für alle Sprungübungen nötigen Geräte sind sehr einfach. Als Sprungständer benutzt man zwei genau eingeteilte Holzsäulen mit verstellbaren Vorsprüngen, auf die man die Sprunglatte legen kann. Die Höhe der Sprungständer muß natürlich beim Stabspringen besonders groß sein (3,50 bis 4 m), die Stäbe werden aus astfreiem Kiefern- oder Eschenholz geschnitten, sind 2,5 bis 4,5 m lang und 4 bis 5 cm dick. An der Spitze sollten sie eine Scheibe haben, die das Einsinken in den Boden verhindert. Man benutzt auch Bambusstäbe oder Stahlstäbe aus Mannesmannrohr. Die Sprunglatte darf sich, wenn sie das Maß exakt bezeichnen soll, nicht zu sehr durchbiegen.

II. Die Stoß-, Wurf- und Schleuderübungen.

598. **Das Stoßen und Werfen.** Beide Uebungen gehören zu den athletischen Bewegungen, bei denen die oberen Extremitäten die Hauptrolle spielen, während der Rumpf, die Beine und Füße eine sekundäre, mehr unterstützende Tätigkeit ausüben. Sportlich ist dieser Zweig der modernen Athletik jedenfalls sehr wichtig, sodaß er den andern durchaus nicht nachsteht. Er sollte bei uns in Deutschland noch viel intensiver gepflegt werden, als es bis jetzt geschah. Für die Erhöhung der Elastizität des Körpers und des geschmeidigen Zusammenarbeitens seiner sämtlichen Muskelgruppen gibt es kaum eine bessere

und universellere Uebung. Wir unterscheiden das Stoßen, Werfen und Schleudern.

599. **Das Stoßen** charakterisiert sich dadurch, daß das mit einer Hand gefaßte Geschoß beim Ausholen nicht weiter als bis zur Schulter zurückgeführt werden darf. Ausgeführt wird das Stoßen mit dem Stein oder mit der Kugel. Der Stein soll $^1/_4$ oder $^1/_3$ Zentner wiegen, die Kugel muß $7^1/_4$ oder $12^1/_2$ kg schwer sein. Man stößt und wirft aus dem Stande oder mit Anlauf. Beim Stoß mit der rechten Hand aus dem Stand stellt man sich, den linken Fuß vorn, in weite Auslage, dabei wird die rechte Schulter ganz zurückgedreht, das rechte Knie gebeugt. Die ganze Stellung bezweckt, Raum für ein möglichst ausgiebiges Ausholen zu schaffen. Der Ellbogen bildet dicht am Körper einen nach oben offenen spitzen Winkel, sodaß der Unterarm nahezu senkrecht steht, während auf der Hand der Stein oder die Kugel ruht. Beim Stoß streckt sich mit einer sprungartigen Bewegung das rechte Bein, die ganze rechte Körperseite wirft sich nach links herum, und der gebeugte Arm streckt sich mit äußerster Energie so weit wie möglich nach vorn dem Ziele zu, worauf das Geschoß die Hand verläßt. Die Grenzlinie, auf der der linke Fuß steht, darf beim Vorwerfen des Körpers nicht überschritten werden. Beim Stoß mit Anlauf „gilt es als Hauptaufgabe, die Kugel oder den Stein aus dem lebendigen Schwung des Anlaufs heraus zu werfen, ohne vor dem Abwurf auch nur einen Augenblick zu stocken". Die größte Schwierigkeit besteht darin, daß auch bei dieser Uebung die Mallinie natürlich nicht überschritten werden darf. Da die Länge des Wurfes von der Mallinie bis zum hinteren Ende des Eindrucks gemessen wird, den das Geschoß beim ersten Niederfallen hinterließ, so muß man sich sehr hüten, zu werfen, bevor die Mallinie erreicht ist, denn um das nicht zum Anlauf benutzte Stück wird der Wurf zu kurz gemessen.

600. **Das Werfen** stellt bedeutend höhere Anforderungen an die Muskulatur und ist daher mehr Kraftübung als das Stoßen. Das Gewicht der zu benutzenden eisernen Kugel soll 5 kg betragen. Für das Gewichtwerfen kann jedes beliebige Material im Gewicht von $^1/_4$ bis $^1/_2$ Zentner benutzt werden, doch soll die gesamte Länge des Geschosses 45 cm nicht übersteigen. Die Kugel oder das Gewicht liegt auf der aufwärts gekehrten Handfläche des herabpendelnden Armes und wird nach einigen Schwingungen (Kegelkugel) von unten herauf nach vorn geschleudert.

601. **Das Ger- und Speerwerfen** ist entschieden die schönste Wurfübung. Die beiden Waffen haben ihren ursprünglichen Charakter natürlich eingebüßt und die Uebung ihre praktische Bedeutung. Das ist sehr zu bedauern, denn dem Aesthetiker bietet sie geradezu klassische Bilder. Man benutzt entweder den deutschen Ger mit schwerer vierkantiger Spitze und nach hinten verjüngtem Schaft oder den stumpfen, zylinderförmigen Ger mit je einem Eisenring an den beiden Enden. Sehr beliebt ist seit einigen Jahren der leichte, elegante schwedische Speer von etwa $2^1/_2$ m Länge, mit 40 cm langer, runder Eisenspitze und $^3/_4$ kg Gewicht. Dieses Geschoß ist ganz für den Weitwurf konstruiert, und die Rekordlisten zeigen, welche gewaltigen Entfernungen mit dem Instrument gedeckt werden. Der Gerwurf kombiniert gewissermaßen die physiologischen Funktionen des Wurfes

und des Stoßes. Die Auslage zeigt die Körperstellung des Kugelstoßens, doch mit weit nach hinten ausholendem Speerarm. Die Spitze des Speeres weist nahezu parallel dem Wurfarm nach vorn und schräg oben. Je länger der Speer, desto sicherer und gerader die Flugbahn. Man unterscheidet den Ziel- vom des Anlaufes ohne Stockung für den Wurf selbst auszunutzen. Man beachte die Mallinie! Die Flugbahn des Zielwurfes ist natürlich rasanter, gestreckter als beim Fernwurf, der am weitesten ausfallen wird, je näher der Winkel, in dem der Speer abfliegt, an 45 Grad zur Horizontale des Bodens kommt.



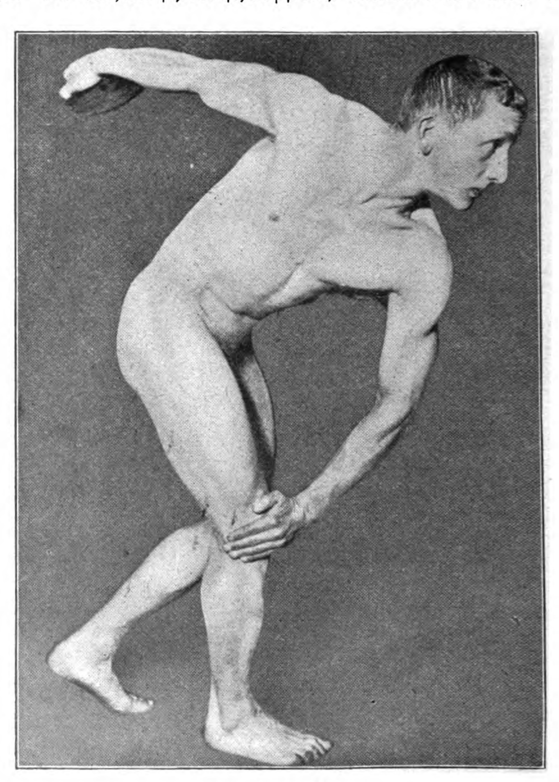
309. Gerwurf.

Fernwurf. Während beim ersteren ein nicht allzu fern gelegenes Ziel mit der Speerspitze getroffen werden muß, gilt es bei letzterem nur eine möglichst große Strecke zu überwerfen. Der Zielwurf wird nur aus dem Stande geübt. Der Fernwurf wird vorteilhaft durch einen Anlauf vorbereitet, und es gilt auch hier, den ganzen Schwung

Im allgemeinen ist es Regel, den Speer in der Mitte zu fassen. Viele Sportsleute stellen jedoch das hintere Ende des Gerätes auf das Mittelglied des rechten Ziegefingers, stützen es in fast senkrechter Stellung mit der linken Hand, bis am Ende des Anlaufs der Wurf mit einer Bewegung des rechten Armes nach hinten und oben, wie bei der

normalen Wurfbewegung, unter energischer Drehung des Rumpfes nach links erfolgt. Als Ziel benutzt man einen sogen. Gerkopf oder eine Holztafel mit Ringscheiben. Nur für den leichten schwedischen Speer braucht man eine Strohscheibe.

Die Satzungen der D. S. B. f. A. bestimmen: „Der zur Verwendung kommende Ger muß aus Holz und am vorderen Ende mit Eisen beschlagen sein; sein Gewicht soll 2 kg betragen. Der Speer, ebenfalls aus Holz, wiegt 800 g bei einer Länge von 2,60 m. Er hat eine scharfe, eiserne Spitze und am Schwerpunkt eine sichere Griffstelle, umwickelt mit einer knotenlosen Schnur. Wenn der Wurf gültig sein soll, so muß das Gerät mit der eisenbeschlagenen Spitze zuerst den Boden bezw. das Ziel berühren. Beim „freien Stil" kann der Speer beliebig gehalten werden."



310. Diskoswerfer.

602. Der Schleuderwurf ist von

allen Wurfübungen physiologisch wohl die ausgiebigste und energischste, da er wie keine andere den ganzen Körper in Anspruch nimmt. Die Rumpf- und Beinmuskulatur hat hier ausschlaggebende Bedeutung, da sie eine fast größere Arbeit verrichtet als die der Arme. Die großen, flachen Muskeln der Brust und des Rückens leisten die wichtigsten Funktionen, während die Arme eine mehr sekundäre Tätigkeit ausüben. „Bei allen Schleuderübungen kommt es darauf an, durch zweckmäßige Koordination und ausgiebige Tätigkeit der Lenden- und Rumpfmuskulatur dem belasteten Arm einen mächtigen Schleuderschwung zu erteilen und das Gerät dann im rechten Augenblick fliegen zu lassen." Die Bewegungen eines korrekten, sportmäßigen Schleuderwurfes sind in ihrer Gesamtheit so kompliziert, daß für eine ausführliche Beschreibung hier der Platz fehlt.

603. **Den Diskoswurf** beschreibt der deutsche Meisterwerfer Welz in „Körper und Geist" folgendermaßen: „Man legt den Diskos so auf die flache Hand, daß die Endglieder der vier gespreizten Finger sich ein wenig um den Rand legen, während der Daumen durch Spreizung die Handfläche vergrößert. Der Wurf beginnt mit einem senkrechten Hochschwung des den Diskos tragenden rechten Armes, wobei die Linke die Scheibe in ihrer Lage hält. Es folgen etwa zwei horizontale, langsame Pendelschwünge von rechts nach links, mit geringer Kniebeugung, wobei das rechte Bein 50 cm vor dem linken steht. Nun erst beginnt das eigentliche Ausholen mit schnellen, ruckhaften Schwüngen. Zuerst noch ein horizontaler Schwung des gestreckten Wurfarmes am linken Oberschenkel vorbei so weit als möglich nach hinten, wobei die rechte Hand unter der Scheibe, die linke Hand, noch stützend, auf ihr ruht; zugleich ein ziemlich starkes In-die-Knie-Gehen. Hieran schließt sich unmittelbar der Rückschwung des Armes, verbunden mit kraftvollem Aufrichten (Aufschnellen) des Körpers, gleichzeitigem Trittwechsel durch Sprung (rechtes Bein nach hinten) und weiterer halber Drehung auf den Fußspitzen, sodaß der Körper von der Wurfrichtung abgekehrt ist, während der Arm, nunmehr mit nach unten gekehrter Scheibe, weit nach hinten



311. Im Diskoswurf.

schwingt. Er hat dann von links aus mehr als einen ganzen Kreis beschrieben. Das rechte Knie ist ziemlich stark gebeugt. Aus dieser Stellung wird dann der Körper mit zwei raschen Sprungschritten in einer möglichst schnellen Drehung herumgewirbelt, während der Arm natürlich völlig gestreckt bleibt, und es erfolgt endlich mit dem Aufsetzen des linken Beines und Vorwerfen der rechten Schulter der so kunstvoll vorbereitete Abwurf. Je tiefer man ohne Verlust an Schnelligkeit aus den Knien arbeiten kann, um so größere Wurfweiten vermag man zu erzielen."

Doch es hat wenig Zweck, nach solchen Theorien um die Erlernung des Diskoswurfes sich zu bemühen. Hier kann nur das lebendige Beispiel fördern. Man sehe sich also gute Werfer an und versuche es ihnen gleich zu tun. Wer den tanzartigen Wirbel eines geübten Athleten im Diskoswurf einmal gesehen hat, wird zugeben, daß es sich hier bei aller Einfachheit des Gerätes um eine Universalübung handelt, die, geradezu raffiniert ausgedacht, jeden Muskel des Körpers zur höchsten Schnellkraft erziehen, die Ansammlung knolliger Muskel- oder Fettmassen aber unbedingt verhindern muß. Kein Wunder, daß man gerade unter den Diskoswerfern die vollendetsten Athletengestalten findet. Für den Diskos schreibt die D. S. B. f. A. 2 kg Gewicht und einen Durchmesser von 22 cm vor. Er soll aus Holz mit glattem Eisenrande bestehen und an beiden Seiten mit glatten Metallplatten beschlagen sein. Er wird aus einem Kreise von 2,50 m Durchmesser geworfen. Vom Mittelpunkte aus wird eine gerade Linie in der Richtung gezogen, in der geworfen werden soll. Im Winkel von 45 Grad nach beiden Seiten der ersten Linie werden zwei weitere gezogen, und nur wenn der Diskos zwischen diesen beiden Seitenlinien niederfällt, gilt der Wurf. Der Werfende muß ganz innerhalb des Kreises bleiben, bis der Diskos aufgeschlagen ist. Die Weite des Wurfes wird vom ersten Aufschlage des Diskos bis zur Peripherie des Kreises auf einer Linie gemessen, die den Auffallort mit dem Mittelpunkt des Kreises verbindet.

604. **Der Schleuderball** ist ein 2 kg schwerer Lederball mit einer höchstens 33 cm langen Lederschlaufe. Er wird mit beliebigem Anlauf und gestrecktem Arm geworfen. Die Hauptkunst besteht also darin, daß die bei dem kreisförmigen Herumwirbeln des Balles entstehende Zentrifugalkraft im rechten Moment ausgelöst und verwertet wird.

605. **Der Hammer** besteht aus einem schweren Kopf und einem Stiel. Das ganze Gerät darf 1,25 m lang sein und aus beliebigem Material bestehen. Das Gewicht soll 5 bis 7,25 kg betragen. Geworfen wird aus einem Kreise von 3 m Durchmesser, mit Bewegungen, die denen des Diskoswurfes im Prinzip sehr ähnlich sind. Auch bei diesem Gerät handelt es sich um eine geschickte Ausnutzung der Zentrifugalkraft, doch werden zur Handhabung des Hammers beide Arme benutzt. Daraus geht hervor, daß der Hammerwurf eine der schwersten und eingreifendsten athletischen Uebungen ist. Er wird mit besonderer Vorliebe in England betrieben, und dort hat man staunenswerte Rekorde erzielt. Es muß aber erwähnt werden, daß namentlich leicht gebaute Athleten sich diesem Sportzweige nur mit äußerster Vorsicht widmen sollten, wenn sie vor Schaden bewahrt bleiben wollen. Vorsicht ist auch der Zuschauer wegen geboten, denn dem 10- bis 14-pfündigen Geschoß widersteht kein menschlicher Schädel.

606. **Das Schwergewichtsheben oder Stemmen,** wie es in Deutschland meist genannt wird, nimmt in der Athletik eine besondere Stellung ein. Während in den Heimatländern des Sports, in England und Amerika, der Bewegungsport, die **Leichtathletik**, von jeher entschieden die Oberhand hatte, wenn nicht allein herrschte, war in Deutschland der „**Kraftsport**“ schon lange beliebt, wenn er auch nicht eigentlich sportgerecht

betrieben wurde. Die rohe Kraft hat bei uns, wie Karges richtig begründet, immer zahlreiche Bewunderer gehabt, und gewisse Sportkreise, denen Zeit und Mittel fehlten, sich den spielerischen Körperübungen zu widmen, haben in der Schwergewichtsathletik einen Ersatz gefunden, der, bevor er in die richtigen Bahnen gelenkt wurde, sicher manchen Schaden gestiftet hat. Die vielen Orten recht schlecht darum. Der deutsche Arbeiter und Gewerbetreibende wird nach sehr ausgiebiger Arbeitszeit abends gegen 7 Uhr oder noch später frei, die Freiluftsportplätze können ihm daher nur in wenigen Wochen des Jahres zugute kommen. Während des ganzen Winters ist er als Mitglied seines Klubs auf das Klublokal angewiesen, und da es den Bedürf-

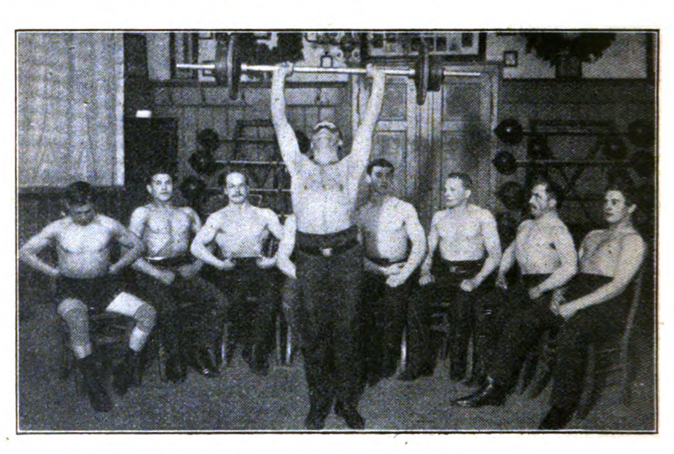


312. Schleuderball.

besser situierten Gesellschaftskreise haben sich mit der Schwergewichtsathletik kaum abgegeben. Die deutschen Athletikklubs rekrutierten sich fast ausschließlich aus dem Arbeiter- und Handwerkerstand, und da seine Anhänger selten Opfer für sportlich korrekte Hilfsmittel und Einrichtungen bringen konnten, lag der Betrieb dieser Klubs lange Jahre sehr im Argen. Noch heute steht es an nissen der Athleten einigermaßen angepaßt werden muß, die Miete aber nicht hoch sein darf, so müssen die Vereine in der Regel das Wohlwollen irgend eines Bierwirtes (Athletenvater) in Anspruch nehmen, der als Gegenleistung den Konsum von möglichst viel Bier und Speisen verlangt. In diesen Lokalen wird denn auch während der meist zweimal wöchentlich statt-

findenden Uebungen eine ziemliche Menge Bier vertilgt, geraucht wird natürlich auch, und daher kann von einem ernsthaften sportlichen Training kaum die Rede sein. So findet man denn auch in den Athletikklubs selten ausgesprochen schöne Gestalten, desto häufiger sind die Kraftmeier mit enormen Muskelpanzern, die leider meist unharmonisch über den Körper verteilt sind. Es soll nicht verkannt werden, daß in den letzten Jahren manches besser geworden ist. Der Deutsche Athletenverband und die rührige Illustrierte Sportzeitung (Verleger und Redakteur A. Stolz, Berlin) haben sich um die gute Sache große Verdienste erworben, indem sie namentlich das ethische und das hygienische Moment des Sports in den Vordergrund rückten. Zu wünschen bliebe, daß auch die andern Sportkreise der Schwergewichtsathletik mehr Interesse zuwendeten, denn es wäre grundfalsch, sie als minderwertig anzusehen. Richtig betrieben, ist der Kraftsport der physiologisch eingreifendste und wirksamste von allen, nur muß man ihn mit Verstand und Vorsicht pflegen.

Besuchen wir einen Stemm- und Ringklub in seinem Uebungslokal. Um $8^1/_2$ oder 9 Uhr betreten wir eine kleine, dunstige Vorstadtkneipe und kommen durch das Gastzimmer in den meist nach hinten gelegenen schlecht gelüfteten „Saal", der den Bedürfnissen der Athleten adaptiert ist. An den Wänden große, eiserne Gestelle mit Riesenhanteln und Scheibenstangen (eiserne Stangen, deren Gewichte man durch aufgesteckte eiserne Scheiben verändern kann), darüber zahllose Photographien und Gruppenbilder von „starken Männern", die sich meist Ehrenmitglieder unseres Klubs nennen dürfen. Man ist in voller Tätigkeit. Die älteren Herren sitzen an den Tischen und besprechen



313. Typisches Bild aus einem Ring- und Stemmklub. Uebungen mit der Scheibenstange.

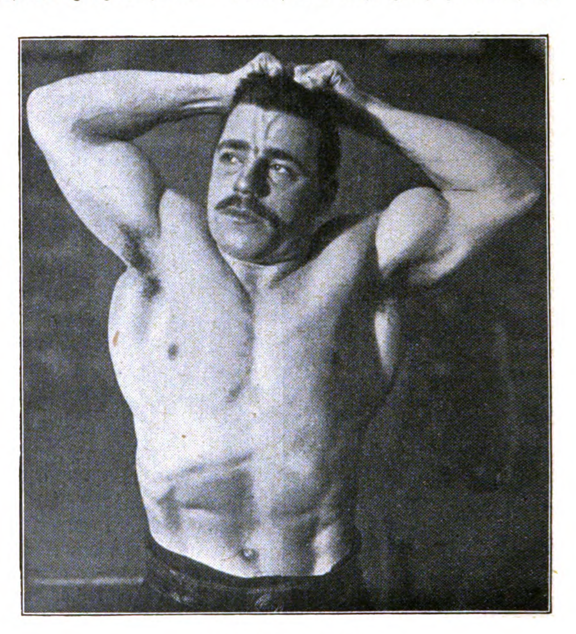
beim Bier Vereinsangelegenheiten. Die jüngeren Mitglieder, bis zur Hüfte entkleidet, stehen oder sitzen um eine mächtige Scheibenstange, an der einer nach dem anderen seine Kraft versucht. Hat die ganze Runde das Gewicht absolviert, so steckt der Zeugwart eine neue Scheibe auf, und das Spiel beginnt von neuem. Immer 5 bis 10 Pfund mehr, bis auch der letzte, der Herkules des Vereins, versagt. Zwischendurch wird geraucht, getrunken und gegessen nach Belieben, und meist findet sich ein Vereinskomiker, der am Klavier das neueste Couplet zum besten gibt. So geht es Abend für Abend, hier und da unterbricht einmal ein Ringkampf oder eine kleine Boxerei das Programm, oder Vereinsfestlichkeiten bieten Gelegenheit zu Varietévorstellungen mit erhöhtem Bierkonsum. Es ist ein nicht gerade erfreulicher Anblick, bei solchen Gelegenheiten tüchtige Sportsleute vor einer klatschenden Menge in dickem Bier- und Tabaksdunst wie Zirkuskünstler sich präsentieren zu sehen.

Es soll hier ausdrücklich betont werden, daß man in den Klubs selbst hier und da Stimmen hört, die sich entschieden für eine durchgreifende Reform aussprechen. Ob sie kommen wird und kommen kann, erscheint immerhin noch zweifelhaft, die sozialen Verhältnisse sprechen hier ein gewichtiges Wort mit. Solange die Schwergewichts-Athletik der Sport der Minderbemittelten bleibt, darf man auf eine gründliche Aenderung nicht hoffen. Der Handwerker, der den Hammer beiseite gelegt hat, der Arbeiter, der maschinenmäßig sein Pensum heruntergearbeitet hat, sucht oft weniger den Sport als die Gesellschaft, die Unterhaltung, und die liebe deutsche Vereinsmeierei spielt auch hier ihre Rolle.

Einer Reform wird als größtes Hindernis immer die Tatsache entgegenstehen, daß, wie schon angedeutet, zu oft der Sport nur den Deckmantel für gesellige Zusammenkünfte abgeben muß. So lange der Ernst und der sportliche Wille fehlen, ist wenig zu erhoffen. Dagegen sollte die Schwergewichts-Athletik von den Anhängern der andern Sportsarten etwas weniger über die Achsel angesehen werden. Sie ist keineswegs ein einseitiges Mittel, um Kraftprotzen heranzuziehen. Man muß nur einmal einen nackten Athleten gesehen haben, wie er seine 2½—3 Zentner vom Boden zur Hochstrecke bringt, dort fixiert und sie wieder sinken läßt. Man kann sich kaum etwas Instruktiveres denken. Wie sich an der gewaltigen Arbeit, stets nach der Stellung des Körpers, eine Muskelgruppe nach der andern beteiligt, wie die einzelnen Stränge des motorischen Systems aufs Aeußerste differenziert, einer nach dem andern nach der Belastung herausspringen aus ihrer Umgebung, um nach getaner Arbeit sich wieder zu beruhigen, das Bild beweist, daß dieser scheinbar so ruhige und bedachtsame Sport auch nicht ein Fäserchen am ganzen Körper unberücksichtigt läßt. Er arbeitet alles durch bis zur Grenze der Leistungsfähigkeit, und wenn man von einwandfreien Erfolgen so wenig sieht, so liegt das an der oben geschilderten Systemlosigkeit des Betriebes; und darum wäre zu wünschen, daß Kundige sich gerade dieses Sportszweiges mehr annehmen möchten, um ihn auszugestalten, wie er es verdient. An guten Früchten wird es dann sicher nicht fehlen.

607. Hygienisches. Da nahezu bei jeder Schwergewichts-Uebung der ganze Körper bis an die Grenze seiner Kraft in Anspruch genommen

wird, so versteht es sich von selbst, daß alle Organe in tadellosem Zustande sein müssen; namentlich auf die Beschaffenheit des Herzens ist das größte Gewicht zu legen, und krankhafte Anlagen, wie z. B. Neigung zum Bruch, können bei athletischen Ueberanstrengungen ganz unabsehbare Folgen haben. Man also am besten. Unbedingt sollte man beim Ueben auf reine Luft sehen und ganz aussetzen, wenn das Herz irgendwelche Anomalien, wie sie Alkohol, Nikotin und geschlechtliche Ausschweifungen verursachen, zeigt. Daß der Plattfuß durch die enorme Belastung beim Stemmen nicht günstig beeinflußt wird,

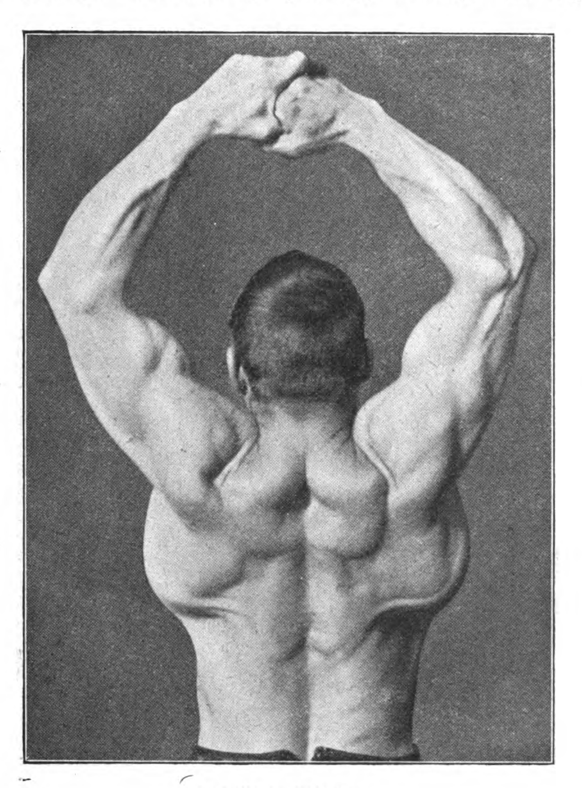


314. M. S., München.

vergewissere sich also zeitig und höre unbedingt auf, wenn man bedenkliche Symptome verspürt. Als Diät empfehlen die meisten Sachverständigen eine fleischhaltige, also eiweißreiche Kost, die die Muskelbildung begünstigt. Vor Uebertreibungen ist aber zu warnen. Eine gemischte Kost mit magerem Fleisch in mäßiger Quantität ist versteht sich von selbst. Das vornehmste Gesetz für den Anfänger heißt: Langsam vorgehen! Wer sich gleich im Anfang Leistungen zumutet, denen der Körper nicht gewachsen ist, wird es niemals zu etwas bringen. Deshalb fange man nie mit ausgesprochenen Schwergewichts-Uebungen an, sondern mit Gewichten, die man leicht bewälti-

gen kann. Auch nach Dauerleistungen soll man nicht streben, sich vielmehr nach jeder Anstrengung so weit erholen, daß Herz und Lungen wieder ruhig gehen. Es ist ein geradezu verderblicher Irrtum, zu glauben, daß man schnellere Fortschritte mache, wenn man schneller zu höheren Gewichten übergeht. Das Gegenteil ist richtig. Lieber länger mit leicht bewältigten Gewichten arbeiten, als sich mit zu schweren Lasten quälen. Gegen dieses Gesetz wird immer wieder gefehlt, wenn kein strenger Trainer die Junioren beaufsichtigt.

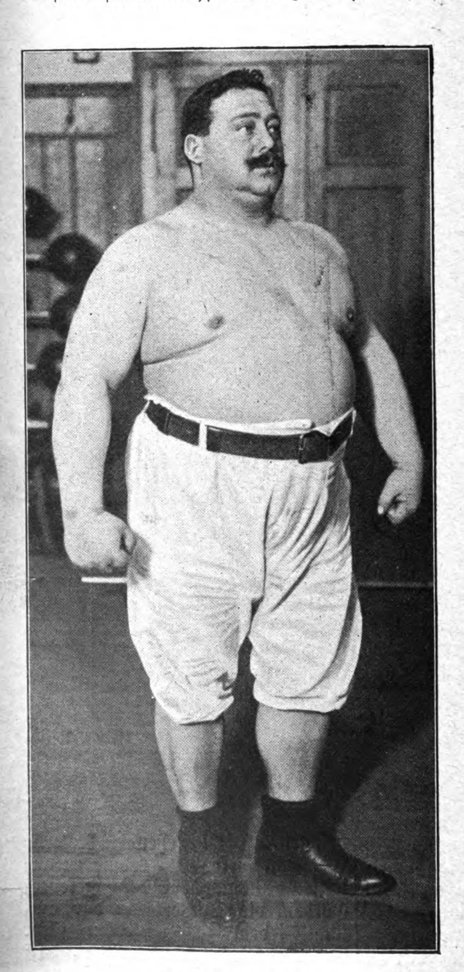
Das Streben nach Höchstleistungen kann gerade dem Athleten mit Durchschnittsanlage nur Schaden bringen. Die bestehenden Rekorde sind von besonders robust veranlagten Ausnahmenaturen geleistet worden, die als Vorbilder durchaus nicht jedem zu empfehlen sind. Jedenfalls gibt die Tatsache, daß viele der bekanntesten Schwer-



315. M. S., München.

gewichts=Athleten verhältnismäßig früh gestorben sind, zu denken.

Es sind in den letzten Jahren eine ganze Reihe von Büchern und Broschüren veröffentlicht worden, die für bestimmte Systeme im Interesse ihrer Erfinder Propaganda machen. Die Schriften von Müller und Sandow sind in Hunderttausenden von Exemplaren über die ganze Kulturwelt verbreitet worden. Durch sie ist noch niemand zum Athleten geworden. Man glaube nur nicht, solche Vorschriften verallgemeinern zu können, so daß sie für jedermann passen. Speziell das Training mit Schwergewichten will durchaus individuell betrieben werden, da alle die Verschiedenheiten in der Anlage der einzelnen Organe berücksichtigt werden müssen. Man halte sich also nie an irgend ein marktschreierisch empfohlenes System, sondern beobachte sich mit der größten Sorgfalt selbst und suche den richtigen Weg durch logisches Denken und Schließen. Wenn hier im folgenden die einzelnen Schwergewichtsübungen kurz skizziert werden, so ist daraus nicht zu folgern, daß jedem Anfänger damit die sofortige Ausführung aller dieser Uebungen empfohlen werden soll. Wer nicht ein regelrechtes Training mit mittleren Gewichten absolviert hat, greife niemals zur Scheibenstange, er könnte es schwer bereuen.



316. A. S., München.

Im Gegensatz zur Leichtathletik, die vor allem die Elastizität und Differenzierung der einzelnen Muskelgruppen

fördert, wirkt die **Schwergewichts-Athletik** auf das Dickenwachstum der Muskulatur. Charakteristisch dafür sind die nebenstehenden Bilder zweier Münchener Athleten. Das Brust- und Rückenbild des Modellathleten M. S. zeigt eine aufs äußerste differenzierte und entwickelte Thoraxmuskulatur, fast ohne Fettschicht, während das Bild des Münchener „Meisterstemmers" A. S. den charakteristischen Habitus des Schwergewichts-Athleten bietet, dessen kolossale Muskulatur unter einer schon überstarken Fettschicht verborgen ist. Der erstere bringt mit beiden Armen eine Scheibenstange von über 280 Pfund zur Hochstrecke, während der letztere ein Gewicht von über 330 Pfund bewältigt. Dabei ist zu bemerken, daß die Körpergewichte ungefähr im selben Verhältnis zueinander stehen. Es versteht sich von selbst, daß das Knochengerüst des Körpers der Muskulatur entsprechen muß. Wenn man bedenkt, welche gewaltige Last die Wirbelsäule beim Hochstrecken von nahezu $3^1/_2$ Zentnern zu tragen hat, so kann man leicht schließen, welche Festigkeit das Knochengewebe eines Athleten vom Schlage des oben vorgestellten Meisterstemmers haben muß.

608. **Das Reißen** bringt eine Kugel- oder Scheibenstange in einem Zuge möglichst schnell vom Boden zur Hochstrecke. Es wird einarmig und zweiarmig ausgeführt. Beim einarmigen Reißen stellt man sich dicht hinter die Stange, faßt sie mit der Hand im Schwerpunkt, stützt die andere Hand aufs Knie und reißt mit energischem Ruck das Gewicht empor, so daß es im ersten Schwung bis fast zur Kopfhöhe steigt, in diesem Moment schlüpft man mit leichtem Kniewippen schnell unter die Stange, um dem Arm den Uebergang in die Hochstrecke zu erleichtern. Wichtig ist es, die Stange dicht am Körper heraufzuführen und das Umsetzen, den Uebergang aus der hängenden Haltung der Stange in die stützende, sicher auszuführen. In der Hochstrecke muß das Gewicht sekundenlang sicher fixiert werden, wenn die Uebung gültig sein soll. Verboten ist es, mit beiden Füßen den Stand zu verlassen. Das zweiarmige Reißen geht nach ganz den selben Gesetzen vor sich, unterscheidet sich also nicht wesentlich von der geschilderten Uebung. Es ist staunenswert, was manche Athleten auf diese Weise bewältigen. Der Weltrekord im einarmigen Reißen steht augenblicklich auf 185 Pfund, während mit beiden Armen 232 Pfund geleistet wurden.

609. **Das Drücken oder Stemmen** unterscheidet sich vom Reißen dadurch, daß Rumpf und Beine die Uebung nicht unterstützen. Es treten also in erster Linie die Arme in Tätigkeit, während der übrige Körper sich auf unwillkürliche Bewegungen beschränkt. Der Athlet steht in Grundstellung und muß während der Uebung diese Stellung streng beibehalten. Ohne Neigung, Biegung oder Wendung des Körpers ist das Gewicht von Schulterhöhe in die Hochstrecke zu bringen. Beim Drücken mit beiden Armen ist nach Siebert („Der Kraftsport") eine geringe Neigung des Körpers nach hinten gestattet. Man bringt das Gewicht wie beim Reißen vom Boden in Schulterhöhe, wobei es erlaubt ist, in Bauchhöhe Halt zu machen, um dann erst umzusetzen (s. oben). Häufig wird freies Umsetzen zur Bedingung gemacht. Der Rekord im einarmigen Drücken steht auf 200 Pfund, im Drücken mit beiden Armen auf 299 Pfund.

610. **Das Stoßen** ist die leistungsfähigste der schwerathletischen

Uebungen und auch wohl die wertvollste. Sie setzt die gesamte Muskulatur des Körpers in Tätigkeit und vereinigt in sich alle Funktionen die die Entwicklung der höchsten physischen Kraft begünstigen. Die Stange wird in einem oder zwei Tempi zur Brust- oder Schulterhöhe und von dort durch einen kräftigen Stoß, wobei dem Körper jede unterstützende Bewegung gestattet ist, zur Hochstrecke gebracht. Es ist erlaubt, die Stange auf dem Bauch wie auf der Brust leicht aufzulegen und den Stoß nach oben durch Kniewippen zu unterstützen. Es liegt in der Natur der Uebung, daß sie fast nur mit beiden Armen ausgeführt wird, und da sie alles herausholt, was der Körper zu leisten imstande ist, so sind die Höchstleistungen geradezu staunenswert. Der Weltrekord im Stoßen mit beiden Armen steht gegenwärtig auf 350,4 Pfund.

III. Der Ringkampf und seine Abarten.

611. Geschichtliches. Wie wir in der Einleitung bereits gesehen haben, ist der Ringkampf die natürlichste Kampfesweise des Menschen ohne Schutz- und Trutzwaffen. Es gibt wohl kein Volk in der Geschichte der Menschheit, das den Ringkampf, sei es im Ernst mit Schlagen und Würgen, sei es im Wettspiel, nicht gepflegt hätte, wenn wir es auch nicht mehr für alle nachweisen können. Im Pentathlon der Griechen erscheint der Ringkampf schon ganz sportlich ausgebildet, wenn auch nicht frei von Griffen, die heute nicht mehr als erlaubt gelten, und zwar war der Ringkampf als das edelste aller Kampfspiele geschätzt. Während bei den Wettspielen zum Weitspringen alle Bewerber zugelassen wurden, kamen zum Speerwurf nur die, die im Springen nicht hinter der Norm zurückgeblieben waren, den Wettlauf machten nur noch die vier besten Speerwerfer mit, deren Zahl durch den Diskoswurf weiter verringert wurde, so daß nur noch die letzten zwei sich im Ringkampfe messen durften. Es leuchtet ein, daß aus dieser Auslese nur die hervorragendsten Kämpfer siegreich hervorgehen konnten, die den Ueberschwang, mit dem sie gefeiert wurden, wohl rechtfertigten. Der griechische Ringkampf wurde von den Römern und Etruskern übernommen, degenerierte aber bei ihnen bald zu einem rohen „Berufs-Ringertum", das fast ausschließlich von Sklaven und Freigelassenen geübt wurde. Die letzten Nachrichten vom griechisch-römischen Ringkampf verlieren sich im Dunkel der Völkerwanderung. Der deutsche Ringkampf ist jedenfalls selbständig, ohne Anlehnung an das griechisch-römische Vorbild entstanden, und in den alten deutschen Heldenliedern sieht man häufig die Recken zum Ringkampf schreiten, wenn ihre unvollkommenen Waffen versagt hatten. Als bekanntestes Beispiel sei das Ringen zwischen Dietrich von Bern und Hagen im Nibelungenliede angeführt. Schon im 14. Jahrh. finden wir Lehrbücher der Ringkunst, und berichtet wurde schon, daß sogar Albrecht Dürer diesem edlen Sport seine Kräfte gewidmet hat. „Zweifellos wurde der Ringkampf im späten Mittelalter und zur Reformationszeit von allen wehrhaften Ständen geübt. Ja, es hatte sich schon eine Unterscheidung zwischen den auch bei rein sportlicher Uebung anzuwendenden Griffen und den allein für den

Ernstfall bestimmten herausgebildet. Fabian v. Auerswald nennt in seiner „Ringerkunst" die erstere Kategorie „geselliglich" oder gar „feingeselliglich", die letztere solche für „grobe Leut"." (Zadig.)

Erst Jahn hat den im Dreißigjährigen Kriege vergessenen Ringkampf wieder eingeführt, indem er für die deutschen Turner einen Komment für das Ringen aufstellte. Leider ohne nennenswerte Erfolge, denn die Turner haben die Ringkunst trotzdem ganz vernachlässigt, und erst in neuester Zeit mußten uns aus Frankreich die Anregungen kommen, die uns seit kaum zwei Jahrzehnten so weit gefördert haben, daß wir heute wieder von einer deutschen Ringkampfkunst sprechen können. Es ist nun wieder bezeichnend, daß bei uns eben jene Athletenvereine sich des Ringens annahmen, die als ihre eigentliche Disziplin das Schwergewichtsheben pflegen. Aus den Athletenklubs sind die besten deutschen Ringer hervorgegangen, während auch von diesem Sport die besser situierten Kreise sich fast ganz ferngehalten haben. Er gilt mit Unrecht vielfach als roh und brutal, man hält ihn auch für gefährlich, während er in Wahrheit wie keine andere Uebung Körper und Geist aufs höchste in Anspruch nimmt und namentlich an die Geistesgegenwart und schnelle Entschlußfähigkeit ganz bedeutende Anforderungen stellt.

Den Franzosen fällt also das unbestrittene Verdienst zu, den Ringkampf zu einer wirklichen Kunst entwickelt und zu Ansehen gebracht zu haben. Namentlich in Südfrankreich, in Bordeaux und Marseille, wurde und wird er besonders gepflegt, und dort gibt es ganze Ringerfamilien, in denen sich diese Kunst und natürlich auch die körperliche Anlage zu ihr von Generation zu Generation vererbt. Französische Ringer ließen sich dann in allen Kulturländern sehen, bis als erster deutscher Meister Karl Abs bewies, daß auch die Deutschen in diesem Sport Gutes zu leisten vermögen. Heute streitet ihnen das niemand mehr ab, und die Namen der deutschen Meister wie Eberle, Hitzler, Pohl, Koch, Strenge u. a. gehören in die Geschichte der Ringkunst.

Im übrigen haben fast alle Völker ihren eigenen Ringkampf. Die



317. Schweizerisches Schwingen.

Mittel sind überall die selben, und die Unterschiede bestehen in gewissen Kampfesregeln oder in den mehr oder weniger großen Freiheiten, die bei der Wahl der Griffe gestattet sind. Im englisch-amerikanischen Ringkampf herrscht im allgemeinen sehr große Freiheit, er artet im catch-as-catch-can-Stil nur zu leicht aus und wird zu wenig als Kunst gepflegt, weil ihm das Boxen und das Fußballspiel eine unbesiegbare Konkurrenz machen.

Interessant ist das überaus volkstümliche schweizerische **Schwingen**, das auf sogen. Schwingfesten im ganzen Gebiet der Eidgenossenschaft eifrig gepflegt wird, aber primitiver geblieben ist als der deutsche Ringkampf und auch an Vielseitigkeit hinter ihm wesentlich zurücksteht. Ueber ihre gewöhnlichen Beinkleider ziehen die Schwinger eine Art von Badehose aus starkem Segeltuch mit ledernen Riemen; an diesen packen sich die Gegner und schwingen sich herum. Dem Schwingen verwandt ist das Rangeln der Tiroler.

Außerordentlich beliebt ist der Ringkampf in der Türkei. Man ringt dort nackt, nur bekleidet mit einer starken Lederhose, und ölt den Oberkörper gründlich ein. Alle Griffe sind erlaubt. Es wird wenig kunstvoll gekämpft, dafür aber mit einem gewaltigen Kraftaufwand. Zu erwähnen ist noch die uralte Ringkunst der Perser.

612. **Allgemeines.** Das wichtigste physiologische Moment beim Ringen ist die Unberechenbarkeit, die Unwillkürlichkeit, mit der die einzelnen Muskelbewegungen aufeinander folgen. Während der Springer, der Werfer im allgemeinen immer dieselbe Uebung, wenn auch mit modifizierenden Nuancen wiederholt, ist der Ringer in der Wahl seiner Bewegungen ganz von seinem Gegner abhängig. Paraden und Griffe müssen einander so schnell folgen, daß sie oft zu reinen Reflexbewegungen werden. Dazu ist mit der körperlichen Tätigkeit die geistige ständig so eng verbunden, wie bei kaum einer andern Sportsart. Mit den Augen und mit dem Gefühl wird der Gegner in jeder Phase, jeder Sekunde des Kampfes aufs schärfste beobachtet. Aus seinen Bewegungen sind blitzschnell Schlüsse auf seine Absichten zu ziehen, Paraden auf seine Griffe zu folgern; seine Schwächen sind auszuspähen, Pläne für Angriffe sind in kurzen Augenblicken zu entwerfen, so daß es während des ganzen Kampfes auch nicht einen Moment gibt, wo Körper und Geist sich verlieren dürfen. Gerade darin besteht der eminente Wert des Ringkampfes, der keine Einseitigkeit kennt; denn auch die Ausbildung der Muskulatur erfolgt beim Ringen in so umfassender Weise und so harmonisch, wie sie bei einzelnen Uebungen nie erreicht werden kann. Es gibt beim Ringer nicht eine einzige Muskelgruppe, die während des Kampfes nicht jeden Augenblick in Anspruch genommen werden könnte, und bei den überaus komplizierten Bewegungen tritt tatsächlich auch beim kürzesten Match jedes Glied, jede Muskelgruppe in Aktion. In der Vielseitigkeit und in der innigen Verschmelzung mit der geistigen Tätigkeit liegen die hohen sportlichen und ethischen Werte des Ringkampfes.

Da der Ringer am wenigsten in der Lage ist, die Anstrengungen, die er sich zumuten muß, vor dem Kampfe zu beurteilen und zu dosieren, kann man jedem, der sich diesem Sport widmen will, nur raten, sich vorher aufs genaueste von seinem Gesundheitszustand und seinen körperlichen Anlagen zu über-

zeugen, dafür gelten die selben Regeln, die im Kapitel vom Schwergewichtheben aufgestellt wurden.

Die D. S. B. f. A. hat für den Ringkampf folgende Satzungen vorgeschrieben:

Die Klasseneinteilung der Ringer geschieht nach dem Körpergewicht, und zwar zählen alle Ringer, welche im Sportanzug unter 140 Pfund wiegen, zum Leichtgewicht, von 140 bis 160 Pfund zum Mittelgewicht und über 160 Pfund zum Schwergewicht.

Die Paarbildung geschieht durch das Los.

Jedes Ringerpaar hat sich vor Beginn des Kampfes zum Zeichen rein sportlicher Gesinnung die Hand zu reichen; der Kampf beginnt sodann auf das vom bestimmten Kampfrichter gegebene Zeichen „Los!“ und endet auf das gleichfalls vom Kampfrichter gegebene Zeichen „Halt!“

Gegenstand des Angriffs sind nur die Arme, der Rumpf und der Kopf, d. h. von der Hüfte bis zum Scheitel.

Der Kampf wird bis zur Entscheidung auch auf dem Boden weitergeführt; doch hat das Kampfgericht das Recht, bei langer, nutzloser Dauer des Bodenkampfes die Ringer während der Normalzeit aufstehen und im Stande weiterringen zu lassen.

Verboten ist das Beinstellen, Anfassen der Kleider, alle schmerzhaften Griffe, insbesondere Armausdrehen, Stoßen, Kratzen 2c., Anfassen einzelner Finger oder der Haare, sowie die gefährlichen Griffe, die das Atmen verhindern: Ausheben im Stande, Krawatten-, Strangulier-griffe, Bauchschraube 2c.

Die Kleidung der Ringer darf keine vorstehenden Metallgegenstände, Schnallen, Gürtelschließen 2c. enthalten; verboten ist das Tragen schwerer Schuhe mit hohen Absätzen.

Um Verletzungen zu vermeiden, darf ein Wettkampf im Ringen niemals auf blankem Boden ausgetragen werden. Deshalb haben die Veranstalter eines Wettstreites stets für das Vorhandensein einer guten Ringmatte Sorge zu tragen.

Besiegt ist, wer mit beiden Schultern zugleich den Boden berührt oder den Kampf aufgibt. Entsteht unverschuldet eine schwere Verletzung, so daß ein Ringer genötigt ist, den Kampf aufzugeben, so ist der unverletzte Gegner Sieger. Ist die Verletzung jedoch durch vorschriftswidriges Vorgehen des Gegners entstanden, so ist der Schuldige zu disqualifizieren und dem Verletzten der Sieg zuzusprechen.

Die normale Kampfesdauer ist 10 Minuten. Kann ein Kampf in dieser Zeit nicht entschieden werden, so tritt folgende Notbehelfs-Regel in 3 Gängen von je einer Minute Höchstdauer in Kraft. Die Ringer haben sich mit geschlossenen Beinen Brust an Brust zu stellen und auf ein Zeichen des Kampfrichters Zwiegriff zu fassen. Besiegt ist sodann, wer im ersten Gang mit beiden Schultern, im zweiten Gang wie vordem oder mit einer Schulter, im dritten Gang wie vorher, oder mit irgend einem Körperteil außer den Fußsohlen zuerst den Boden berührt.

In ihrem trefflichen Büchlein „Die moderne Ringkampf-Kunst“ geben A. Stolz und C. H. Endres sehr nützliche Verhaltungsmaßregeln: Während des Ringens atme man stets durch die Nase, damit kein Staub in Hals und Lunge dringen kann. Zur Ausnutzung der Griffe benutze man das eigene Körpergewicht so vorteilhaft wie möglich und vergeude nicht unnütz Kraft; besonders schone man bis zur Ausführung eines Griffes die Handkraft, vermeide daher plan-

loses Drücken. Man lasse den Gegner nicht merken, mit welchem Griff man einsetzen will, setze vielmehr Beinstellung und Griff stets in einem Tempo und mit ganzer Kraft ein. Wird man auf den Boden gebracht, so erhebe man sich bei der ersten Gelegenheit und versuche den Gegner nach unten zu bringen, da die obere Lage fast immer die vorteilhafteste ist. Die Kleidung des Amateurringers soll aus gut sitzenden Kniehosen bestehen und einem Obertrikot mit ziemlich weit ausgeschnittenen Armlöchern, deren Ränder in den Achselhöhlen nicht reiben, dazu weiche Strümpfe und Schuhe aus festem aber leichtem Leder, mit steifen Kappen und dünnen Sohlen. Um die Hüften trage man einen breiten, gut sitzenden Gummigürtel. Die Genitalien, besonders die Hoden, soll man beim Ringkampf durch ein Suspensorium schützen, sodaß sie fest am Unterleib anliegen und nicht verletzt werden können.

Für die Lebensweise und das Training des Ringers gelten im allgemeinen die Regeln, die oben schon mehrfach aufgestellt wurden. Auf keinen Fall richte man sich nach Berufsringern, die meist über ganz abnorme körperliche Anlagen verfügen und sich daher Dinge gestatten können, die anderen schlecht bekommen würden. Alkohol ist natürlich streng zu meiden, ebenso der Tabak. Die größten Ringer der Gegenwart: Cyganiewicz, Hackenschmidt, Lurich, Aberg sind strenge Abstinenzler und verschmähen alle Gewürze. Ein regelmäßiges Training ist natürlich nicht zu entbehren, wenn man Wettkämpfe mitmachen will. Viele Ringer betreiben mit Vorliebe und Vorteil nebenbei den Laufsport, um sich leichter in Form zu halten.

Man unterscheidet den Standkampf und den Bodenkampf, und beide Arten wird man bei jedem Ringkampf beobachten, wenn nicht einer der beiden Kämpfer gleich im ersten Schwung mit beiden Schultern den Boden berührt, womit der Kampf zu seinen Ungunsten entschieden ist.

613. Der Standkampf. Jeder Kampf wird eingeleitet durch den sogen. Salut, der darin besteht, daß die beiden Gegner, über die Matte schreitend, sich die Hand reichen und sich einander gegenüber aufstellen. Die erste Stellung ist fast immer die selbe. Der ganze Körper ist leicht nach vorn geneigt, so daß das eine vordere Bein leicht gebeugt, das hintere gestreckt ist; auf dem vorderen liegt der Schwerpunkt. Arme und Hände werden bereit zum Griff und zur Abwehr vorgehalten und folgen in der Regel den Bewegungen des Gegners, um sofort eine geeignete Parade ausführen zu können, wenn es nötig werden sollte. Zum Angriff greift jede Hand immer nach der gleichnamigen des Gegners. Wollte man mit der rechten Hand die linke des Gegners fassen, so hätte dieser die rechte frei für einen wirksamen Griff, denn von nun an besteht der ganze Kampf in Angriffen und Paraden. Da der Gegner erst besiegt werden kann, wenn er am Boden liegt, muß er geworfen werden. Dazu dienen die sogen. „Schwünge", die wiederum erst ausgeführt werden können, wenn ein „Griff" gelungen ist. Es ist das Verdienst der beiden oben genannten Verfasser der „Modernen Ringkampf-Kunst", für alle Einzelheiten des Ringkampfes gute deutsche Bezeichnungen festgelegt, das ganze vielgestaltige Bild des Ringkampfes endgültig definiert und klargelegt zu haben. Da das Buch für den deutschen Sportsmann von grundlegender Bedeutung ist

und wohl auch bleiben wird, sei es den hier folgenden Ausführungen untergelegt. Wer praktisch sich mit dem Ringen beschäftigen will, kann keinen besseren Ratgeber wählen. Hier können natürlich nur die allerwichtigsten Regeln, Griffe und Schwünge wiedergegeben werden, man wolle also das Folgende nicht als einen Lehrgang, sondern nur als eine knappe Orientierung auffassen. Lehren kann die Ringkunst überhaupt nur die Praxis.

Der Weg zur Besiegung des Gegners ist stets der folgende: Man sucht einen guten Griff zu fassen, der einen Schwung ermöglicht, der den Gegner zu Boden bringt, womöglich sofort auf die Schulter. Da dies in den meisten Fällen nicht gelingen wird, folgt der Bodenkampf, bis einer der Gegner für besiegt erklärt wird. Stolz kennt 4 Schwünge: 1. den Freischwung, bei dem der Gegner direkt vom Stand aus niedergeworfen wird, 2. den Hebeschwung, wobei der Körper des Gegners aufgehoben, in der Luft gedreht und dann niedergeworfen wird, 3. den Fallschwung, bei dem das eigene Gewicht den dicht herangezogenen Gegner niederzieht, der im Fallen nach unten gedreht wird, 4. den Stützschwung, wobei der Körper des Gegners über eine Stütze, die der eigene Körper zu bilden hat, so gezogen wird, daß er sich überschlagen muß. Gegengriff und Gegenschwung bilden die Verteidigung. Jeder Griff kann durch einen andern wirkungslos gemacht werden, ebenso jeder Schwung durch einen Gegenschwung oder eine geeignete Beinstellung. Daraus geht hervor, daß die Beine beim Ringkampf eine ebenso wichtige Rolle spielen wie die Arme und darum genau beobachtet werden müssen. Beim ersten Angriff unterscheidet man nach der Stellung, die der Oberkörper einnimmt, die hohe und die tiefe Garde. Die tiefe Garde bietet weniger Angriffspunkte als die hohe. Die ersten Griffe gehen gewöhnlich nach dem Handgelenk oder — günstiger — nach dem Genick. Durch Finten (Scheingriffe) kann man den Gegner ermüden oder seine Aufmerksamkeit ablenken, bis sich Gelegenheit bietet, ihn sicher zu fassen. Der naturgemäßeste Griff, den instinktiv jeder Laie, jeder Bube auf der Straße sofort anzuwenden suchen wird, ist der Untergriff. Man greift mit beiden Armen zwischen dem Rumpf und den Armen des Gegners durch, bis man auf dessen Rücken die Umschlingung schließen kann, indem man mit der einen Hand das Handgelenk der anderen faßt oder die gekrümmten Finger ineinander hakt. Die Parade eines Untergriffes, dem man durch schnelles Zurückgehen nicht mehr ausweichen kann, besteht darin, daß man selbst zwischen den Armen des Gegners schnell untergreift oder seine Oberarme umschließt und zusammenpreßt, wodurch er nahezu wehrlos gemacht wird, unter Umständen auch mit einem geeigneten Schwung geworfen werden kann. Dann kann man den Ellbogen und den Unterarm auf die Brust des Gegners setzen und ihn zurückdrücken bis er den Untergriff lösen muß. Auch mit einem geeigneten Schwung kann man den Gegner werfen oder zur Lösung des Untergriffes zwingen.

Ist der Untergriff gelungen, ohne daß eine Parade Erfolg gehabt hätte, so wirft man den Gegner, nachdem man sich selbst möglichst sicheren Stand verschafft, nach der Seite, so daß er womöglich auf die Schultern fällt, Freischwung. Oder man hebt den Gegner, bis er frei in der Luft schwebt, schwingt seine Füße möglichst hoch nach der

einen Seite, gleichzeitig den Körper nach der anderen Seite und nach unten, bis der selbe Erfolg erzielt ist, Hebeschwung. Zum Fallschwung läßt man sich ins Knie nieder, zieht den Gegner nach und dreht ihn im Fallen unter sich.

Beim Zwiegriff wird der eine Arm statt unter die Achsel über die Schulter des Gegners gelegt, dieser kann also den selben Griff anwenden, und die Partner stehen sich in den Chancen gleich. Die beliebteste Parade ist der Versuch, statt des Zwiegriffs einen Untergriff zu gewinnen. Ist der Zwiegriff gelungen, so kann ein Frei-, Hebe- oder Fallschwung wie beim Untergriff folgen. Im Zwiegriff läßt sich leicht ein Kniefallschwung anwenden, indem man auf der Seite des untergreifenden Armes sich auf ein Knie niederläßt und den Gegner zum Schwunge zu drehen sucht. Er verteidigt sich am besten, indem er den knieenden Angreifer nach hinten niederdrückt, wobei er durch dessen unsichern Stand meist noch unterstützt wird. Sehr wichtig ist der Schulter-Hebeschwung. Der linke Arm fährt unter der rechten Achsel des Gegners durch, bis die Schulter die Achsel ganz in die Höhe drücken kann; gleichzeitig sucht man Kopf und Nacken des Gegners unter den rechten Arm zu bringen. Verbindet man nun die Hände, so kann man durch einen starken Druck und Schwung nach rechts den Gegner werfen. Bei einiger Gewandtheit kann man sich auch vorsichtig nach hinten fallen lassen, den Gegner nachziehen und im Fallen auf den Rücken drehen. Zur Verteidigung gegen den Schulterhebeschwung kann man einen tiefen Kreuzgriff benutzen, mit dem man den Angreifer heben und werfen kann. Der Rückenhebel greift etwas sicherer unter des Gegners linker Achsel durch, wobei die Hebelkraft besser ausgenutzt werden kann. Der Rückengriffschwung setzt ähnlich an. Man faßt den stark nach vorn herabgezogenen Gegner von oben, bis man mit dem rechten Arm hinterm Kopf und unter der Achsel nach seiner Brust langen kann. Hier vereinigt man beide Hände und sucht den Gegner nach rechts niederzudrücken. Als Parade wird er Untergriff zu erlangen und mit Hebeschwung zu werfen suchen. Die Bauchstütze wird ausgeführt, indem man den Gegner mit dem rechten Arm um die Hüfte faßt, während die Linke sich fest an seinen Bauch legt und der Ellbogen sich auf die Hüfte stützt. Der Gegner liegt so, wenn man ihn hebt, mit seinem ganzen Gewicht auf der linken Hand und muß nun zum Schwunge gedreht werden. Die Parade kann nur darin bestehen, daß man den Angreifer durch einen sichern und festen Griff zum Mitfallen bringt, natürlich möglichst so, daß er in die ungünstigere Lage kommt.

Der oben beschriebene Untergriff läßt sich natürlich nicht nur von vorn, sondern auch von der Seite und von hinten ausführen. Gegen den Seiten-Untergriff verteidigt man sich am besten wie beim Untergriff von vorn durch Aufstemmen des Ellbogens auf die Brust des Angreifers. Ist der Untergriff von hinten gelungen, so gilt es, nachdem man den Gegner aufgehoben hat, ihn nach hinten zur Erde zu bringen, wobei man nur verhindern muß, daß er sich im Fallen dreht oder daß man selbst unter ihm auf den Rücken fällt. Sicherer zum Ziel führt der Nackenhebel oder Nelson, bei dem man die von hinten unter des Gegners Achsel durchgeführte rechte Hand nach oben hinter seinen Nacken bringt, während die Linke seine

Linke fesselt. Um den Gegner zu Boden zu bringen, läßt man sich selbst nach der linken Seite fallen, wobei man es jenem unmöglich machen muß, sich zu drehen. Zur Verteidigung gegen den Nelson kann man nur die Arme so schließen, daß sie des Angreifers Arme fesseln. Je lockerer diese Umschlingung ist, desto leichter wird ihm die den Ausschlag gebende Drehung am Boden. Gegen den tiefen Untergriff von hinten stützt man beide Hände auf die Arme des Gegners unterhalb des Ellbogens, so daß der Oberkörper nach vorn herunterhängt. Zum Hüftschwung legt man den Arm um das Genick des Gegners und dreht sich so an ihn heran, daß man ihm die eigene Hüfte unter den Bauch schiebt; neigt man sich nun nach vorn, so verliert er die Stütze am Boden, und nun lasse man sich fallen, ohne das Genick des Gegners loszulassen. Es gelingt verhältnismäßig leicht, sich im Fall auf den Gegner zu werfen und ihn auf die Schultern zu drücken. Die Parade besteht am besten in einem Untergriff von hinten und einem Hebeschwung nach der Seite. Beim Armgriff legt man sich einen Arm des Gegners hebelartig um die Schulter, worauf man durch eine Neigung nach vorn, wie beim Hüftschwung, ihm den Stand nehmen kann. Läßt man sich nun fallen, so muß er mit. Zur Verteidigung kann man, wenn es nicht gelingt, den zuerst gefaßten Arm loszureißen, den Angreifer mit der freien Hand von sich wegdrücken, damit die Wirkung des Hebels abgeschwächt wird. Sehr wichtig ist der Genickhebel. Man erfaßt das eine Handgelenk des Gegners und schiebt schnell den Kopf unter der Achsel des zugehörigen Armes durch. Gleichzeitig legt man ihm den anderen Arm um die Hüfte und hebt ihn aus dem Stand. Der Schwung ergibt sich nun von selbst. Zur Verteidigung lasse man sich schnell ins Knie nieder, um den Angreifer niederzudrücken und mit Schulterhebel zu werfen. Der Kopfgriff muß sehr schnell ausgeführt werden, wenn man nicht zuviel dabei riskieren will. Man steht mit dem Rücken an der Brust des Gegners und greift schnell nach hinten, bis man die Hände in seinem Nacken schließen kann. Ist der Griff gelungen, so wirft man den Oberkörper energisch nach vorn, worauf die Hebelwirkung einsetzt. Beim Schwung gilt es, die Drehung des Gegners zu verhindern. Als Verteidigung gegen den Kopfgriff kommt ein Untergriff von hinten in Frage oder ein festes Wegstemmen des Angreifers in der Hüfte. Sehr häufig angewendet wird die mit einem Fallschwung verbundene Armstütze, wobei der Arm des Gegners mit beiden Händen gefaßt und dicht herangezogen wird. Den Ellbogen bringt man schnell unter den ergriffenen Arm, worauf man den eigenen Arm leicht als Hebel benutzen kann. Sobald man den Gegner aus dem Stand gehoben, kann man ihn nach der Seite werfen, und zwar direkt auf den Rücken, damit man sich schnell auf ihn wälzen kann. Eine sichere Parade gibt es kaum, doch kann man durch ein geschicktes Aufstützen des rechten Beines verhindern, daß man auf den Rücken fällt.

614. Der Bodenkampf. Im Bodenkampf hat der stehende Ringer stets den Vorteil auf seiner Seite, sein Hauptaugenmerk muß also darauf gerichtet sein, sich diesen Vorteil zu wahren und den Gegner nicht wieder aufstehen zu lassen, sondern ihn vorschriftsmäßig auf beide Schultern zu bringen. Bevor

die dazu dienenden Griffe behandelt werden, ist es nötig, die wichtigsten Stellungen zu skizzieren, die der Ringer am Boden einzunehmen pflegt. Bei der Hocke legt man die Unterschenkel mit der Vorderseite bei gespreizten Knien auf den Boden und stützt beide Hände nach vorn breit auf. Dabei soll das Gesäß auf den Fersen ruhen. Ebenso wichtig ist die Brücke. Der ganze Körper ruht mit dem Rücken abwärts auf dem Scheitel und den beiden Füßen, die in ziemlich gespreizter Stellung aufgestellt sind. Rumpf und Oberschenkel bilden also die Brücke. Diese Stellung muß jeder Anfänger gründlich üben, da sie fast in jedem Ringkampf vorkommt und oft allein vor einer Niederlage schützen kann. Es leuchtet ein, daß das Ueben der Brücke die Nackenmuskulatur außerordentlich stärkt, und von welcher Wichtigkeit gerade sie für den Ausgang des Kampfes ist, ergibt sich schon aus der Aehnlichkeit der Brückenstellung mit der des Besiegten. Bei ungenügender Nackenmuskulatur ist es leicht, die Brücke zu brechen, indem man sich auf den Gegner wirft und dabei das eigene Körpergewicht ausnutzt. Der in der Brücke Liegende stemmt zur Verteidigung die eine Hand gegen das Kinn des Angreifers, um ihn von sich fernzuhalten. Dann hat er das Hauptaugenmerk darauf zu richten, daß stets eine seiner Schultern vom Boden fernbleibt. Am gefährlichsten ist immer der Moment, in dem er sich von einer Schulter auf die andere wendet. Weiß der Angreifer in diesem Moment sein Körpergewicht richtig zu benutzen, so ist der andere sofort verloren. Man suche daher beim Angriff den Gegner durch den dauernden Druck des Körpergewichts zu ermüden, bis man in einer günstigen Bewegung seine Schultern zu Boden bringt.

Die Griffe zum Wenden und Werfen des in der Hocke Liegenden sind außerordentlich zahlreich und vielgestaltig, so daß hier nur die wichtigsten angegeben werden können. Gegen die Hocke wird vor allem der Nackenhebel (Nelson) versucht. Man beuge sich breitbeinig mit dem Oberkörper über den Gegner, lege ihm den einen Unterarm ins Genick, ziehe den andern Unterarm ihm unter der Achsel durch, bis man die Hände vereinigen kann. Die zum Werfen nötige Hebeltätigkeit ergibt sich nun von selbst. Zur Verteidigung stemme man an der Seite, nach der man geworfen werden soll, das Bein auf, wenn es nicht gelingt, den Arm des Angreifers zu lösen. Der Rückenhebel wird vorteilhaft mit einem Ueberstürzgriff verbunden. Die eine Hand des Angreifers greift unter der Achsel durch hinter das Genick des in der Hocke Liegenden, während der andere Arm unter dessen Bauch soweit wie möglich vorgreift und seinen Körper auf den Rücken zu wälzen sucht. Das verhindert der Angegriffene, indem er das Bein der Angriffsseite nach hinten dem Druck entgegenstemmt. Beim doppelten Nackenhebel greifen beide Hände unter den Achseln des Hockenden durch und vereinigen sich in seinem Nacken. Man dreht nun entweder den Gegner auf den Rücken oder überstürzt ihn durch Einziehen seines Kopfes nach vorn. Zur Verteidigung kann man versuchen, die Hände des Angreifers zu lösen, indem man mit den Oberarmen seine Unterarme fest an den Körper zu drücken und den Kopf zu heben sucht. Auf diese Weise läßt sich eine Hebelkraft ausüben, die den Angreifer oft zum Lösen

der Hände veranlassen wird. Gelingt ihm die Drehung, so suche man sich auf ihn zu wälzen und so ihn zu werfen. Dabei leistet die später zu beschreibende Pirouette eventuell gute Dienste. Aehnlich ist der Genickfanghebel. Der äußere Arm des Angreifers legt sich über den Rücken des Hockenden, während der andere Arm unter seiner Brust durchgreift, bis die Hände sich vereinigen können. Zur Verteidigung sucht man vor dieser Vereinigung die Hände des Angreifers aus dem Genick zu entfernen; setzt er dennoch zur Drehung an, so kann nur noch ein kräftiges Aufstützen des der Drehung entgegenwirkenden Beines nützen. Der Kopfdurchzug und der Armzug setzen ähnlich an und wirken ähnlich. Eines der besten Rettungsmittel gegen diese Griffe ist der Armfallschwung am Boden. Greift der Angreifer mit seinem Arm über die Schulter des Hockenden, so kann dieser den Arm fassen und den Angreifer wie beim Armgriffschulterschwung nach der Seite und sich auf ihn werfen. Man schützt sich gegen diese Hebelwirkung entweder mit dem freien Arm oder indem man selbst schnell auf die Seite springt, nach der man gezogen werden soll. Beim Armdurchzug kniet man an der einen Seite des Hockenden und faßt unter dessen Brust durch den Arm der andern Seite. Indem man diesen an sich zieht, sucht man den Körper nach vorn zu wälzen. Vor diesem Griff rettet man sich am einfachsten, wenn es gelingt, den Oberkörper aufzurichten. Gelingt das nicht, so suche man aus der Hocke möglichst schnell eine Brücke zu machen. Aehnlich dem Armfallschwung wirkt der Schulterschwung mit Kopfgriff, wobei der obere Ringer wie beim Kopfgrifffallschwung im Nacken gefaßt und nach vorn gedreht wird. Zur Verteidigung dienen ein Untergriff und das Aufstemmen des Beines an der Seite, nach der die Drehung versucht wird. Beim seitlichen Kopfgriff legt sich der Arm des Hockenden um Nacken und Hals des Angreifers, und während der Arm nach unten zieht, drängt der Körper nach der Seite, bis die Drehung auf den Rücken erfolgt. Man kann diesen seitlichen Kopfgriff lösen oder unwirksam machen dadurch, daß man sich selbst in seinem Sinne auf die Seite wirft und das obere Bein gegen die völlige Drehung stemmt. Sehr wichtig ist der Schulterdrehgriff. Der Angreifer kniet seitwärts vom Kopf des Hockenden, legt die eine Hand unter dessen Arm und Achsel durch auf seinen Rücken, wo er die andere Hand, deren Unterarm im Nacken des Angegriffenen liegt, mit der ersteren vereinigt. Durch die Hebelwirkung wird der Hockende auf die Seite gewälzt. Zur Verteidigung gelingt oft ein Armfallschwung; wenn nicht, so muß man die Niederlage durch geschicktes Entschlüpfen während der Drehung abwenden. Beim Armschlüssel kniet der Angreifer zur Seite des Hockenden, sucht seinen Arm unter dessen Arm zu bringen, bis der Unterarm etwa auf dem Rückgrat liegt. Die freie Hand legt er auf den Oberarm des Gegners, der nun durch Druck und Hebelwirkung zum Wälzen gebracht wird. Gelingt der doppelte Nackenhebel nicht, so kann man unter Umständen einen Nackengriff mit Schulterhebel ansetzen, indem man die eine Hand wie zum Nackenhebel greifen läßt, während der andere Arm sich mit Druck auf Schulter und Nacken des Hockenden legt. Die Hebelwirkung entsteht durch

korrespondierenden Druck und Zug der beiden Arme. Zur Verteidigung dient der Armzug. Das Ueberstürzen nach vorn ist ein sehr beliebter Griff, wobei die eine Hand den Kopf des Hockenden im Genick nach unten drückt, während der andere Unterarm sich unter den Bauch legt. Indem beide Arme entgegengesetzt wirken, wird der Erfaßte nach vorn übergestürzt. Zur Verteidigung streckt man den Körper, bis die vorderen Schenkelflächen und der Unterleib flach auf dem Boden liegen, während der Oberkörper, gestützt auf die Arme, aufwärts steht. Vorteilhafter ist es, wenn man den am Bauch liegenden Unterarm des Angreifers mit dem gleichnamigen eigenen Arm fesseln, den andern Arm aber um den Oberkörper des Gegners legen kann. Kommt man so in kniende Stellung, so ist der Angreifer oft leicht zu werfen. Beim Aufreißen legt man den einen Arm um den Leib des Hockenden, bis man dessen Handgelenk an der Seite, wo man kniet, greifen kann. Mit einem plötzlichen Ruck kann man so den Körper in schneller Drehung herumreißen. Die Brücke ist die beste Rettung, wenn es nicht gelingt, die Hand rechtzeitig freizumachen oder die Drehung rechtzeitig zu verhindern. Beim Aufreißen mit Untergriff wirft man sich selbst auf die Seite und zieht den Gegner nach. Zur Verteidigung sucht dieser mit Vorteil durch eine Pirouette sich auf und über den Angreifer zu werfen, der dabei leicht mit den Schultern zu Boden gebracht werden kann. Die Pirouette ist also eine Wendung des ganzen Körpers mit dem Rücken abwärts über den am Boden liegenden Gegner. Sie verdient besondere Beachtung als letzte Verteidigung, die auch in mißlicher Lage noch zu einem Siege führen kann. Der Untergriff von der Seite wird mit Vorliebe angewendet gegen sitzende Gegner. Man verteidigt sich durch ein Niederdrücken des Angreifers mit dem Arm der Seite, von der der Angriff erfolgt. Beim Kippen faßt der Angreifer den Hockenden von hinten zwischen den Beinen durch, gleichzeitig mit der anderen Hand den stützenden Arm wegziehend. Gelingt das Ueberstürzen, so ist die Brücke die beste Rettung. Beim Ausheben faßt man den Hockenden mit beiden Armen um den Leib und hebt ihn, bis man ein Knie unterstellen kann. Durch Drehen oder Ueberwerfen ist er auf die Schultern zu bringen. Schnelles Aufspringen oder Lösen des Griffes ist die beste Verteidigung. Wird man überstürzt, so falle man in die Brücke. Die unerlaubten Griffe können hier übergangen werden.

615. Dschiu-Dschitsu ist ein Wort, das man in Europa eigentlich erst seit den Tagen des russisch-japanischen Krieges allgemein kennt. Als man sich damals für die Lebensgewohnheiten des merkwürdigen ostasiatischen Inselvolkes mehr zu interessieren anfing, hörte man von jener sonderbaren Kampfesweise, die in der japanischen Kriegerkaste der Samurai seit Jahrhunderten bekannt war, aber sorgfältig geheim gehalten wurde, bis sie sportliche Ausgestaltung erfuhr. Heute ist das Dschiu-Dschitsu in Japan eine Art Nationalsport, der sehr beliebt ist und viel geübt wird, und Europa hat ihn aufgegriffen. In vielen größeren Städten unseres Kontinents gibt es heute schon Dschiu-Dschitsu-Schulen, wo Polizisten, Sportsfreunde, Raufbolde und Damen in der Kunst der japanischen Selbstverteidigung unterrichtet werden. Man kann dieser

Begeisterung nicht so ohne weiteres zustimmen. Voraussichtlich wird sie ebenso plötzlich wieder schwinden, wie sie gekommen ist. Und man braucht das kaum zu bedauern, denn trotz allen gegenteiligen Ansichten: Dschiu-Dschitsu ist kein Sport, sondern eine Selbstverteidigungs- und Kampfesmethode, die so ganz aus dem Charakter des japanischen Volkes geboren erscheint, daß sie schon darum bei andern Rassen niemals heimisch werden kann. Wenn man unter Sport eine spielerische Betätigung zur Ausbildung und Veredelung des Körpers ohne Nebenabsichten versteht, so läßt sich schon in dieser Definition das Dschiu-Dschitsu nicht unterbringen. Mit dem gymnastischen Prinzip der Griechen hat die heimtückische Raufmethode gar nichts zu tun, sie widerspricht ihm direkt. Denn worin besteht diese japanische Kunst? Ihr Zweck ist immer und überall, den Gegner möglichst schnell und ohne Gefahr wehrlos zu machen. Das geschieht durch eine Reihe raffiniert ausgedachter und auf Grund genauer anatomischer Studien zusammengestellter Griffe, die meist ohne oder mit ganz geringem Kraftaufwand auszuführen sind. Daher kann ein im Dschiu-Dschitsu einigermaßen ausgebildeter Schwächling mit Leichtigkeit den stärksten Athleten besiegen, was auch der Name dieser sonderbaren Kunst besagen will (Sieg des Schwachen über den Starken). Es kommt also alles darauf an, den Gegner möglichst schnell an irgend einer Achillesferse des Körpers so gründlich zu treffen, daß er des Schmerzes oder einer oft recht schweren Verletzung wegen von jeder weiteren Gegenwehr ablassen muß, wenn er nicht tödlich getroffen wurde. Das Training zum Dschiu-Dschitsu besteht in einer aufs höchste ausgebildeten Gebrauchsfähigkeit der Hand, die durch andauernde Arbeit so gestählt wird, daß sie z. B., ohne zur Faust geballt zu sein, starke Knochen durchschlagen, einen Menschen durch einen einfachen Hieb an den Hals töten kann. Dann lernt der Schüler jeden Punkt des menschlichen Körpers kennen, wo wichtige Gefäße, Nerven, Muskeln oder Sehnen so ungeschützt liegen, daß ein Druck, ein Schlag auf sie das zugehörige Glied blitzartig lähmt und unbrauchbar macht. Endlich werden die mit den Knochen und Gelenken zu erzielenden Hebelwirkungen studiert, soweit sie durch einen Griff mit einer oder beiden Händen zu einer Luxation, Torsion oder einem Knochenbruch benutzt werden können. Ein Stoß mit dem Zeige- und Mittelfinger in die beiden Augen des Gegners ist ein nach japanischen Begriffen normales Kampfmittel dieser liebenswürdigen Kampfweise. Solcher Griffe und Kniffe gibt es Hunderte, und es ist ganz zwecklos, mehr davon hier aufzuzählen. Wer sich dafür interessiert, wie man ohne Waffe verhindert, daß einem ein Rowdy ein Messer in den Bauch rennt, der kaufe sich eins der vielen Lehrbücher, die in den letzten Jahren über diesen Gegenstand verbreitet worden sind. Er wird dort wahrscheinlich auch finden, wie Damen die freundlichen Annäherungsversuche eines allzu temperamentvollen Herrn abwehren können, indem sie dem unglücklichen Verehrer im rechten Moment auf die Füße treten, und dergleichen weise Lebensregeln mehr. Wichtig kann das Dschiu-Dschitsu für die Polizei werden, denn wer die japanische Kunst wirklich versteht, braucht im Nahkampf kaum noch zum Revolver oder Seitengewehr zu greifen. Man hat denn auch mit der Ausbildung der Schutzleute an vielen

Orten bereits begonnen. Bei der Art solcher Uebungen kann es nicht wundernehmen, daß schon beim ersten Training, wenigstens in Japan, oft Verletzungen vorkommen, da die Grenzen, bis zu denen man bei den Griffen gehen darf, sehr schwer einzuhalten sind. Man hat daher in Japan mit verblüffender Logik zum Dschiu-Dschitsu gleich eine besondere Methode der Wundbehandlung und Wiederbelebung erfunden, die speziell bei den Wettkämpfen viel benutzt und Kuatsu genannt wird. Wir wollen froh sein, wenn unsere eingeführten Sportsarten die Aerzte und ihre Eingriffe so überflüssig wie nur möglich machen, und da der Sport nicht dazu da ist, seinen Jüngern die Mittel zu zeigen, wie sie ihre Mitmenschen auf die rationellste Weise zu Krüppeln schlagen können, dürfen wir in einem deutschen Sportsbuche wohl von weiteren Einzelheiten absehen. Ritterlich muß der sportliche Wettkampf bleiben, und es gibt kaum etwas, was unritterlicher wäre als nach seinem ganzen Charakter das Dschiu-Dschitsu.

616. **Der Faustkampf**, heute mit dem Worte B o x e n bezeichnet, ist in Deutschland als Sport nur wenig bekannt, während die angelsächsische Rasse ihn zu ihrem Nationalsport gemacht hat. In England und namentlich in Amerika gibt es kaum ein Kampfspiel, das mit gleicher Leidenschaft geübt wird, während man es in den übrigen Kulturländern als Sport kaum anerkennt und nur mit Vorbehalt schätzt. Bei uns in Deutschland betreibt man das Boxen nebenbei in einigen Athletenvereinen, die besser situierten Gesellschaftskreise kennen es kaum. Ist das zu bedauern? Wenn man auch zugeben muß, daß die Engländer und Amerikaner ein gut Teil ihrer körperlichen Kraft und Elastizität dem Faustkampf verdanken, so ist doch gar nicht zu bezweifeln, daß die andern Zweige der Athletik mit Leichtigkeit genau dieselben Erfolge zeitigen können, ohne das zu zeigen, was wir am Boxen als Nachteile, als roh und brutal empfinden. Es ist doch schließlich nicht nötig, daß man sich im friedlichen Wettkampf Nasenbein und Zähne einschlagen läßt, daß man ohne Not schwere innere Verletzungen riskiert und zum Ende den Rest seines Lebens mit verschandelten Gliedern herumläuft. Wir können neidlos unsern Vettern jenseits des Kanals und des Ozeans ihre geliebte Kunst lassen und sollten dafür desto mehr bestrebt sein, es ihnen z. B. im Laufen und Springen gleichzutun, worin sie immer noch ganz bedeutende Vorsprünge vor unseren besten Athleten haben. Und wenn man entgegnet, man brauche trotz Polizei und Richtern eine zum Selbstschutz geeignete Kampfesmethode, so ist auch dieses Argument recht wenig durchschlagend, denn wie viele Menschen kommen einmal dazu, sich ernsthaft ihrer Haut wehren zu müssen? Wer das befürchtet, dem ist es schließlich unbenommen, durch fleißiges Trainieren im Boxen vorzubeugen. Nicht bestritten soll werden, daß ein guter Boxer eine gewisse körperliche Ueberlegenheit besitzt über Gegner, die bedeutend größere Körperkräfte haben als er. Wer dieses Bewußtsein so sehr schätzt, mag durch das Studium des Boxens wieder gut machen, was die Natur versäumte, als sie den Menschen bei der Verteilung der natürlichen Waffen im Gegensatz zu manchem Tier so stiefmütterlich behandelte.

Die Vorübungen des Boxers

bestehen in Keulen- und Hantelübungen, sowie im Sackschlagen. Man benutzt fünfpfündige Keulen, mit denen man nicht allzu anstrengende Evolutionen nach einem bestimmten, individuell zugeschnittenen Uebungsplan ausführt. Dabei soll, wie bei allen athletischen Trainings, niemals Ermüdung eintreten. Das Keulenschwingen dient vor allem zur Festigung des Handgelenks und der Muskulatur des Schultergürtels. Die Hanteln sollen leichter sein als die Keulen und nicht in heftigen, ruckweisen Stößen, sondern mit mäßiger Schnelligkeit bewegt werden. Der beim Boxen zu benutzende Sack ist mit etwa 15 Pfund Sand gefüllt und hängt von der Decke herab, die lederne Außenhaut ist gepolstert. An diesem Sack übt man die ersten Boxerstöße, hüte sich aber zu stoßen, bevor der Sack rückwärts schwingt. Nachdem der Anfänger sich so die erste Technik im Stoß erworben hat, kann er sich an den luftgefüllten Gummisack machen, der so leicht ist, daß er mit einem Stoß gegen die Zimmerdecke oder eine Wand getrieben werden kann. Es kommt darauf an, diesen Sack oft und kräftig zu treffen, ohne daß er beim Zurückprallen Gesicht oder Brust seines lebenden Gegners berühren kann. Bei diesen Uebungen treten auch die Beine schon recht energisch in Aktion, und die Elastizität des ganzen Körpers nimmt zu. Noch schwieriger ist der dritte Sack zu behandeln, der mit elastischen Bändern an der Decke und am Fußboden befestigt ist und daher noch schneller zum Ort des letzten Stoßes zurückkehrt als die vorher beschriebenen. Regel ist, mit der linken Hand zu stoßen, mit der rechten zu parieren. Gilt es besonders stark zu stoßen oder mehrere Stöße unmittelbar aufeinander folgen zu lassen, so darf natürlich auch die rechte Hand benutzt werden. In der Grundstellung liegt der rechte Vorderarm mit der Faust quer vor der Brust, während die linke Hand mit mäßig gebogenem Arm ungezwungen vorgestreckt ist. Nach alter Sitte reicht man dem Gegner die Hand, schreitet dann zurück und stellt sich in Positur. In der rechten Auslage stellt man den linken Fuß vor, und bei dieser Stellung sollen die beiden linken Fußspitzen der Gegner etwa 1/2 m voneinander entfernt sein. Gestattet sind alle Stöße nach dem Kopf und dem Rumpf des Gegners, verboten ist dagegen das Oeffnen der Hand und jedes Greifen, Ziehen 2c. Also nur der Stoß ist erlaubtes Kampfmittel. Es kommt alles darauf an, den Gegner aufs schärfste zu beobachten und aus seinen Bewegungen, namentlich aber aus seinem Gesicht ständig zu lesen, was er beabsichtigt und wo er sich etwa Blößen geben könnte. Aber auch dabei ist Vorsicht geboten, denn ein richtiger Boxer weiß Finten geschickt anzubringen und den Gegner zu täuschen, damit er unnütz Kraft vergeudet und Gelegenheit zu Angriffen bietet. Die zahllosen einzelnen Stöße und Paraden zu schildern hat hier keinen Zweck, dagegen dürfte es angebracht sein, einen kurzen Auszug aus den in England anerkannten gesetzlichen Bestimmungen zu geben, die als „Marquis of Queensberry-Rules“ (nach S i l b e r e r, Handbuch des Athletiksports) bekannt sind.

1. Jeder Kampf soll in einem quadratischen Raum (Ring) von 6,7 m Länge und Breite abgehalten werden. Genau in der Mitte dieses Raumes wird ein Kreis von 8 Fuß Durchmesser eingezeichnet, in dem jeder Faustkampf zu beginnen hat.

2. Jeder der beiden Kämpfer darf einen Sekundanten mit in den Ring bringen. Die Sekundanten müssen während des

Kampfes in den diagonal liegenden Ecken bleiben und dürfen keine Ratschläge erteilen noch die Kämpfer ansprechen. Während der Pausen darf jeder Kämpfer einen leichten Sessel benutzen.

3. Alles Ringen, Umfassen, Ansichdrücken, Stoßen und der Gebrauch der Innenseite der Hand ist ausgeschlossen. Der Gegner darf nur durch offenes und mannhaftes Boxen verletzt werden. Kein Kämpfer darf zur Rast oder um Stößen auszuweichen sich auf den Boden legen. Liegt er schon dort oder auch nur auf einem oder beiden Knien, so darf er nicht berührt werden. Kein Stoß darf unter den Gürtel, den jeder Kämpfer um die Taille trägt, treffen.

4. Die Fausthandschuhe dürfen nicht weniger als 5 Unzen wiegen und müssen aus leichtem, dünnem Handschuhleder hergestellt und so mit Roßhaar gefüttert sein, daß die stärkste Lage über den Knöcheln liegt. An den Füßen sind nur ganz leichte Schuhe erlaubt.

5. Die einzelnen Runden sollen je 3 Minuten dauern, ihre Zahl wird verabredet, soll aber 8 nicht überschreiten. Nach jeder Runde ist 1 Minute Pause.

7. Wird ein Kämpfer niedergestoßen oder fällt er, so hat er in 12 Sekunden sich wieder zu erheben, event. mit Unterstützung seines Sekundanten. Wenn er innerhalb dieser Zeit nicht in der Mitte des Ringes wieder erscheint, so ist dem Gegner der Sieg zuzuerkennen.

8. Wenn ein Kämpfer gegen die den Ring abschließenden Stricke gedrängt wird, wo er sich nicht mehr verteidigen kann, so soll der Unparteiische beide Kämpfer in die Mitte beordern.

Die Kleidung des Boxers besteht am besten in einem anliegenden Trikot ohne Aermel, so daß die Schultern frei sind. Hosenträger sollte man nie tragen, vor allem nicht, wenn sie Metallteile haben.

617. Ausblick. In der deutschen Athletik beobachtet man gegenwärtig so viel erfreuliches Streben, so viel guten Willen, unterstützt von einem vollen Verständnis für die Bedeutung und Wichtigkeit der guten Sache. Mögen sich auch hier und da Mängel zeigen, mag auch die unvermeidliche deutsche Vereinsmeierei manchem Pflänzchen den frischen, fröhlichen Drang zum Licht verleiden, im ganzen kann man sagen, daß heute das deutsche Volk im Sport eines der wertvollsten Mittel zur Regeneration von so manchen schlimmen Erscheinungen sieht, die man am Volkskörper beobachten konnte und kann. Will man der guten Sache schnell zum Siege verhelfen, so gilt es vor allem, die Jugend zu gewinnen, so lange sie begeisterungsfähig ist. Ihr wird man dann ruhig die Zukunft überlassen können. Glücklicherweise haben auch die Regierungen und die gesetzgebenden Körperschaften die Wichtigkeit der Sache erkannt, so daß bei ihnen die Athleten von Jahr zu Jahr mehr Entgegenkommen finden. Seien wir nicht unbescheiden und verlangen wir nicht zu viel auf einmal. Es ist in unserm Erziehungswesen so unendlich vieles reformbedürftig, daß man ohne durchgreifende Maßregeln kaum noch bessern kann. Turner und Athleten müssen alles daran setzen, auf dem Platze zu sein, wenn ihre Zeit gekommen. Sie muß kommen, wenn wir nicht am deutschen Volkskörper dieselben Erfahrungen machen wollen, wie sie z. B. unsern westlichen Nachbarn so viel zu schaffen machen. Der Satz „Mens sana in corpore sano!" gilt nicht nur für das Individuum, er hat dieselbe Bedeutung für Völker und Staaten, und kein Geld ist besser angelegt, als das für die Volksgesundheit ausgegebene.

IV. Rekordliste der deutschen Sportbehörde für Athletik im Jahre 1908.

I. Laufen.

Ereignis	Leistung	Rekordinhaber
50 m	5 3/5 Sek.	R. Doerry, Berlin
100 „	10 4/5 „	Vinzenz Duncker, Mittweida
200 „	22 3/5 „	M. Wartenberg, Berlin
300 „	38 „	J. Peck, Hannover
400 „	51 1/5 „	J. Runge, Braunschweig
500 „	1 Min. 9 „	R. Doerry, Berlin
800 „	1 „ 59 2/5 „	J. Runge, Braunschweig
1000 „	2 „ 44 3/5 „	E. Uebel, Berlin
1500 „	4 „ 15 5/5 „	G. Zimmer, Hamburg
3000 „	9 „ 18 „	„ „ „
5000 „	16 „ 21 „	Herm. Müller, Berlin
7500 „	24 „ 45 „	Joh. Böge, Berlin
10000 „	35 „ 22 1/5 „	Herm. Müller, Berlin
15000 „	56 „ 6 „	„ „ „
25000 „	1 St. 35 „ 0 3/5 „	„ „ „
40000 „	2 „ 40 „ 30 „	Joh. Böge, Berlin
1 Stunde	16 km 862 m	Herm. Müller, Berlin
100 m	Dreibeinlauf 12 4/5 Sek.	E. Schulze-E. Wernicke, Berlin
400 „	Staf.-Laufen 46 3/5 „	Sportklub von 1895/96, Berlin (Kohlmey, Eicke, Wagener, Axel)
500 „	„ „ 59 2/5 „	Sportklub v. 1895/96, Berlin (Axel, Weitling, Nowack, Wagener, Kohlmey)
600 „	„ „ 1 M. 11 1/5 „	Sportklub von 1895/96, Berlin (Weitling, Axel, Wagener)
1000 „	„ „ 1 „ 59 1/5 „	Sportklub von 1895/96, Berlin (Wagener Axel, E. Laux, Eicke, Berner, Nowack, Jopp, Lampe, Mallwitz, Kohlmey)
3000 „	„ „ 8 „ 30 3/5 „	Duisburger F. C. Preußen (Gebr. Trieloff, Breynck)
110 „	Hürdenlauf 16 „	Julius Keyl, München

II. Gehen.

Ereignis	Leistung	Rekordinhaber
500 m	1 Min. 45 Sek.	Joh. Böge, Berlin (Weltrekord)
1000 „	4 „ 6 3/5 „	R. Schumann, Berlin
1500 „	6 „ 45 4/5 „	R. Wilhelm, Berlin
2000 „	8 „ 29 „	R. Schumann, Berlin
3000 „	13 „ 22 3/5 „	P. Gunia, Berlin
4000 „	19 „ 23 1/5 „	Herm. Müller, Berlin
5000 „	22 „ 57 3/5 „	R. Wilhelm, Berlin
6000 „	29 „ 15 3/5 „	Herm. Müller, Berlin
7000 „	34 „ 12 1/5 „	„ „ „
7500 „	36 „ 37 2/5 „	„ „ „
10 km	49 „ 9 3/5 „	P. Gunia, Berlin
15 „	1 St. 5 „ 20 2/5 „	„ „ „
20 „	1 „ 54 „ 22 „	Fritz Preiß, Frankfurt a. M.
25 „	2 „ 29 „ 04 „	R. Wilhelm, Berlin
50 „	5 „ 13 „ 53 „	„ „
75 „	8 „ 09 „ 27 „	„ „
100 „	11 „ 15 „ 21 1/5 „	„ „
1 Stunde	12 km 163 m	P. Gunia, Berlin
3000 m Staf.-Geh.	13 Min. 17 2/5 Sek.	S.C. Hansa, Berlin (Gunia, Bartz, Schlegel)

III. Springen.

Ereignis	Leistung	Rekordinhaber
Weitsprung	6,80 m	H. v. Bönnighausen, Duisburg
Hochsprung	1,74 „	Paul Weinstein, Halle
Dreisprung	13,94 „	Alb. Weinstein, Halle
Weitspr. ohne Anlauf	2,96 „	Eduard Gmeiner, Fürth
Hochspr. ohne Anlauf	1,475 „	A. Hyman, Berlin
Dreispr. ohne Anlauf	9,09 „	G. A. Lutz, F. C. Mühlhausen 93
Weithochsprung hoch	1,55 „	P. Weinstein, Halle
„ weit	3,10 „	J. Runge, Braunschweig
Stabhochsprung	3,03½ „	S. Hallup, Berlin

IV. Wurf- und Stossübungen.

Ereignis	Leistung	Rekordinhaber
Kricketballwerfen	99,63 m	M. Schöps, Halle
Steinstoßen ¼ Ztr.	9,20 „	Karl Kaltenbach, München
„ ⅓ Ztr.	8,25 „	M. Lichtenberger, Pforzheim
Kugelstoßen 7¼ kg	12,63 „	J. Otto, Darmstadt
„ 12½ kg	8,39 „	Karl Kaltenbach, München
Kugelwerfen 5 kg	19,20 „	Franz Baumeister, Nürnberg
Gewichtwerf. ¼ Ztr.	15,50 „	W. Dörr, Frankfurt
Speerwerfen	50,19 „	Jul. Wagner, Reutlingen
Diskuswerfen	41,62 „	E. Welz, Berlin
Schleuderballwerfen	54,02 „	Dußmann, München (Weltrekord)
Hammerwerfen 5 kg	33,45 „	W. Dörr, Frankfurt
„ 7¼ kg	26,42 „	„ „
Fußball a) Platzstoß	60,00 „	Gg. Demmler, Berlin
„ b) Fallstoß	55,00 „	E. Ludwig, Frankfurt

Folgende Leistungen wurden von Ausländern auf deutschen Bahnen überboten.

Ereignis	Leistung	Rekordinhaber
3000 m Laufen	9 Min. 14 Sek.	J. Pettersson, Nordköpping
5000 „ „	16 „ 20 „	J. Smith, Manchester
25000 „ „	1 St. 32 „ 40⅖ „	Gaston Ragueneau, Paris
Weitsprung	6,82 m	J. Somody, Kolozsváry
Hochsprung	1,875 „	F. Maly, Prag
Stabhochsprung	3,40 „	B. Söderström, Stockholm
Kugelstoßen	12,68 „	David Michaly, Budapest
Hammerwerfen 5 kg	36,90 „	M. P. Radojlovitsch, Frankfurt
„ 7¼ kg	30,465 „	„ „ „

3. Das Fechten.

Von

Gustav Hergsell,

k. k. Major und Direktor der Kgl. Landesfechtschule in Prag.

618. **Allgemeines.** Im allgemeinen wird die durch Uebung erreichte Fähigkeit, Hieb- und Stoßwaffen im Kampfe gegen einen oder mehrere Gegner zu führen, Fechtkunst genannt; im besonderen versteht man darunter die in ein System gebrachte Lehre der kunstmäßigen Führung der Stoß- und Hiebwaffen im ehrlichen Kampfe, Mann gegen Mann. Die Fechtkunst kann sich daher nicht mit allen erdenklichen Waffen befassen, vielmehr nur mit der Führung der zeit- und landesüblichen.

619. **Ursprung der Fechtkunst.** Der Kampf mit Handwaffen ist so alt, wie der Kampf selbst, und findet sich bei den rohesten Völkern vor; als eine besondere Kunsttätigkeit tritt sie erst da hervor, wo überhaupt Kunst und Kultur Eingang gefunden haben. Die ersten Anfänge eines kunstmäßig ausgeübten Waffenkampfes lassen sich bei den alten Aegyptern und Aethiopern nachweisen. Von den übrigen geschichtlichen Völkern Orients läßt sich nur soviel sagen, daß die Assyrier und namentlich die Perser unter Cyrus als ein waffengeübtes Volk auftraten. Bei den alten Griechen stand die „Hoplomachie" oder die Uebungen im Waffenkampfe in keinem besonderen Ansehen. Bei den Römern, welche schon frühzeitig an den blutigen Gladiatorenkämpfen ihre Augen weideten, dürfte auch in der Tat der geschichtliche Anfang einer eigentlichen Fechtkunst anzunehmen sein, da sich selbe geschichtlich auf die römische Fechtkunst zurückführen läßt.

620. **Warum lernen wir Fechten?** Die Mittel zur Selbsterhaltung im ehrlichen und offenen Kampfe bietet die Fechtkunst. Die Pflicht der Selbsterhaltung, die mitunter an uns herantretende Notwendigkeit, unsere moralische oder physische Existenz mit Waffen zu beschützen, haben die Fechtkunst ins Leben gerufen. Aber abgesehen von diesem ernsten Zwecke wird die Fechtkunst, sobald Geist und Intelligenz hiebei zur Geltung kommen, ein wahres Bildungsmittel. Einsichtsvolle Pädagogen haben gymnastische Uebungen von jeher zu den wesentlichsten Bestandteilen des Unterrichts gerechnet; die Fechtkunst wird sich daher schon durch den Einfluß, den sie auf die Kräftigung des Menschen nimmt, der Aufmerksamkeit eines jeden einzelnen empfehlen. Haltung und Gebärde veredelnd, alle Muskeln stärkend, verleiht sie dem Blick Schärfe und Feinheit, dem ganzen Wesen des Mannes aber jenen entschlossenen Anstand, der als der Ausdruck vernunftgemäßen Bewußtseins seiner selbst, seine schönste Zierde ist. Echter männlicher Mut hat sich seines Vorteiles über einen Schwachen nie bedient; durch die Fechtkunst wird erfahrungsgemäß das Duell hintangehalten. Diese Gründe waren wohl maßgebend, daß die Fechtkunst nicht nur in den Militär- und adeligen Bildungsinstituten ge-

lehrt wird, sondern sie auch in den weitesten Kreisen eingedrungen ist. Sie alle üben die edle und ritterliche Kunst eingedenk des sehr zu beherzigenden Spruches: „Mens sana, in corpore sano.“

621. **Die Fechtkunst vom Ausgange des Mittelalters und zu Beginn der neueren Zeit.** Nach allen historischen Schilderungen, wie nach den Bilderwerken und Handschriften des XIV. und XV. Jahrhunderts läßt sich nur das Eine sagen, daß die in Deutschland herrschende Fechtkunst in einem schwerfälligen Gebrauche der mannigfaltigsten Waffen bestand. Im Mittelalter läßt sich erst mit Beginn der Turniere 936, sowie zur Zeit der Einführung der Institution der gerichtlichen Zweikämpfe die Führung der Waffen mit einer gewissen Bestimmtheit verfolgen. Die wertvollen Manuskripte des XIV. und und XV. Jahrhunderts (Lichtenauers Fechtbuch 1348); Germanisches Museum zu Nürnberg; Tallhoffers Fechtbücher 1442, 59 u. 65) herausg. v. G. Hergsell, geben uns hierüber Aufschluß. In jener Epoche erfolgte die Abwehr nicht durch die Trutzwaffen, sondern durch die Schutzwaffen, Schild, Helm und Harnisch.

Erst nachdem die Wertschätzung der Kraft gegen die höfischen Sitten zurücktrat, erhielt auch die ungeregelte Kraftäußerung den Charakter einer höfischen Form.

Daß die Deutschen in Führung des Schwertes und des Dusaks eine Berühmtheit erlangten, ist eine nicht zu bestreitende Tatsache; aber das Fechten mit diesen Waffen bestand noch immer in einem primitiven Gebrauche dieser Waffen, und endete meist mit einem Ringkampf.

Abgesehen von den verschiedensten Schutzwaffen, sehen wir bei der Führung des Schwertes noch andere Angriffswaffen gleichzeitig in Verwendung, die dann mit der linken Hand geführt wurden; überdies bedienten sich beide Gegner nicht selten verschiedener Angriffs- als Verteidigungswaffen. Solange man der Meinung huldigte, daß das Parieren ohne zur selben Zeit anzugreifen, etwas Verächtliches sei, wurde das Hauptaugenmerk nur auf den Angriff gelenkt. Die Verteidigung wurde demnach stets der Angriffstheorie untergeordnet. Das charakteristische Merkmal des Unterrichtes damaliger Zeit lag darin, die Lektionen mit viel Geheimnistuerei zu umgeben, überhaupt ihre Kunst durch philosophische Tendenzen sowie mathematische Abhandlungen zu einer geheimnisvollen Wissenschaft zu erheben. Tallhoffer übermittelt uns in seiner Handschrift fünf Tafeln, nach welchen man seiner Ansicht nach leicht berechnen konnte, welchen Tag und Stunde man für den bevorstehenden Kampf wählen solle, um als Sieger hervorzugehen.

622. **Die Fechtkunst der bürgerlichen Fechtergesellschaften.** Mit Umgestaltung des Kriegswesens durch Einführung des Feuergewehres übergingen die Fechtschulen von der Ritterschaft an die Bürgerlichen. In diesen Schulen erhielten sich die bisherigen Traditionen während des XVI. Jahrhunderts bis zu Anfang des XVII. Jahrhunderts. Das Fechten wurde bald eine beliebte Unterhaltung der Zünfte. Die älteste derselben war die von Skt. Markus von Löwenberg in Frankfurt a. M., auch kurz „Markusbrüder“ genannt. Später bildete sich jene der „Federfechter“, auch „Skt. Veits- oder Viterfechter“ genannt, die ihren Sitz in Prag hatte; beide wahrten streng ihre Fechtergeheimnisse, die sie „Privilegien“ nann-

ten. Eine dritte Fechtergesellschaft, die sogen. „Luxbrüder“, auch Klopffechter genannt, erfreuten sich keiner solchen Berühmtheit; zu Gent, bildete sich unter dem Schutze Skt. Michael bereits 1042 eine Fechtgenossenschaft, die sog. „Michaelsbrüder“.

623. **Trennung des Stoßes vom Hieb.** Eine große Veränderung hat mit Ende des XVI. Jahrhunderts das bisherige System erlitten. Leichte Waffen wurden eingeführt, und gleichzeitig die Grundzüge einer systematischen Führung bestimmt. Sowohl der Angriff mit der Spitze der Klinge, sowie jener mit der Schneide wurden einer gründlichen Reform unterzogen, und für die Verteidigung neue Normen in Form von „festen Praden“ aufgestellt. Die Hiebe wurden auf ein Minimum beschränkt, die Stöße nach dem ganzen Körper gerichtet. Wir sehen in strenger Scheidung zwei Fechtarten nebeneinander bestehen, die „alte deutsche“, die „mittelalterliche Schule“, sowie die „italienische Stoßfechtkunst“ in Deutschland durch Salvatore Fabris eingeführt.

624. **Trennung des bisherigen Systems in zwei selbständige Fechtarten.** Durch die Trennung des bisherigen Systems ersehen wir eine selbständige Stoßwaffe, den Degen, und eine neue Hiebwaffe entstehen, wodurch die bisher übliche Waffenführung sich in zwei selbstständige Kampfarten, das „Stoß-“ und das „Hiebfechten“ trennte.

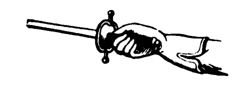
625. **Italienische Fechtkunst.** Die größte Anzahl der Fechtbücher des XVI. Jahrhunderts hat Italien aufzuweisen; daraus läßt sich mit großer Sicherheit schließen, daß die Fechtkunst in Italien in hohem Ansehen stehen mußte, und die Quellen der modernen Fechtkunst in Italien zu suchen wären.

Der Einfluß der italienischen Schule machte sich im Laufe des XVI. Jahrhunderts überall geltend und bildete auch die Grundlage oder doch den Ausgangspunkt der Fechtkunst der neueren Zeit. Sie machte in Europa bei allen Fechtern Schule.

Pietro Moncio 1509 war der erste italienische Meister, der über die Fechtkunst schrieb, ihm folgten Antonio Manciolino 1531, Achillo Marozzo 1536, Camillo Agrippa 1553, Ingenieur und Baumeister von Beruf; weiter Grassi 1577, der zum ersten Male von einer Offensive und Defensive spricht. An erster Stelle der berühmten italienischen Meister muß Angelo Viggiani 1575 genannt werden. Seinen Nachfolgern Nicoletto Giganti 1575, Satoatore Fabris 1606 und Adolfo Capo Ferro di Caglia 1610 blieb es aber vorbehalten, die italienische Schule in Deutschland eingeführt zu haben.

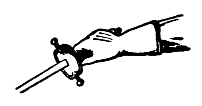
626. **Die Fechtkunst in Frankreich im XVI. u. XVII. Jahrh.** Abgesehen von der kleinen Schrift: „La noble science de joueurs d'espee“, die in französischer Sprache zu Antwerpen 1538 erschien und die alte deutsche Schwertfechtkunst zur Darstellung gebracht hat, erschien das erste Buch über die Fechtkunst in Frankreich von dem provenzalischen Edelmann Henry de Sct. Didier, 1573 zu Paris, allerdings ein epochales Werk. Erst 55 Jahre später, 1628, erschien das Werk von Girard Thibauld, der als Begründer der französischen Schule anzusehen ist. Unter Charles Besnard 1656, Philippert de la Touche 1670, und Liancourt 1686, der bereits die Kontreparaden lehrte, machte die Fechtkunst die fühlbarsten Fortschritte.

627. Die Fechtkunst in Deutschland im XVII. Jahrhundert. Nach dem Verfall der Fechtergesellschaften und der Einführung der



318. Primlage nach deutscher Schule.

italienischen Schule hat die alte deutsche Fechtkunst ihr Ende erreicht. — Die Deutschen hatten sich aber der Stoßfechtkunst in



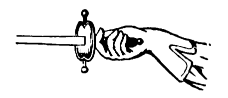
319. Sekundlage nach deutscher Schule.

einer Weise bemächtigt, daß sie bald eine führende Stellung einnahmen. Die hervorragendsten Träger der an den Universitäten gepflegten



320. Terzlage nach deutscher Schule.

Stoßfechtkunst waren Hans Wulf von Mulsheim in Straßburg und Wilhelm Kreußler in Jena, geb. 1592, der als Begründer der deutschen Stoßfechtkunst genannt zu werden verdient.



321. Quartlage nach deutscher Schule.

Unter den Schülern der Kreußlerschen Familie nimmt A. F. Kahn die erste Stelle ein, der die Kreußlersche Schule an der Universität zu Göttingen einführte. Was uns Kahn in seinem Werke 1739 und nach ihm Eiselen und Roux in ihren Werken darbieten, ist bereits die weitere Ausgestaltung der Kreußlerschen Methode.

628. Universitätsfechtschulen. Eine besondere Pflege erhielt die Fechtkunst im Laufe des XVII. Jahrhunderts auf den Universitätsfechtschulen.

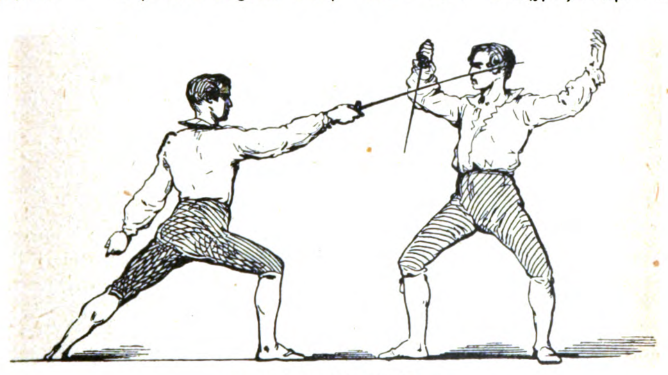
Nach Aufhebung des Stoßfechtens auf den deutschen Universitäten hat die Stoßfechtkunst eine Abnahme gefunden. Die jetzt allgemein auf deutschen Universitäten übliche Fechtart ist das Hiebfechten mit dem „Korb-“ und „Glockenschläger“, das von dem Göttinger Fechtmeister Gattorp 1820 zur Verhütung der vielen Unglücksfälle anstatt des Stoßfechtens empfohlen wurde. Weiter finden wir den sog. „Korbsäbel“, auch „Krummsäbel“ in Verwendung. An den österr.-ung. Universitäten hat neben dem Schlägerfechten das Säbelfechten eine große Verbreitung gefunden.

629. Die Fechtkunst in Frankreich im XVIII. und XIX. Jahrhundert. Mit dem Aussterben der Kreußlerschen Fechterfamilie übergeht der Ruhm der Deutschen auf die Franzosen. Von der Zeit Ludwig XVI. bis zur Napoleonischen Zeit waren die Franzosen die Alleinherrscher in der Stoßfechtkunst. Der Degen nahm eine zierliche Form an, das leichte Fleuret wird als Uebungswaffe eingeführt.

Die Stöße nehmen die Namen der Paraden an. La Boëssière brachte 1818 die Anzahl der Paraden auf acht und gab denselben die ihnen bis jetzt zukommenden Namen. Das Werk von Chevalier Chatelain 1817 führt Stöße an, die noch heute geübt werden.

Als Begründer der sogen. Pariser Schule, die noch heute in voller Geltung steht, wo die französische Schule Eingang gefunden hat, ist A. Grisier anzusehen, dessen Epoche machendes Werk 1847 in Paris erschien.

630. **Die Fechtkunst in Deutschland und Oesterreich-Ungarn im XIX. Jahrhundert.** Während den Napoleonischen Feldzügen lag die Fechtkunst in Deutschland und Oesterreich-Ungarn stark darnieder, obgleich es an guten Meistern nicht fehlte. — Erst mit Beginn des XIX. Jahrhunderts nahm das Säbelfechten einen mächtigen Aufschwung, wobei das Stoßfechten auf das eifrigste gepflegt wurde. Das Verdienst, das Säbelfechten in Oesterreich in ein System gebracht zu haben, gebührt den beiden österreichischen Offizieren Talhoffer und Isnardi, die in ihrem Werk 1838 Wien den Hieb mit dem Stoß zu vereinigen trachten. Die Werke der Fechterfamilie Roux 1786 bis 1809 geben uns ein treues Bild der in Deutschland herrschenden Fechtmethode. In Oesterreich-Ungarn hat sich die Christmannsche Schule bis in die 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts gehalten; es ist diese die sogen. „alte Hiebfechtschule", von der noch heute gesprochen wird. Die Waffe war infolge der breiten Klinge ziemlich schwer. Die Krümmung der Klinge war eine bedeutende; die Waffe mußte mittels des Armes unterstützt werden, was nur durch ein Hochhalten des Armes ermöglicht wurde. Es entstanden hierdurch die sogen. „verhängten" Garden oder Stellungen.

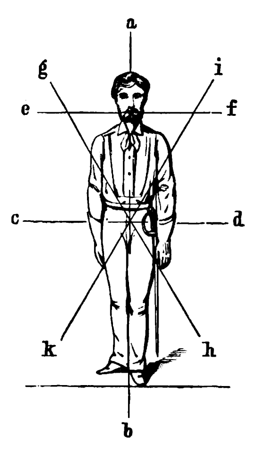


322. Prime. (Nach Grisier.)

631. **Die Stoßfechtkunst in Oesterreich-Ungarn.** In Oesterreich-Ungarn hat nach der italienischen Schule die französische Schule Eingang gefunden. Mailand, Pest, Prag und Wien galten im XIX. Jahrhundert als besondere Pflegestätten dieser Kunst, die von einheimischen, französischen, sowie von italienischen Meistern gelehrt wurde.

632. **Leichte Hiebwaffen.** Dem Grundsatze huldigend: „Der Mann soll die Waffe regieren, und nicht die Waffe den Mann" haben einsichtsvolle Meister in den 70er Jahren des vorhergehenden Jahr-

hunderts eine leichtere Säbelklinge mit schwächerer Krümmung eingeführt, und hiermit mit dem alten System vollkommen gebrochen. Das Spiel gewann an Leichtigkeit, und wir sehen bei Führung der Hiebwaffe dieselbe Eleganz, wie sie bei der Stoßwaffe so vorteilhaft zutage tritt.



323. Benennungen der Hiebe nach deutscher Schule.
a b Kopf- oder Primhieb, b a Sekundhieb, e f Gesichtsterz, f e Gesichtsquart, c d Mittelterz, d c Brustquart, g h steile Terz, h g Tief- oder Bauchquart, i k Schulterquart, k i Tiefterz.

633. Die Fechtkunst der Neuzeit. Hiebfechten. Bei dem Umstande, daß es in Oesterreich-Ungarn an jüngeren Meistern fehlte, in Deutschland an den Universitäten meist nur das Schlägerfechten geübt wurde, blieb es den italienischen Meistern vorbehalten, durch ihre Schule dem leichteren Säbel eine allgemeine Verbreitung zu verschaffen. Um den Stoß mit der Hiebwaffe, der nach den Grundsätzen der italienischen Schule zulässig ist, wirksam ausführen zu können, kamen anfänglich gerade Klingen in Verwendung; gegenwärtig ist eine minimale Krümmung bemerkbar. Neben diesem leichten italienischen Säbel finden wir auch den etwas schwereren österreichischen, fälschlich „französischen“ Säbel genannt, namentlich in studentischen Kreisen eingeführt.

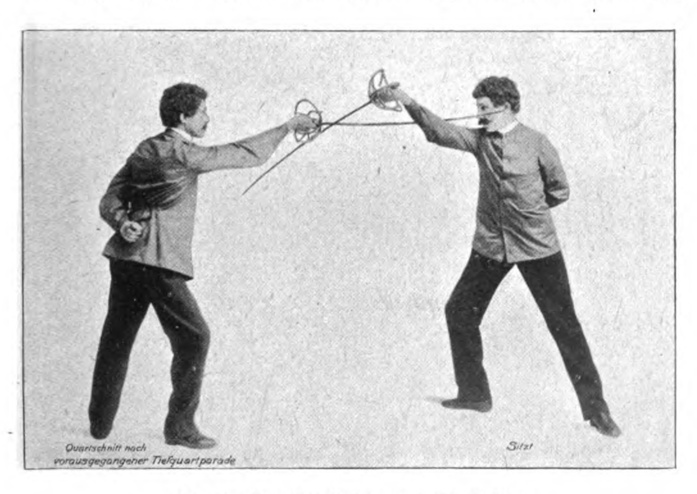
Stoßfechten. Während in Frankreich, sowie bei den Anhängern der französischen Schule das leichte Florett als Schulwaffe gilt, findet in der italienischen Schule die „Spada“ ihre Verwendung, deren Klinge schwerer und länger als jene des Floretts ist. — Das Spiel der Italiener ist infolge der vehementeren Beinbewegungen ein viel lebhafteres, als jenes der deutschen Schule, da in Deutschland vor Einführung der italienischen Stoßfechtkunst, lange Zeit hindurch die „fixe“ Mensur gebräuchlich war. — Auch die Franzosen haben sich der verlängerten Planche der Italiener gefügt, ihre Vor- und Rückwärtsbewegungen sind lebhafter geworden. In neuester Zeit hat auch das bisher stark vernachlässigte Degenfechten Eingang gefunden. In Oesterreich-Ungarn finden wir bei dem Stoßfechten die französische und die italienische Schule geübt.

„Landesübliche Waffen“. Zu den landesüblichen Stoßwaffen gehört das französische „Fleuret“, in Deutschland „Florett“, in Oesterreich-Ungarn auch wohl „Rapier“ genannt, die italienische „Spada“ sowie der „Degen“, der in den romanischen Ländern als Duellwaffe seine Verwendung findet. Zu den Hiebwaffen gehören der „Säbel“ mit gerader oder leicht gekrümmter Klinge. Als Uebungswaffe werden meist Säbel mit leichten, schmalen Klingen verwendet. Der die Hand deckende

Korb ist mäßig breit. Zu den Hiebwaffen gehören noch der „Korb-“ und „Glockenschläger“ sowie der „Krummsäbel“, die in Studentenkreisen als Kommentwaffen üblich sind. Man unterscheidet demnach ein „Stoßfechten“ (Fleuret und Spada) und ein „Hiebfechten“ (Säbel, Korb- und Glockenschläger, Krummsäbel).

634. System der Fechtkunst. Die Fechtkunst als System unterscheidet zwei Hauptformen: den Angriff (Stoß und Hieb) und die Verteidigung oder Abwehr (Parade).

Angriff. Der durch Scheinangriffe (Klingenspiel) eingeleitete Angriff endigt mit einem auf das Treffen berechneten Stoß oder Hieb. Der Angriff kann entweder direkt gegen den Körper des Gegners, oder als Scheinangriff gegen den Körper oder gegen die feindliche Klinge erfolgen.

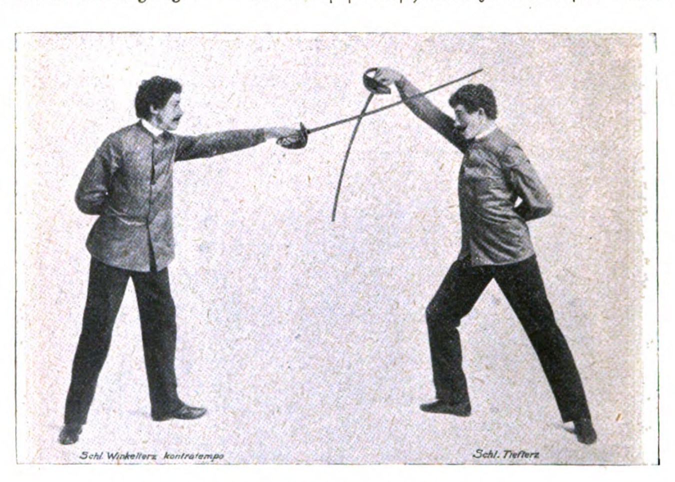


324. Deutsches Säbelfechten nach Schule Roux.
Aus P. Roux, das Säbelfechten, Verlag H. Pohle, Jena.

Verteidigung. Die Abwehr oder Verteidigung des feindlichen Angriffes erfolgt entweder mittels der Klinge (feste Parade) oder durch eine Gegenaktion (Arrêtstoß, Vor- und Tempohiebe) oder auch durch Entziehen der Klinge (Kavation), oder durch einen Sprung nach rückwärts (brechen der Mensur).

635. Theorie der Fechtkunst. Die Fechtkunst lehrt die Stellungen der bewaffneten Hand für Angriff und Verteidigung (Auslage oder Garde), weiter die für die Abwehr des Angriffes zu nehmenden Stellungen der Klinge und der Hand (Positionen), ferner die zur erfolgreichen Ausführung der Abwehr sowie des Angriffes notwendigen Bewegungen der bewaffneten Hand (Motionen), sowie die vom Gegner mit der Klinge nicht gedeckten Körperteile (Blößen) für den eigenen Angriff zu benützen, oder durch Scheinbewegungen (Finten) sich

neue Blößen zu verschaffen; sich selbst aber gegen den feindlichen Angriff zu decken (Paraden). Weiter lehrt uns die Fechtkunst die mit den Klingenbewegungen in Verbindung zu bringenden Körperbewegungen, die entweder eine Aenderung des Abstandes (Mensur) bezwecken oder mit welchem gleichzeitig ein Angriff verbunden wird (Vorwärtstreten — Avancieren, Rückwärtsbewegungen — Retirieren — Seitwärtsbewegungen — Volten — sowie dem Ausfall).



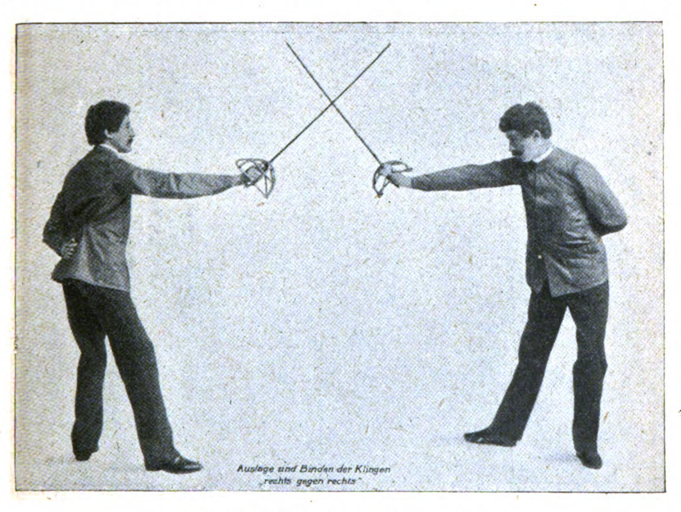
325. Deutsches Säbelfechten nach Schule Roux.
Aus P. Roux, das Säbelfechten, Verlag H. Pohle, Jena.

636. Stoßfechten. Haltung des Fleurets: Sobald man die Waffe ergreift, muß man derselben Herr sein; eine geschickte und sichere Haltung ist ein allgemeines Erfordernis. Um vorteilhaft das Fleuret zu halten, legt man den Griff derart in die rechte Hand, daß derselbe längs des Ballens zu liegen kommt, die aneinander geschlossenen Finger umfassen denselben, wobei der Daumen auf der oberen Fläche des Griffes liegt, er darf jedoch nicht am Stichplatte aufliegen.

Bei normaler Länge des Griffes wird der Knopf desselben außerhalb der Faust zu liegen kommen. Während des Stoßes dürfen die Finger nicht gelockert werden; die Manier, den Zeigefinger auf den Rand des Stichplattes zu legen, ist entschieden zu verwerfen. Das Fleuret soll nicht kräftig fest, sondern sicher gehalten werden. Man muß das Gefühl der sicheren Haltung der Klinge besitzen. Die Führung der Klinge erfolgt durch Daumen und Zeigefinger. Die Waffe soll nicht krampfhaft fest, sondern sicher gehalten werden. Das festere Fassen der Waffe, sei es bei der Parade oder bei Aktionen gegen die feindliche Klinge, wird sich von selbst ergeben.

Die Stellung — Garde.

Unter Garde versteht man jene Stellung des Körpers und der bewaffneten Hand, aus der sowohl der Angriff als auch die Verteidigung am vorteilhaftesten ausgeführt werden kann. Durch eine gute Garde muß man auf jener Seite wohl gedeckt sein, in der man sich „engagiert“ oder die Klingen „gebunden“ hat, oder jene Linie gut gedeckt haben, die vom Gegner eingenommen wurde. Daraus geht Knie senkrecht auf die linke Fußspitze zu stehen kommt; die Stellung wird mit einem kurzen Schlag des rechten Fußes „Appell“ eingenommen. Die Füße stehen fest am Boden, die Absätze, vom Gegner aus gesehen, müssen sich decken. Der rechte bewaffnete Arm ist mäßig gebogen, der Ellenbogen nach innen eingezogen, die Spitze der Klinge in der Richtung des rechten Auges des Gegners. Der linke Arm,



326. Deutsches Säbelfechten nach Schule Roux.
Aus P. Roux, das Säbelfechten, Verlag H. Pohle, Jena.

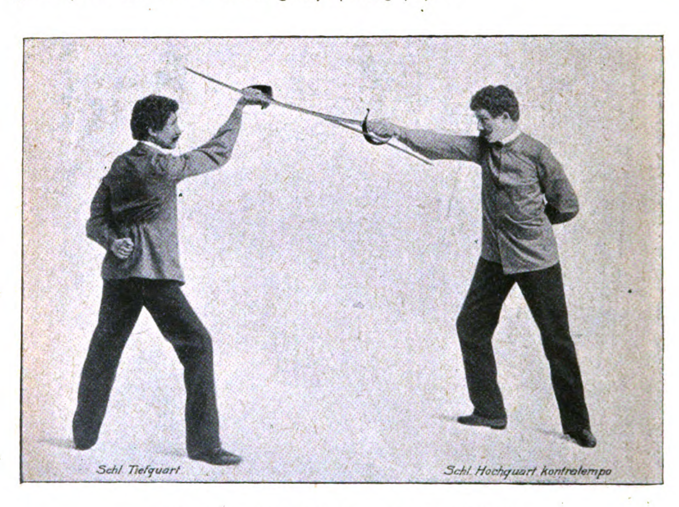
hervor, daß man nur eine Seite decken kann. Die Garde ist von größter Wichtigkeit, sie ist die Grundlage des praktischen Fechtens.

Dem Gegner zeigt man das strengste Profil, die Schultern zurückgezogen, der Blick nach dem Gesichte des Gegners gerichtet. In der Garde sind beide Knie derart gebogen, daß das rechte Knie senkrecht auf den rechten Absatz, das linke ovalförmig gebogen, die linke Hand, deren Finger muschelförmig geschlossen sind, über dem Kopfe gehalten, so daß nur die Hälfte der Handfläche zu sehen ist. Es ist dies die sogen. „klassische“ Haltung. Die bewaffnete Hand wird in der mittleren Brusthöhe gehalten und derart gedreht, daß der Daumen etwas nach rechts zu stehen kommt. Es ist dies die Garde der „Quarte“; sie deckt die innere linke Seite.

Es gibt so viele Garden als es Positionen gibt.

Haltung der Spada. Die Waffe wird mit der rechten Hand derart erfaßt, daß der Griff in der Handfläche, der Ansatz (ricasso) zwischen Daumen und Zeigefinger zu liegen kommt. Der Zeigefinger ist rund abgebogen und liegt mit seiner Oberseite leicht an den Kissen an. Der Daumen liegt mit seiner Innenseite an der oberen Fläche Waffe fest und wird hierin durch den vierten und den kleinen Finger unterstützt. (Brosch „Das Stoßfechten italienischer Schule" Wien Seidl.)

Körperbewegungen. Es gibt Fußbewegungen und Bewegungen des Armes bezw. der bewaffneten Hand. Die Bewegungen der bewaffneten Hand werden häufig mit den Fußbewegungen gleichzeitig ausgeführt.



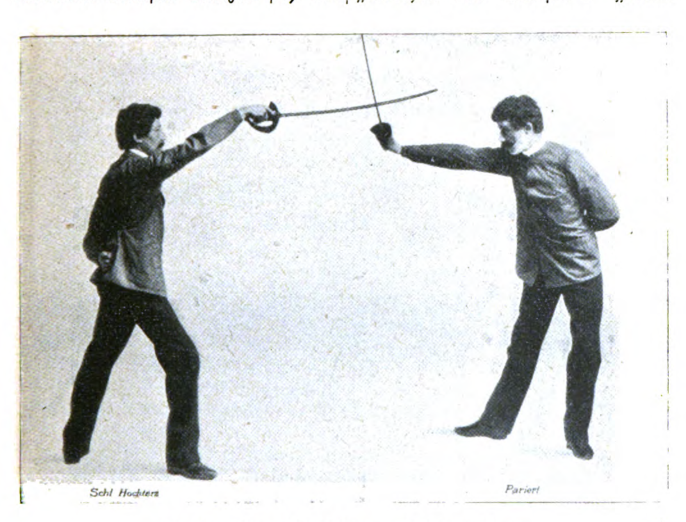
327. Deutsches Säbelfechten nach Schule Roux.
Aus P. Roux, das Säbelfechten, Verlag H. Pohle, Jena.

des Ansatzes an und steht ungefähr $^1/_2$—1 cm vom Kissen ab. Der Mittelfinger ist seitlich um die Stange gekrümmt, so daß dieselbe an der Grenze des ersten und zweiten Fingergliedes zu liegen kommt. Der vierte Finger umfaßt den Griff fast ganz, während der kleine Finger an denselben angelegt ist. Die eigentliche Spitzenführung wird durch Daumen und Zeigefinger besorgt, der Mittelfinger hält die

Appell. Ein „einfacher" oder „doppelter" Schlag mit dem rechten Fuß heißt „Appell". Er wird bei Nehmen der Garde ausgeführt, um sich zu versichern, daß die schulgerechte Stellung mit dem Körper eingenommen wurde. Während des Ausfalles und bei Vorwärtstreten findet er keine Anwendung. Auch zum Nachdrucke der Finten, namentlich bei Bewegungen gegen die feindliche Klinge, erfolgt derselbe.

Entfernung der beiden Gegner — „Mensur". Die Entfernung der in der Garde befindlichen Gegner wird „Mensur" genannt. Man unterscheidet eine weite, mittlere und enge Mensur. In der weiten oder außerhalb der Mensur kreuzen sich die Klingen an der Schwäche, nahe der Spitze; vor Beginn des Kampfes soll diese stets eingenommen werden; in der mittleren Mensur kreuzen sich die Klingen in der Mitte, und benötigt des Ausfalles, um den Gegner erreichen zu können. In der engen Mensur, oder der nahen, kreuzen sich die Klingen an der Stärke, nahe dem Griffe; diese soll vermieden werden.

Vorwärtsbewegung. „Marchez!" „Passo avanti", „Avancieren". Schritt vorwärts. Der rechte Fuß wird aus der Garde in der Richtung zum Gegner um eine Fußlänge vorgesetzt, während der linke Fuß um dieselbe Distanz folgt. Die Bewegung wird ausgeführt, um die Mensur zu „gewinnen". Doch kann auch der linke Fuß vor den rechten gesetzt werden, worauf der rechte Fuß nach vorwärts in der Richtung des Gegners gestellt wird (mit Volte vorwärts treten).



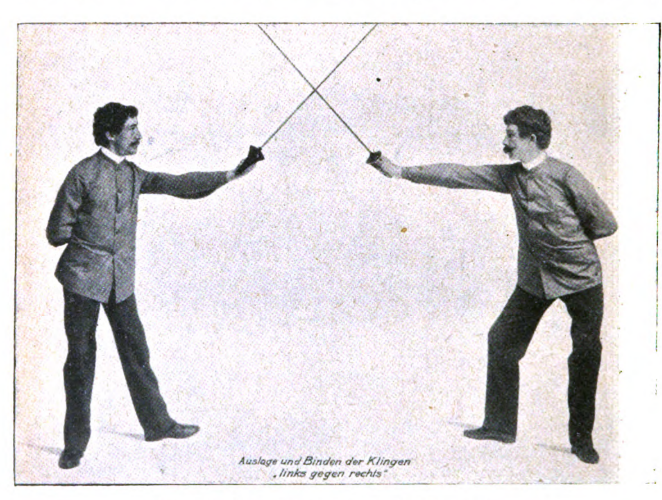
328. Deutsches Säbelfechten nach Schule Roux.
Aus P. Roux, das Säbelfechten, Verlag H. Pohle, Jena.

Rückwärtsbewegung. „Brechen der Mensur". „Rompez!" „Passo inditro". — Schritt rückwärts. Ist man genötigt, die Mensur zu „brechen", dann tritt man entweder mit dem linken Fuß zuerst zurück, worauf der rechte folgt, oder man tritt zuerst mit dem rechten Fuß hinter den linken (Volte), worauf dieser die Stellung nach rückwärts einnimmt. Die Bewegungen sollen ruhig erfolgen, doch werden sie vielfach auch sprungartig ausgeführt. — Die nach rechts

erfolgenden Seitenbewegungen werden gleichfalls Volten genannt.

Ausfall. Dévélopment, fendez-vous! Es ist dies die wichtigste Fußbewegung und hat den Zweck, sich seinem Gegner in Treffentfernung zu nähern, d. h. den Gegner aus der mittleren Mensur treffen zu können, ohne in die enge Mensur treten zu müssen. Mit dem rechten Fuße wird in gerader Linie — der Gefechtslinie wird, der getroffen werden soll. Gleichzeitig senkt sich der linke Arm. Zum Rücktritt in die Garde wird vorerst das linke Bein gebogen, der rechte Fuß nimmt die frühere Stellung mit einem Appell ein, desgleichen der rechte und der linke Arm.

Bindung der Klingen. Engagement. Vor dem Gefechte müssen sich die Klingen binden, das heißt kreuzen. — Das erste



329. Deutsches Säbelfechten nach Schule Roux.
Aus P. Roux, das Säbelfechten, Verlag H. Pohle, Jena.

gegen den Gegner vorgetreten (ruhig ohne Appell) — so daß das rechte Knie senkrecht auf den rechten Absatz zu stehen kommt. Der rechte Fuß darf nicht stark gehoben werden. Das linke Bein wird vollkommen gestreckt, das Knie angezogen; der Fuß bleibt mit seiner ganzen Sohle fest am Boden. Der rechte bewaffnete Arm wird vollkommen gestreckt, wobei die Spitze der Klinge nach jenem Punkte gerichtet oder unmittelbare Engagement erfolgt an der inneren Seite in der Position der Quarte. Die Klingen kreuzen sich an ihren Schwächen, in der weiten Mensur. Das Wechseln des Engagements von der inneren in die äußere Seite nennt man Changement.

Angriff. Die Angriffsbewegungen mit der Waffe können in zwei Gruppen eingeteilt werden, in jene, durch die der Gegner di-

rekt, und in solche, durch die nur die feindliche Waffe angegriffen wird. Die ersteren werden Stöße genannt, zu den letzteren gehören Battements, Froisés, Flankonaden, Croisès und die Entwaffnung. Diese letzteren sind vorbereitende Bewegungen für den eigentlichen Kampf und haben den Zweck, die feindliche Klinge aus ihrer Lage zu bringen. Sämtliche Stöße können an der inneren und äußeren Seite, in den hohen und tiefen Lagen erfolgen.

S t ö ß e. Jeder Stoß, den man dem Gegner an der Seite des Engagements längs seiner Klinge beibringt, wird gerader Stoß genannt (coup droit, „botta dritta“). Vor Ausführung des geraden Stoßes hat die Spitze der Klinge, die tiefer als das Handgelenk zu halten ist, die Linie einzunehmen, die direkt gegen jenen Teil des Körpers vom Gegner führt, der getroffen werden soll. Nachdem die gerade Linie der kürzeste Weg von einem Punkte zum anderen ist, gelangt man in der Fechtkunst dahin, den Lehrsatz aufzustellen, daß der gerade Stoß der beste Angriff ist. Er läßt sich am schnellsten ausführen, und soll demzufolge am meisten zur Ausführung gelangen. Im richtigen Moment den geraden Stoß — coup droit — auszuführen, indem man mit der Stärke seiner Klinge die Schwäche der feindlichen Klinge bezwingt, ist stets ein ausgezeichnetes Verfahren.

F i n t e n. Die einfache, durch einen geraden Stoß zu erfolgende Angriffsbewegung reicht zur Durchführung eines Gefechtes nicht aus, namentlich wenn der Gegner sich durch seine eingenommene Stellung vollkommen gedeckt hat. Zu Beginn des Gefechtes den festen Angriff vermeidend, wird der gewandte Fechter durch Scheinangriffe, Finten, sich dem Gegner zu nähern trachten. Die Finten können einfache oder zusammengesetzte sein, und sowohl in „offensiver“ als „defensiver“ Absicht erfolgen. In offensiver Absicht haben sie den Zweck, die Klinge des Gegners in eine andere Lage zu bringen, in defensiver Absicht, den Gegner zu einem Angriff zu verleiten. Die Finten erfolgen auch in der Absicht, sich größere oder neue Blößen zu verschaffen, oder den Gegner über die in Anwendung zu bringenden Angriffe im Unklaren zu lassen. Sie müssen demnach so täuschend zur Ausführung gelangen, daß es dem Gegner schwer wird, die Absicht zu erkennen, und der Gegner zu einer Gegenaktion gezwungen wird.

D é g a g e m e n t, C a v a z i o n e, Wechselstoß. Jener Stoß, den man aus dem inneren oder dem äußeren Engagement in die entgegengesetzte Seite führt, heißt Dégagement. Es ist der Grundstoß sämtlicher kombinierten Stöße, und kann aus allen Lagen oder Garden geführt werden. Der Stoß soll mit der größtmöglichsten Schnelligkeit ausgeführt werden, da er stets in eine nicht gedeckte Linie geführt wird. Stöße, die ü b e r die feindliche Klingenspitze in die entgegengesetzte Lage geführt werden, führen den Namen „C o u p é“.

E i n f a c h e u n d z u s a m m e n g e s e t z t e F i n t e n. Die Klugheit erfordert es oft, nicht in jene Linie zu stoßen, in der man die Blöße sieht; um das gestellte Ziel erreichen zu können, wird man daher genötigt sein, sich andere Blößen zu verschaffen. In diesem Falle zwingt man den Gegner, durch einen präzis ausgeführten Scheinstoß — Finte — auch durch einen geraden Stoß an der Klinge „Coulé“, „Filo“ — die offene Linie

zu schließen, um im Momente der von ihm genommenen Oppositionsparade den Stoß entweder in die vom Gegner verlassene, demnach jetzt nicht gedeckte Linie oder überhaupt in irgend eine andere sich ergebende Blöße zu führen, da, wenn sich der Gegner noch so gut deckt, sich stets mehrere Linien dem Angriff darbieten. Diese Handlung der eigenen Klinge wird „Umgehung der Klinge" oder „Tromper l'épée", Cavazione, genannt. Die Umgehungen der Klinge erfolgen durch Dégagements; durch dieselben erfolgen die kombinierten Stöße. Zu diesen werden gerechnet das:

Une-deux, finta cavazione, zwei Dégagements in entgegengesetzte Lagen.

Une-deux-trois, drei Dégagements in entgegengesetzte Lagen.

Doubléments, contro cavazione, zwei Dégagements in ein und dieselbe Lage — wenn der Gegner dem ersten Dégagement mit einer Kontreparade oponiert. Das Doublement kann mit dem Dégagement in Verbindung gebracht werden als: Dégagez-Doublement oder Doublement-Dégagez. — Weiter kann das Dégagement mit der Sekondefinte, als „feinte de seconde", verbunden werden. Sollen mehr als zwei Finten angewendet werden, so müssen dieselben getrennt werden, so daß die ersten zwei in Form einer

Scheinattacke, Scheinangriff, erfolgen. Die Scheinattacke ist die ergiebigste Quelle der Fechtkunst, um die Fechtweise des Gegners kennen zu lernen. Gegen einen Fechter, dessen Fechtweise man nicht kennt, soll man nie mit einem auf das Treffen berechneten Angriff angehen. Die Scheinattacke läßt alle Kombinationen zu, und nötigt demgemäß den Gegner zu allen Paraden. Hat man es mit einem Gegner zu tun, der auf alle Attacken gleichzeitig mitstoßt, so ist dies das einzige Mittel, um den gleichzeitig geführten Stoß parieren zu können. Zu diesen Scheinangriffen gehören auch die

Falsche- oder Scheintempos. Es sind dies Finten, welche angewendet werden, um den Gegner zu Vorstößen zu verleiten, oder ihn zu unregelmäßigen, für ihn gefährliche Bewegungen zu veranlassen.

Vor- oder Arrêt- und Tempostöße. Man versteht im allgemeinen darunter jene Stöße, die dem Gegner während seines Angriffes beigebracht werden. Sie können entweder während des feindlichen Angriffes, oder im Momente des feindlichen Stoßes selbst erfolgen. Sie hindern den Gegner in Ausführung seines Angriffes, namentlich dann, wenn er einen langen kombinierten Angriff durchzuführen beabsichtigt. Die Anwendung der Tempostöße als Bedrohung, um den Gegner in der Durchführung seiner Attacke aufzuhalten, ohne ihn treffen zu wollen, ist stets vorzuziehen.

Parade. Jene Bewegung der Klinge, die den feindlichen Angriff ablenkt, heißt Parade. Diese Aktion erfordert Sicherheit, Genauigkeit und Selbstvertrauen; man muß genau wissen, wo sich die Hand, die Stärke und Schwäche der Klinge befinden soll, um die feindliche Klinge aus ihrer Angriffsrichtung bringen zu können. Die Parade, die man gegen die Finten des Gegners nimmt, nennt man Oppositionsparaden; sie verfolgen nur den Zweck, die bedrohte Linie zu sperren.

Die Abwehr des feindlichen Angriffes kann entweder durch eine einfache oder durch eine Kontreparade erfolgen. Die einfache Parade ist wohl die einfachste. Die Zahl derselben ist acht, obwohl

nicht alle in Anwendung kommen. Es sind dies die

Prime, gegen obere innere Stöße, findet selten Anwendung,

Sekonde, gegen äußere untere Stöße,

Tierce, Terz, gegen äußere obere Stöße,

Quarte, gegen innere Stöße,

Quarte sur les armes, auch Cinquième, gegen äußere obere Stöße, die Hand in der Garde der Quarte, anstatt der Tierce Parade,

Quarte croisée, Sixième, gegen innere tiefe, nicht regelrecht geführte Stöße,

Demi-Cercle, Septième, gegen innere tiefe Stöße und

Octave oder Huitième, gegen äußere untere Stöße, anstatt der Seconde Parade.

Kontre- Kontra-Paraden. Jede mit gleichzeitiger Umgehung der feindlichen Klinge ausgeführte Parade ist eine Kontre-Parade. — Dieselben können gegen einen einfachen geraden Stoß oder gegen Finten und gegen jeden Endstoß in Anwendung kommen. Die Umgehung der feindlichen Klinge erfolgt bei den oberen Stößen unterhalb, bei den unteren Stößen oberhalb der Klinge durch eine knappe, kreisförmige Bewegung und bringen die feindliche Klinge in jene Lage zurück, aus welcher der Stoß oder die Finte des Gegners erfolgte.

Riposte, Nachstoß. Jener Stoß, der unmittelbar einer vollbrachten Parade nachfolgt, heißt Riposte, es ist der schnellste Uebergang von der Defensive zur Offensive. Viele Fechter, die den Vorteil einer gut ausgeführten Riposte zu würdigen wissen, führen nur Scheinattacken aus, um ihre volle Kraft in die Riposte zu legen. Die einfache, ohne Zeitverlust ausgeführte Riposte, die des geraden Stoßes, ist der zusammengesetzten vorzuziehen.

Reprise, „Rimessa", ist ein wiederholter Stoß, der entweder in dieselbe oder in die entgegengesetzte Lage geführt wird; dieser Angriff eignet sich nur dann, wenn der Gegner entweder gar nicht, oder mit großem Zeitverluste ripostiert.

637. **Hiebfechten.** Die beim Stoßfechten gegebenen theoretischen Erläuterungen, betreffend der Körperbewegungen und Stellung — Garde — der Mensur, der Finten, der Scheinattacken, der falschen oder Scheintempos, der Paraden, der Riposten und Reprisen haben auch beim Hiebfechten ihre volle Gültigkeit.

Haltung des Säbels. Die Waffe wird derart gehalten, daß die ungezwungen aneinander geschlossenen Finger den Griff gänzlich umfassen, und der Daumen am Rücken des Griffes zu liegen kommt. — Bei den österreichischen, fälschlich französischen Säbel genannt, liegt infolge des kürzeren Griffes der Griffknopf am Ballen, bei den mit längerem Griffholz versehenen italienischen Säbel befindet sich der Griffknopf außerhalb der Faust.

Stellung — Garde. Die Gardestellung ist beim Säbelfechten rücksichtlich der Füße und des Oberkörpers genau dieselbe wie beim Stoßfechten; die linke Hand liegt in der Höhlung des Kreuzes. Der bewaffnete Arm mäßig gebogen, die Hand meist in der Garde der hoch Tierce, in welcher Lage sich die Klingen der beiden Gegner kreuzen; doch kann die Stellung auch in der Garde der tief Tierce und Seconde genommen werden.

Binden der Klingen — Engagement. Das Binden der Klingen erfolgt an der Schneide mit ganz leichter Fühlung in der weiten Mensur; die beiden Klingen berühren sich daher an ihrer Schwäche.

Paraden. Nachdem die Klinge

bei dem Hiebe nicht wie beim Stoße in der Richtung ihrer Länge, sondern in ihrer Breite auf den Gegner eindringt, so genügt ein bloßes Ablenken der feindlichen Klinge, wie es beim Stoßfechten der Fall ist, nicht; um einen Hieb abzuwehren, muß der feindlichen Klinge ein direkter Widerstand entgegengesetzt werden. Damit die Parade wirksam sei, muß dem feindlichen Hiebe stets die Stärke der Klinge und die Schneide entgegengesetzt werden. Die Widerstandsfähigkeit nimmt ab, je weiter nach vorn, der Schwäche zu, der feindliche Hieb fällt. Die Paraden können erfolgen: durch Opposition, gegen Finten, durch feste Paraden, gegen Hiebe und Stöße, durch Zedierung, Nachgeben und Drehung der Hand in die betreffende Position, und schließlich durch Kavation, Ausweichen oder Zurückziehen des Armes, so daß sich der Gegner „verhaut". Diese Art der Parade wird auch als negative Parade bezeichnet.

Feste Paraden. Die Prime dient zur Deckung der oberen und inneren Hiebe, namentlich des Kopfhiebes.

Die Sekonde dient zur Deckung der unteren äußeren, nach der Hand oder dem Körper geführten Hieb.

Die Tierce, Terz, dient zur Deckung der äußeren oberen Hiebe.

Die Quarte dient zur Deckung der inneren Hiebe.

Nach der italienischen Schule kommt noch die

Parade der Quint, Quinta, hinzu, zur Deckung der oberen Hiebe.

Hiebe und Stöße. Die Hiebe werden sowohl nach der Hand als auch nach dem Körper geführt, die Stöße als Finten oder ausgeführt direkt gegen den Körper. Bei Ausführung eines Hiebes kann man zwei Tempos beobachten und zwar das Anziehen der Klinge zum Hieb, und dann den eigentlichen Hieb nach dem Körper oder der Hand des Gegners. Es gibt innere und äußere Hiebe, obere und untere. — Die Führung der Hiebe sollen mit möglichst festen Handgelenke mit Hilfe des Ellbogengelenkes geführt werden, doch wird man bei Vorhieben der Hilfe des Handgelenkes nicht entbehren können.

Nach dem Körper werden der Kopfhieb, der Gesichtshieb nach der rechten und linken Seite, der Brusthieb und der Flankenhieb, äußerer Körperhieb, nach der Hand und dem Arm der Quartehieb, der innere Handhieb, der Tiercehieb, der äußere obere, und der Sekondehieb, der äußere untere Hieb, geführt. — Nach der österreichischen Säbelschule finden die Stöße nur als Finten Anwendung, während nach der italienischen Schule die Stöße direkt gegen den Körper ausgeführt werden. Als Trefffläche gilt der Kopf, die Arme, und der Oberkörper bis zur Hüfte.

638. Assaut. Die Endstufe der schulgerechten Ausbildung ist das „Assaut", auch „Kontrafechten" genannt. Es ist die bedingungsweise freieste Anwendung des in der Schule Gelernten und soll uns stets ein Bild des ernsten Kampfes geben. Die Bedingung, an der sich die freie Anwendung knüpft, ist eine zweifache. Erstens hängt die Parade stets von den Angriffen des Gegners ab, und zweitens ist trotzdem der Angriff von dem Verhalten des Gegners abhängig. Daraus ergibt sich, daß das Assaut sich nicht nach einem bestimmten Plane ausführen läßt, sondern sich erst während seines Verlaufes selbst entwickelt. — Das Assaut kann mit einer zweifachen Tendenz gefochten werden; entweder besteht diese darin

zu lernen, und hat den Zweck, als lehrreiche Uebung betrachtet zu werden, oder es ist das des Ehrgeizes und hat den Zweck, den Gegner zu überwältigen. Geht man hiebei soweit, daß man bedingungslos den Gegner zu treffen sucht, so ist eine solche Uebung entschieden zu verwerfen.

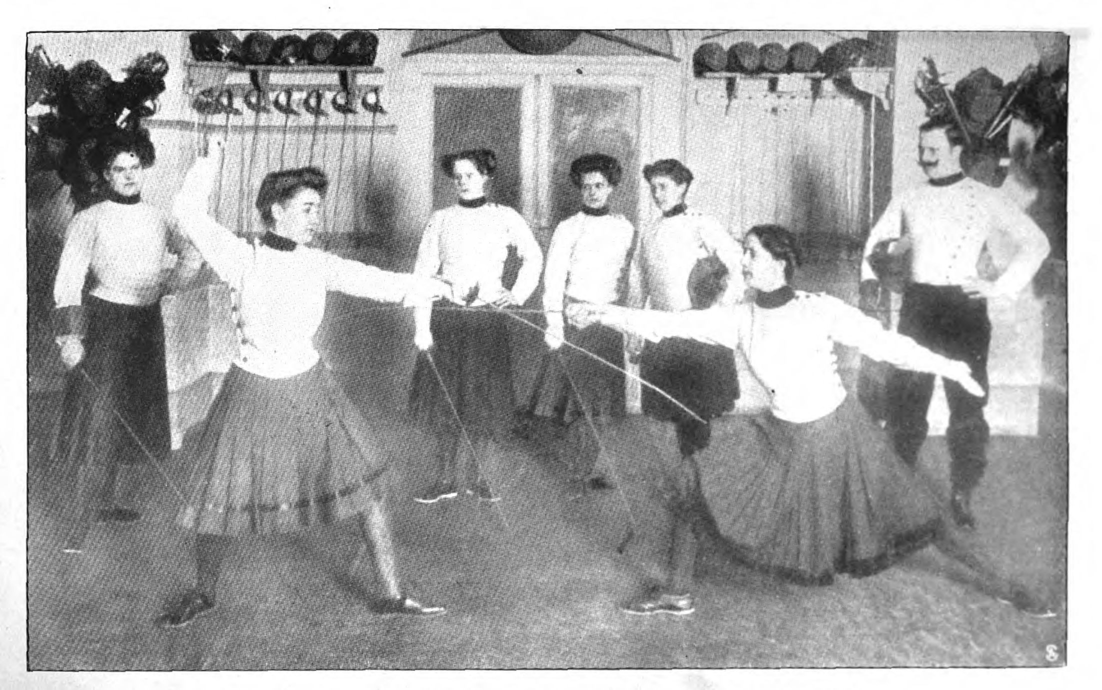
639. **Die Fechtkunst als Sport.** In letzterer Zeit ist jene Pflege der Fechtkunst, welche die Vorbereitung zum ernsten Kampfe als Endzweck hatte, mehr oder weniger in den Hintergrund getreten; dieselbe wird gegenwärtig als Spiel im eigentlichen Sinne des Wortes betrieben. Auf dieser Grundlage werden auch die bei Fechtturnieren üblichen Fechtregeln aufgebaut. Nach diesen entscheidet unter möglichster Beibehaltung des logischen Standpunktes nicht das Treffen allein, sondern auch die korrekte Durchführung der fechterischen Aktion.

640. **Schutzvorrichtungen.** Um Verletzungen beim Schulfechten und den Uebungen zu vermeiden, dienen Gesichts- oder Fechtmasken, Fechthandschuhe, Meiselschutz, sowie Fechtröcke, die für die Fechtübungen mit dem Säbel, namentlich mit dem Schläger, stark wattiert sind. Die Klingen sind stumpf und jene der Stoßwaffen an der Spitze mit einem Metallknopfe versehen.

641. **Erteilung des Fechtunterrichtes.** Die Fechtkunst beginnt mit dem Unterricht des einzelnen ohne Gegner. Vor allem werden die Körperbewegungen, sowie die Haltung und Führung der Waffen für Angriff und Verteidigung gelehrt, sowie das Verhalten gegenüber den verschiedenartigsten Angriffs- und Verteidigungsformen. Erst später folgen Uebungen mit einem Gegner, wobei Art und Reihenfolge der anzuwendenden Angriffs- und Verteidigungsbewegungen (angesagte Stöße und Hiebe und Paraden) zunächst vom Lehrer, später auch von dem Gegner selbst angegeben werden. Im Stoßfechten wird zu diesen Uebungen das sog. „Au mur“ gezählt. Mehrere aufeinanderfolgende wechselseitige Angriffe und Paraden nennt man einen Gang.

642. **Damenfechten.** Daß sich bei den Damen der vornehmen Welt in der neuesten Zeit eine Modeneigung für körperliche Uebungen entwickelt hat, kann nicht geleugnet werden; sie huldigen gegenwärtig allen Zweigen körperlicher Spiele und Sporte mit großer Vorliebe. Diese auffallende plötzliche Neigung der neueren und neuesten Zeit dürfte ihren Grund darin haben, daß die vorwiegend geistige Zeitrichtung des 18. Jahrh. und der ersten Hälfte des 19. Jahrh. jede Art körperlicher Uebung so heftig zurückdrängte. Das Damenfechten ist aber durchaus keine Errungenschaft der Neuzeit. Ohne bis in die ältesten Zeiten zurückgreifen zu müssen, finden wir, daß B r a n t ô m e in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. über die Sitten der damaligen Modedamen unter anderem folgende Mitteilung macht: „Viele Damen huldigen dem Waffenspiele; die d e u t s c h e n Damen halten unter sich Turniere mit etwas zierlichen Lanzen ab, und die Damen in Bologna fechten ganz ernsthaft untereinander. Die Edelleute sind von der Fechtkunst der Damen ganz entzückt.“ — Auch C e r v a n t e s erwähnt der Fechtkunst der Damen, und L e s a g e spricht von einer Dame, die Fechtunterricht den jungen Damen erteilt. L a C o l o m b i è r e erzählt, daß es Damen gibt, die den Degen an der Seite tragen, und gegebenenfalls denselben auch im Ernstfalle gut zu führen verstehen. Mit dem

18. Jahrh. trat die Ausübung der Fechtkunst bei den Damen vollständig zurück. Der Geist der Wateauschen Schäferbilder beherrschte die Mode. Ein erfreulicher Umschwung zeigte sich in den letzten Jahrzehnten. Die Damen begannen zuerst vereinzelnd Fechtunterricht zu nehmen, welchem Beispiele in richtiger Beurteilung des hygienischen Standpunktes sich in neuester Zeit in allen größeren Städten Damenfechtabteilungen bildeten, die dem Florettfechten huldigen. Bei regelrechter Handhabung dieser zierlichen Waffe wird die allseitige Entwicklung der körperlichen Kraft und Geschicklichkeit hervorgerufen und gefördert; der ganze Körper erhält durch die Feinheit und Zierlichkeit der Bewegungen jene Geschmeidigkeit, die der Körperhaltung weibliche Anmut verleiht. Der Einwand, daß bei der Fechtkunst eine Körperseite auf Kosten der anderen sich entwickele, ist beim Florettfechten durchaus nicht stichhaltig, denn diese Uebungen lassen volle Freiheit der Bewegungen zu, hier werden alle Muskeln gleichmäßig in Tätigkeit gesetzt. Neben dem Wert des Fechtens vom hygienischen Standpunkt bemerkt Dr. Karl Holstein, daß diese Bewegungsart die vollkommenste ist, der man sich hingeben kann, und insbesondere die Damen, die sich im Stadium der Entwicklung befinden, veranlassen soll, dieser edlen Kunst fleißig zu obliegen.



Damen des Wiener Athletiksportklubs bei einer Florettpartie. (Aus Sport im Bild.)

XI. Sport- und Rasenspiele.

Von

Eva Gräfin von Baudissin.

(Zum Teil unter Mitarbeit von Alfred Steinitzer.)

---

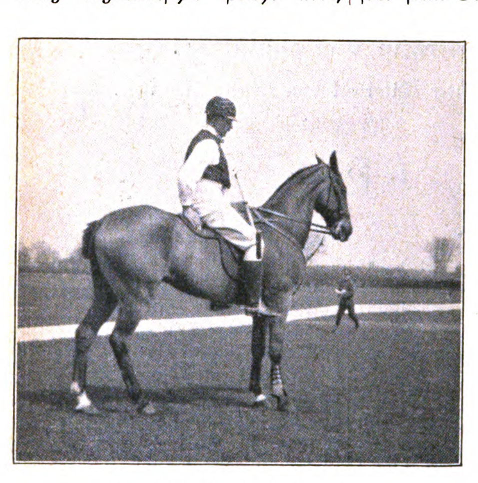
1. Polo.

Reiterpolo.

643. Einleitung. Eines der ältesten Spiele, von dem wir schriftliche Kunde haben, ist das Polo; schon vor 2000 Jahren wurde es, wie Firdusi schreibt, von Persern und Medern unter dem Namen „Chaugan" gespielt. Selbstverständlich handelte es sich nur um das Reiterpolo, zu dem in Asien ein gutes Ponymaterial vorhanden war. Rad- und Wasserpolo sind Variationen unserer Zeit. Die Inder akzeptierten das Polospiel ebenfalls mit Leidenschaft, ja, sogar nach Konstantinopel gelangte es, nach den Berichten des Geschichtsschreibers Rimano. Dann jedoch wurde es in vielen Ländern wieder vollständig vergessen. In Vorderindien z. B. fanden Engländer bei der Okkupation der Halbinsel keine Spur des Spieles mehr vor, während es von den Eingeborenen Hinterindiens noch eifrigst gepflegt wurde; sie benutzten als Spielkameraden die schnellen Birmaschen Ponys. Mit Enthusiasmus nahmen die Engländer das Spiel auf, ersetzten die einheimischen aber bald durch die noch leichtfüßigeren, arabischen Pferde. Im Jahre 1859 wurde der erste Poloklub in der anglo-indischen Armee gegründet; 1869 wurde das Spiel zum erstenmal in England unter dem Namen „Hockey zu Pferde" von zwei Offizieren vorgeführt, 1871 fand im Lager von Aldershott das erste öffentliche Preiswettspiel statt, dem 1872 die Gründung des ersten Poloklubs in Europa, des „Monmouthshire-Polo-Club" folgte; jetzt bestehen in England einige siebzig Poloklubs. In Deutschland bürgerte sich das Spiel erst allmählich und spät ein — von einer allgemeinen Verbreitung darf man auch jetzt kaum reden — doch haben sich nach dem Beispiel der Hamburger, die 1898 den „Hamburger Poloklub" begründeten, auch in Frankfurt, Hannover, Berlin und kürzlich in München Klubs eröffnet.

Die übrigen Länder Europas sind Deutschland zuvorgekommen: und zwar war Frankreich das erste Land, das mit Eifer das schöne und vornehme Spiel bei sich einführte; Rußland und Ungarn, letzteres ja prädestiniert durch seine vorzüglichen Reiter, huldigen dem Polo ebenfalls schon seit den neun-

ziger Jahren des letzten Jahrhunderts. Die Vorbedingung zum Spiel ist allerdings die, daß man ein tüchtiger, gewandter Reiter sein muß und ein geeignetes, gut eingeübtes Pferd besitzt. Dem schönen Sport steht bei uns ein wenig seine Kostspieligkeit entgegen; durch Einführung argentinischer Ponys aber, die sich noch nebenher als Wagenpferde benützen lassen, wird dies Bedenken behoben; vielleicht geschähe das noch mehr, wenn man sich auch, wie in England, entschlösse, Esel zum Polo einzuführen, deren Intelligenz der des Poloponys kaum nachstehen soll; was ihnen an Schnelligkeit fehlt, ersetzen sie durch Ausdauer. Daß sich große und schwere Gestalten für das Polospiel nicht eigneten, bestreitet z. B. der Hamburger Haßberg jun., der sich am meisten um die Einführung des Polospiels in Deutschland verdient gemacht hat, aufs entschiedenste; er behauptet sogar, daß ein großer, starker Spieler immer im Vorteil gegen den kleineren, leichteren sei und von diesem gefürchtet und gemieden würde.



330. Polospieler H. Haßberg jun.

Dem Spiel mit seiner reichen Abwechselung und den Eigenschaften, die es erzieht — denn Energie, Mut und schnelle Geistesgegenwart sind seine Grundlagen — kann nur die allergrößte Verbreitung in Deutschland gewünscht werden; auch den Reiz, der jedem echten Sport eigen sein soll: den einer Gefahr, besitzt es, und das lebhafte, schöne Bild der wettkämpfenden Spieler und mit fabelhaftem Verständnis auf alle Intentionen der Reiter eingehenden Pferde löst auch im Zuschauer hellste Begeisterung aus. Vielleicht darf das Polo, weil es eben an Mensch und Tier und ihre Gewandtheit gleich hohe Anforderungen stellt, das königlichste aller Rasenspiele genannt werden.

Von besonderem Wert ist das Polospiel in den Kolonien; dort führten die Engländer es ja auch zuerst zur Zerstreuung ein. Auf manchen Stationen bildet es die einzige Unterhaltung und Abwechselung für die Offiziere, und es ist anzunehmen und zu hoffen, daß es sich allmählich auch in den deutschen Kolonien einbürgern wird. Da Pferd und Reiter stets in „guter Form“ sein müssen, zwingt es die Spieler zum regelmäßigen Trainieren und verhindert sie zu gleicher Zeit, zu trinken oder ausschweifend zu leben

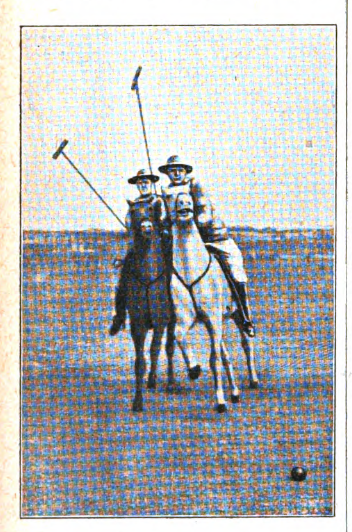
— die beiden Hauptgefahren für die in öden Gegenden Stationierten sind damit beseitigt! Ueberall hat es sich gezeigt, daß die besten englischen Polospieler zugleich die besten und tüchtigsten Offiziere gewesen sind; deshalb wird bei der englischen Kavallerie das Polo dienstlich betrieben. Hinter diesen militärischen Nutzen des Spiels ist man bei uns noch nicht gekommen — gut Ding will gut Weil haben — in Deutschland!

644. **Das Polo-Pony.** Da sich in Deutschland bisher wenig geeignetes Pferdematerial zur Verwendung beim Polospiel findet, ist man hauptsächlich auf ausländische Pferde angewiesen. Man darf wohl hoffen, daß sich mit der beginnenden Beliebtheit des Sports auch die Einsicht entwickelt, bei uns im Lande mehr Polo-Ponys zu züchten, wie dies bereits in England geschieht. Dort sucht man die Vorzüge des sogen. „englischen" Ponys, das meistens aus Wales kommt, durch besondere Zucht noch weiter auszubilden. Trotzdem ist heutzutage schon das englische Pony durchaus das brauchbarste, beliebteste und — teuerste und wird wegen seiner Ausdauer dem arabischen Pferd, das in Indien als bestes gilt, vorgezogen. Die nordamerikanischen Polo-Ponys sind gleichfalls gut und kostspielig; während der Preis für die argentinischen, wie schon gesagt wurde, bedeutend geringer ist. Der Hamburger Poloklub unterstützt die Einfuhr dieser Pferderasse, die sich auch besonders gut zum Springen eignet, aufs lebhafteste.

Das Polo-Pony ist kein „schönes" Pferd; dem Beschauer fällt sofort der etwas zu schwere Kopf auf. Die Schönheiten des Polo-Ponys sollen auch mehr „innerlich" sein — mehr noch als von einem andern Pferd wird größte Vollkommenheit verlangt: es muß stark und ausdauernd, weichmäulig und gehorsam sein, tadellos funktionierende Lungen, viel Temperament und dennoch keinerlei Untugenden besitzen; die Beine müssen „normal gestellt" sein, um keine Verletzung bei plötzlichen Wendungen herbeizuführen — kurzum, das Polo-Pony muß sich in seiner Art als ein Ausbund hippischer Tugenden repräsentieren. Seine Höhe ist bei uns auf 147 cm festgestellt, dem das vorgeschriebene englische Maß von 14 hands 2 inches genau entspricht. Amerika fordert 14 hands 1 inch, Aegypten 14 hands 1/2 inch — Indien dagegen bleibt bei den kleinsten Pferden von 13 hands 3 inches.

645. **Trainieren des Ponys.** In England gibt es verschiedene Lehranstalten für Polo-Ponys. Die berühmteste ist das Traininginstitut der beiden Brüder Miller in Springhall. Die Ausbildung des Pferdes nimmt mehrere Monate in Anspruch. In Springhall werden „rohe" Pferde, die Privatpersonen gehören, dressiert; doch sind dort auch ausgebildete zu kaufen, die ca. sechs Jahre lang trainiert werden. Natürlich wird für solche Ponys ein hoher Preis gefordert (bis zu 5000 Mark). Jeder Spieler hat mindestens zwei Ponys nötig, mit denen während des einstündigen Spieles alle zehn Minuten gewechselt wird. Dadurch ist es möglich, in einer Woche mit beiden Tieren zweimal an einem Spiel teilzunehmen, ohne sie zu überanstrengen. Die übrige Zeit wird zum Trainieren benützt, dessen Hauptaufgabe das zum „Galoppanspringen" von der Stelle sowie die Erreichung größter Schnelligkeit für kurze Entfernungen ist. Bei diesen beiden Erfordernissen, ebenso beim geschickten Wenden, der nächsten Aufgabe,

muß das Pony möglichst unabhängig vom Zügel gemacht werden; denn die Hilfe des Reiters wird meistens nur in der Gewichtsverteilung liegen können. Um das Pferd an den Ball zu gewöhnen, legt man ihm anfangs eine mit Zucker bestrichene Kugel in die Krippe und zieht diese später als Köder auf dem Spielfeld vor ihm her. Der Polostock darf niemals zur Züchtigung benutzt werden, damit das Pony ihn nicht fürchtet; bei langsamen Gangarten wird das Tier an das Vorbeiführen des Stockes an seinem Kopfe gewöhnt, bis es ihn genau kennt und nicht mehr scheut. Das „Drängen“ lernt es neben einem trainierten Pferde, das zuerst nur dicht neben dem anzulernenden hergaloppiert und es schließlich zum Kampf herausfordert. Nicht jedes Pony eignet sich zum Polo. Mit Tieren, die beim Training als temperamentlos, bissig oder störrisch erkannt werden, lohnt es nicht, sich aufzuhalten. Beim Trainieren wie beim Spiel werden dem Pony zum Schutz Streichkappen und Galoppiergamaschen angelegt.



331. Abdrängen des Gegners vom Ball.

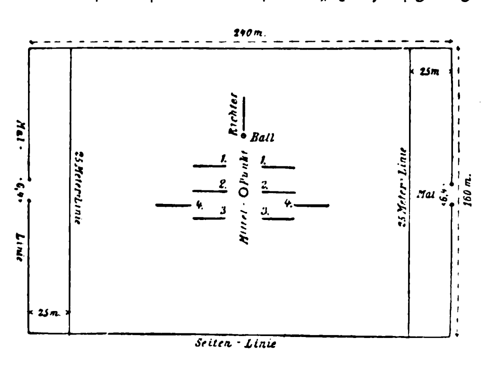
646. Trainieren des Spielers. Der Spieler muß dieselben Künste beherrschen wie sein Pferd, nämlich gute, scharfe Wendungen, schnelles Angaloppieren, und ebensolches Durchparieren. Das für den Anfänger am schwersten zu Erlernende besteht jedoch in der Fähigkeit, die linke Hand absolut still zu halten, während die rechte operiert. Die fertigen Spieler lassen die Zügel oft ganz fallen, steuern das Pferd also nur durch Gewichtsverteilung, wie schon oben bemerkt wurde. Zum Erlernen ist das Ueben bei einem Professional, der den Anfänger über die richtige Führung des Stockes, Haltung des Armes 2c. sowie über die Hauptschläge unterrichten wird, fast unerläßlich. Später bildet sich bei jedem besseren Spieler eine eigene „Form“ aus, zusammengesetzt aus den Tricks, die er andern abgeguckt oder die er sich selbst durch Uebung und Erfahrung erfunden hat. In den Klubs stehen für die Anfänger hölzerne Pferde zum Lernen bereit, da es unmöglich sein würde, vom lebenden Tier aus gleich nach dem Balle zu schlagen; vor allem, weil sich das Pferd die Ungeschicklichkeit des Lernenden in den ersten Stadien kaum gefallen läßt. Vom Holzpferd aus wird zuerst das Treffen ruhig liegender Bälle und ihr Treiben in eine bestimmte Richtung geübt; dann erst lernt man das Treffen der rollenden Bälle. Beim Schlagen muß der Ball fest ins Auge gefaßt werden, der Blick darf also nicht, wie es unwillkürlich geschieht, dem ausholenden Arm folgen. Das Schla-

gen des Balles vom Polo-Pony aus wird nacheinander im Schritt, im Trab und im Galopp geübt; immer muß der Reiter bestrebt sein, links und zwar in einer Entfernung von höchstens einem Meter am Ball vorbeizukommen. Im Augenblick des Schlagens muß das Pony bereits die Richtung, in der nun der Ball fliegen soll, eingenommen haben, denn aus einer Wendung heraus den Ball gut und sicher zu treffen, ist ein großes Kunststück. Die Handhabung des Schlägers sowie das Abdrängen des feindlichen Pferdes verlangt große Vorsicht; niemals darf das Spiel ausarten, trotz aller Begeisterung; wenn auch alle Vorteile wahrgenommen werden, muß es „fair“ bleiben. Zum Abdrängen des Gegners dürfen nur die Schulter und der fest an den Körper gedrückte Oberarm verwendet werden.

647. Kleidung des Spielers. Der Kopf, als der am meisten gefährdete Teil, da ihn doch ein unvorsichtiger Hieb treffen kann, wird beim Polo mit einer festen Kappe geschützt, die in England sogar eine Korkeinlage bekommen hat. Die Klubfarben zeigen sich an der ärmellosen Weste, die über einem seidenen oder flanellenen Hemd getragen wird. — An die breeches (kurze, weite Reitbeinkleider) von weißer Farbe schließen sich hohe, braune Lederstiefel.

648. Erklärung des Spieles. Zum Spiel sind jetzt in allen Klubs und Wettspielen zwei Parteien zu je vier Spielern nötig, entgegen der früheren Methode, zahlreichere Teilnehmer zuzulassen. In die Mitte der großen Rasenfläche, die das Spielfeld bildet, wirft der Unparteiische den Ball, der von den Parteien in das feindliche Tor getrieben werden soll; dieses liegt an der Grenze des Spielfeldes. Gesiegt hat diejenige Partei, die sich innerhalb der bestimmten Zeit die meisten Tore erobert hat. Durch John Watson, auf dessen Zutun der Hurlingham-Klub das Spiel akzeptierte, hat es seine Physiognomie dahin geändert, daß es nicht mehr auf die hervorragenden Leistungen des Einzelnen ankommt, sondern auf die gemeinsame Durchführung des Spieles von der ganzen Partei. Dadurch ist das Polo wie kein anderer Sport dazu geeignet, Disziplin und Kameradschaftlichkeit zu fördern und den, der sein bestes Können einsetzt, dennoch bescheiden in der Allgemeinheit untertauchen zu lassen.

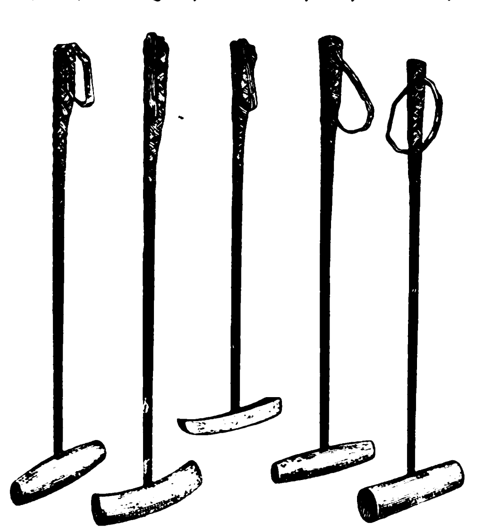
649. Der Spielplatz. Den vorgeschriebenen Umfang von 240 m Länge und 160 m Breite wird der Spielplatz nur selten besitzen; auch der ursprünglichen Form des Rechtecks werden in England zum Vorteil des Spiels jetzt häufig abge-



332. Spielfeld und Aufstellung der Spieler im Reiter-Polo.

rundete Ecken gegeben. Aber die Hauptbedingung: ein möglichst ebenes Terrain, das sich höchstens vom Mittelpunkt aus ein wenig zu den Breitseiten, nie zu den Längsseiten hin neigen darf, muß vorhanden sein. In England, dem Lande des schönen, kurzen Rasens, wie ihn auch das Tennis verlangt, ist das ein Leichtes, ihn auch über die Größe des Polofeldes in guter Kondition zu halten; bei uns bedarf das vieler Kosten und Mühen. Ehe darum der Spielgrund hergerichtet wird, muß der Boden daraufhin untersucht und event. soviel abgegraben und neu aufgeschüttet werden, daß man auf guten Graswuchs rechnen darf. Das Gras wird ganz kurz und dicht gehalten und nach jedem Spiel muß durch Walzen ꝛc. jede Spur der Huftritte verwischt werden, worauf selbstverständlich darauf acht zu geben ist, daß nicht neue Furchen oder Löcher entstehen. Auch das Sprengen in trockenen Monaten ist mühsam und geschieht meistens durch Handsprengwagen mit breiten Rädern. Falls man keine feste Einfriedigung um den Platz ziehen kann, werden die Grenzen mit Kreidestrichen markiert; ebenso werden in 25 m Abstand von jeder Breitseite die „Mallinien“ bezeichnet und der Mittelpunkt des Platzes. Die Tore befinden sich in der Mitte der Breitseiten und bestehen aus zwei starken, zehn Fuß hohen Pfählen, den Goalpfosten, zwischen denen ein Zwischenraum von gut 6 Metern liegt. Um sie von weitem deutlich erkenntlich zu machen, werden sie von kleinen Fähnchen gekrönt. Gewöhnlich umkleidet man sie mit einer Polsterschicht, um beim Andrängen Pferd und Reiter keiner Verletzung auszusetzen.

650. Der Ball. Die Hurlingham Rules, die auch in Deutschland befolgt werden, fordern einen Ball von 8 cm Durchmesser. Hergestellt wird er jetzt meistens aus Holz (Weide oder Erle), während er früher aus Kork oder Leder bestand. Seine Farbe ist weiß.



333. Poloschläger. Aus Nordhausen, Sport und Körperpflege.

651. Der Poloschläger. Der Polostock richtet sich in Größe und Gewicht wie in der Form, nach der Körperbeschaffenheit und den Eigenschaften des Spielers; auch die Höhe des Ponys ist für die Länge des Stockes maßgebend. Im allgemeinen ist der

Stiel 1,30 bis 1,50 m und der Kopf 20 cm lang. Die Form des Kopfes ist ein wenig Modesache. Da der Stiel biegsam sein muß, wird er aus Bambus, der Kopf aus hartem Holz (Buchsbaum- oder Sykomore) hergestellt. Das Ende des Stieles wird mit Leder beflochten, um ihn fester halten zu können; auch trägt er eine Schlinge für das Handgelenk.

652. Schlagen des Balles. Die beiden Hauptschläge, die der Spieler zu erlernen hat, sind der Vorwärts- und der Rückwärtsschlag. Beim Vorwärtsschlag muß der Ellbogen steif gehalten werden. Eingeteilt werden diese beiden Hauptschläge wieder in den geraden Vorwärtsschlag rechts, geraden Rückwärtsschlag rechts, Vorwärtsschlag links, Rückwärtsschlag links. Dazu kommen vier weitere Schläge: von rechts nach links unterm Ponyhals, von links nach rechts unterm Ponyhals, von rechts nach links unterm Ponyschweif und von links nach rechts unterm Ponyschweif. Die Schläge an der linken Seite sind die schwierigsten. Aus der Bezeichnung der Schläge ersieht man, wie beweglich der Reiter im Sattel sein muß. Trotzdem darf er nie das Gleichgewicht verlieren noch das Pferd durch unruhige Zügelhaltung verwirren. Auch hat der Anfänger besonders darauf zu achten, daß sich ihm der Stock nicht beim hastigen Wenden 2c. in der Hand verdreht. Als Strafe für einen verkehrten Schlag bekommt der Gegner meistens einen Freischlag.

653. Die Spieler. Den vier Spielern jeder Partei, die durch Nummern erkenntlich sind, fallen verschiedene Aufgaben zu. Aus dem beigefügten Plan des Spielfeldes (Bild 332) ersieht man, daß die ersten drei Spieler bis zur Mitte vorrücken, während der vierte zurückbleibt; er bildet die größte Gefahr für die feindliche Partei, da er am leichtesten den Ball in eine andere, unerwartete Richtung treiben kann.

Spieler Nr. 1 wird selten gleich zum Schlagen des Balles kommen, da dieser, in die Mitte geworfen, zu weit fort von ihm liegt. Seine Taktik soll deshalb darin bestehen, seinen Partnern zum längeren Besitz des Balles zu verhelfen; deshalb ließ man in England eine Zeitlang den ersten Spieler überhaupt ohne Stock spielen. Doch ist man von dieser Theorie wieder zurückgekommen. Der erste Spieler soll fernerhin, falls der Ball im Besitz der feindlichen Partei ist, die Gegner vom Ball abdrängen oder den Schlußspieler (Nr. 4) seiner Partei unterstützen. Will er der Gegenpartei den Ball abjagen, so darf er sich, da der Weg des den Ball besitzenden Reiters nie gekreuzt werden darf, nur von seitwärts und rückwärts an ihn drängen. Seine Kunst soll in der Hauptsache in gewandtem Reiten bestehen; gewöhnlich wird deshalb auch der beste Reiter der Partei Nr. 1.

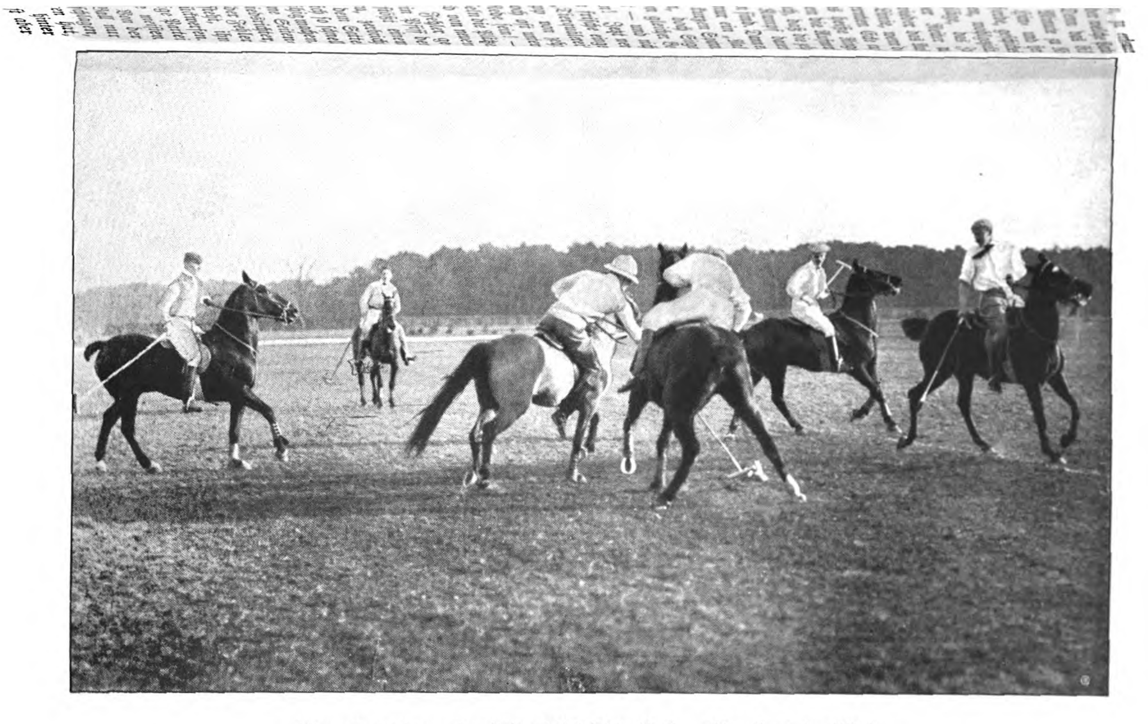
Der Vorzug des zweiten Spielers soll das Schlagen sein; denn ihm fällt die Aufgabe zu, von dem Ball, sobald er in die Mitte geworfen ist, Besitz zu ergreifen. Dies geschieht am besten, indem er ihn nicht direkt ins feindliche Lager, sondern rückwärts oder seitwärts ins Freie schlägt. Nr. 2 muß ruhig und stark schlagen und den Ball an einer Seitenlinie entlang treiben, um nur den Angriff auf einer Seite abwehren zu müssen. Seine Aufmerksamkeit bleibt immer auf den Ball gerichtet, auch wenn dieser in feindliche Hände geraten ist; seine Partner haben mit den Gegnern selbst zu kämpfen und ihm den

Weg frei zu halten, so daß es ihm möglich wird, sich immer von neuem des Balles zu bemächtigen.

Nr. 3 dient eigentlich nur zur Verstärkung von Nr. 2. Er bleibt immer dicht neben ihm, um die Gegner nicht herankommen zu lassen und sorgt ebenso für den Ball, falls der zweite Spieler abgedrängt worden ist oder fehlgeschlagen hat. Auch die Pflichten des Schlußspielers hat er zu übernehmen, wenn dieser seinen Platz verlassen mußte. So ist Nr. 3 eine Art Ergänzungsspieler und für sein Amt wird darum auch der schwächste Spieler oder ein Anfänger genommen.

Vom vierten Spieler, dem Schlußspieler, auch Spielwart oder captain genannt, wird das beste Rückwärtsschlagen erwartet, da ihm die Aufgabe obliegt, den Ball vom Goal und der Mallinie zurückzutreiben. Auch muß er den Ball in einer Richtung schlagen, in der sich seine Partei befindet, sodaß der Ball womöglich gleich vom zweiten Spieler wieder aufgenommen werden kann. Der Schlußspieler verläßt nur in äußersten Notfällen sein Spielfeld; denn er soll das ganze Spiel übersehen und seiner Partei befehlen können. Er ist also die Hauptperson und man wählt zu seinem Amt deswegen aus der Mannschaft den besten Schläger und zugleich denjenigen, der am meisten Uebung hat und das Spiel mit all seinen wechselvollen Zufällen am genauesten beurteilen kann.

654. **Gang des Spieles.** Das Spiel wird durch ein Glockenzeichen eröffnet, nachdem die Spieler ihre Plätze rechts und links vom Mittelpunkt eingenommen haben; gleichzeitig mit dem Signal fliegt der Ball zwischen die Parteien. Das Spiel entwickelt sich sehr schnell und den Zuschauern wird es oft kaum möglich sein, zu erkennen, wo der Ball liegt oder welche Partei im Vorteil ist. Denn das Bild verschiebt sich von Minute zu Minute. Aber das Hin- und Hergaloppieren der Pferde, geschicktes, haarscharfes Wenden, wohlgezielte, überraschende Schläge, das Zusammendrängen der Reiter auf einen Punkt und wieder das Auseinanderziehen der Linie, wenn der Ball in einer entfernten Ecke auftaucht, schließlich das heiße Ringen um das Tor, nehmen die Aufmerksamkeit so in Anspruch, daß die zehn Minuten, die der Kampf dauern soll, im Nu verstrichen sind. Dann ertönt die Glocke — nur ein „Mal“ konnte während der kurzen Spanne Zeit erobert werden, doch Sieger wie Besiegte sind von gleicher Begeisterung durchglüht — und nicht minder das Publikum! Jetzt werden die Ponys gegen frische eingetauscht — von einer „Tierquälerei“ kann bei dem Galopp von zehn Minuten, der dazu noch oft unterbrochen wird, keine Rede sein! — und die Parteien wechseln die Plätze. Nach kurzer Pause wird von neuem begonnen. Wird ein Fehler gemacht, so unterbricht ein Pfiff den Gang des Spieles; stößt einem Spieler ein Unglück zu, zerbricht sein Stock, fällt er aus dem Sattel oder dergl., so muß er sich so schnell wie möglich wieder spielfähig machen. Fliegt der Ball über eine Seitenlinie fort, so muß der Schiedsrichter, dem auch die Beurteilung der Fehler und ihre Bestrafung zusteht, ihn wieder ins Spielfeld zurückwerfen. Natürlich ist dann diejenige Partei im Vorteil, von der die meisten Partner zur Stelle sind. Von der Mallinie zurück darf den Ball nur ein Spieler der Partei schlagen, deren Linie er überschritten hat, der Gegner muß dagegen hinter der 25 m-Linie bleiben; ist aber



Moment aus dem ersten Reiter-Polospiel in Berlin. (Aus Sport im Bild.)



der Ball von der Partei selbst über die eigene Mallinie getrieben, so darf der Gegner sich ihm bis auf fünf Schritte nähern. Wer innerhalb einer Stunde die meisten „Male“, Tore oder Goals des Gegners erobert hat, ist Sieger.

655. Die Spielregeln. Die Regeln des englischen Hurlingham Klubs hat der Hamburger Poloklub von 1898 übernommen, mit unwesentlichen, kleinen Veränderungen. Auch den neueren deutschen Klubs in anderen Städten dienen dieselben Gesetze zur Grundlage.

1. „Die Goals müssen mindestens 250 Yards voneinander entfernt und jeder Goal muß 8 Yards weit sein. Die Normalgröße eines Poloplatzes beträgt 300 Yards Länge bei 160 Yards Breite, wenn Holzborten vorhanden sind.

2. Der Durchmesser der Bälle soll 8 cm betragen.

3. Jede Partei soll einen Unparteiischen ernennen, außer wenn beide Parteien sich dahin einigen, mit einem, statt mit zweien zu spielen. Seine oder ihre Entscheidungen sollen endgültig sein. In wichtigen Matches kann außer den Unparteiischen noch ein Obmann ernannt werden, dessen Entscheidung endgültig ist.

4. In wichtigen Matches um Pokale oder Preise ist die Zahl der Spieler auf vier auf jeder Seite beschränkt.

5. Das Spiel beginnt, indem beide Parteien ihre Stellungen in der Mitte des Feldes einnehmen und der Unparteiische den Ball in die Mitte des Feldes wirft.

6. Die Dauer eines Spieles in einem Match soll eine Stunde sein, eingeteilt in 6 Abschnitte von 10 Minuten, mit 5 Minuten Pause nach dem 2. und 4. Abschnitt und je 2 Minuten Pause nach dem 1., 3. und 5. Abschnitt.

Die ersten 5 Abschnitte des Spieles sollen endigen, sobald der Ball nach Ablauf der vorgeschriebenen Zeit aus dem Spiel geht; jede Zeitüberschreitung in einem dieser Abschnitte, wenn sie dadurch veranlaßt wird, daß der Ball im Spiel bleibt, soll von dem nächstfolgenden Abschnitt abgezogen werden. Der letzte Abschnitt soll sofort mit Ablauf der Spielstunde endigen, auch wenn der Ball noch im Spiel ist.

Im Fall eines „tie“, d. h. wenn beide Seiten entweder keine oder die gleiche Anzahl Goals haben, soll der letzte Abschnitt verlängert werden, bis der Ball aus dem Spiel geht und im Fall es dann noch immer ein „tie“ ist, soll der Ball nach einer Pause von 5 Minuten von dort abgespielt werden, wo er aus dem Spiel ging, und das Spiel solange in 10-Minutenabschnitten fortgesetzt werden, bis eine Seite ein Goal macht, welches den Match entscheidet.

7. Sobald der Ball nach Ablauf der ersten 10 Minuten jedes Spielabschnitts im Spiel geht, soll das Spiel für genügend lange, aber nicht über 2 Minuten unterbrochen werden, um es den Spielern zu ermöglichen, die Ponys zu wechseln. Mit dieser Ausnahme soll das Spiel kontinuierlich, auch soll es Pflicht des Unparteiischen sein, den Ball pünktlich hineinzuwerfen, und im Fall unnötiger Verzögerung beim Abspielen des Balles, die Seite, die sich der Verzögerung schuldig macht, aufzufordern, sofort zu beginnen. Das Wechseln von Ponys außerhalb der vorerwähnten Zeiten geschieht auf die Gefahr des Spielers hin.

8. Um den Ablauf der ersten 10 Minuten zu bezeichnen, soll eine Glocke geläutet werden. Die Glocke soll von neuem geläutet werden, wenn der Ball nach dieser Zeit aus dem Spiel geht, für den Ponywechsel.

9. In allen wichtigen Matches ist ein offizieller Zeitmesser zu verwenden.

10. Ein Goal ist gemacht, wenn ein Ball zwischen den Goalpfosten hindurchgetrieben wird, sei es durch die Spieler oder durch ihre Ponys, und zwar so, daß er die Goallinie nicht mehr berührt.

11. Wenn ein Ball über die Spitzen der Goalpfosten fliegt, aber nach Ansicht des Unparteiischen zwischen ihnen hindurch, so soll es als Goal gelten.

12. Die Seite, die am meisten Goals macht, gewinnt das Spiel.

13. Wenn ein Ball durch einen Spieler der feindlichen Seite hinter die Rücklinie geschlagen wird, so soll er ohne Verzögerung durch einen Spieler von der Seite, deren Linie es ist, von möglichst derselben Stelle, wo er die Rücklinie passierte, wieder abgespielt werden. Die gegnerische Seite muß aber genügend Zeit haben, hinter die 30 Yardslinie zu kommen. Niemand von den Angreifern darf sich, bis der Ball abgespielt ist, näher als 30 Yards von der Rücklinie befinden. Wenn aber der Ball von einem der Spieler hinter deren eigne Rücklinie geschlagen wird, so sollen die Angreifer einen freien Schlag haben von einer Stelle gegenüber derjenigen, wo der Ball über die Linie ging und 60 Yards entfernt von der geschaffenen Goallinie, während die Gegner sich nicht näher als 20 Yards vom Ball wieder aufstellen dürfen. Die Strafe findet keine Anwendung, wenn der Ball durch Abprall an einem Pony oder einem Spieler „out“ geht.

14. Wenn der Ball über die Grenzen des Feldes hinausgetrieben wird, muß er von dem Unparteiischen genau von der Stelle, wo er hinausging, wieder hineingeworfen werden, und zwar in einer den beiden Goallinien parallelen Richtung und zwischen

die in zwei Reihen aufgestellten Spieler. Eine Verzögerung oder Rücksichtnahme auf abwesende Spieler darf nicht eintreten.

15. Ein Spieler darf einen Gegner ausreiten (ride out) oder seinen Pony vor den des Gegners stellen, um ihn zu verhindern, an den Ball zu gelangen, aber er darf keinen andern Spieler, der im Besitz des Balles ist, kreuzen, ausgenommen auf eine so große Entfernung, daß der betreffende Spieler seinen Pony nicht zu parieren braucht, um eine Kollision zu vermeiden.

Wenn zwei Spieler von verschiedenen Richtungen auf den Ball zureiten und eine Kollision wahrscheinlich ist, so muß dem Spieler, der im Besitz des Balles ist, Platz gemacht werden (d. h. demjenigen, der zuletzt den Ball geschlagen hat, oder falls keiner ihn geschlagen hat, demjenigen Spieler, der aus der Richtung kommt, von der der Ball zuletzt geschlagen wurde).

I. Jedem Spieler, der dem Laufe des Balles aus der Richtung, von wo er zuletzt geschlagen wurde, genau folgend geritten ist, ist der Besitz des Balles eher zuzusprechen, als einem Spieler, der aus einer anderen Richtung kommt.

Wer zuletzt geschlagen hat, gilt als im Besitz des Balles, vorausgesetzt, daß kein anderer Spieler auf die Ballinie vor ihm gelangen kann, ohne den Schlagenden zum Parieren des Ponys zu zwingen, damit eine Kollision vermieden werde.

Kein Spieler soll als im Besitz des Balles gelten, weil er ihn geschlagen hat, wenn er nicht auch dem Laufe des Balles genau folgend geritten ist.

II. Jeder Spieler, welcher dem Laufe des Balles genau entgegen reitet, hat das Anrecht auf den Besitz des Balles vor einem solchen, der aus irgend einer Richtung im Winkel auf den Ball zugeritten kommt.

III. Jeder Spieler, der aus der Richtung kommt, aus der der Ball zuletzt geschlagen wurde, aber im Winkel zu seinem Lauf, soll als im Besitz des Balles gelten gegenüber einem Spieler, der aus der entgegengesetzten Richtung im Winkel auf den Ball angeritten kommt, ausgenommen, wenn der betreffende Spieler reitet wie unter Nr. II.

IV. Wenn zwei Spieler aus der gleichen Richtung geritten kommen, so ist derjenige Spieler im Besitz des Balles, dessen Reitrichtung den spitzesten Winkel zur Ballinie bildet.

NB. Die Ballinie ist die Linie, in der der Ball läuft oder fliegt, oder die er in dem Augenblick beschreibt, wenn eine Streitfrage entsteht.

16. Kein Spieler darf seines Gegners Stock ablenken, außer wenn er auf derselben Seite des gegnerischen Ponys ist wie der Ball oder in einer direkten Linie dahinter und sein Stock sich weder über noch unter des Gegners Pony befindet. Der Stock darf nicht abgelenkt werden, wenn nicht der Gegner im Begriffe ist, nach dem Ball zu schlagen.

17. Kein Spieler, welcher „off side" ist, darf den Ball schlagen oder in irgend einer Weise die gegnerische Seite verhindern, an den Ball zu gelangen oder ihn zu schlagen.

Ein Spieler ist „off side", wenn in dem Augenblick, wo der Ball geschlagen worden ist, er niemand von der gegnerischen Seite zwischen sich und der Goallinie des Gegners oder der gedachten Fortsetzung dieser Linie oder hinter dieser Linie hatte und weder selbst im Besitze des Balles ist, noch hinter einem von seiner eigenen Seite, welcher im Besitz des Balles ist. Die Goallinie bedeutet die Linie von 8 Yards zwischen den Goalpfosten. — Ein Spieler, welcher „off side" ist, bleibt „off side", bis der Ball wieder geschlagen oder bis wieder nach ihm geschlagen ist.

18. Kein Spieler darf weder mit der Hand fassen, noch mit Kopf, Hand oder Ellbogen schlagen oder stoßen; dagegen darf ein Spieler mit dem Arm oberhalb des Ellbogens stoßen, falls dieser dicht am Körper gehalten wird.

19. Ein Spieler darf den Ball nicht tragen. Falls der Ball auf einem Spieler oder Pony liegen bleibt, muß der Spieler oder Reiter des Ponys ihn sofort zu Boden fallen lassen.

20. Kein Spieler darf absichtlich seinen Pony mit dem Kopf seines Polostocks schlagen.

21. Jede Verletzung der Regeln stellt einen „foul" (Verstoß) dar. Im Falle einer Verletzung der Regeln 15, 16, 18, 19 und 20 soll der Unparteiische das Spiel unterbrechen. Im Fall einer Verletzung der Regel 17 soll das Spiel auf Aufforderung eines Spielers derjenigen Seite, gegen die der „foul" begangen wurde, unterbrochen werden. Wenn das Spiel obigem entsprechend unterbrochen worden ist, so wird bei Verletzung der Regel 15 oder anderem gefährlichen Spiel die folgende Strafe verhängt:

Ein freier Schlag von einer Stelle 50 Yards entfernt von der Rücklinie der Partei, welche den „foul" beging, gegenüber der Goalmitte, oder auf Wunsch von der Stelle, wo der „foul" begangen wurde. Die ganze Partei, bei der der „foul" begangen wurde, bleibt hinter ihrer Rücklinie, bis der Ball wieder geschlagen oder nach ihm geschlagen worden ist, jedoch nicht zwischen den Goalpfosten. Auch darf niemand dieser Partei, wenn der Ball wieder ins Spiel gebracht ist, von innerhalb der Goalpfosten abreiten. Niemand von der anderen Partei darf im Augenblick, wenn der Ball oder nach dem Ball geschlagen wird, sich näher der Rücklinie befinden, als der Ball.

Bei Verletzung der Regeln 16, 17, 18, 19 und 20 kann die Seite, gegen die der „foul" begangen wurde, eine von den folgenden Strafen fordern:

a) Einen freien Schlag von dort, wo

der Ball war, als der „foul“ stattfand; keiner der Gegner darf sich innerhalb 20 Yards vom Ball befinden. Der Ball muß getroffen werden, um einen freien Schlag zu bedeuten.

b) Daß diejenige Partei, welche den „foul“ beging, den Ball zurücknimmt und ihn von hinter ihrer eigenen Goallinie zwischen den Goalpfosten abspielt. Keiner der Angreifer darf sich näher als 25 Yards von der Mitte des Goals befinden.

22. Falls ein Spieler durch einen „foul“ kampfunfähig gemacht wird, soll die Seite, gegen welche der „foul“ begangen wurde, das Recht haben, einen von der andern Seite zu bestimmen, der sich ebenfalls zurückziehen muß. Das Spiel soll dann mit 3 Spielern auf jeder Seite fortgesetzt werden und wenn die Seite, welche den „foul“ beging, sich weigert, dieses zu tun, soll sie hierdurch den Match verlieren. Diese Strafe soll zu der durch Regel 21 vorgesehenen hinzutreten.

23. Nach jedem Goal soll die Spielrichtung gewechselt werden, und wenn kein Goal gemacht ist, nach jeden 10 Minuten.

24. Der Ball muß über die Linie gehen und darf sie nicht mehr berühren, um aus dem Spiel, „out“, zu sein.

25. Wird der Ball beschädigt, so muß der Unparteiische das Spiel sofort unterbrechen und einen neuen Ball an die Stelle, wo der alte zerbrach, hinwerfen, und zwar nach der Mitte des Feldes zu, in einer den beiden Goallinien parallelen Richtung und zwischen die sich gegenüberstehenden Spielreihen.

NB. Es ist wünschenswert, daß das Spiel unterbrochen und ein neuer Ball genommen werde, wenn die Lage des Balles derartig ist, daß keine Seite dadurch begünstigt wird.

26. Falls der Stock eines Spielers zerbricht, so muß er nach dem Platze reiten, wo die Stöcke aufbewahrt werden, und sich einen neuen nehmen. Unter keinen Umständen darf ihm ein Stock gebracht werden.

27. Läßt der Spieler seinen Stock fallen, so muß er ihn selbst aufheben. Ein Spieler, welcher abgesessen ist, darf den Ball nicht schlagen.

28. Der Aufenthalt innerhalb der Arena ist niemandem außer den Spielern und den Unparteiischen gestattet.

29 a. Wenn ein Spieler oder Pony fällt oder verletzt wird, muß der Unparteiische das Spiel unterbrechen und für den Ersatz des verletzten Spielers oder Ponys Zeiterlaubnis gewähren.

29 b. Falls ein Spieler oder ein Pony durch die eigene Schuld stürzt, so darf der Unparteiische das Spiel nicht unterbrechen, vorausgesetzt, daß sich keiner verletzt hat.

30. Bei Wiederaufnahme des Spiels soll der Ball da wieder hineingeworfen werden, wo er sich befand, als das Spiel unterbrochen wurde und gemäß den Bestimmungen der Regel 25.

31. Wenn 2 Spieler aus entgegengesetzter Richtung geritten kommen, um den Ball zu schlagen, und einer davon spielt, so hat der Andre auszuweichen.

32. Jede willkürliche Mißachtung der Bestimmungen des Unparteiischen soll die Disqualifizierung des schuldigen Teams nach sich ziehen.

33. Im Falle irgend eines Vorkommnisses, z. B. des wiederholten, gefährlichen Gebrauchs des Stocks, oder einer Frage, die durch diese Regeln nicht entschieden wird, entscheidet der Unparteiische den Fall.

34. Scheuklappen und Sporen mit Rädern sind nicht erlaubt. Ponys, die auf einem Auge blind sind, dürfen nicht geritten werden.

35. Der Schiedsrichter soll eine Pfeife führen und sie nach Bedarf anwenden. Beim Pfiff des Schiedsrichters darf nicht mehr nach dem Ball geschlagen werden. Im Falle einer Meinungsverschiedenheit mit dem andern Schiedsrichter soll ein Obmann herangezogen werden, der nach Rücksprache mit beiden Schiedsrichtern und Aufnahme des genauen Tatbestandes zu entscheiden hat, was geschehen soll.

36. Wenn am Ende eines Match ein „foul“ begangen wird, soll, falls die nötige Zeit zum Vollzug der Strafe, bis die Schlußglocke ertönt, nicht mehr vorhanden ist, eine Minute extra gewährt werden, gerechnet von der Zeit, wann der Ball oder nach dem Ball bei Austragung der Strafe geschlagen wird.“

Ferner hat der Vorstand ein Buch zu führen, in welches alle Ponys mit genügenden Merkzeichen zum Zwecke der Identifizierung eingetragen werden müssen. An den Spieltagen ist die Benützung des Platzes zwischen 12 und 4 Uhr untersagt. Auch sonst hat der Vorstand das Recht, die Benutzung des Platzes wegen Beschaffenheit des Terrains oder aus anderen Gründen zeitweilig zu untersagen.

656. Regeln für das Messen der Ponys.

1. Das Messen der Ponys soll durch einen offiziellen Messer unter Aufsicht des Polovorstandes geschehen. Ersterer soll ein qualifizierter Tierarzt sein.

2. Für das Messen und die Eintragung jedes Ponys sind an den Sekretär des Klubs Mk. 5.— zu entrichten.

3. 5 Jahre alte Ponys und darüber können für ihre Lebenszeit gemessen und eingetragen werden, Ponys unter 5 Jahren nur für die laufende Saison. Der offizielle Messer bestimmt das Alter des Ponys.

4. Wenn es den Anschein hat, daß ein Pony in ungeeigneter Weise behandelt worden ist, um ihn kleiner erscheinen zu lassen, so soll er nicht gemessen werden und darf erst

)er nächsten Saison wieder zur Messung .ellt werden.

). Das Messen soll mit einem von dem ıb gebilligten Maßstab auf vollständig nem und hartem Boden vorgenommen rden.

6. Weder der Besitzer des Ponys noch ein)diensteter desselben darf bei der Messung gegen sein, außer wenn der offizielle Messer besonders gestattet; dagegen Mitglieder :s Polovorstandes, außer bei ihren eignen onys.

7. Der Pony soll ohne Decken auf ebenem Boden stehen und das Maß am höchsten Punkt des Widerristes genommen werden.

8. Der Pony soll durch eine von dem offiziellen Messer zu bestimmende Person gehalten werden.

9. Der Kopf soll so gehalten werden, daß eine von dem Hinterkopf nach dem Widerrist gezogene Linie dem Boden parallel sein würde.

10. Der Pony muß möglichst gerade auf seinen vier Beinen stehen.

11. Der Widerrist darf kurz geschoren sein, aber die Mähne darf weder heruntergezogen, noch das Fell des Nackens oder Widerristes in irgend einer anderen Weise berührt werden.

12. Ponys dürfen mit oder ohne Eisen gemessen werden, doch wird für letztere kein Abzug gemacht.

13. Wer mit dem Resultat der Messung unzufrieden ist, kann sich innerhalb 7 Tagen schriftlich an den Vorstand wenden und um eine Nachmessung bitten. Diese hat dann sobald als möglich in Gegenwart von 2 Mitgliedern des Vorstandes stattzufinden und ihre Entscheidung ist endgültig.

657. Gymkhanaspiele. Die Gymkhana sind indische Reiterspiele, die von den Poloklubs veranstaltet werden und an denen auch Damen teilnehmen können, während das Polo selbst vorläufig noch den Männern allein reserviert bleibt. Die Gymkhana beschränken sich nicht nur auf gute Reitkünste, sondern fordern auch sonst noch allerlei körperliche Geschicklichkeiten, und eine große Schlagfertigkeit, eine présence d'esprit, z. B. bei den Rechenspielen. Der Reiz dieser Spiele liegt in ihrer Abwechselung, sowie in ihrer schnellen Erledigung; Bedingung ist, daß keines länger als eine Dauer von 5 Minuten beansprucht. Die Teilnahme der Damen ist entweder aktiv — beim Schlangenrennen und Ringelstechen z. B. — oder den Damen werden Aufgaben der verschiedensten Art gestellt, die sie so schnell als möglich erledigen müssen, damit der als ihr Kavalier erkorene Reiter als erster an das Ziel gelangt. Beim arithmetischen Rennen haben die Damen Rechenaufgaben zu lösen, die ihnen von den Herren nach einem kurzen Wettrennen in geschlossenen Kuverts überreicht werden; auf dem Rückweg haben die Herren mit der mehr oder minder glücklich gelösten Aufgabe in Händen noch ein oder zwei Hürden zu nehmen. Die Reiterkünste der Herren müssen also von der Geistesgegenwart der Damen unterstützt werden. Andere Aufgaben bestehen im geschwinden Nadeleinfädeln, Zigarettenanzünden, Knopfannähen, Kravattenbinden, Hutgarnituren oder dergl., lauter Dinge, die sehr harmlos klingen und bei denen sich die vor Aufregung unruhigen Hände oft als recht ungeschickt erweisen. Denn natürlich gibt es Preise; und meistens sehr schöne, wertvolle. Der Sieger holt ihn für seine Dame. Das Schlangenrennen wird von Herren allein, aber auch von Herren und Damen paarweise geritten. Die Stangen zu diesem Spiel stehen dicht nebeneinander und müssen in Schlangenlinien umritten werden. Beim gemeinsamen Schlangenrennen erfassen Herr und Dame die Ecken eines Taschentuches; außer dem Reiten um sechs durch je sechs Schritte voneinander getrennten Stangen muß noch eine Hürde genommen werden. Beim Ringelstechen haben die Damen im Galopp Ringe mit Lanzen von aufgestellten Ständern zu holen. Das Pyjama-Rennen stellt den Herren die Aufgabe, an einem etwa 150 m vom Start liegenden Platz abzusitzen, die Nachtanzüge über-

zuziehen und nun ohne oder mit Sattel, vielleicht auch noch über irgend ein Hindernis fort, so schnell als möglich wieder ans Ziel zurückzukehren.

Zum Lloyd-Lindsay-Wettbewerb gehören vier Herren zu einer Mannschaft, wie zum Polo. Sie müssen den bezeichneten Weg in geschlossenem Feld zurücklegen, gemeinsam die Hürde überspringen und à tempo vor der Tribüne halten. Während einer die Ponys beaufsichtigt, haben nun drei abzuspringen, und mit Polobällen drei Kegel umzuwerfen und dann wieder gemeinsam heimzureiten. Die Mannschaft, die alle diese Bedingungen am korrektesten und schnellsten ausführt, ist Siegerin.

Auch Poloballrennen auf Ponys wie auf Eseln, Herausforderungsrennen auf 290 m, sogen. „scurry“, Patrouillenritte, leichte Springkonkurrenzen, Jagdpferde-Qualitätsprüfung, schwere Springkonkurrenz und last not least Konkurrenzen für Wagen in herrschaftlichem Besitz und solche für Automobile schreiben die Poloklubs jetzt aus. Für die von auswärts zu den Meetings kommenden Poloponys wird meistens bis zu drei Ponys pro Spieler oder 14 Ponys pro Team eine tägliche Entschädigung von den zur Teilnahme auffordernden Klubs gezahlt.

658. **Programm eines Polo-Tournament und Gymkhana** der Saison 1908:

1. Amerikanisches Polo-Handikap.
2. Springkonkurrenz (Hürde, dreifache Hürde, Tor, Balken, Koppelrick, offener Graben, Barrieren verschiedener Breite, Bretterwand, englischer Sprung).
3. Gymkhanas: Poloballrennen. Pushballkonkurrenz. Konkurrenz für Wagen in herrschaftlichem Besitz, ein-, zwei- oder vierspännig, von Damen oder Herren zu fahren. Automobilgymkhana. Glaswasserrennen.

Alle Hindernisse sind in fliegendem Galopp zu nehmen.

Bei den Springkonkurrenzen wird das Abstreifen der Stangen oder Berühren des Hindernisses mit den Vorderbeinen mit drei Fehlern, mit den Hinterbeinen mit zwei Fehlern berechnet; das einmalige Refüsieren des Hindernisses mit zwei, und das Umwerfen des Hindernisses ebenfalls mit zwei Fehlern. Von der Konkurrenz schließt aus: zweimaliges Refüsieren vor demselben Hindernis, Nichteinhalten der vorgeschriebenen Reihenfolge der Sprünge und Fallen von Reiter oder Pferd.

Radfahrpolo.

659. **Einleitung.** Da das Reiterpolo sich doch immer nur auf Kreise beschränken kann, die zum mindesten zu den wohlhabenderen gehören, wenn sich die Polospieler, wie wir sahen, auch durchaus nicht nur aus den obersten Zehntausend zu rekrutieren brauchen, so ist ein human empfindender Mann, der Irländer M'c Ready, Herausgeber des Sportblattes „The Irish Cyclist“, auf den guten Gedanken gekommen, das weitverbreitete und leicht zu beschaffende Rad nicht nur als Fortbewegungsmittel zu benützen, sondern es auch für den Sport auszubeuten. Was auf dem Pferd möglich war, mußte doch auch vom Rad aus zu machen sein; so legte er die Regeln des Reiterpolos mit wenig Veränderungen seiner neuen Idee zugrunde — und beging damit einen großen Fehler, der lange der Verbreitung des Radfahrpolos geschadet hat. Dennoch darf natürlich Mr. M'c Readys Verdienst um die Erfindung des amüsanten Spieles zu Rad nicht geschmälert werden; gründete sich doch bereits

unter ihm im Jahre 1897 der erste Radfahrpolo-Klub unter dem Namen „The Irish Bicycle Polo Association“. England nahm das neue Spiel wie jeden Sport mit vollem Enthusiasmus auf — von dort brachte die ersten Nachrichten und Berichte über das neue Spiel Herr Oskar Kilian im Jahre 1899 nach Deutschland. Man versuchte es einzuführen, sah auch ein, was ihm entgegenstand, nämlich seine zu engherzige Anlehnung an das Reiterpolo; da man sich aber darauf beschränkte, die Regeln nur zu mildern, nicht durchgreifend zu ändern, konnte der Sport, trotz aller Bemühungen, nicht rechten Boden fassen, obgleich es Herrn Udo Steinberg, der sich des doch Vielen zugänglichen Spiels energisch und liebevoll annahm, gelang, einen „Deutschen Radfahrpolo-Verband“ in Berlin zu begründen. Aber erst seit im Sommer 1905 die Turniervorschriften durch den Sportsausschuß der Berliner Bundesvereine gänzlich abgeändert und bedeutend vereinfacht wurden, besteht begründete Aussicht und Hoffnung, das Radpolo auch in Deutschland wirklich beliebt zu machen. Es ist unmöglich, auf dem Rad dieselben schnellen und gewandten Bewegungen auszuführen, wie auf dem Pferd, das sozusagen selbst mitspielt, genau weiß, um was es sich handelt und fast ohne Hilfe dem Ball nachjagt, dem Reiter Zeit gönnend, seine ganze Aufmerksamkeit ausschließlich dem Stand des Spieles und dem Ball zu widmen; daher sind die heute gültigen Vorschriften von allem befreit, was noch an die Gesetze für das Reiten und das Pony erinnern konnte.

660. Das Rad. Wie das Polo-Pony wird auch die zum Radpolo bestimmte Maschine nach englischem Zoll (inch) bemessen; ihre Uebersetzung soll höchstens 48 inches betragen. Man braucht ein gutes, starkes Rad, das einen Stoß vertragen kann und dem alle hervorragenden Teile wie Laternenhalter, Fußrasten, Schutzbleche, Aufstiege 2c. fehlen, die für den Spieler unnötig sind und für ihn wie für die Partner nur von Gefahr sein können. Am besten ist es, sich eine der sog. „Saalmaschinen“ anzuschaffen, die mit großer Widerstandsfähigkeit einfachsten Bau verbinden; sonst verwende man ein älteres Rad; um ein leichtes, elegantes, das binnen kurzem ruiniert sein würde, ist es schade.

661. Der Spieler. Radpolo kann nur ein ganz geübter Radfahrer spielen, und auch diesem werden noch manche Ueberraschungen über die eigene Unsicherheit und Ungewandtheit auf dem Spielfeld zu teil werden. Daher ist das Radpolo zugleich eine vorzügliche Uebung fürs Radeln. Denn ehe nicht jede Wendung instinktiv, fast willenlos ausgeführt wird, der Spieler also kaum mehr an das Rad zu denken braucht, kann er nicht darauf hoffen, ein nützliches Mitglied für seine Partei zu sein — eher ein Hindernis.

662. Erklärung des Spieles. Gleich dem Reiterpolo gehören zwei Mannschaften zu je vier Spielern zum Spiel, die, von einem Obmann geleitet, als Torwächter, Stürmer und Verbindungsmann dienen. Wie beim Reiterpolo ist es auch hier die Aufgabe des Torwächters, den Ball, der vom Feind durch das von ihm bewachte Tor getrieben werden soll, zurückzuschlagen. Komplizierter setzt sich das Schiedsgericht zusammen; es genügen nicht ein oder zwei Unparteiische, das Radpolo verlangt zwei Grenzrichter, zwei Torrichter und einen Schiedsrichter; ihre Aufgaben werden durch

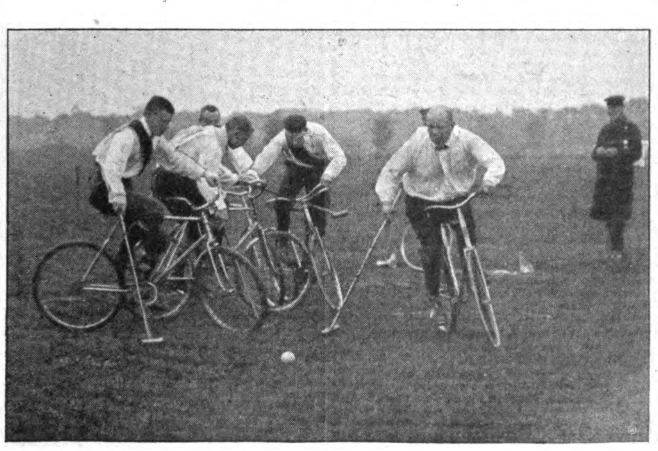
ihre Namen erklärt. Das Zeichen zum Spielbeginn gibt der Schiedsrichter mit der Signalpfeife, ebenso zeigt er durch Doppelpfiff an, ob ein Tor durch einen Schlag genommen wurde. Geht der Ball ohne Schlag durchs Tor, so wird das Spiel durch Doppelpfiff unterbrochen und der Ball von neuem in das Spielfeld geworfen; über alle Fortschritte und Ereignisse des Spiels wird der Schiedsrichter von den Tor- und Grenzrichtern durch Flaggenschwenken benachrichtigt. Das Amt der Spieler wird durch verschiedenfarbige Kleidung bezeichnet. Da das Spiel darin gipfelt, den Ball dem feindlichen Tor zuzutreiben, so gilt jeder Schlag, solange das Rad „spielgerecht" steht; d. h. es muß sich, vom eigenen Tor aus gerechnet, stets links zu einer Linie befinden, die man sich den Längsseiten des Spielfeldes parallel durch den Ball gezogen denkt, die folglich den Platz ständig in zwei, wenn auch ungleiche Hälften zerlegt. Deshalb darf zur Verteidigung ebensowohl vorwärts, dem eigenen Tor zu, und beim Angriff rückwärts geschlagen werden, falls das Rad links von der Ball-linie ist. „Außer Spiel" ist der Fahrer, sobald er sich rechts vom Ball befindet, den Boden mit dem Fuß berührt („tippt") oder falls er hinstürzt.

Dadurch, daß die Bedingung, sich immer links vom Ball zu halten, strikt befolgt werden muß, ist fast jede Gefahr eines Zusammenpralles beseitigt.

Die Strafe für die Verletzung der Spielregeln, Behindern des Gegners oder Hinausschlagen des Balles über die Grenzen besteht im „Freischlag", der dem Gegner gewährt wird.

Eine besondere Kunst ist das „Dribbeln"; der Ball wird dabei mit dem Schläger hart rechts am Vorderrad entlang geschoben oder auch im ganz kurzen Zickzack vorm Rad hergetrieben, so daß der Gegner, wenn er ebenso geschickt ist, ihn immer noch abfangen könnte.

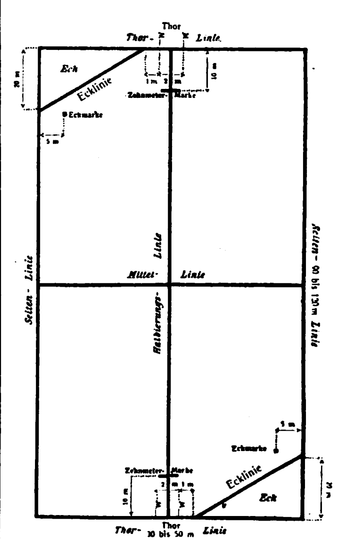
Ein „Tor" ist erobert, wenn der



334. Moment aus einem Radpolo-Tournier. (Aus Sport im Bild.)

Ball es rollend oder durch die Luft fliegend passiert; das Spiel wird durch einen Pfiff als beendet erklärt und das neue nach 15 Min. unterbrochen, um die Plätze zu wechseln. Die Dauer eines Match beträgt 4 × 15 Minuten. Sieger ist diejenige Partei, die die meisten Tore erobert hat.

663. **Der Spielplatz.** Große Aufmerksamkeit ist der Anlage des Spielplatzes zuzuwenden und weil man in Deutschland leider, wie schon beim Reiterpolo erwähnt wurde, nicht die herrlichen Grasplätze Englands zur Verfügung hat, liegt in der Schwierigkeit, geeignetes Terrain zu finden, zum Teil die Schuld an der beschränkten Verbreitung des Spiels. Da das Spielfeld absolut eben sein muß, wird in den meisten Fällen daher ein Abgraben und wieder Aufschütten des Bodens nötig sein. Wie beim Herrichten eines Tennisplatzes wird man ferner darauf bedacht sein müssen, eine möglichst elastische Oberfläche auf durchlässiger Unterlage zu gewinnen. Als unterste Schicht nimmt man Bauschutt, der mit Sand und Kies aufgefüllt wird. Hierüber kommt entweder als Oberschicht ganz feiner Kies oder Flußsand, besser noch Chausseeschlick, der fest niedergewalzt wird. Bedingung ist eine ganz harte Oberschicht, in der die Räder und der Ball keine Spuren hinterlassen. Die Größe und Anlage des Spielfeldes ist aus dem beigegebenen Plan ersichtlich; doch ist es vorteilhaft, rund um ihn her noch einen Auslauf von 5 m Breite um die Längsseiten und von ca. 10 m an den Breitseiten herzustellen und ihn, um ihn vor Beschädigungen zu schützen, mit einem Zaun oder dergl. zu umgeben. Die Breite der Tore muß mindestens 2 m betragen; die Tore werden durch Fähnchen an niedrigen Stangen von höchstens 20 cm markiert. Die Linien werden am besten in einer Breite von ca. 4 cm mit flüssiger Kreide gezogen; auf sehr eleganten Plätzen wird der Boden ausgehoben und die Grenzen mit farbigem Gips



335. Spielfeld zum Radfahr-Polo.

ausgegossen, ein teures, aber haltbares Verfahren, während von eingelassenen Holzleisten abzuraten ist.

664. **Der Ball.** Der Ball wird aus hartem Holz, meistens Erle, in einem Durchmesser von 9 cm hergestellt, weißgestrichen und hat ein Gewicht von ca. 150 gr.

665. **Der Schläger.** Der Schläger hat eine Länge von 1 m und ein Gewicht von 450 gr. Sein Kopf ist hammerähnlich, länglich (20 cm Länge zu 4 cm Breite), leicht nach außen gebogen und sitzt etwas schräge am Stiel, zu dem ein etwas biegsames, am Handgriff

mit Leder umwickeltes Rohr genommen wird.

666. Die Spielregeln. Die nachstehenden Regeln sind im Auszug den „Regeln für Radpolo", (angenommen vom Ausschuß des „Deutschen Radfahrpolo-Verbandes" herausgegeben von Udo Steinberg) entnommen.

„Ein Schiedsrichter, zwei Torrichter und zwei Linienrichter, von denen keiner im Falle eines Wettspieles einem der beiden spielenden Klubs angehören darf, sollen die Leitung übernehmen.

Der Schiedsrichter hat die Befolgung aller Regeln zu überwachen. Im Falle einer Uebertretung derselben kann er durch ein Pfeifensignal das Spiel unterbrechen.

Seine Entscheidung darf weder gefordert noch angezweifelt werden, selbst wenn sie eine den Regeln zuwiderlaufende ist.

Eine zufällige Behinderung durch den Schiedsrichter soll keine Beachtung finden.

Die Torrichter sollen entscheiden, wann der Ball das ihnen zugeteilte Tor passiert hat.

Ein „Tor" ist gemacht, wenn der Ball auf der Erde laufend oder durch die Luft fliegend die Torlinie zwischen den beiden Torfähnchen ganz passiert hat."

„Die Fahrer stellen sich links von ihrem eigenen Tor hinter der Torlinie neben ihren Rädern stehend auf. Erst auf das Pfeifensignal des Schiedsrichters dürfen die Spieler aufspringen und auf den Ball zufahren.

Auf dieselbe Weise ist der Ball nach jeder Pause wieder anzuspielen.

Ist ein „Tor" gegeben, so müssen alle Spieler hinter ihre eigenen Torlinien zurückfahren, ohne jedoch absteigen zu müssen. Der Ball wird auf die 10 m-Marke der Partei, welche soeben das „Tor" verloren hatte, gelegt. Erst nach dem Pfeifensignal des Schiedsrichters dürfen die Spieler ihre Torlinien überschreiten. Tut dies einer der Spieler früher, so kann der Schiedsrichter das Spiel durch ein zweites Signal unterbrechen und beide Parteien sich wieder hinter ihre Torlinien zurückziehen lassen. Die Partei, auf deren Seite sich der schuldige Spieler befand, muß dann absteigen, während die andere Partei im Sattel bleiben darf. Der Ball wird wieder auf die 10 m-Marke gelegt, und auf einen neuen Pfiff des Schiedsrichters kann erst das Spiel wieder aufgenommen werden.

Ist der Ball über eine Torlinie gelaufen, ohne daß ein „Tor" gegeben wurde, so soll sich die angreifende Partei hinter die Mittellinie und die verteidigende Partei hinter ihre Torlinie zurückziehen. Der Ball wird vom Torrichter an der Stelle, wo er die Torlinie gekreuzt hat, 5 m weit in den Platz gelegt. Auf ein Pfeifensignal des Schiedsrichters können beide Parteien auf den Ball zufahren, um das Spiel fortzusetzen. Auch hierbei kann der Schiedsrichter eine Partei, von der ein Spieler die betr. Linie vor dem Signal kreuzt, zum Absteigen nötigen und das Spiel abermals eröffnen lassen."

„Jeder Spieler muß zur Zeit, wenn er den Ball schlägt, mit seinem Rade in dem Teile des Spielfeldes sein, der seiner Partei gehört.

Diese Teile sind beim Beginn des Spieles die beiden Rechtecke, welche durch das Zeichnen der Halbierungslinie entstanden sind und zwar gehört jeder Partei das Rechteck, welches sich beim Beginn des Spieles zur linken Seite der Halbierungslinie, vom „Tore" der Partei aus gesehen, befindet.

Ist der Ball im Spiele, so denke man sich die Halbierungslinie stets mit dem Ball parallel zu sich selbst verschoben. Die beiden Teile ändern sich also, während der Ball hin und her fliegt, beständig, und jeder Partei steht zum Spiel bald ein schmales, bald ein breites Rechteck zur Verfügung, je nach der augenblicklichen Lage des Balles.

Im Augenblick des Schlages muß sich das Rad des Spielers in dem seiner Partei gehörigen Teile des Spielfeldes befinden, ob er nun aufs feindliche oder eigene Tor zu oder quer über den Platz fährt. Der Schiedsrichter kann bei Verstößen gegen diese Regel der geschädigten Partei einen „Freischlag" gewähren.

„Führt" ein Spieler den Ball längere Zeit, so soll ihm gestattet sein, auch quer über den Platz zu fahren, doch soll in diesem Falle ein Kreuzen vor seiner Maschine nicht mit einem „Freischlage" bestraft werden.

Befindet sich das Rad eines Spielers in dem seiner Partei augenblicklich gehörenden Teile des Spielfeldes, so kann er den Ball durch irgend einen möglichen Schlag mit dem Schläger oder dem Rade nach irgend einer Richtung hin schlagen. (Er kann also den Schläger in der rechten oder linken Hand halten, den Ball einfach seitlich des Rades, quer über die Lenkstange oder quer hinter dem Rücken, vor-, rückwärts oder quer über den Platz schlagen und auch mit dem Rade den Ball aufhalten oder schlagen, *nur muß das Rad im Momente des Schlages stets im zugehörigen Teile des Spielfeldes sein.*)"

„Ist ein Spieler so weit gefahren, daß er zwischen sich und dem feindlichen Tore keinen Gegner mehr hat, so darf er einen Ball, der ihm von einem hinter ihm befindlichen Spieler seiner eigenen Partei zugespielt wird, nicht schlagen, bevor ein Gegner den Ball zu schlagen versucht hat, oder der Spieler, der den Ball zuletzt geschlagen hatte, den zuerst vor ihm befindlichen Spieler seiner Partei in der Richtung des feindlichen Tores passiert hat."

„Wird der Ball von einem Angreifer in das feindliche „Eck" geschlagen, so daß er darin liegen bleibt, so darf die angreifende Partei den Ball nicht eher schlagen, als bis die verteidigende Partei den Ball aus dem

„Eck" herausgespielt hat, andernfalls letzterer ein „Freischlag" zuerkannt werden soll.

Wird der Ball von einem Verteidiger in sein eigenes „Eck" geschlagen, so daß er darin liegen bleibt, so soll die andere Partei von der Eckmarke aus einen „Freischlag" ausführen."

„Von einem „Freischlag" aus kann auch direkt ein „Tor" erzielt werden.

Gibt der Schiedsrichter einen „Freischlag" an einer Stelle, die nicht weiter als 10 m von dem „Tor" der schuldigen Partei entfernt ist, so soll der „Freischlag" von der 10 m-Marke aus getan werden. Dabei darf nur ein Spieler auf dem Rade sitzend das „Tor" verteidigen, während die übrigen Spieler der schuldigen Partei sich mindestens 5 m hinter ihre Torlinie zurückziehen müssen.

Glaubt der Schiedsrichter, daß durch ein unerlaubtes Spiel, in einer Entfernung von 10 m vor dem „Tor" der schuldigen Partei, ein sonst sicheres „Tor" vereitelt wurde, so kann er sofort ein „Tor" geben."

„Bei Wettspielen muß jede Mannschaft durchaus gleichmäßig kostümiert sein. Aehneln sich die Kostüme beider Mannschaften sehr, so soll sich die Mannschaft, auf deren Platz das Wettspiel stattfindet, durch eine auffällige farbige Schärpe besonders kenntlich machen. Als beste Polokostüme eignen sich die von der Firma A. Steidel, Berlin C. 22, hergestellten Blusenhemden, welche in allen nur erdenklichen Mustern angefertigt werden können.

Bei Wettspielen dürfen an den Rädern keine hervorspringenden oder kantigen Teile, an denen ein Anhaken fremder Räder oder ein Verletzen der eigenen Person möglich ist, angebracht sein. Hierzu gehören: Aufstiege, Fußrasten, Laternenhalter, Handbremsen, Klingeln, Peitschenhalter rc. Die Lenkstange soll möglichst klein, jedenfalls nicht breiter als 50 cm sein. Auf Verlangen irgend eines am Spiel Beteiligten, müssen solche Teile sofort entfernt werden, andernfalls der Schiedsrichter die Benutzung des betr. Rades untersagen kann."

667. Radpolo ohne Schläger. Eine Abart des Radpolo mit dem Schläger, das jedoch seltener gespielt wird, ist das Radpolo ohne Schläger; der Ball wird bei diesem Spiel allein durch das Vorderrad, das man mit kurzem Ruck vom Boden hebt, geschlagen. Selbstverständlich verlangt diese Art des Polos noch größere Fahrkünste. Die Regeln sind dieselben wie die oben angegebenen fürs Radpolo.

Wasserpolo.

668. Einleitung. Das „deutsche Wasserballspiel" ist beim Schwimmsport besprochen worden; aber das eigentliche Charakteristikum jedes Polospiels, nämlich das Zusammenarbeiten der Mannschaften, fehlt ihm. Die von Herrn U. Baer für Deutschland bearbeiteten Regeln des Wasserpolos sind von Herrn Fritz Droemer wieder und wieder revidiert, allerdings ist die von U. Baer gestellte Bedingung: das Tauchen des Gegners zu verbieten, ebenfalls aufrecht erhalten worden; entgegen den englischen Bestimmungen ist ein Schwimmen mit dem Ball in erhobener Hand verpönt — der Ball soll sofort weiter geworfen werden. Leider ist in Deutschland aber noch keine Einigung in den verschiedenen Klubs über die Spielregeln erzielt worden; einige spielen genau nach englischem Muster, andere nach Droemers, noch andere nach Baers Bestimmungen; viele schaffen sich ihre Gesetze selbst. Diese Zwietracht ist der Verbreitung des Spiels sehr hinderlich; denn da das Wasserpolo jetzt eine Hauptrolle bei allen Schwimmfesten spielt, schon der größeren Abwechselung wegen in den sonst eintönigen Programms, hält es schwer, mehrere deutsche Mannschaften zusammenzuladen, die nach denselben Prinzipien arbeiten. Im Jahre 1906 sind deshalb die Regeln einer letzten, gründlichen Revision unterzogen worden, um alle Klubs endlich unter einen Hut zu bringen; da sich aber immer noch verschiedene Vereine sträuben, die Erlaubnis, den Gegner tauchen zu dürfen, aufzugeben, so kann von einer Beendigung des Kampfes, zu dem es wegen der Meinungsverschiedenheiten oft buchstäblich im Wasser gekommen ist! leider noch nicht die Rede sein. Diesmal ist

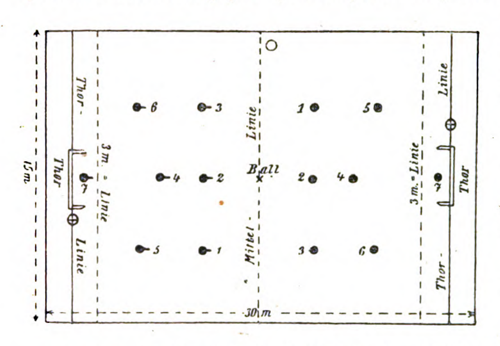
jedoch Deutschland nicht das einzige Land, in dem sich eine Neuerung erst nach unsäglich viel Hader durchzusetzen hätte; zwar wäre es hübsch gewesen, wenn Deutschland 'mal ohne der Parteien Haß mit gutem Beispiel vorangegangen wäre; so weit reicht es aber bei uns nicht! Wir konstatieren höchstens mit Befriedigung, daß wir einmal nicht allein die Karnickel waren! Kaum je hat in dem sportsfreudigen England, jeder Körpererziehung sonst so wohlwollend gegenüberstehend, eine Neuerung so viel Widerspruch herausgefordert, wie das „Waterpolo". Man fand es nutzlos und unschön und durchaus nicht geeignet, die Fähigkeiten der Schwimmer auszubilden und zu fördern — alles Ansichten, die sich allmählich ins Gegenteil verkehrt haben. Jetzt findet man es in England durchwegs nützlich, schön, amüsant — ja, es gibt kein Schwimmschaufest mehr ohne Polo — denn dieses bildet den Gipfel aller Darstellungen. In England ist auch die Streitaxt, die zwischen Klubs und zwischen Einzelindividuen mit gleicher Heftigkeit geschwungen wurde, längst begraben. Freilich hat es eine geraume Zeit gedauert, bis sich das Spiel allgemein durchsetzen konnte. Den ersten Nachrichten aus dem Jahre 1870, die sich in einem Bericht der London Swimming Association finden, folgten lange keine weiteren; bis im Jahre 1874 und 1876 die ersten Wasserballkämpfe im Cristal Palace zu London und in Bornemouth stattfanden. Von dieser Zeit an hob sich das Interesse am Spiel, so daß 1876 von William Wilson in Glasgow feste Regeln aufgestellt wurden. Allmählich gestalteten sich die „Tore", die bisher nur von kleinen Flaggen markiert waren, zu festen „Goals" um, die sich über der Wasserfläche erhoben. 1879 wurde zum erstenmal öffentlich mit Goals von den Klubs in Henley und Dubley gespielt. 1885 wurden für ganz England gültige Regeln ausgearbeitet, die 1890 die „Waterpolo-Association", ein Klub, der sich innerhalb des großen, englischen Schwimmverbandes gegründet hatte, noch einmal gründlichst veränderte. Für England sind diese letzten Regeln aber heute allgemein gültig.

In Deutschland wurde das Spiel überhaupt erst 1894 von Herrn Fritz Kniese in Berlin eingeführt; noch dazu mit wenig Erfolg! Jetzt gibt es allerdings in größeren Städten einige Klubs — von der großen Beliebtheit bei Sportsleuten wie beim Publikum, die es in England und Amerika genießt, ist aber nicht annähernd die Rede. Daß es sich dennoch allgemein, wo gute Schwimmer sind, verbreiten wird, ist sicher; denn ein Spiel, das so viel Abwechselung bringt und zugleich ein solch vorzügliches Mittel zum Trainieren bietet, wird sich schließlich doch auch bei uns, allen kleinen Nörgeleien zum Trotz, Bahn brechen! Wie stets, wenn man sich amüsiert, werden die Anstrengungen beim Wasserpolo vergessen und allmählich, fast ohne es zu merken, bildet sich der Spieler zu einem vorzüglichen Dauerschwimmer aus.

669. **Das Spielfeld.** Das englische Wasserpolo wird fast immer in einem Bassin gespielt; auf alle Fälle ist ein Spielfeld von ca. 30 m Länge zu 15 m Breite abzugrenzen. Als Grenzlinien werden meistens Leinen, die mit kleinen Fahnen besetzt sind, genommen. Die Goals (Tore), durch die der Ball zu treiben ist, befinden sich innerhalb der Breitseiten des Spielfeldes, haben einen Raum von mindestens 2 m zwischen sich und ragen bei tiefem

Wasser 1 m, bei flachem $2^1/_2$ m über der Oberfläche empor; das hellgestrichene Holz der Tore ist oben durch eine Querstange verbunden.

Die „Mallinie“ wird 3 m vor jeder „Torlinie“ gezogen, ebenfalls durch eine Leine, die „Mittellinie“ quer von einer Längsseite zur andern in der Mitte des Spielfeldes, ihr Mittelpunkt wieder wird von einer Flagge bezeichnet. Alle drei Grenzlinien müssen höher sein als die Querstangen der Tore, um hohe Würfe nicht zu behindern. Die Tiefe des Wassers soll für alle Spieler zum Schwimmen genügen.



336. Das Spielfeld und die Aufstellung der Spieler zum Wasserpolo.
1—3. Stürmer. 4. Verbindungsmann. 5—6. Malmänner. 7. Torwächter. ○ Schiedsrichter. ⊕ Vorrichter.

670. Die Kleidung. Der übliche Anzug zum Wasserpolo ist ein Trikot, dessen Farben vom Klub bestimmt werden. Beim Spiel müssen sich die Parteien deutlich durch die Farben unterscheiden. Bei Wettspielen wird außerdem eine Kappe getragen. Verliert ein Spieler diese, so darf er nicht spielen, bis er sie wiedererlangt hat.

671. Der Ball. Der Ball ähnelt dem zum Fußball gebräuchlichen; doch darf er keinerlei Griffe besitzen. Er hat 20—23 cm Durchmesser, ist aus Gummi mit einem Segelleinwandbezug hergestellt und muß stark aufgeblasen sein, um keinem Handdruck nachzugeben.

672. Erklärung des Spiels. Da das englische Wasserpolo durch Zahl und Aufstellung der Spieler wie durch den Verlauf des Spieles dem Fußballspiel sehr ähnelt, wird es z. B. in Schottland einfach „aquatic football“ genannt. Ganz deckt sich der Name allerdings nicht mit dem Wesen des Spiels; denn der Ball darf nie mit dem Fuß, sondern immer nur mit einer Hand berührt werden. Dies zu lernen, ist die erste, zugleich auch die schwerste Bedingung für den Anfänger.

Der beste Griff, um den Ball zu halten, ist, ihn zwischen Hand und Handgelenk einzuklemmen. Man darf den Ball nie behalten, er muß sofort weitergeworfen oder -gestoßen werden; ihn unters Wasser zu tauchen, ist ebenso verboten, wie in erhobener Hand mit ihm zu schwimmen. Beteiligen am Spiel darf sich nur, mit Ausnahme des Torwächters, wer schwimmt; wer steht, sich festhält oder sich abstößt, ist außer Spiel. Im übrigen wird beim Wasserpolo genau dasselbe „faire“ Verhalten der Mannschaften untereinander verlangt, wie beim Reiter- und Radpolo: Niemand darf einen Gegner absichtlich behindern, tauchen oder sonst stören — nur die größere Geschicklichkeit und das flotte, aufmerksame Zusammenarbeiten der Mannschaft soll

den Sieg verschaffen. Sieger ist die Partei, die am meisten „Male" gewonnen hat.

673. Die Spieler. Die Mannschaften setzen sich aus je sieben Spielern zusammen: nämlich dem Torwächter, den drei Stürmern, den zwei Malmännern und dem Verbindungsmann.

Der Torwächter ist der einzige, der sich beim Spiel beider Hände bedienen darf, da er den Ball abzuwehren hat. Dagegen ist es ihm verboten, das Spielfeld seiner Partei zu verlassen, oder den Ball über die Mittellinie zu werfen.

Den drei Stürmern (linker und rechter Seitenstürmer und Mittelstürmer) liegt die Aufgabe ob, den Ball für ihre Partei zu erobern und ihn durch das feindliche Tor zu werfen. Bei Beginn des Spiels, das der Schiedsrichter durch einen Pfiff eröffnet, soll der Mittelstürmer als der beste Schwimmer versuchen, den Ball zu erreichen und ihn dem Verbindungsmann zuzuwerfen; dieser wirft ihn einem der Stürmer zu, deren Vorzug ein weites und sicheres Werfen des Balles sein soll.

Die Malmänner sind zur Unterstützung des Torwächters da und haben sich möglichst in der Nähe des Males aufzuhalten und von hier aus den Ball den Stürmern wieder zuzuwerfen.

Der Verbindungsmann hat sich überall und nirgends zu befinden; er muß allen Mitgliedern seiner Partei Hilfe bringen und stets genau über den Stand des Spieles orientiert sein; daher muß er besonders schnell schwimmen können.

674. Gang des Spieles. Zum Spielbeginn stehen die Spieler an der Dreimeterlinie. Der Schiedsrichter gibt durch einen Pfiff das Zeichen zum Anfangen und wirft den Ball dabei unter die Flagge der Mittellinie, also möglichst in den Mittelpunkt des Spielfeldes. Sobald ein Mal gewonnen ist, wird das Spiel durch einen Pfiff beendet. Das Mal kann aber nicht durch e i n e n Wurf genommen, sondern der Ball muß stets von einem zweiten Spieler berührt werden. Die Mannschaften kehren an ihren Stand zurück und der Ball wird neu ausgeworfen. Niemand als der Torwächter darf sich hinter den Mallinien aufhalten, solange der Ball dort nicht ist; der Raum zwischen Tor- und Mallinien muß frei bleiben, bis der Ball dorthin geworfen wird. Die Strafe gegen Verstöße besteht in einem Freiwurf für die feindliche Partei. Ein Ausschluß des Spielers bis zur nächsten Pause erfolgt nach wiederholter Warnung, ein vollständiger Ausschluß vom Spiel, wenn ein Spieler ohne Erlaubnis das Spielfeld verlassen hat. Fliegt der Ball über die eigene Torlinie fort, so erhält der Gegner einen sogenannten „Eckball", d. h. der Ball wird in die Ecke geworfen, in der Seiten- und Torlinie zusammenstoßen, ihm also möglicherweise ein leichter Sieg gewährt. Fliegt der Ball über die feindliche Torlinie hinaus, so erhält der Gegner nur einen Freiwurf; ebenso wenn der Ball über eine Seitenlinie hinaus geworfen wird.

Jedes Spiel zerfällt in zwei Abschnitte und hat eine Dauer von 2 × 7 Minuten mit 3 Minuten Pause dazwischen. Nach jeder Pause werden die Plätze gewechselt.

Neben dem Schiedsrichter befindet sich an Land noch ein Zeitnehmer, sowie ein Torrichter; ersterem wird die pünktliche Innehaltung der Zeit zur Pflicht gemacht, letzterem steht das Urteil zu, ob ein Tor richtig genommen ist oder nicht und wo event. der Ball wieder einzuwerfen ist, wenn er über die Seitenlinie geworfen wurde.

In England wird dieses Richterkollegium noch erweitert. Dort gibt es neben dem Schiedsrichter 3 Kampfrichter, 4 Zielrichter und 2 Zeitnehmer.

675. Besondere Kunstfertigkeiten. Wie beim Radpolo ist auch beim Wasserpolo das „Dribbeln", das Vorsichherwerfen des Balles in ganz kurzen Stößen, ein beliebtes Manöver; auch das Rückwärtswerfen des Balles, um den Gegner zu überraschen, verlangt viel Uebung. Zudem gibt es mancherlei Tricks, die aus den Wechselfällen des lustigen, anregenden Spiels entstanden und erlaubt sind.

676. Die Spielregeln.

1. Beginn. Der Beginn des Spieles wird vom Schiedsrichter durch einen kurzen Pfiff oder das Kommando „Los" angezeigt. Gleichzeitig ist der Ball möglichst genau in in die Mitte des Spielfeldes zu bringen. Vorher dürfen die Spieler ihre Torlinie nicht verlassen.

2. Ball über Seitengrenze oder Torlinie. Ueberschreitet der Ball die Seitenlinie, so erhält die Partei, die den Ball nicht zuletzt berührt hat, einen Freiwurf; überschreitet der Ball die Torlinie, ohne durch das Tor zu gehen, so wird der Ball vom Torwächter eingeworfen; überschreitet der Ball die eigene Torlinie, so erhält die Gegenpartei einen Eckball.

3. Fehler. Kein Spieler, mit Ausnahme des Torwächters, darf eine Stellung einnehmen hinter den Mallinien, wenn nicht der Ball sich dort befindet.

Weiter ist es verboten:

a) den Ball mit beiden Händen gleichzeitig zu fassen,
b) den Ball unter Wasser zu nehmen,
c) sich abzustoßen,
d) den Ball zu berühren, den Gegner zu hindern oder überhaupt am Spiel sich zu beteiligen, wenn man auf dem Grunde des Wassers steht oder sich irgendwie festhält,
e) den Gegner in irgend einer Weise zu behindern oder zu belästigen, wenn er den Ball nicht in der Hand hält (worunter ein Vorsichhertreiben oder Weiterschlagen des Balles nicht zu verstehen ist),
f) den Gegner mit Absicht zu treten, festzuhalten oder zu stoßen,
g) laut zu sprechen,
h) bei einem Freiwurf den Ball dem eigenen Torwächter zuzuwerfen.

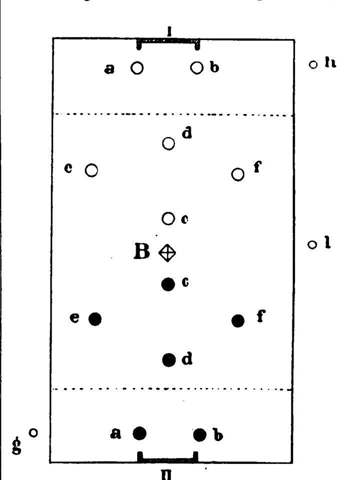
Bei a) und d) ist der Torwächter ausgenommen, doch darf er den Ball nicht über die Mittellinie des Spielfeldes werfen; andernfalls kommt der Gegenmannschaft von dort ein Freiwurf zu.

4. Freiwurf. Die Strafe für einen Fehler ist ein freier Wurf für die Gegenmannschaft von der Stelle aus, wo der Fehler geschah. Der Schiedsrichter bestimmt zur Ausführung des Freiwurfs jenen Spieler der Gegenmannschaft, der sich der Stelle, an welcher der Fehler begangen wurde, am nächsten befindet. Ist nicht zu unterscheiden, von welcher Partei der Fehler gemacht worden ist, so wirft der Schiedsrichter den Ball in das Spielfeld.

5. Unterbrechung. Bei vorkommenden Fehlern oder wenn der Ball über die Grenzen der Spielfläche gelangt, ist das Spiel durch einen Pfiff zum Stehen zu bringen. Alsdann hat jeder Teilnehmer an seinem Platze zu verharren, bis der Schiedsrichter das Zeichen zur Fortsetzung gibt.

6. Verlassen des Wassers. Ein Spieler, welcher das Wasser verläßt oder sich durch absichtliches Festhalten an irgend einem Gegenstand ausruht, wird erst beim Torwechsel, oder nachdem ein Tor gewonnen ist, wieder zugelassen.

7. Torgewinn. Ein Tor ist gewonnen,



337. Aufstellung zum amerikanischen Wasserpolo.

I—II = Goal (Ziel). B = Ball. a—b = Goalkeeper (Zielhalter). c = Centre Rush (Mittelstürmer). d = Half-back-man (halber Hintermann). e—f = rush (Stürmer). g—h = judge (Richter). i = referee (Schiedsrichter).

wenn der Ball von vorn her durch das Tor hinter die Torlinie gebracht wird, vorausgesetzt, daß dies nicht durch eine regelwidrige Handlung der Angreifer erreicht wurde.

Durch den Anwurf oder einen Freiwurf kann das Tor nicht gewonnen werden, sondern der Ball muß vorher noch von einem zweiten Spieler berührt worden sein.

Es zählt nicht als Treffer, wenn der Torwächter beim Ausholen zum Wurfe den Ball hinter die Torlinie bringt, solange er ihn in der Hand hält.

Der Schiedsrichter gibt die Erzielung eines Treffers durch zwei Pfiffe bekannt.

Anmerkung. In den Ausschreibungen ist die Größe des Spielfeldes und die Zahl der Spieler anzugeben.

677. Das amerikanische Wasserpolo. In Amerika hat sich das Polo seit 1890 eingebürgert, aber unter anderen Regeln. Jede Partei besteht dort nur aus sechs Mann; und zwar dem centre rush (Mittelstürmer), 2 rush (rechten und linken Stürmer), 2 half-back (halber Hintermann) und 2 goal-keeper (Torwächter).

Die Aufstellung weicht daher auch, wie aus dem Plan ersichtlich, von der des englischen Polos ab. Außerdem unterscheidet das amerikanische Spiel sich noch dadurch, daß der Ball auch geworfen werden darf, während er beim englischen nur gestoßen wird. Zudem ist es in Amerika gestattet, unterzutauchen, zwischen Mal- und Torlinien zu schwimmen, den Ball unter Wasser zu verstecken 2c. Dagegen gilt das Goal nur dann als gewonnen, wenn es von einem Schwimmer mit dem Ball passiert wird.

2. Golf.

678. Einleitung. Golf (auszusprechen: goff) ist seit Jahrhunderten das Nationalspiel Schottlands. Sein Ursprung ist nicht genau nachzuweisen; ohne rechten Grund versucht man es von den Ballspielen der Römer, der nur dem Namen nach bekannten „Paganica“, oder den Spielen mit dem „Follis“ oder der „Pila“ herzuleiten. Die Spiele der Griechen, die Aporrhaxis wie das Uraniaspiel, könnten dann mit demselben Recht als Vorläufer genannt werden, da zu ihnen auch ein Ball nötig war. Auf den Namen „Kolf“ stößt man im Mittelalter zuerst in Holland, wo ein mehr dem Krocket ähnliches Spiel mit Keulen, die mit Bronzeköpfen versehen waren, in einem geschlossenen Raum gespielt wurde. Darstellungen dieses Vergnügens, das auch auf dem Eise betrieben wurde, finden sich schon auf alten Kacheln und Kupferstichen. Verwandt war dies Spiel, das „Kolf“, dem schon im 14. Jahrh. in Frankreich beliebten „Chole“, bei dem ein Ball mit dem Fuß, mit der Keule oder sogar wie beim Polo vom Pferd aus mit dem Stock getrieben wurde. Später folgte dem Chole oder Chollagespiel das „Palle-Maille“, das sogar das Jeu de Paume, das Spiel im Ballhaus, fast entthronte, und sich auch in Deutschland stark einbürgerte. Auf alten Gütern heißen die schnurgeraden Alleen, die auf das Herrenhaus zuführen, noch heute oft „Mail“, obgleich kaum jemand den Ursprung dieser Benennung angeben könnte. In manchen Städten, wie z. B. in Altona, hat sich die Bezeichnung der breiten, öffentlichen Promenade als „Palle-Maille“ erhalten.

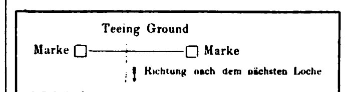
Ueber die Regeln des „Jeu de Mail“ veröffentlichte ein Franzose

Lauthier im Jahre 1717 ein Buch, nach dem man vier Arten des Mail unterschied, nämlich au rouet, en partie, aux grands coups und à la chicane. Gespielt wurde es mit einem Hammer (mail) und einer Kugel. Später gab es noch eine Abart, zu der außer dem Zapfen, den die Kugel berühren mußte, ein zu passierender Bogen nötig war. Somit vollzog sich die Trennung zwischen Golf und Krocket. Im Laufe des 15. Jahrh. nahm die Vorliebe für Golf in Schottland dermaßen überhand, daß das schottische Parlament Verbote gegen das Spiel erließ, hauptsächlich weil man der Ansicht war, die Jugend würde das wichtige Bogenschießen über dem Sport versäumen. Da diese Erlasse gegen das ‚Royal and ancient game‘ aber wenig oder gar nichts nützten, mußten sie am Ende desselben Säkulums wiederholt werden. Dann gab man den fruchtlosen Kampf gegen das fest eingebürgerte Spiel auf, bis gegen Ende des 16. Jahrh. wieder ein Gesetz erlassen wurde, das wenigstens am Sonntag das Golfspiel untersagte und Uebertretungen mit Strafen bedrohte. 1603, als Jakob VI von Schottland einem seiner Untertanen das alleinige Recht zur Herstellung von Golfbällen verlieh, um dem Import der holländischen Bälle entgegenzuwirken, wurden schon öffentliche Wettspiele in St. Andrews veranstaltet. Jakob II, später auf dem englischen Thron als Jakob I, führte das Spiel in London ein und gründete den berühmten, noch jetzt bestehenden Blackheath Club unter dem Namen Knuckle Club, der bis 1864 der einzige englische blieb, während in Schottland sich die Anzahl der Vereine bis dahin auf ungefähr 10 erhöht hatte. Von einer allgemeinen Verbreitung des Spiels in England kann aber erst seit den letzten 15 Jahren die Rede sein; allerdings hat sie so zugenommen, daß alljährlich über 200 neue Klubs eröffnet werden. Jetzt beträgt ihre Zahl im großbritannischen Königreich gegen 2000, wie das „Golfing Annual“ anführt. Ueberall, wo die Engländer Kolonien besitzen oder sich angesiedelt haben, sind auch „Golf-Links“ entstanden; also kann man behaupten, daß es sich über die ganze Erde verbreitet hat. In den Kapländern, in Aegypten, Indien, in Australien, in Nord- und Südamerika, in Ostasien wird es mit gleicher Leidenschaftlichkeit gespielt, denn dadurch, daß Leute jeglichen Alters, Herren wie Damen, an ihm teilnehmen können und es sich zu jedem Klima eignet, ja sich jedem Terrain anpassen läßt, hat es kaum unter allen Sportsspielen einen konkurrenzfähigen Rivalen. — Frankreich besitzt schon seit den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts berühmte Golfplätze in Pau und Biarritz, in Deutschland wurde das Spiel zuerst in Berlin eingeführt und besonders durch Sir Frank Lascelles, den englischen Botschafter am preußischen Hofe sehr unterstützt. Andere Städte, in denen es Golfklubs gibt, sind Wiesbaden, Dresden, Bremen, Homburg, auch Kiel hat seit einigen Jahren hart an der Föhrde in Heykendorf schön gelegene Golf-Links, die Prinz Heinrich, der Bruder des Kaisers, regelmäßig und eifrig aufsucht.

In Schottland ist der angesehenste Klub der Royal and ancient Golf-Club of St. Andrews geblieben. Mit großen Feierlichkeiten wird die Saison dort jährlich durch den Captain eröffnet und dann der Titel „Captain of the Golf“ neu ausgespielt. Der Gewinner erhält für ein Jahr eine silberne Keule, die bereits im Jahre 1744 von

der Stadt Edinburg als Ehrenpreis gestiftet worden ist. Die Regeln des St. Andrews Club sind in der ganzen Welt maßgebend. Dennoch besteht eine Union aller Golfklubs bisher nur in Nordamerika.

679. **Der Spielplatz.** Für das Golf ist kein künstlich geebneter oder geordneter Spielplatz nötig; im Gegenteil, man bevorzugt vor ebenem Terrain, wie er sich auf Heiden oder am Strand darbietet, Länderstrecken, die durch Buschwerk, Bäche, kleine Hügel u. dergl. das Spiel abwechslungsreicher gestalten. Hat man ein langweiliges, ödes Land zur Verfügung, so hilft man durch die Anlage künstlicher Hindernisse nach. In größeren Städten, in denen freie Plätze nur selten zu beschaffen sind — höchstens weit draußen vor den Toren — nimmt man mit dem Gelände noch unbebauter Straßenzüge vorlieb. Der richtige Golfplatz soll aber natürlich eigentlich ein „green“, d. h. in der Hauptsache mit kurzem, dichtem Rasen bestanden sein, auf dem der Ball gut rollt. Der Umfang der Links soll mindestens 1—2 km betragen, aber nicht über 4 km groß sein; jedenfalls eine Ausdehnung, die schon eine tüchtige Bewegung erfordert. Als Male oder holes (Löcher) werden 18 Löcher von ca. 15 cm Tiefe und 10 cm Durchmesser in gleichmäßigen Abständen verteilt und zwar so, daß 9 „out“ zur Grenze des Platzes, und 9 „in“, an den Ausgangspunkt zurückführen. Ausgehoben werden diese Löcher mit dem „cutter“ (Lochbohrer), und um sie vorm Versanden zu schützen, werden sie mit einer niedrigen Eisenröhre versehen, deren Rand aber unterhalb der Erdoberfläche liegen muß. Die Fläche um diese Löcher herum muß sehr eben und gepflegt und auf alle Fälle mit Rasen belegt sein; denn auf den „putting greens“, wie diese Schlagflächen genannt werden, findet das wichtigste Spiel: das Putten oder Einschlagen der Bälle statt. Das erste Mal wird je nach der Größe des gesamten Spielfeldes 2—400 m vom Ausgangspunkt angelegt; das ebene Land des „putting green“ soll ca. 20 m im Durchmesser betragen. Die Spielfläche von einem Mal zum andern heißt course oder green und je ebener das putting green ist, umso abwechslungsreicher durch Erdsenkungen und -hebungen soll das green sein. Auch wenn Straßen oder Eisenbahndämme das green kreuzen, oder Hecken und Zäune Hindernisse bilden, so fügt dies dem Spielplatz nur mehr Reize hinzu. Genügt der Raum nicht zur Anlage von 18 Malen, so bescheidet man sich mit 9 Löchern, die in einem Kreis oder einer Ellipse angelegt werden, damit gleichzeitig mehrere Partien, ohne sich zu stören, spielen können. Verdecken höhere „bunkers“ (Hindernisse) ein Mal — was mit Vorliebe geschieht — so müssen jedoch Richtstangen die Innehaltung der Linie ermöglichen; dicht neben den Schlagplätzen wird der Abschlagplatz, der teeing-ground, angelegt. Bezeichnet wird er durch 2 Marken, gewöhnlich kleine, mit Sand gefüllte Büchsen oder Kästen,



338. Teeing-Ground, Abschlagplatz.

zwischen denen eine Linie gezogen wird und die in ca. 2 m Weite auseinanderstehen. Der Ball darf zum Abschlag oder tee shot auf eine kleine Erhöhung gestellt wer-

den, auf den tee, den man aus etwas Sand formt, die gebräuchlichere Weise, für den es aber auch künstliche Unterlagen aus Hartgummi oder Holz gibt.

Bei Beginn des Spieles werden die Male, der bessern Uebersichtlichkeit wegen, mit Flaggen bezeichnet. Entweder markiert man das genommene Mal mit einer weißen, das nächste mit einer roten Flagge oder man steckt in alle Male „out“ eine weiße, in die Male „in“ eine rote Flagge. Falls mehrere Partien spielen, ist es Sitte, das Mal, wenn es verlassen wird, mit der für die Nächsten gültigen Flagge zu versehen.

680. Die Spielkeulen. Mit der Zeit ist für die verschiedenen Arten der Schläge ein ganzes Arsenal von Keulen notwendig geworden; man rechnet ihre verschiedenen Variationen auf ungefähr 30! Welcher Sorten man für ein Spiel bedarf, hängt vom Terrain des Spielplatzes ab; 4—6 verschiedene werden es immer sein müssen. Von den ursprünglichen schweren und ungefügen Keulen, von denen der St. Andrews Club noch eine Auswahl als Sehenswürdigkeit bewahrt, ist man zu immer eleganteren gekommen. Sie werden aus Holz (wooden clubs) und aus Eisen (iron clubs) hergestellt; die ersteren sind zerbrechlicher und kostspieliger und schon aus diesem Grunde ziehen die meisten Golfspieler die eisernen vor. Der Griff „grip“ aller Keulen hat eine Länge von 30—40 cm und ist am unteren Ende mit Leder umkleidet; am Kopf unterscheidet man die Schlagfläche (face), die Nase (nose), die Sohle (sole), die untere Biegung (Ferse) und den Hals, der die direkte Fortsetzung des Schaftes (hose) bildet und an diesen angeleimt oder mit Draht befestigt wird; verstärkt wird die Verbindung durch dicken, lackierten Bindfaden. Für Holzkeulen wird Hickory- oder Lanzenholz genommen, zum Schaft der Eisenkeulen Hickory- oder Orangenholz. Zum Kopf der Holzkeulen wird ganz trockenes Buchenholz bevorzugt. Der Kupferbeschlag auf der Sohle der Holzkeulen heißt brassy; der Winkel, den die Schlagfläche mit der Sohle bildet, der slop.

681. Die Holzkeulen. Diese erhalten am vorderen Ende der Sohle einen Schutzstreifen aus Horn oder Bein; unterschieden werden sie als Treiber (drivers), Löffler (spoons), Lochkeulen (niblicks) und Einschlagkeulen (putters).

Die Treiber, die noch wieder in ordinary-drivers, gewöhnliche Treiber, und bulger-spoons, Vorwärtstreiber, eingeteilt werden, benützt man zum Vorwärtsschlagen über weite Entfernungen, vorausgesetzt, daß der Ball frei daliegt, sich in „good lie“ befindet. Der Schaft der drivers ist der längste, 107 cm, aller Keulen. Der ordinary-driver führt den Abschlag aus, der Vorwärtstreiber hat eine noch größere Schlagkraft und kann daher nur guten Spielern empfohlen werden. Durch seine konvexe Schlagfläche erhält der Ball eine Drehung (slice).

Die Löffler unterscheiden sich unter einander durch die Form ihrer Schlagfläche und die verschiedene Stärke und Länge ihres Schaftes. Darnach nennt man sie: Langlöffler (long spoon); wird zum Heraustreiben des Balles aus hohem Gras oder einer kleinen Mulde benützt; Mittellöffler (middle spoon); dient demselben Zweck wie der vorige, ist nur stärker und schwerer; Kurzlöffler (short spoon), ist der kleinste der Löffler und führt daher nur kurze Schläge

Treiber für Linkshandspieler.

Vorwärts-Treiber.

Treiber mit kurzer Schlagfläche.

Einschlagkeule.

Langer Kupferlöffler.

Kupferlöffler mit ausgebrauchter Schlagfläche.

Kupferlöffler mit mittellanger Schlagfläche.

Kupferlöffler mit langer Schlagfläche.

Kupferlochkeule.

Hinderniseisenkeule.

Treibereisenkeule.

Kurze Spielkeule.

Sandeisenkeule.

Eine typische Holzkeule.

339. Spielkeulen zum Golfspiel.

aus; der baffing spoon ist fast ganz durch den lofting iron, zum Hochschlagen des Balles, verdrängt, während der brassy spoon, der Kupferlöffler, seit einigen Jahren stark in Aufnahme gekommen ist, um den Ball aus Vertiefungen herauszuschlagen. Seinen Namen hat er nach dem Kupfer- oder Messingbeschlag seiner Sohle. Auch die drivers erhalten jetzt häufig dieselbe Vorsichtsmaßregel und heißen dann brassy-drivers.

Bei den Lochkeulen unterscheidet man den brassy niblick und bulger niblick. Da Beide die Aufgabe haben, den Ball aus den Löchern herauszuschlagen, so ist ihr Kopf sehr schwer, kurz und stark abgeschrägt. Der bulger niblick hat überdies wie der bulger spoon eine konvexe Schlagfläche.

Die Einschlagkeulen werden meistens auf dem Schlagplatz benützt. Ihr Kopf steht fast senkrecht zum Schaft, der beim ordinary putter höchstens 90 cm lang und sehr stark ist, damit ohne viel Kraftanwendung doch der Ball weit getrieben werden kann. Der driving putter ist fast aus der Mode gekommen, da fast alle seine Funktionen — gegen den Wind zu spielen oder den Ball aus hohem Gras herauszujagen &c. — auch von andern Keulen ausgeführt werden können.

682. **Die Eisenkeulen oder iron-clubs.** Diese Keulen ersetzen die hölzernen, wie schon gesagt, mehr und mehr; ursprünglich allerdings dienten sie zu Schlägen, die für wooden-clubs zu gefährlich gewesen wären. Ihre Schäfte sind stärker und kürzer als die der Holzkeulen, um Schläge auf hartem Boden auszuhalten. Ihre 3 Hauptarten sind die Spielkeulen (cleeks), die irons und die Locheisenkeulen (iron niblicks).

Die cleeks haben nur die Arbeit der drivers übernommen, denn sie sind erst in Gebrauch, seitdem die Golfbälle aus Guttapercha hergestellt werden; deshalb wird ihr Kopf, da wo der Ball auf die Schlagfläche trifft, besonders verstärkt. Von ihnen dient wieder der ordinary cleek dazu, den Ball aus Vertiefungen herauszuschlagen, und ihn gleichzeitig weit zu treiben. Sein Schaft ist deshalb kurz und unbiegsam, während der des driving cleek elastischer und länger ist. Der putting cleek wird, wie sein Name verrät, auf dem Schlagplatz benutzt, deshalb besitzt er eine fast senkrechte Schlagfläche. Zwei Schlagflächen dieser Art zeigen sich am iron putter, eine hintere und eine vordere, da er auch mit der linken Hand geführt wird. Ist sein Kopf aus Messing, so heißt er brassy putter. Die Köpfe der irons sind breiter als die der cleeks und ihre Schlagfläche ist schräger gestellt. Der gebräuchlichste der irons ist der sand iron mit sehr kräftigem Schaft, schwerem Kopf und stark nach rückwärts gerichteter Schlagfläche.

Die Treibereisenkeule, driving iron, bei halben und Dreiviertelschlägen gebräuchlich, ist leichter als die sand iron und die Schlagfläche weniger schräg.

Da der lofting iron, die Hinderniseisenkeule, in der Hauptsache zu Dreiviertelschlägen und „stymies“ benutzt wird, d. h. dazu um den Ball dicht am Mal über den des Gegners hinwegzuschlagen, so ist er am leichtesten von allen Eisenkeulen, durch sein Gewicht und die Stellung des Kopfes aber in der Hand guter Spieler zu fast allen Schlägen verwendbar. Daher wird er auch meistens kurzweg „iron“ genannt. Die niblicks,

Lochkeulen, werden bei denselben Schlägen wie die Holzlochkeulen verwendet. Der eigentliche iron niblick hat einen winzig kleinen, fast runden Kopf, da er den Ball aus schmalen Vertiefungen, Wagengeleisen usw. herausschlagen soll, daher ist auch die Schlagfläche leicht konvex. Der Ball fliegt vom Schlag des iron niblick ziemlich hoch, bleibt dann aber auf der Stelle, auf die er herunterfällt, still liegen. Der Schaft dieser Keule muß daher sehr stark sein.

Beim mashy tritt noch zu den eben genannten Eigenschaften die hinzu, den aus einer Vertiefung geholten Ball gleichzeitig noch weiter schlagen zu können; deshalb wird sein Kopf breiter, länger und noch etwas schwerer gehalten. Um dem Schlag noch mehr Schwungkraft zu verleihen, hat man seit einigen Jahren den driver mashy eingeführt, dessen Schaft elastisch ist. Weitere Variationen sind der mashy cleek, der heavy mashy und der approach mashy.

683. **Universalkeulen.** Die Industrie versucht wieder und wieder, Keulen herzustellen, die allen Bedingungen einer brauchbaren Golfkeule entsprechen und durch Auswechseln des Kopfes zu allen Arten von Schlägen genügen. Meistens wird dies Kunststück mit einer Schraubenvorrichtung versucht. Auch gibt es leichtere Keulen für Damen und Knaben, solche mit Köpfen aus Zelluloid oder Aluminium, mit Kork- oder Ledergriffen — alljährlich kommt eine Unzahl von Neuerscheinungen auf den Markt, ein Beweis, welch eine Wichtigkeit dem Spiel in England beigelegt wird und zugleich, wie ungeheuer es verbreitet ist.

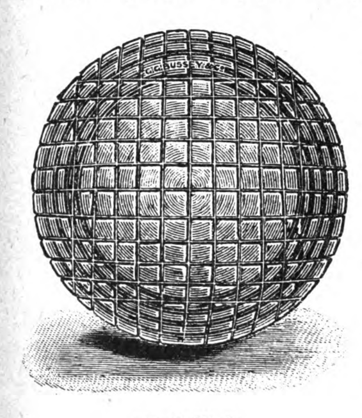
684. **Keulen für den Anfänger.** Der Anfänger soll mit wenigen, höchstens mit 3 Keulen zu lernen beginnen. Zu empfehlen sind ihm ein brassy spoon, ein cleek und ein putter. Erst allmählich, wenn er in die Feinheiten des Spiels eindringt, wird er sich nach mehr Geräten umsehen, 6—7 dürften aber auch dem besten Spieler genügen. Ihre Arten richten sich nach den Terrainzusammensetzungen des Spielplatzes.

685. **Köcher und Köcherträger (caddie).** Es ist gebräuchlich, die Keulen in einem Köcher auf den Spielplatz zu bringen und diesen von einem Köcherträger („caddie") hinter sich hertragen zu lassen. Der „caddie" bekommt eine Mütze in den Klubfarben und lernt schnell, welche Keule zu jedem Schlag nötig ist. In England ist der Stand der caddies ein sehr beliebter bei Leuten, die nicht gern arbeiten und doch viel verdienen mögen.

686. **Der green-keeper.** Jeder Golfklub muß einen green-keeper anstellen, der den Platz in Ordnung hält und zugleich „professional", Berufsspieler, ist. Denn er muß auch die Anfänger anlernen. Die meisten dieser „professionals" stellen sich ihre Spielkeulen selbst her und verachten die Fabrikware. Bei größeren Klubs haben sie eine ganze Heerschar von Angestellten, auch von „caddies" unter sich. Oeffentlich dürfen natürlich Amateure und Professionals nie zusammenspielen; doch geschieht dies bei internen Wettkämpfen des Klubs. Zuweilen werden auch quasi als Belohnung Wettkämpfe der Professionals verschiedener Klubs untereinander veranstaltet.

687. **Der Ball.** Der ursprüngliche Golfball war aus Leder hergestellt und mit Federn möglichst fest ausgestopft; der Stand, der diese „featheries" herstellte, war ein sehr angesehener und wohl-

habender. Um ihn nicht zu schädigen, erließ Jakob II von Schottland, wie in der Einleitung erwähnt wurde, das Verbot, holländische Bälle zu importieren. Der Ball ist dem Spieler etwas so wichtiges, daß er nur mit einem tadellosen spielen, dagegen bei größeren Wettkämpfen gewiß keinen neuen, sondern einen ganz erprobten nehmen wird, ja, je länger ein Ball in Gebrauch ist, desto wertvoller wird er dem Besitzer, vorausgesetzt, daß seine Form ganz intakt bleibt. Seit 1848 kam der Guttaperchaball in den Handel und hat den ledernen vollkommen verdrängt. Um ihn eher und besser gebrauchsfähig zu machen, wird der neue Ball, der dann noch „die" heißt, von Maschinen bearbeitet und seit ca. 30 Jahren erhält er außerdem über die ganze Oberfläche hin sich kreuzende Rillen, wie aus der Abbildung ersichtlich ist.



340. Golfball.

Der Umfang des Balles beträgt $4^1/_2$—5 cm, sein Gewicht darf ihn nicht am Schwimmen verhindern; durch seine Härte ist er fast unzerstörbar und dennoch verleiht ihm seine Leichtigkeit die Fähigkeit, weit durch die Luft fliegen zu können. Die beliebtesten Bälle im Handel sind die „Silvertown", von denen eine Sorte schwimmfähig, die andere besonders hart ist. Angestrichen werden die Bälle meistens in leuchtendem Weiß oder Rot, um weithin sichtbar zu sein. Der gewöhnliche Preis des Balles ist in England 1 sh, doch gibt es natürlich auch teuerere Bälle. Zum Erlernen dient der „captive ball", um das Wiedereinholen des Balles überflüssig zu machen.

688. Aufbewahren der Keulen und des Balles. Die Keulen werden nach jedem Gebrauch trocken und sauber abgerieben; man trockne sie aber nie am Ofen, damit das Holz sich nicht krumm zieht. Um den hölzernen Keulenkopf wasserdicht zu machen, wird er mit einer Lösung von Guttapercha und Aether bestrichen, während man den Schaft und den Kopf der iron-clubs mit Oel einreibt, um das Austrocknen und Rosten zu verhindern; hat sich dennoch Rost gebildet, so muß er sorgfältig mit Oel und Schmirgelpapier entfernt werden.

An alte Schäfte lassen sich, wenn der Spieler an sie gewöhnt ist und sie nicht gern hergeben möchte, neue Köpfe setzen. Wenn der Ball Feuchtigkeit aufgesogen hat und dadurch schwerer geworden ist, ersetzt man ihn durch einen trockenen; schmutzige Bälle werden vom Caddie abgewaschen. Der Anstrich der Bälle muß von Zeit zu Zeit erneuert werden, wozu es jetzt besondere Vorrichtungen gibt. Deformierte Bälle werden in einer Presse neu geformt, doch werden alte Bälle mit Vorliebe von den Fabriken

zum Einschmelzen zurückgekauft. Gute Spieler halten sich immer $^1/_2$ oder ein ganzes Dutzend neuer Bälle vorrätig, um sie gut „ablagern“ zu lassen, da man sie nicht gern benützt, ehe sie nicht mindestens sechs Monate alt sind.

689. Das Spiel. Der Zweck des Spieles ist, den Ball vom ersten Abschlagsplatz, dem tee, in das erste Loch hineinzuschlagen und zwar mit möglichst wenig Schlägen. Sieger des Males wird, wer es mit den wenigsten Schlägen nimmt, Sieger des Spieles, wer die meisten Löcher gewonnen hat. Haben beide Parteien dieselbe Anzahl von Schlägen zu einem Loch gebraucht, so wird es für beide gerechnet; haben beide Parteien gleich viele Löcher gewonnen, so ist die Partie unentschieden (all even). Hat eine Partei bereits 10 Löcher genommen, so daß für die andere doch nur acht bleiben würden, sogen. „byen“, so wird die Partie aufgegeben.

Ein Spiel umfaßt 1 oder 2 Runden, d. h. es geht ein- oder zweimal vom „tee out“ und wieder „in“. Das Spiel ist „dormi“, wenn eine Partei der andern genau schon um so viel Löcher voraus ist, als noch zu nehmen sind; es bleibt dann unentschieden. Denn wenn die erste Partei am 13. Loche ist, die zweite am achten, so kann sie durch die übrigbleibenden fünf höchstens dem Gegner noch gleich werden.

Das einfache Spiel (single oder twosome) verlangt nur eine Person auf jeder Partei; das treesome besteht aus zwei Personen auf einer, und einer Person auf der andern Partei. Foursome oder double hat zwei Parteien à zwei Spieler. So viel Teilnehmer aber auch vorhanden sein mögen: jede Partei hat immer nur einen Ball. Spiele mit mehr als zwei Parteien heißen: three or more ball matches. Die Reihenfolge der Spieler wird zu Beginn eines Wettkampfes festgesetzt, der erste Abschlag jedoch, der honour, wird aus Höflichkeit dem besten und ältesten Golfspieler überlassen.

Beim Wettspiel oder match-play muß jede Partei versuchen, mit ihrem Ball möglichst viele Löcher zu erobern, mit wie viel Schlägen dies geschieht, ist einerlei; das Mal mit einem Schlag weniger genommen zu haben als der Gegner, gibt schon den Sieg. Bei Preiswettspielen sollen mit möglichst wenig Schlägen die Löcher der ganzen Bahn genommen werden. Bei letzteren erhält der Gewinner in England eine Medaille, weshalb die Spiele auch einfach „medal plays“ heißen. Der Klubvorstand fügt ungefähr gleichwertige Spieler als Gegner zusammen. Das Spiel geht rund um den Platz von einem Mal zum andern; ist von einem Spieler ein Mal genommen, so muß er warten, bis auch sein Partner so weit ist.

Spielen mehrere voneinander unabhängige Parteien gleichzeitig, so läßt man die guten Spieler beginnen, um sie nicht durch die schlechten aufzuhalten. Das Mal, nach dem man spielen will, muß frei sein, ebenso die bis zu ihm reichende Spielfläche, also ist immer erst abzuwarten, bis die vorhergehende Partei das Mal verlassen hat.

Jeder Spieler hat vorm Abschlagen des Balles durch einen Ruf: Achtung! (fore!) zu warnen. Die Reihenfolge der Parteien bleibt so lange dieselbe, bis eine Partei ein Loch gewonnen hat, dann besitzt sie den Vorzug „honour“ und „führt“ zum nächsten Mal.

690. Der Abschlag. Zum Abschlag wird der Ball, wie bereits

gesagt wurde, auf eine kleine Erhöhung innerhalb der durch Marken bestimmten Grenzen zurecht gelegt; am Platz selbst darf nichts geändert werden. Es hat sich beim Golfspiel ein eigner Stil herausgebildet, der strikt innegehalten werden muß und vor allem jedem Spieler genaue Befolgung der Regeln, Höflichkeit und Rücksicht auf den oder die Partner zur Pflicht macht. Eine dieser Höflichkeitspflichten ist es auch, dem besten Spieler den „Honour", den Vorzug des ersten Schlages, zu überlassen. Eröffnet wird das Spiel, da es darauf ankommt, den Ball möglichst dem ersten Loch zu nähern, mit einem Treibschlag oder full drive, zu dem der driver genommen wird. Ungeschicktere Spieler sollten sich nicht scheuen, wie es meistens geschieht, den ersten Abschlag zu machen, da grade sie geneigt sein würden, den Stil des Gegners nachzuahmen — meistens zu ihrem Nachteil! Hat ein besserer Spieler aber den Vorrang, so soll der Anfänger diesem Abschlag lieber nicht zuschauen, als verwirrt zu werden und nun dem eigenen Können, durch den Erfolg des andern beängstigt, zu mißtrauen. Während des Spieles soll man nicht lernen wollen, sondern dies Gelegenheiten überlassen, wo man nur Zuschauer ist und neben guten Spielern hergeht. Auf kürzeren Spielplätzen (short-golf) wird zum Abschlagen statt des drivers eine weniger weittragende Eisenkeule, der driver mashy oder einer der cleeks genommen.

Der Spieler stellt sich beim Abschlag parallel zur Richtungslinie, mit fast durchgedrückten Knieen und leicht gespreizten Beinen, unweit des linken Fußes liegt der Ball. Die Sohle der Keule muß fest am Boden ruhen. Beide Hände halten den Griff und zwar faßt die rechte, die dem Schlag Richtung und Schwung gibt, über die linke, deren Aufgabe es nur ist, die Keule zu führen. Viele Spieler, besonders Anfänger, tragen zum Golfspielen hergestellte Handschuhe, die vor Blasen schützen. Beide Hände liegen möglichst dicht nebeneinander, das Ende des Schaftes steht etwas über die linke Hand vor. Sind diese Vorbereitungen (addressing the ball) beendet, so hat der Spieler sich genau die Richtung anzusehen, in die der Ball fliegen soll und „fore!" zu rufen. Gutes Schlagen erreicht man nicht durch Verausgabung höchster Kraft, sondern durch kräftigen Schwung und genaues Treffen des Balles.



341. Der Waggle.

Der „waggle" ist eine Spezialität mancher Spieler, die vorm Schlag die Keule hin- und herschwingen, um mehr Schwung zu erzielen. Der waggle soll aber nur aus den Handgelenken, nicht mit den Armen ausgeführt werden.

Zum Abschlag wird die Keule über den Kopf geschwungen, von rechts nach links, wobei der Blick niemals den Ball verlassen darf; ungefähr 20 cm vom Ball muß die Kreislinie parallel vom Boden sein, mit neuem Schwung wird der Ball getroffen, wonach die Keule in derselben Richtung, die der Ball genommen hat, nach vorn und dann aufwärts bis ungefähr in Schulterhöhe schwingt. Dieses Führen der Keule wie das dadurch bezweckte Vorwärtstreiben des Balles, das



342. Ausschwung, falsche Ausführung.

weniger einem rechten Schlag gleicht als einem Fortfegen, ist die Grundbedingung des Golfspiels. Alle Arten der Schläge werden mit den verschiedensten Keulen in derselben Weise ausgeführt; jeder Fehler entspringt der Nichtbeachtung dieser Regel, der schlechten Haltung, verkehrter Hand- oder Beinstellung, falschem Schwung, kurzum, einer Vernachlässigung der oben angegebenen Punkte. Der richtige Schlag muß also den Ball im Augenblick treffen, wo die Keule wieder aufwärts schwingt und ihn daher hoch durch die Luft treibt. — Es wird behauptet, daß beim Driveschlag 15 verschiedene Punkte zu beachten wären; diese kann der Anfänger natürlich nicht aus der Theorie, sondern einzeln und allein durch die Praxis erlernen.

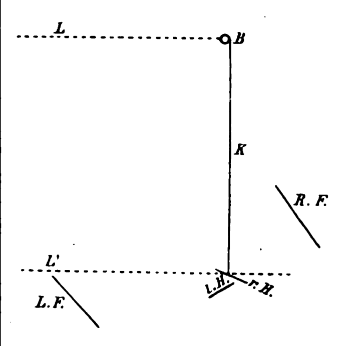
691. **Das Spielen über das Feld** (playing through the green). Das playing through the green beginnt, sobald der Ball durch den ersten Schlag den Abschlagplatz verlassen hat; die nächsten bezwecken, ihn in das Mal oder wenigstens demselben möglichst nahe zu bringen. Zuerst wird festgestellt, wessen Ball noch am entferntesten vom Loch liegt — diese Partei und zwar der zweite Partner muß dann den nächsten Schlag tun. Ist es ihm nicht geglückt, die erste Partei einzuholen, so kommt wieder sein Partner an die Reihe; sie wechseln so lange ab, bis sie mit der ersten Partei gleich stehen oder sie überholt haben. Die Schläge übers Feld werden wohl selten mit dem driver ausgeführt, da der Ball, falls er nicht bereits nahe am Mal liegt, in eins der künstlichen oder natürlichen Hindernisse geraten sein wird. Je nach seiner Lage, ob im Sand, auf steinigem Boden, auf absteigendem oder aufsteigendem Terrain ꝛc., wird die Eisenkeule gewählt, die sich zu dem besondern Fall, wie bei den Keulen beschrieben worden ist, eignet. Ist der Ball in ein dichtes Gebüsch gerollt, oder liegt er so unglücklich, daß mehrere Schläge nötig sein wür-

den, um ihn zu befreien, so ist es vorteilhafter, ihn aus dem Hindernis herauszunehmen und ihn dicht hinter dieses zu legen, was nur den Verlust eines Schlages kostet, als längere Mühe an ihn zu verschwenden. Liegt der Ball in einer Vertiefung, aus der er nicht mit einem einfachen Schlag herauszunehmen ist, so wird der Yerk- oder Rückschlag, fälschlich auch „Gelenkschlag" genannt, angewendet; denn grade die Arme, nicht nur die Handgelenke, führen ihn aus. Er ähnelt dem drive, nur daß die Keule nach beendetem Schwung nicht wieder aufwärts schwingt, sondern in den Boden gleitet; zur Ausführung dieses Schlages dient gewöhnlich der ordinary cleek oder der „iron". Wird beim Yerkstot, wie es öfters vorkommt, ein Stück Rasen mit herausgeschlagen, so ist es Spielgebot, es sofort zurückzulegen und fest in die Lücke einzutreten.

692. Die Annäherungsschläge. Sind die Bälle in abwechselnder Reihenfolge dem putting green genähert worden, so beginnt das feine und schwierige Spiel, das keine vollen Schläge mehr verlangt, sondern „approach shots", Annäherungsschläge, die in verschiedene Nuancen eingeteilt werden. Man unterscheidet Dreiviertel-, Halb- und Gelenk- oder Viertelschläge, deren Stärke und Grenze von jedem Spieler nach seinem „Stil" und seiner Kraft bestimmt werden. — Als allgemeine Regel für die approach shots gilt es, nicht mit dem Oberkörper, sondern nur mit dem Arme zu schwingen, den rechten Fuß vor und zwar dicht neben den Ball zu stellen, die Kniee zu beugen und dicht vorm Treffen des Balles dem Schlag noch einen Schwung aus dem Handgelenk zu geben.

693. Der Dreiviertelschlag. Hat der Ball noch 60—80 m zurückzulegen, so verwendet man den Dreiviertelschlag; je kürzer der Weg, je gebückter ist die Haltung und desto mehr ist der rechte Fuß vorgestellt. Die Vorderarme werden ziemlich dicht am Körper gehalten, dessen Gewicht hauptsächlich auf dem rechten Bein ruht; nur die Arme führen den Schlag aus, die Schultern bleiben ruhig.

694. Der halbe Schlag (half shot). Die beim half shot einzunehmende Stellung, nämlich Einwärtsdrehen des rechten Fußes,



343. Stellung beim half shot.

Auswärtsdrehen des linken, dichtes Anlegen des rechten Oberarmes, ersieht man aus der beigegebenen Zeichnung; der Schlag wird also nur vom rechten Vorderarm ausgeführt, und schwingt nur so weit aus, als es Vorderarm und Handgelenke vermögen.

695. Der Viertel- oder Handgelenkschlag (wrist shot). Wie der Name besagt, wird dieser Schlag nur mit Hilfe der Handgelenke ausgeführt, die Arme bleiben vollständig ruhig, der Ball liegt dicht vorm rechten Fuß.

696. Schneiden des Balls. Wie beim Tennis, Kricket und andern

Spielen, soll auch der Golfspieler die Fähigkeit besitzen, den Ball zu schneiden (to cut oder to slice the ball); d. h. dem Ball soll beim Fliegen eine Drehung gegeben werden, die seine Flugkraft um ein Bedeutendes erhöht. Dies geschieht, indem die Keule im Moment, wo sie den Ball trifft, seitwärts-rückwärts gezogen wird. Angewandt wird dieses Schneiden zum Nehmen der Hindernisse besonders dann, wenn der Ball nicht weit, sondern nur hoch fliegen soll; durch die Drehung wird das Weiterrollen nach dem Auftreffen auf dem Boden verhindert, der Ball ist also „dead“ (tot), er bleibt auf dem Platz liegen.

697. Der high-lofting stroke. Fast immer verbunden mit dem Schneiden des Balles ist der high-lofting stroke. Er dient zum Nehmen eines „hazard“, Hindernisses, das dicht vorm putting green auftaucht und das er besiegen soll, ohne den Ball unnötig vom Mal zu entfernen. Der Spieler steht wie beim halben Schlag, mit dem Unterschied, daß die rechte Hand den Griff der Keule nur lose hält und der Schwung vom linken Arm und Handgelenk ausgeführt wird. Der rechte Ellbogen wird zurückgezogen, damit der Schwung recht steil von oben kommt. Verwandt werden zu diesem Schlag Eisenkeulen mit stark zurückgelegten Schlagflächen (lofting iron) oder der high-lofting stroke wird, da diese Keulen manchem Spieler nicht angenehm sind, durch starke Drehung und einen yerk stroke erreicht. Soll der Ball nach erfolgter Drehung rechts oder links abspringen, so schwingt die Keule nicht in der Schlagrichtung aus, sondern quer zu ihr.

698. Running-up the ball. Soll der Ball aufwärts zum Schlagplatz getrieben werden, so wird die Stellung wie beim halben Schlag eingenommen und nach starkem Schwungholen, an dem sich der ganze Körper beteiligt, der Ball dicht über dem Boden aufwärts gerollt. Das Körpergewicht ruht beim Schlag zuerst auf dem rechten Bein — Knie gebeugt! — und geht, während die Keule so weit als möglich die Richtung des Balles verfolgt, vollständig auf das linke Bein über. Dieser Schlag heißt der Knieschlag.

699. Schlag vom linken Fuß aus. Beim approach shot of the left leg liegt der Ball dicht am linken Fuß. Der nicht häufig angewendete Schlag wird mit dem mashy ausgeführt und zwar nur mit der linken Hand. Das linke Bein trägt das Körpergewicht, die Kniee sind gebeugt, das linke mehr als das rechte. Die rechte Hand mit losem Handgelenk führt die Keule.

700. Ball im bunker. Liegt der Ball am Fuß oder Abhang eines Sandwalles (bunker), so muß er zur Befreiung hoch in die Luft geschlagen werden; dies geschieht am besten mit einem der Löffler. Der Schwung muß sich so gestalten, daß die Keule schon ein Endchen vorm Ball dem Boden parallel fährt, den Ball also ergreift, wenn sie bereits wieder nach oben schwingt. Liegt der Ball in tiefem Sand, so trifft die Keule nicht ihn, sondern in den Sand und dieser treibt den Ball vorwärts. Einer der niblicks tut hier den Dienst.

701. Hochliegender Ball. Wenn der Ball auf einer kleinen Anhöhe liegt — auf einem bunker oder einer der Grenzmarkierungen des Platzes —, so muß er mit einem starken Treiberschlag aus seiner Lage befreit und ihm zugleich eine

neue Richtung gegeben werden. Dieser Schlag wird mit der Spitze der Keule ausgeführt. Der „hooked ball“ fliegt dann zuerst gradeaus und darauf links. Soll er nach rechts fliegen, muß ihm eine Drehung gegeben werden.

702. **Tiefliegender Ball.** Ist der Ball in eine Bahn geraten, die tiefer liegt als die Linie zum Mal, so wird er erst in eine Richtung geschlagen, die querab von der eigentlichen Zielrichtung ist, sie also schneidet. Ein leichter Schlag mit einer nach auswärts gedrehten Schlagfläche genügt hierzu.

703. **Ball im Unkraut.** Liegt der Ball im Unkraut oder langem Gras, so faßt man mit der Keule unter ihn und treibt ihn mit recht sicherem langsamen Schlag heraus. Hindernisse, die im Wege liegen, wie Zweige oder Steine, darf man nicht forträumen; eventuell ist es auch hier angebracht, einen Schlag zu verlieren und den Ball aufzunehmen, als mehrere fruchtlose Schläge zu wagen.

704. **Topping the ball.** Dieser Fehler wird besonders von Anfängern oft begangen: statt den Ball in der Mitte oder an seiner unteren Hälfte zu treffen, schlagen sie von oben auf ihn, drücken ihn also in den Boden — oder ist dieser zu hart, ruinieren sie die Oberfläche des Balles.

705. **Keulenbrechen.** Das topping the ball ist sehr oft eine Folge der Angst um die Keule: man will vorsichtig schlagen, um die Keule nicht zu zerbrechen. Mit geeigneter Keule ist selbst das Aufstoßen auf hartem Boden nicht gefährlich — viele Schläge bedingen ja sogar das Aufschlagen oder sogar Eindringen in die Erde; es handelt sich eben nur darum, die Keule richtig zu handhaben, damit sie sich nicht verdreht, der Ball mit dem Hals getroffen wird oder dergleichen.

706. **Das Einschlagen des Balles** (putting the ball). Durch das ganze Spiel hindurch wird immer der vom Mal noch am weitesten entfernte Ball zuerst geschlagen, bis schließlich beide Parteien den putting green erreicht haben und nur noch weniger Schläge bedürfen, um den Ball ins Loch einzuschlagen (holing out). Liegt nun der Ball des Gegners zwischen dem eigenen und dem Loch, so darf er, liegen die beiden Bälle nur 15 cm oder weniger voneinander, aufgenommen, der eigene Ball gespielt und der gegnerische auf denselben Punkt zurückgelegt werden. Ist jedoch der Raum zwischen den beiden Bällen größer als 15 cm (stymie), so muß der feindliche liegen bleiben; man kann dann nur versuchen, den eignen hoch und über den anderen hinwegzuschlagen. Letztere Methode versucht man, wenn des Gegners Ball „tot“, dead, ist, d. h. dem Loche so nahe liegt, daß er mit einem Schlag hineingeschlagen wird. Ist dies nicht der Fall, hat auch der Gegner mindestens noch zwei Schläge nötig, so macht man den eigenen Ball sicherheitshalber auch erst „dead“, bringt ihn möglichst nahe ans Loch und schlägt ihn mit dem zweiten Schlage hinein. Sich einen Weg zum Loch zu bahnen, eine Linie zu ziehen oder dergl. ist verboten; doch darf der Caddie hinter dem Mal einen Keulen- oder Flaggenstock als deutlicheres Ziel halten.

707. **Die Zählmethode.** Das Spielen bei den ersten neun Löchern heißt „to play out“ (hinausspielen), bei den nächsten neun, die wieder zurückführen „to play in“ (zurückspielen). Ein von beiden Parteien gewonnenes Mal ist „halved“, halb gewonnen; haben beide die gleiche

Anzahl von Löchern gewonnen, so stehen sie „all even" — beide gleich. Hat eine Partei über die Hälfte der Löcher (10) gewonnen, so hat sie gesiegt; ob das Spiel fortgesetzt werden soll, hängt von den Parteien ab. Dormi ist eine Partei, wenn sie der anderen um so viel Löcher voraus ist, als überhaupt noch zu spielen sind. Haben beide Parteien beim Wettspiel (match-play), bei dem nur die Löcher gezählt werden, gleich viele Schläge gemacht, so heißt das: like-as-we-lie. Hat eine Partei einen Schlag mehr gebraucht als die andere, so hat sie einen „odd" gemacht. Hatte sie jedoch einen Schlag als Vorgabe, als odd, und hat ihn gebraucht, so ist er „verspielt". Diese Partei steht dann „one more" eins mehr; hat sie zwei Schläge mehr getan, auf „two more"; also wird nicht der einzelne Schlag, sondern die Differenz zwischen den Parteien gezählt. „Three more" heißt der dritte Schlag, den die Partei machen muß, wenn sie mit „two more" die andere noch nicht erreicht hat. Kommt nun diese an die Reihe, so heißt ihr Schlag „one of three" und bringt die Gegner damit auf „two more", eventuell auf nur „one more" zurück, falls der one-of-three-Schlag fehlging. Die Schläge und Fehler werden also quasi der Gegenpartei gutgeschrieben. Beim medal-play werden alle Schläge vom Ausgangspunkt bis zum Endloch gezählt.

708. **Vorgaben** (to give odds). Um gute Spieler mit mittelmäßigen, schlechten oder Anfängern („youngsters") zusammenspielen zu lassen, werden den letzteren Vorgaben gegeben. Dadurch werden die Siegesaussichten der schwächeren Spieler gegen die Normalspieler erhöht, und sie haben nicht von vornherein unter dem Gedanken einer Niederlage zu leiden. Für beide Teile kann daher das Spiel mit odds nur an Interesse gewinnen. Die youngsters läßt man allerdings gewöhnlich untereinander oder unter der Leitung eines professional spielen, bis sie eine gewisse „Form" erreicht haben; d. h. bis in der Anzahl ihrer Schläge, die sie rund um den Platz brauchen, eine bestimmte Regelmäßigkeit eintritt.

Die „einfache" Vorgabe besteht für das Wettspiel, das match-play, in der Vorgabe von Schlägen, und zwar kann für jedes Loch ein Extraschlag gegeben werden (one stroke a hole); das sind 18 Schläge = 18 Löchern für die ganze Runde; oder nur für jedes gerade oder jedes ungerade Loch ein Schlag (a half); das sind 9 Schläge = 9 Löchern; ferner nur für jedes dritte Loch (a third); also 6 Schläge = 6 Löchern. Eine vierte Variation dieser odds ist es, bei jedem ersten und zweiten Loch eine Vorgabe zu gewähren und sie beim dritten ausfallen zu lassen; oder bei einigen Löchern die Schläge zusammenzustellen, daß z. B. $2^1/_2$ oder $1^2/_3$ herauskommen. Alle Schläge der einfachen Vorgabe knüpfen sich also an bestimmte Löcher, die vor Beginn des Spieles bezeichnet werden, während es beim „bisque" dem Spieler überlassen wird, sich zu wählen, wann er die Vorgaben ausnutzen will, für den Gegner natürlich eine weit peinlichere Bestimmung. — Bei Preiswettspielen, den medal plays, wo nicht nach den gewonnenen Löchern, sondern nach der Anzahl der Schläge gerechnet wird, bestehen die odds in Abzügen, die von der Gesamtsumme der Schläge gemacht werden. Die Vorgaben werden also nicht wie beim Wettspiel tat-

sächlich ausgeführt, sondern nur theoretisch mitgezählt. — Um eine Norm zu haben, wie viel Vorgaben man dem schwächeren Spieler gegen den „scratch player“, den Normalgolfer gewähren soll, rechnet man eben, wie viel Schläge der letztere für eine ganze Runde gebrauchen würde und gibt dem schwächeren eine gewisse Anzahl vor, die dem besseren am Schluß abgezogen werden. Das schwierige Geschäft, die

Spielplatz: .... Datum: ....

Gegner: ....

Inhaber: ....

Löcher	Schläge Eigen	Schläge Gegner	Sieger	Löcher	Schläge Eigen	Schläge Gegner	Sieger
1				10			
2				11			
3				12			
4				13			
5				14			
6				15			
7				16			
8				17			
9				18			

Summe vom 1. bis 9. Loche . .			
Totalsumme			
Vorgabe			
Endsumme			

Gewonnen von .... mit .... zu ....

344. Zählkarte.

Leistungsfähigkeit der Spieler genau und gerecht gegeneinander abzuwägen, besorgt der handicapper jedes Klubs. Die Spieler haben sich seinen Bestimmungen zu fügen und sie nicht überflüssig zu beanstanden. Golf erzieht überhaupt zu großer Höflichkeit und Rücksicht! Da nun außer den Fertigkeiten des Spielers auch seiner Unkenntnis eines fremden Platzes rc. bei Preiswettspielen Rechnung getragen werden muß, so ist der Spieler in den letzten Wochen vor einem medal play, zu dem er sich gemeldet hat, verpflichtet, die Resultate seiner Spiele aufzuschreiben und diese Zählkarten rechtzeitig dem handicapper einzureichen.

Bei der Vorgabe nach Löchern rechnet man gewöhnlich $^1/_3$ mehr als man ihm beim Wettspiel Schläge zu den Löchern geben würde.

709. „C. B.“ Unter diesen beiden geheimnisvollen Buchstaben, die von den englischen Golfspielern so oft erwähnt werden, versteht man die Normalberechnung des Colonel Bogey. Dieser rechnete aus, wie viel Schläge ein Normalspieler ohne jeden Fehler bis zu jedem Loche gebrauchen würde und ließ die Tabellen darüber in den Klubhäusern aufhängen. Jeder Spieler hat nun Gelegenheit, seine Fähigkeit mit der des Colonel zu vergleichen, von ihm besiegt zu sein, ihm gleichzustehen oder sogar über ihn zu triumphieren. Die Ergebnisse der Vergleichung mit „C. B.“ werden ebenfalls auf den Zählkarten vermerkt; und zwar wird, da es sich beim Resultat um gewonnene oder verlorene Löcher handelt, das match-play auf diese einfache Weise zum medal play. Anbei eine Tabelle des Great-Yarmouth Club, die anzeigt, wie viel Schläge bei den verschiedenen Löchern im Spiel gegen Colonel Bogey zu machen sind.

Wie beim Tennisspiel zählt der bessere Spieler von 0 an. Das Aufschreiben wird bei größeren Wettkämpfen von einem besonderen Anschreiber besorgt, und ein scoring telegraf zeigt nach jedem Schlag auf einer Tafel mit Ziffern den Stand des Spieles an.

710. Das Damengolf. Daß nicht allein in England, sondern auch in Deutschland die Frauen beginnen,

eifrige Spielerinnen zu werden, beweist das Bild des neuen Golfklubhauses in Hamburg. Ja, bei uns ist man sogar höflicher als in England, wo die Herren selten mit den Damen zusammenspielen wollen und diese daher genötigt sind, sich selbst Links anzulegen. Da das Spiel eine gleichmäßige Bewegung in frischer Luft erfordert und jede Ueberanstrengung ausschließt, ist es gerade Damen, die sich bei uns



345. Klubhaus des Hamburger Golfklubs. (Aus Sport im Bild.)

in der kälteren Jahreszeit mit wenig Ausnahmen noch viel zu sehr von der Natur abschließen, besonders zu empfehlen.

711. Die Spielregeln. Die folgenden Regeln sind vom „Royal and Ancient Golf Club of St. Andrews" am 29. September 1891 angenommen und am 1. Mai 1895 verbessert.

1. Das Golfspiel wird von zwei oder mehr Parteien gespielt, von welchen jede mit ihrem eigenen Ball spielt. Eine Partei darf aus einer oder mehreren Personen bestehen.

2. Das Spiel besteht darin, daß jede Partei einen Ball von einem „Tee" in ein Loch durch mehrere aufeinanderfolgende Schläge spielt, und das Loch wird von der Partei, welche ihren Ball mit den wenigsten Schlägen in dasselbe treibt, gewonnen, ausgenommen, wenn in den Regeln anders vorgesehen. Wenn zwei Parteien das Loch mit der gleichen Anzahl von Schlägen erreichen, so wird das Loch halbiert.

3. Das „Teeing Ground" (Abschlagplatz) wird durch zwei Zeichen, welche in einer zum Felde rechtwinklig stehenden Linie stehen, bezeichnet, und der Spieler soll weder vor, noch auf einer Seite von diesen Zeichen abschlagen, noch mehr als zwei Schlägerlängen hinter ihnen. Ein Ball, der von außerhalb der Grenze des Abschlagplatzes, wie oben angegeben, gespielt wird, kann von der gegnerischen Seite zurückgerufen werden. Das Loch soll $4^1/_2$ Zoll = $11^1/_2$ cm Durchmesser haben und muß wenigstens 4 Zoll = 10 cm tief sein.

4. Man muß den Ball schlagen, er darf gegen Verlust des Loches nicht geschoben, noch „gelöffelt" werden; jede Bewegung des Schlägers, welche zum Schlagen bestimmt ist, gilt als ein Schlag.

5. Das Spiel beginnt, indem jede Seite einen Ball von dem ersten Teeing Ground abspielt. In einem Spiel mit zwei oder mehr in jeder Partei sollen die Partner abwechselnd von den Tees abschlagen, und sollen während des Spielens um die Gewinnung des Loches abwechselnd schlagen. Die Spieler, welche gegeneinander schlagen sollen, müssen gleich beim Anfang genannt werden, und sollen in derselben Reihenfolge während des Matches weiterspielen.

Der Spieler, der zuerst für jede Partei spielen soll, muß von seiner Partei genannt werden. Falls man sich nicht einigen kann,

soll es durch Losen bestimmt werden, welche Partei die Wahl der Führung haben soll.

6. Falls ein Spieler spielt, wenn es sein Partner hätte tun sollen, soll seine Partei das Loch verlieren, ausgenommen im Falle des Teeschlages, wenn der Schlag auf Verlangen der Gegner widerrufen werden kann.

7. Die Seite, die ein Loch gewinnt, soll beim Starten für das nächste Loch führen und darf, falls der Gegner außer der Reihe spielt, den Schlag widerrufen. Dieses Vorrecht wird „Ehre" genannt. Beim Starten eines neuen Matches ist der Sieger des Long Matches in der vorhergehenden Runde zur „Ehre" berechtigt. Sollte das erste Match halbiert worden sein, so ist der Sieger des letzten Loches zur „Ehre" berechtigt.

8. Eine Runde des Feldes — gewöhnlich 18 Löcher — ist ein Match, ausgenommen, wenn anders bestimmt worden ist. Das Match wird von der Partei gewonnen, welche mehr Löcher voraus ist, als noch zu spielen übrig bleiben, oder von der Partei, welche das letzte Loch gewinnt, wenn das Match beim zweitletzten Loche gleichstand. Wenn beide Parteien dieselbe Zahl gewonnen haben, so ist es ein halbiertes Match.

9. Nachdem die Bälle vom Tee abgeschlagen worden, soll der Ball, welcher von dem Loche, nach dem gespielt wird, am entferntesten liegt, zuerst gespielt werden, außer, wenn in den Regeln anders vorgeschrieben ist. Sollte die falsche Partei zuerst spielen, darf der Gegner den Schlag widerrufen, bevor seine Partei gespielt hat.

10. Ein vom Tee geschlagener Ball darf außer mit Genehmigung des Gegners, nicht gewechselt, berührt, noch fortbewegt werden, bevor das Loch ausgespielt worden ist, gegen eine Strafe von einem Schlage, außer wenn in den Regeln anders vorgesehen ist.

11. Beim Spielen über das Feld können alle losen Hindernisse, innerhalb einer Keulenlänge von einem Balle, welcher nicht in einem Hindernis liegt, oder dasselbe berührt, fortgeräumt werden, aber lose Hindernisse, welche mehr als eine Keulenlänge vom Balle liegen, sollen gegen Verlust eines Schlages nicht fortgeräumt werden.

12. Bevor er den Ball schlägt, darf der Spieler nichts Befestigtes oder Wachsendes in der Nähe desselben fortrücken, biegen oder brechen, außer beim Stellungnehmen zum Zwecke den Ball zu richten, und seine Keule hierzu zu „sohlen", gegen Verlust des Loches, außer wie in Regel 18 vorgesehen.

13. Ein Ball, welcher in nasser Erde oder losem Sande festsitzt, darf herausgenommen und leicht in das Loch, welches er gemacht hat, zurückgelegt werden.

14. Wenn ein Ball in einem Hindernis liegt oder ein solches berührt, soll die Keule die Erde nicht berühren, noch soll gegen Verlust des Loches etwas berührt oder fortgerückt werden, bevor der Spieler nach dem Balle schlägt, außer daß der Spieler seine Füße fest auf den Boden stellen darf, um den Ball zu richten. Aber wenn im Rückwärtsschwung, oder im Schwung nach unten Gras, Sträucher, Ginster oder irgend ein anderer wachsender Gegenstand, oder die Seite eines Sandhaufens, einer Mauer oder Umzäunung, oder eines sonstigen unbeweglichen Gegenstandes berührt wird, so entsteht keine Strafe.

15. Ein Hindernis besteht aus Wasser, Sand, loser Erde, Maulwurfshügeln, Wegen, Chausseen oder Eisenbahnschienen, Gräsern, Gebüschen, Schilf, Kaninchenlöchern, Umzäunungen, Gräben u. s. w., außer Sand, welcher von dem Winde auf das Gras geweht worden ist, hingestreutem Grase zur Erhaltung der Links, Schnee oder Eis, oder unbewachsene Stellen auf dem Spielplatze.

16. Ein Spieler oder dessen Keulenträger soll gegen Verlust eines Loches weder irgendwelche Unebenheiten der Erdoberfläche in der Nähe des Balles niederdrücken oder hinwegräumen, ausgenommen auf dem Abschlagsplatze.

17. Wenn ein Gefäß, Schubkarren, Werkzeug, Rasenwalze, Mähmaschine, Kiste oder irgend ein anderes ähnliches Hindernis sich auf dem Spielfelde befindet, so darf ein solches Hindernis fortgeräumt werden. Ein Ball, welcher auf einem solchen Hindernis liegt oder ein solches berührt, oder auf Kleidungsstücke, Netze, auf Boden, welcher repariert wird, resp. provisorisch überdeckt oder geöffnet ist, liegt, darf aufgehoben und auf der nächsten Stelle des Spielplatzes wieder fallen gelassen werden; aber ein Ball, der in einem Hindernis aufgehoben worden ist, soll im Hindernis wieder fallen gelassen werden. Ein Ball, der in einem Golfloch oder Fahnenloch liegt, darf aufgehoben werden und nicht mehr als eine Schlägerlänge hinter einem solchen Loche wieder fallen gelassen werden.

18. Wenn ein Ball durch Moos, Ginster, Nesseln u. s. w. gänzlich verdeckt ist, soll nur soviel zur Seite geräumt werden, als nötig ist, um dem Spieler den Anblick seines Balles, bevor er spielt, zu gewähren, ob in einer Linie mit dem Loche oder nicht.

19. Wenn ein Ball fallen gelassen werden muß, soll ihn der Spieler fallen lassen. Der Spieler soll mit dem Gesichte dem Loche zugewandt, aufrecht hinter dem Hindernis stehen, so daß der Punkt, an welchem der Ball aufgehoben wurde (oder falls bei fließendem Wasser, der Punkt, wo er dasselbe berührte), in einer geraden Linie zwischen sich und dem Male liegt, und soll den Ball rückwärts von seinem Kopfe ab fallen lassen; er darf soweit hinter dem Hindernis stehen, wie er beliebt.

20. Wenn die Bälle im Spiele innerhalb 6 Zoll = 15 cm voneinander liegen (von den einander am nächsten liegenden zwei Punkten gemessen), soll der Ball, welcher näher zum Loche liegt, aufgehoben werden, bis der andere gespielt worden ist, und soll dann so genau wie möglich in seine ur-

sprüngliche Stellung zurückgelegt werden. Wird der vom Loche am entferntesten liegende Ball hierdurch unwillkürlich gerückt, so muß er wieder zurückgetan werden. Sollte die Lage des aufgehobenen Balles vom Gegner beim Spielen geändert werden, so darf er so genau wie möglich in seine ursprüngliche Lage wieder gebracht werden.

21. Sollte der Ball im Wasser liegen oder verloren gegangen sein, so darf der Spieler gegen Verlust eines Schlages einen Ball fallen lassen.

22. Alles was zufällig einem sich in Bewegung befindenden Balle zustößt, wie z. B. daß er abgelenkt oder aufgehalten wird durch irgendwelche Umstände außerhalb des Rahmens des Wettspieles oder durch den Keulenträger, so ist es ein Feldhindernis, und der Ball muß von dem Platze, wo er liegt, gespielt werden. Sollte ein Ball in etwas sich Bewegendes hineingeraten, so muß er, oder falls er nicht wiedererlangt werden kann, ein anderer Ball so nahe wie möglich an der Stelle fallen gelassen werden, wo der Gegenstand war, als der Ball sich darin niederließ. Aber sollte ein ruhender Ball durch irgendwelche Wirkung außerhalb des Wettspieles gerückt werden, soll der Spieler ihn oder einen anderen Ball so nahe wie möglich an der Stelle, wo er lag, fallen lassen. Auf dem Putting Green (Einschlagplatz) darf der Ball mit der Hand niedergelegt werden.

23. Falls der Ball des Spielers den Gegner trifft oder von einem Gegner oder einem Keulenträger oder Schläger des Gegners unwillkürlich gerückt wird, so verliert der Gegner das Mal.

24. Falls der Ball des Spielers ihn selbst oder seinen Partner trifft oder von irgend einem ihrer Keulenträger und Schläger, oder von ihnen selbst aufgehalten wird, oder wenn in dem Augenblicke des Spielens der Spieler den Ball zweimal schlägt, so verliert seine Partei das Loch.

25. Falls, außer bei dem Tee, der Spieler, während er keinen Schlag macht, oder sein Partner oder ihre Keulenträger den Ball ihrer Partei so berühren, daß er sich bewegt, oder ihn durch die Berührung irgend eines Gegenstandes zur Bewegung bringen, verliert die berührende Partei einen Schlag.

26. Ein Ball wird als bewegt angesehen, wenn er seine ursprüngliche Stellung auch nur im geringsten verläßt und in einer anderen bleibt; aber wenn ein Spieler seinen Ball berührt und denselben dadurch zum Schwanken bringt, ohne daß die ursprüngliche Stellung verlassen wird, so ist er im Sinne der Regel 25 nicht gerückt worden.

27. Die Partei des Spielers verliert einen Schlag, wenn er den Ball des Gegners spielt, wenn nicht a) der Gegner dann den Ball des Spielers spielt, wodurch die Strafe annulliert wird; das Loch muß dann mit den ausgetauschten Bällen gespielt werden, oder wenn b) der Fehler durch falsche Angaben seitens des Gegners verursacht worden ist, in welchem Falle der Fehler, wenn er entdeckt wird, bevor der Gegner zu spielen beginnt, dadurch rektifiziert werden muß, daß ein Ball so genau wie möglich an die Stelle, wo des Gegners Ball lag, hingelegt wird. Wenn es entdeckt wird, bevor irgend eine Partei vom Tee geschlagen hat, daß eine Partei das vorhergehende Loch mit dem Balle einer nicht am Match beteiligten Person ausgespielt hat, so verliert jene Partei das Loch.

28. Wenn ein Ball verloren geht, so verliert die Partei des Spielers das Loch. Ein Ball wird als verloren betrachtet, falls er nicht fünf Minuten nach Beginn des Suchens gefunden worden ist.

29. Ein Ball muß gespielt werden, wo er liegt, oder das Loch aufgegeben, außer, wenn anders in den Regeln vorgesehen.

30. Der Ausdruck „Putting Green" (Einschlagplatz) bedeutet das Feld innerhalb zwanzig Yards, 18½ m vom Loche, ausgenommen den Hindernissen.

31. Alle lose Hindernisse dürfen vom Putting Green entfernt werden, außer dem Balle des Gegners, wenn weiter als 6 Zoll (15 cm) von dem des Spielers entfernt.

32. In einem Match von drei oder mehr Parteien muß ein Ball, welcher in irgend einer Entfernung zwischen dem Spieler und dem Loche liegt, aufgehoben, oder wenn auf dem Putting Green, ausgelocht werden.

33. Wenn der Ball auf dem Putting Green ist, soll kein Zeichen angebracht, noch Linie gezogen werden, welche zur Führung dienen könnte. Die Linie zu dem Loche darf gezeigt werden, aber die betreffende Person darf die Erde dabei nicht mit der Hand oder der Keule berühren. Der Spieler darf seinen eigenen oder den Keulenträger des Gegners am Loche stehen haben, aber weder Spieler noch Keulenträger dürfen sich so stellen, daß sie den Ball vom Winde schützen, oder denselben dem Winde preisgeben. Die Strafe für Uebertretung dieser Regel ist der Verlust des Loches.

34. Der Spieler und sein Keulenträger dürfen forträumen, aber nicht niederdrücken Sand, Erde oder Schnee, welche sich um das Loch oder auf der Linie befinden. Dies soll durch Streichen mit der Hand quer über die Richtung des Schlages und nicht entlang derselben ausgeführt werden. Dünger darf man mit einer eisernen Keule zur Seite schaffen, aber die Keule darf nicht mit mehr als ihrem eigenen Gewicht auf die Erde niedergesetzt werden. Die Puttinglinie (Einschlagslinie) darf nicht mit dem Schläger, der Hand oder dem Fuße, außer wie oben angegeben, oder dicht vor dem Balle in der Minute des Richtens gegen Verlust des Loches berührt werden.

35. Jede Partei ist berechtigt, den Fahnenstock beim Nähern des Loches fortnehmen zu lassen. Wenn der Ball gegen den Fahnenstock, während letzterer im Loche ist, ruht, ist der Spieler berechtigt, den Stock fortzunehmen und, falls der Ball hineinfällt,

so ist er als mit dem vorhergehenden Schlag eingeschlagen zu betrachten.

36. Ein Spieler darf nicht spielen, gegen Strafe eines Schlages, bis der Ball des Gegners aufgehört hat zu rollen. Sollte der Ball des Spielers den seines Gegners einschlagen, so soll der letztere als mit dem vorhergehenden Schlag eingeschlagen betrachtet werden. Wenn beim Spielen der Ball des Spielers denjenigen des Gegners fortrückt, hat der Gegner das Recht, seinen Ball wieder zurückzulegen.

37. Ein Spieler soll nicht um Rat fragen, noch wissentlich durch Blicke, Worte oder Zeichen Rat über das Spiel von irgend jemandem, außer seinem eigenen Keulenträger, seinem Partner und seines Partners Keulenträger, annehmen. Als Strafe ist für die Umgehung dieser Regel der Verlust des Loches angesetzt.

38. Wenn ein Ball in einzelne Teile zerspringt, so kann ein anderer Ball niedergelegt werden, wo der größere Teil liegt, oder wenn zwei Teile anscheinend von derselben Größe sind, darf der andere Ball nach Belieben des Spielers dort niedergelegt werden, wo eins der Teile liegt. Falls ein Ball Risse bekommt oder unspielbar wird, so darf der Spieler ihn wechseln, nachdem er diese Absicht seinem Gegner mitgeteilt hat.

39. Ein Strafschlag soll nicht als ein Schlag im Spiele angerechnet werden und soll die Reihenfolge des Spieles nicht unterbrechen.

40. Sollte über irgend einen Punkt eine Meinungsverschiedenheit entstehen, haben die Spieler das Recht, die Person oder Personen, welche über diese Streitigkeit urteilen sollen, zu bestimmen. Sollten sie sich nicht einigen, so kann es jede Partei dem Komitee des Platzes, wo der Zwist entstand, überweisen, dessen Entscheidung endgültig ist. Sollte der Zwist nicht durch die Golfregeln gedeckt sein, so müssen ihn die Richter nach bestem Können entscheiden.

---

3. Fußball.

712. Einleitung. Zu den schönsten aller Rasenspiele gehört unstreitig das Fußballspiel. Wie sehr es geeignet ist, männliche Tugenden: Mut, Entschlossenheit, Geistesgegenwart und Kameradschaftlichkeit zu entwickeln, ja, wie es gerade durch diese Eigenschaften, die es fordert, dem innersten, deutschen Wesen entspricht — trotz allem was man gegen das Spiel ins Feld geführt hat und noch sagt! — das beweist die enorme Verbreitung, die das Spiel in ganz Deutschland annimmt, unterstützt von allen Pädagogen, Aerzten und Gelehrten, denen die Sorge für die Jugend am Herzen liegt und die zugleich wissen, welchen Hauptfehler die deutsche Erziehung bisher begangen hat und in welcher Hinsicht dieser Mangel zum Ausdruck kommt. Die körperliche Ausbildung hielt absolut nicht Schritt mit der geistigen und die ungesunden Lebensverhältnisse in den größeren Städten traten hinzu, um eine eingreifende Reaktion gegen die die Zukunft des Volkes gefährdenden Schäden nötig zu machen. Gewiß war das Turnen von hervorragendem Nutzen, behielt aber doch, da es unter Aufsicht des Lehrers ausgeführt wurde, etwas streng Pädagogisches, Doktrinäres; und Kinder müssen zu ihrer wirklichen Erholung spielen können und sich selbst überlassen bleiben. Daher wurde die Gründung der ersten Fußball-Verbände in Deutschland, die bis zum Anfang der neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts zurückdatieren, von allen einsichtigen Männern mit Freuden begrüßt. Denn das Fußballspiel verhilft der Jugend wieder zu ihrem Recht, es gestattet ein Austoben und Ausjagen, bringt immer wieder neue Abwechselungen, über denen die Müdigkeit vergessen wird und stählt das Gefühl der Verantwortlichkeit und Gemeinsamkeit; jeder Spieler setzt seine beste Kraft ein, um seiner Partei zum Siege zu verhelfen und weiß, daß dies doch nur mit Hilfe

aller geschehen kann — Fußballspiel ist eben ein Mannschaftsspiel par excellence! Daß es „roh" sei, weil gelegentlich, aber sehr selten ein Knöchel- oder Armbruch vorkommt, ist eine Behauptung, die nur von Laien und ganz Unkundigen erhoben werden kann. Wie in der Einleitung dieses Buches festgestellt worden ist, soll eben jedem echten Sport das Moment der Gefahr nicht ganz fehlen; wollte man also seinen geliebten Körper keiner noch so kleinen Fährlichkeit aussetzen, so müßte man keinerlei Sport treiben, sondern hinterm Ofen sitzen bleiben; obgleich ja auch Unfälle genug innerhalb der vier Wände vorkommen! Da das Gute Nützliche sich, wie die Weltgeschichte lehrt, immer durchsetzt, so kann man auch die kleinen Kämpfe gegen das Fußballspiel, die sich auf Unwissenheit, Eigensinn oder die beliebte deutsche Streitsucht gründen, getrost sich selbst überlassen — entwurzeln werden sie die Vorliebe für das Spiel doch nicht mehr können, höchstens es in seinem Siegeszuge etwas hemmen. Was sich schließlich aber in Deutschland einmal einnistet, sitzt um so fester — das muß der Trost sein!

Welche Bedeutung auch von militärischer Seite diesem Sport beigelegt wird, beweist ein „Heer und Sport" benannter Artikel des Hauptmanns und Kompagniechefs W. Scheibert, in dem die Frage aufgestellt wird: „Was soll die Infanterie für Sport treiben?" Hauptmann Scheibert fordert als beste seelische Eigenschaften des modernen Soldaten „einen zähen Charakter, ein heißes Herz, einen zu raschem Entschluß fähigen, aufgeweckten Kopf" und er kommt zu dem Schluß, daß ein Sport, der diese Forderungen erfüllen hilft, billig und interessant sein sollte, keine übergroßen Vorkenntnisse verlangen und die gleichzeitige Teilnahme einer größeren Menge gestatten müßte. „Da gibt es nur einen passenden Sport," fährt er fort, „das Fußballspiel." Hoffentlich nutzt dies Eintreten von so berufener Seite; das Wesen des Fußballspiels gründet sich ja auf Disziplin und Unterordnung, ist also quasi nur eine Fortsetzung der militärischen Erziehung, und ebenso wie der Soldat im Hinblick auf den endlichen Sieg die eigene Persönlichkeit rücksichtslos einsetzen soll, verlangt auch das Spiel ein Aufgehen im Streben der Partei. Im Fußballspiel finden sich folglich alle Momente, die im Kriege den moralischen Wert des Mannes ausmachen. —

Als ältester historischer Vorläufer des Fußballspiels ist das Harpastum der Römer (bei den Griechen unter dem Namen Episkyros) zu betrachten, das wahrscheinlich durch Cäsars Legionen nach England verpflanzt wurde. Die Wettspiele zu Derby sollen sogar ihren Ursprung in einem Siege über die Römer gehabt haben und zur Erinnerung an diese Waffentat jährlich wiederholt worden sein. Jedenfalls nahm auch die Verbreitung des Fußballspieles auf den britischen Inseln bald in einer Weise überhand, daß die Regierung ebenso wie durch das Golfspiel eine Vernachlässigung des Bogenschießens befürchtete und auch das Fußballspiel durch allerlei Edikte und Strafen zu unterdrücken suchte. Doch war der Kampf ebenso fruchtlos wie der gegen das Golf; das Spiel blieb besonders in den mittleren und unteren Volksschichten sehr beliebt, verdiente damals allerdings etwas den Vorwurf der Roheit, der ihm heute ungerechterweise noch gemacht wird. Denn da es darauf ankam, den Ball, eine in Leder genähte Tierblase, in das Nachbar-

dorf zu bringen und ihn dort an einem bestimmten Mal niederzulegen, außerdem der Kampf mit Armen, Händen und Beinen gestattet war, artete die Begegnung der feindlichen Parteien unterwegs gewöhnlich in blutigen Kampf aus. Das war auch der Grund, weshalb sich der Adel und die gebildeten Leute von diesen meistens zur Fastnachtszeit ausgetragenen Wettspielen fernhielten und sie verachteten. Zu Zeiten Elisabeths unterschied man bereits zwei Arten des Spieles: das hurling over country, das eben das Befördern des Fußballes von einem Dorf ins andere war, und das hurling to goal, bei dem der Ball durch ein aus Büschen markiertes Tor getrieben wurde. In Frankreich kannte man um dieselbe Periode das Chollage- oder Choulagespiel, das darin bestand, einen Ball durch einen mit Seidenpapier bespannten Tonnenreifen zu treiben, der als goal diente. Von einem italienischen Fußballspiel erzählt der Schriftsteller Scanio im 16. Jahrh. Der Ball durfte hier jedoch nicht vorwärts geworfen, sondern mußte getragen und nur mit dem Fuße „gedribbelt“, getrieben werden.

Durch den Einfluß der Puritaner wurde das Fußballspiel in England verpönt und geriet vollständig in Vergessenheit, bis die berühmte Schule von Rugby seinen erzieherischen Wert erkannte und es neu einführte. Es wurde dort in der alten Weise gespielt, nämlich mit der Erlaubnis, den Gegner festzuhalten und den Ball mit den Händen fortzutragen. Andere Schulen dagegen, bei denen nicht auf Rasenplätzen, sondern auf hartem Boden gespielt wurde, verboten, um Verletzungen vorzubeugen, den Ball mit den Händen zu berühren und den Gegner anders als nur mit herabhängenden Armen fortzudrängen. Diese große Trennung zwischen den beiden Spielarten besteht trotz aller Versuche, die verschiedenen Ansichten zu überbrücken, noch bis auf den heutigen Tag; nach wie vor unterscheidet man zwischen „Rugby“ und „Assoziation“, wie das Spiel, das das Tragen des Balles verbot, genannt wurde.

1863 wurde in London die Football-Assoziation gegründet, die in ihren ersten Regeln das Fangen des Balles aus der Luft, nach dem ersten Aufsprung usw. gestattete. Da aber der Cambridge Club seinen Beitritt von der Erklärung abhängig machte, jedes Spielen mit den Händen zu verbieten, wurden die Regeln dahin abgeändert. Allerdings vollzog sich dadurch die absolute Trennung zwischen Rugby- und Assoziationspielern; die letzteren sind aber bedeutend in der Mehrheit.

Fast nationale Feste sind jährlich in London die Wettkämpfe zwischen den Mannschaften der vier Königreiche England, Schottland, Wales und Irland, die bis 1893 auf dem Kensington Oval und jetzt auf dem Cristal Palace Ground abgehalten werden und die sich um die Eroberung des im Jahre 1871 gestifteten Ehrenpreises, des „Challenge cup“ drehen; unzählige „bets“, Wetten, in denen der Engländer ja ohnehin groß ist, werden auf die mutmaßlich siegende Partei abgeschlossen. — Die fabelhafte Vorliebe fürs Fußballspiel hat aber auch in England den umfangreichen Stand der Berufsspieler gezüchtet; daß sie dem Sport schaden, ist sicher, denn Sport soll nicht mit dem Begriff des Erwerbs verbunden werden — er soll nur eine ideale Konkurrenz dulden und keinen anderen Zweck als den körperlicher Stärkung und Erholung, wie der Ausbildung männlicher

Tugenden haben. — Da bei uns in Deutschland der Sport kaum jemals eine ähnliche Bedeutung, eine Art von Selbstzweck, annehmen wird, wie in England, braucht man auch nicht Uebertreibungen und Ausschweifungen zu fürchten. Die Berufsspieler werden bei uns immer nur nötig sein, um die Laien in die Anfangsgründe eines Sports einzuführen.

Der Fußballsport ist, da er alle Muskeln des Körpers in Anspruch nimmt und gleichmäßig alle Gliedmaßen in Bewegung setzt, eines der vorteilhaftesten Spiele. Freilich, daß sich Frauen an ihm beteiligen, ist ausgeschlossen. Die Anstrengung für sie ist viel zu groß und die Bewegungen wirken, durch Frauen ausgeführt, direkt unästhetisch. Ich habe einmal vor vielen Jahren einem öffentlichen Fußballmatch von Frauen in London beigewohnt. Das sonst bei Sportsleistungen leicht enthusiasmierte Londoner Publikum blieb den gar nicht schlechten Leistungen gegenüber eiskalt, sprach von Provinzmädchen, die um jeden Preis auffallen möchten, und sich deshalb „indecent“, unanständig, betrugen — kurzum, ich glaube kaum, daß der Versuch wiederholt worden ist. Wird durch eine Frau der Schönheitssinn beleidigt, so verliert ihr höchster sportlicher Erfolg seinen Wert.

In Deutschland, besonders im Norden, wird meistens nach Assoziationsregeln gespielt; die bekanntesten Klubs sind die Berliner, Dresdener und Hamburger.

In Amerika und in Australien haben sich zwei besondere Arten des Fußballspiels entwickelt, die sich weit von dem englischen entfernen.

Assoziation.

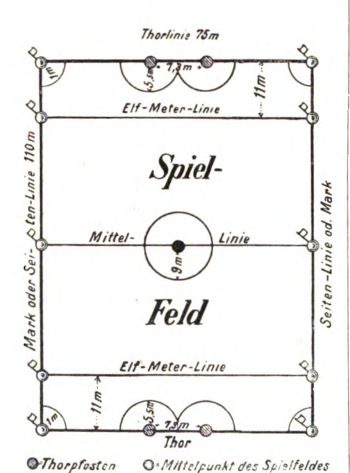
713. Allgemeines. Da das Assoziationspiel nicht das ältere, aber das erste Spiel ist, das feste Regeln besaß, soll es zuerst besprochen werden. Zu jedem Spiel gehören zwei Parteien zu je 11 Spielern, von denen jede bemüht ist, den Ball durch das feindliche Tor zu treiben. Außer dem Torwächter darf niemand die Hände benützen, um den Ball aufzuhalten oder vorwärts zu bringen, er soll nur mit den Füßen gestoßen werden. Dies ist die einfache Erklärung des Spiels. Daß aber seine Ausübung durchaus nicht so simpel ist, wie es nach der kurzen Erläuterung scheinen mag, geht daraus hervor, daß ein ungeheures Training nötig ist, um einer Mannschaft auch nur einen beachteten Namen zu verschaffen. Nur durch langes Ueben kann es erlernt werden, die Absichten des Gegners zu durchschauen oder zu ahnen und das eigene Spiel darnach zu richten. Da alles auf gemeinsames Arbeiten ankommt, so muß sich zur gegenseitigen Ergänzung in jeder Mannschaft einer auf den andern „einarbeiten“ — nur dann erst kann von einem richtigen „Spiel“ die Rede sein.

714. Das Spielfeld. Das Spielfeld soll eine Länge von 110 m zu 75 m Breite haben, der Boden muß gut geebnet und von allen großen und kleinen Hindernissen befreit sein. Das beste ist auch hier ein Rasen, sonst eine festgestampfte Fläche.

Die Marken rings um den Platz werden mit Kalkmilch gezogen; an den Längsseiten werden sie Seiten- oder Marklinien (touch-lines) genannt, an den Breitseiten Mal- oder Torlinien (goal-lines). In 11 m Entfernung von den beiden Torlinien werden parallel zu ihnen die Elfmeter- oder Straflinien (penalty-lines) abgegrenzt; ebenso geht genau durch den Mittelpunkt des Spielfeldes eine Linie von

Längsseite zu Längsseite. Wieder um diesen Mittelpunkt wird ein Kreis von 9 m Radius gezogen.

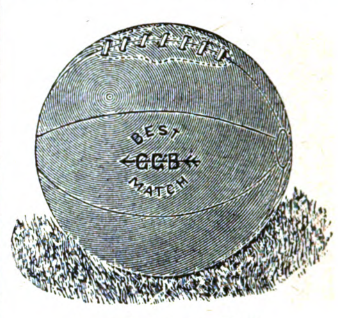
Die Tore, „goals", stehen sich genau auf den beiden Breitseiten gegenüber; ihre beiden Pfosten haben einen Raum von 7,35 m



346. Grundriß des Spielfeldes.

zwischen sich. Um jeden Torpfosten wird mit Kreide ein Halbkreis von 5,5 m, um jede, die Ecken des Spielfeldes markierende Flagge ein Viertelkreis von 1 m Radius gezogen. Die Punkte, in denen sich die Mittel- und die Elfmeter-Linie mit den Breitseiten berühren, werden gleichfalls durch Flaggen bezeichnet.

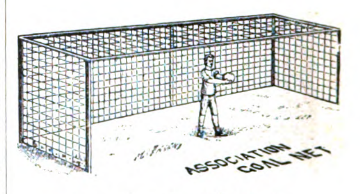
715. Die Spielgeräte. Der Ball zum Assoziationspiel ist von kugelrunder Gestalt und zum Aufblasen eingerichtet; seine äußere Hülle besteht in starkem, aber nicht zu steifem Leder, das, nachdem der Ball gänzlich voll Luft gepumpt ist, durch einen Lederriemen vermittelst einer Ahle fest zusammengeschnürt wird. Das Gewicht des Balles soll 400—450 g betragen, sein Umfang 65—70 cm. Wird er nicht gebraucht, soll die Luft herausgelassen



347. Assoziation-Fußball.

und das Leder zur Konservierung häufiger mit Fett eingerieben werden. Zum Aufblasen dienen Luftpumpen.

Die Torpfosten werden in einer Höhe von 2,5 m durch Querstangen oder Bänder mit einander verbunden; noch rationeller, um das Passieren des Balles durch das Goal absolut sicher zu beurteilen, ist das zwischen den Pfosten befestigte Tornetz, das goal-net, das



348. Assoziation-Goal-Netz.

den Ball auffängt. In England ist seine Anwendung bei allen wichtigeren Wettspielen Vorschrift. Die Höhe der Torpfosten beträgt 7,5 m, die der Eckpfosten ungefähr 3 m;

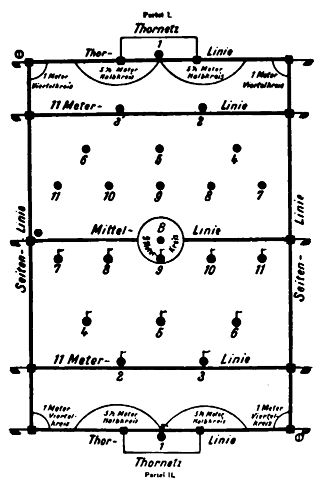
auch die Flaggenstangen sollen wenigstens mannshoch sein, um jedem Unglück vorzubeugen; aus demselben Grunde wird ihrem Ende ein runder Knopf aufgesetzt.

716. Der Gang des Spieles. Die beiden, zum Fußballspiel nötigen Parteien haben je 11 Spieler, die in angreifende und verteidigende geteilt werden und von deren Zusammenarbeiten allein, wie schon betont wurde, der Erfolg abhängig ist, nicht von den Leistungen des einzelnen.

Von den angreifenden Spielern heißen 5 die Stürmer (forwards) und 3 die Markmänner oder Halbspieler (halfbacks); 2 Mal- oder Hintermänner (backs) bilden mit dem Torwächter (captain) die Verteidigung.

Eröffnet wird das Spiel durch das Losen der beiden Torwächter um den Abstoß oder um die Wahl der Spielseite. Dem Sieger steht es frei, welchen von diesen Vorzügen er ausnützen will — oft wird ihn zur Wahl der Spielseite die Windrichtung veranlassen. Der beigefügte Plan ergibt die Aufstellung der Parteien zum Spiel; die beginnende Partei darf bis zur Mittellinie herantreten, die feindliche muß außerhalb des den Mittelpunkt umgebenden 18 m Kreises bleiben. Mit einer Signalpfeife gibt der Schiedsrichter das Zeichen zum Beginn — der Ball, der vor dem mittelsten Stürmer liegt, wird von diesem im selben Moment abgestoßen, dem feindlichen Goal zu. Ist dieses passiert, so ist ein Goal (Mal) gewonnen; wer in einer festgesetzten Zeit die meisten Male gewinnt, ist Sieger; haben beide Parteien dieselbe Anzahl von Malen, so ist das Spiel unentschieden.

Der Ball wird während des Spieles nur mit den Füßen und dem Körper, ohne jede Benutzung der Hände und Arme getrieben, fliegt oft hoch durch die Luft, rollt flach über den Boden oder wird „gedribbelt“ — aus dem Spiel ist er, wenn er auf der Erde oder in der Luft über die Seiten- oder die Torlinien gerät. Der Spielwart gibt seiner Partei die Befehle, denen widerstandslos gefolgt werden muß; dem Torwächter liegt das



349. Plan des Spielfeldes „Assoziation“.

1 die Torwächter. 2 linker, 3 rechter Malmann. 4 linker, 5 Zentrum-, 6 rechter Markmann. 7 linker äußerer Flügel-, 8 linker innerer Flügel-, 9 Mittel-, 10 rechter innerer Flügel-, 11 rechter äußerer Flügelstürmer.

B Ball. ⊕ Schiedsrichter. ○ Linienrichter.

schwere Amt ob, das Goal zu verteidigen; er darf hierzu die Arme und Hände benutzen und schleudert den Ball der eigenen Partei wieder zu. Die Dauer des Spieles wird gewöhnlich auf 2mal 45 Minuten festgesetzt, mit einer Pause von 5—10 Minuten dazwischen. Verpönt ist es, den Gegner zu stoßen, über den Haufen zu rennen, von

hinten anzurennen oder gegen die Schienbeine zu treten; der Feind darf nur mit den Schultern und



350. Knöchelschützer.
Aus Nordhausen, Sport und Körperpflege.

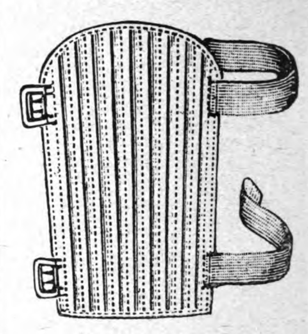
den herabhängenden Armen beiseite gedrängt, niemals absichtlich gepufft oder mit heftigem Ruck fortgestoßen



351. Fußgelenkhalter.
Aus Nordhausen, Sport und Körperpflege.

werden. Die Nägel an den Stiefeln oder Schienbeinschützern, falls sie überhaupt verwendet werden, müssen von Leder bedeckt sein, auch dürfen sich an den Sohlen, Absätzen und Schienbeinschützern weder Guttaperchastücke noch Metallplatten befinden.

Jedes Ueberschreiten dieser Verbote, wie überhaupt jedes „unfaire" Spiel wie „Beinstellen", das ein Stürzen des Gegners zur Folge hat, starkes Armschwenken, das ihn am Vorwärtslaufen verhindert, Stoßen mit dem Ellbogen usw. — alles „Tricks", deren sich eben nur unlautere Naturen und — schlechte Spieler bedienen, denn ein guter Spieler bedarf ihrer nicht — sind



352. Schienbeinschützer.
Aus Nordhausen, Sport und Körperpflege.

streng verpönt und haben bei Wiederholung die Verweisung vom Spielfeld zur Folge. Leichtere Verstöße gegen die Regeln oder den Anstand verschaffen dem Gegner einen Freistoß.

Das Amt des Schiedsrichters ist durchaus kein leichtes, denn es läßt sich schwer unterscheiden, ob eine Schuld oder nur ein böser Zufall vorlag; sein Urteil, oft unterstützt von dem der Linienrichter, ist maßgebend. Das Spiel muß auf den Pfiff der Signalpfeife hin sofort unterbrochen werden, zum Reklamieren muß der Spieler beide Arme in die Höhe heben. Während der Pause werden die Seiten gewechselt.

717. Die Spieler. Den Stürmern (forwards) fällt die Aufgabe zu, das feindliche Tor zu nehmen. Im Laufe der Zeit hat sich, von Schottland ausgehend, die Pflicht jedes Spielers in strenge Grenzen gesondert, während ur=

sprünglich jeder Spieler für sich allein spielte, ohne auf den nächsten Rücksicht zu nehmen. Durch diese Arbeitseinteilung hat sich das Spiel natürlich sehr verfeinert; die Pflichten des einzelnen haben sich ein paarmal verschoben, bis der heutige Standpunkt erreicht worden ist, der die Stürmer in den Zentrumsstürmer, den wichtigsten der Partei



353. Der Abstoß.

und in die inneren und äußeren Flügelleute einteilt. Da der Zentrumsstürmer den Abstoß auszuführen hat, sucht er dem Ball eine Richtung zu geben, in der ihm eine Schwäche des Gegners, eine Unaufmerksamkeit oder dergl. auffällt. Der Stürmer neben ihm nimmt das Spiel weiter auf; das beste ist es, den Ball zu „dribbeln", d. h. ihn in kurzen Stößen vor sich herzutreiben (diese Kunst ist die höchste des Fußballspielers) und ihn, da es sehr unwahrscheinlich ist, die ganze Reihe der feindlichen Stürmer zu passieren, nach einem Flügel hin zu richten. Die Flügelleute decken den Spielenden, indem sie neben ihm herlaufen; kann der Ball nicht mehr geschützt werden, so wird er einem anderen Stürmer, eventuell auch einem Markmann weitergegeben.

Der Zentrumsstürmer muß, um je nachdem den Ball nach rechts oder links zu spielen, beide Füße gleich gewandt benutzen können; da er als Hauptperson viel „angerempelt" wird, auch den Ball auf große Entfernungen sicher stoßen soll, muß er stark und groß sein und zudem genaueste Kenntnis der Spielregeln besitzen. Auch die übrigen Stürmer sollen gute Spieler sein; die schnellsten Läufer stehen am äußersten Flügel.

Wenn der Angriff einer Partei abgeschlagen worden ist, zieht sie sich in ähnlicher Aufstellung wie zum Beginn des Spieles zur Torlinie zurück, da der Kampf von dieser Stellung aus stets am vorteilhaftesten ist. — Die Stürmer tun am besten, ihren Platz während der ganzen Saison innezuhalten, da sie sich dann gründlich in ihre Pflichten einarbeiten können.

Die Markmänner (halfbacks) sind auch in ihrer Zahl erhöht worden, seitdem zwei Stürmer gewöhnlich miteinander spielen und den Ball „passen", d. h. ihn sich zuspielen. Der Platz der Markmänner ist zwischen den Stürmern und den Malmännern und gibt ihnen Gelegenheit, das ganze Spiel zu beobachten. Daher ist der mittelste Markmann auch meistens zugleich der Spielwart. Ihm wie seinen beiden Trabanten liegt die Pflicht ob, immer ihre gerade angegriffenen oder schwächeren Partner zu stützen, also bald den Stürmern, bald den Malmännern beizustehen. Deshalb müssen sich in ihnen alle Tugenden des guten Fußballspielers vereint finden: sie müssen sowohl vorzügliche Läufer wie sichere kräftige Spieler sein. Zum Beginn des Spieles halten sich die halfbacks dicht hinter den Stürmern, um im Notfall, wenn der Gegner den Ball durch die Stürmerreihe treibt, den Ball so-

fort aufzunehmen und ihn wieder — mit kurzem Stoß — einem vorteilhaft stehenden Spieler zuzutreiben. Eine besondere Spezialität der halfbacks ist das Spielen oder Parieren mit dem Kopfe, wodurch der durch die Luft herabsausende Ball weit zurückgeschleudert wird und zwar, nach einiger Uebung, in der gewünschten Richtung. Ferner wird gewöhnlich ein Markmann dazu ausersehen, den aus dem Spiel geflogenen Ball wieder ins Spielfeld hineinzuwerfen; seine Kunst muß es ermöglichen, daß der Ball sofort von einem Spieler seiner Partei aufgefangen wird.



354. Anrempeln eines Gegners.

Die Verteidigung liegt in den Händen der Malmänner (backs oder auch fullbacks genannt). Sie entfernen sich nie weit von ihrem Tor und müssen aus jeder Stellung den Ball aufnehmen und stoßen können. Zum Dribbeln des Balles sollen die fullbacks nur dann greifen, wenn sie keinen Gegner, sondern freies Feld vor sich haben; dagegen müssen sie im stande sein, den Ball eventuell mit den Füßen so lange anzuhalten, bis sie ihn einem Freund zutreiben können, oder ihn durch geschickte Wendungen, Sprünge und dergl. von der Brust oder den Beinen abprallen zu lassen. Ein fullback hat seine Aufmerksamkeit mehr auf die Spieler, besonders auf die feindlichen Stürmer, zu richten, als auf den Ball selbst; diesen hat er besser dem Torwächter zur Abwehr zu überlassen. Das raffinierte Zusammenspiel zwischen half- und fullbacks, das absolut zur richtigen Verteidigung nötig ist, datiert erst aus der Neuzeit und ist englischen Ursprungs. Das „Anrempeln", um einen Gegner vom Ball fortzudrängen, ist eine andere Aufgabe der backs; es darf nicht von hinten geschehen, sondern soll von der Seite erfolgen und zwar im Moment, wenn der Gegner gerade zum Stoße mit dem Bein gegen den Ball ausholt.

Die umgekehrte Regel für den Assoziationfußballspieler, nie mit den Händen, nur mit den Füßen zu spielen, gilt für den Torwächter, den goal-keeper: er soll nur im äußersten Notfall von den Füßen, sonst nur von den Händen Gebrauch machen. Seine Kraft und Kunst gilt der Verteidigung des Males. Da sich der Gang des Spieles oft in wenig Minuten, ja fast in Sekunden ändert und der Ball, der sich eben noch jenseits der Mittellinie befand, plötzlich vorm eigenen Tor auftauchen kann, so darf sich der goal-keeper nie in Sicherheit wiegen, sondern muß immer angestrengt den Lauf des Spieles verfolgen und besonders den Ball selbst im Auge behalten; geschützt vorm Anrempeln ist er, wenn er gerade den Ball aufnimmt

oder weitergibt, durch die Spielregeln, und zu seiner Verteidigung sollen sich die fullbacks um ihn scharen. Der Torwächter soll den Ball mit den Händen auffangen — ihn nicht mit der Faust oder dem Kopf parieren — und ihn seitwärts weiterwerfen, da er von dort aus schwerer ans Mal zurückgetrieben wird. Vom Tor darf sich der goal-keeper nur dann entfernen, wenn er nicht ohne Verteidigung zurückbleibt. Die Force dieses letzten wichtigen Verteidigers des Males liegt ferner im scharfen Beobachten des gegen das Tor geführten Stoßes, um genau zu wissen, in welcher Richtung der Ball eintreffen wird. Deshalb soll dem Torwächter stets genügend Bewegungsfreiheit gelassen werden. Zum besseren Auffangen des Balles trägt der Torwächter wollene oder lederne, mit Gummieinlage versehene Handschuhe oder reibt sich die Handflächen mit Kolophonium ein.

Der Spielwart (captain) ist, wie bereits erwähnt wurde, gewöhnlich der mittelste Markmann. Er muß seine Mannschaft wie ihre Vorzüge und Schwächen so genau kennen, daß er von vornherein jedem Spieler den Platz anweist, der seinen Leistungen am besten entspricht. Sein Hauptaugenmerk soll auf tadelloses Zusammenarbeiten gerichtet sein und auf strammste Disziplin. Während des Spieles beschränkt sich seine Tätigkeit auf kurze Befehle und Zurufe, um die Mannschaft nicht zu verwirren; vor und nach dem Spiel hat er sie zu belehren und auf etwaige Fehler hinzuweisen. Ferner ist er verantwortlich für die vorschriftsmäßige Kleidung, den kameradschaftlichen Ton, für Art und Stil seiner Mannschaft; er hat jede „Roheit" aufs schärfste zu ahnden, und schließlich ist er es, der gegen die Fehler des Gegners Protest beim Schiedsrichter einlegt.

Der Schiedsrichter hat stets dem Gang des Spieles, also dem Ball, zu folgen. Daraus ergibt sich, daß er unablässig hin- und herlaufen muß, denn ihm darf kein Stoß, keine Bewegung der Parteien entgehen. Sein Amt ist daher ein sehr beschwerliches und nicht immer angenehmes, denn das Kampfgedränge macht ihm oft ein ganz objektives Urteil nicht leicht. Ob der Spielplatz in Ordnung und alle Marken richtig gezogen sind, ferner ob das Schuhzeug der Spieler vorschriftsmäßig ist, der Ball beim Abstoß mindestens um 70 cm vorwärts fliegt — das alles hat er zu beobachten. Seine wichtigste Aufgabe ist natürlich die am Tor; sobald der Ball in die Nähe eines Males kommt, muß der Schiedsrichter auch dort sein, um zu beurteilen, ob der Ball wirklich mit seinem ganzen Umfange die Linie passiert hat, ehe der Torwächter ihn auffängt; denn nur dann gilt das Mal als gewonnen. Fliegt der Ball aus dem Spiel und muß neu hereingebracht werden, so hat die Stelle, wo dies zu geschehen ist, der Linienrichter zu bezeichnen; der Schiedsrichter dagegen hat darauf zu achten, daß der Spieler, der den Ball werfen soll, genau auf der bezeichneten Stelle steht und zwar mit beiden Füßen auf der Grenzlinie, und daß er den Ball mit beiden Händen über den Kopf fort ins Spielfeld hineinwirft. Beim Spiel des Torwächters muß der Schiedsrichter darauf acht geben, daß dieser nicht mehr als zwei Schritte mit dem Ball in den Händen läuft und daß er außerhalb der Hälfte seines Spielfeldes nicht mehr mit den Händen, sondern mit den Füßen spielt. Beobachtet der Schiedsrichter einen Fehler, eine

Roheit oder dergl., so unterbricht er das Spiel mit einem Signalpfiff; ebenso gibt er das Zeichen zum Beginn und Schluß des Spieles und hat die Zeitdauer auf die Sekunde abzumessen. Er verleiht auch aus Strafe für die schuldige Partei dem Gegner den „Freistoß" — wird nun dieser wieder falsch ausgeführt, so erhält wiederum die andere Partei einen Freistoß. Wird das Spiel aus irgend einem anderen Grunde unterbrochen, d. h. ohne daß ein Freistoß gewährt wird, so muß der Schiedsrichter den Ball zu neuem Spielbeginn senkrecht in die Höhe werfen, von der Stelle aus, wo der Ball zuletzt gelegen hat; der Ball darf erst wieder berührt werden, wenn er den Boden erreicht hat. Der Schiedsrichter braucht Reklamationen nicht Folge zu geben, noch hat er zu erklären, weshalb er sie nicht anerkennt; sein Urteil auf dem Spielfeld ist uneingeschränkt und maßgebend. Bei wichtigeren Spielen erwählt man deshalb gern, um eine absolute Objektivität zu erleichtern, den Schiedsrichter eines dritten, nichtspielenden Verbandes.

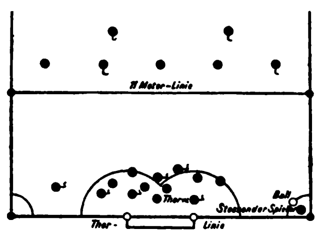
Die Linienrichter, zwei an der Zahl, betreten das Spielfeld nicht, sondern bewachen seine Grenzen von außen. Sobald der Ball eine Grenzlinie überfliegt, geben sie dem Schiedsrichter durch das Schwenken einer Flagge ein Zeichen und haben sich genau die Stelle zu merken, an der der Ball aus dem Spiele flog, da er vom selben Platz aus zurückgeworfen werden muß. Ihre Ansicht ist jedoch auch der des Schiedsrichters unterworfen.

718. Einige besondere Stöße. Der moderne Stil des Assoziationfußballspiels verlangt flache Stöße; hohe Stöße — richtige „Blender" für das große Publikum — werden leicht vom Feind pariert und sollten nur dann angewendet werden, wenn es gilt, den Ball über entgegenstürmende Gegner fortzuwerfen. Das Dribbeln soll nie mit der Fußspitze, sondern mit der Innenfläche der Füße ausgeführt werden. Der Ball wird dabei dicht unterhalb seines Mittelpunktes getroffen, damit er stets noch über der Erde bleibt.

Das Passen (Zuspielen des Balles von einem Spieler zum andern) geschieht ebenfalls nur mit der Innen- oder Außenseite des Fußes, nie mit den Fußspitzen.

In den Stößen auf das Tor sind die englischen Mannschaften den deutschen noch überlegen, da sie mit Erfolg lange Stöße von ca. 25 m direkt aufs Tor zu wagen, während die deutschen den Ball dicht und sicher ans Mal heranbringen wollen.

Der Eckball (cornerkick) wird gewährt, wenn der Ball über die Torlinie geht und einen Spieler der Partei berührt hat, um deren Mal es sich handelt. Der Ball wird innerhalb des Meterkreises der nächsten Eckstange niedergelegt und gewöhnlich von einem Mark-



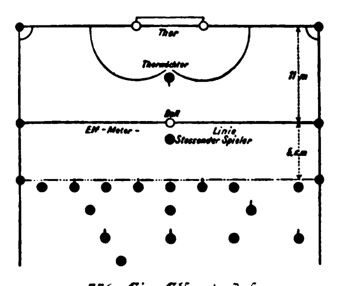
355. Ein Eckball.

mann, den der Spielwart bestimmt hat, durch einen Platzstoß (placekick) wieder ins Spiel gebracht. Der Gegner muß 5,5 m vom Ball entfernt bleiben; die halfbacks und

backs verteidigen ihn, die fremden Stürmer greifen ihn an. Der Platzstoß ist meistens ein hoher Stoß, damit der Ball wieder direkt vorm Tor, über die Spieler fort niederfällt.

Der Abstoß vom Tor steht der Partei zu, über deren Torlinie der Ball gestoßen ist, ohne daß das goal gewonnen wurde. Der Ball wird innerhalb des 5,5-Meterhalbkreises niedergelegt und möglichst so abgestoßen, daß die Partner ihn gleich aufnehmen können, wodurch er oft überraschend schnell ins feindliche Lager gelangt. Deshalb müssen sich beim Abstoß vom Tor genug Spieler zur Verteidigung des gegenüberliegenden Males zurückziehen.

Der Elfmeterstoß (penalty-kick) wird verliehen, wenn ein Spieler innerhalb der Elfmeterlinie vor dem eigenen Tor absichtlich den Gegner anrennt, ihm ein Bein stellt, ihn stößt oder den Ball mit den Händen berührt. Der Ball wird auf einen beliebigen Punkt der Elfmeterlinie niedergelegt und alle Spieler, mit Aus-



356. Ein Elfmeterstoß.

nahme des Torwächters und des für den Elfmeterstoß ersehenen Spielers, müssen sich hinter die Elfmeterlinie und 5,5 m hinter den Ball zurückziehen. Die Aufstellung der Spieler ist aus dem Plan ersichtlich.

719. Die Abseitsregel. Die Abseitsregel, die einen Spieler „off side", abseits, aus dem Spiele macht, ist von allen Spielregeln am schwersten zu begreifen und innezuhalten. Ein Spieler ist off-side, sobald er dem feindlichen Tore näher steht als der gerade spielende Partner seiner Partei und nicht mindestens drei Gegner sich zwischen ihm und der Torlinie befinden. Ein Spieler off-side ist erst dann wieder aktionsfähig, wenn der Gegner den Ball berührt hat, er kann sich also nicht selbst wieder ins Spiel bringen; natürlich kann die Unvorsichtigkeit eines Spielers, der im wichtigsten Moment off-side wird, für die Niederlage seiner Partei entscheidend sein, daher muß dem Anfänger vor allem diese Regel eingeprägt werden.

720. Die Spielregeln. Der Auszug der folgenden Regeln ist den „Fußballregeln des Deutschen Fußball-Bundes" von 1908/09 entnommen.

„Ein Mal (Tor) ist gewonnen, wenn der Ball die Torlinie zwischen den Torpfosten unter der Querstange in der Luft oder am Boden ganz überschritten hat, ohne von einem Spieler der angreifenden Partei mit der Hand geworfen, getragen oder geschlagen worden zu sein und soweit in diesen Regeln keine anderweitigen Bestimmungen bestehen."

„Der Schiedsrichter ist ausdrücklich berechtigt, jede mutwillige Zeitvergeudung zu verhindern. Er soll alles aufbieten, die Pause bis Halbzeit auf 10 Minuten zu beschränken und soll keinesfalls zulassen, daß seine Einwilligung auf Veränderung derselben als selbstverständlich hingestellt wird.

Das Wort „geworfen" bezieht sich auch z. B. auf einen Einwurf von der Seitenlinie. Wenn also ein Spieler den Ball beim Einwurf direkt durch das gegnerische Tor werfen würde, so könnte dieses nicht als ein Tor zählen, es ist vielmehr ein Abstoß vom Tor der verteidigenden Partei auszuführen.

Der Ball kann die ganze Torlinie entlang rollen und zum größten Teil über die Linie hinweg sein, trotzdem aber das Tor nicht passiert haben. Der Torwächter kann hinter der Torlinie stehen und dennoch ein Tor verhindern."

„Der Schiedsrichter darf unter keinen Umständen ein Tor erklären, wenn er nicht voll-

kommen davon überzeugt ist, daß es wirklich ein Tor war."

„Beim Fangen und beim Fortschlagen des Balles lassen manche Torwächter den Ball manchmal in halber Höhe die Torlinie erreichen, und steht es dem Schiedsrichter frei, anzunehmen, daß der Ball die Torlinie überschritten hat. Ist dieses der Fall und steht er an einem Platz, von dem er aus gut urteilen kann, so muß ein Tor gegeben werden.

Es ist schwer, dieses zu beurteilen, wenn man nicht in der Nähe ist; es ist daher notwendig, daß der Schiedsrichter immer möglichst in der Nähe des Balles bleibt. Ferner ist es sehr zu empfehlen, eine Seitenstellung einzunehmen, wenn ein Schuß zu erwarten ist, und wenn ein Gedränge vor dem Tore entsteht."

„War ein Teil des Tores aus irgend einem Grunde zerstört, so muß der Schiedsrichter ein Mal geben, wenn nach seiner Meinung der Ball die vorgeschriebenen Begrenzungen des Tores durchgeflogen hatte."

„Prallt der Ball an den Torpfosten, an der Querstange oder an anderen zur Begrenzung des Spielfeldes dienenden Stangen ab, ohne das Spielfeld zu verlassen, so bleibt er weiter im Spiel, ebenso wenn er den Schiedsrichter oder einen Linienrichter innerhalb des Spielfeldes berührt. Ueberschreitet der Ball, sei es in der Luft oder am Boden, ganz die Seitenlinie oder die Torlinie, so ist er aus dem Spiele."

„Wenn der Ball den Schiedsrichter oder einen Linienrichter innerhalb des Spielfeldes berührt, bleibt derselbe im Spiel, selbst wenn der Ball sonst über die Seitenlinie oder die Torlinie gegangen wäre.

Linienrichter sollen nahe an den Seitenlinien das Spiel verfolgen und soweit irgend möglich, außerhalb des Spielfeldes bleiben."

„Der Ball ist aus dem Spiel, wenn er die Grenzlinien in der Luft überschreitet, selbst wenn er innerhalb des Spielfeldes wieder zur Erde fällt."

„Der Ball kann auf der Seiten- oder Torlinie entlang rollen und dennoch im Spiele bleiben. Er ist erst aus dem Spiel, wenn er die Linien ganz überschritten hat."

„Wenn der Ball die Seitenlänge ganz überschritten hat, so muß ihn ein Spieler derjenigen Partei, welche den Ball innerhalb des Spielfeldes nicht zuletzt berührt hatte, an der Stelle wieder einwerfen, wo er das Spielfeld verließ. Der Einwerfende muß die Seitenlinie mit beiden Füßen (bezw. Teilen derselben) berühren und das Gesicht dem Spielfelde zuwenden. Der Ball muß mit beiden Händen über den Kopf geworfen werden, und zwar in beliebiger Richtung. Der Einwerfende darf den Ball erst wieder berühren, wenn dieser einen anderen Spieler berührt hat. Der Ball ist im Spiel, sobald derselbe eingeworfen ist. Ein Tor kann von einem Einwurf nicht gewonnen werden."

„Wenn ein Spieler den Ball spielt oder von der Seitenlinie einwirft, ist jeder Spieler seiner Partei, der im Augenblick des Spielens oder Einwurfs der feindlichen Torlinie näher steht, abseits und darf weder den Ball selbst spielen, noch in irgend einer Weise einen Gegner oder das Spiel überhaupt hindern, bis der Ball wieder gespielt ist, es sei denn, daß mindestens drei Spieler der gegnerischen Partei zu dieser Zeit ihrer Torlinie näher stehen. Ein Spieler ist indessen nicht abseits, wenn der Ball zuletzt von einem Gegner gespielt worden ist.

Beim Eckstoß und Abstoß vom Tor befindet sich kein Spieler abseits."

„Ist der Ball von einem Spieler über die gegnerische Torlinie gestoßen worden, so wird er von irgend einem Punkt innerhalb derjenigen Hälfte des Torraumes aus durch einen Platzstoß ins Spiel zurückgestoßen die der Stelle am nächsten liegt, an welcher der Ball das Spielfeld verließ, und zwar von einem Spieler der Partei, welche das Tor zeitweilig verteidigt."

„Hat der Ball, bevor er die Torlinie einer Partei überschreitet, einen Spieler dieser Partei zuletzt berührt, so hat diese einen Eckball verwirkt. Der Ball wird hierauf 1 m von der nächsten Eckstange vom Gegner durch einen Platzstoß ins Spiel getreten.

In beiden Fällen müssen sich die Gegner bis nach erfolgtem Abstoß 5,50 m vom Balle entfernt halten."

„Der Torwächter darf innerhalb seiner Hälfte des Spielfeldes den Ball mit der Hand oder dem Arm berühren, schlagen, stoßen oder werfen. Er darf aber mit dem Ball nicht mehr als 2 Schritte gehen oder laufen."

„Der Torwächter darf nur angerannt werden, während er den Ball berührt oder wenn er einen Gegner absichtlich hindert, oder wenn er sich außerhalb des Torraumes befindet."

„Alles Beinstellen, absichtliches Treten oder Anspringen eines Spielers ist verboten."

„Kein Spieler, abgesehen vom Torwächter, darf den Ball absichtlich mit der Hand oder dem Arm berühren."

„Kein Spieler darf seine Hand benutzen, um einen Gegner zu halten oder fortzudrängen."

„Das Anrennen eines Gegners ist gestattet; jedoch darf es nicht heftig oder gar gefährlich sein."

„Ein Spieler darf nicht von hinten angerannt werden, es sei denn, daß er einen Gegner absichtlich hindert."

„Wenn ein Freistoß gewährt ist, darf kein Gegner der den Freistoß ausführenden Partei näher als 5,50 m an den Ball herantreten, es sei denn, daß er auf der eigenen Torlinie steht. Der Ball muß erst eine Umdrehung um sich selbst gemacht oder eine seinem Umfange gleiche Strecke zurückgelegt haben, bevor er als gespielt zu betrachten ist. Der den Freistoß ausführende Spieler darf den Ball erst wieder berühren, wenn dieser von einem anderen Spieler gespielt worden ist. Als Freistöße im Sinne dieser Regel

gelten auch der Anstoß (außer wie in Regel 2 vorgesehen), der Eckstoß und der Abstoß vom Tor."

„Durch einen Freistoß, der wegen Uebertretung der Regel „alles Beinstellen, absichtliches Treten oder Anspringen eines Spielers ist verboten", gegeben wurde, kann unmittelbar ein Tor gestoßen werden, bei allen andern Freistößen jedoch unmittelbar nicht."

„Kein Spieler darf an den Stiefeln oder Beinschützern Nägel tragen, sofern diese nicht vollständig ins Leder versenkt sind, noch dürfen an den Stiefeln oder Beinschützern Metallplatten oder sonstige hervortretende Metallstücke oder Guttaperchastücke befestigt sein. Lederleisten oder runde Klötze auf den Sohlen oder Absätzen der Stiefel dürfen nicht mehr als 12 mm hervorstehen und die Befestigungen müssen vollständig ins Leder versenkt sein. Die Leisten gehen quer ganz über die Sohlen und Absätze, sind flach und haben eine Breite von mindestens 12 mm. Die runden Klötze dürfen im Durchmesser nicht kleiner als 12 mm und unter keinen Umständen von konischer oder spitzer Form sein. Auf Verlangen hat der Schiedsrichter vor Beginn des Spieles die Stiefel der Spieler nachzusehen. Ein Verstoß gegen diese Regel zieht Ausschluß für das ganze Spiel nach sich."

„Für jedes Spiel ist ein Schiedsrichter zu ernennen, dessen Pflicht es ist, die Innehaltung der Spielregeln zu überwachen und alle Streitfragen zu entscheiden. Seine Entscheidungen über mit dem Spiel verknüpfte Tatsachen sind endgültig. Er muß sich ferner Vermerke über das Spiel machen und gleichzeitig Zeitnehmer sein.

Bei unanständigem Betragen hat er den bezw. die Schuldigen zu warnen und im Wiederholungsfalle, bei rohem Spiel jedoch sofort, ohne vorherige Verwarnung vom Spiele auszuschließen. Die Namen der betreffenden Spieler sind dem zuständigen Verband anzuzeigen, welcher sich mit dem betreffenden Fall weiter zu beschäftigen hat.

Der Schiedsrichter hat das Recht, verlorene Zeit nachspielen oder das Spiel nicht stattfinden zu lassen, wenn es die Umstände nicht erlauben; auch kann er das Spiel unterbrechen oder abbrechen, sei es wegen Dunkelheit, Eindringen von Zuschauern in das Spielfeld, wegen schlechten Wetters oder wegen anderer Gründe, die ihm stichhaltig erscheinen. Bei jedem Spiel, das auf diese Weise beendet wird, hat er dem Verband, in dessen Bereich das Spiel stattfand, Mitteilung zu machen und muß dieser sich mit der Angelegenheit weiter befassen.

Der Schiedsrichter darf einen Freistoß in allen solchen Fällen geben, bei welchen ihm das Betragen eines Spielers gefährlich zu werden erscheint, doch nicht in dem Grade, um schärfer ihm zu Gebote stehende Maßregeln zu ergreifen.

Die Macht des Schiedsrichters erstreckt sich auch auf Verstöße, welche begangen werden, wenn das Spiel zeitweilig unterbrochen oder wenn der Ball aus dem Spiele ist."

„Es werden 2 Linienrichter aufgestellt, welche (obgleich sie von dem Schiedsrichter überstimmt werden können) darüber zu entscheiden haben, ob der Ball aus dem Spiele gegangen und welche Partei zu einem Eckball, Abstoß vom Tor oder Einwurf von der Seitenlinie berechtigt ist. Die Linienrichter haben den Schiedsrichter auch in der richtigen Ausführung des Spiels zu unterstützen.

Bei überflüssigen Unterbrechungen und Störungen und unangebrachtem Betragen seitens eines Linienrichters hat der Schiedsrichter die Macht, denselben vom Felde zu weisen und einen Stellvertreter zu ernennen; er muß aber den Vorfall dem betreffenden Verband anzeigen, welcher sich dann weiter mit der Sache zu befassen hat."

„Im Falle einer vermuteten Uebertretung der Regel bleibt der Ball im Spiel, bis eine Entscheidung durch den Schiedsrichter gegeben ist."

„Ist das Spiel aus irgend einem Grunde zeitweilig unterbrochen worden, ohne daß der Ball über die Tor- und Seitenlinie gegangen ist, so wird es dadurch wieder fortgesetzt, daß der Schiedsrichter den Ball an dem Ort niederwirft, an welchem das Spiel unterbrochen wurde. Der Ball ist im Spiel, sobald er den Boden berührt hat. Geht der Ball über die Seiten- oder Torlinie, ehe er von einem Spieler gespielt ist, so wirft ihn der Schiedsrichter nochmals nieder. Die Spieler beider Parteien dürfen den Ball nicht eher spielen, bis er den Boden berührt hat."

Ueber den Strafstoß von der „Strafmarke" aus:

„Alle Spieler mit Ausnahme desjenigen, der den Strafstoß ausführt und des verteidigenden Torwächters müssen außerhalb des Strafraumes stehen. Der verteidigende Torwächter darf nur auf oder hinter seiner Torlinie stehen. Der Ball muß vorwärts gestoßen werden und ist sofort im Spiel, sobald er gestoßen ist und kann ein Tor erzielen, wenn er hierbei durchs Tor geht. Der stoßende Spieler darf den Ball nicht eher wieder spielen, bis ihn ein anderer Spieler berührt hat. Falls notwendig, ist die Spielzeit so auszudehnen, daß ein Strafstoß ausgeführt werden kann. Der verteidigenden Partei ist ein Freistoß zu gewähren, wenn der Ball nicht nach vorwärts gestoßen oder von dem stoßenden Spieler zweimal hintereinander berührt wurde, ehe ihn ein anderer Spieler berührte. Der Schiedsrichter kann in Fällen, bei welchen er überzeugt ist, daß die Anerkennung eines Strafstoßes zum Vorteil der übertretenden Partei geschehen würde, davon absehen, die Regel in Kraft treten zu lassen.

Wenn der Ball bei einem Strafstoß zwischen die Torpfosten unter der Querstange hindurchgeht, soll das erzielte Tor nicht wegen irgend eines Verstoßes der verteidigenden Partei für ungültig erklärt werden."

Rugby.

721. **Einleitung.** Das Rugby, zum Unterschied des „dribbling game" (Assoziation) auch „running game" genannt, ist, wie in der Einleitung zum Fußballspiel dargelegt wurde, das ursprüngliche, viele Jahrhunderte alte Fußballspiel, während das Assoziation erst aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts stammt. Seine Extrabezeichnung Rugby hat es von der berühmten englischen Schule gleichen Namens erhalten, die sich zuerst des gesunden alten foot-ball-Spiels erinnerte. Der erste Rugbyklub Englands war der 1859 gegründete „Old Blackheath Football-Club", der noch heute seinen Namen (ohne das old) und die Tradition, der vornehmste und maßgebendste Fußballklub Englands zu sein, beibehalten hat. Der Richmond-Club, die Harlequins und Civil Service waren die Anfang der sechziger Jahre folgenden Klubs, denen sich bald eine große Anzahl anderer anschlossen. Doch spielten alle Klubs nach eigenen Regeln und ließen mancherlei Roheiten, wie Treten gegen die Schienbeine, Stoßen und Abschütteln des Gegners zu. Deshalb taten sich der Blackheath und Richmond-Club im Jahre 1871 in London zusammen und gründeten die „Rugby Football Union", der sich zwanzig weitere Vereine anschlossen unter der Verpflichtung, nach denselben von der Union festgesetzten Regeln zu spielen. Diese Regeln bilden auch heute noch den Grundstock aller Fußballgesetze, verändern sich aber noch oft, da das Rugby durchaus nicht wie das Assoziation bereits eine feste Form angenommen hat.

1871 fand bereits das erste internationale Wettspiel zwischen England und Schottland statt, dem sich später die regelmäßigen matches Nordenglands gegen den Süden, sowie zwischen England und Irland anschlossen. Um den oft sehr heftigen Streitigkeiten bei diesen Wettkämpfen, die einmal sogar zu einem dreijährigen Ausschluß Englands von den Spielen der übrigen drei Königreiche führten, endgültig ein Ende zu bereiten, wurde das „International Board", das internationale Schiedsgericht, mit viel Erfolg eingesetzt.

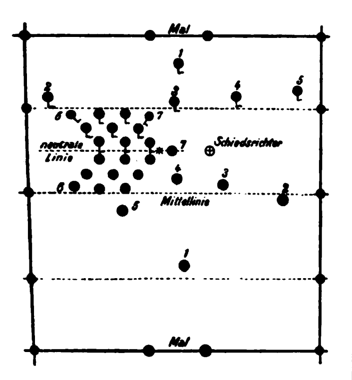
Bemerkenswert aus der Geschichte des Rugby sind ferner in den achtziger Jahren die Kämpfe der „Maoris", der Neuseeländer Mannschaften in England, die, um die Kosten ihrer Reise zu decken, in 25 Wochen 74 Wettspiele auszufechten hatten! Dafür unternahmen die Engländer im Jahre 1890 einen Ausflug ans Kap und kamen mit einem Reingewinn von 3000 £ = 60 000 Mk. heim!

Das heutige „Vierdreiviertelspiel", das als Normalspiel in der ganzen Welt gilt, hat sich übrigens etwas abseits vom Wege, nämlich in Wales, ausgebildet, wo das Rugby fast am eifrigsten gepflegt wird. Seit der Einführung der Leaguespiele hat sich leider das Berufsspielertum mehr und mehr entwickelt; die zu den Wettkämpfen bestimmten Mannschaften haben keine Zeit mehr zu einem „Nebenberuf" — ihr ganzes Leben ist der Ausbildung zum Sport gewidmet und die natürliche Folge ist, daß sie dafür von ihren Klubs entschädigt werden müssen; zu wirklichen Sportsleuten sind diese „Professionals" aber nicht zu rechnen. Die Union bekämpfte diese Auswüchse

Fußball-Spiel: Angriff auf das Tor. (Aus Sport im Bild.)



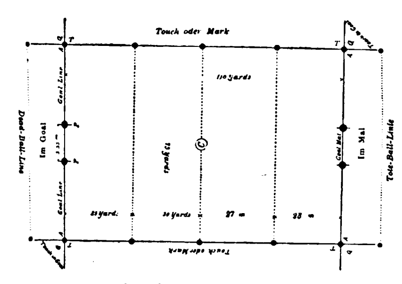
des Sports von Anfang an heftig; und so kam es dazu, daß 1895 fast alle Klubs Nordenglands aus der Union austraten nnd die „Northern Rugby Union" gründeten. Der Süden dagegen läßt das Spielen gegen Professionals nicht zu; doch kämpfen alljährlich die besten Mannschaften der vier Königreiche gegeneinander.



357. Schematische Aufstellung der Spieler bei einem Gedränge.
1 Schlußspieler, 2—5 Dreiviertel, 6—7 Halbspieler, ✳● Halbspieler, im Begriff, den Ball in das Gedränge zu bringen.

In Deutschland spielte der Norden, die Klubs von Bremen, Hannover, ferner Göttingen, Jena rc. Cannstatt (das den ersten Rugbyklub besaß), in der Hauptsache anfangs nach Rugbyregeln; der Süden Deutschlands nur nach diesen. 1888 wandte sich Berlin, das seit drei Jahren das Rugby eingeführt hatte, dem Assoziation zu und eine von Berlin ausgehende Bewegung, die ihren Ausdruck in dem „Deutschen Fußball- und Kricketbund" fand, hat das Rugby in Deutschland fast vollständig zugunsten des Assoziation verdrängt; ebenso hat Assoziation in Oesterreich-Ungarn, in der Schweiz, in Holland und Belgien die Oberhand gewonnen, während in Frankreich allgemein das Rugby eingeführt war und die Klubs dort erst in letzter Zeit auch Assoziation kultivieren.

722. Hauptunterschiede zwischen Rugby und Assoziation. Neben dem wichtigsten Unterschied, daß im Rugby der Ball mit Fuß und Hand, im Assoziation der Ball nur mit den Füßen, gespielt werden darf, sind ferner als besondere Merkmale des Rugby zu nennen: daß der Gegner mit Armen und Händen festgehalten und behindert werden darf; daß die Anzahl der Spieler jeder Partei fünfzehn statt elf beträgt; daß der Spielplatz wesentliche Veränderungen aufweist (andere Grenzen, Malfelder rc.); daß der nicht runde, sondern eiförmige Ball zur Eroberung des Mals über die Querstange des Tores gebracht werden muß; daß zum Gang des Spieles noch Formen wie: „Gedränge", „Kehrt", Versuch aufs Mal" rc. hinzukommen und schließlich, daß ein Wettspiel nicht durch soundso viel „Male", sondern durch „Punkte" gewonnen wird.



358. Rugby-Fußball-Spielfeld.
C bedeutet den Mittelpunkt des Spielplatzes.

723. Der Spielplatz. Zum Spielfeld dient eine ebene, mit kurzem Rasen

bestandene Fläche von 100 m Länge zu 68 m Breite. Die beiden Male befinden sich auf den Breitseiten, den Mallinien; die Höhe ihrer Stangen beträgt 3,5 m, der Raum zwischen ihnen 5,6 m. Die die Malstangen verbindende Querstange befindet sich in einer Höhe von 3 m überm Boden. Die Ecken des Spielfeldes werden durch 1,5 m hohe Flaggen markiert, die sich auf den Längsseiten, den Marklinien, in einer Entfernung von je 23 m wiederholen, so daß auch die Mitte der Marklinien durch eine Flagge bezeichnet ist. Von Flagge zu Flagge werden quer über den Platz Linien, die Lagergrenzen, gezogen, die das Spielfeld in vier gleiche Felder teilen. Der Mittelpunkt der „Mittellinie" wird ebenfalls bezeichnet. Hinter den Mallinien, durch Verlängerung der Marklinien gewonnen, liegt das „Malfeld", in goal, von 23 m Breite; die Grenzlinien, dead-ball-lines, schließen es. Die „Malmark", touch in goal, wird an den vier Ecken aus den Verlängerungen der Mark- und Mallinien gebildet, die „Mark", touch, durch die Verlängerungen der Mallinien.

724. Der Ball. Der Rugbyball ist von ovaler Form, hat eine



359. Rugby-Fußball.

Länge von 27,5—28,5 cm, einen Umfang in der Breite von 64 bis 66 cm, einen Umfang in der Länge von 75,5—79 cm; und ein Gewicht von 370—400 gr.

725. Zweck und Art des Spieles. Die Parteien müssen ihr eigenes Tor stets im Rücken haben und versuchen, den durch Abstoß hochgetretenen und dadurch ins Spiel gebrachten Ball mit den Händen oder Füßen der feindlichen Mallinie zuzuspielen; wird er getragen, so muß mit ihm die Mallinie überschritten und der Ball im Mal niedergelegt werden; wird er mit den Füßen gestoßen, so muß er mit einem Stoß aus dem Spielfeld über die Querstange des Goals getreten werden. Die beiden Spielwarte (captains) losen um den Antritt oder die Wahl des Males; beim Antritt müssen sich alle Partner der beginnenden Partei hinter dem Ball befinden. Die Spielzeit beträgt 2mal 35 Minuten, zwischen denen eine Pause von 10 Minuten liegt. Berechnet wird das Spiel nach Punkten; und zwar zählt ein „Versuch" drei Punkte; ein Mal durch einen Freistoß ebenfalls drei Punkte; ein Mal von einem Versuch (bei dem letzterer nicht gezählt wird) fünf, jedes andere Mal vier Punkte. Ein Wettspiel wird durch die größere Anzahl von Punkten gewonnen; stehen beide Parteien gleich, so ist das Spiel unentschieden. Ein Schiedsrichter, referee, und zwei Linienrichter, haben über das Spiel, seinen Gang, seine Unterbrechung, über einen „Freifang", eine Strafe und dergl. zu entscheiden. Das Signal (per Pfeife) zum „Wechsel" oder „Schluß" soll erst gegeben werden, wenn der Ball gehalten oder aus dem Spiele ist; deshalb kann der Schiedsrichter Verlängerungen des Spiels anordnen. Die Linienrichter geben ihre Beobachtungen durch Flaggenschwenken kund; jeder von ihnen

hat eine „Mark" unter sich. Sie bezeichnen die Stelle, auf welcher der Ball die Marklinie überschritt und müssen sorgen, daß er wieder auf demselben Punkt niedergelegt wird.

726. Erklärung einiger Ausdrücke. Ein Sprungtritt (drop-kick) heißt der Tritt, dem man dem aus den Händen fallenden Ball in dem Moment gibt, wo er wieder vom Boden abspringt.

Ein Falltritt, punt, wird der Stoß genannt, den der aus den Händen fallende Ball erhält, ehe er den Boden berührt.

Der Platztritt, place-kick, wird auf den auf dem Boden liegenden Ball ausgeführt.

Halten, tackle, nennt man, wenn der Träger des Balles von der Gegenpartei festgehalten wird.

Ein Gedränge, scrummage, kann nur im Spielfeld selbst ausgeführt werden. Der Ball liegt dabei in der Mitte beider eng aneinander geschlossenen Parteien; die Spieler müssen beide Füße am Boden haben und versuchen, sich gegenseitig vom Ball abzudrängen.

Ein Versuch, try, heißt das Handauflegen eines Spielers auf den im feindlichen Malfeld liegenden Ball.

„Kehrt" „Handdrauf" oder touch-down, ist ein „Versuch" im eignen Malfeld und zählt nicht.

Das „Vorwärtsschlagen", „Vorwerfen", knocking-on oder throwing forward, ist das Schlagen des Balles mit Hand oder Arm dem feindlichen Male zu. Das Hereinwerfen von der Mark wird nicht als Vorwärtswerfen bezeichnet.

„Freifang", fair-catch, nennt man das Fangen des Balles nach dem ersten vom Gegner ausgeführten Wurf, Stoß oder Schlag. Der Fänger macht sofort an der Stelle, wo er steht, mit dem Absatz eine Kerbe in den Boden und beansprucht damit einen „Freistoß".

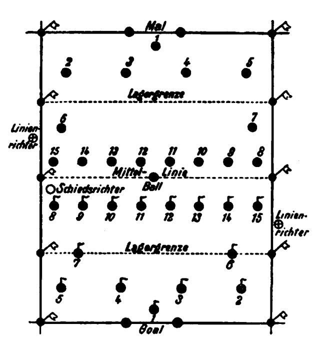
Unter einem Antritt, Abstoß oder kick-off versteht man den Platztritt von der Mitte des Spielfeldes aus. Die Gegenpartei muß in einer Entfernung von 9 m vom Ball zurückbleiben und darf nicht vorstürzen, bis der Ball getreten ist; sonst wird ein zweiter Abstoß erlaubt. Wird der Ball weniger als 9 m getreten oder fällt er in der Mark auf, so kann die Gegenpartei einen neuen Antritt verlangen.

Der Lagertritt, Abstoß vom Male, drop-out, ist ein Sprungtritt, der vom Spieler in einer Entfernung von 23 m von seinem Mal aus getreten wird, also noch innerhalb der Lagergrenze; bis zu dieser darf sich der Gegner bei Strafe eines abermaligen Lagertrittes nicht nahen. Alle Partner des Spielers müssen sich hinter dem Ball befinden; ist dies nicht der Fall, so ordnet der Schiedsrichter ein Gedränge auf der Lagergrenze an. Fällt der Ball in der Mark auf, oder hat er nicht die Lagergrenze erreicht, so kann die Gegenpartei einen neuen Lagertritt oder ein Gedränge in der Mitte der Lagergrenze verlangen.

727. Die Spieler. Ueber die Aufstellung der Spieler zum Beginn des Spieles gibt der beigefügte Plan Aufschluß. Die fünfzehn Spieler in der Partei, bei dem heute allgemein gebräuchlichen „Dreiviertelspiel", sind eingeteilt in acht Stürmer, forwards, zwei Halbspieler, half-backs, vier Dreiviertelspieler, three-quarter-backs, und einen Schlußspieler, full-back.

Die beginnende Partei steht an der Mittellinie, die feindliche muß

in einer Entfernung von 9 m von ihr bleiben; der Ball liegt genau im Mittelpunkt der Mittellinie und wird von einem der beiden mitt-



360. Aufstellung der beiden Mannschaften beim Antritt. 1. Schlußspieler, 2—5. Dreiviertelspieler, 6—7. Halbspieler, 8—15. Stürmer.

leren Stürmer abgetreten. Die Stürmer sind immer die Angreifer. Der Ball wird meistens nicht beim Antritt gradeaus gestoßen, um ihn nicht gleich dem Gegner zu überliefern, sondern er wird seitwärts-vorwärts, aber nicht wie beim Assoziation flach, sondern hoch getreten. Deshalb haben die Stürmer sofort ihre Aktion zu beginnen und vorwärts zu laufen, um den Ball in ihrem Besitz zu behalten. Im weiteren Verlauf des Spieles muß sich die Kunst der Stürmer im „Gedränge“, wie im Passen, Dribbeln, Fassen und Halten des Gegners beweisen.

Für das „Gedränge“, scrummage, gilt als Hauptregel, daß der Ball nicht mit den Händen berührt werden darf, solange er noch im „Gedränge“ liegt; ferner darf man sich nicht auf den Ball werfen, noch in das Gedränge, das Gesicht dem eignen Mal zugewendet, treten. Gewöhnlich stellt sich jede Partei in drei Gliedern hintereinander auf, so daß die entstehenden Lücken wieder von den hintern Spielern gedeckt werden. Ein Haupttrick beim Gedränge ist das „Schrauben“ oder „Drehen“, screwing oder wheeling. Der Ball wird durch Fischen mit den Füßen in die zweite Reihe gebracht, während die vorderste sich auf den schwächsten feindlichen Flügel konzentriert, um den Halbspielern inzwischen Gelegenheit zu geben, den Ball aufzunehmen. Man stellt darum die stärksten Spieler ins erste Glied und die schnellsten Läufer ins dritte. Ist der Ball glücklich aus dem Gedränge heraus, so muß sich dieses auf ein Signal hin so schnell wie möglich lösen, um den Kampf um den Ball wieder aufzunehmen.

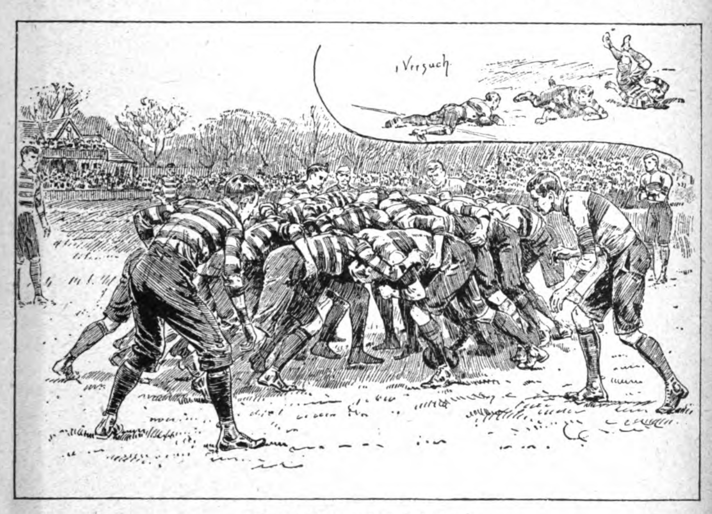
Das Passen, das Weitergeben des Balles mit der Hand, geschieht hauptsächlich bei gutem, trockenem Wetter und Boden, hat aber jetzt das Passen mit den Füßen, das bei nassem, schlüpfrigem Boden zweckmäßiger ist, stark verdrängt. Richtiges Passen verlangt große Kunstfertigkeit und Gewandtheit; deshalb soll der den Ball haltende Spieler nie allein laufen, sondern seine Partner müssen sich ihm dicht anschließen, um im Moment der Gefahr gleich den Ball in Empfang zu nehmen.

Wird der Ball in den Händen des Gegners so fest umklammert, daß dieser ihn nicht mehr „passen“ kann, so muß der Ball sofort auf den Boden gelegt werden. Bei diesem Fassen, Halten oder tackling dränge man den Gegner stets der Mitte des Feldes, nie der Marklinie, zu, um der eignen Partei Gelegenheit zur Hilfe zu geben.

Hat der Ball die Marklinie über-

schritten, so wird er vom Gegner genau an derselben Stelle wieder ins Spiel gebracht; dann ist es Sache der Stürmer, dieser Stelle gegenüber schnell eine Art Gasse zu formen, um den Ball gleich wieder aufzufangen. Auch der Gegner wird dies versuchen — der Schnellste ist hierbei der Erfolgreichste!

Die **Halbspieler** bilden wie die Markmänner des Assoziationsspiels die Verbindung zwischen Stürmern und Dreiviertelspielern und haben beide zu unterstützen. Ihre Hauptaufgabe liegt darin, den Ball gut zu passen; da in dieser Kunst das heutige Rugby gipfelt, so kann man behaupten, daß die Halbspieler für Sieg oder Niederlage ihrer Partei ausschlaggebend sind. Beim Gedränge steht ein Halbspieler etwas abseits, um zu beobachten, wohin der Ball kommt und in wessen Gewalt er ist; er



361. Ein normales Gedränge.

gibt das Zeichen zum Auflösen des Gedränges und versucht den Ball aufzunehmen, d. h. erst, wenn dieser die neutrale Linie, die man sich beim Gedränge durch die Mitte des Balles parallel zu den Mallinien gedacht denkt und an der sich die Stürmer beider Parteien aufgestellt haben, verlassen hat. Ist es dem ersten Halbspieler geglückt, sich des Balles zu bemächtigen, so muß sich der zweite so aufgestellt haben, daß er ihn vom ersten in Empfang nehmen kann. Er versucht nun selbst, sich dem feindlichen Tor mit dem Ball zu nahen, oder er wirft ihn einem Dreiviertelspieler zu. Darauf schützen die Halbspieler den Ballträger, indem sie die feindlichen Dreiviertelspieler abwehren und sich einander den Ball zupassen. Da das Passen nach vorwärts verboten ist, muß jeder Spieler, wenn er den Ball nach rückwärts gepaßt hat, sich dem Ballträger wieder

aufschließen. Hat ein feindlicher Halbspieler den Ball erobert, als dieser das Gedränge verließ, so muß sich der Halbspieler gleich an ihn heranmachen, um ihn zu halten und am Passen zu hindern. Beim Abstoßen (Antritt) von der Mitte, wie beim Lagertritt, stellen sich die Halbspieler dicht an der Marklinie, nahe bei den Dreiviertelspielern auf, um, wenn es irgend möglich ist, einen „Freifang" zu machen. Ihr Amt ist es ferner, den vom Gegner in die Mark geworfenen Ball wieder an die vom Linienrichter bezeichnete Stelle zurückzubringen und den Ball nun entweder sicher einem Partner zuzuwerfen, oder ihn ins Spielfeld fallen zu lassen, ihn wieder aufzufangen, mit ihm weiterzulaufen oder ihn einem Partner zurückzupassen. Der Halbspieler muß so schnell sein, daß der Gegner nicht erst dazu kommt, eine Gasse zu formen und so geschickt, daß er die Art seines Weiterspielens nicht erraten läßt.

Die Dreiviertelspieler, three-quarter-backs, dienen sowohl zur Verteidigung wie zum Angriff. Ihnen wird von den Halbspielern der aus dem Gedränge gewonnene Ball zugepaßt und gemeinsam mit ihnen dringen sie zum feindlichen Goal vor, durch schnelles Passen des Balles den feindlichen Dreiviertelspielern entgehend. In manchen Klubs Englands, besonders in Wales, werden die Dreiviertelspieler auf das Vorlaufen parallel der Marklinien beschränkt; auf alle Fälle sollen sie nie ihr Spielfeld ohne Verteidigung zurücklassen. Der großartige „Welsh style", der fast unübertroffen in seinem Zusammenspiel ist, gründet sich auf strengste Durchführung dieser Regel. — Außer auf das Fangen müssen die Dreiviertelspieler sich auf hohe und weite Sprung- und Falltritte verstehen. Schon deshalb verteilt man sie am besten fest auf den rechten und linken Flügel des Spielfeldes, da einer besser mit dem rechten, der andere sicherer mit dem linken Fuß stoßen wird. Die Stöße sollen den Ball in der Mark landen; ist dies nicht gelungen, so muß der Spieler vorlaufen (to follow up), um sich des Balles wieder zu bemächtigen; erst dann sind seine Partner wieder spielberechtigt. Kann er den Ball jedoch nicht mehr vorm Gegner erreichen, so soll er schleunigst auf seinen Posten zurückkehren, um den vom Gegner eventuell über seinen Kopf fortgeworfenen Ball wieder aufzufangen.

Der Schlußspieler (full-back). Die Tätigkeit des Schlußspielers ist seit der Festsetzung der Rugbyregeln durch die Union niemals verändert worden; nach wie vor liegt es ihm ob, nicht allein das Mal, sondern die ganze Mallinie zu verteidigen. Natürlich bedarf er dazu der Hilfe seiner Partner. Seine Stellung muß so dicht neben dem Mal sein, daß er jeden auf die Mallinie zugestoßenen Ball auffangen kann; ferner muß er ihn mit beiden Füßen gleich gut wieder abstoßen können, um ihn sofort wieder ins Spiel zu bringen. Geschieht dies durch einen Platztritt, so soll der Ball hoch und weit getreten werden, damit er in der Mark landet. Rollt der Ball jedoch über die Mallinie, so muß der Schlußspieler schnell touch down machen, damit der Gegner zu keinem Versuch gelangt. Eine weitere Kunst des Schlußspielers und zwar seine höchste, besteht im guten Anhalten und Fassen des Gegners. Er läuft ihm mit weit ausgebreiteten Armen, ihn nicht einen Moment aus den Augen

lassend, entgegen, faßt ihn um die Hüfte oder übers Knie und wird sich meistens mit ihm zu Boden werfen, um zu verhindern, daß der Ball weitergegeben wird. Muß der Schlußspieler das Mal verlassen, z. B. um seine Partei wieder spielberechtigt zu machen, so hat einer der Dreiviertelspieler so lange seinen Posten zu übernehmen.

728. **Einige besondere Regeln.** Von besonderer Wichtigkeit ist die Abseitsregel. Jeder Spieler wird sofort „abseits", offside, der von der Seite des Gegners in ein Gedränge geht und der sich vor dem grade Spielenden seiner Partei, in der Richtung auf das feindliche Mal zu, befindet. Im eignen Im-Mal (Malfeld) kann ein Spieler nicht abseits werden, nur im feindlichen; jedoch müssen sich bei einem Freitritt im Malfeld alle Partner hinter dem Spielenden befinden. Ist ein Spieler abseits, so darf er nicht den Ball berühren, noch laufen, einen Gegner festhalten, sich ihm in den Weg stellen oder sich ihm auf mehr als 9 m nähern. Bricht der Spieler diese Regel, so steht der Gegenpartei die Wahl zwischen einem Freitritt oder einem Gedränge zu. Spielberechtigt wird ein Spieler wieder, nachdem der Gegner mit dem Ball 5 m gelaufen ist, oder wenn der Ball durch einen Gegner gestoßen wurde, einen Gegner oder dessen Kleidung berührte, ein Spieler der eignen Partei mit dem Ball in den Händen oder der Spieler, der den Ball hinter ihm gestoßen hat, vor ihn gelaufen ist.

Ein Freitritt wird als Belohnung für einen „Freifang" gewährt; kann aber auch der Gegenpartei zugesprochen werden, falls ein Spieler in einem Gedränge absichtlich hinfällt, den Ball, den er trägt, nicht sofort niederlegt, wenn er festgehalten wird, oder wenn er einen Fehler gegen die Abseitsregel begeht usw. Der Freitritt wird dann also zur Strafe für die Mannschaft, deren Spieler gegen die Spielregeln verstoßen hat. In diesem Fall kann er von jedem Spieler der Gegenpartei ausgeführt werden, während als Belohnung für den Freifang der Fänger selbst ihn übernehmen muß, oder, falls es sich um einen Platzstoß handelt, er den Ball wenigstens aufzusetzen hat. Die Stelle, an der ein Freifang oder ein Fehler stattfand, wird durch eine Kerbe bezeichnet, durch die man sich parallel zu den Mallinien eine Linie gezogen denkt; von einem beliebigen Punkt dieser Linie, die von keiner Partei überschritten werden darf, wird der Freitritt ausgeführt.

Der Versuch aufs Mal wird einer Partei bewilligt, die einen „Versuch" gewonnen hat. Der Ballträger setzt dazu den Ball auf einer Stelle im Spielfeld auf, die der Tretende bezeichnet; seine Partner stehen hinter ihm, die Gegenpartei auf der Mallinie. Sobald der Ball beim Aufsetzen den Boden berührt, darf die Gegenpartei vorlaufen. Der „Versuch aufs Mal" ist ein Platztritt, durch den versucht wird, den Ball über die Querstange des feindlichen Tores zu stoßen. Gelingt dies nicht — prallt er an der Stange ab oder geht er nur über einen Torpfosten hinüber — so wird er als Versuch gerechnet. Da ein gelungener „Versuch aufs Mal" mit fünf Punkten berechnet wird, so werden für diesen Tritt bei jeder Partei einige Spieler besonders ausgebildet, die den Stoß bei Wettkämpfen auszuführen haben. Da der Gegner, wie gesagt wurde, sofort vorlaufen darf, legt sich der

Spieler meistens, um über den Moment des Aufsetzens zu täuschen, flach auf den Boden, hält seine kleinen Finger schützend zwischen Ball und Erde und zieht sie erst beim Stoß des Partners fort. Soll allerdings der „Versuch aufs Mal" Geltung behalten, so darf er den Ball im Augenblick des Tretens nicht mehr berühren.

729. **Die Spielregeln.** Die folgenden Regeln für dies überaus schwierige Sportspiel, das ohne einen Berufsspieler niemals von einem Klub gelernt werden sollte, wurden im Auftrag des 5. deutschen Rugbytages im Jahre 1906 von Prof. Edw. **Ullrich** aus dem Englischen übersetzt. Die anerkannten Auslegungen der Rugby-Union sind in kleinerem Druck eingeschaltet Wir führen nur diejenigen Regeln an, die nicht schon im vorstehenden Artikel erwähnt worden sind. Aenderungen und Zusätze seit 1906 sind mit * bezeichnet.

„Bei allen Wettspielen müssen zwei Seitenrichter und ein von beiden Parteien vereinbarter Schiedsrichter aufgestellt werden.

Der Schiedsrichter muß eine Pfeife haben, deren Pfiff das Spiel unterbricht, und bei folgenden Anlässen pfeifen:

a) Wenn ein Spieler einen Freifang gewinnt und beansprucht.

b) Wenn er rohes oder unehrliches Spiel oder ungebührliches Benehmen bemerkt. Er kann dabei beim erstenmal den Spieler entweder warnen oder ihn vom Spielfelde wegweisen; im Wiederholungsfalle muß er ihn wegweisen.

Der Schiedsrichter soll hier mit Strenge vorgehen.

Hat der Schiedsrichter einen Spieler vom Feld weggewiesen, so darf er ihn unter keinen Umständen wieder mitspielen lassen.

c) Wenn er die Fortsetzung des Spieles für gefährlich ansieht.

Ist ein Spieler verletzt, so soll der Schiedsrichter nicht eher pfeifen, bis der Ball tot, d. h. aus dem Spiele ist, wenn nicht durch die Fortsetzung des Spieles dem verletzten Spieler weitere Gefahr droht. Eine solche Unterbrechung des Spieles soll nicht mehr als 3 Minuten dauern.

*) Für unerhebliche Verletzungen soll das Spiel nicht unterbrochen werden.

Wenn sich ein verletzter Spieler vom Spielfeld zurückzieht, so kann er jederzeit wieder am Spiel teilnehmen.

d) Wenn er aus irgend einem Grunde das Spiel unterbrechen will.

Beispielsweise um die Entscheidung eines Seitenrichters aufrechtzuerhalten, welcher fortfährt, seine Flagge zu erheben, nachdem der Ball ins Spiel gebracht ist, weil dieser entweder an unrichtiger Stelle oder durch die falsche Partei hereingebracht wurde, oder wenn er den Ball als in der Mark befindlich erklären will, trotzdem der Seitenrichter seine Flagge nicht erhebt.

Auch wenn der Schiedsrichter unabsichtlich pfeift, wird das Spiel unterbrochen.

e) Wenn der Ball oder ein Spieler, der mit dem Balle läuft, ihn berührt; in diesem Falle ist ein Gedränge an der betreffenden Stelle zu bilden.

f) Bei Halbzeit und Schluß. Dabei ist der Schiedsrichter der einzige Zeitnehmer; er allein hat das Recht, die durch Störungen verlorene Zeit auszugleichen. Er darf aber das Spiel nur schließen, wenn der Ball festgehalten wurde oder aus dem Spiel ist.

Seine Entscheidung über die Zeit hat auch dann Geltung, wenn sie unrichtig ist.

g) Wenn er einen Spielfehler bemerkt, wodurch die sich verfehlende Partei einen Vorteil erhält.

*) Diese wichtige Regel sollte von den Schiedsrichtern viel mehr beachtet werden als bisher. Leider sind die Schiedsrichter geneigt, sofort zu pfeifen, wenn eine Spielregel übertreten wurde, statt abzuwarten und nachzusehen, welche Partei aus dem Fehler Vorteil zog.

h) Wenn er bei einem Antritt oder Lagertritt bemerkt, daß ein Spieler der Partei des Tretenden nicht hinter dem Ball ist.

i) Wenn er eine Strafe verhängen will.

*) k) Wenn ein Treffer getreten wurde.

*) 1) Wenn der Ball in Mal-Mark kommt.

Berührt der Ball, während er getragen wird, oder dessen Träger den Schiedsrichter im Malfeld der Gegner, so wird ein Versuch **zugesprochen;** geschieht dies beim **Herauslaufen aus dem eigenen Malfeld,** so wird ein **Handauf** zugesprochen.

Berührt der Ball, wenn er nicht von einem Spieler getragen wird, im Malfeld den Schiedsrichter oder einen Seitenrichter, der im Malfeld steht, um den Schiedsrichter bei einem Tritt aufs Mal zu unterstützen, so soll den Angreifern ein Versuch zugesprochen werden, wenn der Schiedsrichter überzeugt ist, daß ein solcher nur durch jene Berührung verhindert wurde; andernfalls ist ein Lagertritt zuzusprechen.

Berührt der Ball im Malfeld einen Zuschauer, so soll dies unberücksichtigt bleiben, wenn die Kapitäne darüber keine besondere Vereinbarung getroffen haben.

Der Schiedsrichter entscheidet endgültig über alle Tatbestände. Glaubt aber eine Partei, daß seine Entscheidung gegen die Spielregeln verstößt, so kann sie an das vom Deutschen Rugbyverbande aufgestellte Schiedsgericht Berufung einlegen.

Der Schiedsrichter kann eine gegebene Entscheidung nicht mehr umstoßen.

Der Schiedsrichter darf in bezug auf Mark und Spielgrenze die Seitenrichter fragen. Einen Nichtspieler darf er nur zu Rate ziehen, wenn seine Uhr stehen bleibt, und dann muß er in erster Linie die Seitenrichter fragen.

*) Die Seitenrichter sollen Flaggen haben, und jeder soll eine Mark außerhalb des Spielfeldes übernehmen. Sie haben ihre Flagge sofort an derjenigen Stelle, an welcher der Ball über die Marklinie ging, sowie auch, wenn der Ball in die Malmark ging, zu erheben. Sie sollen auch den Schiedsrichter bei Tritten nach dem Mal, bei einem Versuch, Freifang oder Freitritt unterstützen; dabei steht jeder an einer Malstange.

Der Schiedsrichter kann die Entscheidung eines Seitenrichters umstoßen.

Wenn der Ball in die Mark ging und richtig hereingeworfen wird, obwohl der Seitenrichter die Flagge nicht erhob, so soll der Schiedsrichter das Spiel weiter gehen lassen.

Die Kapitäne der beiden Parteien sollen losen; der Gewinner hat entweder die Auswahl des Malfeldes oder den Antritt zu beanspruchen. Jede Partei muß gleiche Zeit von jedem Malfelde aus spielen. Ein Wettspiel wird durch eine Mehrheit von Punkten entschieden, bei gleicher Zahl bleibt es unentschieden.

*) Bei der **Berechnung des Spieles** zählt:

Ein Versuch	3 Punkte.
Ein Treffer von einem Versuch (dabei zählt der Versuch nicht) .	5 „
Ein Sprungtreffer (außer von einem Freifang oder Straftritt) . .	4 „
Ein Treffer von einem Freifang od. Straftritt	3 „

Beim **Antritt** müssen alle Spieler der Partei des Tretenden hinter dem Ball sein, sonst muß der Schiedsrichter pfeifen und ein Gedränge an der Stelle des Antritts bilden lassen.

Das Spiel wird mittels eines Antritts weiter geführt:

a) Nach einem Treffer durch die Partei, die denselben verlor.

b) Nach Halbzeit durch die Partei, die den Antritt am Spielanfange nicht hatte.

Spielweise.

Hat das Spiel begonnen, so darf jeder **spielberechtigte** (on side) Spieler den Ball jederzeit treten oder ihn aufnehmen und damit laufen. Der Ball darf jedoch nicht aufgenommen werden:

a) In einem Gedränge.

b) Wenn er niedergelegt wurde, nachdem er festgehalten war.

c) Wenn er auf dem Boden ist, nachdem ein Spieler gefaßt wurde.

Der Ball darf von einem Spieler einem andern zugespielt oder zugeschlagen werden, wenn er dabei

nicht vorgegeben, vorgeschlagen oder vorgeworfen wird.

*) Ein Spieler, welcher zu Boden geworfen wurde, darf den Ball weitergeben, wenn dieser nicht auf dem Boden ist. Dagegen gilt ein Spieler als gefaßt, wenn er von einem Gegner gepackt wird, dabei fällt, und der Ball, den er trägt, den Boden berührt.

Ein spielberechtigter Spieler darf in jeder Lage spielen, wenn er seinen Gegnern nicht im Wege steht; er darf an ein Gedränge herankommen und versuchen, den Ball mit einem Fuße herauszuhakeln, wenn sein anderer Fuß hinter dem Ball ist.

Wird der Ball zurückgeworfen und nach dem Auffallen vom Winde vorgeblasen, so gilt dies nicht als vorgeworfen, wenn der Ball nicht vor dem Zuspieler auffiel. Alle Spieler bleiben spielberechtigt, die es beim Auffallen des Balles waren.

*) Wenn ein Spieler, der den Ball hält oder damit läuft, gehalten wird, so muß er ihn sofort zwischen sich und der Mallinie der Gegner richtig niederlegen.

Ein Spieler kann nicht beanspruchen, daß der Ball gehalten war, wenn er seinem Griff entrissen wurde.

Der Schiedsrichter darf unbedingt nicht pfeifen, um anzuzeigen, daß der Träger des Balles gehalten ist. Dies ist besonders zu betonen, weil die Gewohnheit zu pfeifen, sobald ein Spieler gehalten wird, das Spiel geradezu verdirbt, indem es langsamer wird und die flinker spielende Partei um den verdienten Vorteil gebracht wird. Wird der Träger des Balles gehalten, so darf der Schiedsrichter nur aus folgenden Gründen pfeifen:

1. Wenn genannter Spieler den Ball nicht sofort niederlegt.
2. Wenn genannter Spieler auf dem Boden liegt und sich nicht sofort richtig vom Ball trennt und entweder aufsteht oder vom Ball wegrollt.
3. Wenn genannter Spieler von einem Gegner entweder am Aufstehen oder am Niederlegen des Balls verhindert wird.
4. Wenn der Schiedsrichter die Fortsetzung des Spieles für gefährlich ansieht. Darüber zu entscheiden, ist zwar allein Sache des Schiedsrichters, doch soll darauf hingewiesen werden, daß nur wenige gefährliche Fälle eintreten können, wenn der gehaltene Spieler im Geiste der Spielregeln spielt und sich sofort vom Ball trennt. Durch ein, wenn auch noch so kurzes Festhalten des Balls kann Gefahr entstehen, und dann sollte der Schiedsrichter pfeifen und einen Straftritt verhängen, statt wegen der Gefährlichkeit ein Gedränge anzuordnen. Denn dadurch bringt er eine Partei um einen verdienten Vorteil und erläßt der andern eine wohlverdiente Strafe.

Ein Spieler wird abseits (spielfremd), wenn er von der Seite seiner Gegner an ein Gedränge herantritt, oder wenn ein Spieler seiner eigenen Partei hinter ihm den Ball getreten oder berührt hat oder mit demselben läuft.

Ein Spieler kann im Malfeld der Gegner abseits sein, aber nicht in seinem eigenen, außer wenn ein Spieler seiner eigenen Partei hinter seiner Mallinie einen Freitritt ausführt, denn in diesem Falle müssen alle Spieler seiner Partei hinter dem Ball sein.

Ein Abseits- (spielfremder) Spieler wird wieder spielberechtigt:

a) Wenn ein Gegner mit dem Ball 5 Schritt gelaufen ist.

b) Wenn der Ball einen Gegner berührt oder von einem solchen getreten wurde.

c) Wenn ein Spieler seiner Partei mit dem Ball vor ihn gelaufen ist.

d) Wenn ein Spieler seiner Partei, nachdem er den Ball hinter ihm getreten hatte, vor ihn gelaufen ist.

Der Spieler wird aber nicht spielberechtigt, wenn er hinter den andern zurückgeht.

Ein Spieler, welcher den Ball getreten hat, muß im Spielfeld oder im Malfeld der Gegner sein, wenn er die Spieler, die vor ihm waren, spielberechtigt macht. Er darf zwar in der Mark anfangen zu laufen, muß aber baldmöglichst in das Spielfeld zu kommen suchen.

*) Nur der Tretende kann spielfremde Spieler spielberechtigt machen.

Ein spielfremder Spieler (welcher abseits ist) darf den Ball nicht spielen, er darf, wenn ein Gegner den Ball hat, weder laufen noch fassen, noch stören, noch im Wege stehen, endlich darf er an keinen Spieler, der auf den Ball wartet, auf 10 Schritt herankommen, noch absichtlich innerhalb dieser Entfernung bleiben. Wird gegen diese Regel verstoßen, so wird der Gegenpartei zur Auswahl zugesprochen:

e) Ein Freitritt, wobei die Stelle,

wo der Verstoß stattfand, als Kerbe angenommen wird.

f) Ein Gedränge an der Stelle, wo der Ball vor dem Verstoß zuletzt von der Partei gespielt wurde, die den Fehler machte.

Geschah aber der Verstoß unabsichtlich, so soll ein Gedränge an der Stelle des Verstoßes gebildet werden.

Die Strafen für Abseitsspiel sollten viel strenger als bisher verhängt werden. Auch sollte ein Fehltritt zugesprochen werden, wenn der Schiedsrichter glaubt, daß ein Freifang gemacht worden wäre, wenn ihn nicht die Nähe eines spielfremden Spielers, der nicht auf 10 Schritt zurückging, erschwert hätte. Auch scheint es, als ob die Schiedsrichter zu oft unabsichtliches Abseits annehmen, statt einen Straftritt zu verhängen.

*) Wenn ein Spieler, welcher auf den Ball wartet, ihn nicht richtig auffängt, sondern aus den Händen auf den Boden fallen läßt, und ein spielfremder Gegner, der in seiner Nähe steht oder sich ihm auf weniger als 10 Schritt genähert hat, sich auf ihn stürzt und am Weiterspielen des Balls verhindert, so soll ein Freitritt zugesprochen werden, weil der spielfremde Spieler sich nicht hinter die 10-Schrittgrenze zurückzog.

*) Ein spielfremder Spieler darf einen Zuwurf der Gegner abfangen; einen Freifang darf er nur dann beanspruchen, wenn der Zuwurf nach vorn geschah.

*) Macht ein Spieler einen Freifang, so wird ein Freitritt zugesprochen (auch dann, wenn der Schiedsrichter wegen Vorwerfens oder Vorschlagens gepfiffen hat); dabei darf jeder Spieler seiner Partei den Ball treten, oder zum Treten aufsetzen.

Ein erlaubter Freifang muß ausgeführt werden.

*) Jeder Freitritt darf ein Platztritt oder Sprungtritt oder ein Falltritt sein: er muß aber nach dem Malfeld der Gegner gerichtet sein und muß die eigene Mallinie kreuzen, wenn er hinter ihr getreten wurde. Er darf hinter der Kerbe an jeder Stelle einer Parallelen zur Marklinie getreten werden. Die Partei des Tretenden muß hinter dem Ball sein, wenn er getreten wird, mit Ausnahme des Aufsetzers bei einem Platztritt, und der Schiedsrichter hat darauf zu achten, daß der Ball auf der Parallelen getreten wird. Wird gegen diese Regel verstoßen, so muß der Schiedsrichter ein Gedränge an der Kerbe anordnen. Die Gegenpartei darf bis an eine durch die Kerbe zur Mallinie gezogene Parallele herankommen und von dieser Linie aus oder von weiter hinten vorlaufen, sobald der Tretende zu laufen beginnt oder sich anschickt zu treten oder der Ball für einen Platztritt auf den Boden aufgesetzt ist. Bei einem Sprungtritt oder einem Falltritt darf der Tretende immer wieder zurückgehen und die Gegenpartei muß, wenn er den Ball noch nicht fallen ließ, an die Kerbenparallele zurückgehen. Läuft aber ein Spieler der Gegenpartei vor, ehe der Spieler, der den Ball hat, zu laufen anfängt oder sich anschickt zu treten, oder ehe der Ball beim Legen für einen Platztritt (auch für einen solchen bei einem Versuch) den Boden berührt, so darf das Vorlaufen verboten werden, wenn der Tretende noch nicht getreten hat.

Kreuzt bei einem Freitritt der Ball die eigene Mallinie nicht, so können die Gegner doch keinen Versuch gewinnen, sondern der Tritt muß wiederholt werden.

Der Tretende und der Aufsetzer müssen getrennte Personen sein; dagegen darf jeder beliebige Spieler vor dem Aufsetzen des Balls diesen berühren oder ihn einrichten. Der Aufsetzer darf den Ball vor dem Tritt auch dann noch nach Belieben einrichten, wenn er auf den Boden aufgesetzt ist. Dagegen darf er bei dem Tritt seine Hand nicht am Ball haben; der etwaige Treffer wäre sonst ungültig. Läßt er den Ball auf den Boden fallen, bevor er zum Aufsetzen bereit war, so darf er ihn nochmals aufsetzen.

Wenn der Ball auf dem Boden liegt, darf der Tretende ihn unter keinen Umständen berühren, auch wenn das Vorlaufen verboten ist. Tut er dies, so muß der Schiedsrichter bei einem Freitritt ein Gedränge an der Stelle bilden lassen, wo der Verstoß vorkam, bei einem Versuch der Gegenpartei einen Lagertritt zusprechen; dieses fehlerhafte Berühren des Balls seitens

des Tretenden macht den Versuch zu einem erfolglosen. Wenn das Vorlaufen verboten ist, darf jeder Spieler außer dem Tretenden den Ball wieder aufsetzen. Auch darf die Stelle für den Platztritt geändert werden.

Wenn ein Spieler den Ball aufsetzt, so soll er dabei nicht absichtlich so hantieren, daß er bei seinen Gegnern den Glauben erweckt, er habe den Ball niedergelegt, obgleich er dies nicht tat; in diesem Falle soll das Vorlaufen nicht verboten werden.

Spieler, welche bei einem Versuch, Freifang oder Straftritt sich anschicken vorzulaufen, müssen mit beiden Füßen hinter der Mallinie oder der Kerbe bleiben. Wenn nur ein Spieler mit einem Fuß vor der Mallinie oder der Kerbe steht, so soll der Schiedsrichter annehmen, er sei vorgelaufen, daher pfeifen und das Vorlaufen verbieten. Dies soll er auch tun, wenn die Partei allmählich über die Kerbe vorschleicht.

Spieler, denen das Vorlaufen verboten ist, dürfen trotzdem hinter der Kerbe in die Höhe springen und versuchen, den Ball anzuhalten oder zu berühren. Gelingt ihnen dies, so kann kein Treffer gewonnen werden.

Pfeift der Schiedsrichter, um das Vorlaufen zu verbieten, gerade in dem Augenblicke, wo der Tretende seinen Tritt ausgeführt hat, so kann der Tretende, wenn er einen Treffer machte, ihn gelten lassen, wenn nicht, so darf er oder ein anderer seiner Partei nochmals treten.

Der Gegenpartei muß genügend Zeit gelassen werden, um in Stellung zu kommen.

Straftritte.

Als Strafe soll der Gegenpartei ein Freitritt zugesprochen werden, wenn ein Spieler

a) absichtlich in einem Gedränge den Ball mit der Hand berührt, hinfällt oder den Ball herausnimmt.

Das Aufnehmen des Balls mit den Füßen ist im Gedränge erlaubt.

Wenn die Angreifer den Ball im Gedränge hinter der ersten oder zweiten Stürmerreihe mitnehmen und ihre Gegner über die Mallinie zurückdrängen, so kann jeder Spieler durch ein Handauf einen Versuch, jeder Verteidiger einen Lagertritt gewinnen.

b) den Ball, den er trägt, nicht sofort vor sich niederlegt, wenn er gehalten wird,

c) nicht sofort aufsteht, wenn er hingefallen ist,

*) Diese Strafe muß verhängt werden, wenn ein Spieler sich irgendwie mit dem Ball zu schaffen macht, während er selbst auf dem Boden liegt.

d) einen Gegner am Aufstehen oder Niederlegen des Balls verhindert,

e) hält, anrennt oder stört, während er abseits ist,

f) absichtlich einen Gegner hält, der den Ball nicht hat,

Ein Spieler darf einen Gegner, der mit ihm auf den Ball zuläuft, anrennen, doch darf dies nur Schulter gegen Schulter geschehen.

g) absichtlich nach dem Körper eines Gegners tritt, ihn umtritt oder ihm Bein stellt.

Wenn der Schiedsrichter dieses Spielen für roh hält, so kann er außerdem den Spieler verwarnen oder vom Spielfelde wegweisen.

*) h) absichtlich den Ball unrichtig in ein Gedränge legt oder, wenn der Ball herauskommt, ihn absichtlich mit den Händen oder Füßen wieder ins Gedränge schafft,

i) während er selbst nicht nach dem Ball zuläuft, einen Gegner, der den Ball nicht trägt, anrennt oder ihm im Wege steht,

Dasselbe gilt, wenn der Spieler einen Gegner, der mit ihm nach dem Ball läuft, unrichtig anrennt.

*) k) „Niemand abseits" oder gleichbedeutende Worte ruft, während die Spieler seiner Partei nicht alle spielberechtigt sind,

*) l) während der Ball im Gedränge ist, außerhalb des Gedränges absichtlich die Hinterleute der Gegner dadurch stört, daß er auf der gegnerischen Seite des Balls bleibt,

Dieser Freitritt soll strengstens verhängt werden, damit die Halb- und Dreiviertelspieler verhindert werden, vor dem Ball zu stehen, um die Hinterleute der Gegner zu bewachen. Dabei ist aber nicht beabsichtigt, einen Halbspieler zu strafen, welcher bei einem Gedränge den Ball unabsichtlich überläuft.

m) absichtlich hindert, daß der Ball richtig ins Gedränge gelegt wird,

*) n) wenn ein Spieler oder eine Mannschaft absichtlich und planmäßig einen Fehler gegen die

Spielregeln macht, wofür die Strafe nur ein Gedränge ist, oder ohne genügenden Grund Zeitverlust verursacht,

o) in einem Gedränge einen Fuß vom Boden erhebt, ehe der Ball ins Gedränge gelegt ist.

Der Ball ist ins Gedränge gelegt, sobald er den Boden berührt hat.

Die Stelle, an welcher der Verstoß stattgefunden, soll als die Kerbe angesehen werden, und ein beliebiger Spieler der Partei, welcher der Freitritt zugesprochen wurde, darf den Ball niederlegen oder ihn treten.

*) Bei einem Verstoß gegen k) soll der Gegenpartei zur Auswahl zugesprochen werden:

1. Ein Gedränge an der Stelle, wo der Ball zuletzt gespielt wurde.
2. Ein Freitritt an der Stelle, wo der Verstoß stattfand.

Wenn der Rufende hinter dem Tretenden steht, so ist ein Freitritt an der Stelle anzuordnen, wo der Ruf ausgestoßen wurde.

Allgemeines.

*) Der Ball ist in der Mark, wenn er oder der Spieler, welcher ihn trägt, die Marklinie berührt oder kreuzt und gehört dann, außer wenn er hineingetragen wurde, der Gegenpartei des Spielers, welcher ihn zuletzt im Spielfeld berührte. Ein Spieler der Partei, welcher der Ball gehört, muß ihn dann an der Stelle, wo er in die Mark ging, auf eine der folgenden Weisen wieder in das Spiel bringen:

a) Den Ball so hereinwerfen, daß er rechtwinklig zur Marklinie landet.

b) Ein Gedränge bilden lassen an einer Stelle, die auf einer durch den Punkt, wo der Ball in die Mark ging, zur Mallinie gezogenen Parallelen liegt und die 10 Schritt von der Marklinie entfernt ist.

Pfeift der Schiedsrichter, weil der Ball so hereingeworfen wurde, daß er nicht rechtwinklig zur Marklinie fliegt, so hat die Gegenpartei ihn gemäß b) selbst hereinzubringen.

Wenn der Ball nicht an der richtigen Stelle hereingeworfen wird, so soll der Schiedsrichter anordnen, daß dieselbe Partei an der richtigen Stelle hereinwirft.

Ein Spieler kann in der Mark sein und doch den Ball spielen, wenn dieser nicht in der Mark ist.

Wird ein Ball in die Mark getreten, aber vom Winde zurückgeblasen, so soll er doch als in der Mark befindlich angesehen werden.

Wenn eine Partei einen Versuch gewonnen hat, so muß der Ball von der Stelle, wo der Versuch gewonnen wurde, auf einer Parallelen zur Marklinie in das Spielfeld soweit getragen werden, als es dem Aufsetzer gefällt, und dort soll dieser den Ball aufsetzen, damit ein Spieler seiner Partei versuche, einen Treffer zu treten; dieser Platztritt untersteht bezüglich des Vorlaufens u. s. w. der Regel 10, wobei die Kerbe als auf der Mallinie befindlich angenommen wird. Der Schiedsrichter hat dafür zu sorgen, daß der Ball auf einer Parallelen zur Marklinie hereingetragen wird.

Der Schiedsrichter soll einen Versuch bewilligen, wenn er überzeugt ist, daß ein solcher nur durch unrichtiges Spiel oder Störung seitens der Verteidiger verhindert wurde. Er kann auch einen Versuch absprechen und ein Handauf bewilligen, wenn er glaubt, daß der Versuch nur durch unrichtiges Spiel oder Störung der Angreifer gewonnen wurde.

Bei einem solchen Versuche soll der Tritt nach dem Male irgendwo auf einer Parallelen zu den Marklinien durch die Stelle, an welcher der Ball beim Verstoß sich befand, getreten werden.

Ist ein Streit wegen eines Versuchs derartig, daß eine Berufung an das Schiedsgericht zulässig ist, so ist es zu empfehlen, daß der Schiedsrichter den Versuch treten läßt, damit der etwaige Treffer gezählt werden kann, falls der Versuch bewilligt wird.

Wenn der Ball im Malfelde in den Händen eines Spielers ist und, bevor er auf den Boden niedergelegt werden kann, von einem Spieler der Gegenpartei festgehalten wird, so muß gegenüber der Stelle, wo der Ball festgehalten wurde, 5 Schritt von der Mallinie entfernt ein Gedränge gebildet werden.

Nach einem erfolglosen Versuch oder nach einem Handauf, oder wenn der Ball in die Malmark kommt oder die Spielgrenzen berührt oder kreuzt, muß der Ball mittelst eines Lagertrittes ins Spiel gebracht werden. Alle Spieler der Partei des Tretenden müssen beim Tritt hinter dem Ball sein, sonst muß der Schiedsrichter ein Gedränge in der Mitte der Lagergrenze anordnen.

Berührt der Ball oder der Träger des Balls eine Eckflagge, so ist der Ball tot.

Bei einem Vorwerfen oder Vorschlagen muß der Ball an die Stelle, wo der Verstoß vorfiel, zurückgebracht und dort ein Gedränge gebildet werden, falls nicht ein Freifang gewonnen wurde, oder die Gegenpartei einen Vorteil davon hatte.

Wenn ein Spieler vorsätzlich den Ball in sein eigenes Malfeld tritt, gibt, schlägt oder trägt, und der Ball hierauf tot oder ein Handauf gemacht wird, so darf die Gegenpartei verlangen, daß der Ball zurückgebracht und ein Gedränge an der Stelle gebildet werde, von welcher aus der Ball rückwärts getreten, gegeben, geschlagen oder getragen wurde. Diesen Fall ausgenommen, darf ein Spieler in seinem eigenen Malfelde jederzeit ein Handauf machen.

Wenn der Ball zurückgegeben wird, aber der Spieler, der ihn fangen will, ihn so mangelhaft spielt, daß er über die eigene Mallinie zurückgeht, so soll der Schiedsrichter bei seiner Entscheidung sich danach richten, ob dieses mangelhafte Spielen absichtlich oder unabsichtlich war.

Auch das Herauswerfen aus einem Gedränge hinter die eigene Mallinie ist unstatthaft.

*) Wird der Ball über die eigene Mallinie zurückgetreten oder zugespielt, so kann ein Gegner durch einen Handauf einen Versuch gewinnen.

Treten nach dem Körper, Umtreten und Beinstellen ist verboten. Der Schiedsrichter ist berechtigt, zu entscheiden, was an dem Anzuge eines Spielers, einschließlich der Schuhe und deren Vorsprünge, Schnallen, Ringe u. dgl. gefährlich ist. Hat er entschieden, daß irgend etwas gefährlich ist, so muß er anordnen, daß der Spieler dies entfernt und ihm nicht gestatten, weiter mitzuspielen, bis abgeholfen ist.

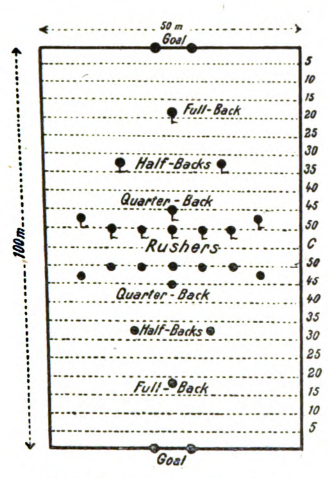
Wird im Malfelde von den Angreifern gegen irgend eine Regel verstoßen, so muß ein Handauf zuerkannt werden. Tun dies aber die Verteidiger, so muß ein Gedränge angeordnet werden gegenüber der Stelle, wo der Verstoß vorkam, und 5 Schritt von der Mallinie entfernt.

Wird aber gegen irgend eine Regel verstoßen, oder kommt eine Unregelmäßigkeit vor, wofür in diesen Regeln nichts vorgesehen ist, so muß der Ball an die Stelle des Verstoßes zurückgebracht und dort ein Gedränge gebildet werden.

Amerikanischer Fussball.

730. Einleitung. Die Amerikaner übernahmen das Fußballspiel von England und spielten anfangs allgemein nach Rugbyregeln. Wie im Mutterlande erfuhr das Spiel aber auch in Amerika viele Wandlungen, außerdem wurden manche der ursprünglichen Regeln mißverstanden und heutzutage unterscheidet sich das amerikanische Spiel in fast allen Hauptpunkten vom englischen.

731. Art des Spiels. Der **Spielplatz** besitzt gewöhnlich eine **Länge von** 100 m zu 50 m Breite, **hat** auf den Breitseiten Goals und **außerdem** parallel zu den Mallinien von 4,5 m zu 4,5 m Linien **quer** über den ganzen Platz, die **ihm** den Namen grill-iron, Bratrost, gegeben haben. Jede Partei **besteht** aus elf Spielern: 7 forwards, rushers oder Stürmern,



362. Aufstellung zum Abstoß beim amerikanischen Fußballspiel.

einem quarter-back, 2 half-backs und einem full-back. Die Aufstellung ergibt sich aus dem beigefügten Plan. Der Ball ist eirund, der Abstoß muß ihn mindestens 10 Yards weit tragen und darf ihn nicht in der Mark landen lassen. Gespielt wird der Ball wie beim Rugby mit Händen und Füßen, ebenso darf der den Ball Tragende festgehalten werden. Doch wird hierfür wie als Strafe gegen Spielregeln ein „scrummage" Gedränge, angeordnet; entgegen dem englischen Rugby treten aber nicht die Stürmer zum Gedränge zusammen, sondern ein Spieler der Partei, die den Ball zuletzt besaß, wirft ihn einem quarter-back zu (snapping-back), der ihn weitergibt oder selbst mit ihm vorläuft; seine vor ihm stehenden Partner sind dann off-side und dürfen sich am Spiel nur mit dem Körper beteiligen, ohne aber Hände oder Füße zu benützen. Der mit dem Ball Laufende wird rings von den off-side-Spielern gedeckt und versucht einen Angriff aufs Mal, die feindliche Partei dagegen darf mit Händen und Armen den Ansturm abwehren. Hauptsächliches Gewicht wird auf den gewonnenen und wieder verlorenen Weg gelegt, der durch die zahlreichen Linien markiert ist; der Ball muß nach drei downs mindestens 5 Yards gegen das feindliche Tor vorwärts, oder 20 Yards gegen das eigne zurückgegangen sein. Sind diese Distanzen nicht innegehalten, so bekommt die Gegenpartei den Ball. Der Freifang, Versuch aufs Mal und Hereinbringen des Balles von der Mark gleichen in der Hauptsache dem englischen Spiel; Fehler und Verstöße jedoch werden durch „Distanzstrafen" geahndet, d. h. die zu strafende Partei muß eine bestimmte Anzahl von Yards zurückgehen.

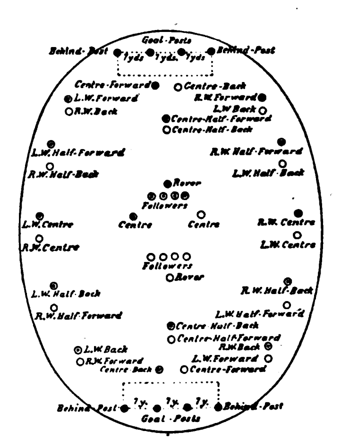
Die Spielregeln werden von einem Komitee des University Athletic Club aufgestellt und revidiert; der wichtigste Tag für das Wettspiel zwischen den hervorragendsten teams ist der Thanksgiving-day, der Erntedanktag.

Australischer Fussball.

732. Einleitung. Während sich im Norden Australiens das Rugby eingebürgert hat, ist im Süden ein Spiel entstanden, das sich noch be-

deutend stärker als das amerikanische vom englischen Fußballspiel unterscheidet; denn es gestattet zwar das Laufen mit dem Ball, fordert aber vom Spieler, ihn bei jedem siebenten Schritte auf die Erde fallen zu lassen, ehe er weiterspielen darf. Ferner müssen, wie die Senior-Association bestimmt hat, die Wettkämpfe von beglaubigten Schiedsrichtern entschieden werden, denen sogar ein bestimmtes Honorar pro Spiel entrichtet wird und die dadurch zu Berufsspielern rechnen. Das australische Fußballspiel räumt aber dem Schiedsrichter höchste Machtbefugnis ein; er allein entscheidet, unterbricht, straft nnd ist zudem ausschließlicher Leiter des Spiels. Auch die beiden, ebenfalls beglaubigten Goalschiedsrichter erhalten ein Honorar, obgleich ihre Aufgabe nur darin besteht, beim Passieren des Balles durch das Tor ein Flaggensignal zu geben.

733. Art des Spieles. Die Spielerzahl beträgt auf jeder Seite 15 bis 20 Mann, die aber nicht, wie sonst üblich, ein Parteifeld innehaben, sondern über den ganzen Platz verteilt werden, in der Art, daß sich stets zwei Gegner gegenüberstehen (siehe Abb.). Marklinien gibt es nicht; die Torpfosten stehen 6,5 m auseinander und sind 6 Fuß hoch, rechts und links, ebenfalls in einer Entfernung von 6,5 m, befinden sich die beiden Abstoß- oder „Behind"pfosten. Die Spielzeit dauert 100 Minuten, gewöhnlich mit einer Pause von 10 Minuten in der Halbzeit. Vor jedem Mal steht der centre-forward der einen Partei und der centre-back der andern. Zum Spielanfang wirft der Schiedsrichter den Ball senkrecht in die Luft, dessen sich die followers wie die Zentrumspieler zu bemächtigen suchen. Das Weiter-



363. Aufstellung der Spieler beim australischen Fußballspiele vor dem Abstoße.

geben mit der Hand ist nicht erlaubt, dagegen jedoch Freifang und Freitritt. Die followers folgen dem Ball, der vom centre-forward und centre-back gespielt wird, die „rover" dienen ihnen zur Deckung. Ein Spieler, der grade in die Höhe springt, um den Ball zu fangen, darf nicht festgehalten werden.

Lawn-Tennis: Moment aus einem Doppelspiel bei den Olympischen Spielen in Athen.

734.
Lan
sehr
ndhei
ck.
ner Fr
it ein
lerlei
el zu
nisse
reger
e Kö
e das
und-
hör
nz E
s de
e Te
e S
erun
, in
lag,
ch b
s
amn
n Q
n
e
er
r

4. Lawn-Tennis.

734. Einleitung. Die Geschichte des Lawn-Tennis (des Ballspieles), ist sehr alt, sie reicht wohl bis zur Kindheit der Menschengeschichte zurück. Das harmlose Spiel, mit einer Frucht, mit einem Stein, dann mit einer Kugel mag früh durch allerlei Bedingungen: nach einem Ziel zu werfen, den Ball über Hindernisse hinwegfliegen zu lassen, anregender gestaltet worden sein. Die Römer kannten das Follisspiel wie das Trigon, die beide in ihren Grundzügen dem Paume und der Sphäromachia, Spielen, die über ganz Europa verbreitet waren und aus denen sich wiederum das heutige Tennis entwickelte, sehr ähnelten. Die Spanier fanden bei der Eroberung Mexikos richtige Ballhäuser vor, in denen man dem „Tlachtli“ oblag, einem Spiel, das der Sage nach bereits von den Urbewohnern des Landes, den Tolketen, abstammte und von ihren Nachfolgern, den Azteken, nur übernommen worden war. Das „Tlachtli“ wurde in eigens zu diesem Zwecke errichteten und architektonisch reich geschmückten, ca. 30 m langen Gebäuden gespielt. Der Ball, aus Kautschuk hergestellt, wurde durch einen steinernen Ring geworfen, der in der Mitte des Raumes in 8 m Höhe aufgestellt und einer besonderen Gottheit geweiht war. Feierliche religiöse Zeremonien verbanden sich mit der Einweihung neuer Ballhäuser und oft setzten die Könige Land und Leben als Siegespreis ein. Bei gewöhnlichen Wettkämpfen durfte sich der glücklichste Spieler, dessen Ball durch den steinernen Ring des Gegners flog, der Oberkleider aller Zuschauer bemächtigen, mußte dafür aber dem Gott des Ballspiels ein Opfer darbringen. Die Spieler trugen nichts als ein hinten mit Leder besetztes Beinkleid, das „Maxtli“, da sie den Ball nicht mit den Händen und Armen, sondern nur mit den Schultern, den Ellbogen, Knieen und dem eben durchs Leder geschützten Körperteil berühren durften.

In Italien bildeten sich zwei Arten des Follisspieles aus: das giuco di pallone, dessen Goethe in seinen Briefen mit Enthusiasmus erwähnt, und das giuco della corda, das mit der bloßen Hand, ohne den sonst den Unterarm schützenden „bracciale“ gespielt und bei dem zwischen den Parteien ein Strick gespannt wurde. Frankreichs Könige mußten ein Verbot nach dem andern ergehen lassen, um der Beliebtheit des „longue paume“ und des „courte paume“, ersteres im Freien, letzteres in den dazu errichteten Gebäuden, dem tripot, gespielt, beim Volke Einhalt zu tun. Sich selbst erbauten sie jedoch zahlreiche tripots, und da es ihnen auch nicht gelang, die Leidenschaft des Volkes für das Spiel zu dämpfen, so konnte Lippomano, der venetianische Gesandte, in der Mitte des 16. Jahrhunderts berichten, daß in Paris 1800 Ballhäuser existierten und täglich ungefähr 1000 Kronen für Rackets ausgegeben würden! Der erste Tennishof mit einem „dedans“, verschiedenen hazards und dem „tambour“ ist der von Franz I erbaute im Louvre. Bald unterschied man dem Bau nach zwei Arten von Ballhäusern, das jeu de quarré (später carré) und das jeu de dedans, wie die Gebäude selbst einfach genannt wurden; in Deutschland bürgerte sich fast ausschließlich das erstere ein — das Spiel selbst

hieß hier Ballon- oder Katzenspiel —, während nach den Prinzipien des letzteren noch heute in England und Frankreich gebaut wird. Beim jeu de quarré reichten nur die Giebelmauern bis zum Dach, die Längsmauern trugen Holzpfeiler, auf denen das Dach ruhte und zwischen denen die Luken mit Tüchern oder Netzen verhängt wurden. Im Innern des Raumes liefen in 5 Fuß Entfernung von einer Längs- und einer Breitseite Parallelmauern entlang, die in einem hölzernen Dach nach oben abschlossen und zwei Galerien bildeten; die kleinere hatte, vom Netz aus betrachtet, in ihrer rechten Ecke eine große Oeffnung, la grille, ursprünglich dem Namen nach wohl ein vergittertes Fenster; in der linken Ecke befand sich das trou de service. In der Giebelmauer vis à vis war links das petit trou angebracht und rechts l'ais, ein hohes, aufrecht stehendes Brett, hinter dem die Wand ausgehöhlt war, sodaß man am Klang erkennen konnte, ob der Ball aufgeschlagen war oder nicht.

In spätern Zeiten wurde die größere Galerie von Netzen verhängt, um die Zuschauer vor den Bällen zu schützen; die verschiedenen Oeffnungen dieser Galerie hatten besondere Namen, die zur Bezeichnung der das Spielfeld einteilenden Linien, den „Schasselinien", dienten. Die Hazardlöcher la grille, la lune ꝛc. wurden mit ins Spiel gezogen. Das berühmteste deutsche Ballhaus, das Tübinger, war ebenfalls nach dem Quarrésystem erbaut; zur ferneren körperlichen Ausbildung der Studenten, die sich zum größten Teil allerdings aus Prinzen und Adligen rekrutierten, war es noch mit einer Rennbahn, einer Bolzenschießbahn und einem Armbrusthaus verbunden; auch zwei Säulen mit weiblichen Figuren zum Ringelstechen gab es in seinem Bereich.

Das jeu de dedans besaß noch eine dritte Galerie an der unteren Giebelmauer und eine große Oeffnung in der gegenüberliegenden Galerie, durch die ein kleineres und größeres „dedans" geschaffen wurde; dagegen fielen la lune, le petit trou und l'ais fort. Ein Mauervorsprung, le tambour, diente, wie noch einige besonders harte Quadern in der Längswand zum Abprallen des Balles. Der italienische Schriftsteller Raino, der Deutsche Fischart, Florini in einem technischen Werke, das 1719 zu Nürnberg herausgegeben wurde und Comenius im „Orbis sensualium Pictus" 1707 in Nürnberg erschienen, widmen dem Ballspiel im „Ballenhause" wie dem Ballonspiel unter freiem Himmel längere und kürzere Berichte.

Im Spielgang und der Zählweise unterschied sich das paume, trotz des Einbeziehens der Hazards in das Spiel, nicht sonderlich vom heutigen Tennis. Man spielte in zwei Parteien zu vier Spielern oder auch zu zweien gegen einen, la chouette und loste durch Drehen der Rackets (rauh oder glatt) die Spieler aus. Der Verlierende wurde zum Einschenker und hatte den Ball derart auf das Galeriedach der feindlichen Seite zu schlagen, daß er beim Herabrollen in das Feld zwischen Passe- und Einschenklinie fiel. Gelang ihm das nicht oder beging er einen andern Fehler, so wurde dies dem Gegner mit 15 Punkten Plus berechnet; also genau so, wie man heute zählt. Hatten beide Parteien 3 × 15 Punkte oder 45, so stand die Partie: à deux, woraus das heutige Wort deuce entstanden ist; gewonnen ward das Spiel mit 6,

zuweilen auch 8 Partien. Auch Vorgaben, die den schwächeren Spieler dem besseren gleich stellen sollten, gab es schon; man gewährte einen Freischlag (bis-que), einen bis-con, der die chasse aufhob oder auch ein oder zwei Freischläge in jeder zweiten Partie. Außerdem erschwerte man zugunsten des Schwächeren oft das Spiel des Vorgebenden durch allerlei kleine Hindernisse oder besondere Bedingungen. „Schassen" wurde das zweimalige Aufspringen des Balles genannt und die Stelle des zweiten Aufsprunges vom Marköр mit einem kleinen Gestell markiert. Von den mit Zahlen bezeichneten Schasselinien aus wurden die Entfernungen, in denen der Ball aufgetroffen war, bemessen. Der Ball war eben nicht wie heute dem Spieler durch das Schassen verloren, sondern konnte durch das „Ziehen der Schasse" wiedergewonnen werden. Dazu mußten die Spieler die Seiten wechseln und der Ball neu eingeschenkt werden. Gelang es nun dem Ziehenden (dem, der die Schasse gemacht hatte), den Ball zwischen der bezeichneten „Schasse" und der Mauer aufspringen oder in eins der Hazards fallen zu lassen, so gewann er 15 Punkte; fiel der Ball dagegen wieder auf der Schasse nieder oder konnte der Verteidiger ihn zurückschlagen, so erhielt dieser die 15 Punkte. Die Eroberung eines gegnerischen Hazards rechnete ebenfalls mit 15 Punkten. — Gewöhnlich wurden die Ballhäuser an die Ballmeister oder Markörs verpachtet und die Spieler, meistens die Besiegten, hatten für Benutzung des Hofes, der Spielgeräte 2c. zu zahlen. In Nebenräumen wurde zum Spielbeginn eine leichte Kleidung (Hose, Hemd und Schuhe ohne Absätze) angelegt, während sich die Galerien mit schau- und wettlustigem Publikum füllten. Wegen der hohen Wetten wurden die Ballhäuser häufig geschlossen, ebenso oft wegen der zahlreichen Streitigkeiten, den Diebstählen und der schlechtgefüllten Bälle, den esteufs, zu deren Schutz Ludwig XI bereits 1480 ein scharfes Gebot an die Paume-Raquetiers erlassen mußte, da diese statt der Wolle und des Leders allerlei Abfälle zur Herstellung benutzten. Die Rackets entwickelten sich allmählich, nachdem die bracciale gegen die immer härter werdenden Bälle nicht genug schützten, aus einfachen Holzschlägeln, deren Mitte man später durch Pergament ersetzt hatte, zu immer leichteren und handlicheren Geräten. Statt des Netzes trennte man anfangs die Parteien nur durch einen Strick, an den man bunte Tuchlappen zur deutlicheren Markierung befestigte. Die Ballmeister, die gewöhnlich noch die Erlaubnis zum Weinausschank erhielten, gerieten bald in der ganzen Welt in wenig guten Ruf; auch die hohen Einsätze, die von richtigen „Buchmachern" gebucht wurden, schadeten dem Ansehen der Ballhäuser so stark, daß in Frankreich im Jahre 1750 den Soldaten jedes Betreten der tripots streng verboten wurde. Das unmoralische Treiben ist jedenfalls mit eine Veranlassung, daß das jeu de paume immer mehr unterdrückt wurde und schließlich fast in Vergessenheit geriet. — Daß mit dem Schwur im Ballhaus zu Versailles, wohin sich Bailly mit den Abgeordneten zurückzog, als man ihm den Eintritt in den Versammlungssaal des Schlosses verwehrte, die französische Revolution eröffnet wurde, ist bekannt; unter dem „sermont du jeu de paume" versteht man den Eid der Nationalversammlung, sich nicht zu trennen, bis Frankreich nicht eine neue Verfassung gegeben sei.

Die ersten Paume-Regeln erschienen im Jahre 1599 von Forbet in Paris unter dem Titel: Ordonnance de Paume; Hulpeau verzierte sie 1632 mit Kupferstichen und nannte sie: „Le Jev royal de la Paolme“. Das beste und ausführlichste Werk ist jedoch das von Garsault aus dem Jahre 1767: „l’art du Paumier-Raquettier“, das genauen Aufschluß über das Spiel, die Geräte und die Höfe gibt. In Frankreich existieren gegenwärtig noch acht Ballhäuser.

In England kannte man von jeher nur Dedanshäuser; wie beliebt das Spiel unter den verschiedensten Namen wie Tenes, Tennice, Tynes 2c. war, beweisen Gedichte und Romane aus dem 13. und 14. Jahrhundert, in denen es verherrlicht wird, ferner viele Anspielungen in den Shakespeareschen Dramen, die eine allgemeine Kenntnis des Spieles und seiner Regeln voraussetzen. Aber auch in England geriet das Spiel fast in Vergessenheit, bis im Jahre 1802 ein internationales Match in London zwischen dem französischen Ballmeister Barre und dem Engländer Cox eine neue Aera heraufbeschwor.

Der berühmte Marylebone Club ließ 1838 einen neuen Court in Lords bauen, dem bald andere in allen Teilen Englands folgten, so daß man jetzt dort gegen 40 zählt. Die Spielweise entspricht im ganzen der des Paume; auch die Einteilung des Spielfeldes in Einschenkseite (beim Dedans) und Hazardseite ist beibehalten worden. Wie beim alten Paume bringt die Eroberung eines gegnerischen Hazards einen Freischlag. Außer dem Tambour zum Abprallen des Balles kennt der englische Tenniscourt noch die Spiellinie, die auf den Längsmauern in einer Höhe von 18 Fuß, auf den Giebelmauern von 23 Fuß durch ein 20 cm breites Brett aus hartem Holz markiert wird. Die Schaffelinien werden auf dem braunen Flur durch gelbe Streifen in 1 und 1/2 Yard Abstand bezeichnet.

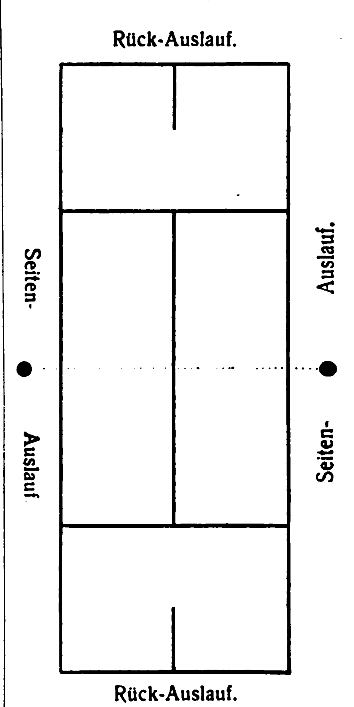
735. **Das moderne Lawn-Tennis.** Wie man in Frankreich unter longue paume das Spiel im Freien verstand und es neben dem courte paume pflegte, so begann man auch in England bereits unter der Regierungszeit Elisabeths das Spiel in der guten Jahreszeit nach draußen auf den Rasen zu verlegen und es dann Long- oder Field-(Feld)Tennis zu nennen. Die Geburtsstunde des Lawn-Tennis von heute mit den genauen Bestimmungen über den court, den Spielgang, das Zählen u. s. w. schlug aber erst, als Major Wingfield im Jahre 1874 die Regeln über das von ihm „Sphaeristike“ genannte Spiel, für das er ein Feld in Sanduhrform forderte, veröffentlichte. Allerdings stimmte man seinen Gesetzen nicht unbedingt zu; der Marylebone Club veröffentlichte schon im nächsten Jahr neue Regeln — aber Major Wingfields Verdienst ist es eben, daß dem Spiel neues Interesse gewidmet wurde und sich nach und nach die heute gültigen Regeln kristallisierten und einbürgerten. Ungeahnt schnell wurden die ohnehin fast verlassenen Krocketplätze in Tenniscourts umgewandelt, 1877 änderte bereits der berühmte All England Croquet Club seinen Namen in All England Lawn-Tennis Club um und schrieb das erste Tournier in Wimbledon aus. 1878 einten sich dieser und der Marylebone Club auf eine gleiche Zählweise. Das Netz hatte aber noch einige Jahre lang eine Höhe von 3 3/4 Fuß, die Einschenklinie blieb weit von ihm ab und das Volleyspiel, der Flugschlag, in dem später eine Zeitlang die höchste

Kunst des Tennisspielers gesehen wurde, war fast unbekannt, bis im Jahre 1881 die Zwillingsbrüder Renshaw begannen, so viel Bälle als möglich vorm ersten Aufsprung aufzufangen und infolgedessen ihre Stellung nahe am Netz einzunehmen. Auch dieser „Stil" wurde durch das Erniedern des Netzes an den Seiten rc. bald wieder entthront. Das Tennis von heute ist eine Verschmelzung des Volley- und Backspieles (Spiel aus dem hinteren Felde, nahe der Grundlinie). Die große Lawn-Tennis-Assoziation, der alle englischen Klubs beitraten, datiert aus dem Jahre 1888. Ihre Regeln sind allgemein gültig und in Deutschland ebenso eingeführt wie in Amerika. Lawn-Tennis ist also der einzige Sport, der auf der ganzen Welt nach denselben Regeln betrieben wird; abgesehen von seinen übrigen, für den Körper außerordentlich großen Vorzügen, kann es wegen dieser einheitlichen Anerkennung als **Welt-Sportspiel** betrachtet werden.

736. **Lawn-Tennis in Deutschland.** Der erste deutsche Klub wurde von einem Engländer, Mr. Trelawney, im Jahre 1877 in Hamburg gegründet; doch verbreitete sich der Sport nur sehr langsam in unserem Vaterland, trotzdem bereits im Anfang der achtziger Jahre die ersten Turniere in Baden-Baden stattfanden. Erst als sich die Hamburger Eisbahnvereine des Sports annahmen und nach kleineren internen Turnieren größere für ganz Deutschland ausschrieben, gewann das Spiel immer mehr an Boden und Interesse. Ein für seine Entwicklung in Deutschland wichtiger Faktor war, daß die Teilnahme für den Radfahrsport, der nur kurze Jahre in Blüte stand, stark abnahm, besonders bei den deutschen Frauen, daß das Tennis also gleichsam die Lücke des unmodern gewordenen Sports ausfüllte. Zahlreiche Radfahrvereine wandelten sich geschwind in Tennis-Klubs um. Wie in der Einleitung unter „Mode und Sport" erwähnt wurde, ist das Tennisspiel in England schon bereits wieder durch Golf, Fußball und Polo aus seiner hervorragenden Stellung verdrängt, wie das Fernbleiben der besten englischen Spieler von den letzten Homburger Turnieren bewiesen hat; aber in Deutschland sind die Bedingungen für diese Sportsarten nicht so günstig, vor allem werden die Frauen ja höchstens in beschränktem Maße am Golf oder Hockey teilnehmen können und deshalb wird das Tennis wohl noch lange „das" Spiel bei uns bleiben. Auch durch die Protektion des Kaisers, der 1895 den Kaiserpokal für das I. Armee- und Marine-L.-T.-Turnier in Homburg stiftete und selbst ein eifriger Spieler ist, wie er z. B. alljährlich während der Kieler Woche, die ihrem Programm ebenfalls einige Turniere hinzugefügt hat, beweist, hat sich das Tennisspiel in allen Kreisen Deutschlands eingebürgert. Als Hauptplatz für internationale Turniere bewahrt Homburg seine Stellung, während die Zentren für den Norden Berlin und Hamburg sind. 1902 wurde in Berlin der deutsche Lawn-Tennis-Bund gegründet; durch ihn sind die für allgemeine Turniere geltenden Spiel- und Turnierregeln systematisch bearbeitet und festgesetzt, ferner eine praktische Uebertragung der englischen Ausdrücke und Redewendungen ins Deutsche vorgenommen und zweifelhafte oder streitige Auslegungsfragen entschieden worden.

737. **Das Spielfeld.** Der ideale Spielplatz bleibt natürlich der mit kurzem, dichtem und weichem Rasen, wie die englischen Courts ihn durch-

gehends aufweisen, und der sicherlich in seiner Elastizität für den Fuß des Spielers wie für den Ball das Vorteilhafteste und Angenehmste ist. Ein solcher „ground" ist aber in Deutschland kaum zu erreichen und es bleibt daher nur übrig, den besten Ersatz für den Grasplatz zu betrachten. Das ist auf alle Fälle der Hartplatz, den man durch tüchtige Unterschichten von Bauschutt und obere Lagen kleinerer Steine, über die dann schließlich Chausseeschlamm oder Lehm gewalzt wird, vorbereitet. Die erste Bedingung des Platzes ist, daß er vollkommen eben sein und mit der Niveauwage ausgerichtet werden muß; die zweite, daß seine Längsachse von Nord nach Süd liegt, damit die Sonne ihn möglichst lange quer bescheint. Harte Höfe aus Asphalt, Zement, Majolika 2c. müssen im Winter vorm Frost geschützt werden; ein anderer Nachteil ist die rasche Ermüdung der Spieler auf ihnen. Ein Spielplatz im Walde, rundum von gleichmäßig schattenden Bäumen umstanden, ist natürlich schön und angenehm; würden jedoch nur Bäume an einer Seite des Lawn stehen, so sollte man den Platz lieber ganz ins Freie verlegen, um dem täuschenden Schatten zu entgehen. Außer den eigentlichen Maßen für das Einzel- und Doppelspiel — der Platz wird bei uns gewöhnlich zu beiden Möglichkeiten hergerichtet — soll jedes Spielfeld einen Seitenauslauf von mindestens 4—5 m und einen Rückauslauf von mindestens 7 m haben. Stoßen diese Ausläufe mit denen anderer Spielfelder zusammen, so werden zwischen ihnen zur Vermeidung von Konfusionen Sperr- oder Stoppnetze von dunkler Farbe und mindestens 2,5 m Höhe angebracht. Die Maße des Spielfeldes für das Einzelspiel (Spiel zu zweien) betragen 8,23 m Breite und 23,77 m Länge. Das Netz teilt das Feld in zwei gleiche Hälften, doch stehen die Netzpfosten 0,91 m jenseits der Seitenlinien. Die Grundlinien an jedem Ende des Spielfeldes sind 11,885 m

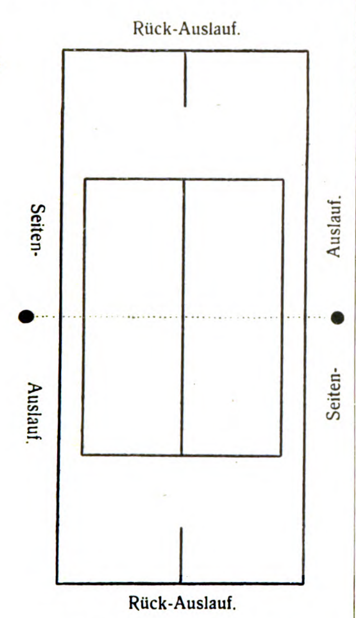


364. Plan des Einzelspielfeldes.

vom Netz, parallel zu diesem, gezogen und werden durch die Seitenlinien verbunden. Die Mittellinie geht parallel zu den Seitenlinien mitten durchs Netz, teilt also das Spielfeld zu beiden Seiten des Netzes in zwei Hälften; sie trifft auf die Aufschlag- oder Einschenklinien, die 6,4 m rechts und links vom Netz gezogen sind. Die Mittel-

linie wird selten bis zu den Grundlinien fortgeführt. Die vier am Netz liegenden Felder heißen Einschenk- oder Aufschlagfelder.

Für das Doppelspiel (Spiel zu dreien und vieren) müssen die

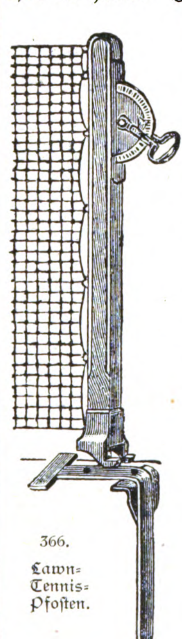


365. Plan des Doppelspielfeldes.

Maße des Einzelspielfeldes um 1,37 m in der Breite gewinnen. Die Grundlinien werden also einfach auf beiden Seiten um 1,37 m verlängert und durch neue Seitenlinien verbunden. Gewöhnlich werden die inneren Seitenlinien des Doppelspielfeldes bis zu den Grundlinien durchgezogen, sodaß der Platz zu beiden Spielarten benutzt werden kann.

Die Spiellinien werden meistens mit Kalkmilch gezogen; auf guten Plätzen stellt man sie auch durch schmale Holzleisten her, doch bedingt dies eine tadellose Instandhaltung des Platzes, damit nach Regenwetter 2c. das Holz nicht überm Boden heraussteht. Die Breite der Linien soll höchstens 4 cm betragen; eine der gebräuchlichsten englischen Maschinen zum gleichmäßigen Ziehen ist der „courtmarker". Zum Markieren der Ecken, besonders in feuchtem Klima, dienen Blechwinkel.

738. Die Spielgeräte. Das Netz soll in der Mitte eine Höhe von 0,91 m, an den Pfosten von 1,07 m haben. Zur Regulierung dieser Maße benutzt man sog. Netzhalter. Wird das Netz des Doppelspielfeldes auch fürs Einzelspiel verwendet, so wird es an den inneren Seitenlinien von Stützen gehoben, die ebenfalls 0,91 m außerhalb stehen müssen. Als Netzpfosten benutzt man jetzt ausschließlich mit kleinen Windwerken versehene Pfosten, z. B. die „Nonplusultra", durch die das Netzseil, das an der Oberkante des Netzes entlang läuft, nach Belieben angezogen werden kann. Die Länge des Netzes beträgt 9,56 resp. 12,8 m, die Breite 1,05 m. Die aus geteertem Tau hergestellten Maschen sollen keine Bälle durchlassen.



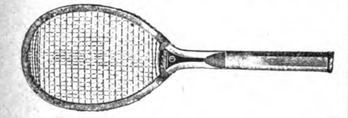
366. Lawn-Tennis-Pfosten.

Für den Lawn-Tennis-Schläger, das Racket, ist das Minimalgewicht 12, das Maximalgewicht 16 englische Unzen; die Nummern steigen um je ½ Unze.



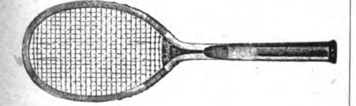
367. Modernes Tennis- oder Paume-Racket.

Man gebraucht jetzt allgemein das symmetrische Racket, im Gegensatz zu dem ursprünglichen unsymmetrischen Real-Tennis-racket. Unsere Bilder zeigen ein gutes deutsches,



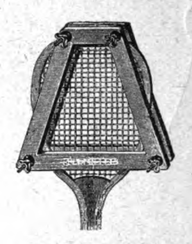
368. Racket „Ledietsa" von A. Steidel, Berlin.

wie ein bekanntes englisches Racket. Die Formen des Kopfes wie die des Griffes sind ein wenig Geschmack- und Modesache. Doch sollte die Länge des Rackets nie mehr als



369. Racket „The Doherty" von Slazenger u. Sons in London.

75 cm betragen. Ueber den glatten oder gerieften Griff wird oft eine Gummihülse zum besseren Halten gezogen. Notwendig zur Konservierung des Schlägers ist eine Presse; hat man in der Sonne gespielt, so müssen die Darmsaiten, ehe das Racket in die Presse geschroben wird, mit Fett oder Oel bestrichen werden; vorsichtige Spieler befördern außerdem den Schläger vom und zum Spielplatz in einer Tasche; auf feuchten Plätzen und bei nassem Wetter sollte man zur Schonung des Rackets lieber nicht spielen.



370. Racket-Presse.

Größe und Gewicht des Tennisballes sind in den Regeln genau bestimmt; erstere muß zwischen 6,35 cm bis 6,51 cm liegen, letzteres nur zwischen 53,15 und 56,7 g schwanken; jedenfalls ist es gut, Bälle, die diesen Bedingungen entsprechen, zu gebrauchen, um bei eventuellen Turnieren an sie gewöhnt zu sein. Die besten Bälle sind die



371. Lawn-Tennis-Ball.

mit Molton bezogenen; für Zementfelder wählt man sie in roter, sonst stets in weißer Farbe. Tennisbälle werden nicht allein durch den Gebrauch, sondern auch durch das Lagern untauglich; man soll den Vorrat deshalb häufig erneuern. Bei Wettspielen werden prinzipiell nur ganz neue Bälle benützt. Da sich im Laufe einer Saison ohnehin viele Bälle „verlieren", so sammelt man zum Schluß des Spieles alle Bälle ein, oder macht die „Balljungen", die zum Aufsammeln und Hin- und Hertragen engagiert sind, für die richtige Zahl verantwortlich; in einem Korb oder Netz, jedenfalls an einem kühlen, trockenen Ort werden sie aufbewahrt. Während des Spieles bleiben die Bälle ebenfalls nicht am Boden liegen, sondern werden, auch der Bequemlichkeit wegen, in Ständer gelegt.

739. **Die Kleidung beim Tennisspiel.** Für Damen ist ein kurzer, nicht zu enger Rock, der das Laufen nicht behindert, wie eine leichte Bluse, ein Hut ohne Aufputz, der fest auf dem Kopfe sitzt und Schuhe oder Stiefel aus leichtem Leder oder Segelleinen mit Gummisohlen „usance". Mr. Vaile weist in seinem vorzüglichen, auch Anfängern zu empfehlenden Buch „Tennis von heute" darauf hin, daß die Schuhe gar nicht dünn und leicht genug sein können — ein Umstand, der oft übersehen wird; er rechnet nach, daß der englische Spieler 12 Unzen zuviel mitschleppt, da seine Stiefeln statt 6 Unzen 18 Unzen wiegen; daß er also, 5 Schritte per Sekunde angenommen, 60 Unzen, in der Minute 3600 Unzen = 228 Pfund — bei einem Wettspiel von 3 Stunden 40500 Pfund mehr trägt, als Mr. Vaile! Bei dieser Zahl muß es Einem allerdings vorkommen, als hätte man das so oft angeführte, aber nie festzustellende Blei an den Füßen. Ebenso energisch, leider ohne spezialisierte Berechnung! greift Mr. Vaile das lange Beinkleid der Herren beim Tennis an; er vergleicht es mit zwei luftgefüllten Säcken, die drei Stunden lang durch die Luft bewegt werden müssen und behauptet, daß bei der Kleiderfrage die Wirkung des Luftwiderstandes, die jeder Arbeiter bei der Anzahl der Darmsaiten im Racket überlegt, ignoriert wird. Das kurze Beinkleid, an dessen Anblick man durch die Radfahrer, Bergsteiger rc. vollständig gewöhnt ist, sollte also auch zum Tennisspiel eingeführt werden. Herren in Westen — noch dazu in solchen von leicht verbrauchten Sommeranzügen — auf dem Spielplatz zu sehen, ist weder ein schöner noch ein ästhetischer Anblick. Ein buntes Hemd mit weichem Kragen, und Aermeln, die sich bequem hinaufstreifen lassen, ist doch das Einfachste und sicher keine zu üppige Forderung an Eleganz.

740. **Die Spieltaktik.** Der heutige „Stil" des Tennisspiels läßt sich als Kombinationsstil bezeichnen; er ist aus dem Grundlinien (backcourt)- und dem Volleyspiel entstanden, eine Zwischenstufe bildete eine Zeitlang der „paddle style", der den Ball möglichst oft übers Netz hin- und hertrieb, während sich jetzt das Bestreben des Spielers nur darauf richtet, den Gegner ans Ende seines Feldes zu drängen und selbst den Platz am Netz zu behaupten. Die Verteidigung des Gegners liegt hierbei im backplay. Die Stellung am Netz fordert selbstverständlich ein gutes Flug(volley)-spiel, da wenig Raum zu verteidigen ist. Der Backspieler muß dann versuchen, den Ball so zu plazieren, daß er den Gegner aus seiner guten Position herauslockt oder ihn sogar passiert, d. h. über ihn fort im Hof auffällt.

741. Der Spielgang. Der Einschenker, jetzt Aufschläger genannt, muß beim Aufschlag mit beiden Füßen hinter der Grundlinie und innerhalb der als verlängert gedachten Mittel- und Seitenlinie stehen; und zwar im rechten Feld seiner Spielseite. Sein Ball muß innerhalb des schräg gegenüberliegenden, dem Netz zunächst befindlichen Feldes oder auf eine der dasselbe umgrenzenden Linien auftreffen; dieser Aufschlagball darf nicht im Fluge, d. h. ehe er den Boden berührt hat, genommen werden. Kann der Gegner (Rückschläger) den Ball nicht zurückschlagen, so rechnet er für den Einschenker und zwar mit 15. Hat jedoch der Rückschläger ihn richtig auf die andere Seite zurückgegeben, so hat er die 15 gewonnen. Der zweite Schlag zählt 30, der dritte 40. Gewinnt ein Spieler hintereinander vier Schläge, so ist das Spiel sein und beendet. Stehen jedoch beide Parteien auf 40, so sind sie gleich (deuce oder Einstand). Der nächste Schlag gilt dann für den Sieger als Vorteil (advantage); der folgende führt, falls vom selben Spieler gewonnen, zum Ende des Spiels, oder, falls er verloren wird, wieder zum Einstand zurück. Vom Einstand aus gerechnet muß also eine Partei zwei Schläge gewinnen, um zu siegen. Der Spieler, der zuerst sechs Spiele gewinnt, gewinnt den Satz (set). Stehen beide Parteien auf fünf Spielen, so heißt es auch hier Einstand; das nächste Spiel gilt dann als Spiel — vor, das folgende führt zum Sieg oder zum Spiel-Einstand zurück. Auch hier ist entscheidend, daß vom Spiel-Einstand aus zwei Spiele hintereinander vom selben Spieler gewonnen werden. Allerdings können Spieler übereinkommen, um einen Satz zu beenden, daß schon das nächste Spiel nach dem Spiel-Einstand entscheiden soll.

Werden mehrere Sätze gespielt, so wird der Spieler, der im letzten Spiel des einen Satzes Aufschläger war, im ersten Spiel des nächsten Satzes Rückschläger. Außerdem wechseln nach jedem ersten, dritten und jedem folgenden ungeraden Spiel die Spieler die Seiten. Die Parteien lösen sich im Aufschlagen ab. Da der Aufschläger stets rechts stehen muß, wechseln auch die Spieler nach jedem Spiel die Plätze. Ueber das Recht, für das erste Spiel die Seite oder den Aufschlag oder den Rückschlag zu wählen, entscheidet das Los; und zwar verwendet man dazu den Schläger, indem man nach Lage der Darmsaiten auf „rauh“ oder „glatt“ wettet. Wählt der Gewinner Aufschlag oder Rückschlag, so hat die andere Partei die Wahl der Seite und umgekehrt; jedoch kann ersterer auch verlangen, daß der Gegner die Wahl trifft.

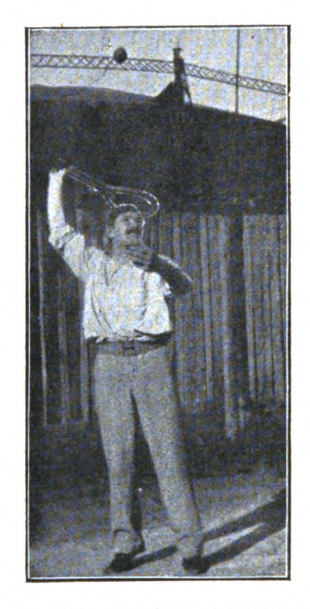
742. Ueber die Haltung des Schlägers. Viele Spieler vertreten eine Universal-Handhaltung für alle Schläge. Doch ist diese Haltung z. B. bei Rückhandschlägen, durchaus unnatürlich. Der Arm bis zum Ellbogen und der Griff des Schlägers sollen nicht als „aus einem Stück“ betrachtet werden; macht man z. B. den Flugschlag „aus dem Handgelenk“, so entwickelt sich eine ganz andere Kraft, als wenn man den steifen Arm bis zum Ellbogen dazu benützt. Der Spieler, der den Griff nicht wechselt, umschließt den Schlägerstiel mit dem Daumen; zieht man es jedoch vor, bei Rückhandhaltung den Griff zu ändern, so wird der Daumen flach auf die Rückseite des Schlägers gelegt. Mr. Baile befürwortet diese Handhaltung, wendet sie auch bei niedrigen Rückhandflugschlägen wie für den umgekehrten Aufschlag über dem Kopf

an. Der Schläger soll stets am Ende des Griffes gehalten werden, so daß der kleine Finger am Lederrand liegt.

Den Ball treffe man nicht mit einer Kante, dem Griff 2c., sondern mit der Mitte des Flechtwerks. Zum richtigen Erlernen des Tennis, besonders nachdem man die Anfangsgründe: Beherrschung des Schlägers und gutes Einschenken überwunden hat, ist es vorteilhaft, häufig gegen fremde und besonders bessere Gegner zu spielen.

743. Verschiedene Schläge. Man teilt die Schläge nach der Handhaltung in Vorhand- und Rückhandschläge (fore hand and backhand) und nach der Art, ob der Ball im Fluge getroffen oder erst nach einmaligem Aufspringen genommen wird, in Grund- oder Flug(volley)schläge ein. Ferner unterscheidet man nach der Höhe, in der der Ball getroffen wird, Oberhand- und Unterhandschläge.

Das Einschenken, Aufschlagen oder service wird heute fast ausschließlich durch starkes Oberhandeinschenken (overhead-service) ausgeführt. Das Körpergewicht wird auf den rechten Fuß verlegt, der Ball mit der linken Hand nach vorn in der Richtung des rechten Ohres in die Höhe geworfen, und zwar so hoch, wie er mit dem Schläger noch zu erreichen ist, und im Moment seines Stillstandes mit der Mitte des Schlägers, d. h. des Flechtwerks, getroffen. Dabei muß der Schläger möglichst weit hinter den Kopf geschwungen, der Arm beim Treffen fast gestreckt werden und vor allem das Körpergewicht während der Ausführung der Bewegungen vom rechten auf den linken Fuß verlegt werden. Nur dann ist ein scharfes Aufschlagen über das Netz zu erreichen. Der Schläger soll nach vollführtem Schlag seinen Halbkreis weiter beschreiben, bis nahe zum linken Knie. Der Schlag soll also „durchgezogen“ werden.



372. Beginn des Oberhandeinschenkers.

Das Unterhandeinschenken (under-hand-service) ist die bei Damen beliebteste Form. Der Ball wird nach links vorgeworfen und vom rechten Hof aus als Rückhandschlag, vom linken als Vorhandschlag ausgeführt, und zwar ziemlich tief, höchstens 3 cm vom Boden ab. Der Schläger wird so geschwungen, daß er den Ball an seiner linken Seite trifft, wodurch er eine Drehung erhält.

Auch das Horizontaleinschenken wird fast nur von Damen ausgeführt. Der Schwung des Rackets geht nur bis zur Schulterhöhe, der Ball wird rechts

unten mit einer Drehung geschlagen, wobei der Schläger horizontal zum Boden steht. So scharfe Bälle wie beim Oberhandservice sind bei der letzteren Weise nie zu erreichen; deshalb sollten alle Damen, besonders solche, die gegen Herren spielen, sich bemühen, das Herrenservice (plainfaced overhead service) zu lernen, da sie sonst von vornherein im Nachteil sein werden. Eine Hauptregel beim Einschenken ist: nie den Ball aus den Augen zu verlieren, also nicht dorthin zu blicken, wohin man ihn zielt — auf welche Weise man sich übrigens auch dem Gegner verrät; außerdem ist es nur dann möglich, ihn, abgesehen von geschnittenen Bällen, genau mit der Mitte des Rackets zu treffen. Die zweite Regel, namentlich für den Anfänger, ist die: den zweiten Ball, falls der erste auf oder ins Netz gegangen ist, nun nicht sanft und mit aller Vorsicht plazieren zu wollen, sondern auch hier einen starken Schlag, mit Beachtung aller Vorschriften, zu wagen; die theoretischen Lehren müssen durch Uebung in Fleisch und Blut übergehen, bis sie schließlich instinktiv befolgt werden. Gutes und richtiges Einschenken ist die Grundbedingung fürs Tennisspielen. Uebrigens kann das Oberhandeinschenken auch als Rückhand ausgeführt werden, wobei dann der Ball mehr nach links und höher als bei Vorhand geworfen wird — ein nicht leicht zu erlernendes Verfahren, das fast ausschließlich von Herren befolgt wird.

Nach der Art und Stärke des Einschenkens wird sich das Zurückschlagen richten. Der Ehrgeiz, den Ball, wie früher beim „paddle style“ so oft wie möglich übers Netz hin und her zu jagen, ist gänzlich unmodern geworden; wie in allem, liebt unsere Zeit auch beim Tennis abgekürztes Verfahren und läßt die Grazie des Spiels hinter dem Egoismus zurückstehen. Wer den Ball einschenkt, will ihn so scharf plazieren, daß der Gegner ihn nicht nehmen kann; wer ihn zurückgibt, will ihn, unbekümmert um den Beifall des Publikums, womöglich „töten“, d. h. ihn so schlagen, daß er innerhalb des jenseitigen courts auftrifft und nicht mehr vom Gegner genommen werden kann. Anfänger sollten wie den ersten Ball, der ja einmal aufspringen **muß**, ehe er genommen werden darf, auch alle folgenden erst nehmen, wenn sie aufgesprungen sind. Der größte Fehler aller Anfänger, sich vorwärts auf den Ball zu stürzen und ihn womöglich mit der Nase aufzufangen, jedenfalls ihm viel zu nahe zu sein, um ihn überhaupt noch zu schlagen, würde dadurch vermieden; auch das Augenmaß schärft sich durch genaues und ruhiges Beobachten der Richtung, die der Ball nimmt, und das ängstliche Gemüt, das voller Verzweiflung den leuchtenden, kleinen Punkt wieder zurückkehren sieht, den es schon für erloschen hielt, hat Zeit, sich zu überlegen, **wie** es ihn empfangen und auf welche Weise es ihn zurückbefördern will. Vor allem soll sich der Anfänger daran gewöhnen, den Ball nicht von vorn mit ausgebreiteten Armen quasi zu bewillkommnen; sondern wie er scharfen Blickes die Flugbahn verfolgt, soll sich langsam sein Körper ihr zudrehen, so daß er im Moment der Begegnung immer seitwärts zum Ball steht. Die erste Antwort auf das Einschenken ist meistens, besonders bei Anfängern, ein Vorhandschlag, und zwar einer der **drives**, die ja, nach ihrer Höhe, Unterhand- oder Oberhand-drives sind. Bei letzterem, dem gebräuchlicheren, steht der linke

Fuß vor und der Körper etwas seitwärts; das Racket wird von hinten seitwärts vorgeschwungen, das Körpergewicht nach vorwärts auf die Fußspitzen verlegt. Beim Unterhand-drive nimmt man den



373. Drive mit Herausziehen des Balles.

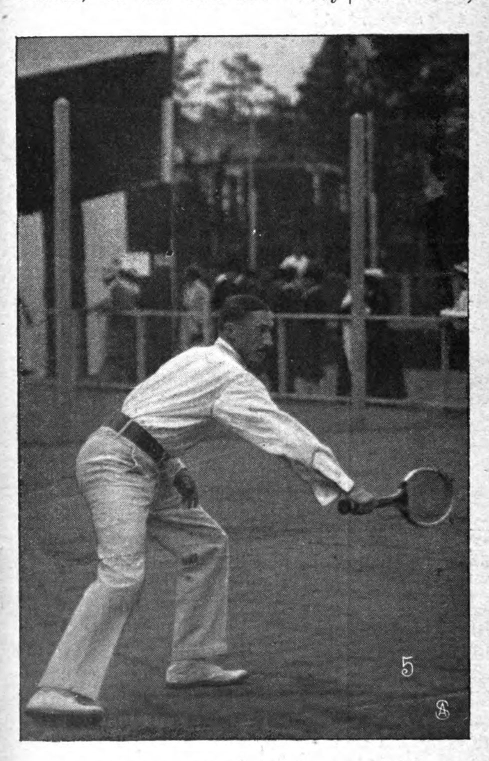
Ball etwas vor dem rechten Fuß, führt das Racket unter den Ball und zieht es dann herauf, wodurch der Ball eine Drehung erhält. Alle drives — auch der Rückhand-drive — sind, wie ihr Name sagt, „getriebene", flache und lange Schläge, zu denen das Racket vertikal gehalten wird. Die Abbildung des Rückhand-drives zeigt, daß der Ellbogen in die Richtung des nahenden Balles gedreht, das Racket — seine rauhe Seite trifft den Ball — hinter die Schulter geschwungen wird und der Körper sich beim Schlagen tief beugt. Die drives sollen den Ball flach übers Netz bringen; durch den besondern Schwung, den sie erteilen, schadet es meistens nichts, wenn der Ball die Oberkante berührt — sie tragen, richtig ausgeführt, ihn dennoch bis zur feindlichen Grundlinie und der Gegner wird statt in angreifende, in verteidigende Lage versetzt.

744. Geschnittene Bälle. Will man den Ball, statt um seine horizontale Achse ihn um seine vertikale drehen (to cut-schneiden, daher „geschnittene" Bälle), so muß das senkrecht gestellte Racket etwas schräg gehalten werden. Der „geschnittene" Ball wird, je nachdem die Drehung zum Spieler oder von ihm weg ist, kürzer oder weiter nach dem ersten Auffallen springen; das „twisten", Drehen des Balles um seine Vertikalachse hat nach der Haltung des Schlägers, nach dem Auffallen des Balles sejn Ausbrechen nach rechts oder links zur Folge.

745. Der Hochball (lob). Der Hochball hat sich zugleich mit dem Volleyspiel entwickelt, ist also wie dieses neueren Datums; er dient zum Abwehren des Flugschlages und lockt den Gegner aus seiner Stellung heraus, einerlei ob er dicht über seinen Kopf fort ans äußerste Ende des Hofes fällt oder ob er steil aus der Höhe herab an der Grundlinie niedersaust. Jedenfalls gewinnt man immer durch ihn die Zeit, ans Netz zurückzukommen. Zum Zurückschlagen des Hochballs hält man das Racket am besten horizontal und läßt den Ball einfach abspringen. Will man einen Hochflugschlag machen (lob volley), so muß der Schläger den Ball von unten treffen, damit er sicher hoch genug geht, um den Kopf des Gegners zu passieren.

746. Der Sprungschlag (half volley). Der Sprungschlag wurde früher nur zur Verteidigung benutzt, sollte aber ebenso gut zum Angriff dienen. Mit ihm wird der Ball sofort nach dem Aufsprung, wenn

er sich eben vom Boden hebt, mit der vollen Schlägerfläche getroffen. Das Racket darf aber nicht, wie dies öfters geschieht, zu sehr nach rückwärts, vom Netz fort, gehalten werden, da mit dem half volley ja grade der Neigung des Balles zum Aufsteigen entgegengewirkt werden soll. Während bei dem Sprungschlag mit Vorhand der linke Fuß vorgesetzt wird, tritt beim Rückhand-half volley der rechte Fuß seitwärts über den linken, der Spieler soll sich tief beugen und das Racket fast horizontal halten.



374. Rückhandflugball. (Aus Sport im Bild.)

747. Der Flugschlag (volley). Die Zahl der volley-Varianten ist groß; sie werden nach dem Ober- und Unterhandschlag, nach Vor- und Rückhand, sowie nach ihrer Höhe eingeteilt und benannt. Man steht zum Flugschlag, welcher Art er auch sein mag, fest auf beiden Füßen, die ca. 50 cm voneinander entfernt sind, hält die Knie leicht gebogen und verlegt das Körpergewicht nach vorn. Flugschlag und Einschenken sind also Schläge gleicher Art und der Spieler, der sich ein scharfes Service angewöhnt hat, braucht nur Uebung und Mut, um auch gute Flugschläge zu lernen. Der größte Fehler, der anfangs bei volleys gemacht wird: die Bälle ins Netz zu schlagen, hängt mit Zaghaftigkeit und schlechter Berechnung zusammen. Es genügt für Flugschläge eben nicht, den Ball vom Racket abspringen zu lassen; sondern der Schläger muß fest in der Hand gehalten und der Ball richtig geschlagen werden; ausgenommen der Fall, man stände so dicht am Netz, daß es genügt, den Ball abprallen zu lassen, um ihn zu „töten“. Eine Abart des Ober-

hand-volleys ist der smash, der Hieb- oder Schmetterball, der auch mit Rückhand ausgeführt werden kann. Wie die Bezeichnung sagt, ist es ein mit aller Kraft geschlagener Ball, der über den Gegner fortgeht und im Hof so niederfällt, daß er ihn nicht mehr erreicht. Um die Stärke des smash zu erhöhen, wird das Körpergewicht mit einem Schwung von rückwärts nach vorwärts verlegt. Die beste Richtung für den smash ist die quer über den Hof. Unter Unterhandschlägen versteht man Bälle, die zwischen Schulter und Boden genommen werden; im allgemeinen ist es vorteilhafter, sie mit Rückhand auszuführen. Der drive-volley wird angewendet, um einen niedrig und langsam kommenden Ball zurückzutreiben und Zeit zu gewinnen; er ist also defensiver Art. Beim drop-volley schlägt der Ball gegen das lose gehaltene Racket, wodurch er langsam übers Netz zurückfällt, während der lob-volley dazu dient, über den Kopf des Gegners fortzuspielen.

375. Sprungschlag. (Aus Sport im Bild.)

Unter chop, Abwärtsschnitt, versteht man den Schlag, der dem Ball eine horizontale Drehung nach rückwärts gibt. Dies geschieht durch fast senkrechte Haltung des Schlägers, der beim Treffen des Balles nach vorn und unten gezogen wird und durch diese „bürstende" Bewegung dem Ball eine Drehung nach aufwärts-rückwärts gibt. Diese Bälle sind schwer zu nehmen und noch schwerer gut zurückzugeben.

Die cross-court-volleys und cross-drives sind Kreuzschläge, die nicht parallel zur Längsachse, sondern parallel zur Diagonale über das Spielfeld gehen; sie dienen zur Ueberraschung des Gegners.

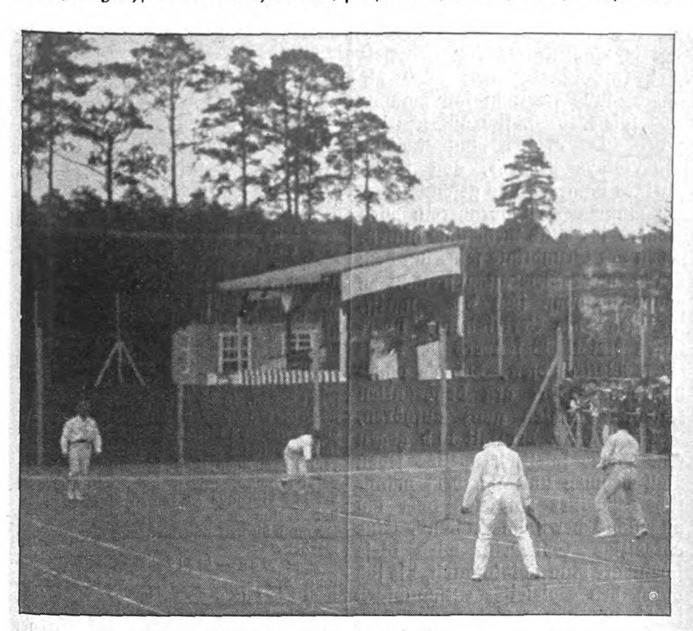
748. Ueber Wettspiele. Alle großen und berühmten Tennisspieler raten, pro Tag nicht mehr als drei sets und zwar nur drei- bis viermal die Woche zu spielen; denn nichts ist nach ihrer Meinung gefährlicher, als sich zu übertrainieren. Von großem Vorteil ist es, den Stil des Gegners zu kennen und darnach sein Programm zusammenzusetzen. Egoistisch wie der Sport in gewisser Hinsicht macht — denn er will zum

Sieg führen — baut man sein Verhalten auf den Schwächen des Gegners auf, spielt ihm also Bälle zu, die ihm unbequem sind. Nichts ist infolgedessen besser — um auf die eigenen Fehler aufmerksam gemacht zu werden, denn der Gegner wird nach denselben Prinzipien handeln! darüber darf man beruhigt sein — als ein Turnier, eine ehrliche Konkurrenz. Die Spiele werden in Einzelspiele für Herren, Einzelspiele für Damen; Doppelspiele für Herren, Doppelspiele für Damen und in Doppelspiele für Damen und Herren eingeteilt und können mit oder ohne Vorgaben verbunden sein. Bei den Spielen ohne Vorgaben handelt es sich oft um Preis- oder Meisterschaftsspiele, deren Preise erst, nachdem sie mehrmals verteidigt wurden, d. h. nach einer bestimmten Anzahl von Siegen, endgültig von einem Spieler erobert worden sind.

749. **Das Einzelspiel** (single game). Mit Einzelspiel bezeichnet man das Spiel von zwei Spielern gegeneinander auf dem im Anfang dieses Artikels beschriebenen kleinen Hof. Die Erfahrung hat gelehrt, daß, je näher der Spieler dem Netze steht, er desto weniger Raum zu verteidigen hat; während der Gegner sich früher hinter der Einschenklinie aufstellte, plaziert er sich jetzt so bald als möglich dicht am Netz. Das zwingt ihn aber, das volley ebenso gut zu beherrschen wie das Grundlinienspiel. Der Einschenker steht aus demselben Grunde, um nicht sein ganzes Feld unverteidigt zu lassen, nicht an den Ecken, sondern mehr in der Mitte seiner Grundlinie und eilt, sobald der Ball richtig plaziert ist, ebenfalls zum Netz vor, um den ersten Rückschlag, der ja nie ein volley, sondern nur ein drive oder ein lob sein wird, in Empfang zu nehmen. Der am Netz Stehende ist immer im Vorteil gegen den hinten Stehenden, also ist der Einschenker, der sofort vorwärts laufen kann, gegen den Empfänger bevorzugt, und dieser hat doppelt aufmerksam zu sein und herauszufinden, von welchem Platz aus der Einschenker am liebsten spielt und welche Schläge — vielleicht Rückhand — ihm am unangenehmsten sind. Ein Tennisspieler bekommt erst dann Recht auf diesen Namen, wenn er nicht blindlings in den Tag hineinschlägt, in der einzigen Sorge, den Ball zurückzugeben, sondern erst, wenn er jeden Schlag überlegt und alle Fähigkeiten des Gegners herausfordert. Daß trotzdem das Spiel „fair“ sein soll, vor allem jeder sich dem Urteil des umpire (Richter) bei Wettspielen oder dem einer bei gewöhnlichen matches (Spielen) bestellten Vertrauensperson bedingungslos unterwerfen soll, ist fast zu selbstverständlich, um es zu erwähnen. Andere, als dazu aufgeforderte Zuschauer, werden dagegen gebeten, sich der Zurufe, lauten Mitzählens und aller Einmischungen zu enthalten, da die Spieler nur verwirrt und nervös gemacht werden. — Damen, die gegen Herren spielen wollen, müssen hauptsächlich den Flugschlag ausführen lernen — nur wenige Damen beherrschen ihn heutzutage, daher ist das Dameneinzelspiel meistens ein Backspiel. Eine Regel für jeden Spieler heißt: jeden Ball, auch den unwahrscheinlichsten, noch zu nehmen.

750. **Das Doppelspiel** (double game). Beim Doppelspiel verstärkt sich das Uebergewicht des Einschenkers noch um die Hilfe seines dicht vor der Einschenklinie stehenden Partners. Deshalb müssen die Empfänger erst recht versuchen, auch nach vorn zu kommen, um aus

der bloßen Verteidigung heraus in die Offensive zu gelangen. Der Aufschläger steht nicht auf der Mitte der Grundlinie, sondern rückt mehr in die Ecke, um nicht durch den eignen Partner gehindert zu werden und den Ball außerdem in die hintere Ecke des Aufschlagfeldes, möglichst in die Rückhandecke, zu plazieren. Dem Partner des Empfängers wird im allgemeinen geraten, sich im hintern Teil des Hofes zur Deckung aufzuhalten, aber beständig „right" zu sein, um eventuell auch vorzulaufen. Der erste Rückschlag des Empfängers wird ein drive an der Seiten- oder Mittellinie hinunter, ein lob oder ein cross-stroke sein. Ein Mittel, um den Gegner beim Doppelspiel zu überraschen, ist, den Ball plötzlich, nachdem man längere Zeit denselben Spieler umspielte, dem Partner zuzutreiben, statt des erwarteten drive einen Hochschlag zu machen, kurzum, irgend etwas ganz Unerwartetes zu tun; auch den Ball mitten zwischen die Spieler zu werfen, so daß beide auf ihn zulaufen oder sich einer auf den andern verläßt, ist nicht grade liebenswürdig, aber oft sehr vorteilhaft. Zu bedenken ist daher, daß stets beide Seiten des Hofes durch die Spieler gedeckt seien; welcher von den beiden Parteien einen Ball zu nehmen hat, ist nicht theoretisch festzusetzen — es muß von der Schnelligkeit im Laufen und der Fähigkeit des einzelnen,



376. Moment aus einem Doppelspiel. (Aus Sport im Bild.)

gute Rückhandbälle, oder bessere volleys oder dergl. zu geben, abhängig gemacht werden. Sind beide ungefähr gleich, so wechseln sie im Ballnehmen ab. Die Hauptsache ist, daß sie sich absolut im Spiel ergänzen, genau aufeinander achten und instinktiv ahnen, was der andere für einen Schlag ausführen wird, um dann gemeinsam vorzulaufen 2c.

Beim Damen- und Herrendoppelspiel (mixed doubles) wird die Dame, falls sie nicht fast „männlich“ spielt, d. h. sich auf scharfes overhead-service, Rückhandbälle und volleys versteht, von ihrem Partner immer etwas geschützt werden müssen. Von vornherein wird deshalb ihr Platz mehr nach hinten, neben der Grundlinie sein, um dem Herrn mehr Bewegungsfreiheit zu gönnen, sodaß ihm der Angriff, ihr mehr die Verteidigung überlassen bleibt. Besonders bei wichtigen Wettkämpfen, wo die ohnehin beim Sport arg beschränkten Kavalierspflichten ganz aufhören, darf der Herr, der mit und gegen eine Dame spielt, skrupellos jeden Ball nehmen und ihn dem männlichen Partner zuspielen oder ihn angesichts der Dame „töten“. Eine ehrgeizige Spielerin wird diese scheinbare Rücksichtslosigkeit, die sich durch den Spieleifer entschuldigen läßt! zu kühnen Taten und Herausgehen über die eigenen Kräfte reizen — denn Selbstvertrauen macht das letzte Viertel der Tenniskünste aus — und die Erfolge der Damen in neuester Zeit haben bewiesen, daß sie bei genügender Uebung imstande sind, zu ebenbürtigen Rivalen der Männer heranzuwachsen.

751. Die Spielregeln. Der Auszug der nachfolgenden Regeln ist mit Erlaubnis den Spielregeln des deutschen Lawn-Tennis-Bundes, E. V., entnommen, die absolut mit den englischen übereinstimmen und in ganz Deutschland ausschließlich gültig sind.

„Sind Schiedsrichter ernannt, so ist deren Entscheidung endgültig; ist zugleich ein Oberschiedsrichter ernannt, so kann gegen die Entscheidung des Schiedsrichters Berufung an ihn erfolgen, soweit es sich um eine Gesetzesfrage handelt.

Der Oberschiedsrichter entscheidet jede Gesetzesfrage, die ein Schiedsrichter nicht entscheiden zu können erklärt, oder die ihm in Berufung gegen die Entscheidung eines Schiedsrichters vorgelegt wird.“

„Spielt der Oberschiedsrichter in einem Turnier mit, so soll ein Stellvertreter ernannt werden, der ihn solange vertritt als er spielt.“

„Falls ein Schiedsrichter irrtümlich ‚Fehler!‘ und sich sofort verbessernd ‚Weiter!‘ ruft, so darf der Ball nochmal gespielt werden, falls ihn der Rückschläger verfehlt.“

„Wenn eine Partie (match) wegen Regens oder einbrechender Dunkelheit oder aus ähnlichen Gründen abgebrochen und am folgenden Tage fortgesetzt wird, so muß die Partie so wieder aufgenommen werden, wie sie Tags zuvor stand; nur mit Zustimmung des Oberschiedsrichters darf von neuem begonnen werden.“

„Wenn in einem Vorgabenspiel zwei Spieler mit der unrichtigen Vorgabe gespielt haben, so ist die Partie gültig. Nur wenn die Spieler von dem Oberschiedsrichter oder einer von diesem beauftragten Person falsch berichtet wurden, kann der Verlierende verlangen, daß die Partie nochmal gespielt wird, sofern nicht das Versehen bei der Vorgabe zu seinen Gunsten war; das Verlangen nach Wiederholung der Partie muß binnen angemessener Frist gestellt werden.“

„Im Doppelspiel muß die zu Anfang des ersten Spieles erfolgte Verteilung der beiden Rückschläger auf die beiden Flanken der einen Seite bis zum Ende der Partie beibehalten werden.

Desgleichen die zu Anfang des zweiten Spieles erfolgte Verteilung des ersten Aufschlägers und seines Mitspielers auf die beiden Flanken der anderen Seite.“

„Der Aufschläger muß beim Aufschlag mit beiden Füßen hinter der Grundlinie (d. h. weiter ab vom Netz als diese) und innerhalb der als verlängert gedachten Mittel- und Seitenlinie sich befinden. Es gilt nicht als Fehler, wenn er beim Aufschlag nur mit einem Fuße den Boden berührt. Unmittelbar vor dem Aufschlag muß er mit beiden Füßen auf dem Boden stehen und darf weder im Laufen noch im Gehen aufschlagen. Er muß abwechselnd vom rechten und linken Feld aus aufschlagen, und in jedem Spiel, in welchem er aufzu-

schlagen hat, — auch wenn Vorgaben gegeben oder geschuldet werden — rechts beginnen."

„Der Aufschlagball muß das durch Aufschlaglinie, Mittellinie und innere Seitenlinie abgegrenzte, dem Felde, von dem aus der Aufschlag erfolgt, schräg gegenüberliegende Feld (Aufschlagfeld) oder eine der genannten Linien treffen."

„Es gilt als Fehler, wenn der Aufschlag vom unrichtigen Feld aus erfolgt, oder wenn die Stellung des Aufschlägers nicht der Regel über seine Stellung beim Aufschlag entspricht, oder wenn der Aufschlagball in das Netz fällt, oder jenseits der Aufschlaglinie oder außerhalb des Spielfelds oder in dem unrichtigen Aufschlagfeld den Boden trifft. Es gilt nicht als Fehler, wenn der Aufschläger beim Aufschlag den Ball überhaupt nicht trifft; wird aber der Ball, wenn auch noch so schwach, mit dem Schläger berührt, so ist damit ein Aufschlag erfolgt und die Anwendung der Regeln über den Aufschlag gegeben."

„Nach einem Fehler muß der Aufschläger nochmals von demselben Feld aus aufschlagen, vom anderen Felde aber nur dann, wenn er vom unrichtigen Feld aus aufgeschlagen hatte."

„Ein Fehler kann nicht mehr gerügt werden, wenn schon der nächste Aufschlag erfolgt ist."

„Der Aufschlagball darf nicht im Fluge, d. h. bevor er den Boden getroffen hat, genommen werden, selbst wenn er sich offensichtlich außerhalb des Aufschlagfeldes befindet."

„Der Aufschläger darf nicht eher aufschlagen, als bis der Rückschläger fertig ist. Versucht letzterer den Rückschlag, ohne daß er ihm gelingt, so verliert er den Schlag. Wenn jedoch der Rückschläger — nachdem der Aufschlag erfolgt ist, aber bevor der Ball den Boden getroffen hat — kundgibt, daß er noch nicht fertig sei, so darf er nicht verlangen, daß ein Fehler gerechnet wird, falls der Ball schließlich außerhalb des Aufschlagfeldes zu Fall kommt."

„Ungültig (let) ist ein Aufschlagball, der im übrigen richtig war, wenn er das Netz berührt hat, sowie jeder Aufschlagball — mag er richtig oder fehlerhaft gewesen sein — wenn der Rückschläger nicht fertig war.

In allen Fällen, in denen ein Ball ungültig ist, wird der Aufschlag oder Schlag nicht gerechnet; der Aufschläger muß noch einmal aufschlagen.

Ein ungültiger Ball (let) macht einen vorhergegangenen Fehler nicht rückgängig."

„Im Spiele zu dreien hat der Einzelspieler in jedem zweiten Spiel den Aufschlag."

„Im Spiele zu vieren darf das Paar, welches im ersten Spiele den Aufschlag hat, entscheiden, welcher von beiden Spielern zuerst aufschlagen soll; das gegnerische Paar hat die entsprechende Bestimmung für das zweite Spiel zu treffen.

Der Mitspieler desjenigen, der im ersten Spiele aufschlug, muß im dritten Spiele, und der Mitspieler des Spielers, der im zweiten Spiel aufschlug, muß im vierten Spiele aufschlagen, und so weiter in derselben Reihenfolge in allen folgenden Spielen eines Satzes."

„Sofern kein Fehler vorliegt, ist ein Ball von dem Augenblick des Aufschlags an im Spiele, bis er entweder von dem Rückschläger bei dessen ersten Schlage im Fluge genommen worden, oder in das Netz gefallen ist, oder außerhalb des Spielfelds den Boden getroffen oder einen Spieler oder etwas berührt hat, das dieser anhat oder trägt u. zw. einschließlich seines Schlägers, sofern die Berührung nicht in Ausführung eines Schlages geschieht —; oder wenn von einem Spieler mit dem Schläger mehr als einmal hintereinander geschlagen oder im Flug genommen worden ist, bevor er das Netz überflogen hat, oder den Boden auf einer Seite des Netzes zweimal hintereinander getroffen hat, mag dies auch das zweite Mal außerhalb des Spielfeldes geschehen sein."

„Der Rückschlag gilt,

a) wenn der Ball das Netz oder die Pfosten berührt, sofern er nur hinüber geht und in das Spielfeld hinein fällt;
b) wenn der Aufschlagball oder der Ball im Spiele in das richtige Feld gelangt und infolge seiner Drehung oder durch den Wind getrieben über das Netz zurück fliegt und der zum Schlagen berechtigte Spieler über das Netz hinüberreicht und den Ball macht, ohne daß er selbst oder seine Kleider oder sein Schläger das Netz berühren, vorausgesetzt, daß der Schlag im übrigen gut ist;
c) wenn ein Ball — sei es über oder unter Netzhöhe — außerhalb eines Pfostens zurückgeschlagen wird, selbst wenn er den Pfosten berührt, vorausgesetzt, daß er in das richtige Feld hineinfällt;
d) wenn ein Spieler mit seinem Schläger über das Netz hinüber reicht, nachdem er den Ball zurückgeschlagen hat, vorausgesetzt, daß der Ball das Netz überflogen hatte, ehe er regelrecht zurückgeschlagen wurde;
e) wenn es einem Spieler gelingt, einen Aufschlagball oder einen Ball im Spiel zurückzuschlagen, der einen in dem Spielfeld liegenden Ball getroffen hat."

„Der Aufschläger gewinnt den Schlag, wenn der Rückschläger den Aufschlagball im Fluge nimmt, oder einen gültigen Ball im Spiele verfehlt oder ihn so zurückschlägt, daß er außerhalb der Grenzlinien des gegnerischen Feldes den Boden trifft; oder wenn der Rückschläger auf andere Weise

Tafel Nr. 1 (Plusvorgaben).

Wenn zwei Spieler, welche Vorgaben erhalten, sich treffen, so wird der Spieler, der die geringere Vorgabe erhält, auf 0 zurückgesetzt. Die Tafel zeigt, mit welcher Vorgabe der andere dann zu spielen hat. Die lateinische Ziffer zur Linken der wagerechten Spalten gibt den stärkeren Spieler an, der auf 0 zurückgeht; die lateinische Ziffer an der Spitze der senkrechten Spalten gibt den schwächeren Spieler an, der noch Vorgabe erhält, und die Zahl an der Kreuzung der Spalten zeigt die Vorgabe an, welche diesem Spieler zukommt. Beispiel: A, dessen Vorgabe 15.3 (Klasse IX) ist, trifft B, dessen Vorgabe 30.1 (Klasse XIII) beträgt; dann wird A auf 0 gesetzt, B bekommt 15 vor.

	I .1	II .2	III .3	IV .4	V .5	VI 15	VII 15.1	VIII 15.2	IX 15.3	X 15.4	XI 15.5	XII 30	XIII 30.1	XIV 30.2	XV 30.3	XVI 30.4	XVII 30.5	XVIII 40
I .1		.1	.2	.3	.4	.5	15	15.1	15.2	15.3	15.4	15.5	30	30.1	30.2	30.3	30.4	30.5
II .2			.1	.2	.3	.4	.5	15	15.1	15.3	15.4	15.5	30	30.1	30.2	30.3	30.4	30.5
III .3				.1	.2	.3	.4	.5	15	15.2	15.3	15.4	15.5	30	30.1	30.3	30.4	30.5
IV .4					.1	.2	.3	.4	.5	15.1	15.2	15.3	15.4	30	30.1	30.2	30.3	30.4
V .5						.1	.2	.3	.4	15	15.1	15.2	15.4	15.5	30	30.1	30.3	30.4
VI 15							.1	.2	.3	.5	15.1	15.2	15.3	15.4	15.5	30.1	30.2	30.3
VII 15.1								.1	.2	.4	.5	15	15.2	15.3	15.4	30	30.1	30.3
VIII 15.2									.1	.3	.4	.5	15.1	15.2	15.4	15.5	30.1	30.2
IX 15.3										.2	.3	.4	15	15.2	15.3	15.5	30	30.1
X 15.4											.1	.3	.5	15	15.1	15.3	15.5	30
XI 15.5												.1	.3	.5	15	15.2	15.4	15.5
XII 30													.2	.4	.5	15.1	15.3	15.4
XIII 30.1														.2	.3	.5	15.1	15.3
XIV 30.2															.2	.4	15	15.2
XV 30.3																.3	.5	15.1
XVI 30.4																	.2	.4
XVII 30.5																		.2

In den Klassen I bis IX ergibt sich die Vorgabe, die der schwächere Spieler erhält, wenn man von der Vorgabe seiner Klasse die der Klasse des stärkeren Gegeners abzieht. Für die übrigen Klassen beruhen die dem Schwächeren gebührenden Vorgaben auf besonderen Berechnungen, denen bestimmte Werte zugrunde liegen.

Anmerkung: .1 bedeutet ein Sechstel, 15.1 bedeutet fünfzehn und ein Sechstel u. s. f.

Tafel Nr. II (Minusvorgaben).

Wenn sich zwei Spieler treffen, die Minusvorgaben haben, so wird der die geringere Vorgabe schuldende Spieler auf 0 gebracht. Die Tafel zeigt die Vorgaben, die der andere noch schuldet. Die lateinische Ziffer an der Spitze der senkrechten Spalten gibt den stärkeren Spieler, die zur Linken der wagerechten Spalten den schwächeren Spieler an. Die Tafel II wird im übrigen in derselben Weise angewendet, wie die Tafel I. Beispiel: A, dessen Schuld —15.3 (Klasse IX) ist, trifft B, dessen Schuld —30.1 (Klasse XIII) beträgt; dann spielt A von 0 aus, B schuldet ihm Minus drei Sechstel.

	I —.1	II —.2	III — 3	IV —.4	V —.5	VI —15	VII —15.1	VIII —15.2	IX —15.3	X —15.4	XI —15.5	XII —30	XIII —30.1	XIV —30.2	XV —30.3	XVI —30.4	XVII —30.5	XVIII —40
I —.1		—.1	—.2	—.3	—.4	—.5	—15	—15.1	—15.2	—15.3	—15.4	—15.5	—30	—30.1	—30.2	—30.3	—30.4	—30.5
II —.2			—.1	—.2	—.3	—,4	—.5	—15	—15.1	—15.2	—15.3	—15.4	—15.4	—15.5	—30	—30.1	—30.2	—30.3
III —.3				—.1	—.2	—.3	—.4	—.5	—15	—15	—15.1	—15.2	—15.3	—15.4	—15.5	—30	—30.1	—30.2
IV —.4					—.1	—.2	—.3	—.4	—.5	—.5	—15	—15.1	—15.2	—15.3	—15.4	—15.5	—15.5	—30
V —.5						—.1	—.2	—.3	—.4	—.5	—.5	—15	—15 1	—15.2	—15.3	—15.3	—15.4	—15.5
VI —.15							—.1	—.2	—.3	—.3	—.4	—.5	—15	—15.1	—15.2	—15.2	—15.3	—15.4
VII —15.1								—.1	—.2	—.3	—.3	—.4	—.5	—15	—15.1	—15.2	—15.2	—15.3
VIII —15.2									—.1	—.2	—.2	—.3	—.4	—.5	—15	—15	—15.1	—15.2
IX —15.3										—.1	—.2	—.2	—.3	—.4	—.5	—.5	—15	—15.1
X —15.4											—.1	—.2	—.2	—.3	—.4	—.5	—.5	—15
XI —15.5												—.1	—.2	— 2	—.3	—.4	—.4	—.5
XII —30													—.1	— 1	—.2	— 3	—.3	—.4
XIII —30.1														—.1	—.2	—.2	—.3	—.4
XIV —30.2															—.1	—.2	—.2	—.3
XV —30.3																—.1	—.1	—.2
XVI —30.4																	—.1	—.2
XVII —30.5																		—.1

In den Klassen I bis IX ergibt sich die Vorgabe, die der stärkere Spieler schuldet, wenn man von der Vorgabe seiner Klasse die Vorgabe der Klasse des schwächeren Gegners abzieht. Für die übrigen Klassen gilt hinsichtlich der Grundlagen der Berechnung das auf Tafel Nr. 1 Bemerkte.

Anmerkung: —.1 bedeutet Minus ein Sechstel, —15.1 bedeutet 15 und ein Sechstel u. s. w.

nach Maßgabe der Regel 34 den Schlag verliert."

„Der Rückschläger gewinnt den Schlag, wenn der Aufschläger beim Aufschlag zwei Fehler hintereinander macht oder einen gültigen Ball im Spiele verfehlt oder so zurückschlägt, daß er außerhalb der Grenzlinien des gegnerischen Feldes den Boden trifft; oder wenn der Aufschläger nach Maßgabe der Regel 34 den Schlag verliert."

„Ein Spieler verliert den Schlag, wenn der Ball im Spiele ihn oder etwas berührt, das er anhat oder trägt — und zw. einschließlich seines Schlägers, sofern die Berührung nicht in Ausführung eines Schlages geschieht —; oder wenn er den Ball im Fluge nimmt, ohne ihn richtig zurückzuschlagen, gleichgültig ob er dabei innerhalb oder außerhalb der Grenzen des Spielfeldes stand; oder wenn er den Ball im Spiele mehr als einmal hintereinander mit dem Schläger berührt (schlägt); oder wenn er oder sein Schläger (gleichgültig ob er ihn in der Hand hatte oder nicht) das Netz oder dessen Stützen berührt, solange der Ball im Spiele ist; oder wenn er den Ball im Fluge nimmt, bevor dieser das Netz überflogen hat."

„Wenn ein Spieler den Ball derart in das richtige Feld zurückschlägt, daß er mit dem Schläger nach demselben wirft, so verliert er den Schlag."

„Wenn ein Spieler den Ball auf seinem Schläger auffängt, mit ihm ans Netz geht und über dieses hinüberreichend den Ball ins Spielfeld fallen läßt, so verliert er den Schlag."

„Wenn ein Spieler, während der Ball im Spiele ist, über das Netz springt, um die Berührung zu vermeiden, so verliert er den Schlag."

Um Spieler verschiedener Fähigkeiten mit Aussicht auf Erfolg gegeneinander spielen lassen zu können, hat man die Einrichtung der Vorgaben (odds) getroffen. 37 Klassen, die sich auf sogenannte 18 Plus- und 18 Minusklassen sowie eine Normalklasse ohne Vorgaben verteilen, fußen auf dem System. Die schlechteren Spieler kommen in die Klasse unter 0, die Normalklasse, und erhalten Plusvorgaben; die besseren Spieler kommen in die Klasse über 0 und erhalten Minusvorgaben, d. h. sie schulden Vorgaben. Spieler mit denselben Vorgaben beginnen bei Null.

„Plus-Vorgaben:

a) Ein sechstel fünfzehn ist ein Schlag, der innerhalb von je sechs Spielen eines Satzes an der durch die beigefügte Tafel bezeichneten Stelle vorgegeben wird.

b) Ebenso sind zwei sechstel-, dreisechstel-, vier sechstel u. fünfsechstel fünfzehn, zwei bezw. drei, vier und fünf Schläge, die innerhalb von je sechs Spielen eines Satzes an den durch die Tafel bezeichneten Stellen vorgegeben werden.

	1. Spiel.	2. Spiel.	3. Spiel.	4. Spiel.	5. Spiel.	6. Spiel.
— 1/6 15	0	15	0	0	0	0
— 2/6 15	0	15	0	15	0	0
— 3/6 15	0	15	0	15	0	15
— 4/6 15	15	15	0	15	0	15
— 5/6 15	15	15	15	15	0	15

Beispiel: Ein Spieler, der vier sechstel fünfzehn erhält, bekommt im dritten und fünften Spiele nichts, dagegen im ersten, zweiten, vierten und sechsten Spiele eines Satzes fünfzehn vor.

Bemerkung: Die Tafel ist nicht über das sechste Spiel hinausgeführt, da in den nächsten und jeden folgenden sechs Spielen die Vorgaben an denselben Stellen wiederkehren.

c) Die genannten Vorgaben können zur Erhöhung der unter d bis f genannten Plus-Vorgaben gegeben werden.

d) Fünfzehn ist Vorgabe eines Schlages zu Beginn eines jeden Spieles in einem Satz.

e) Dreißig ist Vorgabe von zwei Schlägen zu Beginn eines jeden Spieles in einem Satz.

f) Vierzig ist Vorgabe von drei Schlägen zu Beginn eines jeden Spieles in einem Satz.

Bemerkung. Hiernach ergibt sich die Skala der Plusvorgaben, von der niedersten mit 1/6 angefangen bis zur höchsten mit 40, wie auf der angefügten Vorgaben-Tafel Nr. I unter den Klassenzahlen 1—18 zu ersehen. Dabei bedeutet z. B.

15 . 1 „fünfzehn und 1/6 15",
15 . 2 „fünfzehn und 2/6 15"
30 . 3 „dreißig und 3/6 15"
30 . 5 „dreißig und 5/6 15" usw.

Die Spieler, welche Plusvorgaben erhalten, gehören den Unternormalklassen an.

Die Normal-Klasse (o, scrarch) erhält keinerlei Vorgaben."

„Minus-Vorgaben (Schuld):

a) Minus ein sechstel fünfzehn ist ein Schlag, der innerhalb von je sechs Spielen eines Satzes an der durch die beigefügte Tafel bezeichneten Stelle geschuldet wird.

b) Ebenso sind Minus zwei sechstel-, drei sechstel-, vier sechstel und fünf sechstel- fünfzehn zwei bezw. drei, vier und fünf Schläge, die innerhalb von je sechs Spielen eines Satzes an den durch folgende Tafel bezeichneten Stellen geschuldet werden.

	1. Spiel.	2. Spiel.	3. Spiel.	4. Spiel.	5. Spiel.	6. Spiel.
— 1/6 15	0	0	0	0	—15	0
— 2/6 15	0	0	—15	0	—15	0
— 3/6 15	—15	0	—15	0	—15	0
— 4/6 15	—15	0	—15	0	—15	—15
— 5/6 15	—15	0	—15	—15	—15	—15

Beispiel. Ein Spieler, der zwei sechstel fünfzehn schuldet, würde im dritten und fünften Spiele fünfzehn, dagegen im ersten, zweiten, vierten und sechsten Spiele nichts schulden.

Bemerkung. Die Tafel ist nicht über das sechste Spiel hinausgeführt, da in den nächsten und jeden folgenden sechs Spielen die Vorgaben an denselben Stellen wiederkehren.

c) Die genannten Vorgaben können zur Erhöhung der unter d bis f genannten Minus-Vorgaben dienen.

d) Minus fünfzehn ist ein Schlag, geschuldet zu Beginn eines jeden Spieles in einem Satz.

e) Minus dreißig sind zwei Schläge, geschuldet zu Beginn eines jeden Spieles in einem Satz.

f) Minus vierzig sind drei Schläge, geschuldet zu Beginn eines jeden Spieles in einem Satz.

Bemerkung: Hiernach ergibt sich die Skala der Minusvorgaben mit der geringsten von — 1/6 angefangen bis zur schwersten von — 40, wie auf der beigefügten Vorgaben-Tafel Nr. II unter den Klassenzahlen 1—18 zu ersehen ist. Die den Zahlen —15, —30 und —40 angefügten, durch einen Punkt getrennten Ziffern 1, 2, 3, 4 und 5 bedeuten die entsprechenden Sechstel von fünfzehn.

Die Spieler, welche Minusvorgaben schulden, gehören den Uebernormalklassen an."

5. Kricket.

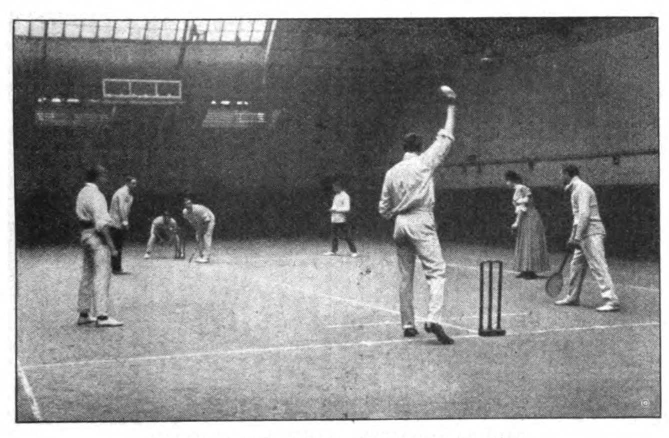
752. Einleitung. Seit vielen Jahrhunderten ist der beliebteste Sommersport der Engländer das Kricketspiel. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist es das Club-ball-Spiel (Keulenballspiel), von dem schon aus dem 13. Jahrhundert Berichte vorliegen. Der Marylebone Cricket Club in London akzeptierte gegen Ende des 18. Jahrhunderts die damals schon gültigen Regeln und ist seit jener Zeit in allen Fragen über das Spiel für die ganze Welt maßgebend geblieben. Die besten Kricketmannschaften in England sind die der großen Universitäten von Oxford und Cambridge, sowie der Schulen von Eton und Harrow. Die Kricket-Wettspiele sind in England ebenso beliebt wie die Polo- und Fußballkämpfe; viele Tausende kommen aus allen Teilen des Inselreiches wie der englischen Kolonien herbei, um dem Schauspiel auf dem „Lord's Cricket Ground" im Nordwesten Londons beizuwohnen. Dieser Platz gehört dem Marylebone Cricket Club; die öffentlichen Spiele dauern drei Tage, genügen aber durchaus nicht immer, um eine Entscheidung zwischen den Mannschaften herbeizuführen. Das Resultat lautet dann: unentschieden! Uebrigens kommen auch aus den englischen Kolonien,

z. B. aus Australien ganze Kricketmannschaften nach London, ebenso statten englische Spieler zu diesen „Test-Matches“ genannten Wettkämpfen ihnen Gegenbesuche ab, woraus man am besten sieht, welche Wichtigkeit auch diesem Sport in England beigemessen und welche Rolle ihm im Volksleben als hygienischer Faktor eingeräumt wird. Außerhalb Englands hat sich das Kricket in Europa nur in wenigen Ländern eingebürgert; und gemessen an der englischen Popularität — London besitzt allein gegen 8000 Grounds — fällt der Vergleich für diese Klubs recht kläglich aus. Es scheint aber, daß zwei Gründe sich der Verbreitung dieses schönen wie gesunden Sports entgegenstellen; das ist einerseits die große Uebung, die er von seinen Anhängern fordert und andrerseits — eine natürliche Folge der ersten Bedingung, da man sagt, ein Kricketspieler müsse sein ganzes Leben zu seiner Ausbildung einsetzen — die Ueberhandnahme des Berufsspielertums beim Kricket. Das geht so weit, daß in dem sonst so strengen England die alte Regel: Amateure und Professionals dürfen nie nebeneinander auf dem Felde stehen! für Kricket fast aufgehoben ist und beide Spielerarten sich nebeneinander betätigen.

Für Deutschland ist nun dieser Auswuchs, der den Sport in seinem Wesen beeinträchtigt, kaum zu fürchten; vorläufig wird der Sport bei uns nur als Reaktion gegen die von der fortschreitenden Zivilisation zu unserem Nachteil veränderte Lebensweise betrachtet und nimmt als solche leider noch immer einen zu kleinen Raum im Leben des Einzelnen wie im öffentlichen Interesse ein. Die geringe Popularität, die gerade diesen Sport seit Jahren bei uns fast stagnieren läßt, liegt daher eher an der Forderung unaufhörlicher Uebung. Nur die Fußballklubs haben das Kricket aufgenommen und widmen ihm kurze Sommermonate, sodaß die Mannschaften es doch nicht wagen können, gegen ausländische, besonders englische, zu konkurrieren. — Der Hauptplatz für Kricket in Deutschland ist Berlin, wo der erste Klub (Berliner Kricketklub) im Jahre 1883 von Engländern gegründet wurde, die das Spiel dorthin verpflanzt hatten. Andere Städte: Hamburg, Leipzig, Cannstatt, Frankfurt a. M. u. s. w. sind allmählich dem guten Beispiel Berlins gefolgt; aber von einer allgemeinen Einführung in Deutschland kann noch garnicht die Rede sein. Der 1893 gegründete „Deutsche Fußball- und Kricket-Bund“ veranstaltete Meisterschaftsspiele; seit 1897 ist jedoch der Verband deutscher Ballspielvereine an seine Stelle getreten, dessen Kricket-Regeln, den englischen ziemlich angepaßt und für Deutschland anerkannt, im wesentlichen später angegeben werden sollen. Es wäre dringend zu wünschen, daß der „König der Ballspiele“ mehr Freunde in Deutschland fände; leider muß aber konstatiert werden, daß das Interesse sogar abnimmt. Aus den fünf größten Klubs in Berlin (Britannia, Germania, Preußen, Union und Viktoria) erreichten in den vorletzten Jahren nur fünf Schläger einen Durchschnitt von 10—20 Läufen; die übrigen blieben alle unter 10, während in England die geringste Durchschnittszahl 25, die höchste (allerdings von Berufsspielern erreichte), zwischen 40 und 51 lag. Einen noch schärferen Unterschied weisen die Besuchsziffern der Wettspiele auf; in Deutschland kamen einmal als höchstes 300 Zuschauer zusammen — in England sind 10 000 — seit letztem Jahr sogar 12 000 die

Norm! — Vielleicht gelingt es, allmählich durch konsequente Propaganda das größere Publikum für das Spiel zu interessieren, wodurch sich auch der Eifer der Mannschaften, ihre Stärke und damit ihre Leistungen wohl wieder bessern würden.

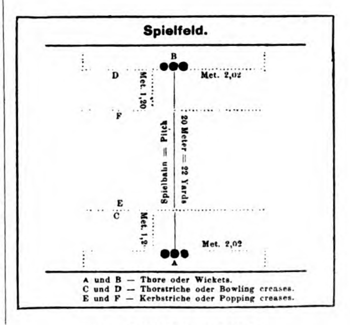
Uebrigens hat man in England begonnen, um das Trainieren nicht



377. Ballen und Felden. (Aus Sport im Bild.)

unterbrechen zu müssen, das Spiel für den Winter in gedeckte Hallen zu verlegen. Somit hat man dem Nachteil, über Winter „außer Form“ zu kommen, vorgebeugt. Allerdings müssen sich die Bedingungen ein wenig ändern; der Ball wird durch einen leichten Hohlball, der schwere Schläger, dem Ball entsprechend, durch einen Tennisschläger ersetzt. Wenn diese Uebungen auch nicht ganz dem Spiel im Freien entsprechen, so wird z. B. doch dem „Ballmann“ Gelegenheit zu vortrefflichem Training gegeben.

753. Der Spielplatz. Als Spielfeld dient ein ebener, schöner, kurzgehaltener Rasenplatz, dessen Länge von Tor zu Tor 20 m = 25 Yards beträgt. Die Tore (wickets) stehen sich genau gegenüber; parallel zu ihnen werden in einer Entfernung von 1,20 m Kerbstriche (popping creases) markiert, in beliebiger Länge. Die Torstriche (bowling creases) bilden gleichsam die Verbreiterung der Tore und gehen rechts und links je 1 m über sie hinaus; ihre Gesamtlänge soll 2,02 m = 6 Fuß 8 Zoll betragen; an den Enden werden sie durch



378. Spielfeld zu Kricket.

Querstriche abgeschlossen, wodurch der Platz zum „Ballen" entsteht. Der Raum zwischen den Toren ist die Spielbahn oder pitch. Die das eigentliche Spielfeld umgebende Fläche ist unbegrenzt; je größer desto besser, da einzelne Spieler es vermögen, den Ball über 100 m und noch weiter zu schlagen.

754. Die Spielgeräte. Jedes Tor muß eine Breite von 20 cm und eine Höhe von 66—68 cm haben; die drei Stäbe, aus denen es sich zusammensetzt, sind 2 cm dick und oben durch Querhölzer von 10 cm Länge verbunden, die höchstens 1 cm an jeder Seite über das Tor hinausgehen dürfen. Der Zwischenraum zwischen den Stäben muß so bemessen sein, daß der Ball nicht zwischen ihnen hindurch kann; trifft der Ball das Tor, so müssen die Querhölzer herabfallen oder die Stäbe umstürzen.

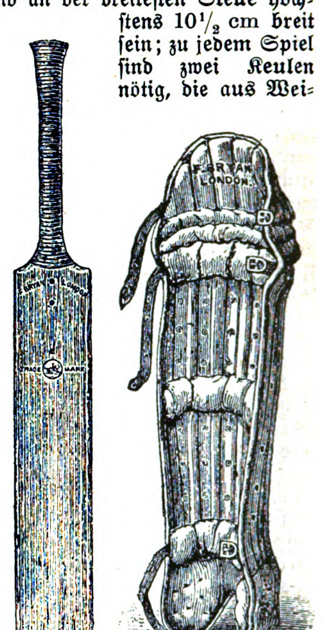
Der Ball darf nicht mehr als 163 g und nicht weniger als 155 g wiegen; sein Umfang soll zwischen 23—23½ cm betragen. Sein innerster Kern besteht aus Kork,



379. Kricketball.

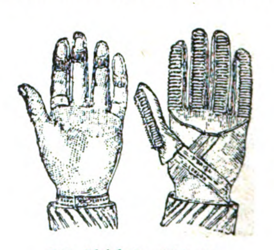
den eine Wergumhüllung und diese wieder eine feste Lederschicht umgibt. Diese Art Bälle sind Vorschrift für alle Wettspiele; sog. „Masseбälle" (aus Gummi od. dergl.) dürfen dann nicht benützt werden.

Das Schlagholz oder die Keule darf nicht länger als 96 cm und an der breitesten Stelle höchstens 10½ cm breit sein; zu jedem Spiel sind zwei Keulen nötig, die aus Wei-



380. Die „President"-Kricket-Keule. 381. Schienbeinschützer.

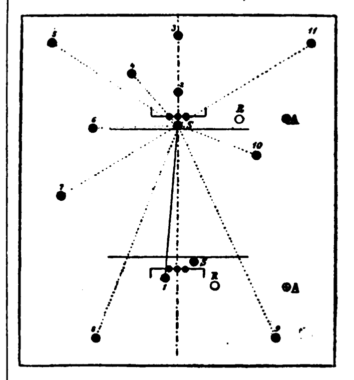
denholz hergestellt werden und deren Griff fest mit Schnur umwickelt wird.



382. Krickethandschuhe.

Handschuhe und Schienbeinschützer sind im allgemeinen nur für die Torwächter (cricket-keeper), die Ballmänner und die Schläger (batsmen) gebräuchlich.

755. Der Spielgang. Zwei Parteien zu 11 Mann bilden die Spielmannschaft; auf keiner Seite dürfen mehr als 3 Mann fehlen; abwechselnd hat jede Partei 2 Verteidigungen, falls nicht diejenige, welche die zweite Verteidigung hatte, 50 oder über 50 Läufe weniger als die Gegenpartei erzielte; in diesem Fall soll sie sofort noch einmal schlagen. Die Parteien losen bei Beginn des Spiels um die Reihenfolge der Verteidigungen; die gewinnende Partei kann sich für Schlagen oder Felden entscheiden. Zwei Richter (umpires), sowie 2 Anschreiber gehören zum Wettspiel, das sich aus 2 Verteidigungen jeder Partei zusammensetzt und nach „Läufen" berechnet wird. Diese werden entweder dem Schläger gutgeschrieben oder als Beiläufer, Prallbeien, Fehl- oder No-Bälle oder als Weitbälle notiert. Zwei Spieler werden vom Verteidiger an die Tore gesandt und haben mit den Keulen ihr Umwerfen zu verhindern und den Ball so weit als möglich zurückzuschlagen. Die übrigen 9 Spieler verhalten sich passiv, bis ein Schläger „aus" ist und abgelöst wird. Bei der angreifenden Partei dagegen nehmen von vornherein alle Spieler am Spiel teil; der „Ballmann" muß den Ball werfen oder einschenken, „ballen", wie es technisch heißt, eine Bewegung, die mit dem ganzen Arm ausgeführt wird, fast einen Kreis beschreibt und den Ball mit großer Vehemenz nach vorn schleudert gegen das feindliche Tor. Der „Torwächter" hat ihn zu empfangen und aufzuhalten, falls der „Schläger" ihn nicht auffangen und mit starkem Schlag seiner Keule über die Köpfe der Angreifer fort zurückschlagen konnte. Die angreifende Partei nimmt die Verfolgung des Balles auf, und diesen Zeitraum müssen die Schläger benützen, um schnell ihre Plätze zu wechseln; dieser Austausch ist ein „Lauf" und je weiter fort der Ball geschlagen wurde, umsomehr „Läufe" hin und her können bis zu seinem Einfangen gemacht werden; sie gelten also zugunsten des Verteidigers. Spielregel ist, daß fünfmal hintereinander vom selben Tor geballt wird; ist der Ball dann aus dem Spiele, so sagt der Richter einen „Wechsel" an und die nächste Partei kommt fünfmal an die Reihe. Ein Wettspiel besteht also aus zweimal 2 = 4 Verteidigungen oder „Gängen" (innings). Ist ein Schläger „aus" und wird abgelöst, so tritt eine Pause von ca. 2 Minuten ein, in welcher Zeit der Ersatzmann sich am Tor aufstellen muß. Die Dauer des ganzen Spiels ist unbestimmbar, da sie von den Fähig-



383. Aufstellung der Spieler zum Kricket. 1. Ballmann, 2. Torwächter, 3. Hintermann, 4. Eckmann, 5. Zweiter Eckmann. 6. Stand, 7. Deckstand, 8. Rechts ab, 9. Links ab, 10. Posten, 11. Deckposten, SS die beiden Schlager, RR die beiden Richter, AA die beiden Anschreiber.

keiten der Parteien abhängt; denn ein Gang ist erst beendet, wenn alle 11 Spieler der verteidigenden Partei am Schlag gewesen sind.

Die Aufstellung der Spieler ergibt sich aus dem beigefügten Plan.

756. Wertung des Spiels. Die Anschreiber benutzen vorgedruckte Schemas, sog. „Score-Bücher" zum Aufnotieren der einzelnen Läufe, der Fehler sowie der Gründe, weshalb die Schläger „aus" wurden. Die Laufzahlen beider Gänge werden summiert, Sieger ist die Partei, die am meisten Läufe gemacht hat. Bei gleicher Zahl bleibt das Spiel unentschieden.

757. Spielregeln. Der Auszug der folgenden Regeln ist den „Kricket-Regeln", vom Verbande deutscher Ballspielvereine angenommen und autorisiert, entnommen, auf die wir im übrigen zur näheren Kenntnisnahme des Spieles hinweisen.

„Dem Schläger ist ein Lauf gutzuschreiben: jedesmal, wenn er mit dem Schläger am anderen Tor nach einem Schlage den Platz gewechselt hat.

Diese Bestimmung findet auch auf geschlagene Fehlbälle Anwendung."

„Laufen die Schläger, ohne daß der Ball den Schläger an dem Tore, auf welches geballt wurde, oder dessen Schlagholz berührt, so sind diese Läufe als Beiläufe zu notieren."

„Berührt der Ball den Schläger (außer dessen Schlagholz oder Hand) und es entstehen Läufe, so sind diese als Prall-Beien zu notieren."

„Für einen Fehl- (No- oder Kein-) Ball, der vom Richter zu melden ist, ist unter allen Umständen ein Lauf als Fehlball zu notieren, auch wenn außerdem noch Läufe entstehen. Wird ein Fehlball geschlagen, so sind die geschlagenen Läufe dem Score des Schlägers gutzubringen. Beiläufe werden als Beiläufe gerechnet."

„Für einen Weitball, der vom Richter zu melden ist, ist ein Lauf zu notieren: entstehen durch einen Weitball Läufe, so ist nur die Zahl dieser Läufe als Weitbälle zu notieren."

„Läufe dürfen nur entstehen, solange der Ball im Spiel ist. Der Ball ist nicht im Spiel: 1. wenn er sich fest in den Händen des Ballmanns oder Torwächters befindet; 2. wenn der Richter „Wechsel" verkündet hat; 3. wenn ein Schläger aus ist; 4. wenn ‚Ball verloren' gemeldet ist; 5. wenn der Ball ‚tot' ist."

„Der Richter am Tor des Ballmanns soll ‚Fehlball' (No- oder Kein-Ball) melden, wenn

1. der Ball nicht geballt, sondern geworfen oder ruckweise geschleudert wurde,
2. der Ballmann beim Ballen nicht einen Fuß hinter dem Torstrich und zwischen beiden Querstrichen hatte,
3. der Ballmann in demselben Wechsel die Art des Ballens (Oberarm oder Unterarm) ändert."

„Der Richter am Tor des Ballmanns soll ‚Weitball' melden, wenn nach seiner Meinung der Schläger den Ball nicht hätte schlagen können, weil derselbe zu weit am Tor vorbei oder zu hoch darüber hinweg ging."

„Der Richter am Tore des Ballmanns soll ‚Fehlball' melden, sofort nachdem der Ball die Hand des Ballmanns verlassen hat, er soll ‚Weitball' melden, sofort nachdem der Ball den Schläger passiert hat."

„Hält ein Angreifer den Ball auf andere Weise, als mit einem Teile seines Körpers auf, so ist der Ball ‚tot'. Hierfür sind fünf Läufe zu rechnen, oder wenn schon mehr Läufe entstanden waren, die Zahl der letzteren."

„Der Schläger ist aus:

1. ‚Geballt.'

Wenn sein Tor durch den Ball getroffen wird, auch wenn der Ball zuerst das Schlagholz berührt hat.

2. ‚Gefangen.'

Wenn der Ball nach einem Schlage mit dem Schlagholz oder mit der Hand (nicht Handgelenk) durch einen Angreifer gefangen wird, ohne die Erde berührt zu haben.

Wenn der Schläger ausgefangen wird, so können keine Läufe entstehen.

3. ‚Ausgestoßen.'

Wenn der Schläger bei oder nach einem Schlage nicht auf seinem Platze ist und sein Tor durch einen der Angreifer zerstört wird.

Der unvollendete Lauf zählt in diesem Falle nicht.

4. ‚Vorgestanden.'

Wenn der Schläger mit einem Tore seines Körpers den geballten Ball, der nach Meinung des Richters das Tor hätte treffen müssen, aufhält.

5. ‚Selbst aus.'

Wenn der Schläger beim Schlagen oder Laufen das Tor mit seinem Schlagholz, seinem Körper oder seiner Kleidung zerstört.

6. ‚Feldhindernis.‘

Wenn der Schläger unter dem Vorwande des Laufens oder sonstwie mit Absicht einem Angreifer beim Fangen des Balls hinderlich ist.

7. ‚Doppelt geschlagen.‘

Wenn der Schläger, nachdem er den Ball geschlagen oder mit seinem Körper aufgehalten, zum zweiten Male schlägt, um dadurch Läufe zu erzielen, es sei denn, er tut dies um sein Tor zu retten, in welchem Falle er außer dem Schlagholz auch jeden Teil seines Körpers benutzen darf.

8. ‚Ausgelaufen.‘

Wenn der Schläger beim Laufen nicht auf seinem Platze ist und sein Tor zerstört wird.

9. ‚Ballanfassen.‘

Wenn der Schläger den Ball, während dieser im Spiele ist, ohne Erlaubnis eines Spielers der Gegenpartei aufnimmt.“

---

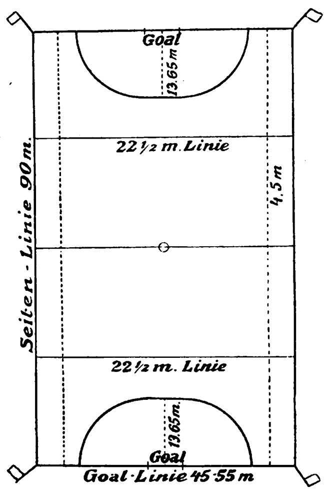
6. Hockey.

Landhockey.

758. Einleitung. Hockey hat ie die übrigen Ballspiele Polo, Golf 2c. eine lange Vergangenheit; ein Ursprung ist bei den alten Aegyptern, den Römern, im Mittelalter bei den Persern und Byzantinern nachzuweisen. Der jetzige, allgemein benützte Name stammt von dem französischen „hocquet“, dem Schäferstock, der in Frankreich, ebenfalls im Mittelalter, zum Ballspiel gebräuchlich war; allerdings hatte der Ball damals noch die Größe und Schwere des Fußballes, während er jetzt dem Kricketball gleicht. In England spielte man Hockey unter dem Namen Hurley oder Shinty, bis der Wimbledon-Klub im Jahre 1883 neue Regeln aufstellte und das Spiel unter verändertem Namen gleichsam neu erschuf. Denn auch den Spielcharakter gestaltete er gänzlich um. Heutzutage ist es ein regelrechtes Mannschaftsspiel geworden und findet schon deshalb immer mehr Anklang —, früher bildete der „Angriff“, der von acht Stürmern ausgeführt wurde, die Hauptsache, die Verteidigung ruhte auf zwei Halbspielern und einem Torwächter. Der Wimbledon-Klub teilte die Mannschaft in vier Glieder ein, die sich gegenseitig ergänzen und von deren Zusammenspiel, nicht von den hervorragenden Leistungen des Einzelnen, der Erfolg abhängt. Die im Jahre 1886 gegründete Hockey-Assoziation ist für alle das Spiel betreffenden Fragen maßgebend; sie hat ganz England in „Distrikte“ eingeteilt und veranstaltet in diesen interne Wettkämpfe, bei denen die Mannschaften zum Ausfechten der internationalen Wettspiele ausgesondert werden. Von England aus hat sich das Spiel über Australien, Amerika — hier besonders in Kanada — und über den europäischen Kontinent verbreitet; in Deutschland ist es eins der bekanntesten Rasenspiele geworden. Von allen Städten steht Berlin mit verschiedenen Klubs und vorzüglichen Mannschaften obenan; seit 1899 finden dort regelmäßig Wettspiele statt. Auch Damen-Hockey-Klubs gibt es in Berlin, und da sich der Sport vortrefflich für Frauen eignet, ist zu hoffen, daß auch in anderen deutschen Städten, in denen sich das Hockey eingebürgert hat, das gute Beispiel der Hauptstadt Nachahmung finden wird.

Jedenfalls verdient das anregende und gesunde Spiel eine weite Verbreitung.

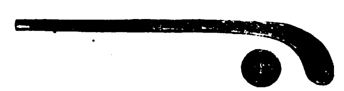
759. **Der Spielplatz.** Die Regeln der englischen Hockey-Assoziation, die von den deutschen Klubs übernommen worden sind, bestimmen als Länge des Spielplatzes 90 m zu einer Breite von 45—55 m. Die Abgrenzung geschieht durch weiße Linien und an den Ecken aufgestellte Fahnen. Der Platz muß durchaus eben sein, da bei hügeligem Gelände stets eine Partie im Vor- oder Nachteil gegen die andere sein wird. Den angenehmsten Boden bietet ein kurz gehaltener Rasen. Die Linien werden Seitenlinien und Tor- oder Goallinien benannt; in der Mitte der letzteren befinden sich die Tore, goals, die aus je zwei aufrechten, 3,6 m voneinander entfernten Pfosten und einer in einer Höhe von 2,1 m angebrachten Querstange bestehen.



384. Plan des Spielplatzes zu Hockey.

Zwischen diesem Holzwerk, das weiß angestrichen wird, befestigt man ein Netz, in dem der Ball sich fängt, wenn er das Tor passiert. Vor jedem Goal wird in einer Entfernung von 13,65 m und parallel zur Goallinie eine 3,6 m lange Linie gezogen, von deren Enden Viertelkreise zur Goallinie gehen, sodaß die Torpfosten die Mittelpunkte dieses „Schußkreises" bilden. Die Seitenlinien sind durch die „Mittellinie" zu verbinden, deren Mittelpunkt ebenfalls bezeichnet wird; die sogenannten „22½ m Linien" laufen parallel zur Torlinie über den Platz.

760. **Die Spielgeräte.** Die Hockeystöcke haben heutzutage gegen früher ein leichteres Gewicht; es soll nie mehr als 28 englische Unzen = 907 g betragen. Genau zu bestimmen ist es nicht, es gibt keinen „Einheitsstock", da jeder Spieler sich Gewicht wie Form des Griffes selbst wählt. Im allgemeinen werden die Stürmer kürzere und leichtere, die Verteidiger längere und schwerere Stöcke benützen. Die Vorschriften verlangen außerdem, daß die Stöcke ohne jeden Metallbeschlag sind, noch scharfe Kanten haben, und daß sie sich durch einen Ring von 5 cm Durchmesser hindurchziehen lassen.



385. Hockeystock und Ball.

Der Ball soll ein gewöhnlicher, mit weißer Farbe gestrichener Kricketball sein, also ein Gewicht von 150—160 g besitzen.

Metallbeschlag oder hervorstehende Nägel am Schuhwerk der Spieler sind verboten.

761. Der Gang des Spieles. Eine Hockeymannschaft besteht aus je elf Mitgliedern, die, nachdem der Ball „abgeschlagen“ worden ist, versuchen, ihn mit ihren Stöcken durch das feindliche Tor zu treiben. Gewonnen hat diejenige Partei, die innerhalb der festgesetzten Zeit — gewöhnlich 1 Stunde 10 Minuten, mit einer Pause nach 35 Minuten — die meisten Tore erzielt hat. Die fünf Stürmer jeder Mannschaft stehen sich beim Beginn des Spieles an der Mittellinie gegenüber; 5—10 m hinter ihnen die drei Markmänner, dann folgen die beiden Malmänner und zur Verteidigung der Tore die Torwächter. Um das Recht der Goalwahl wird vor Beginn des Spiels gelost, nach der ersten Spielhälfte werden die Seiten gewechselt. Das Charakteristische am Hockey ist das „bully“, mit dem das Spiel begonnen und das nach jedem goal, sowie nach der Pause wiederholt wird. Zu seiner Ausführung stehen sich die zwei Mittelstürmer dicht gegenüber und schlagen mit dem Stock dreimal abwechselnd auf den Boden neben den Ball und auf den Stock des Gegners über dem Ball — dann erst darf der Ball getroffen werden. Die Gesichter der beiden Spieler müssen hierbei den Seitenlinien zugewendet sein. Die Kunst beim Abschlagen des Balles liegt nicht darin, ihn weit zu treiben, sondern ihn sicher der eignen Partei zuzuschlagen. Wie bei allen dem Assoziation ähnlichen Spielen geht das Bestreben stets dahin, den Ball aus dem Gedränge heraus ins offene Feld zu bringen, und so fliegt er andauernd von einem Flügel zum andern, bis er in die Nähe eines feindlichen Tores gelangt ist; dann wird er in die Mitte „gepaßt“, um von hier aus durch den Mittelstürmer durchs Goal geschlagen zu werden, ein Angriff, dem natürlich vom Torwächter wie von den Malmännern begegnet wird. Erzielt wird ein Goal, wenn der Ball die Linie zwischen den Goalpfosten fliegend oder rollend unterhalb der Querstange passiert, doch nur, wenn er innerhalb des Schußkreises von einem der Angreifenden durchgeschlagen wird oder von dessen Stock abprallt.



386. Der Abschlag (bully).

Der erzieherische Wert des Hockeys liegt in der strengen Disziplin, die es von allen Mitspielern fordert; nur wenn den Bestimmungen des Spielwarts unbedingt gehorcht wird und zwischen „Angriff“ und „Verteidigung“ vollstes Einverständnis herrscht, kann auf Erfolg gehofft werden. Vor Assoziation hat das Hockey voraus, daß der ganze Körper, nicht nur die Beinmuskeln, ausgebildet werden.

Die Entscheidung über das Spiel, ein „goal“, ein „bully“ oder ein „Strafbully“, haben die beiden Richter zu fällen, von denen jeder eine Hälfte des Spielfeldes beherrscht und eine ganze Seitenlinie kontrolliert. Der Schiedsrichter gibt den letzten Ausschlag über alles und fungiert zugleich als Zeitnehmer.

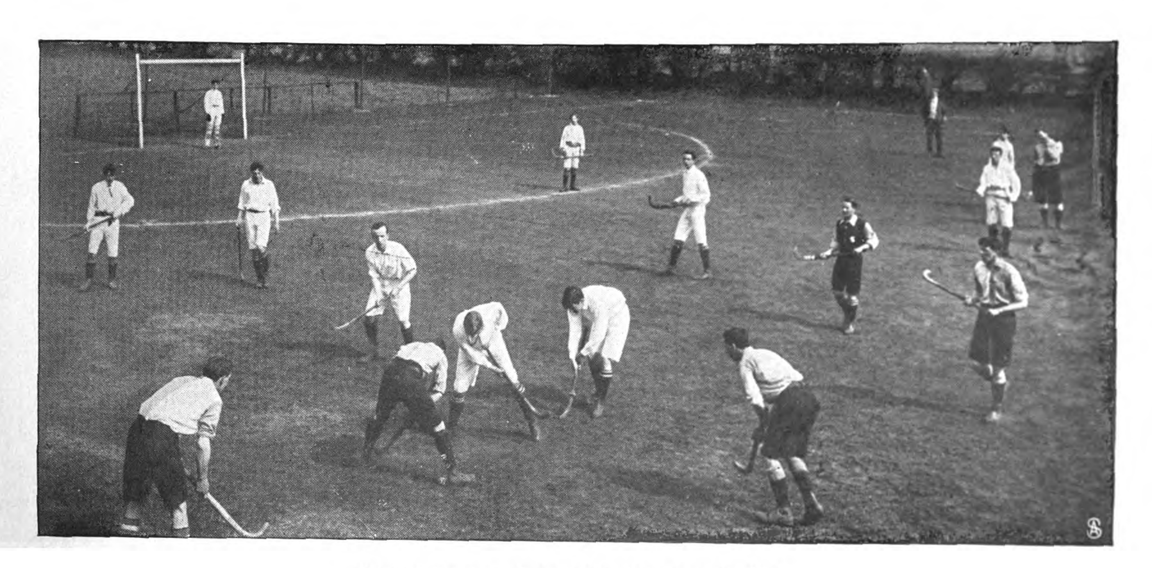
762. Die Spieler. Wünscht ein Spieler auf den Fehler eines Feindes aufmerksam zu machen, so hebt er den Arm hoch — jedes

Zurufen oder persönliche Gezänk ist verpönt, der Spielwart soll allein der Sprecher für seine Mannschaft sein. Die englische Vorschrift, den Ball nur von rechts nach links zu schlagen — eine Ausnahme ist nur „Linkshändern“ gestattet, die eigens hergestellter Stöcke bedürfen, um ihrer Eigentümlichkeit Rechnung zu tragen — findet auch in Deutschland jetzt mehr und mehr Anklang; sie bedingt, daß die rechte Hand den Griff des Stockes unterhalb der linken faßt. Das Spielen wird durch diese Regel für den linken Flügel allerdings erschwert; der Ball muß hier entweder „angehalten“ werden, wozu auch die rechte Seite des Schlagendes benutzt werden darf, oder der Spieler muß versuchen, sich so dem Ball zu nähern, daß beim Schlagen seine linke Schulter der Richtung zugewandt ist, die der Ball nehmen soll.

Eine zweite Bestimmung über das Schlagen lautet dahin, daß der Stock niemals über Schulterhöhe gehalten werden darf, und ferner, daß kein Spieler in das Spiel eingreifen darf, der den Stock nicht in der Hand hat. Verstöße gegen diese Regel heißen „Stöcke“. Der Ball wird beim Schlagen weder absichtlich gehoben noch „geschnitten“, seine Bewegung soll mehr durch ein Fortfegen als ein ruckweises Schlagen geschehen. Es ist gestattet, den Ball mit der rechten oder linken Hand aufzufangen, vorausgesetzt, daß man auch den Stock hält, doch muß der Ball dann sofort senkrecht auf die Erde geworfen werden, darf also weder in die Höhe geworfen, noch auf der andern Seite des Körpers fallen gelassen werden.

Von den Stürmern fällt dem Mittelstürmer die wichtigste Rolle zu, er soll seinen Platz in der Mitte der Stürmerreihe nur in Notfällen verlassen. Da er die beiden angreifenden Flügel quasi durch seine Person verbindet, so muß er imstande sein, den Ball gleich sicher nach beiden Seiten schlagen zu können. Steht das eigene Tor in Gefahr, so muß er den Ball wieder den Seiten zuspielen, während der Angriff aufs feindliche Goal, wie schon bemerkt wurde, stets von der Mitte aus zu geschehen hat. Die Aufgabe der inneren Flügelstürmer besteht im streng kombinierten Spiel; sie haben einander stets zu decken, in der Art, daß wenn einer von ihnen den Ball spielt, der andere ihn gegen feindliche Angriffe zu schützen sucht.

Von den äußeren Flügelstürmern hat der linke ein schwierigeres Amt als der rechte, da er den ihm zurollenden Ball erst anhalten muß, ehe er ihn schlagen kann; hat der Ball die Seitenlinie passiert, so müssen die äußeren Flügelstürmer ihn „einrollen“, worüber die Regel sagt: „.... er soll am Boden entlang eingerollt werden, und zwar dort, wo er die Linie passiert hat, und von einem Spieler derjenigen Partei, welche den Ball nicht zuletzt berührt hat. Der Ball darf in jeder Richtung außer nach vorn eingerollt werden. Kein anderer Spieler darf innerhalb $4^1/_2$ m von der Seitenlinie stehen. Der Ball darf sofort eingerollt werden, aber wenn der Schiedsrichter der Ansicht ist, daß ein Spieler der Gegenpartei in der Absicht, Zeit zu gewinnen, innerhalb der $4^1/_2$ Meterlinie steht, soll er den Ball nicht zurückrufen. Der Spieler, welcher den Ball einrollt, muß mit beiden Füßen hinter der Seitenlinie stehen und darf den Ball nicht



Moment aus einem Hockey-Spiel. (Aus Sport im Bild.)

e
r
ic

di
Z
m
be
m

Z
n
m
ub
eig
Z
Z
ni
id
it
ter
ter
ter
ie
u
nit
ter
in
ter
eid
nüt
nad
n D
ign
örp
der
gt.
re
än
der
als
alft
gt l
orn
dal
enug
äuß
erde
en,
äher

eher berühren, als bis er von einem andern Spieler berührt oder geschlagen worden ist."

Auch das „Dribbeln" des Balles, das Vorwärtstreiben mit kurzen Schlägen, liegt den Stürmern ob, weshalb sie die schnellsten und besten Läufer der Mannschaft sein müssen.

Die Markmänner bilden die Verbindung zwischen Angriff (Stürmern) und Verteidigung (Malmännern). Demnach haben sie überall und nirgends zu sein und eigentlich alle Pflichten der übrigen Mitglieder ihrer Partei zu erfüllen. Man stellt deshalb besonders zum mittelsten Markmann, der gewöhnlich auch zugleich der Spielwart ist, die besten Spieler auf diese verantwortlichen Posten. Da sie dem Angriff wehren, der den Flügel der Stürmer umgeht, so kommen sie kaum je in die Lage, den Ball zu „dribbeln", sondern müssen ihn mit kräftigen, starken Stößen wieder nach vorn treiben können oder ihn nach rückwärts, den Malmännern zu „passen". Bei der Verteidigung des eignen Tores unterstützen die Markmänner den Torwächter und dürfen hierbei auch in den Stock des Gegners mit dem eignen einhaken, jedoch nie seinen Körper festhalten, wie die Regel über diese Art des Spielens besagt. — Die Malmänner haben ihre Stellung hinter den Markmännern, müssen diese ergänzen, aber in einer Weise, daß sie niemals im Wege sind noch die hintere Hälfte des Spielfeldes unbeaufsichtigt lassen; ebenso haben sie dem Torwächter bei der Verteidigung des Goals beizustehen, ihm aber auch genug Ellbogenfreiheit zu lassen. Häufiger als die andern Spieler werden die Malmänner dazu kommen, den sich dem Schußkreis nähernden Ball aufzuhalten — sei es mit dem Stock oder dem Fuß — und ihn dann erst wieder fortzuschlagen.

Die Rolle des Torwächters ist wichtiger als gerade interessant; denn sie beginnt ja erst im letzten Viertel des Spiels. Versteht er sich aber auf sein Amt, weiß also seine Partei, daß sie sich fest auf ihn verlassen kann, so wird ihr Spiel um so freier sein. Den nahenden Ball darf der Torwächter mit dem ganzen Körper, mit Händen, Füßen oder dem Stock aufhalten, aber auch für ihn gilt die Regel, daß er niemals ohne Stock spielen darf; um den herbeifliegenden Ball je nach seiner Richtung mit der rechten oder linken Hand auffangen zu können, soll der Torwächter den Stock immer in beiden Händen halten, um durch das Wechseln keine Zeit zu verlieren. Rollt der Ball heran, so wird der Torwächter ihn meistens mit dem Fuß festhalten und ihn dann mit dem Stock, oder ist hierzu keine Zeit, durch einen Tritt seiner Partei wieder zusenden. Aus dem Schußkreis heraus darf der Torwächter nur in äußersten Notfällen laufen; dagegen wird er den Ball schon an der Grenze des Schußkreises empfangen, besonders wenn die Malmänner nicht zur Hand sind. — Für den Torwächter sind Schienbeinschützer allgemein üblich, auch wenn dieses Amt von Damen ausgefüllt wird; die übrigen Spieler benützen sie selten, da sie die Bewegungsfreiheit hindern, dagegen werden vielfach Handschuhe zum Schutz der Hände getragen.

763. Die Spielregeln. Von den Spielregeln, die mit den Regeln der englischen Hockey-Assoziation übereinstimmen, werden im folgenden noch diejenigen angeführt, die nicht schon bei der Erläuterung des Spiels gegeben worden sind.

„Abseits. Jeder Spieler ist abseits, welcher im Moment, in welchem einer seiner Partei den Ball trifft, der Goallinie der Gegenpartei näher steht, als der den Ball schlagende Spieler, solange nicht wenigstens drei Spieler der Gegenpartei ihrer eigenen Goallinie näherstehen. Er darf dann den Ball nicht berühren, oder sich demselben nähern, oder sich innerhalb 4½ m von demselben aufhalten, oder irgendwie einen der übrigen Spieler behindern, bis der Ball von einem Spieler der Gegenpartei berührt oder geschlagen worden ist."

„Freischlag. Während eines Freischlags darf kein Spieler, außer demjenigen, der schlägt, innerhalb 4½ m von der Stelle stehen, wo ein solcher Schlag gemacht wird, auch darf der den Schlag Ausführende den Ball nicht wiederberühren, bis letzterer einen anderen Spieler berührt hat oder von ihm geschlagen worden ist. Wenn der den Schlag Ausführende nach dem Ball schlägt, ohne ihn zu treffen, soll der Schlag wiederholt werden."

„Strafschläge. Für einen außerhalb des Schußkreises begangenen Verstoß, erhält der Gegner einen Freischlag an der Stelle, wo der Verstoß begangen wurde; begeht die angreifende Partei innerhalb des Schußkreises einen Verstoß, so kann die verteidigende Partei einen Freischlag reklamieren; begeht aber die verteidigende Partei innerhalb des Schußkreises einen Verstoß, so kann die angreifende Partei nur ein Bully reklamieren."

„Strafbully. Ein Strafbully wird verhängt, wenn die verteidigende Partei innerhalb des Schußkreises „spielwidrig" (Kreuzen des Gegners von links, Behinderung des Gegners 2c.) oder gegen die Regel „Stöcke" verfuhr; das Strafbully wird an der Stelle, wo der Verstoß begangen wurde, ausgetragen. Angreifer und Verteidiger müssen während des Strafbullys außerhalb des Schußkreises stehen, und der Ball ist für keine Partei eher im Spiel, als bis er aus dem Schußkreis herausgebracht worden ist."

„Eckball. Wenn der Ball von der angreifenden Partei hinter die Goallinie geschlagen wird, wird er 22½ m weit hinausgebracht und dort durch ein Bully abgeschlagen und zwar genau gegenüber der Stelle, wo er die Goallinie passiert hat. Wenn aber der Ball von einem hinter der 22½ Meter-Linie stehenden Spieler der verteidigenden Partei abprallt, oder nach Ansicht des Schiedsrichters unabsichtlich geschlagen wird und dabei über die Goallinie geht, erhält ein Spieler der angreifenden Partei an einem Punkt auf der Seiten- oder Goallinie innerhalb 2¾ m von der nächsten Eckfahne einen Freischlag, und es müssen dabei die Verteidiger alle hinter ihrer Goallinie, die Angreifenden außerhalb des Kreises sein, bis der Ball abgeschlagen worden ist. Wenn aber nach Ansicht des Schiedsrichters der Ball mit Absicht seitens eines der Verteidiger hinter die Goallinie geschlagen wird, soll die angreifende Partei an dem Punkte auf der Goallinie einen Freischlag erhalten, an welchem der Ball die Linie passiert, und alle Spieler müssen hinter der Goallinie resp. hinter der Schußkreislinie stehen, während kein Spieler innerhalb 4½ m von dem den Schlag Ausführenden stehen darf, wenn ein solcher Freischlag gemacht wird. Kein Freischlag darf näher als 4½ m vom Goal zur Ausführung gelangen, noch kann ein Goal von der angreifenden Partei bei einem solchen Freischlag erzielt werden, bis der Ball von einem Spieler der angreifenden Partei auf der Erde völlig angehalten worden ist oder die Person oder den Stock eines Spielers der verteidigenden Partei berührt hat."

Eishockey.

764. Einleitung. Auch das Eishockey ist von altersher bekannt; auf holländischen Kacheln aus dem Mittelalter und alten Kupferstichen sind Schlittschuhläufer dargestellt, die mit einem am Ende gekrümmten Stock einen Ball vor sich hertreiben; ein Gobelin im Besitze des Königs von Württemberg veranschaulicht ebenfalls solch ein Spiel, das dem heutigen Eishockey sehr ähnlich war. Seine strengen Regeln allerdings sind noch jüngeren Datums als die des Landhockeys und entstammen dem Vaterlande des Sports, old England.

Am verbreitetsten ist das Spiel in Kanada, wo es jedoch mit weit längeren, unten klingenförmig auslaufenden Stöcken, außerdem statt des Balles mit einer Scheibe aus Gummi und in gedeckten Kunsteisbahnen gespielt wird. Die englischen Regeln, von der „Bandy-Assoziation" verfaßt — in England heißt das Spiel „bandy" — sind überall in der Welt gültig und auch vom „Berliner Eishockey-Verband" übernommen. In Deutschland ist Berlin der Hauptsitz des Sportes, und die vorzüglichen Mannschaften des „Akademischen Sport-Klubs" wie des

„Anglo-American-Club" gehen alljährlich nach Davos und St. Moritz zu den dort stattfindenden internationalen Wettkämpfen. Der schöne, neue „Eispalast" in Berlin bietet jetzt oft den Rahmen für das anregende Spiel, das sogar das deutsche Publikum, dem die Fremden sonst eine ziemliche Gleichgültigkeit gegen sportliche Veranstaltungen nachsagen, zu lautem Enthusiasmus hinreißt; denn natürlich gestellte Fahnen bezeichnet. Der Eishockeystock, der „bandy", soll von Holz, ohne Metallbeschläge und nur 5 cm dick sein; er ist weniger stark am Ende gebogen als der Stock des Landhockeys und auf beiden Seiten zum Schlagen eingerichtet. Der Ball, im Durchmesser 6 bis 7 cm, besteht aus massivem Gummi. Gleich dem Landhockey soll der Stock immer mit beiden Händen gefaßt und nie über Schulterhöhe erhoben



387. Damenhockey in der Schweiz. (Aus Sport im Bild.)

können nur sehr gewandte Schlittschuhläufer sich am Spiel beteiligen. Eishockey wird in der Schweiz auch viel von Damen gespielt.

765. Der Spielgang. Die Aufstellung der Spieler, elf auf jeder Seite, ist dieselbe wie beim Landhockey und ändert sich auch nicht in der Tiefengliederung, falls bei einem kleineren Platze — die Bandyregeln verlangen 100 m Länge zu 50 m Breite — weniger Spieler teilnehmen.

Die das Spielfeld umgrenzenden Linien heißen Seiten- und Goallinien, die Mittellinie wird meistens durch an den Seitenlinien auf- werden; auch das Vorwärtsfegen des Balles, statt des ruckweisen Schlagens, ist beim Eishockey Bedingung. Die Taktik des Spieles, das Passen, Dribbeln 2c., ist dieselbe wie beim Landhockey; die Exaktheit der Ausführungen aber natürlich durch die glatte Fläche erschwert. Als Schlittschuh werden niedrige bevorzugt, die plötzliches Anhalten und festes Stehen ermöglichen.

Einige „Bandy-Regeln".

„Die Goals befinden sich in der Mitte jeder Goallinie und bestehen aus je zwei aufrechten 3,25 m von einander entfernten Pfosten und einer in einer Höhe von 2,10 m angebrachten Querstange."

„Es wird zweimal 40 Minuten gespielt."

„Am Anfang des Spiels, und nachdem ein Goal gemacht worden ist, wird folgendermaßen aufs neue begonnen. Der Ball wird in der Mitte des Platzes hingelegt. Kein Spieler darf näher als 4 m vom Ball stehen, bis der Schiedsrichter ein Zeichen gibt, worauf der Ball im Spiel ist."

„Ein Goal ist erzielt, wenn der Ball die Goalpfosten unterhalb der Stange passiert."

„Wenn ein Spieler den Ball berührt, ist jeder Spieler, der in demselben Augenblick der gegnerischen Goallinie näher ist, abseits, falls nicht wenigstens zwei gegnerische Spieler ihrer eigenen Goallinie näher sind. In diesem Falle darf er den Ball werden. Das Anrempeln, Treten, Festhalten, Beinstellen, Werfen des Stocks und rohes Spiel sollen nicht gestattet werden. Das Einhaken der Stöcke ist auch nicht zulässig."

„Wenn ein Ball die Seitenlinie passiert hat, wird er sogleich dort, wo er die Linie passiert hat, ins Spielfeld geschlagen, und zwar in irgend einer Richtung außer vorwärts, und von einem Spieler derjenigen Partei, die ihn nicht zuletzt berührt hat. Die übrigen Spieler müssen mindestens 4 m von der Seitenlinie entfernt stehen."

„Wenn der Ball von der angreifenden Partei hinter die Goallinie der verteidigenden Partei, aber nicht durch das Goal



388. Im Kampf um den Ball. (Aus Sport im Bild.)

nicht berühren, noch in irgend welcher Weise einen andern Spieler behindern, ehe der Ball von einem Spieler der Gegenpartei berührt worden ist. Kein Spieler kann auf seiner eigenen Hälfte des Spielfelds abseits sein."

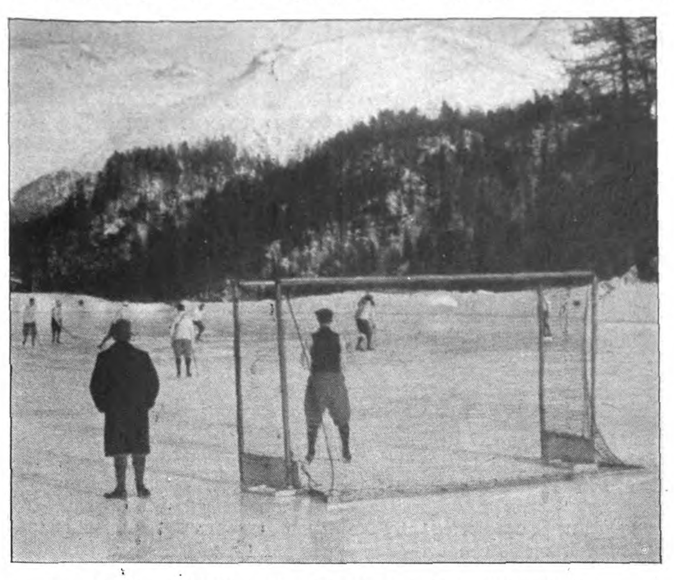
„Der Ball darf mit jedem Körperteil und mit dem Stock, doch, wenn er auf dem Eise liegt oder rollt, nicht mit der Hand angehalten werden. Auch darf er nicht aufgehoben, getragen, getreten, geworfen oder geschlagen werden (es sei denn mit dem Stock). Der Goalwächter bildet insofern eine Ausnahme, als er den Ball treten darf. Der Ball darf gefangen, muß jedoch sofort auf derselben Stelle fallen gelassen geschlagen wird, soll er von einem der Verteidiger wieder in des Spielfeld geschlagen werden, und zwar von irgend einem Punkte auf der Goallinie innerhalb 10 m von dem nächsten Goalpfosten und auf der Seite, an welcher der Ball die Linie passiert hat; die angreifende Partei muß wenigstens 20 m von der betreffenden Goallinie entfernt sein. Wenn aber der Ball zuletzt von einem Spieler der verteidigenden Partei berührt wird, ehe er die Goallinie passiert, so soll ein Spieler der angreifenden Partei von irgend einem Punkte auf der Seitenlinie innerhalb $2^1/_2$ m von der nächsten Ecke einen Freischlag machen. Im Augenblick eines solchen Frei-

schlages müssen alle Verteidiger hinter ihrer eigenen Goallinie stehen."

„Die Strafe für irgend eine Verletzung der Regeln soll in einem Freischlag für die gegnerische Mannschaft bestehen, und zwar an der Stelle, wo der Verstoß gegen die Regel stattfand."

„Das Spiel wird von einem Schiedsrichter geleitet, dessen Pflicht hauptsächlich darin besteht, alle streitigen Punkte (auch ohne Reklamation) zu entscheiden, sich den Stand des Spiels zu merken und als Zeitnehmer zu fungieren. Seine Entscheidung ist unanfechtbar."

„Ein Wettspiel wird von derjenigen Mannschaft gewonnen, welche die meisten Goals erzielt."



389. Ein vorschriftsmäßiges Tor für das Spiel mit dem Ball. (Aus Sport im Bild.)

Das Curlingspiel.

766. Eisschießen. Ein Eisspiel, das weniger anspruchsvoll als Eishockey ist, da es weit geringeren Platz beansprucht und nicht von Schlittschuhläufern, sondern von Fußgängern gespielt wird, ist das Curling. Seine Heimat ist Schottland — eine Abart von ihm das auf Schiffen so beliebte „shuffle", bei dem an Deck Ringe nach einem Pflock geworfen werden. Das Curlingspiel gipfelt darin, die Curlingsteine, flache, granitne Steine mit einem Handgriff und einem Gewicht von ca. 30 Pfund möglichst nahe ans Ziel zu werfen und zwar so, daß sie über das Eis rutschen. Der zum Spielen nötige Platz muß eine Länge von 40 m haben und an seinen Grenzen je einen Holzpflock, die „Taube", um den Kreise verschiedener Größe — der größte von 2 m — gezogen werden. Aehnlich wie beim Boccia versucht nun jede Partei, ihre Steine dem Ziele so nah wie möglich zu bringen, resp. die

Gegenpartei fortzuschieben und sich an ihre Stelle zu legen. Der Anführer gibt vom Ziel aus an, wie zu werfen ist, um einen gut-



390. Ein Curlingstein.

liegenden Stein z. B. einzukreisen und gegen den Feind zu schützen. Solche deckenden Steine heißen „Hüter". Diejenige Partei gewinnt und erhält einen Point, die mit einem Stein dem Ziel am nächsten gekommen ist; 21 Points machen ein Spiel aus. Im allgemeinen wird mit vier Spielern auf jeder Seite gespielt, von denen jeder zwei Steine hat. Die Regeln der schottischen Klubs sind überall für das Curlingspiel gültig; sie bestimmen, „daß jeder Spieler einen Besen haben soll"; die Partei des Spielers darf fegen, wenn der Stein die mittlere Querlinie überschritten hat, die gegnerische Partei, wenn der Stein das Ziel erreicht hat. Das Fegen darf den Gang des Steines nicht behindern. Das Curlingspiel, in Norddeutschland leider fast ganz unbekannt, wird in Süddeutschland, besonders in Bayern, eifrigst unter dem Namen „Eisschießen" gepflegt.

---

7. Krocket.

767. Einleitung. Das Krocket soll schon von den alten Kelten in ähnlicher Form wie heute mit Hammern, Kugeln und Toren gespielt worden sein; als sein direkter Vorläufer ist jedoch das jeu de mail zu betrachten, das wieder aus dem „chole" entstanden ist. Ausführlicher wurde über den Zusammenhang dieser Spiele in der Einleitung zum Golfspiel gesprochen, da beide Spiele, Krocket wie Golf, gemeinsamen Ursprungs, ja eigentlich zuerst identisch sind — denn das jeu de mail à la chicane bestand z. B. darin, ein Ziel, von einem bestimmten Punkt aus beginnend, in möglichst wenig Schlägen mit der vom Hammer getriebenen Kugel zu erreichen. Die Trennung zwischen Golf und dem jeu de mail begann, als ein Zapfen in die Mitte des Spielplatzes gestellt wurde, gegen den der Ball geschlagen werden mußte und außerdem an beiden Enden der Bahn Torbogen zum Passieren aufgestellt wurden. Aus diesem primitiven Anfang hat sich das Krocketspiel mit seinen zahlreichen Bogen, Chicanen und Anlässen zu kleinen und größeren Reibereien, Prügeleien zwischen Kindern und Todfeindschaften zwischen Erwachsenen, wenigstens für den Spieltag oder bis zur Beendigung der Partie, entwickelt. „Krocket verdirbt den Charakter," hört man immer noch, wo es gespielt wird. Allerdings hat seine Verbreitung und Beliebtheit in den letzten Jahren bedeutend abgenommen; seine Anhänger und Anhängerinnen rekrutieren sich fast nur noch aus den Bewohnern kleiner

Provinzstädte und des Landes, die von den großen Wellen des Tennis, Golf oder Fußball noch nicht erreicht worden sind. Krocket ist also „unmodern" geworden (siehe Mode und Sport) und so undankbar sind wir Menschen, daß wir das Verschwinden des einst so beliebten länglichen Krocketkastens, der die Spielgeräte birgt, nicht einmal bedauern, obgleich sich in ihm so ziemlich das einzige Vergnügungsmittel befand, das in langen Jahrzehnten — außer dem noch harmloseren Reifenspiel! — für die Unterhaltung im Freien sorgte. Freilich, als Erprobung des Charakters war Krocket sehr wertgeschätzt; denn wer bei diesem Spiel trotz der Heimtücken und Rücksichtslosigkeiten des Gegners, der wieder und immer wieder die Kugel aus ihrer endlich erreichten Lage vor einem Tor fortschlägt, oder sogar bei den gelegentlichen Unzuverlässigkeiten der eigenen Partei liebenswürdig, heiter und geduldig bleibt, ist wirklich ein an Selbstbeherrschung und Güte reicher Mensch; und wer beim Krocket nicht „mogelt" — es auch nicht einmal versucht, könnte die alte, brave, deutsche Probe auf Wahrhaftigkeit: mit unversehrten Fingern ein glühendes Eisen aus dem Wasser zu holen, bestehen! Woran es liegt, daß gerade Krocket zu kleiner Unehrlichkeit, Neid auf den Sieger und boshafter Schadenfreude über den Verjagten herausfordert, ist nicht so schwer zu konstatieren. Die Gelegenheiten, sich einen Vorteil zu verschaffen — und sei es auch nur der, die Kugel auf Haaresbreite mit der Fußspitze vor- oder rückwärts zu schieben, sind zu günstig; es scheint also, als wären wir noch immer allzumal Menschen und mangelten durchaus jedes Ruhms. Aus beiden Gründen — der Quelle des Zankes wie der traurigen Erkenntnis unseres Nächsten, die es bietet — braucht man dem Krocket keine Träne nachzuweinen. Auch die Anforderungen, die es an Geschicklichkeit und Ueberlegung stellt, sind nicht sehr bedeutend; und nur, weil ihm das Verdienst gebührt, einst wenigstens auf Stunden die Leute aus den dumpfen Stuben, von der Kaffeetasse wie vom Bier fortgelockt zu haben, soll es zwischen den Sportsspielen erwähnt werden. Aber es ist nur Raum für einen bescheidenen Gedenkstein vorhanden.

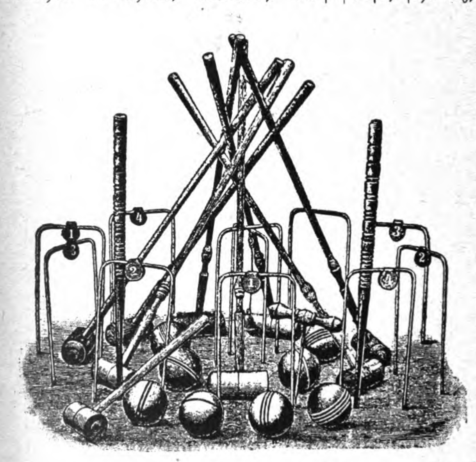
768. Der Spielplatz. Da auch das Krocket von England zu uns herübergekommen ist, legte man anfangs, als es en vogue und in den besten Kreisen beliebt war, nach Art der englischen Plätze gute Rasenflächen für das Spiel an. Wie schon öfters betont, ist es in unserem Klima schwierig und kostspielig, dichten, kurzen Rasen, der mehr einem Moosboden gleicht, zu halten. Daher begnügte man sich später mit gut geglättetem, ebenem Boden, der durch Walzen in Ordnung gehalten wurde. Denn jede Wellung des Terrains bringt Zufälle, die ein gutes Spiel unmöglich machen und außerdem die Auseinandersetzungen vermehren. Soll also überhaupt noch Krocket gespielt werden, so ist wenigstens eine glatte Fläche Bedingung. Die alten, einst für das jeu de mail angelegten Alleen eignen sich immer noch vorzüglich dazu; denn der früher fürs Krocket bestimmte Raum in Großstädten, in Gutsgärten u. dgl. wird jetzt vom Tennis ꝛc. okkupiert.

Zum Spielen braucht man einen Platz von 40 m Länge und ca. 30 m Breite; sehr nötig ist es, seine Grenzen zu markieren, um alle Streitigkeiten darüber, wann der Ball aus dem Spielfeld heraus ist, zu unterdrücken. Ist der Platz

nicht eingezäunt, so zieht man wie beim Tennis Linien mit Kalkmilch oder man furcht rundherum mit einem Stock eine deutliche Markierung in den Boden; auch das Umspannen mit Schnüren ist einfach und praktisch. Ohne Markierung sind Streit und Lärm im wörtlichsten Sinne alle Tore geöffnet; vor allem werden die Spielregeln dann stets willkürlich gehandhabt und das Spiel sinkt ganz zu einem törichten Zeitvertreib herab.

769. Die Spielgeräte. Der vorhin erwähnte, beliebte, meist gelblackierte Holzkasten enthält die Geräte und eine Anweisung, die selten oder nie befolgt wird: „wir spielen es eben anders!“ Schon die Aufstellung wird überall variiert. Ueber die Zahl von 10 Toren — Anfänger benutzen gewöhnlich 6 — ist man sich allerdings meistens einig. Hergestellt sind die Tore aus starkem, mit weißer Oelfarbe bestrichenem Eisendraht; ihre Weite soll 15 cm, die Höhe, vom Erdboden ab ca. 30 cm betragen, die Form oben nicht rund, wie man es meistens sieht, sondern des leichteren Einsteckens wegen horizontal sein.

Am Ausgangspunkt des Spielfeldes und ihm gerade gegenüber am anderen Ende, also in der Mitte des Spielganges, stehen 2 starke Holzpflöcke, die mit dem unteren zugespitzten Ende fest in den Boden geschlagen werden; Spitze wie Kopf sind häufig von Eisenblech geschützt. Die Farben der Kugeln: blau, rosa, schwarz, gelb, braun, orange, grün, rot, wiederholen sich in breiten deutlichen Ringen an den beiden Pflöcken. Die Reihenfolge der Spieler ist durch diese Farben gegeben und wird streng innegehalten.



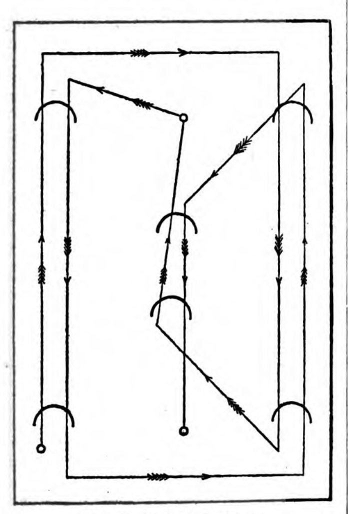
391. Spielgeräte zu Krocket.

An Kugeln braucht man 8; das ist zugleich die höchste Zahl der Spieler, die an einer Partie teilnehmen kann. Als Holz wird zu den Kugeln das harte Buchsbaumholz genommen; auch müssen alle von einer Größe (ca. von 9 cm Durchmesser) und von selbem Gewicht (ca. 400 g) sein. Der Farbstreifen umgibt die Mitte der Kugel wie ein Band, die obere und untere Hälfte ist gewöhnlich farblos und nur lackiert.

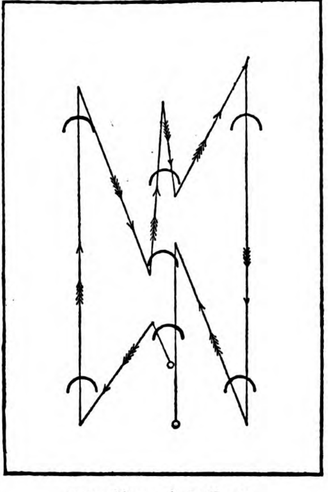
Die Hammer entsprechen in Anzahl und Farbe den Kugeln. Um Irrtümern vorzubeugen, soll jeder mit dem Hammer spielen, der zu seiner Kugel gehört. Freund und Feind sind dadurch leichter auseinanderzuhalten. Uebrigens sollte

der Anstrich bei beiden Spielgeräten — Hammern wie Kugeln — häufig erneuert werden. Gewöhnlich wartet man, bis keine Farbenspur mehr sichtbar und die verwaschenen Gebilde schwer von einander zu unterscheiden sind. Der Hammerstiel ist von 1 m Länge, der gleichmäßig zylindrisch geformte Kopf ebenfalls aus Buchsbaum angefertigt. Da sehr leicht beim eifrigen Spiel ein Hammerstiel zerbrochen wird, sollten jeder genau wissen soll, wie Gegner und Freund stehen und daß Niemand zu verraten braucht, welchen Weg er einzuschlagen hat. Dieses streng behütete Geheimnis zerstören die Blechmarken; allerdings auch die langen Diskussionen darüber, ob Rot wirklich schon ein Tor genommen hat, wie keck behauptet wird — oder ob es sich „täuscht". Ich wäre für Blechmarken!

Ueber die Herrichtung des Spiel-



392. Plan mit 6 Toren.



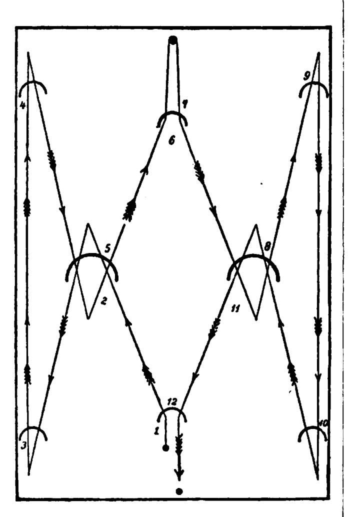
393. Plan mit 7 Toren.

immer einige Hammer „in store" (in Reserve — einen kurzen, deutschen Ausdruck scheint es für so etwas Praktisches nicht zu geben) vorhanden sein. — Die Anwendung von Blechmarken in der Farbe der Kugeln oder auch mit Nummern, die an das Tor gehängt werden, das der Spieler passieren soll, wird mit gemischten Gefühlen betrachtet. Denn manche Spieler behaupten, daß ein Hauptreiz des Krocketspielens im „Aufpassen" liegt; daß

feldes mit 6, 7, 8, 9 oder 10 Toren geben die beigefügten Pläne Aufschluß. Ueber den Plan mit 10 Toren (396) ist jedoch zu sagen, daß man sich bei uns nicht das Doppeltor in der Mitte, zu dem zwei Bogen kreuzweis übereinander gesteckt werden, entgehen läßt; man würde die sich gegenüberstehenden Nr. 4 und Nr. 11 dazu nehmen. Darüber, von welcher Seite dieser Mittelbogen auf dem Hin- und Rückwege zu passieren ist, ebenso, ob es ge-

nügt, ihn halb zu durchqueren 2c., muß sich vorher geeinigt werden; denn im gegebenen Moment erst ist es bedeutend zu spät!

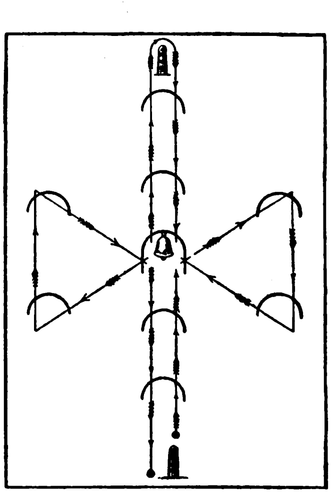
770. **Der Gang des Spieles.** Das amüsanteste Spiel ist das zu 2 Parteien à 2, 3 oder 4 Spielern. Drei Parteien zu bilden oder jeden sich selbst zu überlassen, beeinträchtigt das Wesen des Spieles, das darin besteht, nicht allein für die eigene Kugel, sondern ebenso für



394. Plan mit 8 Toren.

das Interesse seiner Partner zu sorgen. Sind auf einer Seite weniger Teilnehmer als auf der anderen, so muß ein Spieler, gewöhnlich der beste, mit 2 Kugeln spielen. Man lost gewöhnlich zuerst „um ganz gerecht zu sein“, die Kugeln aus, wonach sich die Parteien von selbst bilden. Sportsmäßiger ist es aber durchaus, gute und schlechte Spieler gleichmäßig auf beide Seiten zu verteilen, dann um die Parteien zu losen, indem man blau, schwarz, braun und grün (also die Farben des Pflocks abwechselnd) für eine, die übrigen Farben des Pflocks für die zweite Partei bestimmt und zum Schluß die Kugeln für den Spieler jeder Partei auszulosen. Denn ein Spiel gewinnt bedeutend an Interesse, wenn sich die Spieler in ihren Leistungen ungefähr gleich stehen.

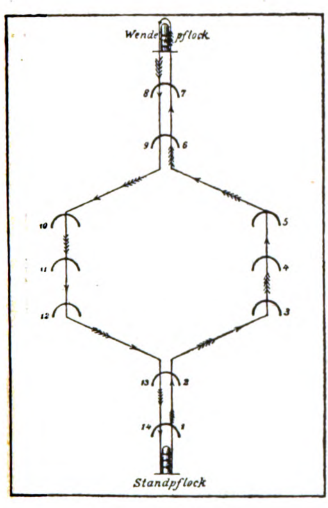
„Blau“ hat zu beginnen und wird je nach der vorher getroffenen



395. Plan mit 9 Toren.

Vereinbarung dicht vor das erste Tor oder in einem Abstand von ca. $^3/_4$ m von demselben niedergelegt. Oft wird auch dem ersten Spieler, der keine andere Kugel zu treffen hat, gestattet, ein- oder zweimal zu beginnen, bis er vorteilhaft durch das erste Tor gegangen ist. Das Passieren eines Tores bringt einen, das von zweien zwei Freischläge. Hat der Spieler die zwei Schläge vertan, ohne ein neues Tor zu gewinnen, so kommt der

nächste, also der erste der Gegenpartei an die Reihe. Dieser Spieler ist schon gegen den ersten bedeutend im Vorteil, da er sich an dessen Kugel zwei neue Schläge holen kann. Meistens wird ausbedungen, daß sich eine Kugel leise bewegt, wenn sie als getroffen gelten soll; ebenso sollte sie, auch ohne daß sie „krockettiert“ wird, etwas von der Stelle rollen, wenn man sie verläßt. Doch herrschen gerade über



396. Plan mit 10 Toren.

diesen Punkt große Meinungsverschiedenheiten: viele Spieler behaupten, man sei „ab“, d. h. vom Schlag, wenn sich die feindliche Kugel rührt, ohne krockettiert zu sein. Auch über das Krockettieren selbst variieren die Ansichten, das richtige „Krockettieren“ besteht nicht darin, daß man seinen linken Fuß auf die eigne Kugel setzt und durch einen starken Hammerschlag gegen sie die feindliche an die Grenzen aller Möglichkeiten sendet, sondern man soll so „krockettieren“, daß, während die eigene Kugel eine neue, vorteilhafte Stellung annimmt, die feindliche mit demselben Schlag (ohne aufgesetzten Fuß) in eine andere, ihr unbequeme Richtung rollt. Ob man eine Kugel der eigenen Partei überhaupt „krockettieren“ darf oder nicht, d. h. mit aufgesetztem Fuß, ist gleichfalls ein Streitpunkt. „Mitnehmen“, wie das eigentliche Krockettieren fälschlich genannt wird, darf man sie überallhin. Denn die Hauptsache bleibt, die schwächeren Mitglieder der eigenen Partei zu unterstützen, so daß alle Kugeln möglichst in geschlossener Phalanx vorrücken. Am Wendepunkt ist der zweite Pflock zu berühren, dann mit einem Freischlag der Rückweg anzutreten; nach Treffen des Stabes die Kugel aufzuheben und direkt vor das Tor zu legen, ist nicht gestattet. Die Erlaubnis von Kugel zu Kugel zu gehen, ohne einen Schlag dazwischen zu tun, muß beim Beginn des Spieles ebenso gegeben werden, wie die andere: ob der Räuber getroffen werden darf; wenn ja, fragt es sich ferner, ob man sich an ihm einen oder zwei Schläge holt. Schließlich ist noch die Frage, ob der Hammer mit beiden Händen gefaßt werden darf. In England ist dies Sitte — in Deutschland scheitert es an der Behauptung, daß dann nur „geschoben“ anstatt geschlagen würde.

Vorm Schlagen unterrichtet man sich genau über die Richtung wie über die Entfernung des Zieles; ist es nah, so kann es gleichzeitig mit der Kugel ins Auge gefaßt werden — bei größeren Entfernungen macht man sich auf der Linie eine Art kleiner Zwischenstation durch irgend ein Merkmal, auf das man den Ball zuhält.

„Räuber“ wird diejenige Kugel,

die alle Tore auf dem Hin- und Rückwege passiert hat, aber nicht an den Ausgangspflock schlägt, um nun den übrigen Kugeln der Partei zu nützen, den feindlichen zu schaden. Der „Räuber" kann willkürlich über das Spielfeld gehen, darf die Tore von jeder Seite passieren und feindliche wie eigene Kugeln krockettieren. Da meistens der beste Spieler dies Ziel zuerst erreicht, wird er ein gefürchteter Feind sein. Ihm liegt es ob, den Gang seiner Partei zu beschleunigen, er hat auch das Recht, Kugeln seiner Partei, wenn sie das letzte Tor passiert haben, „tot" zu machen, indem er sie an den Pflock krockettiert.

Die Partei, deren sämtliche Kugeln zuerst „tot" sind, hat gewonnen.

771. Die Spielregeln. Der Auszug der folgenden Regeln ist den „Krocketregeln", autorisierte Uebersetzung der englischen Assoziation-Regeln, Verlag A. Steidel, Berlin, entnommen.

„Ein Schlag wird als stattgefunden angenommen, wenn die Kugel in irgend einer Weise mit dem Schlaghammer bewegt worden ist oder wenn der Spieler die Kugel mit der Absicht schlägt, sie fortzubewegen. Der Schlaghammer darf nur mittels Druck am Griffe angetrieben werden und das Endstück darf nicht mit der Hand geschlagen oder mit dem Fuße gestoßen werden. Die Kugel darf nur von dem Ende des Schlaghammer-Kopfstückes getroffen werden."

„Eine Kugel hat ihren Bogen passiert, wenn sie von der Seite des Spielers denselben durchlaufen hat und, zum Stillstand gelangt, nicht von der geraden Kante eines Gegenstandes, die von der Seite des Spielers gegen den Bogen gehalten wird, berührt werden kann."

„Eine Kugel, die von der dem Spieler entgegengesetzten Seite zum Teil durch ihren Bogen getrieben ist, darf denselben beim nächsten Schlage nicht passieren, wenn sie von der geraden Kante eines Gegenstandes, die von der dem Spieler entgegengesetzten Seite gegen den Bogen gehalten wird, berührt werden kann."

„Eine Kugel, die durch irgend einen Schlag (sofern er nicht falsch ist) ihren Bogen durchlaufen hat oder gegen den Wendepflock getrieben ist, sei es von der eignen oder der gegnerischen Seite, zählt den Punkt, der in dieser Weise gemacht ist. Sollte jedoch der Schlag von der gegnerischen Partei ein falscher sein, so hat der Eigentümer der Kugel die Wahl, den Punkt anzurechnen oder nicht. Diese Entscheidung muß jedoch erklärt sein, bevor der nächste Schlag stattgefunden hat."

„Wenn ein Punkt für die Kugel eines Gegners gemacht ist, so muß der Spielende seinen Gegner hiervon unterrichten. Falls der Spielende dies unterläßt, und der Gegner macht denselben Punkt noch einmal, so kann er sein Spiel fortsetzen, als ob er für den richtigen Punkt gespielt hätte."

„Ein Räuber kann durch den Schlag eines beliebigen andern Räubers ausgespielt werden, sofern der Schlag nicht falsch ist, einerlei, ob derselbe von seiner eigenen oder von gegnerischer Seite getan ist. Sollte der vom Gegner gemachte Schlag ein falscher sein, so soll der Eigentümer der Kugel die Wahl haben, den Punkt anzurechnen oder nicht."

„Ein Spieler darf, wenn die Reihenfolge an ihn kommt, jeden Ball einmal treffen, bevor er einen Punkt macht, und es ist ihm erlaubt, dies zu wiederholen nach jedem Punkte, den er gemacht hat. Der Spieler darf sein Spiel fortsetzen, solange er einen Punkt macht, trifft oder Krocket nimmt."

„Ein Spieler, der eine andere Kugel getroffen hat, ist gezwungen, sie zu krockettieren, und muß bei dieser Prozedur beide Kugeln merklich und sichtbar bewegen. Wenn sich die beiden Kugeln vor und während dem Akte des Krockettierens nicht berühren, kann der Gegner beanspruchen, daß der Schlag noch einmal stattfinde. Während das Krockettieren stattfindet, ist dem Spielenden nicht gestattet, den Fuß auf die Kugel zu setzen."

„Wenn ein Spieler zwei oder mehrere Kugeln zu gleicher Zeit trifft, so kann er eine derselben zum Krockettieren auswählen. Ein weiterer Treffer ist notwendig, ehe er irgend eine andere Kugel krockettieren kann."

„Wenn eine Kugel einen Bogen passiert und eine jenseits des Reifens liegende Kugel trifft, so zählen sowohl der Bogen wie auch der Treffer. Man betrachtet eine Kugel jenseits des Bogens, wenn sie so liegt, daß sie von einer geraden Kante eines Gegenstandes, die man von der Seite des Spielers gegen den Bogen hält, nicht berührt wird. Sollte irgend ein Teil der Kugel, die getroffen worden ist, auf der Spielerseite des Bogens liegen, so zählt der Treffer, nicht aber der Bogen."

„Eine Kugel, die vom Spielgrund getrieben ist, muß sofort 91 cm innerhalb der Grenze wieder aufgesetzt werden, und zwar rechtwinklig von dem Punkte der Grenzlinie, wo sie den Spielgrund verließ. Wenn dieser Punkt bereits besetzt ist, so ist die zuletzt hinausgetriebene Kugel in

der Weise aufzustellen, daß sie die erste berührt, aber keine derselben muß weiter oder näher als 91 cm von der Grenzlinie zu liegen kommen, und der Spieler hat in solchem Falle nur die Wahl, die zuletzt weggetriebene Kugel entweder auf die rechte oder linke Seite der ersteren zu plazieren. Sollte es vorkommen, daß eine dritte Kugel auf derselben Stelle hinausgeht, so muß sie so gelegt werden, daß sie die erste berührt. Wenn der Spieler trifft oder seine Kugel in Berührung mit eine der andern soeben erwähnten findet, so ist er berechtigt, die Kugeln in beliebiger Ordnung zu plazieren, unter der Bedingung, daß eine von ihnen 91 cm von der Grenzlinie verbleibt und die andern oder eine der andern sie berührt. Zum Krokettieren muß er jedoch die Kugel benutzen, die er getroffen hat."

„Falls die Grenze auf dem Rasen durch Linien markiert ist, so betrachtet man eine Kugel als vom Spielplatze hinweggelaufen sofern sie von einer geraden Schneide, die auf die innere Kante der Grenzlinie gehalten wird, berührt werden kann. Falls sich die Grenze über die Spielfläche erhebt, so ist die Kugel ebenfalls als vom Spielplatz entfernt anzusehen, wenn sie die Grenzlinie berührt."

„Wenn eine Kugel vom Spielplatze getrieben ist und kehrt zurück, so muß dieselbe wieder 91 cm von dem Punkte entfernt aufgelegt werden, wo sie die Grenze zuerst berührte."

„Wenn der Spielende beim Krockettieren seine eigene oder die krockettierte Kugel vom Spielplatz hinwegtreibt, so verliert er den Rest seiner Reihenfolge, es sei denn, daß er mit der Kugel, die er spielt, einen Treffer macht und die krockettierte Kugel den Spielgrund nicht verläßt."

„Wenn eine in Ruhe liegende Kugel versehentlich von einem Spieler bewegt wird, so soll dieselbe, ohne daß dies eine Strafe im Gefolge hat, wieder richtig aufgelegt werden; ausgenommen, wenn der Spieler im Schlagen oder Zielen begriffen ist."

„Wenn ein Spieler einen falschen Schlag macht, so verliert er den Rest seiner Reihenfolge, und irgend ein Punkt oder Treffer, der mit einem solchen Schlage erlangt ist, zählt nicht. Kugeln, die mittels eines falschen Schlages fortbewegt werden, müssen da liegen bleiben, wo sie zum Stillstand gelangen, oder können in ihre ursprüngliche Lage zurückgebracht werden, wenn der Gegner dies vorzieht. Wenn während des Krockettierens ein falscher Schlag gemacht ist und der Gegner wünscht, daß die Kugeln zurückzulegen sind, so müssen sich beide Kugeln berühren und sie müssen dieselbe Stellung innehaben, wie während dem Akte des Krockettierens."

Folgende Schläge sind falsche:

a) Wenn der Spielende während des Schlagens oder Zielens an Stelle seiner eigenen Spielkugel oder neben derselben noch eine zweite Kugel trifft.

b) Eine Kugel stoßen oder schieben, ohne daß der Schall des Schlages deutlich hörbar ist.

c) Eine Kugel zweimal deutlich in demselben Schlage treffen.

d) Eine Kugel berühren, von ihrem Laufe ablenken oder anhalten, nachdem sie ausgespielt und im Rollen begriffen ist, einerlei, ob dies vom Spielenden oder dessen Parteigänger geschieht.

e) Wenn eine Kugel, beim Zurückprallen von einem Pflock, Bogen oder einer andern Kugel, den Schlaghammer oder einen andern beliebigen Teil des Spielenden oder seines Parteigenossen berührt, ausgenommen, die Kugel des Spielenden befindet sich in Hand.

f) Eine Kugel, die unmittelbar neben einem Farbenpflock oder Bogen liegt, durch Schlagen an den Pflock oder Bogen zum Fortbewegen veranlassen, ohne die Kugel selbst zu schlagen.

g) Eine Kugel um einen Pflock oder Bogen herumdrücken.

h) Wenn nach einem Treffer ein Schlag gespielt wird, ohne daß vorher Krocket genommen ist.

i) Wenn es dem Spieler beim Krockettieren nicht gelingt, beide Kugeln merklich zu schütteln und zu bewegen.

k) Wenn der Spielende eine Kugel krockettiert, ohne sie vorher getroffen zu haben.

l) Wenn der Spieler beim Schlagen, oder während er mit dem Schlaghammer versucht, einen Schlag zu tun, den Teil eines Bogens aus dem Grunde schlägt.

m) Wenn der Spieler die Kugel mit irgend einem anderen Teil des Schlaghammers als den Enden des Kopfstückes trifft, sowie das Stoßen des Schlaghammers mit dem Fuße oder der Hand.

n) Die ungehörige und unrichtige Behandlungsweise der Kugeln mit dem Fuße oder dem Schlaghammer."

„Es ist nicht gestattet, Zeichen zu machen oder Gegenstände auf den Boden zu legen, um die Stelle zu bezeichnen, nach welcher der Spieler die Kugel zu dirigieren wünscht."

„Wenn sich die Kugel des Spielenden in einem Loche oder auf schlechtem Boden befindet, so darf dieselbe mit der Bestätigung des Schiedsrichters oder der Einwilligung des Gegners davon entfernt werden. Die Kugel muß jedoch zurückgesetzt werden, d. h. weiter hinweg von dem Gegenstand, nach dem gezielt wird, so daß sich die Richtung des Zieles nicht ändert."

Ein Schiedsrichter soll nicht auf Fehler aufmerksam machen oder seine Meinung bezüglich derselben äußern, wenn nicht aus-

brücklich darum ersucht. Die Entscheidung eines Schiedsrichters bezüglich einer Frage über stattgefundene Tatsachen ist endgültig, um jedoch eine Regulationsfrage richtig zu stellen, ist er verbunden, einen besonderen Spielrat anzurufen, falls einer der Spieler ihn darum ersucht.

Wenn ein Schiedsrichter nicht anwesend ist, so muß die Erlaubnis eine Kugel zu bewegen, einen Bogen oder Farbenpflock aufzustellen oder eine ähnliche Gunst, um die der Schiedsrichter ersucht worden wäre, von der Seite des Gegners erlangt werden.

---

8. Verschiedene Ballspiele.

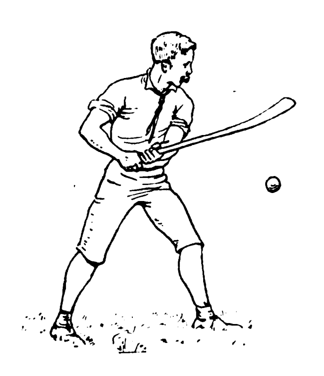
772. **Einleitung.** Im Nachstehenden führen wir der Vollständigkeit halber eine Auswahl von Ball- und Kugelspielen an, die zum Teil in Deutschland leider erst nur dem Namen nach bekannt sind und die wegen Raummangels nicht eingehender besprochen werden können. Doch ist eine Verbreitung der anregenden Spiele, die dem Aufenthalt im Freien neue Reize hinzufügen und ihn deshalb verlockender machen, außerdem eine harmlose Annäherung beider Geschlechter unterstützen, sehr zu empfehlen; je nach dem zur Verfügung stehenden Terrain, den Mitteln wie den Neigungen der verschiedenen sozialen Klassen ließe sich jedenfalls etwas mehr Auswahl in die Spiele im Freien bringen, als es bisher in Deutschland geschieht.

773. **Boccia (Bowls).** Wir beginnen mit dem in Deutschland vielleicht noch am bekanntesten. alten, italienischen Kugelspiel, dem Boccia; der englische Name, Bowls, ist bei uns wenig gebräuchlich, das Spiel, besonders in der Provinz und kleineren Städten recht beliebt, während es in Italien das Nationalspiel, besonders das der unteren Volksschichten, bildet. Jedes kleine Dorfwirtshaus dort hat vor seiner Tür einen festgestampften, von niedrigem Lattenzaun oder einer Steinmauer umhegten Platz, auf dem sich abends alte und junge Männer zu leidenschaftlichem Spiel zusammenfinden. In größeren Städten, wie Genua, Neapel 2c., wird jeder freie Winkel zu einer Partie benutzt und Leute, die Muße zum Spielen haben, gibt es vom Morgen bis zum Abend genug. — Die englischen Regeln weichen ein wenig von den italienischen ab, sind aber in Frankreich, Amerika, im allgemeinen auch in Deutschland gebräuchlich.

Die Kugeln, von denen bei mehreren Spielern jeder mindestens zwei besitzen muß, bei nur zwei Spielern jeder drei oder vier, werden aus hartem Holz hergestellt; je schwerer sie sind, desto besser, um ein genaues Zielen zu ermöglichen. Um die kleine Malkugel von weißer Farbe, englisch Jack, italienisch lecco genannt, wird gelost; ihr Auswerfen, Markieren, geschieht vom „Standmal“ aus, einer im Sand bezeichneten Stelle. Der Zweck des Spieles ist, daß jede Partei sich bemüht, ihre Kugeln der Malkugel möglichst nahe zu bringen, wobei es erlaubt ist, über die feindlichen Kugeln hinüberzuwerfen, die der eigenen Partei vorwärtszustoßen, die Malkugel aus ihrer Lage zu vertreiben 2c. Sind alle Kugeln gespielt, ist also eine „Runde“ beendet, so wird ge-

zählt und gemessen, wessen Kugeln und wieviel von ihnen dem Mal am nächsten liegen, wer also die Runde gewonnen hat. Gewöhnlich bestimmt man, daß so und so viel gewonnene Runden den endlichen Sieg ausmachen sollen. Verstößt ein Spieler gegen die Regeln, so wird seine Kugel für „tot“ erklärt, aus dem Spiele entfernt und die durch sie bewegten Kugeln oder die Malkugel wieder an den alten Platz zurückgelegt.

774. **Hurling** (Schlagball). Hurling wird von den Irländern als ihr Nationalspiel betrachtet und ist jedenfalls dort schon von den uralten Skoten gespielt worden, die es mit nach Schottland hinübernahmen.



397. Hurlingspieler.

Es ist weniger ein Zusammenspiel, wie z. B. Golf oder Hockey, sondern hängt mehr von den Leistungen des Einzelnen ab. Gespielt wird es auf einem guten Rasenplatz, dessen volle Breite (ca. 75 m) nicht so notwendig ist wie die Länge: 120 m; denn das Spiel gipfelt in möglichst langen Schlägen, die den Ball durch das feindliche Tor, meist über die Köpfe der Gegner hinwegtreiben sollen. Der Hurlingstock, hurley, hat ein flaches, ein wenig umgebogenes Schlagende; der Ball, slitter, ist sehr elastisch, hat die Größe eines guten Apfels und wird aus Leder, mit Einlagen von Wolle und Kork, hergestellt. Die Spieler, 14—17 auf jeder Seite, stehen zum Beginn des Spieles an der Mittellinie und drehen dem eigenen Tor den Rücken zu. Der Schiedsrichter wirft den Ball in den Mittelpunkt, die nächsten Spieler versuchen seiner habhaft zu werden, die andern eilen auf ihre bestimmten Plätze, die der Spielwart ihnen anweist. Für das Benehmen der Spieler untereinander sind die diesbezüglichen Fußballregeln maßgebend, für das „Abseits“ die Abseitsregel: „Jeder Spieler ist abseits, der sich zwischen dem von einem Gegner geschlagenen Ball und dem feindlichen Tor befindet, nachdem der Ball aufgehalten wurde oder auf dem Boden liegen geblieben ist. Abseitsspieler müssen hinter den Ball zurücklaufen, womit ihre volle Spielberechtigung wieder eintritt.“ — Ist das Tor kunstgerecht gewonnen, so zählt es fünf „Punkte“. Nach jedem Spiel wechseln die Parteien die Seiten. Sieger ist, wer in der Zeit von 2 × 35 Minuten mit 10 Minuten Pause die meisten Punkte gewonnen hat.

775. **Schleuderball.** Dem Hurling ähnlich ist das Schleuderballspiel, dessen Regeln 1896 in München vom technischen Ausschuß im Auftrage des Zentralausschusses zur Förderung der Volks- und Jugendspiele in Deutschland festgesetzt wurden. Das Spiel gipfelt in der Aufgabe, den Ball, der ein Gewicht von ca. 2 kg hat und mit einem Henkel oder einer festen Schlaufe versehen ist, in beliebiger Höhe durch das feindliche Tor

oder, wenn ohne Tor gespielt wird, hinter die feindliche Grenzlinie zu schleudern und das eigene Mal gegen die Würfe der Gegner zu schützen. Die Größe des Spielfeldes beträgt 150 m Länge zu 30 m Breite, die Ecken, die Abwurflinien wie die Tore werden durch Fahnen markiert. Die Anzahl der Spieler beträgt 4—8 auf jeder Seite. Wird der Ball aufgefangen, bevor er den Boden berührte, so hat der Fänger das Recht, von der Stelle aus, wo er den Ball auffing, mit dem Ball in der Hand zwei Sprungschritte mit anschließendem Spreizsprung vorwärts auszuführen. Die Stelle, welche er mit diesem Sprunge, dem sogenannten deutschen Dreisprung erreicht, ist die Abwurfstelle. Sonst wird der Ball stets von der Stelle zurückgeschleudert, wo er zur Ruhe kam, nicht, wo er zuerst den Boden berührte.

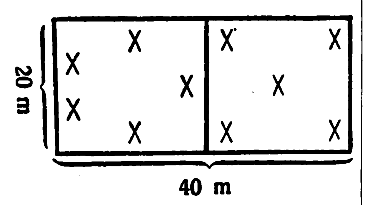
398. Aufstellung der Spieler zum Raffballspiel.

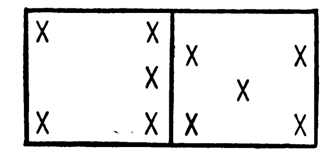
776. **Raffball.** Ein spezifisch deutsches, in England gar nicht bekanntes Spiel ist das Raffballspiel, das auf einem ebenen Platz von 200 m Länge und 20 m Breite mit einem runden Leder- oder Filzball von 10 cm Durchmesser betrieben wird. Jede Partie hat am besten sieben Spieler; die Ecken des Spielfeldes, die Mittellinie, sowie die beiden Abwurflinien, die 10 m von der Mittellinie und parallel zu ihr gezogen werden, bezeichnet man mit Fahnen. Die Spieler werden eingeteilt in Angreifer, Mittelspieler, Verteidiger und Torwart; der Spielkaiser achtet darauf, daß jeder Spieler seinen Platz innehält.

Jede Partei hat die Aufgabe, den Ball hinter die feindliche Grenze zu schaffen und das eigene Mal gegen die Angriffe der Gegenpartei zu schützen. Sie gewinnt einen „Gang“, wenn es ihr gelingt, den Ball über die feindliche Grenzlinie zu werfen, sodaß er im feindlichen Mal den Boden berührt, mag er die Grenze in der Luft oder auf dem Boden überschreiten. Die Hauptregel des Spiels lautet: Wer den Ball faßt, muß ihn sofort weitersenden; ferner: Die Gegner dürfen den Ballträger nur dadurch am Werfen hindern, daß sie ihn von hinten um den Rumpf fassen. Der Sieg in einem Spiele gehört derjenigen Partei, die zuerst drei Gänge gewinnt.

777. **Faustball.** Das Faustballspiel, ebenfalls spezifisch deutsch, wurde von G. H. Weber in München erfunden und seine Regeln 1902 in Köln festgesetzt. Es verlangt einen sehr ebenen Spielplatz, von Kies oder feinem Rasen bedeckt, da bei unebenem Boden der Winkel, unter welchem der Ball aufspringt, nicht berechnet werden kann. Die Länge des Platzes soll 40 m, die Breite 20 m betragen. Durch eine 2 m hoch über dem Boden gespannte hellfarbige Leine, die von zwei Pfählen gehalten wird, wie auch durch die am Boden bezeichnete Mittellinie, teilt sich das Spielfeld in zwei gleiche Hälften. Die Aufstellung der Spieler ist verschieden; die Abb. (Bild 399) geben davon zwei Beispiele. Der Faustball ist ein großer Hohlball von 20—23 cm

Durchmesser, den sich die Parteien über die Leine fortzuschlagen, um ihn im gegnerischen Mal landen zu lassen. Man schlägt aber nicht mit der Faust, sondern mit dem Unterarm. Die Zahl der Spieler auf jeder Seite soll nicht über fünf

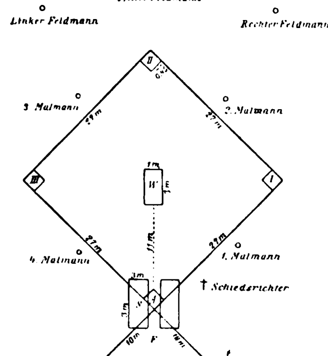




399. Aufstellung der Spieler zu Faustball.

und nicht unter vier betragen. Der Ball ist „tot“, wenn er z. B. im ganzen mehr als dreimal auf einer Seite des Spielfeldes den Boden berührt; wenn er zweimal vom selben Spieler berührt wird; wenn er mit der Faust gestoßen, statt geschlagen wird; wenn er von obenher geschlagen wird; wenn der Spieler beim Schlagen die Faust öffnet oder den Daumen spreizt 2c. Ein Wettspiel dauert 2 × 15 Minuten; in der Pause wechseln die Parteien die Plätze. Jeder vorschriftsmäßig geschlagene Ball zählt einen Punkt; Fehler einer Partei werden der andern gutgeschrieben. Die meisten Punkte in der vorgeschriebenen Zeit ergeben den Sieg.

778. Kaiserball. Ein allgemein bekanntes deutsches Spiel — eins der wenigen, das trotz seiner Aehnlichkeit mit englischen Spielen deutschen Ursprungs sein dürfte — ist der Kaiserball. Zu ihm sind zwei Parteien zu je neun Spielern nötig, von denen die eine die Verteidigung, die andere den Angriff übernimmt; zwei Verteidigungen jeder Partei machen ein Wettspiel aus. Gespielt wird mit einem mit Werg gefüllten Lederball von ca. 23 cm Umfang und ca. 120 g Gewicht und einer Keule von 75 cm Länge, die mit einem von Leder umwundenen Handgriff versehen ist. Mit dieser Keule versucht der im „Schlagfeld“ stehende Schläger den vom „Werfer“ eingeschenkten Ball möglichst weit zurückzuschlagen, damit er Zeit gewinnt, zum ersten, vielleicht auch noch zum zweiten



400. Aufstellung der Spieler zu Kaiserball. A Schlagmal, S Schläger, Schlägerfeld, F Fanger, W Werfer, Wurfmal.

oder dritten Mal oder sogar zum Ausgangspunkt zurückzulaufen, ehe der Gegner sich des Balles bemächtigen kann; er darf dann den Ball noch einmal zurückschlagen und jedes von ihm eroberte Mal gilt als ein „Punkt“. Kommt der

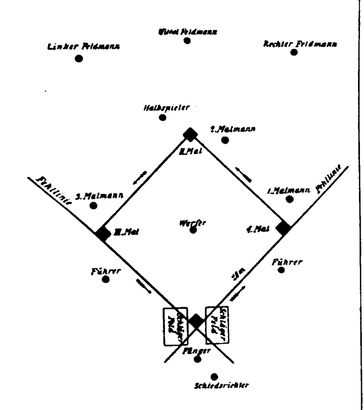
Schläger glücklich zum Schlagfeld zurück, so hat er einen „Lauf“ gewonnen, der beim endlichen Zusammenzählen mit sechs „Punkten“ berechnet wird. In diesen „Läufen“ von Mal zu Mal liegt die innere Verwandtschaft des Kaiserballs mit Baseball und Rounders. Die Aufstellung der Spieler zeigt der Plan; das Quadrat wird auf einem Spielplatz von 120 zu 80 m Größe mit Kreide aufgezeichnet, auch die vier Ecken quadratisch abgeteilt und neben den beiden „Schlägerfeldern“ noch ein Dreieck für den Fänger angelegt, der den Ball mit den Händen auffangen darf. Fehler werden der Gegenpartei als „Punkte“ gutgeschrieben.

779. **Deutschball.** Sehr verbreitet in ganz Deutschland, besonders im Süden, ist dieses einfache Spiel. Es bedingt keine bestimmte Fläche — jeder freie Platz genügt — noch eine beschränkte Spielerzahl. Nur müssen auf beiden Seiten gleich viele Teilnehmer sein. Der ziemlich harte Lederball wird mit hölzerner Keule in die Luft geschlagen, möglichst hoch und weit fort, damit es dem Schläger, ehe der Feind den Ball auffängt, gelingt, das Mal zu erreichen; wird der Ball jedoch vorher aufgefangen, oder der Laufende von ihm getroffen, so hat die feindliche Partei einen „Punkt“ gewonnen. Sechs Punkte gewähren den Sieg.

780. **Pushball** (Schiebeball). Das Pushballspiel ist eine amerikanische Erfindung, wird jetzt auch in England, im übrigen Europa aber noch wenig gespielt. Die ungeheuren Dimensionen des Balles — er wiegt 50 englische Pfund, hat eine Höhe von 1,80 m und kostet 450—500 Mark — stempeln ihn in jeder Hinsicht recht zu einem Vergnügen für das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, in dem man das Groteske liebt. Neben dem Riesenball, der nur von drei Mann gehoben werden kann, sehen die Spieler, die ihn mit den Schultern oder mit dem Rücken auffangen und weitergeben, nämlich lächerlich klein aus. Als Spielfeld dient der Fußballplatz, acht Mann spielen auf jeder Seite. Die Zeitdauer jedes Wettspiels beträgt 4 × 10 Minuten, mit einer Pause von drei Minuten zwischen jedem Abschnitt. Gezählt wird nach zwei Methoden: entweder den Ball über die goal-line bringen = 2 Punkten, oder ihn über die goal-line und zwischen die Torpfosten bringen = 3 Punkten. Der Ball ist „im Spiel“, wenn beide Parteien ihn berühren. Hat die den Abstoß ausführende Partei (team in possession) den Ball zehn Yards oder mehr in drei „pushes“ vorwärts gebracht, so darf sie weitere drei „pushes“ machen; ist ihr dies jedoch nicht gelungen, so kommt die Gegenpartei an die Reihe. Der Abstoß kann auf dreierlei Art erfolgen: durch ein Gedränge (scrimmage), durch das Hochwerfen des Balles oder durch „flying formation“, d. h. durch das Anrennen des liegenden Balles aus einer Entfernung von 15 Yards. Die letztere Weise ist bei drei aufeinanderfolgenden pushes jedoch nur einmal gestattet. „Fouls“ werden für unnötige Roheit berechnet und haben den Verlust von 10 Yards zur Folge.

781. **Baseball** (Malball). Auch dieses Spiel ist amerikanischen Ursprungs und erfreut sich drüben, besonders in den Vereinigten Staaten, einer so allgemeinen Beliebtheit und Teilnahme, wie sonst nur noch das Rugby. Daher hat es leider auch, wie in England einige Sports, unzählige Berufsspieler gezeitigt. Das Spielfeld, am liebsten

ein Rasenplatz, muß ca. 150 qm groß sein und in seiner Mitte ein mit Kreidestrichen gezogenes Viereck aufweisen, dessen Ecken markiert sind und „base“ oder Standmal heißen. Die beiden Parteien (teams) bestehen aus je neun Mann. Der



401. Aufstellung der Spieler zu Baseball.

Hergang des Spieles ist ziemlich kompliziert; der Werfer, pitcher, schleudert den Ball aus der Mitte des Vierecks über den Schläger, batter, der feindlichen Partei fort, dem eignen Fänger, catcher, zu, der den Ball schleunigst dem ersten Malman (first baseman) zuwerfen muß, ehe es dem Schläger gelingt, bis zur ersten base zu laufen. Hat der Schläger jedoch den Ball zurückschlagen können, nimmt er also an, es dauere eine Weile, ehe die Gegner sich des Balles bemächtigen werden, so versucht er, auch base 2 und 3, oder sogar die „home base“ wieder zu erreichen, wodurch er einen „run“ gemacht hat, der seiner Mannschaft mit einem Punkt angerechnet wird. Wird er aber während des Laufes von einem Gegner, der den Ball hält, mit diesem berührt, oder fängt der Baseman den Ball auf, ehe er die base erreicht hat, so ist er „out“ und ein anderer Schläger tritt an seine Stelle. Sind drei Schläger „aus“, so wechseln die Parteien. Gesiegt hat, wer bei neun Wechseln (innings) die meisten Läufe „runs“ erzielte; neun Wechsel machen ein „game“ aus. — Die Baseballkeule



402. Baseball-Keule.

besteht aus elastischem Holz, ist rund und 1,10 m lang; der Ball, dessen Umfang 23 cm beträgt, ist aus Leder, mit Werg und Kork gefüllt. Der Fänger muß das Gesicht mit einer Maske, die Hände mit Handschuhen schützen. Den Ball richtig zu werfen, ist eine große Kunst; denn er muß die base, die nur 30 cm mißt, kreuzen und zwar in einer bestimmten Höhe — zwischen Schulter und Knie des Baseman; ferner muß der Schläger über die Art, wie der Ball geworfen wird, im Zweifel sein und von ihm überrascht werden, während wiederum der Fänger genau wissen soll, wie und wo der Ball eintrifft. Charakteristisch für das Baseballspiel sind auch die drei Feldmänner, out-fielders, deren Aufgabe es ist, den Ball wieder ins Ziel zurückzuschleudern und ihn ebenso sicher aus weiter Entfernung fangen zu können.

782. Damen-Baseball. (Damen-Malball.) Das Spiel ist im Prinzip dem echten Baseball sehr ähnlich, nur sind die Bedingungen etwas erleichtert worden; statt der vier Ziele gibt es nur drei, die durch Pflöcke, die einen mit Netzwerk versehenen Rahmen tragen, markiert werden. Auch die Keule weist eine

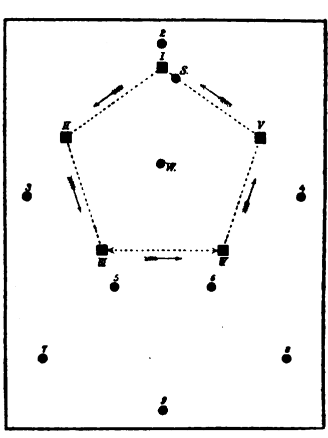
veränderte Form auf, sie gleicht mehr einem hölzernen Tennisschläger; als Ball wird auch meistens ein Tennisball benutzt. Die an drei Standmalen (bases) aufgestellten Schlägerinnen werden mit Keulen ausgerüstet, ihr Ziel ist es ebenfalls, möglichst viel Läufe



403. Keule für Damen-Baseball.

„runs" zu machen. Die Anzahl der Spieler ist beliebig; drei auf jeder Seite ist allerdings das mindeste. Die Netzscheibe an den Malen dient dazu, den Ball „aus" zu machen, die Aufgabe des oder der Fängerin. Der Wechsel der Parteien tritt ein, wenn die Hälfte der Spieler der verteidigenden Seite „aus" ist; zwei × zwei Verteidigungen (innings) ergeben ein Wettspiel (game). Von den Standmalen wird gewöhnlich eins als „Wurfmal" bezeichnet und von diesem aus geworfen; ist dies nicht ausgemacht, so kann der Werfer den Ball hindirigieren, wohin er will. Gewonnen hat diejenige Partei, die im ganzen am meisten Läufe erzielte. — Das Spiel, in den achtziger Jahren von einem Mr. Hill in England erfunden, ist allgemein an den englischen Mädchenschulen eingeführt und gibt vorzügliche Gelegenheit zur Entwicklung körperlicher Gewandtheit und Geistesgegenwart, erfordert nebenbei auch keine geringe Geschicklichkeit. Es wäre außerordentlich wünschenswert, wenn auch deutsche Pädagogen die Vorzüge des Spieles anerkennen und für seine Verbreitung an Schulen und Lehranstalten sorgen würden.

783. Rounders. (Rundball.) Man könnte Rounders, ein altenglisches Spiel, das vereinfachte Baseball nennen, für das letztere, komplizierte Spiel ist es darum eine gute Vorübung. Statt des Vierecks legt man auf dem Rasenplatz ein Fünfeck an, das „Wurfmal" in der Mitte, das „Schlagmal" ihm gegenüber, die vier Stand-



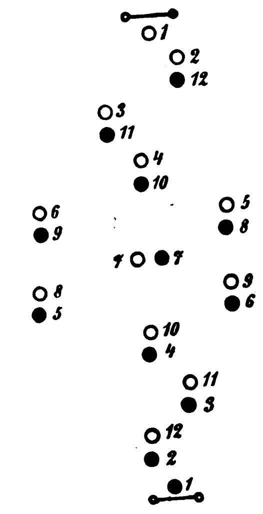
404. Spielfeld und Aufstellung der Spieler bei Rounders.
I = Schlagmal. II—V = Standmale.
W = Werfer. 1—9 = Angreifer.

male (bases) an den übrigen Ecken. Wie beim Baseball werden die bases durch weiße Platten, kleine Matten oder dergleichen genau markiert. Die Entfernung von einem Mal zum andern beträgt ca. 20 m. Die Parteien (teams) bestehen aus je 5—15 Spielern; durch das Los wird bestimmt, welche Partei zuerst das „Schlagmal" besetzen darf. Es ist nur eine Keule, gewöhnlich ein Kricketschläger, nötig, die immer am Schlagmal vom nächsten Schläger übernommen wird; als Ball dient gleichfalls ein Kricketball. Nachdem der Schläger den Ball

möglichst weit zurückgeschlagen hat, versucht er, das nächste Standmal oder noch weitere zu erreichen; unterwegs kann er „aus“ gemacht werden durch den Gegner, der den Ball hält — ebenso ist er „aus“, wenn er dreimal den eingeschenkten Ball verfehlt, oder erst an die base gelangt, wenn der Ball schon eingefangen wurde. Hat der Schläger das Schlagmal verlassen, so rückt der nächste an seine Stelle; der letzte kann bei Erreichung eines Standmals, „drei Schläge für einen Rundlauf“, three hits for a rounder, verlangen; er muß es dann ermöglichen, während des Zurückschlagens eines der drei eingeschenkten Bälle, glücklich rundherum an alle Standmale zu laufen; im Falle ihm dies gelingt, darf seine Partei auch beim nächsten Spiel das Schlagmal zuerst besetzen. Gezählt wird genau wie bei Baseball nach „Läufen“.

784. La Crosse. La Crosse ist das Nationalspiel der kanadischen Indianer, deren verschiedene Stämme noch heutzutage die Meisterschaft gegeneinander ausspielen. Bekannt wurde das Spiel in Europa durch die Beschreibung französischer Missionare, während allerdings erst wieder die Engländer die ersten waren — und es heutzutage auch leider immer noch sind — die das Spiel in ihrem Lande einführten. 1875 fanden die ersten Wettkämpfe zwischen England und Schottland statt, denen allmählich die Gründung verschiedener La Crosse-Klubs in Irland und England folgten. La Crosse ist kein Mannschaftsspiel wie z. B. Hockey oder Fußball; es beansprucht allerdings gleichfalls zwei Parteien, von diesen spielen zurzeit aber immer nur zwei Spieler gegeneinander: Einer, der den Ball mit einer Wurfkeule einem Partner zuzuwerfen sucht, ein Zweiter, der als feindliches vis à vis ihn abfangen möchte.

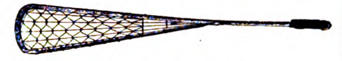
Die Tore, durch die der Ball getrieben werden soll, befinden sich auf den beiden Schmalseiten des Spielplatzes, dessen Raum 100 bis 150 m beträgt und dessen vier Ecken durch Fahnen bezeichnet werden. Zum Auffangen des Balles wird zwischen den Torpfosten ein Netz aufgehängt. Die Anzahl der



405. Aufstellung der Spieler zu La Crosse. 1. Torwächter, 2. Posten, 3. Deckposten, 4. Mittelspieler, 5. Linker Verteidiger, 6. Rechter Verteidiger, 7. Zentrumsspieler, 8. Rechter Feldmann, 9. Linker Feldmann, 10. Dritter Angreifer, 11. Zweiter Angreifer, 12. Erster Angreifer.

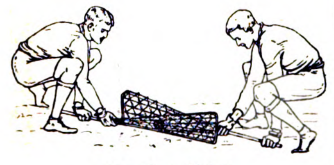
Spieler beträgt zwölf auf jeder Seite; ihre Aufstellung ist aus dem beigefügten Plan ersichtlich. Das Verdienst, die LaCrosse-Keule tadellos herstellen zu können, beanspruchen auch heutzutage noch die Indianer — das Geheimnis ihrer Zusammensetzung wird von jedem Stamme ängstlich behütet. Die

Länge der Keule richtet sich nach der Größe des Spielers, die Wurffläche darf nicht breiter als 30 cm sein; das Netz ist so eng, daß der Ball, der ca. 20 cm Umfang besitzt, nicht durch die Maschen geht. Zu



406. Wurfkeule zu La Crosse

jedem Spiel sind zwei Richter nötig, die mit den Spielwarten verhandeln. Der Torwächter darf den Ball nicht mit der Hand werfen, muß stets die Keule halten, kann dagegen den Ball sonst auf jede Weise, durch Treten, Stoßen 2c. zurückschlagen. Von den übrigen Spielern darf der Ball weder mit Fuß oder Bein noch mit der Hand



407. Das Ziehen.

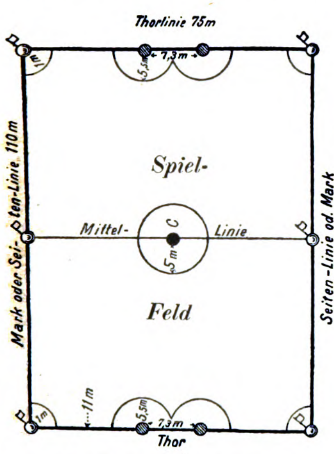
berührt oder geschlagen werden; ebenso streng sind die Regeln über das Festhalten der Keule eines Gegners. Beim angeordneten Gedränge, scrimmage, wendet jeder Spieler die rechte Schulter dem feindlichen Tor zu, legt den Rücken seiner Keule fest gegen den Ball, übt, sobald der Pfiff zum Beginn gegeben wird, einen kurzen Druck auf den Ball aus, und zieht die Keule schnell zurück, um den Ball dabei auf das Netz heraufzubringen. Ebenso viel Uebung verlangt das Aufnehmen des am Boden liegenden Balles, das auf ähnliche Weise, wie man es beim Tennis macht, vollzogen wird (durch kurzen Druck mit flach gehaltener Keule) sowie das Aufnehmen des Balles im Lauf, wozu man mit beiden Händen gleich geschickt sein soll. Beim Werfen unterscheidet man, je nach der Haltung der Keule, den Wurf unterm und den Wurf überm Gürtel. Als Hauptkunst des ganzen Spieles gilt aber das Fangen des Balles; denn der Ball muß immer auf die breiteste Stelle des Netzwerks treffen und vom Fänger so dirigiert werden, daß er auf dem Netz entlang läuft und sich im Dreieck, zwischen Hals und Griff, festklemmt. Auch das Halten des Balles auf der Keule während des Laufens ist schwierig und wird nur durch andauerndes Trainieren gelernt; der Ball muß eventuell dabei „gepaßt" oder „gedribbelt" werden. Das Ziel, den Ball bei allen Kämpfen möglichst dem Tor zu nähern, darf man nie aus dem Auge verlieren; die Feinheit des La Crosse liegt darin, daß trotzdem die Spieler immer wieder ihre zu Beginn des Spieles bestimmten Plätze einnehmen. Vor den Fußballspielen hat La Crosse außerdem voraus, daß es auch die Armmuskeln gut ausbildet; jedenfalls gehört es zu den schönsten und gesündesten Rasenspielen.

785. **Ball-Goal.** Ein in Deutschland ebenfalls noch fast unbekanntes Rasenspiel ist Ball-Goal, ein englisches Wurfballspiel, dessen Tendenz ebenfalls darin liegt, den Ball ins feindliche Tor zu treiben; und zwar geschieht dies mit einer eigenartigen, mit einer Oese versehenen Keule, die den Ball nicht durchlassen darf; als Ball wird ein Assoziation-



408. Wurfkeule zu Ball-Goal.

Fußball benutzt. Die Einteilung des Spielfeldes, dessen Länge ca. 110 m zu ca. 75 m Breite betragen



409. Grundriß des Spielfeldes.

soll, ist aus dem beigefügten Plan erkenntlich. Die beiden Parteien bestehen aus je 5 Stürmern, 3 Markmännern, 2 Malmännern, 1 Torwächter und einem aus den Spielern erwählten Spielwart. Das Spielen mit dem Ball darf nur mit der Keule geschehen, jedes sonstige Berühren ist verboten. Die Spieldauer beträgt 2 × 35 Minuten mit einer Pause von 10 Minuten dazwischen; wer den Ball in dieser Zeit am häufigsten durch das feindliche Tor schlägt, ist Sieger. Wie beim Hockey wird von der Mitte nach einem Flügel gespielt, bis der Ball dicht ans feindliche Tor gelangt ist; der letzte Angriff wird dann wieder von der Mitte aus unternommen. Zum guten Spielen ist es nötig, die Wurfkeule mit beiden Händen zu gebrauchen, auch das Werfen des Balles, das Schwierigste beim Ball-Goal, wird mit beiden Händen ausgeführt. Ein besonderer Trick ist das Werfen des Balles über den Kopf, um den Gegner zu „bluffen".



410. Der Wurf des Balles über den Kopf.

---

9. Laufsport.

786. Den Engländern ist es vorbehalten gewesen, das Laufen und Gehen, die natürlichen Bewegungen des Menschen, mit denen höchstens Kinder einfache Spiele verbanden, zu ernsthaftem Sport auszubilden; jedenfalls ein gesunder und billiger Sport, den jedermann, der über ein gutes Herz und kräftige Lungen verfügt, auszuüben imstande ist. Natürlich bedarf es zu beidem — zum sportsmäßigen, mit Wettkämpfen zum verbundenen Gehen wie Laufen — eines tüchtigen Trainings, das in größeren Städten Deutschlands, besonders in Berlin, durch regelrechte Vereine unterstützt und gepflegt wird. Das sogenannte Croß-Country-Laufen (für das sich doch wohl ein deutsches Wort: Querfeldein-Laufen finden ließe) bildet z. B. in jedem Früh-

jahr die erste Veranstaltung des Verbandes Berliner Athletik-Vereine. Dies Querfeldein-Laufen begreift, wie der Name sagt, das Laufen über freies Gelände mit möglichst natürlichen Hindernissen. Am Frühlingslaufen 1909 beteiligten sich 74 Mannschaften mit 600 Läufern — wahrlich ein erfreuliches Zeichen, welchen Anklang dieser gesunde Sport gefunden hat! — Die Kleidung sei möglichst einfach und bequem, Bedingung ist, daß den Läufern Gelegenheit geboten wird, sich sofort nach beendetem Wettlauf, in geschützten Räumen auszuruhen, waschen oder baden und umkleiden zu können. Als Sieg gilt, wenn eine Mannschaft geschlossen oder in bestimmter Anzahl das Ziel passiert. (S. Bild 411.)

Weitere kompliziertere Variationen des Laufens sind das Hürdenlaufen, das auf künstlichen Bahnen von ca. 120 m Länge stattfindet; das Stäfettenlaufen, das den Ablauf der Mannschaft in verschiedenen Abteilungen (Stafetten) bedingt und bei dem eine Stafette erst starten darf, wenn sie eine Fahne oder dergl. übernommen hat, die sie am nächsten Ziel weitergeben muß; ferner das Laufen über kurze Strecken (100—200 m), über mittlere Strecken (500—1500 m) und das über lange, d. h. über mehr als 1500 m-Strecken. Die Hauptkunst des Streckenlaufens besteht darin, richtig mit seinen Kräften hauszuhalten, also je nach der Länge des zurückzulegenden Weges und den eigenen Fähigkeiten — Schnelligkeit oder Ausdauer — das Tempo einzurichten.

Als Distanzen des Wettlaufens haben die Wettkampfbestimmungen der deutschen Sportbehörde für Athletik angegeben:

„Ueber andere als nachfolgende Strecken und Zeitabschnitte darf nicht gelaufen werden: 50, 100, 150, 200, 300, 400, 500, 800, 1000, 1500, 2000, 3000 m u. s. f. in Abständen von 1000 m, außerdem noch über 7500 m und über eine und zwei Stunden."

„Für Stafettenlaufen: 400 m (4 Mann), 500 m (5 Mann) 600 m (3 Mann), 1000 m (10 Mann), 3000 m (3 Mann)."

Beim Gehsport lauten die Hauptparagraphen derselben Sportbehörde:

„Beim Wettgehen muß immer der Hacken des einen Fußes den Boden berühren, so lange noch die Spitze des rückwärtigen Fußes darauf ruht. Beide Beine müssen im Knie gestreckt sein;" und: „Verstöße gegen regelrechtes Gehen werden mit Ausschluß von der Preisbewerbung bestraft; dem Ausschlusse kann einmalige Verwarnung vorangehen."

Die Weltrekords im Gehen haben bisher Engländer und Amerikaner erreicht, und es ist leider vorläufig nicht anzunehmen, daß, trotz tüchtiger Leistungen in der letzten Zeit, die Deutschen die Ausländer überflügeln werden.

Ein echtes deutsches Laufspiel ist der Barlauf, dessen Ursprung von Gelehrten allerdings auf die französischen Spiele „aux barres" zurückgeführt wird. Doch nahm Jahn es bereits in seiner „Deutschen Turnkunst" (1816) auf und legte ihm sieben Regeln zugrunde. Als Wettkampf wird Barlauf vorläufig nur in Berlin und seinen Vororten gespielt — im übrigen Deutschland gilt es noch als einfaches Unterhaltungsspiel.

Die Regeln sind vom technischen Ausschuß im Auftrage des Zentralausschusses zur Förderung der Volks- und Jugendspiele in Deutschland herausgegeben worden. Sie

bestimmen eine Spielerzahl von 12—15 bei jeder Partei; gewonnen hat die Partei, die 3 Gefangene gemacht hat, die nicht wieder befreit worden sind. Der Spielplatz wird durch in den Sand gezogene Marken in „Mal-“ und „Spielfeld“ eingeteilt; von jeder Partei laufen Spieler aus, versuchen einen Partner der Gegenpartei, der früher als sie das „Mal“ verlassen hat, durch einen Schlag zum Gefangenen zu machen; sich dagegen in acht zu nehmen, nicht selbst gefangen zu werden. Der Gefangene wird am Mal der feindlichen Partei an einem bestimmten Punkt aufgestellt und muß durch die Berührung eines Partners, ehe dieser selbst geschlagen wird, erlöst werden. Wird ein zweiter Gefangener derselben Partei gemacht, so darf der erste zu seinen Freunden zurückkehren; wird der dritte geschlagen, ohne daß auch der zweite erlöst worden wäre, so ist das Spiel entschieden. Der Schlag zum Gefangennehmen oder Erlösen ist nur mit dem Ruf „Halt“ oder „Erlöst“ gültig.

Für Wettspiele sind alle diese Regeln selbstverständlich bedeutend verschärft. Es wird dann nach „Punkten“ gezählt und als solche gelten: Gefangennahme, Befreiung und Spiel. Den Ausschlag gibt aber nicht die Zahl der Punkte, sondern die Differenz zwischen den eigenen und den Punkten des Gegners.



411. Croß-Country-Laufen im Grunewald (Aus „Die Woche“).

Verzeichnis der englischen und deutschen Ausdrücke zu den Sport- und Rasenspielen.

Zu 1. Polo.

Centre-rush — Mittelstürmer.
to drive — dribbeln, treiben.
goal — Tor.
goal-keeper — Torwächter.
goal-post — Torpfosten.
gymkhana — indische Reiterspiele.
band — engl. Maß.
inch — Zoll.
match — Spiel.
referee — Schiedsrichter.
rush — Stürmer.
team — Partei, Mannschaft.

Zu 2. Golf.

adressing the ball — Richten des Balls zum Abschlag.
brassy — Kupferbeschlag, auch Keule mit Beschlag.
bulger — Holzkeule mit konvexer Schlagfläche.
bunker — Hindernis, Sandwall.
bye — Male, die nach Ende des Matches übrig geblieben sind.
caddie — Köcherträger.
captain — Erster des Golfspiels.
carry — Weg, den der Ball zurücklegt. (long-carry — short-carry).
„C. B.“ = Colonel Bogey, nach dessen Tabellen man rechnet.
cleeks — Spielkeule.
club — Keule.
course — Spielfeld zwischen den putting greens.
cutter — Lochbohrer.
dead — tot, den Ball dem Loch auf einen Schlag nahe bringen.
divot — herausgeschlagenes Stück Rasen.
dormi — bezeichnet, wenn eine Partei der andern um ebensoviel Löcher voraus ist, als noch zu spielen sind.
to draw, to hook, to screw — fehlgeschlagen nach links.
driver — Treiberkeule.
driving-iron — Treibereisenkeule.
face — Schlagfläche, Gesicht.
fore! — Achtung!
foursome — Wettspiel mit zwei Spielern in jeder Partei.
full drive — Treibschlag.
to give odds — Vorgaben geben.
glove — Handschuh.
golf-link — Golfplatz.
green — Rasenplatz.
green, s. course.
green-keeper — Gärtner für den Spielplatz.
grip — Griff.
gutty — Guttaperchaball.
half-one — Vorgabe eines Schlages bei jedem zweiten Loch.
half-shot — Halbschlag.
wrist-shot — Viertel- oder Gelenkschlag.
hazard — Hindernis!
high-loftingstroke — Schlag in die Luft.
yerk-stroke — Handgelenkschlag.
holes — Male, Löcher.
holing out — Einschlagen ins Loch.
honour — Vorzug, erster Abschlag.
hose — Schaft, Stiel.
out — von den Malen zur Spielplatzgrenze führend.
in — von den Malen zum Ausgangspunkt führend.
in good lie — in guter Lage, frei.
iron-clubs — Eisenkeulen.
iron niblicks — Locheisenkeulen.
to lift (loft) a ball — einen Ball über ein Hindernis fortschlagen.
like-as-we-lie — Gleichsein beider Parteien in der Anzahl von Schlägen.
links — der ganze Golfplatz.
loft — Hochschlagen des Balles.
mail — Hammer.
lofting-iron — Hinderniseisenkeule.
mashy — Niblickkeule, Hinderniskeule.
match — Spiel.
match-play — Wettspiel mit Zählen der Löcher.
medal-play — Preis-Wettspiel mit Zählen der Schläge rund um die Bahn.
to miss the globe — den Ball verfehlen.
niblicks — Lochkeulen.
nose — Nase.
odd — Vorgabe.
one off two, off three — Differenzschlag, der den Vorteil des Gegners verringert.
to play the odd — einen Schlag mehr haben als der Gegner.
to press — mit Gewalt spielen.
professional — Berufsspieler.
to put — einschlagen der Bälle in die Male.
putters — Schlagkeulen.
putting-greens — Schlagfläche um die Male herum.
risk — gewagter Schlag.
rub on the green — Schlag auf den Boden.
sand-iron — Sandeisenkeule.
score — Zählung.
scratch player — Spieler ohne Vorgaben.
set — Satz der notwendigeu Keulen.
to slice — den Ball drehen.
slop — Winkel an der Keule.
spoons — Löffler.
sole — Sohle.
square — Gleichstehen der Partie.
sty mies — Schläge über Hindernisse hinweg.
swing — Schwung der Keule.
tee — das Häufchen, auf das der Ball z. Abschlag gelegt wird.
teeing-ground — Abschlagplatz zum Mal.
teeing-mould — Erhöhung für den Ball zum Abschlag.

third — Vorgabe eines Schlages bei jedem dritten Loch. [Hälfte treffen.
to top the ball — den Ball auf der oberen
two more, three more — zwei oder drei Schläge mehr als der Gegner haben.
waggle — Probeschwung vorm Abschlag.
wooden-clubs — Holzkeulen.

Zu 3. Fussball.

back — Hintermann, Malmann.
captain — Spielwart. [tragen.
to carry — den Ball mit den Händen
centre — Mittelpunkt.
to centre, the ball — den Ball zum Mittelpunkt spielen.
corner-kick — Eckstoß. [linie).
dead-ball-line — Tote-Ball-Linie (Grenz-
down! — nieder.
drop-kick — Sprungtritt.
drop-out — Lagertritt.
fairly held — festgehalten.
fair-catch — Freifang.
forwards — Stürmer.
foul — falsch.
free-kick — Freitritt. [spieler.
fullback — Hintermann, resp. Schluß-
goal — Mal.
goal-line — Mallinie.
goal-keeper — Thorwächter.
goal-kick — Abstoß, resp. Tritt aufs Mal.
goal-post — Torstangen, Malpfosten.
half-back — Halbspieler, sing.
halves — " pleur.
half-time — Halbzeit, kl. Pause.
to heel — Ball mit dem Hacken aus dem Gedränge stoßen.
in-goal — Im Mal, Malfeld.
to kick — treten, stoßen.
kick-off — Abstoß resp. Antritt.
to knock-on — vorschlagen.
man-down! — ein Mann liegt.
mark — Marke, Kerbe.
match — Wettspiel.
off side — abseits.
on side — spielberechtigt, im Spiel.
out — aus, Ball aus dem Spiel.
pass, to — mit dem Fuße den Ball einem Partner zustoßen.
passee — Spieler, der einen gepaßten Ball empfängt.
penalty-goal — Strafmal.
penalty-kick — Strafstoß.
place-kick — Platztritt.
punt — Falltritt.
referee — Schiedsrichter.
rush — gemeinsamer Vorstoß der Stürmer.
scrummage od. scrimmage — Gedränge.
score — Spielresultat.
screw, to — drehen, schrauben des Balles.
shot — scharfer Stoß ins Mal
to tacke — festhalten oder fassen des
team — Mannschaft. [Spielers.
three-quarter-back — Dreiviertelspieler.
to throw in, out — herein- resp. herauswerfen des Balles.
touch — Mark.
touch-in-goal — Malmark.
touch-line — Mallinie.
try — Versuch.
try at goal — Versuch aufs Mal.
umpire — Richter.
unfair — unrichtig, gegen die Regeln oder den Anstand.
yard — Schritt = 91,4 cm.

Zu 4. Tennis.

advantage — Vorteil, nächster Schlag nach dem Einstand (deuce).
advantage-game — Vorteilpartie, nächste Partie nach dem Spiel-Einstand.
advantage in, out — Vorteil für die einschenkende, Vorteil für die empfangende Partei nach dem Einstand.
advantage set — Vorteilssatz.
backcourt-play — Grundlinienspiel.
backhand — Rückhandschlag.
best of three sets / „ „ five sets — Sieg bei den Tournieren durch die absolute Mehrheit von 3 oder 5 Sätzen.
break — Ausbruch des Balles nach rechts oder links nach dem Aufsprung.
court — Spielhof.
to cut — schneiden, drehen (einen Ball).
cross-drive oder stroke — Schlag quer über das Spielfeld.
deuce — Einstand (bei 40).
deuce-game — Partei gleich (games-all).
double — Doppelspiel.
double faults — zweimaliger Fehler beim Einschenken; gilt — 15.
drive stroke — Schlagen des Balles nach erstem Aufschwung mit vertikal gehaltenem Racket.
drive volley — Flugschlag nach drive Art.
drop-stroke — dicht am Netz getöteter Ball.
event — Konkurrenz; einzelne Abteilungen bei einem Tournier. [Sätzen.
five all — beide Parteien gleich auf 5
fault — Fehler = — 15.
forty = 40, 3 Schläge, deuce.
forehand — Vorhand.
four games-all — beide Parteien gleich auf 4 Partien.
fourhanded game — Doppelspiel.
game — Partie = 60.
games-all — Partien gleich.
ground — Spielplatz.
half court-line — Mittellinie.
half-volley — Sprungschlag.
handicapper — der die Vorgaben Bestimmende.
handicaps — Vorgaben.
in play — im Spiel.
let — erster, mißglückter Versuchsball.
line umpire — Linienrichter.
lob — Hochball.
lob volley — Hochflugschlag.
love — nichts auf der einen, im Gegensatz zur andern Partei, z. B. love-tirty: 0 = 30.
love set — vollständiger Gewinn eines Satzes zu 0 des Gegners.

match — Wettspiel.
mixed doubles — Herren- und Damen-doppelspiel.
net play — Spiel am Netz.
not ready! — nicht bereit!
play! — Ich beginne!
out } Ball im Netz oder aus dem
out side } Spielfeld.
overhand-service — Oberhand einschenken.
odds — Vorgaben.
racket — Schläger.
ready? — Bereit?
received odds — empfangene Vorgaben.
referee — Schiedsrichter.
return — erstes Zurückschlagen nach dem Einschenken.
round — Runde.
score — Stand des Spieles.
scratch — Normalspieler (Klasse 0).
scratched — freiwilliges Zurückziehen des Spielers bei Tournieren, bedeutet Sieg des Gegners.
second-bounce — zweiter Aufsprung.
service — Einschenken, Aufschlagen.
server — Einschenker, Aufschläger.
set — Satz.
singles — Einzelspiel, ein Spieler auf jeder Seite.
side-line — Seitenlinie.
smash — Schmetterball, starker Flugschlag.
stricker-out — Empfänger des eingeschenkten Balles.
stroke — Schlag. [à 15.
thirty — dreißig = 2 gewonnenen Schlägen
three handed-game — Spiel zu dreien.
touched! — berührt!
tournament — Tournier.
twist — Drehung des Balles um seine vertikale Achse.
umpire — Richter.
underhand stroke — Unterhandschlag.
„ service — Unterhandschlag einschenken.
underhand volley — Unterhandschlag, Flugschlag.
volley — Flugschlag.

Zu 5. Kricket.

bail — Querholz.
batsman — Schläger.
bat — Keule.
tobowl — ballen.
bowler — Ballmann.
bye-run — Beilauf.
captain — Spielwart.
caught — gefangen.
cricket — Torball.
dead — tot, aus dem Spiel.
down — erobert (das Tor).
fieldsman — Angreifer.
ground — Spielplatz.
to handle the ball — den Ball anfassen.
to hit the ball twice — den Ball zweimal schlagen.
inning — Verteidigung.
to jerk — den Ball schleudern.
leg-bye — Prallbei.
leg to before wicket — vorstehen.
lost ball — verlorener Ball.
no ball — Fehlball, Kein-Ball.
no hit — Fehlschlag.
out of the place — vom Platz.
over — Wechsel.
popping-crease — Kerbstrich.
run — Lauf.
run out — abgelaufen.
scorer — Anschreiber.
short-run — Knapplauf.
striker — Schläger.
stump — Stab.
stumped — ausgestoßen.
substitude — Stellvertreter.
to throw — werfen.
umpire — Richter.
wicket — Tor.
wicket-keeper — Torwächter.
wide-ball — Weitball.

Zu 6. Hockey.

bandy — Eishockeystock, Name des Eishockey in England.
bully — Abschlag.
corner kick — Eckstoß.
cross-bar — Querstange des Tores.
goal — Tor.
goal-line — Torlinie.
half-time — Halbzeit, Wechsel.
topass, the ball — den Ball passen.
rush — Angriff.
striking-circle — Schußkreis.
team — Mannschaft.

Zu 7. Krocket.

break — ein oder mehrere Punkte desf. Spielers hintereinander.
bisque — Extra-Runde.
croquettieren — eine Kugel so auflegen, daß sie die getroffene berührt und sie selbst vom Hammer geschlagen wird.

Zu 8. Ballspiele.

Leoccia. lecco } ital. jack } engl. = Malkugel.
Hurling. hurley — Hurlingstock. slitter — Hurlingball.
Pushball. flying formation — Anrennen des Balles; foul — Fehler; push — Vorstoß; team in possession — Partei, der der nächste Stoß zufteht.
Leaseball. base — Mal; batter — Schläger; catcher — Fänger; home base — Ausgangsmal; inning — Wechsel; out fielder — Feldmann; pitcher — Werfer; run — Lauf von Mal zu Mal.
Rounders. rounders — Rundball: team — Partei; three hits a rounder = 3 Schläge für einen Ball.
La Crosse. scrimmage — Gedränge.

Zu 9. Laufsport.

Cross country — Querfeldein.

XII. Luftsport.

Von

Hermann W. L. Moedebeck, Oberstlt. z. D., Berlin.

Was gehört zum Luftsport?

787. **Allgemeines.** Den Luftsport kann man mit sehr verschiedenen Fahrzeugen und Apparaten betreiben.

In erster Linie ist es natürlich der Luftballon, welcher alle eigenartigen Reize des Luftsports in einer gefälligen romantischen Weise genießen läßt und sich daher heute des größten Beifalls allerseits mit Recht erfreut.

Aber wir können beim Luftballon, der wie ein Floß im Strome, willenlos im Luftstrome treibt, nicht verharren. Der Mensch verlangt sein Ziel und will auch mit seinen Fahrzeugen zu einem bestimmten Ziel gelangen. Der Luftballon macht ihn aber abhängig von der Wetterlage. Die Fragestellung heißt: „Erlauben mir heute Wind und Wetter dorthin zu fahren?“ Wenn wir z. B. nach Osten von Berlin nach Frankfurt a. O. fahren wollen, müßten wir den Westwind abwarten, der genau über Frankfurt a. O. weht und dürften erst dann die Ballonfahrt unternehmen. Der Ballonführer kann seinen Willen nur darin zum Ausdruck bringen, daß er auf dieser vom Winde ihm vorgezeichneten Strecke an jedem beliebigen Punkte landen kann; in vorliegendem Beispiel wird er also in Frankfurt a. O. niedergehen.

Diese Art des Fahrens erfordert Abwarten und verlangt meteorologische Studien und kann für den Sport recht gut verwendet werden. Aber sie hat dem menschlichen Forschungstriebe nicht genügt. Man hat daher eine weitere Kategorie von Luftfahrzeugen geschaffen, die infolge zweckmäßiger die Luft leicht durchschneidender Bauform und infolge ihrer Ausstattung mit Motoren und Treibschrauben eine bestimmte Eigengeschwindigkeit besitzen. Man bezeichnet sie allgemein mit dem Namen „Luftschiffe“. Der Sport, welcher beim gewöhnlichen „Luftballon“ mehr auf einer rein wissenschaftlichen Grundlage beruhte, greift mit den Luftschiffen sofort über in das technische Gebiet.

Beim Sport mit Luftschiffen handelt es sich immer um deren Leistungsfähigkeit, die von vielen einzelnen Faktoren abhängig ist. Das Luftfahren kann ohne Rücksicht auf Wind und Wetter auf einen bestimmten Zielpunkt angesetzt werden. Das Wetter kann dabei je nachdem helfen oder stören. Die Wartezeit ist eine beschränktere geworden, weil sie lediglich von der Frage abhängt: „Kann mein Luftschiff unter heutigen Wetterverhält-

nissen das vorgesteckte Ziel bei seiner mir bekannten Leistungsfähigkeit erreichen oder nicht?"

Die weitere technische Entwickelung wird dahin führen, daß bei der Beantwortung mit „ja" oder „nein" schließlich ersteres so bedeutend überwiegen wird, daß man schließlich an die Einführung der „Luftschiffahrt" als neues Verkehrswesen denken kann.

Wenn wir nun aber heute von „Luftschiffen" sprechen, stellen wir uns gewöhnlich große zigarrenförmige Gasbehälter mit daran angebrachten Gondeln vor. Es gibt noch eine andere technische Richtung für den Bau von Luftschiffen, welche von der Verwendung des sogenannten zigarrenförmigen Ballons gänzlich absehen und die Konstruktion dem Vorbilde des Vogels (avis) gemäß vollenden will. Man bezeichnet diese Techniker daher als „Aviatiker" und während man die mit Gas gehobenen Luftschiffe „aerostatische" nennt, heißen jene dynamisch gehobenen Luftschiffe „aerodynamische".

788. **Aerostatische Luftschiffe** besitzen wir bereits in mannigfachen Ausführungen und das Luftschiff des Grafen v. Zeppelin kann beispielsweise schon 20 Personen tragen. Aerodynamische Luftschiffe aber gibt es gegenwärtig noch nicht, sie sollen und werden sich erst aus den „Flugmaschinen" entwickeln, letztere sind Flugfahrzeuge, welche mit lediglich dynamischen Mitteln ein bis zwei Menschen durch die Luft tragen können.

Der „Flugsport", wie man diesen besonderen Teil des Luftsports bezeichnet, welcher sich ausschließlich mit dem dynamischen Fliegen befaßt, ist hier berufen, eine Kulturaufgabe zu lösen, nämlich die allmähliche Verbesserung der Leistungsfähigkeit der Flugmotore, um auf letzteren die Konstruktion großer aerodynamischer Luftschiffe aufbauen zu können.

Wenn man für das aerostatische Luftschiff den gewöhnlichen Kugelballon mit Recht als wichtige Vorschule für dessen Ausbildung und Entwickelung und für das Luftfahren überhaupt ansieht, so hat man im „Drachensport" ein gleiches für den Flugsport und für die Entwicklung der Flugmaschine. Es ist nicht leicht, tragfähige stabile Drachen zu bauen, es ist noch schwerer, sie bis in eine Höhe von 6000 Meter hinauf zu treiben in den lichten Aether. Die besten Drachenbauten haben den Technikern als Vorbilder für unsere heutigen Flugmaschinen gedient.

Der Drachensport ist der wohlfeilste Luftsport, seine Vielseitigkeit verbürgt ihm überdies ein dauerndes Interesse; er ist flugtechnisch, wissenschaftlich und militärisch erfolgreich ausgebeutet worden.

Der Luftsport läßt sich nun außerdem in mannigfacher Weise mit einigen anderen Sports verbinden und zwar mit dem Radfahr-, dem Automobil- und dem Rennjachtsport.

789. **Der Luftballon.** Ein Luftballon besteht aus der meist kugelförmigen Ballonhülle, dem Netz, dem Ring, dem Korb und der Ausrüstung.

Die Hülle aus Baumwolle, Seide oder Goldschlägerhaut gefertigt, dient zur Aufnahme des Gases und ihr Stoff muß demnach gasdicht sein. Um sie entleeren zu können, ist sie am oberen Pol mit einem genügend großen Ventil versehen, dessen Leine durch den Ballon hindurchgeführt wird bis nach dem Ballonkorb. Außerdem wird sie zwecks schneller, augenblicklicher

Entleerung mit einer Vorrichtung zum Aufreißen versehen, der „Reißvorrichtung". Die Bedienung der letzteren geschieht gleichfalls vom Korbe aus. Sie darf natürlich niemals oben in der Luft gerissen werden, sondern erst, wenn der Ballon sich auf dem Erdboden befindet.

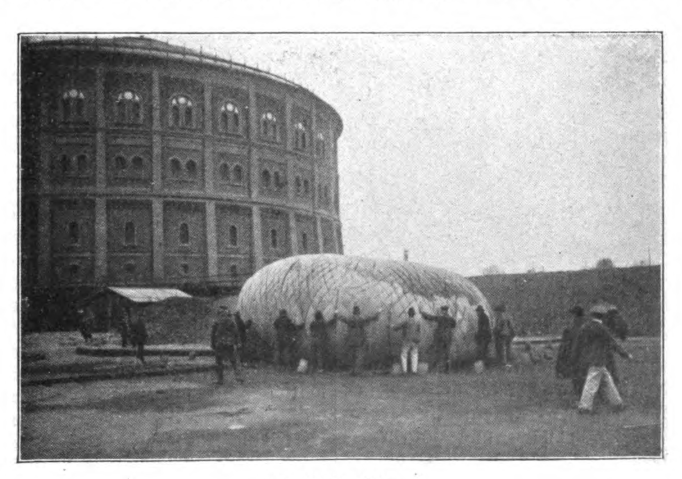
Wegen der großen Gefahr, die sich aus der Verwechselung der Ventilleine und der Reißleine ergeben könnte, muß die Reißleine nach internationalen Abmachungen immer aus einem roten, 25 mm breitem Gurtbande bestehen.

Bei deutschen Ballons wird die Reißleine noch dadurch besonders gesichert, daß man sie mit einem an ihr befestigten Metallring in eine am Ventilkranz befestigte Klinke einhängt, aus dessen federnden Schenkeln sie erst bei einem Zug von 75 kg herauszuziehen ist. Ferner wird das Ende der Reißleine über den Köpfen der Ballonfahrer in einem an der Takelage befestigten Sack hineingesteckt, damit nicht versehentlich ein Mitfahrender an derselben anfassen und ziehen könnte.

Am unteren Pol der Ballonhülle befindet sich ein zylindrischer Schlauch der zum Füllen der Hülle dient und deshalb „Füllansatz" benannt wird. Der Füllansatz bleibt beim Ballonfahren entweder geöffnet, oder man spannt ihn mit einer federnden Schere oder endlich man versieht ihn mit einem sich leicht automatisch öffnenden Ventil.

Das Gas im Ballon ist nämlich beim Fahren einer fortgesetzten Veränderung seines Volumens ausgesetzt, deren Ursachen in dem steten Wechsel von Luftdruck und Wärme zu suchen sind. Für beide Einwirkungen ist der Ballon ein sehr empfindliches Instrument und derjenige, welcher den Ehrgeiz besitzt, Ballonführer werden zu wollen, muß sich zunächst über diese grundlegenden physikalischen Kenntnisse eingehendst unterrichten.

Um die angehängte Last gleichmäßig auf den Ballon zu verteilen

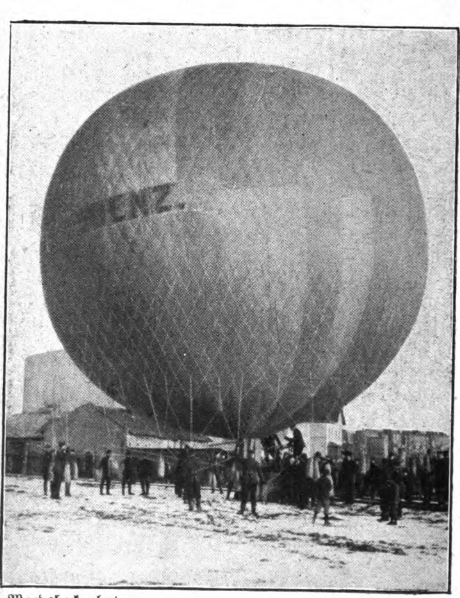


412. Ballonfüllung.

und zugleich dabei seinen Formenänderungen, wie sie der Wechsel seines Gasvolumens bedingt, sich anzuschmiegen, wird die Hülle mit einem rhombischen Maschennetze überzogen, daß sie $^2/_3$ bis $^3/_4$ einschließt.

Das Maschennetz ist oben mit seinem Taukranz am Ventilkranz angeschnallt. Unten gehen die rautenförmigen Maschen in mehrere Reihen von „Gänsefüßen“ über — gewöhnlich drei Reihen kleine, mittlere und große Gänsefüße — die dann schließlich in einzelne „Auslaufleinen“ auslaufen, welche am „Ringe“ angeknebelt werden.

Der „Ring“, aus Holzfurnier oder Metallrohr gefertigt, schließt das Netz unten ab und dient zur Befestigung der „Füllansatzleine“ und des „Schlepptaus“. Außerdem werden auch häufig Instrumente an ihm befestigt. Am Ring nach unten hin wird mit feinen „Korbstricken“ der „Korb“ angeknebelt, welcher zur Aufnahme des Ballonführers und der Mitfahrenden sowie des Ballastes dient. An „Ballast“ wird durchsiebter feiner Sand in „Ballastsäkken“ mitgeführt.



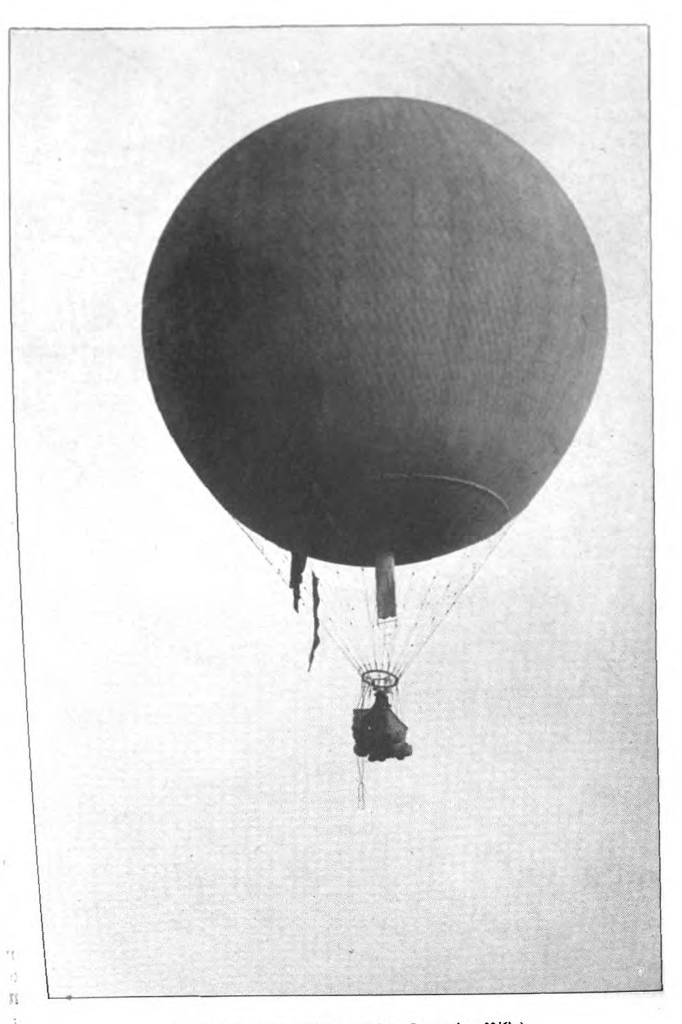
Moedebeck phot.

413. Beendete Füllung im Winter.

Der Korb kann natürlich mit mancherlei Bequemlichkeiten je nach Geschmack ausgestattet sein. Für den richtigen Ballonsport ist eine Schlafvorrichtung unbedingt nötig. An Instrumenten ist das wichtigste ein Barometer, ein Barograph, erwünscht ist auch ein Aßmannscher Psychrometer und unbedingt nötig eine richtig gehende Uhr.

Weiterhin braucht man die nötigen aeronautischen Landkarten, am besten im Maßstabe 1:200000, im Notfalle 1:500000, ein Eisenbahnkursbuch und ein gutes Messer, Speisen, Getränke und viel Geld.

Der Ballonführer muß mit einem Ausweise versehen sein zur Legitimation und zur unbeanstandeten billigen Rückverfrachtung des entleerten und sehr sorgfältig im Ballonkorbe verpackten Ballongutes. Sehr praktisch ist die v. Tschudische



Hoch in den Lüften. (Aus Sport im Bild.)

„Instruktion für den Ballonführer", welche gegenwärtig vom deutschen Luftschifferverbande neu bearbeitet worden ist.

790. Das Luftschiff. Für den Sport kann man natürlich nur ein kleines Luftschiff gebrauchen und man wird am besten dabei fahren, wenn man das System v. Parseval wählt, welches in seiner Handhabung am wenigsten vom gewöhnlichen Luftballon abweicht, insofern als man mit ihm unter Umständen landen kann ohne vieler Leute zum Abfangen zu bedürfen. Das Luftschiff hat Zigarrenform, die bei den neuesten Konstruktionen vorn stumpf, hinten spitz ist. Hinten ist auf jeder Seite je eine horizontale starre Schwanzfläche angebracht, unten befindet sich das vertikale Steuer für seitliche Bewegungen.

In der Mitte unter dem Gaskörper befindet sich an Kabeln hängend und über Rollen auf denselben gleitbar befestigt die Gondel mit Motor und Treibschraube.

Für die Beteiligung am internationalen Wettfliegen sind auch Luftschiffe bis zu 2250 cbm Größe zulässig. Dieselben werden hierbei im Gegensatz zu den anderen Luftballons mit Wasserstoff gefüllt.

791. Die Flugmaschine. Die Flugmaschinen bestehen aus großen Flugflächen, die je nachdem kastenförmig zu mehreren übereinander oder wie bei Flugtieren einflächig angeordnet sind. Dieselben sind sowohl hinten wie vorn mit einem System fester und beweglicher Vertikal- und Horizontalsteuer versehen.

In ihrer Mitte befindet sich der Sitz für den Führer und der Motor mit den Hebeln und Steuerrädern. Eine oder zwei Treibschrauben sind gewöhnlich hinter dem Flieger angebracht, der im allgemeinen auf einem Gestell mit kleinen Rädern oder Schlittenkufen montiert ist.

Als charakteristische Typen seien angeführt die Flugmaschine der Wright Brothers aus Day-

Moedebeck phot.

414. Abfahrt eines gut abgewogenen Ballons.

ton Ohio U.S.A., die von Voisin erbaute Farmanflugmaschine und diejenige von R. Esnault Pelterie.

792. Die Drachen. Hinsichtlich der Drachen sind zwei Formen zu unterscheiden, welche für die zahlreichen Varianten die Grundform gegeben haben, nämlich die malayischen Drachen, die einflächig aber keilförmig gefaltet sind, und die Flächendrachen, die einflächig oder kastenförmig mit zwei bis zu unendlich zahlreichen Flächen „Zellendrachen“ sich entwickelt haben. Selbstredend kommen auch Konstruktionen vor, in denen beide Grundformen zusammengestellt sind; wie denn überhaupt im Drachenbau eine Mannigfaltigkeit der Formen herrscht die beinah unentwirrbar zu sein scheint.

Der Zügel des Drachen wird durch Einsatz eines Gummistückes gewöhnlich elastisch gemacht. Zum Auflassen nimmt man besten Klaviersaitendraht. Man hüte sich vor elektrischen Entladungen. Um große Höhen zu erreichen, braucht man sehr tragfähige Drachen. Da die Tragfähigkeit nach Abwickeln eines gewissen Gewichtes des Klaviersaitendrahtes erschöpft ist, muß man in richtiger Entfernung immer wieder neue Tragedrachen einsetzen („Drachentandem“), um große Höhen erreichen zu können.

Die Ausübung des Luftsports.

793. Allgemeines. Der Luftsport ist der edelste und vornehmste Sport, der existiert. Er ist der Sport der gebildeten Leute; er verlangt nicht allein körperliche Gewandtheit und manuelle Geschicklichkeit, er verlangt vor allem einen gestählten, zähen Charakter, gediegenes Wissen und hohe Intelligenz.

Der Luftsport nimmt hervorragenden Anteil an der Förderung eines in die gegenwärtigen sozialen Weltverhältnisse tief eingreifenden neuen Kulturfaktors, nämlich die Luftschiffahrt; ein Jahrtausende alter Traum des Menschen scheint sich vor unseren Augen zu verwirklichen. Ein Sport, der berufen ist, ein solch ideales jahrtausende altes Verlangen zu fördern, muß der edelste sein, den es gibt.

Er hat seine Aufregungen und Gefahren, er hat außer den Siegen im Sport seine hervorragenden Genüsse.

Der Luftsport ist ein Weltsport. Er verbindet tief im Kontinente abgeschlossene Ortschaften mit einem Male auf dem kürzesten Wege — Luftlinie — mit der gesamten Welt. Die Grenzen des Vaterlandes werden zu enge, vielleicht kommt noch einmal die Zeit, wo das alte Europa zu klein wird für die Entwickelung unseres Luftsports, wo wir den Blick weit hinein nach Asien oder nach Afrika richten müssen, um dort unser Ziel zu suchen und zu finden.

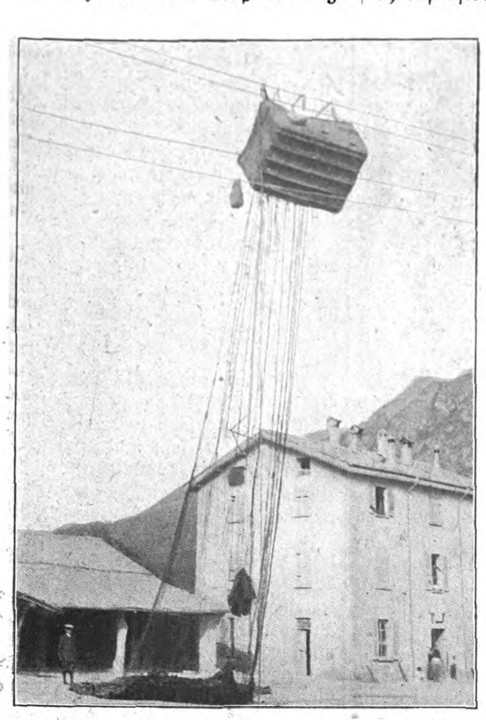
Kein Sport kommt an kosmopolitischer Großartigkeit dem Luftsport gleich, keiner verlangt wie er in jeder Beziehung wie man sagt „ganze Kerls“.

Dabei läßt er auch unseren lieben Frauen Raum, sich sportlich zu betätigen, weil nicht alle Ausführungsarten unseres Sports Körper- und Nervenkräfte bis aufs äußerste anspannen.

Im besonderen ist der Luftsport durch den im Jahre 1905 am 14. Oktober in Paris begründeten Internationalen Luftschifferverband (Fédération Aéronautique Internationale) genau durch Satzungen und Reglements festgelegt*). Die Ein-

*) Erhältlich in deutscher Uebersetzung von Leutnant E. v. Selasinsky und Dr. Stade bei K. J. Trübner, Straßburg und Berlin.

führung dieses Reglements hat die zweck- und ziellosen Biedermeierfahrten im Luftballon, die in Deutschland bis dato als eigentlicher Luftsport angesehen wurden, auf das ihnen zukommende Maß eines ge-



415. Gefährliche Landung in Telegraphendrähten.

nutzlichen Luftbummels beschränkt und den Sinn für den wirklichen weitschauenden und dem Vaterlande nützlichen Luftsport erst gewertet.

794. Organisation des Internationalen Luftschifferverbandes. An der Spitze des Internationalen Luftschifferverbandes befindet sich ein Vorstand, der seinen Sitz immer da hat, wo der Schriftführer sich befindet und das ist gegenwärtig Paris.

Er setzt sich zusammen aus einem Ehrenpräsidenten, der französische Physiker L. Cailletet, Mitglied des Instituts, einem Präsidenten, Prinz Roland Bonaparte, fünf Vizepräsidenten aus den Ländern Deutschland: Geh. Reg.-Rat Busley, Frankreich: Comte de la Vaulx, England: R. W. Wallace, Italien: Prinz Borghese und Belgien: M. Jacobs, einem Schriftführer, M. G. Besançon, einen Berichterstatter, M. E. Surcouf, und einem Schatzmeister. M. P. Tissandier.

Für diesen Vorstand bilden die vereinigten Luftschiffervereine, die in Deutschland den Namen „Deutscher Luftschifferverband“ angenommen haben, nur eine einzige Sportmacht.

Alljährlich findet eine internationale Konferenz in Verbindung mit einem großen internationalen Wettfliegen statt. Außerdem hat die Fédération Aéronautique Internationale (F. A. I.) alljährlich das Gordon-Bennett-Wettfliegen in demjenigen Lande zu organisieren, von welchem dieser Preis gewonnen wurde.

Dieser Preis wurde 1907 beim Gordon-Bennett-Wettfliegen in St. Louis von dem deutschen Führer Oskar Erbslöh aus Elberfeld gewonnen und befindet sich daher jetzt im Besitz des deutschen Luftschifferverbandes, der ihn 1908 in Berlin zu verteidigen hatte und an den Schweizer Oberst Schaeck verlor, welcher in 71 Stunden von Berlin bis Bergset in Norwegen fuhr.

Alle Flüge müssen genau nach dem Reglement der F. A. I. eingerichtet werden. Sonderbestimmungen sind nur zulässig, insoweit sie nicht mit den Vorschriften des Reglements im Widerspruch stehen, sondern vielmehr dasselbe in Einzelfällen ergänzen. Das Reglement des Gordon-Bennett-Preises ist eine solche Ergänzung.

Als Ueberwachungsbehörde für die richtige Handhabung und Beachtung des Reglements hat jede Sportmacht eine Sportkommission, welche mit Strafgewalt versehen ist und in ihrem Lande die oberste Instanz in aeronautischen Streitsachen ist und nur allein die Strafe einer Disqualifikation aussprechen kann. Gegen ihre Entscheidung kann nur die Internationale Luftschifferkonferenz angerufen werden.

Die Sportkommission des deutschen Luftschifferverbandes bestand 1908 aus den Herren Hauptmann v. Abercron, Geh. Reg.-Rat Busley, der zugleich Vorsitzender des deutschen Luftschifferverbandes ist, Hauptmann Hildebrandt, Oberstleutnant Moedebeck und Direktor A. Riedinger.

Wenn nun die einzelnen Vereine Deutschlands ein Wettfliegen oder einen Rekord in sich oder unter sich veranstalten wollen, so bilden sie hierzu aus ihren Mitgliedern einen „Organisationsausschuß". Letzterer hat den Wettbewerb oder Rekordversuch vorzubereiten und abzuhalten.

Als Ausführungsorgane, welche vorher der Bestätigung bezw. der Prüfung von seiten der Sportkommission des deutschen Luftschifferverbandes bedürfen, braucht man dazu mindestens einen fachtechnisch gut gebildeten und im Sport erfahrenen Sportkommissar, einen Starter und je nach der Art des Wettfliegens unter Umständen noch einen oder mehrere Vertrauensmänner (Delegierte).

Der Organisationsausschuß arbeitet sodann das Programm und wenn nötig, seine Sonderbestimmungen aus und legt sie ebenfalls zur Genehmigung der Sportkommission vor.

Mit Zustimmung der Sportkommission kann der Organisationsausschuß auch ein besonderes Preisgericht bilden. In diesem muß sich aber wenigstens ein Sportkommissar des Ausschusses befinden, der als aeronautischer Fachmann zugleich die Interessen des Wettbewerbes vertreten muß und an dessen Person daher Berufungen gegen ein Jury-Urteil zu richten sind zur weiteren Vermittlung an die Sportkommission.

Der Sportkommissar ist also gleichzeitig ein ausführendes Organ des Organisationsausschusses und ein Kontrollorgan für die Sportkommission. Er besitzt in beschränktem Maße eigene Strafgewalt.

Die Sportkommission, deren Mitglieder, um einer Verwechselung mit den „Sportkommissaren" vorzubeugen, „Mitglieder der Sportkommission" benannt werden, hat dann fernerhin die „Sachverständigen" zu ernennen und über sie Liste zu führen. Man versteht darunter nicht sportlich,

sondern rein technische Sachverständige, die die Güte und Brauchbarkeit des aeronautischen Materials zu prüfen verstehen. Sie führt weiterhin die Liste über Rekorde, die sie zu prüfen und dem Vorstande des F. A. I. alljährlich mitzuteilen hat.

795. Der Ballonsport. Es handelt sich hierbei um den Sport mit Luftfahrzeugen, die durch Gas, das ist aerostatisch gehoben werden und keine Eigenbewegung besitzen. Wir nennen sie „Freiballons“ oder kurz „Ballons“.

Man unterscheidet fünf Arten von Wettfahrten mit Ballons, nämlich:

1. Weitfahrten mit und ohne Zwischenlandungen.

2. Dauerfahrten mit und ohne Zwischenlandungen.

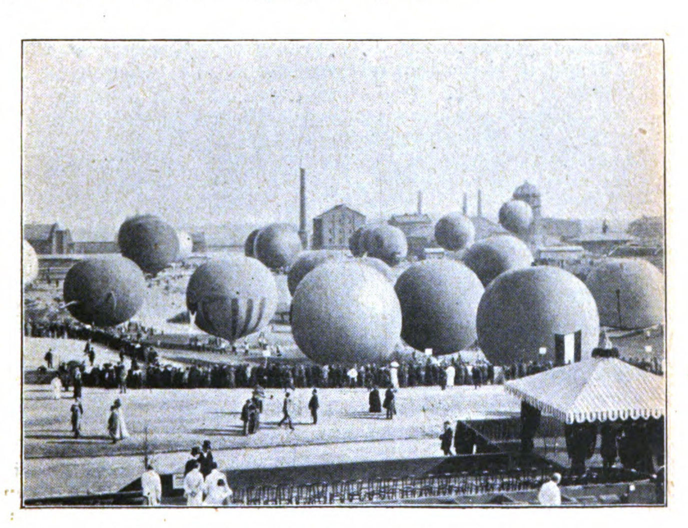
3. Zielfahrten mit Landung in Nähe eines vorher festgesetzten Punktes, der aber kein ausgedehnter Ort sein darf oder in Nähe einer vorher festgesetzten geraden oder gekrümmten Linie oder innerhalb eines bestimmt umgrenzten Raumes mit frei zu wählendem Startort.

4. Etappenfahrten mit Nachfüllung bei den Zwischenlandungen.

5. Stabilitätsfahrten nach Regelmäßigkeit der Fahrt nach ihrer Horizontalität oder umgekehrt nach ihrem häufigen großen Höhenwechsel.

Diese so verschiedentlichen Wettbewerbe erfordern natürlich eine gewisse Gleichartigkeit des Materials, wenn sie einen gerechten Maßstab für die Leistungsfähigkeit des Piloten bilden sollen, auf die es hauptsächlich ankommt. Demgemäß tritt auch beim Ballonsport das Handikap ein.

Zunächst hat man hierfür folgende Klasseneinteilung für Ballons angenommen:



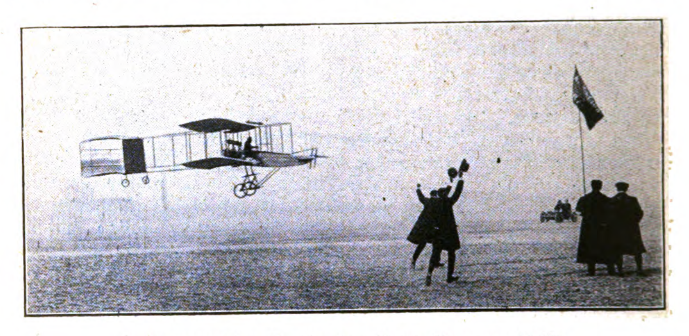
416. Das Gordon-Bennett-Wettfliegen in Berlin im Jahre 1908.

	Luftfahrzeuge von
1. Kl.	600 cbm Inhalt u. darunter
2. „	601 bis 900 cbm Inhalt
3. „	901 „ 1200 „ „
4. „	1201 „ 1600 „ „
5. „	1601 „ 2200 „ „
6. „	2201 „ 3000 „ „
7. „	3001 „ 4000 „ „
8. „	4001 cbm und darüber.

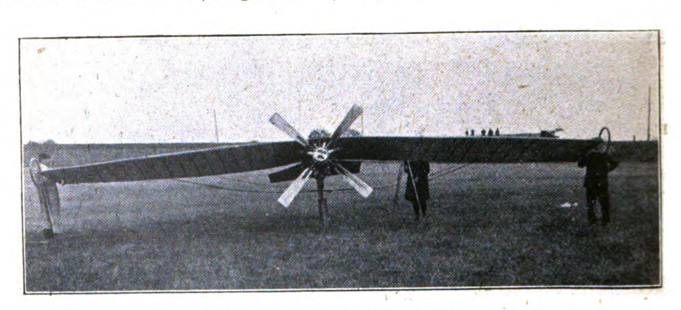
Ein Spielraum von 5 % ist an den Grenzen gestattet. Die Bewerber können in diesem Falle entscheiden, zu welcher Klasse sie gerechnet werden wollen.

Voraussetzung für obige Einteilung ist natürlich eine gleichartige Gasfüllung. Andernfalls muß eine Umrechnung nach den verschiedenen Auftriebsverhältnissen der Gase eintreten.

Ein Handikap kann ferner durch Zugeben von plombiertem Ballast für größere Ballons eintreten, und schließlich durch relative Ergebnisse d. h. man stellt vor der Wettfahrt denjenigen Bewerbern, die besseres Material besitzen, höhere Anforderungen.



417. Farman beim Flug in einer Flugmaschine von Voisin.



418. Esnault Pelterie's Eindecker-Flugzeug.

Bei allen diesen Fahrten sind die Ballonführer verpflichtet, das von der F. A. I. vorgeschriebene Bordbuch gewissenhaft zu führen

und alle für den Wettbewerb in Betracht kommenden Ergebnisse, durch Behörden und einwandfreie Zeugen dokumentieren zu lassen. Trotzdem beruht aber in manchen Fällen der Ballonsport auf der unbedingten Ehrlichkeit des Ballonführers. Er muß daher in Zweifelsfällen unter Umständen vor einer Kommission an Eides statt seine Erklärung abgeben. Jede erwiesene Unlauterkeit, bezw. der Versuch dazu, wird von seiten der Sportkommission mit dauernder Disqualifikation bestraft. Diese Strafe hat also für den Luftsport etwas Entehrendes, denn sie verbietet dem Betroffenen für immer, an den Wettflügen teilnehmen zu dürfen, wo es auch sei. Sein Name wird in die schwarze Liste des Internationalen Vorstandes eingetragen.

796. Der Luftschiffsport. Die Wettbewerbe von Luftschiffen bestehen in drei Arten, nämlich im Vergleich ihrer Eigengeschwindigkeit, ihres Leistungswertes und ihrer Lenkbarkeit.

Die Eigengeschwindigkeit ist diejenige Geschwindigkeit, die in Meter per Sekunde oder Kilometer per Stunde bei völliger Windstille mit dem Luftschiff erreicht wird. Da in Wirklichkeit die völlige Windstille beinahe niemals vorkommt, muß man zur Ermittelung der richtigen Eigengeschwindigkeit Methoden anwenden, welche die Windgeschwindigkeit auszuschalten erlauben.

Es geschieht dies durch Abtreibenlassen des Luftschiffes vom Start und Rückkehr desselben nach bestimmter Zeitbegrenzung des Abtriebs, durch Hin- und Rückfahrt im Windstrich, oder schließlich durch Umfahren einer festgelegten Strecke in Quadratform oder Polygonform.

In bezug auf die Leistungsfähigkeit handelt es sich bei den Wettbewerben um die regelmäßige ruhige Fahrt und die ununterbrochene Arbeitsleistung festzustellen. Wettbewerbe dieser Art erstrecken sich daher auf eine viel längere Fahrtdauer als sie zur Feststellung der Eigengeschwindigkeit erforderlich ist; wenigstens zwei Stunden Fahrtdauer werden beansprucht.

Als Gegenstand des Wettbewerbs kann dabei folgendes dienen:

1. Größte Fahrtdauer bei Innehalten einer vorgeschriebenen geringsten Eigengeschwindigkeit.
2. Größte mittlere Eigengeschwindigkeit während einer vorgeschriebenen Zeit.
3. Zurücklegung der größten Fahrstrecke gegenüber der als unbewegt betrachteten umgebenden Luft, mit oder ohne Verbindung mit Dauerfahrt oder einer vorgeschriebenen geringsten Eigengeschwindigkeit.
4. Betriebsmaterialverbrauch pro Pferdestunde gegenüber der als unbewegt betrachteten Luft mit vorgeschriebener geringster Eigengeschwindigkeit.
5. Dauerfahrt in Befolgung einer vorgeschriebenen Fahrstrecke.
6. Geschwindigkeits-Wettbewerb am Erdboden gemessen auf einer vorgeschriebenen Fahrstrecke.
7. Wettbewerb hinsichtlich der zurückgelegten Fahrstrecke auf einer vorgeschriebenen Flugstrecke am Erdboden gemessen.
8. Betriebsmaterialverbrauch pro Pferdestunde gemessen auf einer vorgeschriebenen Fahrstrecke.

Bei diesen Wettbewerben ist es dann fernerhin den Organisationsausschüssen erlaubt, noch folgendes zu verlangen:

a) Ein Stoppen der Motore, Zwischenlandungen und Betriebsmaterialergänzungen sind untersagt.

b) Stoppen der Motore sind erlaubt, Zwischenlandungen und Betriebsmaterialersatz ist untersagt.

c) Stoppen der Motore und Zwischenlandungen sind erlaubt, Betriebsmaterialersatz ist untersagt.

d) Stoppen der Motore, Zwischenlandungen und Betriebsmaterialersatz sind gestattet.

Hinsichtlich einer Prüfung auf die Lenkbarkeit können endlich Aufgaben gestellt werden, wie das Befahren einer bestimmten, mit vielen Biegungen und Volten vorgeschriebenen Luftstrecke in einer oder mehreren Höhen, die längere oder kürzere Fahrt innerhalb bestimmter Höhengrenzen, Umfahren fester oder beweglicher Beobachtungspunkte u. s. w.

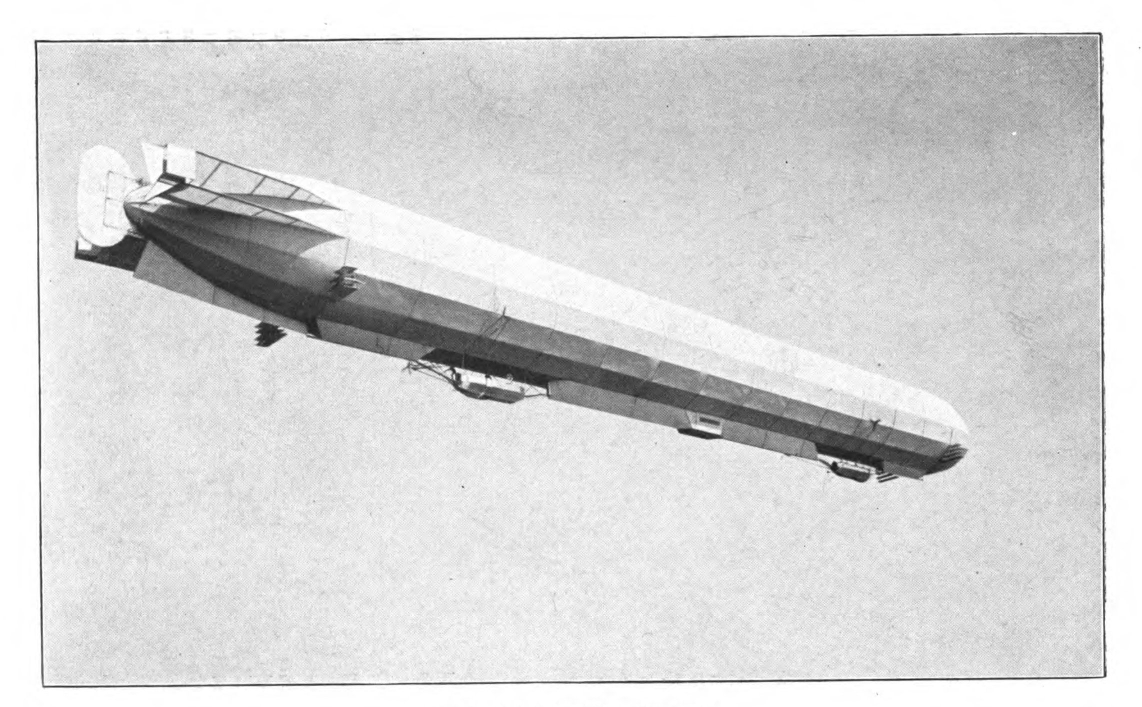
Man wird sich hiernach einen Begriff davon machen können, wie ungeheuer vielseitig auch der Luftschiffsport werden kann.

Der Luftschiffsport ist mit Ausnahme von einem Wettfliegen in St. Louis im Jahre 1907 bisher noch nicht zum Austrag gekommen, weil die Entwicklung von Sportluftschiffen noch nicht auf der Höhe der Zeit stand. Wahrscheinlich wird er sich aber angeregt durch den im Januar 1909 in London bestimmten Preis des F. A. I. von 620000 Frs. und auf Grund des Reglements des aeronautischen Gordon-Bennett-Preises in den nächsten Jahren einbürgern, das, wie oben bereits erwähnt, als Fahrzeuge auch mit Wasserstoff gefüllte Luftschiffe von in maximo 2250 cbm zuläßt.

797. **Der Flugsport.** Der Flugsport, von Otto Lilienthal ins Dasein gerufen, hat in den letzten Jahren außerordentliche Fortschritte gemacht. Den Gebrüdern Orville u. Wilbur Wright ist es im Jahre 1905 tatsächlich gelungen mit einer Motorflugmaschine einen Rundflug von 36,5 km auszuführen. Seitdem ist es auch verschiedenen anderen gelungen in Europa Flüge von verschiedentlicher Länge und Höhe zu zeigen, jedoch erst seit dem Jahre 1906, in welchem zuerst der Däne Ellehammer, dann Santos Dumont kurze Strecken flogen, bis endlich Farman Anfang 1908 mit seinem wohlgelungenen Rundflug von 2900 m am 14. Januar den großen Flugpreis von Archdeacon Deutsch de la Meurthe in Paris gewann. Seit jener Zeit hat Farman bereits seinen eigenen Rekord mehrfach geschlagen und Roger Sommer hat sogar am 7. Aug. 1909 im Farman-Flugzeug eine Flugleistung von 2 Stunden 27 Minuten 15 Sek. aufzuweisen, während Wilbur Wright am 31. Dez. 1908 den offiziellen Rekord von 2 Stunden 20 Min. 44 Sek. errang.

Der Flugsport beschränkt sich heute noch darauf, immer bessere Flugrekorde zu schaffen und immer mehr Anhänger für seine praktische Ausübung zu suchen. Die ersten Versuche hierin, die Farman durch seinen Flug von Chalons nach Reims und zurück, Blériot durch eine ähnliche 28 km lange Hin- und Herfahrt von Towy nach Artenay am 31. Okt. 1908 unternommen hatten, waren die ersten schüchternen Taten. Durch Blériots letzte ruhmreiche Ueberfliegung des Kanals in 31 Minuten zwischen Les Barraques und Norfolk am 25. Juli 1909 scheint aber das Signal zu weiterer praktischer Entwicklung des Flugsports gegeben zu sein. Auch die erste Gordon-Bennettflugwoche zu Reims vom 22.—29. Sept. 1909 hat einen mächtigen Anstoß hierzu gegeben. Man arbeitet ferner darauf hin, Apparate zu schaffen, in denen zwei Menschen zusammen fahren können.

Die Ausübung des Flugsports ist nicht so leicht und so einfach,



Zeppelins Luftschiff in voller Fahrt.

wie
sein,
nach
zu h
Win
liere
noch
E

lle
el
er
er

a

i

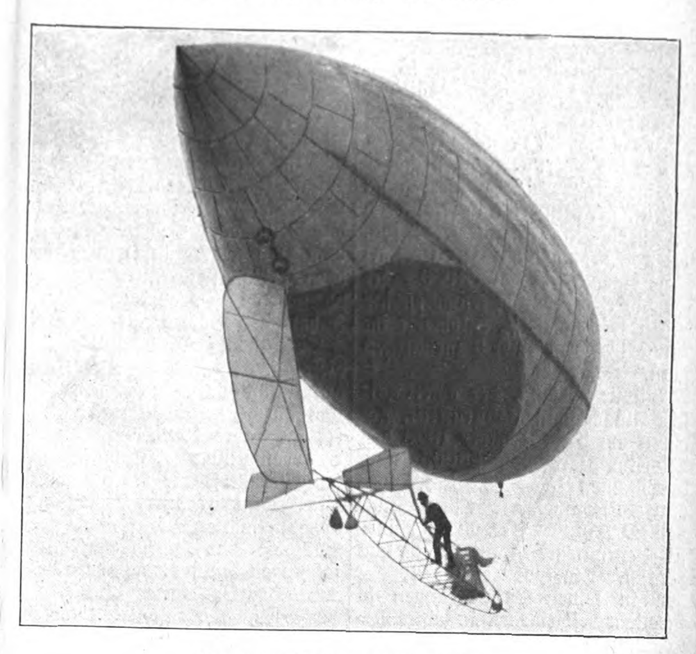
a

wie sie erscheint. Es will gelernt sein, das Gleichgewicht nach vorn, nach hinten und nach beiden Seiten zu halten und bei Wendungen und Windstößen die Steuer richtig zu regulieren. Der Sport ist dabei immerhin noch mit Lebensgefahr verbunden.

Es ist klar, daß in Zukunft Ver-

Der Leistungswert bestimmt sich aus dem Neigungswinkel der Flugflächen und aus der spezifischen Leichtigkeit des Apparates.

Die spezifische Leichtigkeit (l) ergibt sich aus der Nutzlast (P′) dividiert durch das Gesamtgewicht des Flugapparates:



419. Santos Dumonts Sportluftschiff.

gleichsfliegen nicht mehr von Modellen, sondern nur von richtigen bemannten Flugapparaten stattfinden werden.

Für diese Wettbewerbe kann man nachfolgende Bedingungen stellen:

1. Wettbewerb hinsichtlich der Eigengeschwindigkeit.

2. Wettbewerb hinsichtlich des Leistungswertes.

$$l = \frac{P'}{P''}.$$

3. Wettbewerb hinsichtlich der Lenkbarkeit.

4. Wettbewerb hinsichtlich der Höhe.

Die konkurrierenden Apparate werden in drei Klassen eingeteilt:

Klasse I Gesamtgewicht mit einer Person unter 300 kg.

Klasse II Gesamtgewicht mit zwei Personen 300—600 kg.

Klasse III Gesamtgewicht mit mehr als zwei Personen über 600 kg.

Alle diese Bestimmungen sind bisher noch nicht zu praktischer Durchführung gelangt und werden aber jetzt erprobt, nachdem eine große Anzahl von Preisen für den Flugsport ausgesetzt worden ist.

Der F. A. I. hat Gordon-Bennett vom Jahr 1900 ab auch einen besonderen Wanderpreis von 72500 Frs. Wert nebst einem gleichwertigen Geldpreis zur Verfügung gestellt, der alljährlich in Frankreich oder in Amerika erkämpft werden soll.

In Deutschland hat Herr Dr. Karl Lanz einen Preis von 50000 Mark für die erste deutsche Flugmaschine gestiftet, welche $2^1/_2$ Kilometer im Fluge in Form einer 8 zurücklegen kann.

Wilbur Wright, der amerikanische Flugmaschinenkonstrukteur, gewann am 31. Dezember 1908 den Michelin-Preis von 20000 Frs. durch einen Flug von 123,2 km, eine Entfernung, die er in 2 Stunden 20 Min. 44 Sek. durch Rundflüge zurücklegte. Sollte sich da kein deutscher Flugsportler finden, um den in seinen Anforderungen so furchtbar bescheidenen in seiner Belohnung so großartigen Lanz-Preis zu gewinnen?

798. **Der Drachensport.** Er besteht lediglich darin, den Leistungswert der Konstruktion festzustellen, bei welchem außer der spezifischen Leichtigkeit die Höhe und die Stabilität in Betracht gezogen werden. Der Drachensport gehört zu den billigsten Luftsportvergnügungen und er ist überdies außerordentlich vielseitig.

Er läßt sich auch verwerten, und zwar wissenschaftlich, indem man bestrebt bleibt, auf größte Höhen registrierende Instrumente hinaufzuschaffen, oder photographisch, indem man an dem Drachen eine Kamera befestigt und von oben Aufnahmen macht, oder militärisch, indem man Menschen zum Erkunden vom Drachen in die Höhe nehmen läßt.

Die Entwicklung des Luftsports.

799. **Der Schwerpunkt der Entwicklung** des Luftsports liegt heute noch im Luftballonfahren. Man begnügte sich früher mit den gewöhnlichen Biedermeierfahrten, bei denen das Genießen der schönen Aussicht vom Ballon aus und das Bewundern der verschiedensten Himmelsphänomene den alleinigen seichten Inhalt des Sports ausmachte.

Bei uns in Deutschland währte diese etwas rückständige Luftsportauffassung allgemein bis zum ersten Gordon-Bennett-Wettbewerb in Paris im Jahre 1906.

Aeronautische Leistungen verlangten zuerst die Franzosen um das Jahr 1887 durch Organisation von Zielfahrten zwischen mehreren Ballons und durch Ballonverfolgungen durch Radfahrer. Beide Arten hatten einen militärischen Hintergrund, der sich leicht aus den bei der Belagerung von Paris 1870/71 gemachten bösen Erfahrungen ableiten läßt.

Im Jahre 1891 gab dann der Hauptmann Moedebeck in seiner Arbeit „Gedanken über den Luftschifferdienst", die im Archiv für Artillerie- und Ingenieuroffiziere veröffentlicht wurde, die erste Anregung zur Charakterisierung verschiedener Arten von Ballonfahrten für die Ausbildung von Luftschiffern. Er unterschied damals: Dauerfahrten, Weitfahrten, Zielfahrten,

Hochfahrten und angewandte militärisch-taktische Fahrten.

Derselbe nahm eine noch etwas erweiterte Einteilung dann in seinem 1895 erschienenen „Taschenbuch für Flugtechniker und Luftschiffer" auf und suchte weiter in den von ihm gegründeten illustrierten „Aeronautischen Mitteilungen" im Jahre 1898 durch den Aufsatz „der Sport in der Luftschiffahrt" den deutschen Luftschiffervereinen die Ausübung eines frischen Luftsports mundgerecht zu machen.

Inzwischen war der französische Aeroklub im Jahre 1890 in Paris durch Präfektorial-Erlaß genehmigt worden. Angeregt durch das russisch-französische Bündnis suchte derselbe sofort die von der neubegründeten französischen aeronautischen Zeitschrift „L'Aérophile" aufgeworfene Frage, ob man nicht Deutschland im Ballon nach Rußland hin überfliegen könnte, in die Tat umzusetzen. Kühne Sportsleute, wie Comte de la Vaulx, Comte Castillon de St. Victor und andere setzten sich sofort diese Aufgabe und begannen damit den Sport der Weitfahrten. Eine erste praktische Organisation erlangte sodann der Ballonsport während der Weltausstellung in Paris im Jahre 1900, an welchem sich damals deutsche Ballons nicht beteiligten.

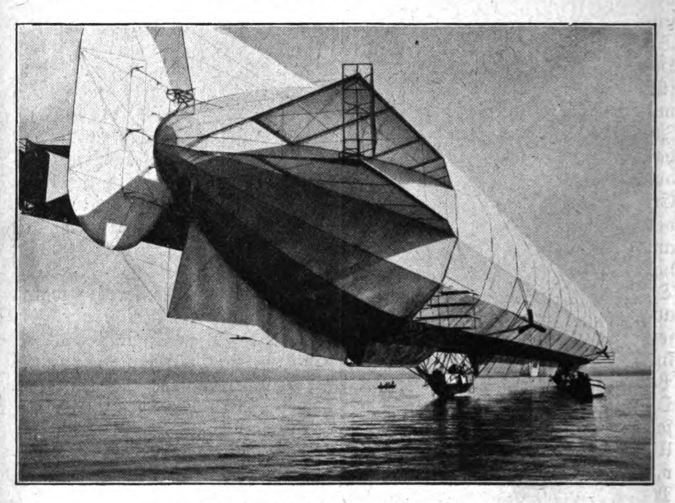
Gelegentlich der Konferenz für wissenschaftliche Luftschiffahrt im Jahre 1904 zu St. Petersburg äußerte sodann Comte de La Vaulx gegenüber Herrn Dr. Bamler, dem damaligen Vorsitzenden des Niederrheinischen Vereins für Luftschiffahrt, und gegenüber Herrn Major Moedebeck, der damals Vorsitzender des Ostdeutschen Vereins für Luftschiffahrt war, den Gedanken einer internationalen Vereinigung sämtlicher Luftschiffervereine der Welt. Herr Dr. Bamler brachte den Gedanken im Herbst 1904 beim Deutschen Luftschiffertage in Leipzig befürwortend zur Sprache, der Vorstand des Deutschen Luftschifferverbandes nahm den Vorschlag solcher Einigung sympathisch auf und entsandte, nachdem in Uebereinstimmung mit der Ansicht des Vereins im Jahre 1905 bestimmte Grundlagen festgesetzt waren, Herrn Major Moedebeck nach Brüssel, um daselbst über die Begründung eines internationalen Verbandes mit dem Comte de La Vaulx aus Paris und dem Comte d'Oultremont aus Brüssel in Vorberatung zu treten. Das Resultat dieser Beratung, in der man sich über die Hauptgrundsätze einigte, war die Einberufung einer internationalen Konferenz am 12. Oktober 1905 in Paris.

Auf dieser Konferenz waren Deutschland, Frankreich, Belgien, Italien, Spanien, England, Schweiz und Amerika vertreten. Sie führte am 14. Oktober zur Annahme von gemeinsamen Satzungen und Reglements und damit zur Begründung des „Internationalen Luftschifferverbandes", der „Fédération Aéronautique Internationale" (F. A. I.), dessen Ehrenpräsident Professor Cailletet und dessen Vorsitzender Prinz Roland Bonaparte wurde.

Diese „F. A. I." veranstaltet seitdem alljährlich eine internationale Konferenz, die mit einem internationalen Wettfliegen verbunden wird.

Der Amerikaner Gordon Bennett stiftete bald darauf für die „F. A. I." einen Wanderpreis in Höhe von 25000 Fr., mit der Bestimmung, daß derselbe zum ersten Male im Jahre 1906 in Paris ausgefochten werden solle. Hier-

hin entsandte auch zum erstenmal der Deutsche Luftschifferverband drei Ballons, um sich an der Weitfahrt um den Gordon-Bennett-Preis zu beteiligen. Es zeigte sich leider, daß unsere in Biedermeierfahrten groß gewordenen Ballonführer damals den internationalen Anforderungen nicht gewachsen waren. Der Preis wurde von dem amerikanischen Reiteroffizier Frank Lahm gewonnen und nach Amerika gebracht.



420. Zeppelins Luftschiff auf dem Bodensee.

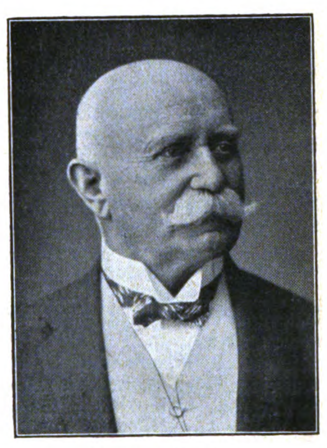
Inzwischen wurde die zweite Konferenz der „F. A. I." im Oktober 1906 in Berlin veranstaltet und hierbei ein internationales Wettfliegen vom Deutschen Luftschifferverband in Berlin organisiert, dessen Leitung Herr Geheimrat Busley und Herr Hauptmann Hildebrandt trotz aller Schwierigkeiten in geschicktester Weise durchführten und bei welchem zum erstenmal in Deutschland ein Sportfliegen zur Durchführung kam, das mit dem Siege von Dr. Bröckelmann vom Berliner Verein für Luftschiffahrt endete. Leider hatten sich an diesem Wettbewerb an Ausländern nur die Belgier, Oesterreicher und Schweizer beteiligt, was bei Unbefangenen mit den minderwertigen Leistungen der deutschen Piloten beim nicht lange vorher stattgefundenen Gordon-Bennett-Wettbewerb in Zusammenhang gebracht wurde.

In den treibenden Kräften des deutschen Luftsports hatte sich danach der feste Wille festgesetzt, alles daran zu setzen, um beim Gordon-Bennett-Fliegen in St. Louis im Oktober 1907 das verlorene Prestige wiederherzustellen. Drei Ballons dorthin hatte der D. L.-V. bewilligt.

Major Moedebeck hielt zunächst im Januar in Berlin einen Vortrag im Berliner Verein für

Luftschiffahrt über den „Ballonsport und seine nationale Bedeutung“, in welchem er die Biedermeierfahrten heftig bekämpfte und Vorschläge machte, innerhalb der Vereine den richtigen Ballonsport zur Ausbildung tüchtiger Führer zu pflegen. Ebenderselbe organisierte sodann im Mai in Mannheim ein Wettfliegen von Ballons des deutschen Luftschifferverbandes und regte ein gleiches im Juni in Düsseldorf an, dessen Organisation Hauptmann v. Abercron durchführte. Der Luftsport gewann damit an Leben und allgemeinem Interesse in Deutschland, und wir hatten bereits beim Wettbewerb der F. A. I. in Brüssel 1907 den Erfolg, Herrn Oskar Erbslöh den ersten Preis und Herrn Rechtsanwalt Niemeyer einen weiteren hohen Preis gewinnen zu sehen. Das Gordon-Bennett-Fliegen selbst aber am 19. Oktober in St. Louis setzte allen Mühen die Krone auf, indem es uns gelang, den Gordon-Bennett-Preis durch den Sieg Oskar Erbslöhs in der Weitfahrt nach Deutschland zu bringen. Unsere anderen Piloten, Hauptmann v. Abercron und Ingenieur Meckel, gingen als dritter bezw. fünfter aus diesem Wettkampfe hervor.

Dem Luftsport waren damit für Deutschland Tür und Tor geöffnet. Hierdurch und auch unter der Mitwirkung der Erfolge des Grafen Zeppelin und des Majors von Parseval mit ihren Luftschiffen nahm die Entwicklung der Luftschiffervereine einen riesenhaften Aufschwung. Bis zur Niederschrift dieser Zeilen haben sich bereits 30 Vereine für Luftschiffahrt mit insgesamt 9000 Mitgliedern im Deutschen Luftschifferverbande zusammengefunden und neuerdings haben dieselben auch in Deutschland sich des Luftschiff- und des Flugsports angenommen. Zwar darf man nicht vergessen, daß mit der Masse nichts geschafft wird, sondern nur mit der Qualität. Bei den vortrefflichen Eigenschaften unserer



421. Graf Zeppelin.
(Phot. Brandseph, Stuttgart.)

Nation darf aber bei guter Anleitung erwartet werden, daß es auch an der weiteren Ausbildung energischer, kluger und tüchtiger Führer nicht ermangeln wird. Das erhoffen wir mit unserem Luftschiffergruß:

„Glück ab!“

****

XIII. Sportphotographie.

Von

Dr. G. Kuhfahl, Dresden.

800. **Einleitung, Begriff, Zweck und Umfang der Sportphotographie.** Im engsten Zusammenhange mit einer ganzen Reihe verschiedener Sportarten wird heute ziemlich regelmäßig auch die photographische Tätigkeit gepflegt. Der leichte Handapparat begleitet uns auf Reisen wie auf Spielplätze oder Uebungsstätten. Verschiedentliche Spezialkameras sind konstruiert worden, um den besonderen Anforderungen einiger Sportzweige völlig gerecht zu werden.

Die Lichtbildkunst nimmt neben dem eigentlichen Sportbetriebe eine bald größere, bald geringere Selbstständigkeit ein. Persönliche Wünsche können dabei ebenso maßgebend sein, wie sachliche Notwendigkeit. Ihrem Endziele nach charakterisiert sich diese Sportphotographie in allen ihren Zweigen wohl vorwiegend als Liebhaberphotographie, wenngleich gerade hier auch sehr oft eine Verwertung der Aufnahmen zu gewerblichen oder wissenschaftlichen Zwecken nachfolgt. Der Begriff der Berufsphotographie, der sich heute im landläufigen Sinne noch auf die Herstellung von Bildnissen erstreckt, dürfte deshalb mit der Zeit durch solche Vorgänge eine Erweiterung erfahren.

Der vorliegende Aufsatz soll sich in der Hauptsache mit den rein technischen Anforderungen befassen, die sich aus den besonderen Verhältnissen der einzelnen Sportbetriebe für die Herstellung photographischer Aufnahmen ergeben. Die Unterscheidung zwischen Liebhaberei und Beruf spielt dabei also keine Rolle, ebenso wenig kommt es darauf an, ob die Bilder zum Verkauf, zur Reproduktion oder für rein persönliche Zwecke aufgenommen werden.

Aus den einleitenden Worten und aus dem übrigen Inhalt dieses Buches geht ferner bereits zur Genüge hervor, daß der Ausdruck Sport für die Photographie selbst höchst unangebracht wäre. Gerade im Gegensatze zu allen Leibesübungen und Bewegungsarten dient sie als rein technisches oder künstlerisches Beschäftigungsmittel in Verbindung mit einem wirklichen Sportzweig der doppelten Aufgabe, entweder das Wesen dieses Sports im Bilde zu zeigen oder aber die Natur und die Landschaft, die bei diesem Sportbetriebe berührt wird und gewissermaßen den großen Hintergrund dazu abgibt, durch charakteristische Aufnahmen festzuhalten. So wird z. B. der Ballonphotograph die sportlichen Einrichtungen seines Fahrzeuges und dessen Vorbereitungen zur Auffahrt zeigen, daneben aber in der Hauptsache

sein Augenmerk auf die Landschaft oder Wolkenbildung vom schwebenden Ballon aus richten. Als Sport im eigentlichen Sinne könnte man unter allen Teilen der Photographie höchstens die Jagd mit der Kamera bezeichnen, die sich mit der Aufnahme frei lebender Tiere befaßt. Hier gipfelt der gesamte Zeit- und Geldaufwand einschließlich der körperlichen Anstrengungen ausschließlich in dem einen Hauptzwecke, in der Erlangung des Bildes; alles andere, das Wandern oder Fahren, das Auskundschaften oder Heranschleichen, das Belauschen und Ausharren ist schließlich — genau wie bei der Jagd mit der Schußwaffe — nur Mittel zum Zweck. Wiewohl diese Tierphotographie also streng genommen nicht unter den Begriff Sportphotographie fällt, sondern einen selbständigen Sportbetrieb mit photographischen Hilfsmitteln darstellt, so mag sie im Hinblick auf die Gleichartigkeit der phototechnischen Aufgaben am Schlusse dieses Aufsatzes mit erwähnt werden.

Der verfügbare Raum reicht nun zwar nicht im entferntesten aus, um hier auf alle Einzelheiten der viel verzweigten photographischen Sportdarstellung mit einiger Vollständigkeit einzugehen, immerhin soll aber überall da, wo Lücken offen bleiben, die Möglichkeit für eine weitere Orientierung durch geeignete Literaturhinweise gegeben werden.

Die Sportphotographie ist, ebenso wie der Ausdruck Sport selbst, ein Sammelbegriff für eine große Zahl verschiedener und vielgestaltiger Untergruppen. Da die photographische Kamera heute beinahe zu jedem Sportbetriebe mitgeführt und in Bewegung gesetzt wird, so finden wir sie auf den eng begrenzten Spielplätzen bei Tennis und Golf, Polo und Fußball genau so, wie auf weiten Reisen und kurzen Ausflügen, in der Satteltasche des Reiters, im Automobil, am Fahrrad oder im Rucksack. Es würde sich nun kaum verlohnen, für jede Sportart einen eigenen Abschnitt voll photographischer Ratschläge zu schreiben, denn damit müßte man unvermeidlich in dutzendfache Wiederholungen verfallen. Unter den verschiedenen Sportarten lassen sich mit Leichtigkeit eine Reihe von Gruppen zusammenstellen, bei denen in photographischer Hinsicht zweifellos ganz gleichartige Verhältnisse, sei es nun für die Aufnahme aus dem Sportbetriebe selbst, oder aber für Darstellung der besuchten Gegenden herrschen. So kann man unbedenklicherweise alle Turn- und Ballspiele, die innerhalb eines bestimmten Raumes auf geglättetem Sandplatz oder auf grünem Rasen abgehalten werden, ferner auch alle Wettrennen zu Fuß, zu Pferd, zu Rad oder Automobil, wenn sie auf geschlossenen Bahnringen stattfinden, einfach zusammenfassen. Drittens dürften alle Land- und Wasserreisen, die einem ausgesprochenen Bewegungssport ihre Durchführung verdanken, gemeinschaftlich zu betrachten sein, soweit dabei die Darstellung der gewöhnlichen Landschaft in Frage kommt. Ausnahmen von alledem müssen jedoch gemacht werden, wenn etwa besondere Anforderungen an die photographische Arbeitsweise und Ausrüstung zu stellen wären. So ergeben sich z. B. für winterliche Ausflüge oder für den Besuch hochgelegener vergletscherter Gebirgsgegenden erklärlicherweise ganz andere Vorschriften, als im Tieflande oder auf einer Ozeanfahrt. Derartige Sondergebiete der Sportphotographie mögen den drei größeren Sammelgruppen in einem vierten Abschnitte folgen, so daß

die weiteren Ausführungen sich in folgender Weise gliedern lassen:
1. Photographie des Spielplatzes,
2. „ der Rennbahn,
3. „ der Reise,
4. „ vom Ballon aus,
5. „ im Hochgebirge,
6. „ beim Wintersport,
7. „ freilebender Tiere.

Zu allen 7 Abschnitten sollen praktische Ratschläge für die Ausübung der Schwarzweißphotographie unter kurzer Berührung ästhetischer Fragen gegeben werden. Da das charakteristischste Merkmal des Sportes im allgemeinen die Bewegung ist und unsere heutigen Mittel für bunte Photographie samt und sonders sich nur für Stativaufnahmen von festem Standorte aus und für ruhende Gegenstände eignen, so bleibt das Spezialgebiet der Farbenphotographie von der Besprechung ausgeschlossen. Ebenso gehören Aufnahmen im bedeckten Raume und bei Kunstlicht nicht zu dem mit Sonne und Luft eng verknüpften Sportbegriff.

Für alle Aufnahmen bewegter Gegenstände empfiehlt sich in erster Linie die Verwendung höchst empfindlicher Platten, denn Films weisen meistenteils einen geringeren Empfindlichkeitsgrad auf. Um allen Anforderungen gegenüber gerüstet zu sein, wird man auch orthochromatische, lichthoffreie Schichten wählen. Bei richtiger Wiedergabe der Farbwerte wird dadurch jede Ueberstrahlung vermieden, die sich nicht nur an den Konturen des Himmels, sondern auch z. B. neben grell beleuchteten weißen Sportkleidern einstellen könnte. Für die Entwickelung der Platten und namentlich für kurze Momentaufnahmen gelten selbstverständlich die üblichen Vorschriften, die in jedem Lehrbuche der Photographie zu finden sind. Die verschiedenen Möglichkeiten des Positivverfahrens unterscheiden sich in der Sportphotographie erst recht nicht von dem sonstigen Arbeitsgange, wohl aber wird bei der nunmehr folgenden Betrachtung der Einzelgruppen jeweilig die geeignetste Form der Kamera und anderer Gebrauchsgegenstände zu erwähnen sein.

801. **Photographie des Spielplatzes.** Auf den privaten und öffentlichen Sportplätzen unserer Städte oder Badeorte werden zumeist nach englischem Vorbilde alle möglichen Ballspiele wie Tennis, Golf, Fußball, auch Polo zu Pferde und ähnliches gepflegt, ferner Turnreigen mit Stab, Keule oder Hantel geübt, Bewegungsspiele gespielt und im Winter auf natürlicher oder künstlicher Eisfläche der Schlittschuhlauf betrieben. Bei allen diesen körperlichen Uebungen bietet sich dem geschickten Photographen zweifellos eine reiche Fülle von Szenen, die nicht allein sportliches Interesse besitzen, sondern auch rein bildmäßig betrachtet als Darstellungen der menschlichen Figur Beachtung verdienen. Aber wie selten sieht man doch gerade aus dieser heiteren Lebenssphäre ein geschmackvolles sachgemäßes Bild. Entweder der ganze Spielklub erscheint nach alter Unsitte in langen Reihen, liegend, sitzend und stehend wie eine lebende Mauer in 3 Etagen aufgebaut oder es werden Szenen gestellt, die humoristisch wirken sollen und doch über das Banale nicht hinauskommen. Zu den leichtbewegten freien Spielbetrieben paßt gerade solch gezwungene theatralische Haltung am allerwenigsten.

Zweifellos zählt die Aufnahme flotter wahrheitsgetreuer Spielszenen, bei denen die Gruppierung der Personen zueinander, ihre Stellung vor dem Hintergrunde, die Richtung ihres Blickes und die Hal-

tung ihrer Glieder unausgesetzt aufs rascheste wechseln, zu den schwierigsten Aufnahmen der Photographie überhaupt. Ein sicheres Auge und schnelle Entschließung gehört dazu, um hier mit der Kamera Augenblicke festzuhalten, die einen wahren Eindruck von der Art des Spielbetriebs geben und dabei auch den ästhetischen Anforderungen an ein gutes Bild sowie den technischen Bedingungen für eine gute Photographie entsprechen. Zu den letzteren beiden würde es z. B. kaum stimmen, wenn etwa eine Figur ganz in der Nähe des Apparates gestanden hätte und nur teilweise sowie in verschwommenen Umrissen auf die Platte gekommen wäre. Hieraus ergibt sich ohne weiteres, daß nicht jede beliebige Kamera den Anforderungen solcher Aufnahmen gerecht wird. Vor lebhaft bewegten Objekten bietet nur die Spielreflexkamera eine gewisse Gewähr für zielbewußtes sorgfältiges Arbeiten. Sie gestattet dem Photographen zunächst alle Vorbereitungen, das Einsetzen und Oeffnen der Kassette, das Spannen des Verschlusses und Einstellen der gewünschten Blende in Ruhe vor Beginn der Aufnahmetätigkeit zu erledigen. Wenn er dann das Objektiv gegen die Spieler richtet und senkrecht in den Lichtschacht hineinblickt, so erscheint ihm der künftige Bildausschnitt in ganzer Größe auf der Mattscheibe; er sieht die Personen hin- und hereilen, kann mit der einen Hand die Scharfeinstellung des Objektives unausgesetzt regeln und schließlich durch kurzen Druck der anderen Hand den schnell vorüberrollenden Schlitzverschluß auslösen. Keine andere Kameraform vereinigt in sich diese drei Vorzüge von gleichzeitiger Beobachtung, Einstellung und Aufnahmebereitschaft. Von den übrigen Handapparaten kommt die Form der Spreizen-Klappkamera mit Rahmensucher den Anforderungen noch am nächsten. Auf die rasche Veränderung der Einstellung und die Verfolgung des Objekts auf der Mattscheibe muß man zwar hierbei verzichten, kann dafür aber durch den Drahtrahmen, der die Bildgröße andeutet, wenigstens noch die Vorgänge in voller Deutlichkeit beobachten und den Schlitzverschluß vor der Platte wie bei einem Gewehr augenblicklich durch leisen Druck in Bewegung setzen. Bei allen übrigen Kameratypen dürfte ein guter Erfolg sehr vom Zufall abhängen, denn durch die kleinen Aufsichts- oder Durchblicksucher läßt sich kein Bild in genügender Uebersichtlichkeit gewinnen. Auch laufen die Metallzentralverschlüsse am Objektiv gewöhnlich nicht rasch genug, um schnelle Bewegungen des Körpers, fliegende Bälle, flatternde Kleider und ähnliches ohne störende Unschärfe wiederzugeben. Zu verbannen braucht man diese gewöhnlichen Amateurapparate aber deshalb noch nicht von den Spielplätzen, denn dort gibt es ja auch Gelegenheit zu weniger bewegten Aufnahmen. Erstlich lassen sich bei genauer Kenntnis des Spielbetriebes und mit einigem Geschick der Beteiligten Spielszenen sehr wohl in voller Naturtreue stellen; ferner kann man, falls es nur auf Erlangung von Porträts ankommt, die plaudernden Zuschauer, die Genossen beim Kommen und Gehen oder dergl. aufnehmen. Auch bei solchen Bildern vermeide man strengstens den Eindruck des Gekünstelten und mache die Aufnahme mittelst großer Blende und raschester Verschlußspannung lieber ganz ohne Vorwissen der Beteiligten, anstatt daß alle Augen nach dem Apparate gerichtet werden.

Recht ausführliche und praktische Anleitungen in dieser Richtung findet man aus der Feder von Dr. E. Irmenbach-Prag in der Zeitschrift „Der Sportphotograph" (Verlag von Paul Förster-Breslau), Jahrgang 1908, Nr. 1—3. Mehr noch vermag der strebsame Lichtbildner jedoch aus mustergültigen Vorbildern und besonders aus der Betrachtung guter Kunstwerke Nutzen zu ziehen; Malerei und graphische Künste haben sich gerade in neuerer Zeit die Vorteile zunutze gemacht, die der kleidsame Sportanzug in künstlerischer Beziehung von unserer Alltagstracht voraus hat, und man findet auf Kunstausstellungen nicht nur Bildnisse in Sporttracht aller Art, sondern gelegentlich auch Gruppen beim Spiel oder sonstiger sportlicher Tätigkeit. Eine weitere und dauernde Gelegenheit zu solchen Studien bietet die große Zahl von illustrierten Zeitschriften, deren flüchtig aufgenommenes und noch flüchtiger gedrucktes Bildermaterial zwar nur höchst selten ein nachahmenswertes Musterbeispiel enthält, dafür aber sich umso mehr zu kritischen Betrachtungen und Erkennung der Fehlerquellen eignet. Als selbstverständlich wird schließlich vorausgesetzt, daß der Photographierende wenigstens eine flüchtige Kenntnis von den Regeln des jeweilig dargestellten Sports und Spieles besitzt und somit nicht in Gefahr gerät, vielleicht eine gute Photographie von einer unsachgemäßen oder unmöglichen Szene zu machen.

802. **Photographie der Rennbahn.** Hier sollen die verschiedenen dazu gehörigen Sportzweige wie Reiten, Radfahren u. s. w. nebenbei auch im einzelnen und ohne das Moment des Wettbewerbs betrachtet werden.

Den Sportphotographen interessiert auf den Rennbahnen nicht nur der Start, der Wettlauf und dessen Teilnehmer, sondern oft in noch höherem Grade der Zuschauerkreis und dessen Verkehr auf den Tribünen, auf dem Sattelplatz, am Totalisator u. s. w.

Man kann zunächst für alle die Aufnahmen, die dem vielköpfigen Gewoge des Publikums oder der bloßen persönlichen Darstellung von Wettläufern, Reitern, Rad- oder Motorfahrern gelten sollen, die gleichen Hilfsmittel wie für die im ersten Abschnitt behandelte Photographie auf Spielplätzen empfehlen. Die gewöhnliche Kamera mit einem Zentralverschluß, der sich etwa auf $^1/_{200}$ Sekunde beschleunigen läßt, bleibt verwendbar, während die Spiegelreflexkamera natürlich auch hier zu sichereren und geschmackvolleren Ergebnissen führen wird. Sie bietet nicht nur die Möglichkeit, den aufzunehmenden Bildausschnitt bis zum letzten Augenblick vor der Verschlußauslösung haarscharf einzustellen und nach allen Richtungen hin genau abzugrenzen, sondern besitzt den weiteren Vorteil, durch lange Brennweiten des Objektives naturwahrere Bilder zu liefern, als die mehr oder weniger weitwinklichen Handapparate leichterer Konstruktion. Hierzu sei an die Reiterbildnisse erinnert, bei denen ein riesenhafter Pferdekopf vor einem dachförmig sich absenkenden Tierkörper steht und die menschliche Figur nach beiden Richtungen hin nicht in die Größenmaße hineinpaßt. Aehnliches kann man an Automobilbildern beobachten, wo der Kühler des schräg nach vorn gerichteten Fahrzeugs in halbverschwommenen und verzerrten Umrissen oft den ganzen Vordergrund einnimmt. Bei einer längeren Brennweite von etwa 18—24 cm,

wie sie in den Spiegelreflexkameras 9 × 12 eingesetzt werden, nähert sich der perspektivische Eindruck demjenigen unseres Auges ganz bedeutend, denn durch den weiteren Abstand zwischen Kamera und Objekt werden auch die Größenverhältnisse nach der Tiefe des Bildes hin geschlossener und einheitlicher. Zudem ist auch hier die Spiegelreflexkamera jeder anderen Form erstlich durch die stete Beobachtung des Bildes, sowie zweitens durch die Möglichkeit raschester Aufnahmen überlegen. Man kann ein jagendes Pferd oder einen Rennfahrer, der im schärfsten Tempo auf der Bahn liegt, selbstverständlich nur dann wirklich photographieren, wenn der kurze Lichteindruck des eng gestellten und scharf gespannten Schlitzverschlusses durch ein Objektiv von möglichst hoher Lichtstärke geleitet wird. Und da bei solchen Objektiven wiederum mit steigender Lichtstärke eine schnell abnehmende Tiefenschärfe verknüpft ist, die stets eine genaue Einstellung auf der Mattscheibe erfordert, so lassen sie sich eben nur mittelst der Spiegelreflexkamera in voller Weise ausnützen.

Im Interesse einer genügenden Durchzeichnung des Negatives wird man bei allen Sportaufnahmen die Belichtungsdauer gerade nur so schnell bemessen, wie es die Geschwindigkeit des bewegten Gegenstandes erfordert, um keine Unschärfen zu erhalten. Den Spielraum, den die jeweilige Plattenempfindlichkeit etwa dann für die Belichtung zuläßt, gleicht man durch Einschaltung kleinerer oder größerer Blendenöffnungen aus; für Verschlußgeschwindigkeiten, die über $^1/_{100}$ Sekunde hinausgehen, dürfte jedoch selbst bei Verwendung lichtstärkster Objektive keine schädliche Ueberlichtung eintreten, auch wenn man für hochempfindliche Platten die volle Oeffnung bestehen läßt.

Eine ausführliche und gemeinverständliche Anleitung zur Ermittelung der richtigen Belichtung ist im Kompendium der Photographie von F. Schmidt, Verlag Otto Nemnich, Leipzig, 10. Aufl. S. 80 ff. gegeben. Die abgedruckten Geschwindigkeitstabellen zählen eine Menge bewegter Gegenstände auf und sind nötigenfalls leicht durch eigene vergleichsweise Schätzung zu ergänzen.

Neben dieser ziffernmäßigen Bestimmung von Bewegungsarten mag noch an die allgemeinen Grundsätze für die Beurteilung von Bewegungserscheinungen erinnert sein. Der Geschwindigkeitseindruck ist umso größer, je dichter der Beschauer sich am bewegten Objekte befindet und je mehr sich die Richtung seiner Sehstrahlen einer rechtwinkligen Schneidung mit der Bewegungsrichtung des Gegenstandes nähern. Wir stehen z. B. dicht an einer gradlinigen Bahnstrecke und sehen einen Schnellzug herandampfen. So lange er fern ist und unser Blick nahezu der Gleisrichtung parallel läuft, kann man seine Bewegungsfortschritte höchstens aus der langsamen Vergrößerung der Lokomotive folgern. Erst wenn er näher liegt, bemerkt man, wie nach und nach die eine Flanke erscheint und sich rascher und rascher an den festen Gegenständen der Landschaft vorschiebt. Der Blick macht langsam eine Drehung und vermag schließlich im Augenblicke des Vorübersausens nichts mehr von denjenigen Einzelheiten zu unterscheiden, die noch auf 100 ja bis auf 50 m Entfernung, während einer scheinbar langsameren Fortbewegung zu erkennen waren. Für die Photographie wird man daraus die Lehre ziehen können, daß man in solchen

Fällen, ebenso wie auf Rennbahnen oder Straßenrennen die Aufnahmen möglichst schräg von vorn oder von hinten macht. Kommt es dagegen auf die Darstellung der Breitseite wirklich an, so findet man eine ähnlich abschwächende Wirkung des Geschwindigkeitseindruckes in der Vergrößerung des Abstandes. Da bei wachsender Entfernung die räumliche Ausdehnuug gewissermaßen zusammenschrumpft, so mindert sich natürlich scheinbar auch die durchmessene Strecke.

Die umgekehrte Beobachtung kann man machen, wenn man selbst von irgend einem bewegten Gefährt aus Aufnahmen machen will. So tanzen z. B. neben dem fahrenden Bahnzuge die Telegraphenstangen in raschem Ruck vorüber, während die Ferne nur langsam zu wandeln scheint. Einwandfreie Bilder kann man also in solchem Falle nur dann erhoffen, wenn man für die Aufnahme einen Moment erhascht, wo der Vordergrund keine hochragenden Gegenstände aufweist und wenn man die Verschlußgeschwindigkeit auch hier mit dem Grade der Eigenbewegung in Einklang gebracht hat. Bei der Ballonphotographie wird auf diesen Punkt gleichfalls zurückzugreifen sein.

Ob man die gewählte Plattenkamera mit Einzel-, Doppel- oder Wechselkassetten ausstatten läßt, ist zumeist Frage der Bequemlichkeit oder des Geldbeutels. Nur wenn eine sehr rasche Folge von Aufnahmen gemacht werden soll, so empfiehlt sich unbedingt die Anschaffung einer Wechselkassette. Die heutigen Modelle sind zwar kostspielig aber ziemlich zuverlässig und lassen durch schnelles Heraus- und Hereinstoßen eines festen Rahmens das Wechseln der 12—24 Platten ohne Veränderung oder Schließung der Kamera zu.

Bei den Rennsporten im einzelnen treten hinsichtlich der technischen Seite der Photographie kaum sonderliche Abweichungen zutage, dagegen können die Gelegenheiten zu *künstlerischer* Arbeit sehr verschieden sein. Während sich z. B. von den gebauten Radrennbahnen mit ihren überhöhten Kurven und glatten Asphaltflächen höchst selten ein wirklich geschmackvolles Bild holen lassen dürfte und die abgehetzten Menschenleiber von Wettläufern oder Radrennfahrern alles andere als einen ästhetischen Anblick bieten, kann das Pferderennen auf grünem Wiesenplan oder beim eleganten Sprung über Hürden, Wälle und Wassergräben sehr wohl auch den Künstler reizen. Noch ungebundener und wechselvoller sind die Jagdreiten im freien Gelände, wenn das bunte Feld von Damen und Herren, von roten Fracks und Uniformen, der kläffenden Meute in scharfem Tempo über alle Hindernisse folgt. Solche Szenen, die ja auch von den Malern mit Vorliebe gepflegt werden, geben von allen Bewegungssportarten vielleicht die Eindrücke der Lebendigkeit und des Wetteifers am allerglaubhaftesten und künstlerischsten wieder, denn das Vorwärtsdrängen der ganzen Jagdgruppe ist nicht nur aus äußerlichen Merkmalen, wie flatternden Kleidern und Schleiern zu folgern, sondern die Haltung von Mensch und Roß und Rüde bringt in hundertfacher Veränderung an jedem einzelnen Stücke das Streben nach dem Ziele zum Ausdruck. An keiner der vielen leblosen Sportmaschinen ändert sich durch ihren Gang das konstruktive Bild so wesentlich wie beim stehenden und gallopierenden Doppelwesen des Reiters. Am Fahrrad und Automobil kann man höchstens aus der quellenden Staubsäule unter den

Pneumatiks auf den Vorgang einer schnellen Bewegung schließen; ohne solche Nebenerscheinungen dagegen stehen die Fahrzeuge als totes Eisen in der Landschaft. Etwas ähnliches gilt übrigens auch für andere Sportgeräte z. B. für Motorboote, Sportschlitten oder Schneeschuhe in der gleitenden Abfahrt. Nur nach dem wechselvollen Muskel- und Gliederspiele des belebten Menschen- oder Tierkörpers wird man bei allen Sportbetrieben unmittelbar die wirkliche Bewegung bemessen können. Man wird daraus gleichzeitig eine Fülle künstlerischer Verschiedenheit entnehmen, während die Maschinen nicht nur einander, sondern sogar sich selbst trotz der Bewegung dauernd gleichbleiben.

Für die beiden bisher behandelten Hauptgruppen von Spiel und Wettrennen kommt neben der Einzelaufnahme vor allen Dingen noch das photographische Reihenbild, d. h. die Kinematographie in Frage. Bei der heutigen Verbreitung des lebenden Bildes bedarf es zweifellos nur eines kurzen Hinweises auf die zahlreich vorhandenen Beispiele aus der Sportwelt, um überzeugend darzutun, daß keine andere Art der Darstellung den frischen lebendigen Eindruck solcher Rasenballspiele, das Moment der Spannung bei Wettkämpfen und die Gefährlichkeit mancher sportlicher Unternehmung so packend und eindringlich vor Augen zu führen vermag, wie eine bewegte Bilderreihe am Projektionsschirm. Dabei ist die Beschaffung eines kinematographischen Aufnahme- und eines Wiedergabe-Apparates sowie ihre Benützung durch den Laien heute weder mit außergewöhnlichen technischen Schwierigkeiten noch finanziellen Opfern verknüpft. Wer die Ausgaben für eine große Ausrüstung scheut, wie sie bei öffentlichen Schaustellungen benutzt wird, findet in dem Ernemann-Kino-Fabrikat der Ernemann-A.-G. in Dresden, einen preiswerten handlichen Apparat, der für alle Zwecke des Amateurs völlig ausreicht und mit seinen lebenswahren Bildchen auch in Familie und Haus manch bleibende Erinnerung festzuhalten vermag. Der Anschaffungspreis für die kleine Kamera und die zugehörige Projektionseinrichtung ist durchaus nicht höher, als der einer guten Ausrüstung für Einzelaufnahmen etwa im Formate 9 × 12 cm; nur die Ausgabe für die langen Filmstreifen und deren Vervielfältigung stellt sich natürlich teurer, wie das gewöhnliche Negativ- und Positivmaterial.

803. Die Photographie auf der Reise dürfte wohl überall beinahe das gleiche Gepräge tragen, d. h. dem Hauptzwecke unterzuordnen und dessen Besonderheiten anzupassen sein. Der moderne Kulturmensch reist abgesehen von geschäftlichen Fahrten, vorwiegend zum Vergnügen und zur Erholung. Er will sich in beiden Fällen nicht sonderlich anstrengen. Nebenher geht die höchst geringe Zahl wissenschaftlicher Unternehmungen, die sich allerdings im Rahmen kurzer Ausflüge bis zu großen jahrelangen Expeditionen ausdehnen können.

Von einer allgemeinen Ausübung der Photographie auf der Reise kann man überhaupt erst sprechen, seitdem die phototechnischen Handgriffe durch Einführung des Tageslichtrollfilms auf das denkbar geringste und bequemste Maß beschränkt worden sind. Deshalb kommt für gewöhnliche Reisen, mögen sie nun zu Fuß oder mit irgend einem Fortbewegungsmittel unternommen werden, als Form des Aufnahmeapparates wohl ausschließlich die flache Rollfilmkamera

in Frage. Ihre Verwendung als Handapparat erstreckt sich natürlich auf alle Vorgänge und alle Gegenstände, die auf der Reise begegnen, und für den Zweck bescheidener Erinnerungsbildchen reicht sowohl ihre technische Konstruktion wie auch die photochemische Wirkungsfähigkeit des Rollfilmmaterials völlig aus.

Die Rollfilmkamera ist, wie man kurz gefaßt sagen kann, das photographische Universalhandwerkszeug der breiten, täglich wachsenden Menge von Liebhaberphotographen und als solches sehr oft der Ausgangspunkt für ernstere künstlerische oder speziellere wissenschaftliche und technische Studien. Ueber ihre Handhabung läßt sich deshalb nichts anderes vorschreiben, als was in jedem photographischen Lehrbuche über die Photographie im allgemeinen erwähnt ist. Je nach der Art des Sportes aber, bei dem sie aufgeführt wird, können einige Zweifel nebensächlicher Art auftauchen.

So sind Schmutz und Staub gemeinschaftliche Feinde der Photographie wie der Landstraße. Auf dem Fahrrad ebenso wie auf dem Automobil genügt der Schutz durch die übliche Leder- oder Segeltuchtaschen durchaus nicht, wenn man wirklich gute fleckenfreie Negative erhalten will, denn der Staub dringt in alle Futterale, die nicht luftdicht schließen, sehr bald ein. Aus den Taschen wandert er sodann in das offene Gehäuse der Kamera und durch Luftkanäle, Fugen und Oeffnungen aller Art schließlich in das Innere des Zentralverschlußwerkes und des Balgens. Wer also Störungen oder zum mindesten Verzögerungen in der Geschwindigkeit des Verschlusses vermeiden und seine Negative nicht mit Flecken und Nadelstichen übersät haben will, wird Apparat und Zubehör am besten in wasser- und luftdichte Umschläge von Wachstuch, Verbandstoffen usw. einwickeln oder Beutel daraus herstellen lassen. Ein bequemes und festes Anschließen solcher Packungen erzielt man am einfachsten mittelst einiger kreuz und quer gelegter Gummibänder.

In ähnlicher Weise, wie vor dem Staub, muß man die photographische Ausrüstung natürlich vor Nässe und dauernder Feuchtigkeit hüten. Auch hierzu sind die erwähnten Stoffe für gewöhnliche Verhältnisse ausreichend. Wer häufig in die Lage kommt, die Kamera auf längere Bootfahrten oder auf See mitzuführen, wird gut daran tun, sich von Anfang an eine sog. Tropenkonstruktion zu kaufen, denn es leuchtet ohne weiteres ein, daß z. B. hölzerne Geräte oder Papierpackungen für Tageslichtwechselung bei Nebelwetter und Morgentau die Feuchtigkeit annehmen und in ihren gleitenden Teilen versagen müssen. Die Kamerafabriken bringen deshalb Apparate in den Handel, die bereits ihrem Material nach besonders sorgfältig gegen Feuchtigkeitseinflüsse geschützt sind, durchweg aus Metall oder imprägnierten Hölzern bestehen und keine rostenden Teile aufweisen.

Die dazu mitgenommenen Negativvorräte sind gleichfalls in wasserdichten Packungen aufzubewahren, denn sowohl Platten wie Rollfilms leiden erklärlicherweise durch längeres Lagern in feuchten Hüllen. Von den Fabriken werden Blechkapseln in passenden Größen auf Bestellung mit geliefert; für wirkliche lange Seefahrten oder tropischen Aufenthalt läßt man sie verlöten, dagegen genügt es sonst bereits vollkommen, wenn man die Fuge der Blechschachteln mit gewöhnlichem Heftpflaster überklebt. Rollfilms werden auch durch strammes Umwickeln mit Staniol einiger-

maßen geschützt, während dünne Pergaminpapiere einer nachhaltigen Einwirkung feuchter Luft kaum widerstehen können.

Eine weitere Sorge des Sportphotographen gilt auf der Reise dem Plattenwechsel. Zwar wird heute weitaus die größte Mehrheit der Amateure die Tageslichtpackungen für Roll- oder Flachfilms vorziehen; sie bezahlen dafür zwar einen sehr hohen Preis, der mit dem Kaufswerte des leistungsfähigeren und zuverlässigeren Plattenmaterials in sehr schlechtem Verhältnisse steht, aber die unverkennbare Bequemlichkeit in der Handhabung ist für viele Leute zunächst eben ausschlaggebender, wie die Aussichten auf den Erfolg. Wer jedoch nicht bloß massenweise Gelegenheitsknipserei treiben will, sondern der ganzen Sache auch ernstere Arbeit widmet, dürfte schließlich stets auf die Benützung von Glasplatten zukommen und damit auch die Mühe des Wechselns mit übernehmen.

Wenn keine besondere Dunkelkammer im Hotel zur Verfügung steht und die finstere Nachtzeit nicht abgewartet werden kann, so empfiehlt sich die Mitnahme eines einfachen Wechselsackes. Das oft gerühmte Plattenwechseln in Schränken und Kaminen, unter Mäntel, Decken, Betten u. dgl. kann nur als äußerster Notbehelf gelten, denn neben zweifelhafter Lichtsicherheit wird damit stets auch eine mehr oder weniger starke Verstäubung der Kassetten verknüpft sein. Man mag deshalb schließlich lieber einmal von einer neuen Aufnahme absehen, als durch solch unsichere Arbeitsweise die früher belichteten Platten eines ungewissen Erfolges halber noch nachträglich der Gefahr des Zerkratzens, Beschmutzens oder Zerbrechens auszusetzen.

Bei einiger Erfindungsgabe wird man aber selten auf jenen unbequemen Ausweg zu verfallen brauchen, denn gewöhnlich findet sich das Dienstpersonal gegen ein Trinkgeld gern zur Mithilfe bereit und zeigt im Keller oder auf dem Boden einen geeigneten Raum, dessen kleines Fenster sich unschwer mit Decken oder Betten lichtsicher verhängen läßt. Dort arbeitet es sich dann weit sicherer und freier, als in irgendwelcher gezwungenen Stellung. Man kann eine etwa mitgeführte Dunkelkammerlaterne benutzen oder auch dafür einen Notbehelf treffen. Wo elektrische Beleuchtung vorhanden ist, wickelt man zur Beleuchtung z. B. um die Glühlampe ein Stück roten Sherrystoffes wie er zur Bespannung von Dunkelkammerfenstern verkauft wird.

Die Verpackung der Platten geschieht am besten in denselben Schachteln und in gleicher Weise, wie man die neuen findet. Müssen die belichteten Vorräte der Post anvertraut werden und dabei eine zollamtliche Behandlung durchmachen, so bringe man nicht nur auf der Begleitadresse sondern auch im Innern des Pakets offensichtlich den Hinweis an, daß die Eröffnung der Einzelschachteln nur in einem Dunkelraume vorgenommen werden soll. Alle größeren Zollstationen sind dafür eingerichtet.

Ueber andere Sonderanforderungen auf Reisen sowie über photochemische Eigenheiten aus gewissen Gebieten oder Jahreszeiten wird weiter unten bei der Behandlung der Hochgebirgs- und Winterphotographie noch zu sprechen sein.

804. **Die Ballonphotographie** ist unter den sportlichen Spezialzweigen der allerjüngste, wenngleich photographische Versuche von den primitiven Ballons aus bereits um die Mitte des vorigen Jahrhunderts

gemacht worden sind. Sie trat mit Hilfe der modernen photographischen Hilfsmittel erst in Erscheinung, seitdem die Luftschiffahrt in den Bereich der Liebhabersporte und der wissenschaftlichen Forschung gezogen wurde. In der Lenkbarkeit der Luftfahrzeuge liegt natürlich auch für die Photographie noch ein weites Arbeitsfeld offen, das sich besonders für meteorologische und kartographische Zwecke in ungeahnter Weise erweitern dürfte. Da zur Ausübung solcher Aufgaben zum Teil schon kostspielige, meterlange Apparate vorhanden sind, die über das Liebhaberinteresse des Sportsmanns weit hinausgehen, so fallen derartige Arbeiten natürlich nicht in den Rahmen dieses Buches.

Besprochen werden soll deshalb lediglich das Photographieren vom freischwebenden Ballon aus, wie es bei Luftfahrten zur Herstellung von Erinnerungsbildern heute in Deutschland bei den privaten Luftschiffervereinen regelmäßig gepflegt wird.

Aus den Eigentümlichkeiten der Luftschiffahrt ergeben sich eine Reihe von Anforderungen, denen sich die photographische Ausrüstung und Arbeitsweise anpassen muß.

Ueber die Gestaltung der Aufnahmeapparate findet man in einer kleinen Broschüre der Dresdener Kamerafabrik von Hüttig-A.-G. u. a. folgendes gesagt:

Die bei klarer Luft außerordentlich guten Lichtverhältnisse, die einerseits der Aufnahme selbst zugunsten der Abkürzung der Belichtungsdauer zustatten kommen, erfordern andererseits die größte Lichtdichtigkeit aller zur Aufnahme dienenden Apparate, Kassetten und Packungen. Die oft andauernde Ballastabgabe, die besonders während des Fallens des Ballons das Eintreten von Sand in den Korb zur Folge hat, macht besondere Vorkehrungen gegen Fehlresultate wegen dieses als „Sandplage" zu bezeichnenden Faktors zur Notwendigkeit. Es ist ferner darauf Rücksicht zu nehmen, daß keinem Teilnehmer einer Ballonfahrt die Erfüllung gewisser Pflichten bei der Ballonführung erspart bleibt, so daß also eine ausschließliche Bedienung der Kamera fast keinem Ballonfahrer vergönnt ist.

Möglichst schnelle Bereitschaft, rasches Wechseln des Negativmaterials und einfachste Verschlußbedienung sind die ersten Gebote für die Ballonkamera. Dennoch muß die Möglichkeit geboten sein, wechselnder Beleuchtung und Geschwindigkeit in wirksamer Weise zu begegnen. Es ist ferner zu beachten, daß bei dem beschränkten Raume im Korb der photographischen Ausrüstung nur ein Minimum an Platz eingeräumt werden kann, schließlich darf ihr Gewicht die Ballastmitnahme nicht zuungunsten der Fahrtdauer beeinflussen. Jedes Gramm ist dem Luftschiffer von größtem Werte, denn was dem Motorluftschiff die Kraft ist, das ist für den freischwebenden Ballon der Ballast; je mehr er mitführt, je länger kann er den Fall dämmen und sich in den Lüften erhalten. Sparsamkeit in Maß und Gewicht zwingt mithin die Ballonkamera und ihr Zubehör in enge Grenzen. Vor der Landung soll die Kamera schnell vor Beschädigungen bewahrt werden können, sie muß daher besonders stabil gebaut sein."

Der Ballonphotograph muß die Aufnahmen aus freier Hand mit schräg abwärts gerichteter Kamera vom bewegten Standpunkte aus machen. Dazu gehört also vor allen Dingen ein Handapparat, ein Durchblicksucher und ein schnelllaufender Schlitzverschluß. Unter den handelsüblichen Modellen sind

die Klappkameras dazu am geeignetsten, nur wird man für die Größe 9 × 12 cm mit Rücksicht auf die größeren Durchschnittsentfernungen Objektive von 16—18 cm Brennweite verwenden und solche Gläser wählen, die bei voller Oeffnung f 6 oder f 7 randscharf auszeichnen.

Zu diesen vorhandenen Kameraformen sind vor 2 Jahren Spezialapparate in fester Trichtergestalt mit Riesenfernobjektiven von Zeiß und von Görz eigens für Ballonaufnahmen in der Größe 9 × 12 gebaut worden. Der Amateur wird ihrer kaum bedürfen, denn abgesehen davon, daß die beste Gewichts- und Bildausnutzung hier eigentlich durch quadratische Formate gegeben wäre, sind jene Brennweiten von 50—80 cm für gewöhnliche Zwecke der Ballonphotographie zu lang. Mit Rücksicht auf den Luftschleier über der Erde wird man etwa bei 3—400 m Höhe die beste Gelegenheit zum Photographieren haben.

Für diese normalen Anforderungen finden wir neuerdings verschiedene Modelle. Es sind feste Holzkästen mit allen möglichen Bequemlichkeiten für die Handhabung im Ballonkorb und mit Schutzmitteln gegen Sand. Besonders praktisch sind schräge Lederschlaufen an den Seiten der Kastenkamera, in die man die Hände einschieben kann und die ein äußerst festes ruhiges Halten des Apparates ermöglichen.

Beigegeben werden je nach Wunsch Einzel- oder Wechselkassetten. Hierzu werden feste Segeltuchtaschen geliefert, die in länglicher Form wie ein Feuereimer, die Kassetten und die Kamera während der Fahrt aufnehmen, sich am Korbrande anschnallen und nach der Landung auch bequem in der Hand tragen lassen.

An sonstigen Hilfsgeräten braucht der Ballonphotograph sehr wenig. Gelbscheiben in der Färbung der Kompensationsfilter sind das einzige, das gelegentlich nützlich sein kann.

Als zuverlässigstes Negativmaterial haben sich auch hier nur Glasplatten mit orthochromatischer hochempfindlicher Schicht bewährt. Um aber kein unnötiges Gewicht zu verschwenden, kauft man Emulsionen mit dem dünnen und leichten Salinglas.

Die Belichtungsdauer muß sich bei der Beweglichkeit des Ballonkorbes in erster Linie nach dem Grade der horizontalen oder vertikalen Flugschnelligkeit und erst in zweiter Linie nach der herrschenden Lichtmenge richten. Bei langsamer Fahrt und bei weiter Entfernung von der Erde genügt die Verschlußstellung auf etwa $^1/_{50}$", um eine genügend scharfe Zeichnung auch für starke Vergrößerungen zu erhalten. Kommt man dagegen der Erde bis auf 100—200 m nahe, oder trägt ein starker Luftstrom den Ballon sehr schnell dahin, dann verschieben sich die Verhältnisse nach ähnlichen Grundsätzen, wie sie bereits bei der Photographie bewegter Gegenstände besprochen worden sind.

Das Verhältnis von Blende und Verschlußspannung bleibt unter dem Wechsel des Lichts in den verschiedenen Tages- und Jahreszeiten etwa so, als ob man von der Erde aus dunkle, hohe Gegenstände aus kilometerweiter Entfernung aufnimmt; nur muß man vom Ballon aus im allgemeinen eine Kleinigkeit kürzer belichten. Für Aufnahmen gegen seitlich stehende Wolkenmassen oder auf die blendenden Wolkenmeere herab, über die der Ballon hinschwebt, gilt nur etwa die Hälfte der Belichtungsdauer, die man sonst für Wolkenbilder verwendet. Dichtere Gelb-

scheiben können hierbei gute Dienste leisten.

Bei der Aufnahme von Landschaftsausschnitten kommt es kaum darauf an, daß die Kamera eine bestimmte Haltung hat; nur wenn die Horizontlinie in das Bild einbezogen ist, pflegt man sie auch hier wie in der gewöhnlichen Landschaftsdarstellung genau wagrecht zu legen.

Die Entwicklung von Ballonaufnahmen wird so geleitet, daß alle Einzelheiten klar zum Vorschein kommen und Härten möglichst unterdrückt werden. Wer dies durch die Einzelhervorrufung nicht kann, erzielt leichte und ausgezeichnete Erfolge mittels der Fokoentwicklungsdose von L. Lang-Dresden, die mit einem verdünnten Pyrogallusentwickler zu füllen ist und unter völligem Luft- und Lichtabschluß in einer halben Stunde überraschend durchgearbeitete Negative liefert.

Das Kopieren auf Papier oder als Diapositiv erfordert sodann keine weiteren Besonderheiten.

805. **Die Photographie im Hochgebirge** untersteht als ein Teil der Landschaftsphotographie zunächst deren allgemeinen Bedingungen in phototechnischer wie künstlerischer Hinsicht.

Sie bezweckt die Darstellung der Alpenländer oberhalb der bewohnbaren Zone, muß in photographischer Hinsicht mit besonderen Lichtverhältnissen und in touristischer Beziehung zumeist auch mit den Schwierigkeiten des eigenen Fortkommens, der Unterkunft, der Witterung 2c. rechnen. Selbst an solchen Punkten, wo mit Kunststraßen, Bergbahnen, Höhengasthäusern 2c. ein Stück Zivilisation in die Gletscherregion vorgeschoben worden ist, untersteht die Photographie doch noch den photochemischen und klimatischen Sonderbedingungen.

Für alle Gegenstände einer alpinen Amateurausrüstung sind die Anforderungen größter Leichtigkeit und zuverlässiger Handhabung zu stellen. Verwickelte Arbeitsvorschriften, komplizierte Mechanismen, zeitraubende Vorbereitungen taugen nicht für Bergfahrten, wo Körper und Geist ermüdet oder durch äußere Eindrücke abgelenkt sind. Der Platz zum Auspacken ist oft gering und die Zeit zu solchen Arbeiten fast immer knapp bemessen.

Da die Absichten der Touristen sehr verschiedene sind, so kann man keine der üblichen Handkameraformen ausschließlich für die Zwecke der Hochgebirgsphotographie empfehlen. Für den einen bildet die moderne flache Rollfilmkamera das Ideal, andere ziehen es vor, nur mit Platten oder abwechselnd mit Platten und Flachfilms zu arbeiten, gelegentlich Stativaufnahmen, Fernaufnahmen, Wolken- oder Pflanzenbilder zu machen, kurz die Zahl der besonderen Wünsche ist so groß, daß nur eine sehr ausführliche Darstellung, zu der hier der Raum mangelt, genügende Auskunft geben dürfte.

Die aktinische Helligkeit der Hochregionen bildet den zweiten Unterschied gegenüber den gewöhnlichen Lichtverhältnissen im Tieflande. Ihre Eigenart ist wissenschaftlich noch zu wenig erforscht, um bestimmte Angaben über den Zuwachs geben zu können. Nur aus vereinzelten Beobachtungen läßt sich annehmen, daß die Lichtsteigerung ganz regelmäßig in den verschiedenen Höhenlagen sich fortsetzt und über 4000 m mehr als das zehnfache vom Tieflande beträgt.

Neben diesem Anwachsen der aktinischen Lichtwirkung erschweren große Gegensätze von Hell und Dunkel, von Schnee und Waldes-

grün, von Nähe und endlosen Fernen die Bestimmung einer richtigen mittleren Belichtungszeit. Der gewöhnliche Grundsatz, auf die dunkelsten Bildteile zu exponieren, führt hier gewöhnlich zu hundertfacher Ueberlichtung der hellen Teile. Dazu treten seitliche Ausstrahlungen und Lichthöfe, die nur mit den besten Spezialplatten völlig unterdrückt werden können. Nach alledem wird man also ins Hochgebirge orthochromatisch-lichthoffreie Platten von geringer Empfindlichkeit mitnehmen und sie in der nachfolgenden chemischen Behandlung so weich und zart als möglich halten. Wenn dies bei der Hervorrufung selbst noch nicht ganz gelingt, kann man die tiefen Schwärzen des Negativs mittels eines Abschwächers noch nachträglich mildern.

Die Belichtungsdauer bestimmt sich im Hochgebirge selbst für Bergsteiger mit langjähriger photographischer Erfahrung nur äußerst schwierig. Wenn man die sicheren Werte aus der gewöhnlichen Landschaft unter 1000 m Seehöhe je nach Tagesstunden und Monaten zugrunde legt, so vergrößert sich die aktinisch wirksame Lichtfülle, die dem menschlichen Auge nicht einmal ganz erkennbar ist, mit steigender Höhe nach und nach bis etwa zum zehnfachen. Neben der direkten Sonnenbestrahlung wirkt dabei je nach der Oertlichkeit auch die Reflexion der großen Firnflächen mit, die ja ihrerseits gewöhnlich nach der Höhe zu ausgedehnter, geschlossener und schneereicher werden. Sehr geringen Anhalt zur Beantwortung der Belichtungsfrage bieten im Gebirge die handelsüblichen Meßapparate; nur das Aktino III von Heyde gibt einigermaßen zuverlässige Auskunft, wenn man sich durch eine Reihe von Vergleichsaufnahmen an seine Bedienung gewöhnt hat. Diese Vorbereitungen braucht man übrigens nicht während der kostbaren Reisezeit im Hochgebirge selbst vorzunehmen, sondern kann auch die heimische Landschaft und deren weißbewölkten Himmel dafür verwenden.

In meinem Buche über „Hochgebirgs- und Winterphotographie" (Verlag von W. Knapp) finden sich weitere Ratschläge für die gesamte Ausrüstung und Arbeitsweise im einzelnen. Für künstlerische Fragen der Hochgebirgsdarstellung kann man das Buch Mazels (Verlag von Gustav Schmidt) zu Rate ziehen. Eine Reihe von kleineren Aufsätzen über verschiedene einschlägige Themen sind u. a. auch im Jahrgang I—IV des deutschen Kameraalmanachs zu finden.

806. **Die Photographie beim Wintersport** untersteht vielfach gleichen Anforderungen und Schwierigkeiten wie die Hochgebirgsphotographie. Wer mit Rodelschlitten oder Schneeschuhen ins Freie zieht, trägt sein Gepäck selbst. Schnee und Kälte stehen der photographischen Arbeit zunächst feindlich gegenüber. Sorgsam muß man den Rucksack oder die Tasche der Kamera vor Schneestaub schützen, den der Wind oder eine eigene unvorsichtige Hantierung auch bei freundlichem Sonnenschein nur zu schnell aufwirbelt.

Alle Teile, die durch scharfen Frost unbrauchbar werden, wie Gummiblasen, Wasserwagen, Wachstuchfutterale wird man durch geeignetere Stoffe ersetzen.

Mehr noch als in der wärmeren Reisezeit gilt für winterliche Unternehmungen der Wunsch, eine zuverlässige, schnell gebrauchsfertige Kamera zu besitzen. Da sie beim

Wintersport durch Stürze ihres Trägers auch oft in unvermeidliche Gefahr gerät, so bedarf sie einer größeren Festigkeit. Das etwas veraltete, plumpe Modell der Magazinkastenkamera ist darum für den Schneesport neben Rollfilm-, Flach- und Universalkameras mit in den Kreis der Betrachtung zu ziehen, soweit vorwiegend landschaftliche Studien bezweckt werden. Für Sportaufnahmen, Skisprünge, Schlittenrennen dagegen empfiehlt sich entweder die Spiegelreflexkamera oder als leichteres und kleineres Ausrüstungsstück die Spreizenklappkamera mit Schlitzverschluß. Da zu gewöhnlichen Flachkameras ansetzbare Schlitzverschlüsse besonders geliefert werden, so kann man zur Not auch damit sein Glück versuchen.

Der Winterfrost stört oft genug nicht nur die Arbeit im Freien, sondern auch die photographische Tätigkeit des Amateurs in der Dunkelkammer, weil diese nur in seltenen Fällen eine sachgemäße Heizung zu besitzen pflegt.

Nach der ästhetischen Seite hin sei daran erinnert, daß die warmbraunen Töne der gewöhnlichen Chlorsilberpapiere sich für Schnee- und Winterbilder nicht recht eignen. Die frostige Stimmung kommt besser zum Ausdruck, wenn man reinweiße Unterlage mit kalter schwarzer Bildzeichnung wählt, wie sie Gaslicht-, Platin- oder Pigmentpapiere liefern.

807. **Die Photographie frei lebender Tiere** ist der letzte Sonderzweig der Photographie, der kürzlich mit Nachdruck ins Leben gerufen worden ist, vielerlei Interessen berührt, ja dem ganzen naturfreundlichen Denken und Fühlen unserer Zeit sich in besonders enger Weise anschließt.

Für Gelegenheitsaufnahmen kann zwar natürlich hier jede Kamera verwendet werden, wer jedoch den Zweig hauptsächlich pflegen will, wird zu Spezialapparaten greifen.

Für alle solche Kameras kann man zunächst die lichtstärksten Objektive (f/3, 5—5) empfehlen. Ihr Nutzen ist bei schnellbeweglichen oder schlechtbeleuchteten Gegenständen ohne weiteres einleuchtend, denn hier wird unter Umständen eine durchgezeichnete Platte nur mit so großen Oeffnungsverhältnissen zu erlangen sein; aber auch bei ruhigen und gutbeleuchteten Dingen sollte man sie stets mit voller Oeffnung benutzen, weil sie das Objekt selbst mit größter Schärfe zeichnen, den Hinter- und Vordergrund aber als nebensächlich zurücktreten lassen. Gerade für die wissenschaftliche Photographie kann die geringe Tiefenschärfe der lichtstarken Systeme sehr nutzbringend ausgebeutet werden. Um die Tiere in möglichster Größe auf die Platte zu bekommen, sind nicht allein außergewöhnlich lange Brennweiten der Normalobjektive, sondern eigens konstruierte, sehr lichtstarke Fernkonstruktionen zum Einbau in derartige „Jagdkameras" geeignet. Görz und Zeiß haben große, schwere Gläser bis zu 80 cm Brennweite mit hoher Lichtstärke und für kurze Kameras geschaffen. Auch die Ballonkameras, die oben erwähnt wurden, dürften sich für Tieraufnahmen ganz gut eignen. Wer sich hierüber, sowie über Fernauslösung, Plattenwechsel, Nachtblitze usw. näher unterrichten will, findet in den Preislisten und sodann in den bekannten Büchern von Meerwarth, Schillings und Gebrüder Keartons reichlich Auskunft. Auch bereits das bloße Betrachten guter Tierbilder, wie sie jetzt bei Voigtländers Verlag-Leipzig, bei Paul Parey-

Berlin SW usw. erscheinen, bietet eine Quelle für eigene Gedanken in Menge. Daneben haben die photographischen Zeitschriften, wie Rundschau, Mitteilungen, Kunst, Apollo usw. das Thema in ihren Arbeitsbereich einbezogen, und schließlich findet man in populär-naturwissenschaftlichen Werken, z. B. in den Veröffentlichungen des Vereins Kosmos-Stuttgart noch weitere Anregungen.

Da sich jeder Liebhaber eines solchen photographischen Spezialfaches mit der reichhaltig vorhandenen Literatur wohl selbst auf das eingehendste beschäftigen wird, so hat für ihn als Kenner eine solche im engsten Rahmen gehaltene Skizze natürlich kaum noch irgend welchen Wert. Diese Zeilen mögen daher nur den fernerstehenden Amateur auf einen der vielen Wege aufmerksam machen, die für denjenigen noch offen sind, der bereits an der gelegentlichen und ziellosen Ausübung der Photographie keine Freude mehr findet und im Begriff steht, sich eine neue Unterhaltung zu suchen.

Aber nicht allein diese Ausführungen über Tierphotographie, sondern auch die gesamte Schilderung der Sportphotographie überhaupt möge dazu beitragen, der photographischen Kunst ihre ernsthafteren Jünger dauernd zu erhalten und neue Freunde dazu zu erwerben.

XIV. Die Hygiene des Sports.

Von

Dr. Julian Marcuse, Partenkirchen.

> Wer von seinem eigenen Körper, seinem Wesen, was dieser erfordert, wohin er deutet, was überhaupt aus ihm werden kann, gar keinen Begriff hat, wer nie umsichtig und klar über sich gedacht hat und denkt, bei dem kann von irgend einer Kunst der Lenkung, Führung und richtigen Förderung des eigenen Lebens keine Rede sein. Wie man dem Lokomotivführer nur dann die Maschine übergibt, und er nur dann etwas leisten kann, wenn er seine Maschine kennt, so kann auch der Mensch seinen eigenen Körper nicht leiten und lenken, wenn er ihn nicht kennt.
>
> Carus.

Hygiene der Arbeit (der Bewegung).

808. **Wozu Muskeln?** Leben ist Bewegung, also ist auch der Sport in rein mechanischer Auffassung nur ein bestimmter Ausdruck gewisser Bewegungsformen und Arten. Bewegung aber ist geknüpft an das Vorhandensein gewisser Gewebe, die in ihrem Bau wie in ihrem Chemismus bestimmte Funktionen auslösen, deren Zusammenwirken wiederum eine typische Lebensäußerung gebiert. In die sinnliche Erscheinung tritt als Hauptrepräsentant jedweder Bewegung der Muskel, jenes eigenartige Gebilde, das Herr über unseren Körper zu sein scheint, während es doch nur Diener ist, aber als dienendes Organ ein Feld so weiter Tätigkeit besitzt, wie kaum ein anderes im vielverzweigten Haushalt des Organismus! Dienend nannte ich ihn, weil keine noch so geringfügige Muskelbewegung von statten gehen kann, ohne daß das Kommando hierzu vom Willensimpuls erschallt und mittels der Nervenbahnen dem jeweilig in Aktion tretenden Muskelkörper mitgeteilt wird, umfassend seinen Dienst, weil alle Aeußerungen unseres Lebens, sie mögen scheinbar noch so sehr seiner Wirkungssphäre entzogen sein, durch Muskelarbeit erfolgen. Gehen und Stehen, Atmung und Kreislauf, Ernährung und Verdauung, sie alle bedürfen zu ihrem Zustandekommen des Werkzeugs „Muskel“, ja selbst unsere so fein konstruierten Sinnesorgane erhalten ihre Fähigkeit zur Auslösung der entsprechenden Wahrnehmungen durch kleine Fleisch-

bündel, die nach bestimmten physikalischen Gesetzen sich zusammenziehen und wieder ausdehnen: Muskeln bewegen beim Sehen die Augäpfel und bewirken die Orientierung im Raum, Muskeln erzeugen die Schallwellen beim Sprechen, Muskeln vermitteln unsere Tast- und Gefühlsempfindungen. Fast 50% unseres Körpers besteht aus Muskelmasse, und nimmt man hierzu die 15%, die das knöcherne Skelett umfaßt, so dienen nahezu 65% den Zwecken der Bewegung! Ein Massenaufgebot von Kräften, deren Zahl proportional zu den Aufgaben steht, die sie im Organismus zu erfüllen haben. Denn wo nur immer die Flamme des Lebens aufflackert, da ist Muskelkraft oder mechanische Energie im Spiel, da wird neben den im großen einhergehenden und oben erwähnten Lebensprozessen jene dem Auge entrückte, nie rastende Arbeit geleistet, die in den Endorganen des Lebens, den Zellen, Einfuhr und Ausfuhr von organischem Material regelt. Da wird die eingenommene Nahrung gespalten und zerlegt, in Gewebe und Blut umgesetzt, da werden die im Dasein verbrauchten und abgenutzten Stoffteile so lange verarbeitet, bis sie als Luftstrom, als Schweiß oder Harn den Körper verlassen können. So tief und so umfassend erstrecken sich Aufgaben und Funktionen der Muskulatur.

809. Willkürliche und unwillkürliche Muskeln. Es hieß, daß die Muskelgruppen des Körpers in ihrer Gesamtmasse dem Willen unterständen, dies bedarf für einige wenige einer Einschränkung: Herz und Verdauungsorgane (Magen und Darm) sind unabhängig davon, sie lassen sich willkürlich nicht bewegen, erhalten keinen Antrieb von der Willenssphäre, und doch haben auch sie im großen Getriebe des Lebens ihren bewegenden Sporn. Aber auch ihre Bewegungen regelt der Mechanismus des Gehirns, nur daß hierbei mehr die Form der „Selbststeuerung“ wie die der willkürlichen Bewegung zutage tritt. Aber willkürliche Muskelarbeit wirkt, wie wir später noch eingehender sehen werden, unmittelbar auch auf den Komplex der unwillkürlichen Muskulatur, jede Bewegung des Körpers beeinflußt Blutkreislauf und Herztätigkeit, Verdauungsapparat und Stoffwechsel!

810. Eigenart und Eigenschaft der Muskelarbeit. Muskel und Muskelkraft ist gleich bedeutend mit Arbeitsinstrument und Arbeitsleistung, denn jeder Muskelbewegung entspricht der Aufwand einer bestimmten Energie zur Erfüllung einer Funktion, die ineinandergreifend in andere Funktionen das gewaltige Räderwerk des menschlichen Organismus in Zirkulation erhält. Wenn wir einem Muskel einen Reizimpuls vom Nervensystem her zusenden, so tritt eine Erregung ein, der Muskel zuckt, seine Fasern ziehen sich zusammen, er verkürzt sich. Durch diese Verkürzung werden Teile des Körpers einander genähert, es entstehen also Bewegungen, und es wird Arbeit geleistet. Aber es ist ein wesentlicher Unterschied zwischen der Arbeitsleistung eines lebenden Muskels und der einer Maschine: hier handelt es sich um Bewegung von toten Teilen (Metall oder Holz), dort werden Hebel bewegt, die aus Knochen bestehen, einem Material, das infolge seiner Zusammensetzung aus organischer und anorganischer Substanz eine bedeutende Festigkeit und Tragfähigkeit mit relativer Leichtigkeit und einem nicht geringen Grade von Elastizität verbindet. Durch ihre Gelenk-

verbindungen besitzen die Knochen eine hochgradige Beweglichkeit gegeneinander, so daß die zierlichsten und minutiösesten Bewegungen ausgeführt werden können. Alle Arten von Gelenken sind vertreten, Scharniergelenke, wie wir sie ähnlich an unseren Türangeln sehen, an Kopf, Ellenbogen, Knie, Fingern und Zehen. Ein Zapfengelenk zwischen erstem und zweitem Halswirbel, Kugelgelenke an Schultern und Hüften. Wie der Mechaniker die Gelenke fleißig ölt, um Reibung und Abnützung möglichst zu verhindern, so der Organismus: eine selbsttätige Schmiervorrichtung erhält die knorpeligen spiegelglatten Gelenkenden dauernd schlüpfrig.

Knochen, Gelenke und Muskeln zusammen vermitteln unsere Bewegungen, und zwar erfolgt die Arbeitsleistung unter Aufwendung der geringsten Materialmasse, das heißt, es ist in Anlage und Ausführung nur so viel Muskelfleisch vorhanden, als eben dem zu erfüllenden Zweck im Gesamthaushalt des Körpers entspricht. Da selbst im Ruhezustande die Muskelfasern immer leicht gespannt sind, eine Eigenschaft, welche man als Elastizität des Muskels bezeichnet, so ist die Fähigkeit, die Befehle des Willens blitzschnell auszuführen, eine leichte.

811. Der Muskelsinn. Ein wenig gehörtes Wort, wenigstens Laien wissen mit diesem Begriff nicht viel anzufangen, es fehlt die Vorstellung, und doch welch unübersehbare Bedeutung liegt in diesem unscheinbaren Wörtlein! Werkzeuge zur Bewegung des Körpers und der Gliedmaßen hätten wir in Muskeln und Knochen, aber wie plump, wie hölzern wär all ihr Wirken und Können, fehlte der Willensimpuls und mit ihm das Orientierungsvermögen über Raum und Größe, das was wir Muskelsinn nennen.

Dieser Muskelsinn, d. h. also die Fähigkeit, die Gliedmaßen zweckdienlich und derart zu gebrauchen, daß sie in genau abgestimmtem Einklang für jede gewollte Bewegung zusammenwirken, ist ein Produkt höherer, allmählicher Entwicklung und kommt durch Uebung von Auge und Hand, von Auge und Fuß zustande. Hier stoßen wir auf einen neuen Begriff, der uns bisher noch nicht gegenübergetreten ist, den der Uebung. Was bedeutet derselbe? Wenn wir irgend eine neue ungewohnte Handleistung vollführen, oder wenn wir zum Beispiel zum ersten Mal einen Berg emporklimmen, den Schlittschuh an unseren Fuß schnallen oder etwas ähnliches unternehmen wollen, so gelingt es entweder überhaupt nicht oder nur unter Schwierigkeiten und mit Verlust von Zeit und Kraft. Wir haben nämlich außer den für die entsprechende Bewegung nötigen, auch noch eine ganze Reihe überflüssiger Muskeln in Bewegung gesetzt, damit unnötig viel Kraft angewandt, mit einem Worte unzweckmäßig gearbeitet. Treten wir nun wiederholt an dieselbe Aufgabe heran, dann lernen wir, die für den jeweiligen Zweck erforderliche Muskelarbeit — und nicht mehr — aufzuwenden, mit andern Worten: wir passen uns an Wesen und Art der Arbeitsleistung an und erwerben die Fähigkeit genauer und abgestufter Regulierung des jeweilig erforderten Kraftaufwandes. Das ist das Geheimnis der Uebung! Dadurch gewinnt die Arbeit an Kraft und Ausdauer, die Bewegung selbst wird freier und leichter, sie geht, wie man zu sagen pflegt, spielend vor sich und die beteiligten Muskeln nehmen an leistungsfähigem Gewebe zu. So stoßen wir auf ein

biologisches Lebensgesetz, welches lautet: Jede Leistung unseres Körpers als eines Bewegungsapparates beruht weniger auf der Kraft der Zusammenziehbarkeit der Muskeln als vielmehr auf ihrem richtigen Zusammenwirken. Man kann sich Menschen denken mit Muskeln wie der farnesische Herkules und doch unfähig zu stehen und zu gehen, geschweige denn kompliziertere Bewegungen auszuführen.

812. Das Wesen der Uebung. Das alltägliche Leben zeigt uns auf Schritt und Tritt die Wahrheit obigen Satzes, jeder Beruf, der mit bestimmten Muskelgruppen zu arbeiten gezwungen ist, weist eine Zunahme derselben auf. Und umgekehrt, je weniger wir durch Uebung unsere Muskeln schulen, desto unfähiger und schwächer werden sie, desto weniger gebrauchsfähig sind sie für dieselben Leistungen, die wir vielleicht ein halbes Jahr vorher mühelos bewältigt haben. Der Turner, der Klavierspieler, der Hochtourist, kurzum alle Berufs- wie Sportarten erfahren die Beweiskraft dieses Satzes. Und je öfter wir eine Bewegung üben, desto mehr können wir die anfangs unbedingt erforderliche Aufmerksamkeit und die stete Ueberwachung ihrer Ausführung missen, ja zuletzt gehen diese „geübten" Bewegungen rein automatisch vonstatten, das heißt, die Erregung, die von unserem Willen auf die Muskeln geleitet wird, und die von Anfang an bei der Ausführung der Bewegung unsicher vonstatten gegangen ist, erfolgt jetzt ohne Anspruch auf unsere Aufmerksamkeit von selbst und zwar in einer durchaus zweckdienlichen Art und Weise. Die Uebung gestattet also bis zu einem gewissen Grade Bewegungen ohne jedesmalige Einsetzung gespannter Aufmerksamkeit zu vollführen, sie spart damit an Hirnenergie und kräftigt anderseits die Energiespannung des arbeitenden Muskels.

So wird Muskelgymnastik zur Nervengymnastik, hat doch der eigentliche Mechanismus der zusammengesetzten Bewegungen seinen Sitz im Zentralnervensystem, so daß Uebung in solchen Bewegungen im wesentlichen nichts anderes ist als Uebung des Zentralnervensystems! Von welcher enormen Tragweite die Erkenntnis dieser Zusammenhänge gerade für den Sport und seine Ausbildung ist, werden wir noch später Gelegenheit finden, näher kennen zu lernen.

So nimmt es uns nicht wunder, daß selbst reine Geistesarbeiten durch Uebung zu fast automatischen Handlungen werden können, man braucht nur an das Briefschreiben vieler geistig angestrengter Menschen zu denken, an das Auswendigspielen des Pianisten und vor allem im Hinblick auf das vorliegende Thema an die fast automatische Dressur in der Abschätzung von Entfernungen beim Turnen, der Touristik, in der Ueberwindung von Hindernissen beim Reiten, beim Bergsport, in der Abwehrbewegung beim Fechten, Tennisspiel und vielem anderen mehr. Diese Automatie vermittelt blitzschnelles Handeln und ist daher auch für den Erwerb der Geistesgegenwart, für das Erfassen der Situation von außerordentlicher Bedeutung.

813. Die Muskelenergie. Was wir an Bewegungen des lebenden Organismus sehen, alles ist mithin zurückzuführen auf die Tätigkeit der Muskeln. Um die Vollkraft seiner Arbeit aber in die Wagschale zu werfen, bedarf der Muskel, wie jedes Organ, einer bestimmten Nahrungszufuhr, eines Ersatzes der durch die Arbeit auf-

gebrauchten Stoffe, denn jede noch so geringe Arbeitsleistung, mag dieselbe geistiger oder körperlicher Natur sein, ist unlösbar verbunden mit einem Zerfall chemischer Bestandteile der Gehirnzelle oder des Muskels, der in seinem ursächlichen Entstehen zurückzuführen ist auf eine wesentlich erhöhte Sauerstoffaufnahme. Das im Augenblick der geistigen oder körperlichen Arbeit stärker kreisende Blut liefert eine größere Menge des lebensspendenden Sauerstoff an die Gewebe, in diesem Falle an die Muskelsubstanz und kommt zu einer Verbindung von Sauerstoff mit Kohlenstoff und Stickstoff, damit zur Verbrennung bestimmter frei gewordener Substanzen und das Resultat hiervon ist die Auslösung von Energie und Wärme. Was wir mit jeder Muskelzusammenziehung leisten, ist nur möglich durch Energieaufwand, was wir am arbeitenden Muskel empfinden, ist Wärmeentwicklung. In diesem fortwährenden Verbrauch von Kraftvorräten und der Entfernung der bei den Verbrennnngsprozessen entstandenen Stoffwechselschlacken spielt sich physiologisch Muskelarbeit ab. Allein ein Perpetuum mobile ist der menschliche Muskel nicht, auch ihm schlägt die Stunde, wo er zu versagen beginnt, wo er ermüdet, und die Ermüdung ist der gefährlichste Feind jeder Arbeit, sie ist zugleich der Warnruf der Natur: Laß ab, sonst kannst du nicht weiter! Wir alle kennen ja dieses Ermüdungsgefühl, das den einen rascher, den andern langsamer befällt, das immer aber gekennzeichnet ist durch ein Nachlassen der Arbeitsfähigkeit bis zu einem allmählich eintretenden völligen Stillstand.

814. Ermüdung und Erholung. Beim Zustandekommen der Ermüdung handelt es sich allem Anschein nach, dies wenigstens haben die sehr schwierigen Forschungen auf diesem Gebiet ergeben, um zwei nebeneinander laufende Vorgänge, einmal um die Bildung von Giftstoffen innerhalb des Muskelgewebes, von Stoffwechselschlacken, die der frische Muskel zu verarbeiten, der ermüdete jedoch nicht mehr herauszuschaffen vermag und weiterhin um einen mehr und mehr eintretenden Mangel an Sauerstoff. Da letzterer aber das stete Herdfeuer der Verbrennung und damit der Energiebildung darstellt, muß sein Manko zu einem Erlöschen der Kraftquelle und damit zur Arbeitsunfähigkeit führen. Dies der gewöhnliche Hergang! Nun können aber Willensanspannungen und Gemütserregungen bis zu einem gewissen Grade Ermüdungsgefühle unterdrücken (wir wissen ja alle, daß bei großen Ereignissen im Leben, aber auch bei alltäglichen Dingen, auf deren Erledigung innerhalb einer gewissen Zeit wir Wert legen, unsere Kraftleistungen ins ungeheure wachsen können) und kann vor allem die rhythmisch eingeschobene, wenn auch noch so kleine Erholungspause des sich zusammenziehenden Muskels auf die Erhaltung der Kraftvorräte und damit auf die Arbeitsdauer und Arbeitsleistung von ausschlaggebender Bedeutung sein. Alle rhythmischen Bewegungen, taktmäßig ausgeführt, führen ungleich schwerer zur Ermüdung: man denke nur an das Führen des Hammers durch den Schmied, an das Einsetzen des Ruders beim Wassersport, an die Schwimmbewegungen und anderes mehr!

Allein ein wirklicher Ausgleich der Ermüdung und Erschöpfung kann doch nur statthaben durch Erholung und Ruhe, jene beiden die lähmende Wirkung des

Sauerstoffmangels und der Deponierung von Ermüdungsstoffen aufhebenden Zustände. Schon eine kurze Ruhe genügt unter Umständen, um diese Gifteinwirkungen wieder zu beseitigen. Sie gewinnen nur größere Ausdehnung, wenn angestrengte Tätigkeit so beträchtliche Mengen von Zerfallstoffen erzeugt hat, daß sie nicht schnell genug vernichtet oder fortgeschafft werden können. Es ist leicht verständlich, daß die Zerstörung oder die Auswaschung giftiger Stoffe aus den Geweben im allgemeinen rasch bewerkstelligt werden kann, ungleich langsamer dagegen vollzieht sich der Ersatz der Kraftvorräte und die Aufnahme neuer Bestandteile in die Gewebe. Wir werden daher erwarten dürfen, daß ein Teil der Arbeitsschädigung sich sofort ausgleicht, während ein anderer Teil jener Wirkungen nur ganz allmählich, innerhalb längerer Zeiträume, wieder verschwindet. Die Erwartung wird durch die Erfahrung bestätigt. Wir wissen, daß nach kürzerer Arbeit die Ermüdungserscheinungen sehr bald nachlassen, daß aber wiederholte, wenn auch kurze Arbeitszeiten nach und nach eine fortschreitende Ermüdung erzeugen, welche bisweilen am nächsten Tage oder selbst später noch nachweisbar ist. Ja wir können sagen, daß im Gehirne des Menschen und der höheren Tiere der Verbrauch unter allen Umständen während des Wachsens dauernd höher sein muß, als der Ersatz, da auch bei völligem Nichtstun schon am Ende jedes Tages ein Zustand von Ermüdung erreicht wird, der nicht mehr durch einfaches Ausruhen, sondern nur noch durch den Schlaf beseitigt werden kann.

815. Das Zusammenspiel der Organe. Aus diesen wenigen Darlegungen ist der ungeheure Wert der Erholung für den arbeitenden Muskel bereits ersichtlich, ja sie wird zur Lebensnotwendigkeit, soll nicht durch unnötigen Verbrauch der Kräftestrom, der durch unsere Muskeln im Augenblick ihrer Anspannung zieht, in kurzem versiegen. Und diese Wertung von Ruhepausen und Erholung, sie wird noch höher, wenn man den Kausalitätszusammenhang zwischen Muskelarbeit und innerem Organleben an sich vorüberziehen läßt. Machen wir uns einmal klar, was in dem Körper eines Menschen bei wechselndem Spiel der Körpermuskeln vor sich geht. Die arbeitenden Faserzüge brauchen Blut, Nahrung und Sauerstoff. Das Herz muß sich sputen, daß es die Ansprüche der tätigen Muskeln befriedigt und fügt mit raschen kräftigen Pulsen denselben ihre Nahrung zu. Platz für das frische Blut! Das verbrauchte, verdorbene, schlechte muß schleunigst zurück in das Herz, in die Lungen. Die Muskeln pressen es aus, wenn sie sich zusammenziehen. Die Atmung wird beschleunigt, und in tiefen, satten Zügen schlürfen die Lungen die frische, wohlige Luft des Feldes, hauchen sie die giftige Kohlensäure aus. Frisch und rein, voll Sauerstoff quillt das lebenssprühende, hellrote Blut in die Adern. Und indem die Brustmuskeln angestrengt tätig sind, um das erhöhte Bedürfnis nach Sauerstoff zu befriedigen, immer neue Luft in die Lungen zu saugen, saugen sie gleichzeitig das Blut nach dem Herzen zurück, das schlackenreiche dunkle Venenblut aus den Muskeln, aus dem Gehirn, aus den Verdauungsorganen. Besonders die Leber, dieses große Blutreservoir, hält Auskehr bei dieser allgemeinen Beschleunigung und Anfrischung des Blutkreislaufs. Die Muskel-

arbeit macht aber auch warm. Die Haut rötet sich, aus den weit geöffneten Poren bricht der Schweiß, der einen großen Teil der Stoffe fortschwemmt, die für den Körper Ballast und Schlacken sind. Und an allem nimmt das wichtigste Organ des Menschen, das Gehirn, tätigen Anteil, auch sein Gewebe wird von diesem Anprall des frischen Blutstroms mit in den Kreis erhöhter Tätigkeit gezogen. Frische im Denken, Regsamkeit in der Bewegung und als Resultanten hiervon Entschlossenheit und blitzschnelles Erfassen der Situation sind sein Gewinn! So kreist der Lebensstrom, der durch Bewegung und Muskelarbeit immer von neuem angefacht wird, durch den Körper und zieht in seinen Bannkreis Organ um Organ, im wechselseitigen Zusammenwirken die Gesetze organischen Lebens erfüllend!

816. **Das Brennmaterial der Muskelarbeit.** Wir sprachen eingangs von Verbrennungsprozessen, die im arbeitenden Muskel durch die Verbindung von Sauerstoff mit Kohlenstoff und Stickstoff in jedem Moment seiner Wirksamkeit, ja sogar selbst im Ruhezustande vor sich gehen und das ewige Herdfeuer des Lebens wachhalten. Woher nun diese Stoffe, woher die Flüssigkeit, chemische Energie, wie sie in ihnen aufgespeichert ist, umzuwandeln in mechanische Arbeit und Wärme, wie sie bei der Muskelzusammenziehung und Muskelleistung zutage tritt? Denn darin allein bewegt sich ja der gesamte Prozeß, daß auf chemischem Wege Energie frei wird und bei ihrer Einschmelzung eine Kraft gebiert, die der Ausgangspunkt mechanischer, sichtbarer Arbeitsleistung wird. Das Geheimnis, das in diesem Vorgang vor der Umwandlung der Kräfte liegt, ist zwar noch nicht bis zur letzten Schlußfolgerung enthüllt, aber doch so weit geklärt, daß wir die Grundprinzipien dieses Fundamentalgesetzes zu erkennen vermögen, die da lauten: Chemische Energie nehmen wir allein mit der Nahrung und mit der Atmung auf — letztere gibt uns ja den Allbezwinger Sauerstoff — und von den drei großen Nahrungsmittelkategorien Eiweiß, Kohlenhydrate und Fette muß, wenn wir körperliche Arbeit leisten wollen, ein bestimmtes Quantum und Verhältnis in den Körper eingeführt werden, denn die Nahrung dient einmal zur Erzeugung von Kraft in dem eben geschilderten Sinne der Umwandlung ihrer chemischen Energie in mechanische Arbeit und Wärme und weiterhin zum Ersatz der verbrauchten und verarbeiteten Gewebsteile, zur Eliminierung giftiger Nebenprodukte. Diese zahlreichen Aufgaben, in die sich die Nahrung mit der Ruhe teilt, sind nur lösbar durch eine richtige Auswahl der in den Körper einzuführenden Stoffe, und daher der mühevolle Weg, den Forschung und Praxis gegangen, um das Problem der die größtmöglichste Leistungsfähigkeit gewährleistenden Nahrungsform zu lösen. Eins der schwierigsten, das die Wissenschaft kennt, kein Wunder daher, daß die Anschauung hierüber von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, man kann fast ohne Uebertreibung diese knappen Fristen nennen, wechselt und noch immer in einem gewissen Fluß begriffen ist. Nur das eine scheint heute als sicher festzustehen, daß die souveräne Stellung, die man einstens in der Wissenschaft, heute noch in den weitesten Volkskreisen dem Eiweiß als kraftspendendem Stoff anwies und anweist, wesentlich erschüttert ist zugunsten der beiden anderen Kategorien Kohlenhydrate und Fette, und daß sie es sind, die das Brenn-

holz für die Erzeugung der Kraft abgeben, während das Eiweiß sich mit der Rolle des Erhalters und Ernährers der Muskelsubstanz selbst bescheiden muß. Diese Erkenntnis der Neuzeit bedingt einen gewaltigen Umschwung aller unserer Anschauungen, der auch volkswirtschaftlich von größter Bedeutung ist: beruht sie doch in praxi darauf, daß ein Teil unserer bisherigen Fleischkost — denn um diese als hauptsächlichste Repräsentanten des Eiweißes handelt es sich ja im wesentlichen — eliminiert und an ihre Stelle eine mehr vegetabilische und fettreiche gesetzt wird. Wie sich dies im einzelnen zu gestalten hat, welche Momente für diese gemischte Kost als zuträglichste und die Leistungsfähigkeit förderndste sprechen, soll ausführlicher im Kapitel „Ernährung“ noch geschildert werden.

817. Was erreichen wir nun organisch durch den Sport? Haben wir bisher die allgemeinen Einwirkungen körperlicher Bewegung und Arbeitsleistung an sich auf den menschlichen Körper zu skizzieren versucht, so soll nun im folgenden die Beeinflussung der hauptsächlich in Frage kommenden Organe durch den Sport, als diejenige Form körperlicher Arbeit, die an vorliegender Stelle Gegenstand unserer Untersuchung ist, näher betrachtet werden. Als Sprößling der Neuzeit ist der Sport aus den Kinderschuhen seiner physiologischen Erkenntnis kaum herausgetreten, schallt auch von Dach und Giebel der Ruf von seiner kraftstärkenden, gesundheitsfördernden, blutbildenden Wirkung, und wie die Ausdrücke alle heißen mögen, die die Gegenwart ihm beilegt. Während seine praktische Erfassung und seine Einreihung in die Lebensgewohnheiten einen, wenigstens bei uns in Deutschland, nie bisher erlebten Umfang angenommen hat, und er im besten Sinn volkstümlich geworden ist, erlahmt noch bis zu einem gewissen Grade die wissenschaftliche Beobachtung gegenüber der Empirie und vermag nicht das komplizierte Wechselspiel von Ursache und Wirkung klar zu durchschauen. So konnte es kommen, daß die Schädigungen, die durch den Sport gesetzt werden können, erst allmählich in das Bewußtsein durchgesickert sind, und daß ihre Interpretation, wie wir später in einem eigens diesen Fragen gewidmeten Kapitel ersehen werden, noch den vielfachsten Auslegungen unterworfen ist. Was wir vom Sport und seinen Einwirkungen auf den menschlichen Organismus in toto wie auf dessen einzelne Organsysteme wissen — und unter „Wissen“ die streng methodische physiologische Forschung verstanden —, das rührt einmal von führenden Geistern im Gebiete der Nervenheilkunde, vor allem von Mosso und Kräpelin her und weiterhin von den erst vor wenigen Jahren unternommenen geradezu klassischen Untersuchungen einer Reihe von Forschern (Zuntz, Löwy, Müller und Caspari) über die Wirkungen des Höhenklimas und der Bergwanderung auf den Menschen. Ihnen — denn ihr Studiengebiet erstreckte sich nicht bloß auf den Alpinismus und die Hochtouristik, sondern auch auf alle anderen sportlichen Betätigungen — müssen wir folgen, wollen wir auf der Grundlage gegenwärtiger Erkenntnis uns ein Urteil über jene so folgenschweren und doch so unergründlichen Einwirkungen bilden!

818. Wirkung des Sports auf die Muskulatur des Menschen. Eine uralte Erfahrung ist die, daß Muskelgruppen, die regelmäßig geübt oder die bei bestimmten Berufs-

arten zur Leistung der jeweiligen Arbeit regelmäßig gebraucht werden, an Umfang zunehmen, was gleichzeitig mit einem Erstarken der Kraft einhergeht. Diese Zunahme an Fleischfaserbündel ist ein direkter Eiweißansatz, der einzige übrigens, der im ausgebildeten Körper des Menschen statthat, und er erfolgt dadurch, daß das mit der Nahrung aufgenommene Eiweiß wohl infolge erhöhter Verbrennungsprozesse, bei denen die oben erwähnten anderen Nahrungsmittelkategorien in Arbeit umgewandelt werden, sich eher und reichlicher ansetzen kann. Umgekehrt führt ihr Nichtgebrauch zur direkten Abmagerung und Verkümmerung. Glieder, die eine Zeit lang in Gips gelegen haben, ja das bloße Bettliegen an sich ohne jedwede Erkrankung macht die Muskelbündel schlaff, leistungsunfähig und mager. Das oben bereits erwähnte Erstarkungsgefühl, das ein durch Uebung kraftvoller Muskel empfinden läßt, ist aber nicht bloß auf den Eiweißansatz als letzten Ausdruck der Uebung zurückzuführen, sondern vielmehr wohl auf die erhöhte Sauerstoffaufnahme, die mit jeder Zusammenziehung verbunden ist.

Des ferneren wirkt Muskelarbeit auf die Eliminierung der sich im Augenblick der Tätigkeit vermehrt bildenden Endprodukte chemischen Umsatzes, die Kohlensäure und Fleischmilchsäure und andere Stoffwechselprodukte werden, bevor sie ihre ermüdende Giftwirkung ausüben können, am Ort ihres Entstehens vernichtet oder in Regionen geschleppt, wo sie ungefährlich sind, all dies natürlich unter der Voraussetzung nicht übermäßiger und damit ins Gegenteil lenkender Anstrengung.

Hygienisch unzweckmäßig sind alle sportlichen Uebungen, bei denen eine einseitige Ausbildung beschränkter Muskelgruppen bezweckt wird, wie das Hammeln und Stemmen schwerer Gegenstände, zahlreiche Uebungen unseres deutschen Gerätturnens, der langsame Schritt beim Drill der Rekruten und vieles andere mehr. Einseitige Körperübungen hätten nur dann Berechtigung, wenn eine individuelle Verteilung derselben statthaben kann, das heißt, wenn bei jedem Individuum diejenigen Muskelgruppen einer erhöhten Tätigkeit unterzogen würden, die im gewöhnlichen Leben bei der betreffenden Person zu relativer Untätigkeit verurteilt sind. Das erfordert jedoch ein derartiges Individualisieren, daß es im allgemeinen kaum ausführbar ist. Zu einer gewissen Anleitung hierfür mag folgendes Schema dienen, das die Sportarten nennt, die die Entwicklung einzelner Muskelpartien besonders begünstigen:

An den Armen, Beinen, Brust und Rücken: Rudern, Schwimmen, Bergsteigen, Skilaufen, Polo, Fußball.

Des rechten Armes und der unteren Gliedmaßen: Fechten, Hockey, Tennis, Kricket, Wurfspiele, Ballspiele.

Der unteren Gliedmaßen: Marschübungen, Laufen, Springen, Radfahren, Reiten, Schlittschuhlaufen, Lacrosse.

Der Arme und der Brust: Turnübungen am Reck, Barren, Pferd, Trapez, Klettern an Seilen und Leitern.

819. Wirkung des Sports auf Herz und Blutumlauf. Das Herz ist, wie eingangs schon ausgeführt, auch ein Muskel, und zwar ein der willkürlichen Bewegung entrückter und deshalb vielleicht der bestgeübte im menschlichen Organismus. Rastlos arbeitet er Tag und Nacht ohne Unterbrechung während des ganzen

Lebens. Aber er kann auch wie jeder andere Muskel bei übermäßig großen Anstrengungen ermüden und seine Ermüdungszeichen sind eine Unregelmäßigkeit von Herz- und Pulsschlag, ein Erlahmen der Kraft, was sich durch starkes Herzklopfen im Beginn, später durch direkte Hemmungserscheinungen bei der Ausführung irgend welcher körperlicher Leistungen bemerkbar macht. Von Grund aus falsch aber wäre es, jede gesteigerte Herztätigkeit, wie sie sich bei stärkeren Bewegungen, kräftigerer Muskeltätigkeit bemerkbar macht, nunmehr als Beginn einer Herzschwäche ansehen zu wollen, ist doch jede dieser Veränderungen des Ruhezustandes unausbleiblich von den eben genannten Folgen begleitet. Die Grenze, wo der krankhafte Zustand einsetzt, liegt in folgendem: Das Herz zieht sich in einer Minute 72mal zusammen, dem entspricht eine Arbeitsleistung von $52\frac{1}{2}$ kg, beim ruhigen Gehen steigt die Pulszahl auf etwa 80, die Arbeitsleistung auf 58,3 kg, beim schnellen Gehen ist die Pulszahl 100, die Arbeitsleistung ca. 73 kg, bei größten Muskelanstrengungen steigt die Pulszahl auf 200—240. Mit Aufhören der Muskeltätigkeit kehrt die Herztätigkeit noch nicht zur Norm zurück, das Herz wird also länger angestrengt, und dieses Verhalten des Herzens ist um so ausgesprochener, je länger die Muskeltätigkeit dauert. Dabei bleibt bei einem gesunden Menschen die Herzarbeit eine regelmäßige, nur das kranke Herz erleidet in seiner Tätigkeit Unterbrechungen. Inwiefern wirken nun Muskelübungen auf das Herz ein? Durch die Entfachung der im Muskel vor sich gehenden Verbrennungsprozesse braucht derselbe mehr Heizmaterial wie im Ruhezustande, die zuführenden Gefäße werden daher in ein beschleunigtes Tempo versetzt, rascher und behender geht der Austausch der Säfte vor sich und die Venen, die den undankbaren Dienst haben, das verbrauchte Blut wieder zum Herzen zurückzuführen und die in ihrem trägen Dahinfließen nur selten gestört werden, auch sie müssen bis zu einem gewissen Grade den Wettlauf im Dienste des rastlos arbeitenden Muskels mitmachen. Und aus alldem resultiert ein energischeres und kraftvolleres Zusammenziehen auch des Herzmuskels, der den anstürmenden Blutmassen der Arterien und Venen seine Pforten öffnen muß. Herzarbeit ist also in hohem Maße von Muskeltätigkeit abhängig, und daß die letztere, wenn sie mehr und mehr Anforderungen an die sinnreiche Maschinerie des Herzens stellt, nicht etwa eines Tages dieselbe zum Bersten bringen könnte, auch dafür hat die Natur in ihrer ingeniösen Art gesorgt. Hierfür besitzen wir nämlich Schutzvorrichtungen, die dem Herzen einen Teil seiner Arbeit abnehmen und damit den etwaigen Anprall anspruchsvoller Nachbarorgane abwehren. Es sind die Venenklappen, nach innen vorragende halbmondförmige Falten, welche den Rückfluß des Blutes hemmen und es zwingen, sich in der Richtung des Kreislaufs fortzubewegen. Jede Kontraktion eines Muskels bewirkt einen Druck auf die Venen und entleert sie in der Richtung zum Herzen. Bei der nachfolgenden Erschlaffung kann die Wiederfüllung der Venen nur aus dem sogenannten Kapillargebiet, das heißt aus den feinsten Endverzweigungen des Gefäßsystems erfolgen. Je umfangreichere Muskelgruppen nun bei der betreffenden

Leistung in Aktion treten und je mehr in diesen Muskeln der Zustand der Zusammenziehung und Erschlaffung wechselt, um so größer wird die Unterstützung des Herzens und somit die Verringerung der Gefahr für dieses Organ bei maximalen Anstrengungen sein. Also werden Sportarten wie **Rudern, Schwimmen** und **Bergsteigen** in der Einwirkung auf das Herz besonders empfehlenswerte Uebungen sein.

Das oben erwähnte zeitenweise energischere und kraftvollere Zusammenziehen wird allmählich den Herzmuskel zu Höchstleistungen erziehen, so daß er Arbeitspensen, die nach und nach und systematisch größer werden — und darin liegt die ganze Quintessenz der Herzübung — ohne Ermüdung leisten kann. Auch hier also allmähliche Gewöhnung an erhöhte Arbeitsleistung, keine forcierten, bis zur Atemlosigkeit und zur totalen Erschöpfung gehenden Anstrengungen, die vereinzelt wieder überwunden werden können, die dauernd aber zu nicht mehr auszugleichenden Schädigungen des Herzmuskels führen müssen. Dies gilt vor allem für schwere Kraftübungen, wie sie in der Athletik betrieben werden, für professionelle Wettfahrer, Wettschwimmer und andere mehr. Eine mäßige Herzvergrößerung ist, solange sie der Gesamtmuskulatur entspricht, kein krankhafter Zustand, kein Herzfehler, sondern eine auf dem Wege der Anpassung an die erhöhte Anforderung zustande gekommene physiologische Veränderung.

820. **Wirkung des Sports auf die Atemorgane.** Herz und Lunge sind ein Dioskurenpaar, in einem so engen Verhältnis stehen sie zueinander, und so sehr ist eins auf das andere angewiesen. Durch die Atmung wird das Blut in den Brustraum angesaugt, und zwar erfolgt dies in der Phase der Einatmung, damit gelangt es zum Herzen, und zwar in einer um so größeren Quantität, je tiefer die Atmung ist. Die Saugkraft der Lunge ist also gewissermaßen ein Regulierorgan der Herz- und Kreislauftätigkeit, und sie wirkt bestimmend auf die Füllung der Gefäße mit Blut. Was dieses aber zu bedeuten hat, haben ja die bisherigen Darlegungen bereits gezeigt: eine bessere Versorgung der Muskeln mit dem kostbarsten Saft, den sie benötigen, damit eine erleichterte Leistungsfähigkeit durch Vernichtung der Zerfall- und Giftstoffe, die wiederum rückwirkend das Herz und sein Blutverteilungsgebiet beeinflußt und andererseits durch die Beschleunigung des Pfortaderkreislaufs in der Leber die Organe der Verdauung und des Stoffwechsels mit in den Kreis erhöhter Tätigkeit hineinzieht. Zugleich wird aber auch der Lungenkreislauf selbst durch die vertiefte Atmung beschleunigt und im Austausch mit der umgebenden Luft vermehrte Sauerstoffmengen ein-, vermehrte Kohlensäuremengen ausgeführt. Dadurch wird während der Einatmung der linken Herzkammer mehr sauerstoffreiches Blut zugeführt, als bei der Exspiration und der Herzmuskel selbst besser ernährt. Daß die Lungen und ihre Wände, der knöcherne Brustkorb, bei vertiefter Atmung nicht leer ausgehen und ihr Gewebe wie die Rippenringe eine Erhöhung der Elastizität, eine Kräftigung ihres ganzen Aufbaues erfahren, dafür bietet ja jeder, der systematische, vernünftige Atemgymnastik bezw. Leibeszucht treibt, ein lebendes Beispiel. Die Tiefatmung und damit das Atmungstraining ist weiterhin auch ein vor-

zügliches Mittel zur Erziehung der Nerven, zur Dämmung der Affekte. Wer hätte es nicht im täglichen Leben am eigenen Körper gespürt, wie in Zuständen seelischer Erregung, tiefster Gemütsbewegung die vertiefte Atmung ein Erleichterungs- und Lösungsmittel selbst höchster Spannungen darstellt, und wie unter ihrem Einflusse das gestörte Gleichgewicht langsam, aber stetig wieder hergestellt wird? Was ist geschehen? Durch die abnorme Erregung der Nerven ist die Atmung gestört, damit wird aber gleichzeitig infolge des engen Verhältnisses zwischen Herz und Lunge die Kreislauftätigkeit beunruhigt und abnorm, die Gefäße des Hirns füllen sich strotzend an — der sichtbare Ausdruck davon ist die Blutüberfüllung des Kopfes, — ein Gefühl unsäglicher Hitze und Erregung zieht durch den ganzen Körper. Nun setzt, wenn wir diese Art Selbstzucht gelernt haben, die Tiefatmung ein, und wie von einem Alp befreit fängt der Körper wieder an zur ursprünglichen Norm zurückzukehren. Zwar zittert die Bewegung noch einige Zeit nach, aber mehr und mehr glätten sich die Wogen, die blutgefüllten Gefäße des Kopfes entleeren sich, Herz- und Pulsschlag, der vorher stürmisch dahinjagte, wird ruhiger, der Saugapparat der Lunge hat selbst die höchsten Affekte überwunden! Aus alldem leuchtet hervor, wie ungeheuer wichtig die methodische Tiefatmung ist und wie wir Nutzen und Wert sportlicher Uebungen danach beurteilen können, inwieweit sie diese beeinflussen und auslösen können. Zu den Uebungen, die eine möglichst weite, ungehinderte Entfaltung des Brustkorbs verbürgen, gehört in erster Reihe das sportliche Rudern. Unzweckmäßig sind hingegen alle die Betätigungen, bei denen die Ansaugung des Venenblutes nach dem Brustkorb hin behindert ist. Zu diesen gehört das Stemmen schwerer Gewichte, längeres Gestreckthalten der Arme bei Freiübungen, verschiedene Gerätübungen beim Turnen, wie der Knickstütz am Barren und anderes mehr. In gleicher Weise wirkt auch zu eng anliegende Kleidung und, was für Touristen und Alpinisten besonders wichtig ist, unzweckmäßig angebrachtes Gepäck am Rücken, sowie an der Brust beengende Umhängeriemen (Fernglas, Feldflasche).

Uebung der Atembewegungen wie Stärkung des Herzmuskels muß vor allem dem jugendlichen Organismus zum Segen gereichen, sind ihm doch ein kräftig entwickeltes, leistungsfähiges Herz, ein breiter, elastischer Brustkorb die wertvollsten Errungenschaften für das spätere Leben. Zu diesem Ziel hinführende körperliche Betätigungen sind für die heranwachsende Jugend in erster Linie Laufen und Springen, Spiele im Freien.

821. Wirkung des Sports auf Stoffwechsel u. Wärmeregulation. Körperliche Uebungen erhöhen den Appetit und die Verdauungstätigkeit, das ist eine seit uralten Zeiten bekannte Erfahrungstatsache. Der arbeitende Muskel braucht mehr Nahrung wie der ruhende, die Verarbeitung der eingeführten Nahrungsstoffe erfolgt rascher und lebhafter, daher ist einmal ein öfterer Ersatz notwendig und weiterhin die Ausnutzung der Speisen eine ergiebigere, ein Moment, das zugleich eine leichtere Ausscheidung verarbeiteter und für den Körper wertlos gewordener Massen anbahnt. Der Stoffverbrauch des arbeitenden Muskels betrifft, wie schon einmal erwähnt, in erster

Stelle Kohlenhydrate und Fette, also ist ihre Einführung vonnöten, während Eiweiß, das vor allem der Erhaltung der Kraft und der Wärmebildung zu dienen hat, dieser beiden Funktionen wegen in einem gewissen Verhältnis bei einer rationellen Ernährung nicht fehlen darf. Da es aber eine höhere Verdauungsarbeit beansprucht als Kohlenhydrate und Fette, die stickstofffrei sind, den arbeitenden Muskeln also mehr Blut entzieht, da es ferner die durch die Leibesübung an sich gesteigerte Wärmebildung noch erhöht, so ist es nicht ratsam, bei körperlicher und sportlicher Betätigung eine besonders eiweißreiche Kost zu genießen. Wie sie im einzelnen beschaffen sein muß, wird das Kapitel „Ernährung" noch näher darlegen.

Sportliche Tätigkeit erhöht die Körpertemperatur, die Hautgefäße füllen sich mit Blut, es beginnt jener für all unsere Lebensprozesse so außerordentlich wichtige Stoffwechsel der Haut, der von einer erhöhten Zirkulation und Wärmeproduktion allmählich in das Stadium der Schweißbildung und damit der Ausscheidung schädlicher, ja selbst giftiger Substanzen übergeht. In der Schweißbildung haben wir mithin eine der wichtigsten Regulationsvorrichtungen unseres Organismus zu sehen und ihre prompte Reaktion ist eine Vorbedingung körperlichen Wohlbefindens. Der Schweiß schleppt eine Unzahl von Ermüdungsstoffen mit aus dem Körper heraus, er dient also zur Entlastung nicht bloß des Stoffumsatzes an sich, wie vielmehr des arbeitenden und in seiner Arbeitsleistung durch die Zersetzungen in sich gehemmten Muskels.

822. **Sport und Nervensystem.** „Der Sport stählt die Nerven", ein viel bekanntes, viel gebrauchtes Wort, das sinnfällig schon die Bedeutung, die man dem Sport für das Nervensystem im Volksmunde beilegt, ausdrückt. Wahr im Kern der Sache, unwahr in der Ausschließlichkeit der Auffassung, die nur günstige Wirkungen dem Sport zuschreibt. Warum diese Einschränkung dringend notwendig, das werden wir im Kapitel „Schäden des Sports" noch ausführlicher zu betrachten haben.

Der Stoffwechsel des Nerven ist bis zu einem gewissen Grade dem des Muskel verwandt, auch bei ihm findet im arbeitenden Zustande ein Verbrauch statt, auch er muß Ersatz schaffen für die verloren gegangenen Stoffe, muß die entstandenen Ermüdungsprodukte eliminieren oder wenigstens unschädlich machen. Hierbei steht ihm wie dem Muskel der Blutstrom zur Seite, der in seinem nie ermüdenden Lauf durch den gesamten Körper kreist, hier zerstört, dort aufbaut, überall aber die Spuren des Lebens und Schaffens den Organen aufprägt. Körperliche und geistige Arbeit stehen also mehr oder minder unter denselben Lebensbedingungen, aber gewaltig verschieden sind ihre Aeußerungen und damit auch die Bahn ihres Zustandekommens und die sie beeinflussenden Momente. Gebiert körperliche Arbeitsleistung mechanische Energie, die wir wieder umsetzen in bestimmte Verrichtungen, Handleistungen und dergl. mehr, so schafft geistige Arbeitsleistung Vorstellungen, Gedankenbildung, Gedächtnis und Bewußtseinsvorgänge, kurzum Dinge, die wir nicht sehen und nicht greifen können und die sich daher in der gemeiniglichen Auffassung so schwer vorstellen lassen. Und nun die Brücke zwischen Sport und Nerven oder vielmehr zwischen Sport und geistigen Fähigkeiten:

Der Sport schult die **Sinnesorgane**, die einmal Empfindungen und weiterhin Vorstellungen entstehen lassen, er beeinflußt also sowohl unsere Gefühle wie unsere Verstandesbahnen. Und wenn wir die Stufenleiter derselben durchgehen, so werden wir überall die Einwirkungen des Sports bald auf die eine, bald auf die andere Kategorie unseres Seelenlebens finden. Zwei unserer Sinnesorgane werden durch ihn besonders geschult: das **Auge** und der **Muskelsinn**. Unter den Sportarten, welche diese beiden vorzüglich schärfen, sind vier vor allem zu nennen: Fechten, Lawn-Tennis, Polo und Alpinistik. Alle diese Uebungen haben eins gemeinsam in ihrer Wirkung auf Körper und Nervensystem, das ist die **Koordination der Bewegungen**. Man versteht darunter das Vermögen, alle zu dem Zustandekommen einer bestimmten Bewegung nötigen Muskeln in der zweckmäßigsten Weise zusammenwirken zu lassen. Keine Bewegung unserer Muskulatur ist nämlich eine einfache. Bei jeder derselben haben wir es mit einem Ineinandergreifen verschiedener Muskelgruppen zu tun, und dieser Mechanismus wird um so schwieriger, je komplizierter die Körperbewegung ist, die wir auszuführen haben. Unser Nervensystem funktioniert in der Art, daß jedesmal, wenn zu einer bestimmten Muskelgruppe der Befehl geht „Arbeit", zugleich zu den Muskeln, welche den entgegengesetzten Bewegungen dienen, den sogen. Antagonisten, das Kommando erschallt: Seid auf der Hut, damit ihr im rechten Moment die Bewegungen der arbeitenden Muskulatur hemmen und modifizieren könnt. Auf diesem Zusammenarbeiten der Muskeln und ihrer Antagonisten beruht am Ende jede Geschicklichkeit in der Ausführung einer körperlichen Uebung und derjenige ist der beste Sportsmann, der Muskeln und ihre Widerpartner am zweckmäßigsten neben- und miteinander arbeiten läßt. Das Erringen dieses Kraftgefühls ist Aufgabe und Wesen des Sports und aus ihm resultieren **Geistesgegenwart, Schlagfertigkeit**. Leibesübungen wie Fechten, Ringen, Bergsteigen, Reiten, Jagen verleihen uns diese so außerordentlich wichtigen Errungenschaften, und sie sind gegeben in dem Wesen dieser Leistungen, deren Charakteristikum der Kampf mit einem Gegner, sei es ein Mensch, ein Tier oder die Natur selbst, ist. Turnen dagegen und Freiübungen, selbst das Rudern, gewähren diese Ausbildung nicht, während beim Segeln wiederum diese Seite des sportlichen Trainings besonders geschult wird.

Die höchsten Funktionen des Menschen aber sind die psychischen: **Mut** und **Tatkraft**, **Frohsinn** und **Lust** zählen wir zu ihnen. Sie alle finden im Sport ihre Anregung und Ausbildung, und hier sind es vor allem wieder zwei, die alle anderen Sportarten weit nach dieser Richtung hin übertreffen, das ist das **Wandern** und der **Alpinismus**. Der Anblick der Natur in all ihrer erhabenen Größe, die fortdauernd wechselnden Eindrücke im Zusammenhang mit dem Gefühl der Leistungsfähigkeit und Leistungsmöglichkeit, der Ueberwindung von Hindernissen, wobei die Empfindungen des Wetteifers und Ehrgeizes mit hineinspielen, all das wirkt auf unser Seelenvermögen in harmonischster Weise und beflügelt unsere körperlichen und geistigen Regungen. So bilden sich unter dem Einflusse des Sports und mit Zuhilfenahme der Muskelarbeit direkte Bewußtseins-

vorgänge aus und nirgends ist der Uebergang körperlicher zu geistiger Tätigkeit und Leistungsfähigkeit so ausgesprochen wie gerade auf diesem Gebiete. So schleifen wir allmählich die Bahnen unserer Ganglienzellen als der Zentren des Geisteslebens zu bewußtem Handeln aus und mit ihnen verknüpfen wir eine Uebung unseres gesamten Körpersystems, die auf alle unsere Organe ohne Ausnahme im Sinne der Erhaltung und Kräftigung einwirkt.

Und fassen wir nunmehr nach abschließender Betrachtung der Einflüsse des Sports auf den menschlichen Organismus unsere Schlüsse zusammen, so lauten dieselben: Durch vernunftgemäße sportliche Tätigkeit erreichen wir ein Anwachsen unserer Körpermuskulatur, eine Stärkung des Herzens und der Lunge, eine Uebung des Nervensystems und eine Stählung und Stärkung unserer psychischen Funktionen.

823. Uebung und Training. Was Uebung in sportlicher Bedeutung für ein Wertmaß hat, haben wir bereits kurz in den einleitenden Kapiteln kennen gelernt, ihr Wesen und ihre physiologischen Nutzeffekte sollen der Gegenstand vorliegender Betrachtungen sein. Wir haben gesehen, daß durch Uebung die geübten Muskelgruppen an Umfang und damit an Kraft zunehmen, daß selbst der Herzmuskel eine Veränderung seines Strukturbaues im Sinne einer Vergrößerung annehmen kann, daß unser Nervensystem diesen Einwirkungen sich ebenfalls nicht entziehen kann und anders reagiert, ja daß sogar die höchsten und kraftvollsten Betätigungen des menschlichen Geistes nur unter übender Zuchtrute, im besten Sinne des Wortes verstanden, zustande kommen können. Also muß bis zu einem gewissen Grade das Geheimnis der Leistungsfähigkeit auf sportlichem und allgemein gesundheitlichem Gebiete in der Uebung und ihrer systematischen Ausbildung, letzteres auch Training genannt, liegen.

Der geübte Muskel hat es gelernt, haushälterisch mit seinen Kräften umzugehen, zu sparen wo zu sparen ist, die Arbeit einzuteilen, mit anderen Worten, er vermag es, sich an die an ihn herantretenden Forderungen anzupassen, hier zuzugeben, dort einzuschränken, im vollen Sinne des Wortes hauszuhalten und je nach Bedürfnis seinen Verbrauch zu regeln. Unserem Denken unbewußt, also unwillkürlich, findet dieser Tauschhandel statt und sein Ergebnis ist das jedes richtig geführten Haushalts, ein Ersparnis an Gut und Blut, eine Häufung des Vermögens und zwar der Immobilien, im vorliegenden Fall der Muskelsubstanz. So wird ein geübter Muskel an einzelnen Bündeln und Fasern reicher, voller und damit kräftiger, und da der kraftvolle Muskel Arbeitsleistungen leichter und müheloser zu vollbringen imstande ist, wächst das Vertrauen in die zu erfüllenden Anforderungen, es setzt sich tatsächlich Muskel- in Nervengymnastikum. Dazu kommt noch eins, was als schwerwiegendes Moment bei dem Zustandekommen dieser Prozesse nicht außer acht zu lassen ist. Jede Arbeit, selbst die einfachste und gröbste, die wir mit unserem Körper auszuführen haben, bedarf einer Willensanregung wie einer Aufmerksamkeitsspannung vom Hirn aus. Der Wille diktiert, er gibt den Befehl weiter an die Nervenbahnen und durch ihre Vermittlung hebt

sich der Arm, um den Hammer oder den Spaten zu ergreifen, setzt sich das Bein in die Bewegung, um Rad oder Webstuhl in Aktion zu bringen. Dieser Willensimpuls gibt aber nicht bloß seine Kommandos an die ihm unterstellten Organe weiter, er setzt sich zugleich mit seinen Partnern in Verbindung, den Sinnesorganen, und macht sie mobil. Vor allem ist es hier der Gesichtssinn und sein Organ, das Auge, das in Funktion tritt, und das nunmehr durch seine Mitwirkung die der Arbeit zu widmende Aufmerksamkeit ins Feld führt, ein unbedingtes Erfordernis jedweder zu lösenden Aufgabe, mag dieselbe auch noch so primitiv und rein körperlicher Natur sein. Allein diese Aufmerksamkeitsspannung braucht ihrerseits Zeit und einer gewissen Kraftentfaltung, in jedem Falle eines Verbrauchs und einer Umsetzung der vorhandenen Vorräte, die, wie wir ja gesehen haben, die absolute Voraussetzung jeder körperlichen wie geistigen Arbeitsleistung sind. Also Stoffverlust, der dem Körper ja wieder auf andere Weise zu gute kommt, jedoch im Momente seines Umsatzes eine tatsächliche Einbuße an lebendem Material darstellt.

Gelänge es nun, diese Aufmerksamkeitsspannung bis zu einem gewissen Grade zu eliminieren oder wenigstens teilweise auszuschalten, dann wäre damit ein gut Stück der Arbeitsleistung erspart, der Aufwand an Energien ein geringerer, die Ausführung der Aufgabe leichter und müheloser. Und tatsächlich gelingt dies auf dem Wege der Uebung! Wir wählen zum besseren Verständnis ein einfaches Beispiel: Einen Springer und als Requisiten für ihn ein Sprungbrett, zwei Träger und eine Schnur. Die Aufgabe ist ein Hochsprung, der Springer bisher ungeübt. Er mißt mit seinem Auge das Ziel, dabei gehen völlig dem Bewußtsein entrückt eine ganze Reihe von inneren Prozessen vor sich, und diese Aufmerksamkeitsspannung verläßt ihn auch keinen Augenblick, so lange er die Aufgabe nicht gelöst hat. Ja sogar im Anlauf wie im Sprung richtet er die Bewegung seiner Gliedmaßen, die Zusammenziehung der hierbei erforderlichen Muskelgruppen genau nach dem Maß der auf Grund des Gesichtssinnes gewonnenen Erkenntnis von Höhe der Schnur und Weite der Entfernung ein, er ist körperlich wie geistig, man kann fast sagen, im Bann seiner Handlung. Was tut dem entgegen der Geübte: Auch er mißt mit blitzartigem Schauen und Erfassen die Situation, aber dann vollzieht sich nahezu automatisch die gesamte Abwicklung der einzelnen Etappen der Sprungleistung bis zur vollbrachter Tat, die Koordination der Bewegungen, der wohl wichtigste Moment für jede sportliche Leistung, geht ebenso unbewußt wie zielstrebig vor sich, es parieren die Muskeln so präzis und so glatt, als wäre es nie anders gewesen; mühelos und erfolgreich geht auch hier der gesamte Hergang vor sich. Aus diesem einfachen Beispiel sind sämtliche Momente der Kraftersparnis bei der Uebung, der erleichterten und damit um so zielbewußteren Auslösung der einzelnen zum Zustandekommen des Ganzen notwendigen Leistungen herauszulesen, es offenbart sich das Geheimnis des Uebergewichtes der Uebung über die Nichtübung! Das obige Beispiel läßt sich zwanglos auf alle Arten und Formen körperlicher und sportlicher Betätigung übertragen, denken wir nur an den Alpinismus, den Reitsport, den Ski- und Schlittschuhlauf, unsere gesamten gymna-

stischen Bewegungen, das Ringen und Fechten, kurzum, wohin wir auch immer blicken mögen, die einfachsten wie die kompliziertesten Muskelleistungen, sie alle gewinnen durch die Uebung, sie alle leiden durch die Nichtübung!

824. **Uebung und Ermüdung.** Es gelingt, wie wir gesehen, durch dauernde Uebung ein und dieselbe körperliche Arbeit mit allmählich immer geringerem Kraftaufwand zu leisten, bis schließlich eine Grenze erreicht ist, bei welcher keine weitere Herabsetzung des Verbrauches mehr statthaben kann: Dann ist der Mensch auf diese Leistung eingeübt, ist für dieselbe trainiert. In diesem Sinne allein findet in vorliegendem Abschnitt das Training, dieses so oft und für so mannigfache Dinge gebrauchte Wort, Berücksichtigung und Erörterung.

Mit dem Training aufs engste verbunden ist die Ermüdungsgrenze des tätigen Muskels, denn nichts ist mehr imstande das Ermüdungsgefühl herabzusetzen, als die fortgesetzte systematische Uebung. In der Ermüdung und ihrer Zwillingsschwester, der Erschöpfung, liegt der Fluch, liegt die Gefahr der Muskel- und Nervenarbeit. Ermüdung und Erschöpfung gehen immer untrennbar Hand in Hand. Aber während die Erschöpfung im engeren Sinne unmittelbar auf einer Herabsetzung der Erregbarkeit durch Mangel an Sauerstoff, dem Lebensstrom, beruht, ist die Ermüdung ein Lähmungszustand, der sich bei Mangel an Sauerstoff durch Bildung und Anhäufung von lähmenden Stoffwechselprodukten, den sogenannten Ermüdungsstoffen, entwickelt. Solche Erschöpfungs- und Ermüdungsvorgänge können sich in allen Teilen unseres Muskel- wie Nervensystems unter dem Einfluß starker Beanspruchung unserer Kräfte entwickeln. Die Selbststeuerung des Stoffwechsels gleicht sie im gesunden Organismus nach dem Aufhören der Reizimpulse stets wieder aus, und zwar sind es Ruhe, Schlaf und Nahrung, die mit ihrer Einschränkung des Verbrauches, mit ihrer Beseitignng der Zerfallstoffe und ihrem Kräfteersatz die Giftwirkungen beseitigen und das Ermüdungsgefühl aufheben. Dies im täglichen Ablauf der Geschehnisse und als natürliche Gegengewichte gegen die Inanspruchnahme der Arbeit. Der Einfluß, der aber in besonders wirksamer Weise jenen Schädigungen entgegenarbeitet — das ist die Uebung. Lange Zeit hindurch kann der stetige Uebungsfortschritt die allmählich anwachsende Ermüdung vollständig verdecken; bei sehr langer Fortsetzung der Arbeit wird er allerdings schließlich immer von jener letzteren überwunden. Indessen, der Einfluß der Ermüdung ist ein vorübergehender, er kann durch die oben genannten Faktoren — Ruhe, Schlaf und Nahrung — verhältnismäßig rasch spurlos verwischt werden. Die Uebung dagegen erhält sich längere Zeit, wenn auch ein Teil derselben verloren geht. So kommt es, daß die Wirkungen der Uebung sich nach und nach steigern können, während diejenigen der Ermüdung zumeist den Tag nicht überdauern. Auf diesem Wege führt die Uebung zu greifbaren Umwandlungen im arbeitenden Gewebe, nicht mit Unrecht sprechen wir davon, daß eine häufig wiederholte Tätigkeit uns schließlich in Fleisch und Blut übergeht, die Verrichtung übt einen formenden Einfluß auf das Gewebe.

In der dauernden Veränderung der Leistungsfähigkeit haben wir den weitaus mächtigsten Bundesgenossen im Kampf gegen die Er-

müdung vor uns, da sie nichts anderes bedeutet, als eine Herabsetzung der Ermüdbarkeit. Je eingeübter ein Vorgang ist, desto leichter geht er von statten und desto geringfügiger sind die durch ihn hervorgerufenen Ermüdungserscheinungen. Alle anderen Maßnahmen, wie Ruhe, Schlaf 2c., sind geeignet, die einmal entstandene Ermüdung jeweils in möglichst vollkommener Weise wieder unschädlich zu machen: Die Uebung dagegen vermag zwar im Augenblick die Wirkungen der Ermüdung nur zu verdecken, dafür aber beschränkt sie deren Entstehungsbedingungen.

825. Wie soll man nun üben? Eine Frage, die, nachdem die Theorie des Sports und seiner Einwirkung auf den menschlichen Organismus des langen und breiten erörtert worden ist, sich unwillkürlich erheben muß, sollen doch die praktischen Nutzanwendungen aus der wissenschaftlichen Erkenntnis gezogen werden. In dem Kapitel „Ruhe und Erholung" wird Gelegenheit sein, näher auf alle Einzelheiten dieser Materie einzugehen, hier nur die wichtigsten und allgemeinsten Grundprinzipien. Und da ist vor allem eins zu wissen wichtig, nämlich die nahen Beziehungen, welche zwischen körperlicher und geistiger Ermüdung bestehen, wie sie zuerst Mosso nachgewiesen hat. Starke geistige Anstrengung setzt auch die Größe der Muskelleistung herab, und umgekehrt läßt sich zeigen, daß längere körperliche Arbeit ein sehr deutliches Sinken der geistigen Leistungsfähigkeit zur Folge hat. Die Erklärung dieser Tatsachen liegt darin, daß auch die Muskelarbeit nur durch die Bewegungsantriebe zustande kommt, die vom Nervensystem ausgehen. Von vornherein ist damit erwiesen, daß jeder Sport bis zu einem gewissen Grade eine körperliche Arbeit darstellt, die mit der Ueberwindung von Schwierigkeiten und Hindernissen verknüpft ist, nie aber als eine Spielerei, ein Tändeln oder dergleichen mehr angesehen werden darf. Und wenn man dies sich vor Augen hält, dann ergibt sich von selbst die Schlußfolgerung, daß angestrengte körperliche oder geistige Tagesarbeit keine Erholung im Sport findet, sondern im Gegenteil die zu bannenden Zustände der Uebermüdung und Erschöpfung höchstens nach sich zieht. Der Sport gehört in die arbeitsfreien Zeiten hinein, in die der Muße und Erholung gewidmeten Nachmittage, in die Sonn- und Feiertage, die Ferien, kurzum überall dort hin, wo er nicht verquickt wird mit der Werktags- und Berufsarbeit. Dieser Grundsatz gilt für alle Betätigungen, die sportlichen Charakter tragen, mag dies nun Lawn-Tennis oder Fußball, Rudern oder Segeln, Skilauf oder Rodeln sein. Er gilt nicht für Zimmergymnastik, für den Reitsport, das Wandern, samt und sonders körperliche Uebungen, bei denen einmal die Triebfedern des Ehrgeizes und des Wetteifers mehr oder minder fehlen und weiterhin auch die Ueberwindung der Anstrengungen bis zu einem gewissen Grade dosiert werden kann. Nicht nur, daß man bei diesen Uebungen als alleiniger Partner nach Wollen und Können zu Werke gehen, aufhören und unterbrechen kann, wenn es einem beliebt, fehlt auch bei ihnen der starke Kraftaufwand, den die meisten sportlichen Betätigungen verlangen. Zu überwinden ist ja eigentlich nur das eigene Trägheits- und Beharrungsvermögen. Und beim Wandern, teilweise auch beim Reiten treten dafür eine solche

Reihe von direkt seelisch beruhigenden Ablenkungsmomenten ein, daß diese Empfindungen mehr erfrischend wie ermüdend zu wirken geeignet sind. Haben wir nunmehr die Zeit sportlicher Uebung auf bestimmte Perioden unseres Lebens beschränkt, so erhebt sich die weitere Frage, in welcher Art und Weise soll die sportliche Leistung eingeübt und durchgeführt werden. Hierbei spielen natürlich Lebensalter, Konstitution, Klima und Jahreszeit eine wesentliche Rolle, sodaß auch bei diesem Punkt, bei dem mehr wie bei jedem andern aufs strengste individualisiert, also Art und Durchführung sportlicher Betätigung unter strenger Berücksichtigung aller einschlägigen Faktoren gewählt werden muß, wir uns nur bescheiden können, die allgemeinsten Grundregeln hierfür aufzustellen.

Beginnen wir mit dem Alter. Für die Jahre vor dem Schulbeginn, wo es darauf ankommt, vor allem die Sinnesorgane zu schulen und zu schärfen, sind Spiele im Freien, Wandern in der Natur, leichte Kletter-, Spring- und Gerätübungen die diesem Alter entsprechendste Betätigung. Die ersten Schuljahre, in die der Zahnwechsel und die Entwicklung des Knochenskeletts fällt, bedürfen zum Ausgleich für die durch die Schule gesetzten veränderten Lebensbedingungen eine Reihe von Imponderabilien; wir finden sie in reicher Bewegung im Freien, den Turnspielen, im Schwimmen, im Schlittschuhlauf. Vom neunten bis dreizehnten Lebensjahr, eine Periode, die gekennzeichnet ist durch das Fortschreiten des Längenwachstums, die Entwicklung des Knochensystems und der Muskulatur, treten zu den bisherigen Uebungen der Dauerlauf, der Hoch-, Weit- und Stabsprung, Freiübungen und Gerätübungen und ähnliches. Es folgt die Periode der geschlechtlichen Reife und der Vollendung des Wachstums, also etwa vom dreizehnten bis zum zwanzigsten Lebensjahr, wohl der bedeutsamste Lebensabschnitt mit seiner Reifung der Atmungs- und Kreislaufsorgane. Um ihnen die nötige Anregung zur Entwicklung zu geben, bedarf der Körper starker Bewegungsreize. Sie werden ihm gegeben in Gerätübungen aller Art, im Fechten, Rudern und Wettschwimmen auf kurze Distanzen, im Schilauf und Rodeln, im Ringkampf, in den Sport- und Rasenspielen, namentlich im Tennis und Fußball, und vor allem im Bergsport mit seiner geradezu unerschöpflichen Fülle von Nervenimpulsen. Vom zweiundzwanzigsten bis dreißigsten Jahr vollzieht der Körper hauptsächlich sein Breitenwachstum und festigt sich innerlich. Dies ist die Zeit des Uebermutes und der Waghalsigkeit, zugleich aber auch die der Uebertreibung und der Ueberschätzung der Körperkräfte. Kraftübungen aller Art sollen hier mit Gewandtheitsübungen in stetem Wechsel bleiben, der Schilauf und der Segelsport, Reiten, die kunstgerechte Betreibung des Tennisspiels und des Schilaufs sind hierfür die richtigen Lehrmeister. In der Vollkraft der Jahre, vom dreißigsten bis vierzigsten Lebensjahr, muß man sich die erworbenen Fertigkeiten zu erhalten und die höchste Ausbildung an Kraft, Gewandtheit und Ausdauer zu erwerben suchen. Graduelles Vorschreiten in allen bisher geübten Betätigungen ist für diese Zeit am Platz. Nach dem vierzigsten Lebensjahr wird es sich darum handeln, ein guter Sachverwalter des errungenen Kapitals an Muskelkraft und Nervenenergie zu sein; Wandern und Alpinismus, Zimmergymnastik

und Turnübungen verhelfen hierzu. Wer die Mittel und die Möglichkeit dazu hat, wird vor allem, so lange wie möglich, das Reiten kultivieren. Für jedes Lebensalter, jedwede sportliche Uebung aber gilt die goldene Regel zu individualisieren! Was dem einen Manna, ist dem andern Gift, was dieser spielend erreicht, muß jener mit Aufwendung aller Mittel mühsam erkämpfen. Daher schonende, nie überhastende, nie zur Erschöpfung führende Uebungen!

826. **Zeit und Ort der Uebungen.** Wenn nur irgend möglich in frischer Luft; alles was unter dem Einfluß der freien, ungehinderten Atmung in einem von der Atmosphäre durchströmten Milieu erfolgt, steht in seiner Wirkung unvergleichbar über den Uebungen in geschlossenen Räumen. Wo diese nicht zu umgehen, sorge man für gut ventilierte, große, luftige und staubfreie Räume. Die Stunden für die Vornahme der Uebungen sollen möglichst genau geregelt sein: im Sommer der frühe Morgen, im Winter der Nachmittag. Auch dies gilt natürlich nur für einzelne sportliche Betätigungen, nie allgemein. Wer reitet, wird also in den Sommermonaten die Morgenstunden wählen, wer den Eissport pflegt, im Winter den Nachmittag; wer jahraus, jahrein Zimmergymnastik treibt, der bleibt ungeachtet der Jahreszeiten bei denselben Stunden. Vor dem Frühstück ist eine halbstündige Anstrengung durchaus genügend. Nach reichlichen Mahlzeiten, besonders des Mittags, sollen körperliche Uebungen nicht vor Ablauf von mindestens zwei Stunden erfolgen.

Der späte Abend ist zu vermeiden, wirkt er doch bei einer großen Reihe von Menschen statt schlafförderend, schlafschädigend durch zu starke Erregungsimpulse ein.

Das tägliche Pensum muß allmählich gesteigert werden. Dadurch erhalten die Blutgefäße genügend Zeit, ihre Wandungen der lebhafteren Blutzirkulation anzupassen, und Herz und Lungen werden in den Stand gesetzt, ihre Tätigkeit entsprechend der vermehrten Muskelarbeit anders zu regeln. In dem Maße, wie die Anstrengungen wachsen, müssen auch Nahrung und Erholungspausen sich reicher und wechselvoller gestalten, doch darüber Ausführlicheres später!

Hygiene der Hautpflege (Abhärtung).

827. **Uebung der Haut und ihrer Funktionen.** Man kann, wie wir gesehen, durch Uebung seiner Muskeln wie seiner Nerven Höchstleistungen körperlicher Tätigkeit und geistiger Energie erreichen, kann die Willenskraft, jene wohl hervorragendste Betätigung des menschlichen Intellekts, zu der herrschenden Eigenschaft des Gesamtcharakters heranbilden und man kann endlich auch die Haut und ihre Funktionen so weit üben, daß man unempfindlich gegen Witterungsunbilden, unempfänglich für Krankheitsdispositionen und Infektionen aller Art wird. Nur sind hierbei die Mittel, mit denen man dies erreicht, weniger Sport und Gymnastik, wenngleich auch sie bis zu einem gewissen Grade hautkräftigend wirken, als vielmehr Luft und Wasser, unsere natürlichen Bundesgenossen im Lebenskampfe, die unveräußerlichen Imponderabilien des Daseins an sich. Mit ihrer richtigen Benutzung gelingt es, die Haut in einen Zustand von Training zu bringen, der fortdauernd zum wertvollsten Begleiter des Lebensweges wird und als Schutzmittel gegen Krankheit wie als

Palladium der Gesundheit von nichts auf Erden übertroffen werden kann. Zur Erhärtung dieser weittragenden Behauptung wollen wir die Wirkung beider Medien, des Wassers wie der Luft, an uns vorüberziehen lassen!

828. Das Wasser als Abhärtungsmittel. Die wesentlichste Funktion der Haut ist die der Wärmeregulierung, des Ausgleichs zwischen Wärmeabgabe und Wärmeneubildung. Da die Luft der Außenwelt kälter ist als die Bluttemperatur, gibt der Körper unaufhörlich Wärme ab, und wenn, wie das bei sehr hohen Temperaturen im Sommer geschehen kann, die Wärmeabgabe auf ein Minimum reduziert wird, treten die Schweißdrüsen in Aktion und lassen nun ihrerseits in dem verdunstenden Wasser Wärmeeinheiten frei werden. Dieser Wärmeabgabe entspricht eine stete Neubildung von Wärme, das Brennmaterial hiefür geben die eingenommenen Nahrungsstoffe her, insbesondere die Fette und Kohlehydrate, den Verbrennungsofen bilden die Gewebszellen im Verein mit dem Blute und dem eingeatmeten Sauerstoff. Deshalb unterscheiden wir bei den Nahrungsmitteln nicht bloß ihren Nährwert, ihren Gehalt an brauchbaren, vom Organismus aufzunehmendem Material, sondern auch ihre Wärmekapazität, ihre Wärmeeinheiten, die sie bei der Verbrennung abgeben. Und diesen Ausgleich zwischen Wärmeabgabe und Wärmebildung, die natürliche Fürsorge, daß ein richtiges Verhältnis zwischen beiden besteht, den besorgt die Haut mit ihren Nerven. Sinkt die Außentemperatur so, daß die Gefahr bestünde, es würde mehr Wärme abgegeben als zuträglich, dann springen die Nervenendorgane zum Schutze ein, der sie treffende Kältereiz der Außenluft wird von ihnen weitergegeben, das Blut strömt in das Innere, die Haut wird blutleer und gibt infolgedessen weniger Wärme ab. Reizt umgekehrt die Außentemperatur so, daß eine Wärmestauung im Innern zu befürchten ist, dann geben wiederum die Nerven der Haut den Befehl „Das Ganze vor!", die Haut wird vom Blutstrom überflutet, wird feuerrot und gleichzeitig erhalten die Schweißdrüsen die Ordre, die Front und die Flanken zu schützen, aus ihren Poren entleert sich eine heiße Flüssigkeit, der Körper ist entlastet. Diese Verteidigungsmaßnahmen der Haut können aber natürlich nicht zu dauernden Zuständen führen, sondern stellen nur eine vorübergehende Anpassung an die veränderten äußeren Lebensbedingungen dar, die ebenso rasch wieder mit dem Fortfall der sie bedingenden Faktoren verschwinden muß, wie sie gekommen ist. Und dieses letztere Bestreben des Organismus nennt man Reaktion, und auf ihr allein beruht der ungestörte Ablauf dieser eben geschilderten Prozesse.

Abhärtung ist aber nichts anderes als prompte Reaktion auf alle äußeren Reize und wir erzielen sie bis zu einem gewissen Grade durch die Gewöhnung des Körpers an kaltes Wasser, mit dessen Einwirkung auf die Haut wir nur den Weg nachahmen, den die Natur uns mit ihrem Spiel wechselnder Lufttemperaturen vorgezeichnet hat. Wenn wir nämlich Wasser von wesentlich kälterer Temperatur auf die Haut bringen, so erfolgt eine Zusammenziehung der Muskulatur der Hautgefäße, dieselben verengern sich, das Blut wird aus der Haut verdrängt, die Wärmeabgabe an die Außenluft sinkt. Trotzdem die Innentemperatur des Körpers in diesem eher gesteigert als gemindert

ist, empfindet das Individuum ein der Abkühlung der Haut entsprechendes Kältegefühl. Mit einem Schlag aber ändert sich das ganze Bild, wo dieser Kältereiz des Wassers überwunden, wo die auf ihn folgende Reaktion eintritt, d. h. die Gefäße sich nicht nur zur Norm, sondern wahrscheinlich unter dem Einfluß einer Erregung der Hemmungsnerven über dieselbe hinaus sich mächtig erweitern. Jetzt tritt wohliges Wärmegefühl ein, das Blut strömt im raschen Tempo durch die mächtig erweiterten Hautgefäße, hier seine Wärme zum Teil an die kühle Außenluft abgebend und abgekühlt zu den inneren Organen zurückkehrend.

Diese Reaktion ist ein rein physiologischer Vorgang, der beim Menschen, dessen Haut gut funktioniert, dessen Zirkulationsorgane und Nerven prompt arbeiten, glatt eintritt, der jedoch bei allen denen, die in irgend einem dieser Organe, ein wenn auch noch so geringes Manko haben, versagt und daher durch die Einwirkung von Kälte in Verbindung mit mechanischen Reizen neu erzeugt werden muß. Und da Kleidung und Kulturrichtung die ursprünglich tadellose Funktion unserer Haut wesentlich herabgesetzt hat, ist das Wasser zur Domäne von Abhärtungsbestrebungen geworden. Aber nur dann berechtigt und die Erwartungen erfüllend, wenn es nicht schablonenhaft und kritiklos angewandt wird, sondern wenn die Widerstandsfähigkeit und die Reaktion eines Menschen als Maßstab für die zu wählenden Maßnahmen herangezogen und ihnen entsprechend eine Dosierung der Temperatur wie des mechanischen Reizes, der mit allen Wasseranwendungen verbunden ist, vorgenommen wird.

829. Wie härtet man sich durch Wasser ab? Der Ausschlag der Reaktion ist das Kriterium für die Wahl der anzuwendenden Abhärtungsmaßnahmen; wo sie ausbleibt, ist Vorsicht geboten. Nie darf man eine niedrige Temperatur auf eine kalte Haut zur Anwendung bringen, nie die Zeitdauer der Prozedur durch langsames Handeln hinausdehnen; in beiden Fällen würde Frösteln entstehen, ein gefährlicher Hemmschuh des zu erstrebenden Zweckes.

Abhärtungsmaßnahmen beginne man möglichst in wärmerer Jahreszeit, um sie dann auch den Winter über fortzusetzen; wer aber aus irgend einem Grunde gezwungen ist, sie bei kühleren Temperaturen heranzuziehen, der sorge für eine temperierte Umgebung. Wo die Luft warm ist, darf das Wasser kalt sein, denn wir wissen ja, daß bei derartigen Luftverhältnissen die Haut blutgefüllt von ihrem natürlichen Panzer geschützt ist. Mit dem Beginn der Abhärtung geht es wie mit dem Beginn der Erziehung des Menschen, es gibt kein Alter, das früh genug wäre. Das früheste Alter gibt keine Gegenanzeige gegen vernünftige, allmählich einsetzende Abhärtungsversuche, nur die Wahl der Form derselben ist von größtem Belang. Da des Erwachsenen Abhärtungsmaßnahmen sich denen der Jugend folgerecht anschließen, müssen wir auf letztere wenigstens in groben Umrissen etwas näher eingehen. Der Bäderperiode des Säuglingsalters folgen vom zweiten bis vierten Lebensjahr täglich am Morgen vorzunehmende Waschungen des ganzen Körpers mit 20° R beginnend und allmählich bis auf 16° heruntergehend. Im Sommer sollen sie täglich vorgenommen werden, im Winter kann man sich darauf beschränken, nur den Oberkörper denselben auszusetzen. In späteren

Jahren bis zur Pubertät ist auch nur die Konsequenz in der Durchführung der Abhärtungsmaßregeln wichtiger als etwa eine Steigerung in der Intensität derselben. Waschungen (18—14°) bis zum sechsten bis siebenten Jahr, dann Waschungen und Tauchbäder (bei 18° 1 Minute) auch nur morgens vorgenommen, sind die entsprechenden Anwendungen. Vom sechsten Lebensjahr ab beginnen mit Fluß- und Bassinbädern, selbstverständlich in Verbindung mit Schwimmbädern, deren ungeheurer gesundheitlicher Wert schon früher geschildert wurde. Minimaltemperatur im Anfang 16° R, später 12°.

Wer alle diese Maßnahmen systematisch in der Kindheit durchgeführt hat, der verfügt über einen Fonds von Widerstandsfähigkeit für das Jugend- und Mannesalter, den er nur in richtiger Weise zu verwalten braucht, um Zins und Zinseszins davon zu ernten. Auch in diesen Altersperioden genügen in erster Reihe tägliche kalte Waschungen mit Wasser von Wasserleitungstemperatur, die man anfangs nur auf Gesicht, Brust und Arme beschränkt, um sie dann auf den gesamten Körper auszudehnen. Im Sommer an heißen Tagen können dann im Hausgebrauch Duschen von 18 bis 14° R in einer Dauer von 50 bis 60 Sekunden hinzutreten, weniger als Abhärtungs- wie als Erfrischungsmaßnahmen. Eine schon kräftigere und bei blutreichen, robusteren Individuen erlaubte Abhärtungsform stellt das kalte Frühbad vor, bei dem man direkt vom Bett aus in Wasser von 20—16° steigt und etwa 1—2 Minuten darin bleibt. Wer an Waschungen von früh an gewöhnt ist, und das Bedürfnis nach kräftigeren Maßnahmen in sich fühlt, der kann derartige Tauchbäder nehmen. Auch für den Erwachsenen ist das Schwimmbad, im Sommer im freien Flußwasser oder im See, im Winter in dazu geeigneten Hallen das Non plus ultra der Abhärtung und Anregung aller Funktionen und Lebensäußerungen.

830. Die Luft als Abhärtungsmittel. Es ist noch gar nicht lange her, da — denken wir nur einmal an die Aera Kneipp — gab es für alle Abhärtungsmaßnahmen bei groß und klein, jung und alt, krank und gesund, nur eine Basis, von der aus alle Bestrebungen ausgingen, das war das kalte Wasser. Geprägt durch die Jahrhunderte, von Generation zu Generation übernommen, galt es als Universalmethode, eine sachgemäße Abhärtung des menschlichen Körpers zu erzielen u. wurde dementsprechend gewertet. Der Wasserfanatismus der achtziger Jahre aber ließ bald erkennen, daß dieses universelle Rezept denn doch nicht so bei jedermann wirke, wie man sich dies vorgestellt, und daß vor allem sehr blutarme und sehr nervöse Individuen gegen die Einwirkungen des kalten Wassers eine Reaktion zeigten, die nicht mehr zu der gesundheitsfördernden zu rechnen war. Und so brach sich die Erkenntnis Bahn, daß eigentlich das Medium, gegen das man sich abhärten müsse, nicht das Wasser, sondern die Luft sei, in der wir uns unausgesetzt bewegen, die unsere Atemspeise, unseren Lebensofen im Sinne der Verbrennungsvorgänge bildet, die vor allem uns unaufhörlich umspült und bald Wohlbefinden bald Störung desselben auszulösen imstande ist.

Nicht nur für ihre Reinhaltung, sondern auch für ihre Funktionstüchtigkeit bedarf die Haut eines wohlregulierten Abwaschens durch die darüber wegstreichende Luft! Das ist das Grundprinzip jeder

Abhärtung, denn erfolgt dies nicht, dann wird die in eine gewisse Treibhaustemperatur versetzte Haut für alle Einflüsse von außen im höchsten Grade empfänglich. Jeder Lufthauch, jede Schwankung im Wetter erzeugt veränderte Zirkulationsverhältnisse an der schlecht reagierenden Hautoberfläche, und die Folgen hiervon sind Erkältungen, Katarrhe, kurzum das ganze Heer der kleinen und großen, Wohlbefinden wie Berufsarbeit störenden Indispositionen. Gegenmittel gegen diese quälenden und schädigenden Tücken des Alltags sind einmal eine rationelle Kleidung, die den physiologischen Funktionen der Haut entspricht und damit mit denselben regulatorisch auf Wärmebildung und Wärmeabgabe wirkt — wir werden näher darauf noch im Kapitel Kleidung zurückkommen — und weiterhin das Luftbad, die souveränste Handhabe zur Wiedergewöhnung des Körpers an die umgebende Luft.

831. Wesen und Wirkung des Luftbads. Unter Luftbädern versteht man die Gewöhnung des nackten Körpers an die umgebende Atmosphäre und zwar in der Weise, daß man Freiluftgymnastik treibt, also unbekleidet gymnastische Uebungen aller Art vornimmt. Dieses Aussetzen des Körpers der Luft gegenüber zeitigt eine Reihe von Erscheinungen, deren Ablauf in folgender Weise sich äußert: Kühle, bezw. kalte Luft — und abgesehen von sehr heißen Hochsommertagen werden immer Temperaturdifferenzen zwischen dem bekleideten Körper und dem unbekleideten bestehen — wirkt zuerst verengernd auf die Hautgefäße, führt in zweiter Linie zu einer Gefäßerweiterung und übt dadurch einen erheblichen Einfluß auf die Zirkulation der inneren Organe aus. Es kann demnach zu einer Entlastung im Inneren und dadurch zur Beseitigung von Kongestionszuständen, von Stauungen und ähnlichem mehr kommen. Auf das Herz wirkt das Luftbad im Sinne einer Steigerung der Herzenergie, auf die Atmung vertiefend und kräftigend, alles in allem Einflüsse, die anregend und zugleich übend die lebenswichtigsten Organe zu beeinflussen imstande sind. Für die Haut aber, auf deren Wärmeregulation und Tätigkeit das Luftbad in wohltätigster Weise wirkt, stellt es sich mithin als eine Abhärtungsmaßnahme wesentlichster Art dar, indem durch das Wechselspiel der wärmeentziehenden Faktoren (Temperatur, Feuchtigkeitsgehalt und Luftbewegung) eine Uebung der Haut und des Nervensystems eintritt, die dieselbe gegen jedwede Witterungseinflüsse wetterfest macht. Und dem Wasser gegenüber ist eine Luftabhärtung nachhaltiger und wirksamer aus folgenden Gründen: Unter der Einwirkung kalten Wassers erfolgt die Wärmeentziehung rasch und ergiebig an der gesamten Hautoberfläche ziemlich gleichmäßig, unter der Einwirkung kalter Luft infolge des verschiedenen Wärmeleitungsvermögens (Luft leitet die Wärme etwa 25 mal schlechter als Wasser) weniger wärmeentziehend, nie gleichmäßig infolge der stetig wechselnden Einflüsse. Diese geringe Wärmeentziehung im Luftbade gestattet einen kräftigen thermischen Reiz in Anwendung zu bringen, d. h. wesentlich niedrigere Temperaturen als mittelst Wasser oder den gleichen thermischen Reiz längere Zeit hindurch anzuwenden. Mit einem Wort: Abhärtungs- und Kräftigungsmaßnahmen des menschlichen Organismus lassen sich wesentlich methodischer und wirksamer durch Luft als durch Wasser erzielen.

Hygiene der Ernährung.

832. Ernährung und Muskelarbeit. Kein Problem hat im letzten Jahrzehnt eine solche Umwälzung erfahren, wie das der Ernährung, keines unsere Anschauungen derart von Grund aus beeinflußt und zwar im Sinne einer völligen Revision aller bisher gebildeten, wie das obige! Die Aufhellung der Ernährungsgesetze des Menschen, der Einblick in den Stoffwechsel, den der Fortschritt der Wissenschaft mehr und mehr vermittelt, und weiterhin die gewonnenen Erfahrungstatsachen, sie alle zusammen haben diesen früheren Zeiten gegenüber eine veränderte Auffassung gezeitigt.

Lange vor jedweder wissenschaftlichen Erkenntnis hat der Instinkt den Menschen zur Wahl seiner Nahrung geleitet und triebmäßig hat sich das Bedürfnis auf diejenigen Stoffe erstreckt, die entweder zum Aufbau und zur Erhaltung des Organismus dienten, oder die ihm das Heizungsmaterial für das ewige Herdfeuer der Verbrennungsprozesse lieferten. So baute sich das Nahrungsbudget aus den drei großen Gruppen der Eiweißstoffe, der Kohlehydrate und Fette auf und je nach wirtschaftlicher Lage wurde die eine auf Kosten der anderen bevorzugt, oder auch ganz ausgeschaltet.

Die erste Leitzahl über das physiologische Minimum der Ernährung stellte Voit auf und sie lautete: Ein Erwachsener von mittlerem Gewicht und bei mittlerer Arbeit braucht täglich 118 g Eiweiß, 50 g Fett und 500 g Kohlehydrate (alle stärkemehl- und zuckerhaltigen Substanzen), im ganzen rund 3000 Wärmeeinheiten. Von diesen dreien repräsentiert das erstere die Auf- bau- und Ersatzstoffe, die beiden letzteren die Kraftstoffe, wobei noch zu erwähnen ist, daß das Fett in gleichem Gewicht 2½ mal mehr Energie liefert als die Kohlehydrate, ein Moment, das für die praktische Gestaltung der Nahrungsmenge bei sportlicher Betätigung von wesentlicher Bedeutung ist. — Wenn man nun nach den Forschungsergebnissen der Neuzeit, die die Voit'schen Zahlen wesentlich erschüttert haben, eine allgemeine Regel über die rationellste Art der Ernährung aufstellen wollte, so würde dieselbe ungefähr lauten: Nach dem Stande unserer wissenschaftlichen Erkenntnis (sc. von heute) ist für die Muskelarbeit beim Sport als das beste der Ernährungsart eine gemischte Kost anzusehen, in der das Verhältnis der stickstoffhaltigen (Eiweiß) zu den stickstofffreien (Kohlehydrate und Fette) Nährstoffen sich wie 1 : 6 verhalten soll.

Als wesentlichste Energiesubstanzen sind also zu betrachten die Kohlehydrate und Fette und die letzteren sind es, die gerade für die Ernährung des intensiver arbeitenden Menschen gegenüber den ersteren erhebliche Vorzüge besitzen. Einen nannten wir bereits oben, nämlich das Fett, das in gleichem Gewicht 2½ mal mehr Energie liefert als die Kohlenhydrate. Ein weiterer Vorteil ist das geringe von ihm geforderte Maß an Verdauungsarbeit. Es ist also ausreichende Nahrungszufuhr mit viel geringerer Füllung des Verdauungsapparates möglich, und man kann einen genügenden Vorrat an Nährmaterial in Form von Fett viel bequemer resorbieren als in Form von kohlenhydrathaltigen Nahrungsmitteln, die — abgesehen von Zucker — meist sehr wasserreich sind und damit

einen Ballast mit sich führen. So enthält z. B. das Brot, der Hauptrepräsentant der kohlehydratreichen Nährstoffe durchschnittlich 40 % Wasser. Es ist daher ein durchaus rationelles Verfahren, wenn unsere Holzarbeiter im Gebirge als hauptsächlichste Nahrung Speck und Schmalz verwenden.

833. Die Rolle des Zuckers. Der Zucker, den wir oben nur kurz erwähnt, spielt in der Ernährung des Sporttreibenden eine nicht zu unterschätzende Rolle. Er belastet den Magen nur wenig und kann deshalb auch während großer körperlicher Anstrengungen in kleinen Mengen häufig genossen werden. Bis zu einem gewissen Grade ist er ein direktes Belebungsmittel der ermatteten Muskeln, zwar nicht das einzige, wie man fälschlich annahm, aber jedenfalls eins der mit am promptesten wirkenden. Er besitzt den Fetten gegenüber den Vorzug, daß er in den Körpersäften in beträchtlichen Mengen löslich ist, daß er sehr viel leichter als die Fette durch die Gefäßwände und Hüllen der Zellen hindurchwandert, und daß er infolgedessen auch sehr schnell nach seiner Aufnahme in den Körper den arbeitenden Muskeln zugute kommen kann. So zeigte sich nach Versuchen, die zuerst Mosso ausgeführt hat, daß die Kraft erschöpfter und ermatteter Muskeln schon wenige Minuten nach Aufnahme von Zucker zunimmt, ein Fingerzeig für die praktische Anwendung des Zuckers bei besonders anstrengenden Märschen und Klettertouren, besonders starken sportlichen Kraftleistungen und ähnlichem mehr. Ueber seine Bedeutung für Sport und Touristik hat Alfred Steinitzer eine Reihe von Versuchen angestellt, aus denen sich ergab, daß der Zucker die physische Leistungsfähigkeit wesentlich steigerte, daß er bei Ermüdung als rasch wirkendes Kräftigungsmittel die normale Leistungsfähigkeit wieder herstellte, ohne daß selbst beim Genuß größerer Quantitäten irgend welche unangenehmen Nebenerscheinungen zutage traten. Die Hochtouristik und der Radsport dienten ihm als Versuchsmedien.

Die schmackhafteste Form, ihn zu nehmen, sind Lösungen von Zucker in leichtem Tee oder Wasser mit Zusatz von einigen Tropfen Rotwein oder Zitronensäure, kalt oder warm, je nach Geschmack und Gelegenheit.

834. Die praktische Gestaltung der Ernährung. Nicht bloß das „Was" ist von Bedeutung, oft noch stärker das „Wie", die Einteilung der Mahlzeiten, die Menge der Quantitäten und ähnliches mehr. Vor und während jeder sportlichen Körperleistung ist — und dieses Hauptgebot gehört an die Spitze aller weiteren Ausführungen — jedwede Ueberfüllung des Magens mit Speise und Trank strengstens zu vermeiden. Eß- und Trinkgelage am Abend vor dem Antritt einer Hochtour, vor einem Rekord im Schilauf, im Anprallrennen zu Boot, im Meisterschaftsturnen oder was es auch immer sein mag, gehört zu den gröbsten Verstößen, die man begehen kann. Denn so notwendig auch die öftere Zufuhr von Nahrung bei angestrengter Arbeit ist, so bedenklich ist jede stärkere Belastung des Magens. Bei der Verdauung einer größeren Mahlzeit verlangt der Darmkanal so viel Blut, daß die arbeitenden Muskeln zu kurz kommen, infolgedessen tritt in raschester Folge eine Ermüdung und Erschöpfung ein, die sich im gewöhnlichen Leben schon bei stärkerem Füllen des Magens durch die bekannte Schwerfälligkeit in den Bewegungen, durch Trägheit im

Denken, ja selbst leichte Schlafempfindungen äußert. Daher ist auch das Einnehmen von größeren, quantitativ reicher gestalteten Mahlzeiten **während** sportlicher Anstrengungen ebenfalls zu meiden, und an ihrer Stelle sind kleine, häufige Nahrungsmengen zu nehmen. Das ist und bleibt das Hauptprinzip der Ernährung beim Sport! Unser Körper besitzt Reservematerial genug, um selbst tagelang von demselben zehren zu können. Das Gefühl von Mattigkeit, welches bei fehlender Nahrung eintritt, beruht nicht etwa auf Erschöpfung der Körpervorräte, als vielmehr auf einem bei leerem Magen sich einstellenden Hungergefühl. Da es sich aber dabei um eine auf nervösem Wege vermittelte Empfindung handelt, wird es uns nicht wundernehmen, daß diese Mattigkeit sich in individuell ganz verschiedenem Maße geltend macht. Es gibt Menschen, welche von früh bis spät intensiv arbeiten können, ohne durch Hungergefühle gestört zu werden, während sich bei anderen um die Stunde der gewohnten Mahlzeit eine solche Schwäche einstellt, daß dadurch die Leistungsfähigkeit ganz außerordentlich herabgesetzt wird. Dieser auf nervösem Wege vom Verdauungskanal her zustande kommenden Störung helfen in erster Reihe **kleine, häufige** Mengen Nahrung ab, so der Zucker, die Schokolade, Kakes, von warmen Getränken Teeaufgüsse, Fleischbrühe, Lösungen von Fleischextrakt, von festen Speisen belegte Brötchen, Käse u. a. mehr.

Also den Magen **nie** überlasten, **unmittelbar vor** und **während** sportlicher Anstrengungen keine großen Mahlzeiten, dagegen häufige, aber kleine Zwischenmahlzeiten und erst nach vollendeter Arbeit ein frugales, aber kräftiges Mahl, das sind die Leitsätze der quantitativen Gestaltung sportlicher Nahrungsaufnahme.

835. Das „Was" der Nahrung. Hier scheiden sich vielfach die Wege der Bestimmung der Nahrung je nach Art und Wesen sportlicher Leistungen. Während Hochtouren z. B. die Notwendigkeit in sich schließen, sich für eine Reihe von Tagen mit Proviant zu versorgen und dabei es nicht bloß auf die Zusammenstellung der Nahrungsmittel allein ankommt, sondern auch auf möglichst geringes Gewicht, dann auf bequeme Transportfähigkeit und Haltbarkeit, scheiden diese Momente bei fast allen übrigen Sportarten völlig aus. In Frage für die Ernährung bei Hochtouren kommen also vor allem Konserven, die **Knorrschen** und **Hohenloheschen** Präparate für Suppen aller Art, Bouillonkapseln für die Herstellung von Fleischbrühen, die nach **Weckscher** Methode konservierten Fleisch- und Fischspeisen, soweit sie von leichtem Gewicht sind, kondensierte Milch, ferner geräucherter Speck, Oelsardinen, Butter, Käse, besonders die festeren Sorten, Kakes, Zwieback, Backpflaumen, frische Aepfel, Schokolade, Tee 2c. Zu verpönen sind die in manchen Gegenden beliebten stark gewürzten Salami- und Servelatwürste, die sehr häufig wenig einwandfreie Fleischbestandteile in sich enthalten, vor allem aber auch derart dursterregend sind, daß nach ihrem Genuß ein nahezu unstillbares Verlangen nach Flüssigkeiten sich einstellt. Die Milch, die bei Hochtouren in den Sennhütten meist zu haben ist, ist kalt genossen für viele unbekömmlich und erzeugt oft kolikartige Anfälle. Nur wer seinen Körper genau kennt, wird sie in kaltem Zustande trinken dürfen: Jeder andere möge sie,

wenn Gelegenheit vorhanden, kochen und etwas Tee zur Geschmacksverbesserung zusetzen. Als ein Nahrungsmittel, welches Fett und Kohlenhydrate in sehr reichlicher Menge enthält und dabei äußerst bequem zu transportieren ist, empfiehlt sich die schon oben genannte Schokolade. Man kann sie in Mengen von 100—200 g genießen; besonders als Zusatz zum Brot ist Schokolade sehr angenehm, und sie ersetzt durch ihren hohen Fettgehalt bis zu einem gewissen Grade die Butter.

Mit diesem skizzierten eisernen Bestand ist, wie gesagt, wesentlich zu rechnen bei Hochtouren und ähnlichen sportlichen Betätigungen, bei denen man auf sich selbst angewiesen ist und keinerlei Sukkurs an Nahrungsmitteln haben kann. Bei allen andern sportlichen Veranstaltungen und Leistungen gelten die im allgemeinen Teil der Ernährungsfrage und in den vorliegenden ausgeführten Darlegungen hinsichtlich Zusammensetzung und Aufnahme der Nahrung.

836. **Was soll man trinken?** Für viele Menschen eine wichtigere Frage als die nach dem Essen, so sehr steht bei ihnen das Trinken im Vordergrund der gesamten Nahrungsaufnahme. Die Neigung, bei jedweder Gelegenheit Flüssigkeiten zu sich zu nehmen, keine Mahlzeit ohne dieselben zu beginnen und zu enden, hat zur Erzeugung eines, man kann ruhig sagen, künstlichen Durstgefühls geführt, das auf rein subjektiven, nervösen Empfindungen beruhend, mehr eine Frage der Erziehung und Gewohnheit, denn eine physiologische Notwendigkeit ist, und uns eben auch die ungemein verbreitete Vorstellung eingepflanzt hat, man könnte, ohne zu trinken, nicht essen, und dergleichen mehr. Bei Menschen, die diesem von Grund aus falschen Ideengange nachhängen und ihm entsprechend ihr Leben eingerichtet haben, macht sich natürlich ein unaufhörliches Durstgefühl geltend, und sie suchen es in jeder Form zu befriedigen. Größere und vor allem häufige Flüssigkeitsaufnahmen bedingen aber nächst einer früher oder später eintretenden Belastung des Magens auch eine erhöhte Inanspruchnahme des Herzens, das ja diese Wassermengen durch die Organe durchpeitschen muß, bis sie im Harn wieder zum Vorschein kommen oder durch den Schweiß von der Haut aus ausgeschieden werden, also in jedem Falle eine total unnütze Arbeit. Deshalb werden derartige Menschen zu jeder größeren sportlichen Betätigung und Leistung unfähig sein, mindestens aber gegenüber anderen, die auch im Dürsten eine Art Training durchgemacht haben, zurückstehen. Also lautet hierfür der Grundsatz: *Gib nicht jedem Durstgefühl nach, das wie alle subjektiven Empfindungen häufig genug auf Täuschung beruht, sondern trinke nur dann, wenn infolge der körperlichen Anstrengung eine wirkliche Wasserarmut des Körpers eingetreten ist, die sich viel weniger im Gefühl einer Trockenheit des Halses, als in einem allgemeinen Verschmachtungsempfinden, einem dumpf quälenden Gefühl bemerkbar macht.*

So viel über die Vorfrage, nun zur Frage, was soll man trinken! Sport und Alkohol sind von Natur aus Antipoden, dort die Tendenz zu kraftvollster Energieanspannung in Muskel wie Hirn, hier ein künstliches Aufflackern, ein kurzes Strohfeuer und rasches Erlöschen. Der

eine löst bewußte folgerichtige Handlungen, eine straffe Herrschaft des Geistes über den Körper aus, der andere ein zusammenhangloses, untergeordnetes Arbeiten zwischen Bewußtsein und Körperfunktion, eine allmähliche Knechtung der Psyche unter die Brutalität der rohen, hemmungslosen Kraft. Und der Alkohol in kleinen Mengen genommen ermüdet und schläfert ein, die arbeitenden Muskeln, anfangs vorübergehend angeregt, ermatten, das Hirn wird schwer, die Energie ist zum Teufel. Die Praxis lehrte dies tausendfältig, und wer eine sportliche Betätigung vorhatte, der mied schon längst die geistigen Getränke vor und während der Dauer derselben. Dann kam die Wissenschaft und erbrachte experimentell den Nachweis von der Schädlichkeit des Alkoholgenusses. Ein Getränk, das manchem die nötige „Bettschwere" verleihen, ihm als schlaffördernder Trunk dienen soll, dieses gleichzeitig als Anregungsmittel zu nehmen, bedeutet Widersinn in höchster Potenz. Für den wirklichen Durst sind Limonaden, vor allem die aus frischen Zitronen oder in Ermangelung derselben aus Zitronensäure hergestellten, Kaffee und Tee, warm oder kalt, wie man es mag, wie es einem bekömmlich ist, und wie man es zur Hand hat, und ähnliches mehr die richtigen Getränke bei sportlicher Leistung; auch die Schorle-Morle, eine Mischung von kohlensäurehaltigem Wasser und geringen Mengen leichten Weines ist zu akzeptieren und wirkt an heißen Tagen sehr durstlöschend. Als Tropfen in der Not, gegen Ende großer Anstrengungen, wenn es gilt, die erlöschende Kraft für eine letzte Anstrengung anzufachen, mag als Peitsche der Wein in konzentrierter Form oder der Kognak herangezogen werden, in allen anderen Fällen jedoch ist er ein gefährlicher, trügerischer Begleiter! Die Alkoholfrage beim Sport erschöpft sich also in der Beachtung folgender Gebote: Sei mäßig im Quartier, trinke während der Betätigung keinen Tropfen und führe nur bei Hochtouren, bei Wettsportkämpfen, Regatten oder ähnlichen außergewöhnlichen Anforderungen als letztes Reizmittel geringe Quantitäten bei dir!

Hygiene der Bekleidung.

837. **Allgemeines.** Wir kleiden uns, um uns zu schützen, um einen übermäßigen Wärmeverlust zu verhüten und damit auch in den niedrigsten Temperaturen unsere Eigenwärme zu erhalten. Denn der Körper des Warmblüters gibt durch Strahlung, Leitung und Wasserverdunstung unaufhörlich Wärme ab, die immer von neuem wieder durch die in demselben vor sich gehenden Verbrennungsprozesse erzeugt wird. Die Wärmebilanz ist also nichts anderes als das Verhältnis zwischen produzierter und nach außen hin wieder abgegebener Wärme. Während nun aber bei allen anderen Warmblütern die physikalische und chemische Regulation diese Wärmebilanz regeln, kommt beim Menschen noch eine weitere Einrichtung hinzu, die darauf Einfluß hat, das ist die Kleidung. Das erklärt ihre Bedeutung für den gesamten Wärmehaushalt wie auch für die Funktionen der Haut, und setzt zu gleicher Zeit zur Erfüllung dieser Aufgaben eine rationelle Zusammensetzung der Kleidungsstoffe und Kleidungsstücke voraus. Je geringer das Leitungsvermögen, je größer die Dicke, um so weniger kann Wärme

nach außen gelangen, bis ihr schließlich der Weg völlig verlegt ist. Im selben Maße, wie diese Hemmung wirkt, schaffen dann zwei Mittel die überflüssige Wärme aus dem Körper weg, die steigende Hautwärme an den bekleideten und unbekleideten Stellen und vor allem die Verdunstung von der Haut. Werden also Leitung und Strahlung unterdrückt und zugleich der Wasserverdunstung Hindernisse bereitet, so kommt es zu einer Uebererwärmung des Körpers, die eine Temperatursteigerung des Blutes und damit störende und die Gesundheit gefährdende Folgen nach sich ziehen kann.

Die Kleidung bringt also unter den gedachten Umständen eine Ueberwärmung zustande, der gegenüber zwar der Körper in der Wasserverdampfung ein Abwehrmittel besitzt, das jedoch bei einer irrationellen Bekleidungsform zu einem höchst zweischneidigen Schwerte wird. Kommt es nämlich zu keiner Schweißabsonderung, dann sind Sekretion und Ueberwärme imstande, nicht nur die Leistungsfähigkeit für die Muskelarbeit herabzusetzen, sondern auch direkt im Sinne einer Erschöpfung auf den Menschen einzuwirken. Die Beseitigung des von der Haut ausgeschiedenen Wasserdampfes wird ermöglicht durch die Lüftbarkeit der Kleidung, und die letztere ist gegeben durch die Permeabilität der Gewebe. Diese Durchdringlichkeit verdanken die Stoffe derjenigen Komponente, welche am meisten zur Wärmehaltung beiträgt, nämlich der Luft, und wo sich letztere innerhalb der Gewebe in reichlichem Maße findet, da fehlt es auch nicht an der Permeabilität. Lüftbarkeit und eine genügende Lüftung haben aber für die Haut noch eine weitergehende Bedeutung, sie bilden die Grundlage der Abhärtung, die Haut bedarf für ihre Reinhaltung sowohl wie für ihre Funktion der Tüchtigkeit eines wohlregulierten „Abwaschens“ durch die darüber wegstreichende Luft. Unter steter Beachtung dieser Grundprinzipien wollen wir nunmehr die einzelnen Kleidungsteile an uns vorüberziehen lassen und ihre Brauchbarkeit auf die geschilderten Momente hin prüfen. Denn mehr wie bei jeder anderen Gelegenheit ist gerade beim Sport die Auswahl einer rationellen Kleidung von höchster Bedeutung, steht doch bei ihm im Vordergrunde ein steter Temperaturwechsel, der oft genug jäh von Winterkälte zu brütender Schwüle (man denke nur an den Alpinismus) übergeht, immer aber die höchsten Forderungen an die Hauttätigkeit stellt. Und wenn man auch allen Bedürfnissen und allen Situationen sportlicher Betätigung nicht gerecht zu werden vermag, so wird man doch auf mittlerer Basis eine Kleidung zusammenstellen können, die den wesentlichsten Ansprüchen zu genügen imstande ist.

838. Kleidung und Sommersport. Zwei Dinge müssen sich einen, will man seine Kleidung rationell gestalten, das ist die Porosität der Kleidungsstoffe (ihre Lüftbarkeit) mit ihrer Beschaffenheit als schlechte Wärmeleiter, wenigstens soweit es sich um Wintersport und Alpinismus handelt. Für alle Sportarten, die mit Witterung und niederen Temperaturen weniger zu rechnen haben, also vornehmlich den Sportspielen im Freien, dem Rudern 2c., kommt nur das erste Moment der Ventilation als allein bestimmend in Frage, und hier ist die Entscheidung eine einfachere. Während im gewöhnlichen Leben die Lein-

wand mit ihrer kühlen, mild regulierenden Eigenart sich am vorteilhaftesten für die Haut erwiesen hat, vorausgesetzt, daß sie grobmaschig, porös ist und nicht durch Appretierung und Stärken ihre besten Eigenschaften verloren hat, verlangt der Sport mit seiner mächtigen Anfachung der Schweißdrüsen für die Unterkleidung ein Material, das rascher die Feuchtigkeit aufsaugt und sie auch rascher verdunsten läßt, das ist in erster Reihe die Baumwolle. Der Streit: hie Wolle, hie Baumwolle, tobt seit langem und hat wohl auch heute noch kein Ende gefunden, die Anhänger des einen wie des anderen vertreten mit Gründen wohl ausgerüstet ihren Standpunkt. Der nüchterne Beobachter wird der Baumwolle die Palme zuerkennen müssen, da sie eine Reihe von gleichen Vorzügen wie die Wolle in sich vereinigt, ohne deren Nachteile zu besitzen. Die Baumwollfaser leitet Wärme langsamer wie Wolle, saugt Schweiß ebenso prompt wie Leinwand, das heißt schneller und vollständiger als Wollstoff in sich auf, hält ihn aber nicht so lange wie Leinwand fest. Und da sie viel reizloser ist wie Wolle — die Idiosynkrasie vieler Menschen gegen Wolle beruht auf deren unangenehmer Reizwirkung — vereinigt sie in sich die wichtigsten Erfordernisse einer gesundheitsgemäßen Unterkleidung. Baumwollenes grobmaschiges Unterhemd mit weichem Kragen, will man ganz full dress gehen, sonst am besten kragenlos, ein trikotartiger Sweater darüber, für das weibliche Geschlecht fußfreier Rock aus Wollstoff (Cheviot) und lose Bluse aus durchlässigen Stoffen, das sind die für den sommerlichen Sport wesentlich in Frage kommenden Kleidungsstücke. Daß dieselben natürlich in jedem einzelnen Falle besonderen Ansprüchen genügen — der Rudernde wird anders gekleidet sein müssen wie der Reiter, der Tennisspieler wiederum anders wie der Fechter — und dementsprechend auch individuell werden gestaltet werden müssen, ist ein Ding für sich; hier kam es nur darauf an, die Grundprinzipien einer rationellen Kleidung festzulegen und ihre wichtigsten Bestandteile zu skizzieren.

839. Kleidung beim Alpinismus und beim Wintersport. Ganz anders und wesentlich komplizierter stellt sich die Frage gegenüber den sportlichen Betätigungen, die den Winter als Milieu haben, oder die sich auf die Hochtouristik erstrecken, die in so vielen Beziehungen mit dem Wintersport übereinstimmt, daß wir sie beide vereint, was die Frage der Bekleidung anbetrifft, behandeln können. In beiden Fällen ist das übereinstimmende Merkmal, das die aufmerksamste und stete Berücksichtigung in der Ausrüstung finden muß, der Schutz gegen die Kälte, die dem Alpinisten ja selbst bei glühendster Hitze im Tiefland droht, und gegen die von ihr aus resultierenden Schädigungen des Körpers und seiner einzelnen Gliedmaßen. Ohne Hemmnis zu sein für die außerordentlichen Anforderungen, die vor allem der Alpinismus, aber auch, bis zu einem gewissen Grade, der Wintersport an die freie Betätigung der Kräfte stellt, muß doch die Kleidung eine genügende Gewähr für den Schutz des Körpers bieten, und dieses beides unter einen Hut zu bringen, ist nicht leicht. Sehen wir zu, wie es gelingt!

Joppe, Weste (auch Gilet genannt), kurze, glatte Hose aus Wollstoff sollen die Oberkleidung bilden; Samt, obgleich sehr dauerhaft, ist

nicht sehr rationell, weil er zu lange Feuchtigkeit hält, ohne sie verdunsten zu lassen. Die Joppe soll so lang sein, daß sie noch den Unterleib deckt, ohne Falten, ohne Gürtel, unten möglichst eng anschließend; sie muß oben zuknöpfbar und mit verschließbarem Kragen (Spangen!) versehen sein. Auch die Aermel sollen mittels Spangen eng zu schließen sein. All dies, um z. B. beim Schilauf oder Rodeln keinen Schnee hineinzulassen oder bei Gletscherwanderungen genügend geschützt zu sein. Die Taschen der Joppe, am besten vier, seien groß und verschließbar. Das Gilet geschlossen, gefüttert oder von vorn herein gestrickt; Gilets aus dünnem Rehleder sind bei großen Eis- und Wintertouren, wo man starken Winden ausgesetzt ist, sehr empfehlenswert. Die Kniehose soll einen doppelt gefütterten Boden haben. Ueber die Hosen zieht man lange, grobwollene, fußlose Stutzen, jedoch ohne jede Befestigung in Form von Strumpfhaltern oder ähnlichem; darüber kann man bei großen Schneetouren Wickelgamaschen tragen. Gamaschen, die zum Knöpfen oder Schnüren eingerichtet sind, empfehlen sich im allgemeinen nicht. Die sehr grobwolligen Strümpfe aus nicht entfetteter Schafwolle sind auch bei stundenlanger Wanderung im tiefen, feuchten Schnee gegen Feuchtigkeit undurchlässig und machen Gamaschen entbehrlich. Der Fußschutz ist ein außerordentlich wichtiger, auf ihm beruht ja die Fähigkeit der Durchführung einer Tour, eines Schilaufs oder ähnlichem. Und wenn auf irgend etwas, muß darauf strengste Sorgfalt verwandt werden. Dicke, aber locker gestrickte sog. Walksocken sind neben Ziegenhaarsocken die beste Fußbekleidung, darüber kommen dann gestrickte, fußlose Stutzen mit Steg oder die oben genannten Strümpfe, die über die Endteile der Kniehose gezogen werden, und zuletzt eventuell die Wickelgamaschen. Die wollenen Socken dürfen weder zu groß sein, um keine Falten zu machen, noch zu klein, um die Zehen nicht zu drücken, noch gestopft oder ausgebessert, um den Fuß nicht zu verletzen.

Als Kopfbedeckung einen weichen Filzhut mit breiter Krempe, unter dem Kinn mit Bändern zu befestigen, dazu Ohrenklappen oder ähnliches oder eine Wollmütze, die sich durch Herunterklappen gleichzeitig als Schneehaube benützen läßt und dabei Hals und Ohren schützt. Besondere Aufmerksamkeit ist den Handschuhen zu widmen, denn der Schutz der Finger ist ebenso wichtig wie der der Zehen. Dabei muß immer daran gedacht werden, daß auch der beste Wärmeschutz kein absoluter ist. Niemals vermag er eine Abkühlung der Körperteile bis zur Umgebungstemperatur zu verhüten, wenn in ihnen nicht ständig Wärme erzeugt oder, was für die äußersten Teile der Gliedmaßen mit ihrer geringen Wärmeproduktion das wichtigste ist, solche mit dem Blute aus dem Körperinnern zugeführt wird. Darum rückt jede Störung der Blutzirkulation, jede Umschnürung der Extremitäten, jeder feste Druck die Gefahr des Erfrierens näher. Dieser Gefahr wegen, aber auch schon um die unangenehmen Empfindungen des Prickelns, der eisigen Kälte und des Brennens fernzuhalten, ist jedes feste Strumpfband, sind Hand und Fuß elastisch zusammendrückende Handschuhe und Strümpfe zu verpönen. Die Handschuhe seien weich und nachgiebig, am besten aus Wolle gestrickt, nur der Daumen sei getrennt, die

übrigen Finger in gemeinschaftlicher Hülle, so daß sie sich gegenseitig wärmen und frei bewegt werden können. Bei großer Kälte empfiehlt es sich, unter diese Fäustlinge noch weite wollene Fingerhandschuhe anzuziehen.

Nur bei alpinen Klettertouren, wo die einzelnen Finger gebraucht werden, erleidet diese Vorschrift eine Ausnahme. Stets sollen die Fäustlinge lange, gut schließende Stulpen haben, die weit über die Aermel der Jacke gezogen werden können und so das Eindringen von Schnee am Handgelenk verhindern.

Aehnliche Prinzipien gelten für das Schuhwerk. Die Zehen müssen im Vorderteil des Schuhes frei gebeugt und gestreckt werden können, der für sicheres Gehen und Vermeiden des Vorstoßens der Zehen beim Bergabgehen zum Beispiel unentbehrliche feste Sitz des Schuhes muß durch gute Anpassung an die Form der mittleren Partie des Fußes gesichert sein. Jeder stetige Druck ist um so bedenklicher, weil er mit der Kälte zusammenwirkt, um die Empfindungsnerven zu lähmen, jene Warner, die uns durch den Schmerz rechtzeitig an die Gefahr erinnern. Das erste Gebot, um all dies zu erfüllen, heißt daher: ein Paar von einem geschickten Schuhmacher nach Maß angefertigte, nicht aber schon fertig gekaufte Schuhe! Nie kann der Fabrikschuh die Formen des Fußes treffen, und wenn er anscheinend noch so gut sitzt! Also ein kräftiger, erstklassig gearbeiteter, wasserdichter Schnürschuh mit breiten, niedrigen Absätzen, der so weit sein muß, daß noch eine dicke Einlegsohle darin Platz findet, der den Zehen Spielraum genug gibt, im übrigen aber genau angepaßt sein muß, das ist das richtige Schuhwerk! Die Sohlen fest, nicht zu weit über den Rand des Leders tretend, mit kräftigen Nägeln — auch selbst für Schiläufer, wenngleich manche dies aus Schonung für ihre Schi zu vermeiden suchen! Allein mit Recht sagt Hoek in seinem Leitfaden des Schilaufs: „Ein paar Nägel können einen Menschen tatsächlich glücklich oder unglücklich machen, wenn es gilt, einmal die letzten paar hundert Meter zum Paß oder Gipfel zu Fuß zu gehen.“

840. **Tracht der Frauen.** Für die Sporttracht der Frauen bei Berg-Skitouren und ähnlichem gelten dieselben Prinzipien wie bei der Männerkleidung. Daß alles, was die freie Beweglichkeit des Körpers hindert, fallen muß, ist selbstverständlich. Nicht nur das Korsett, sondern auch jede Einschnürung der Taille durch Bänder ꝛc. ist durchaus zu verpönen. Im Winde flatternde Röcke erschweren jede Bewegung um so mehr, je länger sie sind. Der Rock soll nur bis zur Mitte des Unterschenkels gehen, Bluse und Ueberbeinkleid soll aus demselben Material sein, aus dem die Männerkleidung ist. Für Skiläuferinnen bewährt sich nach den übereinstimmenden Erfahrungen aller Kenner dieses Sports am besten folgende Tracht: Als Unterkleidung geschlossene Hose, am vorteilhaftesten in Form der halb aus Seide, halb aus Wolle gefertigten „Kombination“, als Oberkleidung eine — nicht zu weite aber dem Knie genügend Bewegungsfreiheit gestattende — gut sitzende kurze Hose. Für den Oberkörper eine einfache Bluse, darüber eine ziemlich lange, einfache Jacke. Wer sich zu seinem eigenen Nachteil nicht entschließen kann, in Beinkleidern zu gehen, dem bleibt nur der kurze, fußfreie Rock übrig; weite faltige Pumphosen machen jede Figur zu

einem Zerrbild. Auch die zum Befestigen der Röcke und Hosen dienende Untertaille ist am besten aus porösem, die Ausdünstung nicht hemmenden Stoff. Man sorge für die Möglichkeit ausreichender Durchlüftung, andererseits aber treffe man Vorsorge, die Kleider bei Wind und Wetter abschließen zu können. Noch einiges über Ersatzkleidungsstücke. Für jede Tour, die die Dauer eines Tages übersteigt, nehme man im Rucksack Sweater oder Lederjacke mit, zwei paar Ersatzhandschuhe, mehrere Socken, mindestens ein Baumwollhemd zum sofortigen Anziehen nach Ankunft in der Hütte bezw. dem Gasthof; nie wird man an Ersatzkleidung Ueberfluß verspüren, und je mehr man zum Wechseln hat, desto besser überwindet man Schwierigkeiten und — Erkältungen.

Diätetik und Pflege des Körpers.

841. Anstrengung und Erholung. Die Hygiene des Sports begreift außer den geschilderten Maßnahmen noch eine Reihe von Momenten in sich, deren Kenntnis nicht nur wissenswert, sondern auch vor allem notwendig ist im Interesse eines gedeihlichen Einflusses sportlicher Betätigung. In loser Aneinanderreihung sollen diese bisher nicht erörterten Punkte hier besprochen werden.

An die Spitze gehört das Verhältnis zwischen körperlicher Betätigung und Erholung, zwischen Arbeit und Ruhe! Daß der Sport eine Arbeit ist im vollen Sinne des Wortes, das haben wir eingangs bereits dargelegt. Jede Arbeit aber bedarf, sollen nicht Arbeitsmaschine und Material frühzeitig abgenützt und aufgebraucht werden, der zeitweisen Entlastung und des Nachschubs von Brennstoffen und das besorgt im menschlichen Körper die Ruhepause, das längere Ausruhen, der Schlaf und ähnliches mehr. In all diesen von wenigen Minuten bis zu Stunden und Tagen sich erstreckenden Arbeitsunterbrechungen liegt die einzige Möglichkeit einer Erhaltung der Leistungsfähigkeit und damit wird wohl ohne weiteren erklärenden Zusatz die ungeheure Bedeutung dieser eingeschobenen Ruhezeiten klar. Ihr Wertmaß wächst aber noch in dem Augenblick, wo wir nicht bloß einfache Arbeitsleistungen, sondern solche von höchster Anspannung vor uns haben, also alpine Aufgaben schwerster Natur, Rekordläufe, Regatten 2c. 2c. Hier würde man nicht bloß aufs sachgemäßeste seine Kräfte vor der Entscheidung zu verwalten haben, sondern auch während derselben und unmittelbar nachher dieselben zu rechter Zeit und mit rechten Mitteln walten lassen bezw. für den Ersatz der verloren gegangenen Sorge tragen. Also mit anderen Worten, man wird die Zeit vor und nach dem sportlichen Kampfe der Natur durch einen tiefen, kräftigenden Schlaf zu ihrem Rechte verhelfen und wird während desselben jede Gelegenheit nützen, um eine Pause eintreten zu lassen, um ruhig zu atmen, um eventuell durch Zuführung kleiner Mengen von Flüssigkeiten (lauwarme Milch, leichte Teeaufgüsse mit Zitrone und Zucker u. dergl. m.) Erschöpfungszustände abzuwehren. Jeder ernsteren Unternehmung muß mithin eine ungeschmälerte Nachtruhe vorangehen.

842. Diätetik vor und während der Tour. Nichts ist fehlerhafter und verhängnisvoller als nach durchkneiptem Abend in der Frühe des Morgens eine Bergtour oder ähnliches anzutreten! Nie soll man mit nüchternem Magen sich zum Auf-

bruch anschicken; was man auch vorhat, ein kleiner Imbiß, ein Schluck warmen Getränkes ist dringendst notwendig. Man gehe bei Bergwanderungen nie heftig, sondern gleichmäßig fortschreitend, atme möglichst durch die Nase, mache, wo es irgend angeht, bei schwierigeren Besteigungen kleine Pausen, um das Herz zur Ruhe kommen zu lassen, größere vor der Inangriffnahme besonders schwieriger Stellen! An exponierten Stellen, an denen man ausruht, auf den Bergesspitzen, die man erklommen, schütze man sich gegenüber den scharfen Windströmungen durch mitgeführte Lodenkapes, Sweater oder dergl. Man wechsle sofort, nachdem das Ziel erreicht, in der Hütte oder dem Quartier seine Wäsche und zwar bevor dieselbe am Körper zu trocknen beginnt. So sehr beim Marsch und der dabei geleisteten Muskelarbeit diese Einflüsse paralysiert werden, so gefährlich ist die von Schweißwasser durchsetzte Wäsche am ruhenden Körper, so dringend notwendig, sich ihrer sofort bei gegebener Gelegenheit zu entledigen. Auf Hütten und in Unterkunftsstellen denke man an den nächsten Morgen und an dessen Anforderungen, man kürze den Schlaf um keine Minute! Und ist man nach alledem glücklich wieder heimgekehrt, dann ist das erste, was man nach mehrtägigen Wanderungen, nach anstrengenden Schitouren und ähnlichen Strapazen zu tun hat, daß man ein heißes Reinigungsbad nimmt. Nichts ist imstande, ganz abgesehen von der notwendigen Spülung der Haut, eine solche Erfrischung und Entlastung von Schlacken zu geben wie dieses.

Schäden im Anschluss an sportliche Uebungen.

843. Allgemeines. Ein eigenes Kapitel, bisher nur vorübergehend gestreift, aber von solch ausschlaggebender Bedeutung, daß es einer gesonderten Darstellung und der ernstesten Berücksichtigung bedarf. Führt der Sport, wie in einer Reihe von Abschnitten auseinandergesetzt, in seiner Beeinflussung fast aller Organsysteme zu einer Kräftigung und Wiedergeburt an Leib und Seele, so ist seine Daseinsberechtigung, ja seine unbedingte Notwendigkeit erwiesen! Führt er dagegen zur Schädigung, zur Beeinträchtigung auch nur eines Organs oder einer Funktion, so ist er zu meiden, ja sogar als unnützlich auszumerzen. Auch hier liegt wie in fast allen Fragen und Gewohnheiten des Lebens die Entscheidung in den Händen des einzelnen: Wie jeder Sport treibt, wie er Arbeit mit Ruhe wechseln läßt, wie er die Fingerzeige der Natur und der eigenen Warnungszeichen beachtet, wie er sein Leben im Hinblick auf sportliche Betätigung gestaltet, davon hängt Nutzen, hängt Schaden für ihn ab! Rationell betrieben wird der Sport zur höchsten Steigerung der Körper- wie Seelenkraft, irrationell betrieben zur Vergeudung der Kräfte, zur Schwächung bestimmter lebenswichtiger Organe und damit zur allgemeinen Herabsetzung der Widerstandsfähigkeit und Gesundheit. Und zwar sind es ganz bestimmte Gewebsgruppen im menschlichen Organismus, die in erster Reihe davon betroffen werden und Schaden nehmen, die Muskeln, das Herz und die Blutgefäße und die Nerven.

844. Ueberanstrengung der Muskeln. An den Muskeln, den Gradmessern des Wohlbefindens, treten die frühesten Erscheinungen übermäßiger körperlicher Anstrengung auf, und sie äußern sich in einem hochgradigen Ermüdungsgefühl, in Zittern und schließlich in

Muskelkrämpfen, die jedwede weitere Leistung unmöglich machen. In den äußersten Graden bei wiederholter exzessiver Anstrengung kann es sogar zu direkten Muskelveränderungen im Sinne eines Gewebszerfalles kommen. Diese Anzeichen einer maßlosen Inanspruchnahme der Kräfte, wie sie sich zuerst in den tiefen Ermüdungsgefühlen zeigen, können mit Willenskraft, starker Gemütsbewegung und etwaigen äußeren Hautreizen, wie Einreibung der Glieder mit Franzbranntwein und ähnlichem wohl überwunden werden, besonders dann, wenn es sich um vereinzelte, einmalige Attacken dieser Art handelt. Folgen sie aber hinter einander oder werden sie in kleineren Zwischenräumen, ungeachtet der Warnzeichen heraufbeschworen, dann tritt ein Zustand chronischer Ermüdung auf, der so leicht nicht mehr schwindet, und der vor allem selbst die Ueberwindung kleinerer Strapazen zu erschweren, ja sogar unmöglich zu machen droht. Schwere Uebermüdung also bedarf eines Ausgleichs von Tagen und Wochen, ehe man wieder an die „Arbeit“ geht, sie bedarf der Schonung, sonst wird Uebung zum Mißbrauch. Am falschesten und anfechtbarsten vom gesundheitlichen Standpunkt aus ist die Sucht der großstädtischen Jugend, den freien Sonntag zum Tummelplatz aller nur erdenkbaren sportlichen Ausschreitungen zu machen! Da wird nach halb oder ganz durchzechter Nacht bei Morgengrauen aufgebrochen, schlaftrunken in die Dämmerung hineingefahren und am Ziel angelangt nun den Tag über drauf losgewirtschaftet. Dann kommt man am späten Abend, kaum der Glieder und Sinne mächtig, heim, und am nächsten Tag soll die Berufsarbeit der Woche anheben. Das ist nicht Sport, das ist Mord! Wer nicht lernt, mit seinen Kräften hauszuhalten, die Anstrengungen zu verteilen und zwischen Uebung und Erholung zu wechseln, und wer vor allem nicht daran denkt, daß der Ruhetag der Woche nicht mit einer anderen anstrengenden Arbeit ausgefüllt werden darf, der wird die wohltätigen Folgen sportlicher Uebung nie an seinem Körper erfahren, sondern nur ein Heer außerhalb verlebte und durchlebte Tage zu den anderen zuaddieren können!

845. Ueberanstrengung des Herzens und der Gefäße. Das Herz ist bekanntlich auch ein Muskelgebilde, das sich zusammenzieht und ausdehnt, aber wie schon in den Eingangskapiteln erwähnt, dem Willen entrückt ist. Während nun regelmäßige Uebung der willkürlichen Muskeln bekanntlich eine Muskelzunahme bewirkt und diese eine Stärkung des ganzen Muskels bedeutet, ist die durch sehr starke Inanspruchnahme herbeigeführte Zunahme des Herzmuskels eine sehr unerwünschte Begleiterscheinung, begreift sie doch eine geringere Widerstandsfähigkeit des Herzens in sich und führt zu Herzausdehnungen, die eine Veränderung dieses wichtigsten aller Organe und zwar im ungünstigen Sinne zur Folge haben. Solche Herzerweiterungen hat man bei Menschen, die den Radfahrsport, den Schilauf, den Bergsport in übertriebener Weise getrieben haben, zahllos konstatieren können und die Folge davon war, daß dieselben nicht bloß gezwungen wurden, jedweder sportlichen Tätigkeit zu entsagen, sondern auch Jahre lang mit der Schonung des überangestrengten Herzmuskels zu tun hatten. So berichtet Beck in seiner Arbeit „Touristik und Herz“ über 31 im mittleren Lebensalter stehende junge Männer, die er unter dem Einfluß des Bergsteigens direkt zu beob-

achten Gelegenheit hatte, und die ohne jede vorausgegangene Erkrankung oder Veränderung lediglich infolge des zu Herzklopfen und Atemnot führenden Bergsteigens Herzerweiterungen aufwiesen. Dasselbe wurde bei Schweizer Rekruten, die schwierige Bergtouren zu machen hatten, bei Teilnehmern an Dauermärschen rc. rc. festgestellt; andererseits fand man auch wiederum in jüngster Zeit bei Wettschwimmern, bei Gehsportchampions direkte Herzverkleinerungen unter dem Einfluß der exzessiven Anstrengung, und wenn diese Frage nach dem Wesen der Veränderung auch noch nicht ganz einwandfrei geklärt ist, jedenfalls steht das eine fest, daß dauernde Ueberanstrengung, wie sie sich durch Herzklopfen und Atemnot bemerkbar macht, zu Veränderungen führt, die eine Einbuße an Herzkraft und Widerstandsfähigkeit bedeuten. Und damit steht in engem Zusammenhang die ungünstige Beeinflussung der vom Herzen abhängigen Gefäße: die kräftigen Zusammenziehungen der Muskeln treiben das Blut beschleunigt durch die Adern. Da aber Herz und Lungen diesem Anprall nicht in gleicher Weise nachkommen können, erreicht der Druck in den Arterien eine gefährliche Höhe, er steigt wesentlich und damit treten Zirkulationsveränderungen ein, die für die Dauer durchaus nicht gleichgültig sind. Alles in allem resultiert aus übertriebenen und die individuellen Kräfte übersteigenden Uebungen, wie sie durch falschen Ehrgeiz, brennenden Wetteifer und Ueberschätzung der Kraft oder aus Leichtsinn und krankhafter Waghalsigkeit unternommen werden, Schäden, die in vielen Fällen nicht mehr auszugleichen sind, auf jeden Fall aber eine Hemmung der Gesundheit und der Leistungsfähigkeit wenn auch nur vorübergehend in sich schließen!

846. **Ueberanstrengung des Nervensystems.** Und als letzte ungünstige Einwirkung sportlicher Ueberanstrengung ist die auf das Nervensystem zu betrachten. Auch hier dient die wissenschaftliche Untersuchung auf bestimmte, beim gesunden Menschen vorhandene Erscheinungen als Maßstab für die unschädliche oder schädliche Wirkung sportlicher Betätigung. Man prüfte Radfahrer nach einem Rennen, Wettgeher nach einem 40 Kilometermarsch, Teilnehmer des Wettlaufes von Marathon nach Athen und fand fast bei allen ein Erlöschen, mindestens aber eine wesentliche Herabsetzung der Sehnenreflexe. Diese Störungen zeigten, wie das Ueberstehen einer besonderen Leistung noch lange nicht ihre Unschädlichkeit beweist. So weiß man z. B. auch, daß ein Bergsteiger, der sich stundenlang an einen Baumast anklammerte, um nicht in die Tiefe zu stürzen, eine Lähmung der Arme davontrug, daß ein anderer, der sich auf einer vorspringenden Felskante mit einem Beine stehend erhalten mußte, eine Lähmung dieses Beines erlitt und ähnliches mehr. Auch bei Tieren hat man experimentell durch erschöpfende Arbeiten nachträgliche Erkrankungen der in Betracht kommenden Bewegungsnerven hervorrufen können und die mikroskopische Untersuchung ergab dann einen richtigen Aufbrauch, einen Zerfall der Substanz der Nervenbahnen. Noch wichtiger als diese praktisch doch nicht allzuhäufigen Fälle sind die, in denen eine Anstrengung zu Schädigungen führt, bei denen man nicht von einem Uebermaß der Anforderung reden kann. Da wird z. B. der, der nach einer Lungenentzündung wieder ganz wohl ist und dem Tennisspiel sich widmet, von einer Armlähmung befallen. Ein gleiches gilt von den anderen Krankheiten,

die die allgemeinene Konstitution beeinträchtigen, dann besonders von Krankheiten, die die Nerven besonders anzugreifen pflegen wie Zuckerharnruhr, Malaria und gewisse Gifte, wie Mutterkorn, Blei und vor allem Alkohol, der besonders dadurch gefährlich wird, daß er genommen wird, um über die warnenden Ermüdungserscheinungen hinwegzutäuschen. All diese disponierenden Momente steigern die Zerfallsmöglichkeit in den Nerven außerordentlich und verlangsamen andererseits den Wiederersatz. Es genügen in solchen Fällen ganz unscheinbare Ursachen, um einen nachhaltigen Nervenverfall auszulösen. Aehnlich wirkt die familiäre angeborene Disposition, so daß es ganze Familien gibt, in den die einigermaßen starke Inanspruchnahme der Nerven von einem gefährlichen, oft ohne Warnungssignale, meist allerdings erst nach einem solchen erfolgenden Versagen quittiert wird.

Es dreht sich nun um die Frage, wann tritt Ueberanstrengung ein, d. h. wann bleibt der Ersatz der Nervensubstanz hinter dem Verbrauch zurück. Die Antwort ist nie generell zu geben, sondern jeweils nur auf Grund der Abschätzung der individuellen Leistungsfähigkeit. Es kann sich nur darum handeln, Hinweise dafür zu geben, daß solche Ueberanstrengungen gar nicht so weit außerhalb des Möglichkeitsbereiches liegen, wie vielfach aus der subjektiven momentanen Unempfindlichkeit geschlossen wird, daß die Folgen nicht sofort einzutreten brauchen, daß es gewisse Verhältnisse gibt, die eine besondere Disposition zur Schädigung schaffen. Wir wissen, daß der Organismus seine Gesetze hat, daß er auf Anforderungen mit Erhöhung seiner Leistungen reagiert. Aber diese „Trainierfähigkeit" hat ihre Grenzen, von einem gewissen Punkt an beginnt auch für den Körper das mechanische Gesetz der Abnützung!

847. **Rückblick.** Praktisch ist also aus Obigem zu entnehmen, daß ebensowenig wie es ein Alleheilmittel für alle Krankheiten oder ein Allschutzmittel gegen alle Schädigungen gibt, so auch der Sport oder jede Art von Sport nicht für jeden oder nicht in gleichem Maße für jeden zuträglich ist. Auch hier heißt es zu individualisieren nach der persönlichen Art, zu individualisieren in der Quantität wie in der Qualität des Sportes. Wer Golf mit dem besten Erfolg treiben kann, für den ist Bergsteigen und Skilauf ein Schaden, der eine verträgt Rudern nicht, wohl aber Segeln, der andere Fußball nicht, wohl aber Tennis! Eine besonders ernste Warnung liegt aber in dem angeführten Tatsachenmaterial, das sich leicht erweitern läßt, gegen alle Sportfexerei und Rekordsucht, wo der Sport nicht mehr der körperlichen und geistigen Auffrischung dient, sondern Selbstzweck krankhafter Eitelkeit wird!

✤✤✤✤✤✤✤✤✤✤✤✤✤✤✤✤✤✤✤✤✤✤✤✤✤✤✤✤✤✤✤✤

XV. Erste Hilfeleistung bei sportlichen Unfällen bis zur Ankunft des Arztes.

Von

Dr. Julian Marcuse.

Erste Hilfe bei äusseren Verletzungen.

848. **Verletzungen der Weichteile.** Unzählig häufig entstehen auf dem Sportgelände oder Sportplatze Weichteilverletzungen, sei es daß eine stumpfe Gewalt auf den Körper einwirkt: der Anprall des nicht parierten Fußballes, ein Fall auf der Eisbahn, ein Umknicken beim Schilauf, ein Absturz vom Barren, vom Pferde, vom Velociped, kurzum eine Unsumme von Möglichkeiten, sei es, daß ein spitzer, harter oder reißender Gegenstand unseren Körper trifft: das Erfassen einer Felsscharte beim Klettern, das Abgleiten auf einer Moräne, das Fallen gegen einen Stein oder Baumstamm beim Rodeln, ein unrechter Stoß gegen ungeschützte Körperteile beim Fechten und wie die Dinge alle sich zutragen mögen. In dem einen Falle wird es zu Quetschungen der Weichteile ohne Hautverletzung, in dem anderen zu Hautdurchtrennungen und Wunden kommen, dort erfolgt die Blutung unter die Haut, hier ergießt sich der Blutstrom nach außen, bald stärker, bald schwächer, und im Vordergrunde des Unfalls steht die Blutung. So viel Möglichkeiten, so viel verschiedene Wege zum Eingreifen und zur kunstgerechten Hilfeleistung!

849. **Quetschungen und Zerrungen.** Das Charakteristikum der Quetschung, deren Zustandekommen, wie schon erwähnt, durch die Einwirkung einer stumpfen Gewalt erfolgt, ist ein Bluterguß unter die Haut, der sich äußerlich vor allem durch eine Anschwellung der getroffenen Körperpartie bemerkbar macht, die schmerzhaft ist, zur Unbeweglichkeit führt und je nach dem Grade der einwirkenden Gewalt zwischen leichter Rötung und tiefblauer Verfärbung der Haut alle Nüancen durchläuft. Betreffen sie nur die äußeren Weichteile, so sind sie im großen und ganzen harmlos und erfordern weiter nichts als Ruhigstellung des gequetschten Gliedes — an den oberen Gliedmaßen legt man eine Schlinge an — und feuchtkalte Aufschläge, die am einfachsten durch in kaltes Wasser getauchte Tücher hergestellt werden. Werden Gelenke gequetscht, so spricht man von Verstauchungen; über diese später im Anschluß an die Schilderung der Knochenverletzungen.

Zerrungen sind Muskeldehnungen, zuweilen auch leichte Muskel-

zerreißungen; sie äußern sich in einem plötzlich auftretenden heftigen Schmerz und der Unfähigkeit, den betreffenden Körperteil zu bewegen. Sie treten meist durch eine unrechte Bewegung ein, denen der betreffende Muskel nicht nachzukommen im stande ist; leichte massierende Streichungen, wenn man eine spirituöse Flüssigkeit hat, eine Einreibung der gezerrten Stelle mit derselben sind die im Augenblick des Eintretens anzuwendenden Maßnahmen. Quetschungen können aber auch den Schädel, die Wirbelsäule, Brust und Bauch treffen, und da alle diese Regionen sehr empfindliche Körperteile beherbergen, so können Erschütterungen und Zerreißungen im Innern eintreten. Wir sprechen dann von Gehirn- und Rückenmarkerschütterungen, von Lungenblutungen, Milz- und Darmzerreißungen und ähnlichem mehr. Alle diese Zustände sind äußerst gefährlich und kennzeichnen sich dem Laien vor allem durch eine Reihe schwerer und das gesamte Aussehen verändernder Allgemeinerscheinungen: Solche Verletzte werden blaß, ohnmächtig und bewußtlos, die Atmung wird oberflächlich und unregelmäßig, der Puls ganz klein, bei Gehirnerschütterung tritt meist Erbrechen, oft auch Nasen- und Ohrenblutung ein.

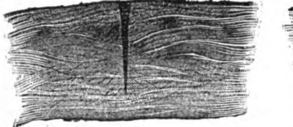
Das erste und wichtigste, was bei diesen Zuständen zu tun ist und **nie** verabsäumt werden darf, ist sofortige **Horizontallage** des Körpers, wo es auch immer sei, und Oeffnung sämtlicher Kleidungsstücke. Jede Beengung der Atmung muß aufgehoben, dem Herz durch die Tieflagerung die Möglichkeit gegeben werden, genügend Blut zum Hirn zu treiben. **Nie** darf ein Ohnmächtiger und Bewußtloser mit schwachem Blut in die Höhe gerichtet werden, man würde dadurch nur eine Verschlimmerung des Zustandes durch noch stärkere Blutentleerung des Kopfes herbeiführen. Der Verletzte wird dann, möglichst am Ort des Unfalls, auf Decken oder untergelegte Kleidungsstücke gebettet, mit Wasser gegen Gesicht und Brust fleißig besprengt und falls die Atmung schwächer wird und zu stocken anhebt, der **künstlichen Atmung** unterworfen (s. Nro. 866). Fängt er an, sich zu erholen, so reiche man ihm etwas Kognak oder Wein — frisches Wasser tut es auch — und was man von Belebungsmitteln mit sich führt (Hoffmanns Tropfen, Melissengeist oder ähnliches). Bei diesen geschilderten schweren Unfällen ist ein Transport nur im äußersten Notfall vorzunehmen, in jedem anderen ein Arzt zur Unfallstelle zu zitieren. Ist man gezwungen zu transportieren, so muß sowohl beim Aufheben wie beim Lagern auf der improvisierten Tragbahre das obige Gebot, den Körper des Verletzten nicht hoch zu richten, nach wie vor aufs strengste beachtet werden. Zu diesem Zwecke hebt man den Kopf, die Schulterblätter, das Gesäß und die Füße — das sind die vier Angriffspunkte für die Träger — gleichmäßig und leicht in die Höhe und bettet den Verletzten in derselben schonenden Weise auf der Bahre.

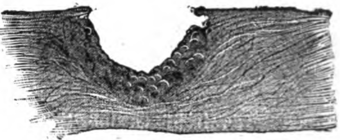
850. Wunden. Wie schon erwähnt, handelt es sich hierbei um Durchtrennungen der Haut und damit um Bloßlegung der darunter gelegenen Weichteile und eventuell auch Knochen. Zwei Dinge sind es, die jeder Wunde den Charakter einer Gefahr verleihen: Einmal die Wundverunreinigung durch Eindringen von Giftkeimen und weiterhin die Verblutung. Das Eindringen dieser Keime erfolgt aber sehr viel weniger durch die Berührung der bloßgelegten Haut mit der Luft als

durch die Berührung der Wunde mit schmutzigen Fingern und schmutzigen Verbandstoffen oder Tüchern. Also ist peinlichste Sauberkeit die absolute Vorbedingung für jede Wundbehandlung. Die Verblutung ist die zweite Gefahr, die natürlich nur dann eintritt, wenn es sich um größere Adern oder deren Aeste handelt; ihr ist zu begegnen durch die Blutstillung.

Ist eine Verletzung mit offener Wundbildung erfolgt — und das untrügliche Zeichen hierfür ist die Blutung — so muß vor allem, und das ist das erste Beginnen, die blutende Stelle freigelegt, d. h. jedwedes darüber gelegene Kleidungsstück, wenn erforderlich gewaltsam, entfernt werden. Nun werden die Hände gründlichst gereinigt — wo warmes Wasser und Seife zur Hand, mittelst dieser, wo nur kaltes zur Verfügung, muß man sich damit begnügen, und wo auch dieses fehlt, nehme man Schnee, Eis oder mitgeführte spirituöse Flüssigkeiten —, vor allem muß auch der Schmutz unter den Nägeln entfernt werden, und nun beriesele man die Wunde mit reinem Wasser (auch hier muß in Ermangelung dessen Schnee herangezogen werden, auch Branntwein ist ein Desinfektionsmittel), entferne etwa eingedrungene Schmutzpartikelchen, Kleidungsfasern 2c., und schließe sie durch einen Verband.

Ueber diesen selbst, seine verschiedenen Formen und Arten, den Modus seiner Anlegung in einem späteren Abschnitt (Nro. 853).





421. Heilung einer Wunde durch Verklebung. durch Eiterung.
Aus Esmarch, Erste Hilfe.

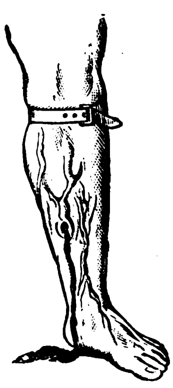
851. Blutstillung. Eine eigene und kunstgerechte Blutstillung ist dann erforderlich, wenn eine größere Schlagader (Arterie) verletzt ist, und das kennzeichnet sich durch eine in weitem Bogen spritzende Entleerung des Blutes; die stoßweise — entsprechend der Zusammenziehung des Herzens — erfolgt. Venen (d. h. Blutadern) spritzen zuweilen auch, aber nie stoßweise sondern gleichmäßig, meist aber rinnen sie um ein großes Leck und überfluten die gesamte Wundfläche mit Blut. Venenblut ist dunkelrot, Arterienblut hellrot, dem Ungeübten kommt dies jedoch kaum zum Bewußtsein. Kleine, schwache Blutungen bedürfen keiner besonderen Stillung, sie werden durch einen fest umschließenden Verband bald unterdrückt. Jede größere Blutung aber erfordert sofortiges und kunstgerechtes Eingreifen, denn, selbst wenn es zu keiner direkten Verblutung kommt, ist doch jeder größere Blutverlust schwächend und die Gesundheit beeinträchtigend. Bei der Blutstillung unterscheidet man hinsichtlich der anzuwendenden Maßnahmen zwischen Venen- bezw. Haargefäßblutung — das sind die kleinsten Endausläufer der Blutgefäße — und Arterienblutung, jede für sich erfordert ihre eigenen Maßnahmen. Bei stärkerer Blutung aus den ersteren Gefäßen entferne

man vor allem jede oberhalb der Wunde befindliche Einschnürung (so an den Beinen etwaige Strumpfbänder), dann halte oder lagere man das betreffende Glied hoch, und zwar so lange, bis die Blutung



422. Verletzte Schlagader.
Aus Esmarch, Erste Hilfe.

völlig steht, bespüle die blutende Stelle mit kaltem Wasser, Eis 2c. und umschnüre sie fest mit einem in kaltes Wasser getauchten, sauberen Tuch. Bei allen Verletzungen an den Gliedmaßen steht die Blutung um so schneller, je höher das verletzte Glied gehalten wird. Sofortige Hochlagerung ist oft sogar allein ausreichend, vor allem bei Blutungen aus Krampfadern. — Diesen Maßnahmen gegenüber treten alle anderen zurück, selbst die Bedeckung blutender Stellen mit Eisenchloridwatte ist nicht so ratsam, wie das oben angegebene Verfahren. — Die Verletzungen der Schlagadern sind wesentlich gefährlicher und erfordern eine weit höhere Aufmerksamkeit und Bekämpfung. Spritzt durch eine Verletzung eine Ader in hellrotem Strahle auf, so gibt es nur ein Mittel, das ist: den Finger drauf. Mittels festen Druckes steht wenigstens vorübergehend jede Blutung, und das ist im Augenblick der Entstehung des Unfalls das erste und wichtigste Beginnen. Natürlich muß der Finger durchaus rein sein: Hat man also noch Zeit, sich peinlichst zu säubern, so tue man dies, andernfalls nehme man einen zu Händen befindlichen Wäschegegenstand (ein sauberes Taschentuch, Halstuch oder dergl.) odrr ein Bausch Watte, und übe damit den zusammenpressenden Druck aus. Je vollständiger dies erfolgt, um so rascher tritt Gerinnung und damit das Aufhören der Blutung ein.



423. Verletzte Vene (Blutader). Stauung durch Strumpfband u. abhängige Lage.
Aus Esmarch, Erste Hilfe.

Da wo die blutende Schlagader oberflächlich gelagert ist — an der Schläfe, dem Unterkiefer, am Hand- und Fußgelenk — kann man, denn der fortlaufende Druck des Fingers ist sehr ermüdend und läßt sich nur eine Zeitlang durchführen, zu komprimierenden Notverbänden greifen. Man macht aus Leinwand oder Watte einen Knäuel (Tampon), drückt ihn gegen die blutende Stelle und bindet ihn mit einem Tuche fest, aber so fest, daß er wirklich die verletzte Stelle zusammenpreßt, am besten indem man dieses Tuch

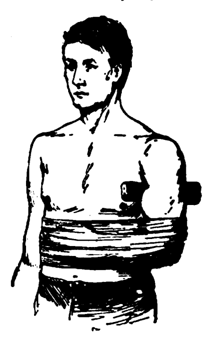
dicht oberhalb der Läsion knotet. Man kann auch für diese Zwecke ein Geldstück (5= oder 3 Markstück), einen flachen Stein, ein Stück Baumast nehmen, in ein Taschentuch einschlagen und umbinden. All dies ist ausführbar an oberflächlich gelagerten und daselbst verletzten Blutgefäßen, mehr oder minder unwirksam dagegen bei in der Tiefe liegenden und dem Gesichtsfeld entzogenen Verletzungen. Hier wird man entweder versuchen, die betreffende Arterie gegen einen



424. Knebelpresse.
Aus Esmarch, Erste Hilfe.

in der Nähe befindlichen Knochen zu drücken und in dieser Stellung anzubandagieren oder aber bei Gliedmaßen durch Beugung derselben das blutende Gefäß gewissermaßen abzuknicken oder schließlich den Stamm der blutenden Ader zu verfolgen und dieselbe abzuschnüren. Je nach Körperregion und Lage kommen also die verschiedensten Methoden zur Anwendung, die wir der Reihe nach verfolgen wollen.

Bei Blutungen an der Hand und dem Vorderarm, die auf direkten Druck nicht zu stillen sind — man versäume nie viel Zeit mit unnützen und gegenüber der Stärke der Blutung von vornherein aussichtslosen Manipulationen — schiebe man in die Mitte des Oberarmes einen festen Gegenstand — ein Stück Holz als Knebel oder auch in Ermangelung desselben einen Stein — und binde den Arm fest an die Brust mittelst eines Tuches. Dadurch wird die Schlagader des Armes zwischen Knebel und Oberarmknochen zusammengepreßt und kann kein Blut mehr zur verletzten



425. Knebeldruck.
Aus Esmarch, Erste Hilfe.

Stelle entleeren. Die eben genannte Hauptschlagader des Armes liegt in der Mitte an der Innenseite desselben, da wo der Muskelbauch, der den Oberarm einnimmt, sich von darunter liegenden Knochen abheben läßt.

Bei Blutungen in der Achselgegend sucht man eine Stelle auf unterhalb etwa der Mitte des entsprechenden Schlüsselbeines und drückt die Ader nach unten gegen die erste Rippe.

Blutungen am Halse — mit die gefährlichste Stelle am ganzen Körper — drückt man die etwas auswärts von Kehlkopf und Luftröhre gelagerte Ader, da wo der

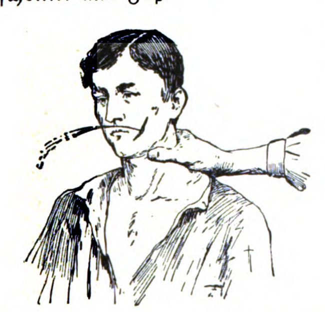
vom Hals zum Unterkiefer ziehende Muskelstrang seine äußere Grenze hat, kräftig gegen die Wirbelsäule und halte sie dort fest.

Bei Blutungen am Oberschenkel verfährt man in derselben Weise,



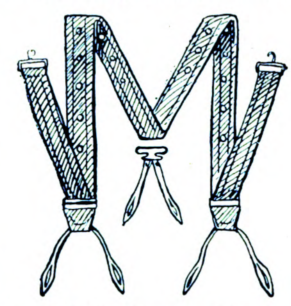
426. Fingerdruck auf die Schlüsselbeinschlagader.
Aus Esmarch, Erste Hilfe.

indem man die in der Mitte der Leiste dicht unter derselben liegende Ader gegen den Oberschenkelknochen drückt, dasselbe geschieht am Unterschenkel und Fuß.



427. Fingerdruck auf die Halsschlagader.
Aus Esmarch, Erste Hilfe.

Führt diese Methode der Zusammendrückung der oberhalb der Wunde gelegenen Pulsadern, die man an Ellbogen und Knie noch durch eine forcierte Beugung der betreffenden Gliedmaßen unterstützen kann, nicht zum Ziel, dann ist es notwendig, eine zeitweilige Abschnürung des betreffenden Körperteiles vorzunehmen. Kunstgerecht erfolgt das mit einer elastischen Binde oder einem Gummischlauche, in Ermangelung desselben bedient man sich der Hosenträger oder auch



428. Elastischer Gurt als Hosenträger.
Aus Esmarch, Erste Hilfe.

eines einfachen Taschentuches, das mittelst eines dazwischen hineingebundenen Holzstückes (man kann auch einen Stock, ein Taschenmesser, einen Schlüssel dazu nehmen), zu einer Art Knebel gestaltet wird.

Bei der Umschnürung eines Gliedes ist jedes halbe Handeln falsch: Wenn man sich einmal angesichts der Lebensgefahr dazu hat entschließen müssen, darf nur ganze Arbeit geleistet, d. h. eine wirkliche Abschnürung erzielt werden.

Aber die Zeitdauer dieser Abschnürung ist begrenzt: $1^1/_2$ bis höchstens $2^1/_2$ Stunden kann man sie liegen lassen, dann muß sie entfernt werden, sonst besteht die Gefahr des Brandigwerdens des abgeschnürten Teiles.

In diesem eben geschilderten Rahmen bewegt sich die Methodik der Blutstillung! Ist diese erfolgt,

hat also das gebildete Blutgerinnsel die Ausgangsöffnung des verletzten Blutgefäßes versperrt, dann wird die Wunde sorgfältig verbunden.

Es erübrigt noch im Anschluß daran einige andere Blutungen und deren erste Hilfeleistung zu skizzieren und zwar handelt es sich hierbei um Blutungen aus dem Innern des Körpers, aus der Nase, den Lungen und dem Magen.

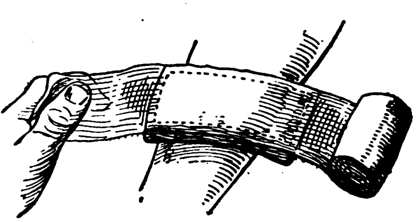
852. **Nasenbluten.** Ein sehr häufiges Vorkommnis, meist durchaus harmlos, aber recht lästig und störend. Bei Nasenbluten auf dem Marsche oder während der Tour einen Ruhepunkt suchen, die Kleidungsstücke — vor allem am Hals — öffnen, kaltes oder Eiswasser einziehen, über die Nase ein kaltes in Wasser oder Schnee getauchtes Leinwandläppchen legen, den Kopf ruhig und etwas nach hinten gebeugt halten. Hilft dies nicht, so mache man einen Pfropfen aus Watte, eventuell auch aus Leinen und schiebe ihn möglichst hoch in das betreffende Nasenloch hinauf. Auch Eisenchloridwatte ist für solche Fälle am Platze.

Wundverbände.

853. **Allgemeines.** Des öfteren war schon die Rede von Verbänden als Deckmittel von Wunden und als letzte Maßnahme zur Erhaltung erfolgreicher Blutstillung, es wird also nunmehr notwendig sein, Wesen und Art dieser Verbände genauer zu zergliedern und ihre praktische Handhabung vor Augen zu führen.

Bei der Notdurft des sportlichen Lebens wird das einfachste, das am leichtesten zu transportierende auch das praktischste sein und in diesem Sinne wird es sich bei Verbänden bei sportlichen Unfällen um Notverbände im vollen Sinne des Wortes handeln!

Bei jeder größeren Tour ist es dringend anzuempfehlen, sich ein Verbandpäckchen mitzunehmen, das 1 Paket Watte von 100 g, 1 m Verbandgaze, mehrere weiche Mullbinden von verschiedener Breite (1 à 4, 2 à 6, 2 à 10 cm), etwas Guttaperchapapier und einige wenige Sublimatpastillen à $^1/_2$ g zur Wundreinigung, wobei je eine Pastille in einem halben Liter Wasser aufgelöst wird, zu enthalten hätte.



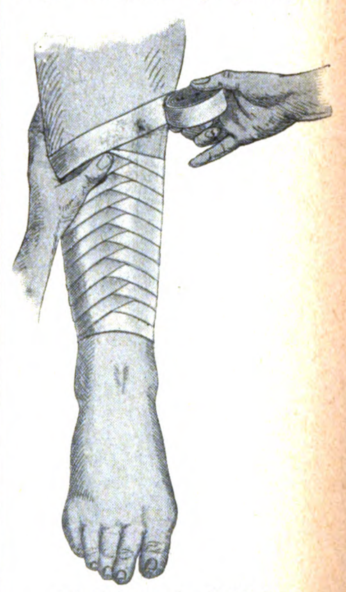
429. Keimfreier Notverband.
Die Verbandschicht ist auf die Binde festgenäht.
Aus Esmarch, Erste Hilfe.

Die verwundete oder blutende Stelle wird zuerst mit einer mehrfachen Schichte von Verbandgaze bedeckt — **nie** soll Watte direkt auf die Wundfläche kommen. —, darauf kommt eine Lage Watte und das ganze wird mittels einer Binde befestigt. Je nach den Körperteilen, die wir zu verbinden haben, werden wir natürlich die Breite der Binde wählen, an den Fingern die schmälsten, am Vorderarm die mittelbreiten, am Oberarm, den Schenkeln, dem Leib, der Brust die breitesten. Und auch das Aufrollen und Anlegen der Binde hängt von Umfang und Stärke der zu verbindenden Körperteile ab. Wir wollen z. B. einen Fingerverband machen: die 4 cm breite Binde wird zwischen

Daumen und Zeigefinger der rechten Hand genommen, ein wenig aufgerollt und dieses aufgerollte Ende über die Rückenfläche des zu verbindenden Fingers gelegt, so daß derselbe vom Nagel bis zum Ansatz an die Handwurzel davon bedeckt ist. Während man nun mit einem Finger der linken Hand dieses aufgerollte Stück Binde in dieser Lage fixiert, geht man mit der gesamten Binde über die Fingerkuppe und die Innenseite des Fingers bis dorthin, wo auf der Rückseite der Anfang der Binde beginnt. Jetzt hat man den betreffenden verletzten Finger oben und unten bedeckt und nun geht man in gleichmäßigen Kreistouren, die Binde straff anziehend, von unten nach oben um den Finger herum, so daß Lage auf Lage sich deckt. Ist der ganze Finger fest eingewickelt, dann reißt man das Endstück der Binde in der Längsrichtung ein Stück weit auf und schlingt nun die Enden in einem Knoten um den Finger. Bei Körperteilen, die eine ungleiche Dicke haben, wie die Arme, Beine 2c. wird man von vorn herein nur Kreistouren anlegen, aber nicht einfache, da sie sich ja bei wechselndem Umfang abheben würden, sondern indem man zwischendrin sogenannte Renverses, d. h. Umschläge, macht. Die Figur 430 illustriert dies näher.

Um Brust und Leib wird man andererseits nur einfache, sich dachziegelförmig deckende Kreistouren legen. Ein richtig angelegter Verband hat folgende Bedingungen zu erfüllen: er hält die Wundränder zusammen, begünstigt die Blutstillung, schützt die Wunde gegen das Eindringen von Unreinlichkeiten und schädlichen Keimen und wirkt endlich schmerzstillend.

Nun wird man aber nicht immer die erforderliche Zahl von Binden zur Hand haben, auch bei Verletzungen größerer Körperteile auf größere Bedeckungen angewiesen sein, in allen diesen Fällen bedient man sich der Verbandtücher, die besonders für den Transport schwer verletzter Glieder den Binden vorzuziehen sind. Diese Verbandtücher sind als dreieckige und viereckige Tücher im Handel zu haben, die

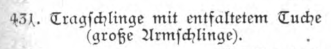


430. Anlegung der Rollbinde.
Aus Bernhard, Samariterdienst.

Klubhütten auf den Bergen enthalten sie, gerade wie auch alles übrige Verbandsmaterial, man kann sie sich aber im Notfall auch jeder Zeit aus Wäschestücken konstruieren. Ein solches Dreiecktuch ist vor allem der beste Halt für jedwede Armverletzung, denn nirgends ruht der gebrochene oder lädierte Arm besser wie in einer solchen Tragschlinge. Ihre Anlegung geschieht auf fol-

gende Weise: die Spitze des Dreiecks kommt in die Achselhöhle, das eine Ende wird um den Arm herum über die Brust auf die gegenüberliegende Schulter geführt, das andere Ende zwischen Arm und Brust auf die Schulter derselben Seite und nun die beiden sich am Rücken treffenden Enden am Hals hinten in einem Knoten vereinigt (Fig. 431). Hat man nur ein viereckiges Tuch zur Hand, das sich übrigens fast immer in ein dreieckiges verwandeln läßt, man braucht nur die gegenüberliegenden Enden im Kreuz zusammenzulegen, dann verfährt man so: Die eine Seite des Tuches wird unter dem Arm über die Brust gegen die Schultern geführt, die andern um dem Arm herum ebenfalls nach oben, und nun werden die Enden paarweise geknüpft. Der Zipfel, der am Ellbogen entsteht, muß dann mittelst Stecknadeln zusammengesteckt werden. Voraussetzung für beide Arten von Tüchern ist natürlich eine mehr oder minder rechtwinklige Stellung des betreffenden Armes. Wo dies durch die Natur der Verletzung nicht möglich ist, wird man sich begnügen, den Arm in eine einfache Schlinge zu legen, die denselben nur in einem kleinen Umfange umgreift (Fig. 432). Hat man auch hierfür kein genügendes langes Tuch, so knüpft man zwei Tücher aneinander oder benutzt dazu den Rockärmel, die Hosenträger oder ähnliches.





431. Tragschlinge mit entfaltetem Tuche (große Armschlinge).



432. Tragschlinge mit zusammengefaltetem Tuche (kleine Armschlinge) (sog. Mitella).

Aus Bernhard, Samariterdienst.

Eine besondere Form stellt noch der **Kopfverband** dar, den wir bei Schädelverletzungen anzulegen gezwungen sind. Man stellt ihn sich dadurch her, daß man ein möglichst rechteckiges Tuch von den beiden schmalen Seiten her einschneidet, dadurch vier Zipfel er-

hält und diese nun entsprechend der zu schützenden Stelle am Kopf befestigt, wie es die Abbildungen 433 u. 434 zeigen. Auch hier kann



433 u. 434. Kopfverbände.
Aus Bernhard, Samariterdienst.

im Notfall, wenn man nichts Passendes zur Hand hat, ein einfaches Taschentuch, das an seinen vier Enden geknotet und so über das Schädeldach gestülpt wird, aushelfen. Auf die eigene Erfindungsgabe und die persönliche Geschicklichkeit kommt es in allen diesen Fällen und Lagen sehr viel an und der Erfindungsreiche und Umsichtige wird nie, selbst bei größtem Mangel an Gegenständen, ratlos und ohnmächtig bleiben!

854. Giftige Wunden. So selten sie auch im allgemeinen in unseren Zonen vorkommen, ganz können sie doch nicht unerwähnt bleiben. Zur Frage kommen Schlangenbisse und Insektenstiche. Gegen erstere wendet man Umschnürungen des verletzten Gliedes behufs Verhütung weiteren Eindringens des Giftstoffes in den Körper an, die Wunde selbst wird mit einer glühend gemachten Nadel ausgebrannt oder — aber das nur bei völlig intakten Lippen und Mund — ausgesaugt, auch mit Salmiakgeist oder konzentriertem Alkohol ausgewaschen und, was manchem wohl nicht einmal als eine bittere Arznei vorkommen dürfte, durch Einführung größerer Mengen stark alkoholhaltiger Getränke ein direkter Rauschzustand herbeizuführen gesucht. Möglichst schleunigste Herbeiziehung eines Arztes ist selbstverständliche Bedingung.

855. Insektenstiche werden in Laienkreisen mehr gefürchtet als sie es in der Tat sind, in der überaus großen Mehrzahl der Fälle sind sie harmlos, und nur äußerst selten tritt im Anschluß an sie eine Blutvergiftung ein. Ein bewährtes Volksmittel gegen einfache Stiche ist Salmiak — vor allem als Prophylaktikum —, gegen die Stiche selbst wirkt am besten Kälte in Form des Umschlags und vor allem Entfernung des in der Haut steckenden Stachels.

856. Erfrierungen. Zwanglos schließt sich an die Skizzierung der Wunden eine Reihe von Erscheinungen an, die als elementare Wirkungen der Temperatur auf den Organismus anzusehen sind, das sind die durch allzugroße Hitze oder allzugroße Kälte hervorgerufenen Veränderungen der Haut, die zu tiefgreifenden Zerstörungen im Falle des Nichtbeachtetwerdens führen können. Sie verlangen bei allen sportlichen Unternehmungen und Touren strengste Berücksichtigung, denn der Schutz gegen ihre Einflüsse ist das sicherste und wirksamste Heilmittel. Wo derselbe aber versagt hat oder außer acht gelassen worden ist, bedarf es sofortigen Eingreifens, um Schlimmeres zu verhüten. Daher ist bei diesem Abschnitt der Erfrierungen wie beim folgenden, der sich mit den Verbrennungen und ihren Unterarten, dem Sonnen- und Gletscherbrand, befaßt, eine besondere Gründlichkeit der Auffassung am Platze!

Erfrierungen befallen vor allem die peripheren Körperteile, die Zehen und Finger, die Füße und Hände, die Nase und Ohrmuscheln.

Alles was die Blutzirkulation verlangsamt und die Muskelaktion herabsetzt, vermindert auch die Widerstandsfähigkeit gegen Kälte. Viel macht die Kleidung aus. Wasserdichte Zeuge sind gut beim Stehen, sobald aber Bewegung eintritt, entsteht Schweiß, der dann beim Stehen sofort eisig wird. Enganliegende, die Zirkulation hemmende Kleidungsstücke (Halsstreifen, enge Handschuhe, enge Strümpfe, Korsetts 2c.) begünstigen die betreffenden Teile, welche sie bedecken, für Erfrierungen. Auch bestimmte Witterungsverhältnisse wirken disponierend: so rufen kalte Winde und nasse Kälte weit eher Erfrierungen hervor wie eine windstille, trockene Witterung mit noch so viel Kältegraden. Man unterscheidet wie bei den Verbrennungen drei verschiedene Grade: den ersten Grad mit einfacher entzündlicher Rötung der Haut, die erst in einigen Tagen zurückgeht, den zweiten Grad mit tiefroter, ja sogar bläulicher Verfärbung und Blasenbildung und schließlich den dritten mit dunkelblauer Verfärbung und Blasen- und Krustenbildung. Die Blutzirkulation ist in diesem letzteren Falle völlig erloschen, die Haut gefühllos, die betreffenden Teile verfallen dem Absterben, dem Brande.

Von diesen mehr lokalen Erfrierungen verschieden ist die allgemeine Erfrierung. Die Betroffenen befällt das Gefühl großer Kälte, starker Mattigkeit und eine unüberwindliche Neigung zum Schlaf. Der Gang wird unsicher, Sehkraft und Gehör gehen nahezu völlig verloren, die Haut wird blaßbläulich, die Fähigkeit zu denken verliert sich. Tritt in diesem Stadium Hilfe ein, so können sie sich unter Leitung noch fortbewegen, anderenfalls übermannt sie die Müdigkeit und Mattigkeit, sie legen sich in der Kälte hin, um nicht wieder aufzustehen. Hat dieser Erstarrungszustand noch nicht allzulange gedauert, so kann der Erstarrte bei rasch eingeleiteten Wiederbelebungsversuchen noch zu sich kommen und sich vollständig erholen. Hieraus ersieht man, wie wichtig es ist, jeden Scheintoten und Erstarrten auf Atmung und Herztätigkeit zu untersuchen!

Nun zur Behandlung der Erfrierungen. Die Behandlung der leichtesten Grade der Erfrierung besteht darin, daß man die betreffenden Teile nicht zu rasch erwärmt, sondern mit Schnee oder Eiswasser abreibt und dann in nasse Tücher einwickelt. Bei ausgedehnteren und tieferen Erfrierungen zweiten und dritten Grades wird man neben oben genannten Maßnahmen die betreffenden Glieder sofort hoch lagern, um in den erfrorenen Teilen die Herstellung der Blutzirkulation zu erleichtern.

Die Wiederbelebungsversuche der durch Frost erstarrten Menschen müssen mit der größten Vorsicht angestellt werden, die Erwärmung darf nur ganz allmählich geschehen. Bringt man Erfrorene gleich in warme Räume, so gehen sie zugrunde. Man bringe den Verunglückten vorsichtig in einen geschlossenen, aber kalten Raum und entkleide ihn behutsam (Kleider und Schuhe werden aufgeschnitten!), damit nicht die steifen Glieder brechen. Hierauf reibe man ihn mit kalten, nassen Tüchern und leite eine allmähliche Erwärmung durch temperierte Vollbäder ein, die von 16° C. in 2—3 Stunden auf 30° C. ansteigen. Oft treten, sowie sich die verschiedenen Teile des Körpers nacheinander wieder beleben, nicht unerhebliche Schmerzen in den Gliedern auf, besonders

wenn die Erwärmung eine etwas zu schnelle war. In solchen Fällen tut man gut, die schmerzhaften Körperteile in kalte, nasse Tücher einzuwickeln. Die erfrorenen Gliedmaßen lagere man möglichst hoch, um ihr Absterben zu verhindern. Ist der Kranke bei Bewußtsein und kann schlucken, so gebe man ihm kalten Wein, kalten Kaffee und Kognak in größeren Mengen, sonst verwende man Salmiakgeist als Riechmittel. Sollte der erfroren Gefundene nur noch äußerst schwach atmen, so versäume man nicht, wenn die Glieder bereits biegsamer werden, die künstliche Atmung einzuleiten. Erst später trägt man den Patienten in ein mäßig erwärmtes Zimmer, deckt ihn mit kalten Tüchern zu und erst ganz allmählich geht man zum Reiben mit warmen Tüchern über.

Noch ein paar Worte über eine Erscheinung, die dem Schnee- und Eistouristen leicht zustößt, über

857. **Die Schneeblindheit.** Durch die Wirkung der ultravioletten, chemisch wirksamen Strahlen des Lichtes, die vom Schnee reflektiert werden, entsteht eine intensive Rötung der Augenbindehaut mit starker Lichtscheu, Tränenfluß und Schmerzen, häufig noch eine Schwellung der Augenlider. Eine rauchgraue, gut passende Gletscherbrille oder ein Augenglas mit angerußten Gläsern schützt am meisten. Darum, wenn du zur Gletscherfahrt dich rüstest, vergiß die Schneebrille nicht!

858. **Verbrennungen.** Verbrennungen, die weniger als sportliche Unfälle wie als allgemeine anzusehen sind, können außer durch Flammen durch erhitzte Gegenstände (Ofen), heiße Flüssigkeiten, ferner durch heiße, flüssig gewordene Metalle und durch ätzende Chemikalien entstehen. Je nach der Dauer und der Stärke der einwirkenden Schädigung unterscheidet man ebenfalls drei Grade der Verbrennung: Rötung mit Schwellung und Schmerzhaftigkeit, Blasenbildung und Verschorfung. Maßgebend für die Rettung des Verbrannten ist meist nicht die Tiefe, sondern die Ausdehnung der Verbrennung. Der Mensch, dessen Körperfläche zu $^2/_3$ wenn auch nur im ersten Grade verbrannt ist, ist gewöhnlich verloren. J e d w e d e s c h w e r e r e V e r b r e n n u n g e r f o r d e r t m ö g l i c h s t r a s c h e ä r z t l i c h e H i l f e!

Bei allen Verbrennungen, welchen Grades sie auch sein mögen, ist das erste, was man zu tun hat, dem Verletzten Linderung seiner Schmerzen zu bringen, und dies geschieht durch einen die Luft abhaltenden, kühlen Verband. Hierzu nimmt man, was gerade zur Hand oder erreichbar ist: Oel, Butter, Schmalz, selbst Mehl, Kleie oder ähnliche Substanzen, die auf die gebrannten Teile gebracht und mit Verbandgaze und Watte gedeckt werden; hat man letztere nicht zur Verfügung, so tut es auch Leinwand oder ein ähnlicher Stoff. Haben sich Blasen gebildet oder ist die Oberhaut abgelöst, so muß man beim Entfernen der Kleider äußerst vorsichtig umgehen, um die Blasen nicht aufzureißen; sind die letzteren stark gespannt, was die Schmerzhaftigkeit vermehrt, so steche man sie mit einer vorher ausgeglühten Nadel (Steck- oder Nähnadel) ein, damit die darin angesammelte Flüssigkeit ablaufen kann. Dadurch läßt die Spannung und das Schmerzempfinden nach.

Eine Art Verbrennung, allerdings viel harmloserer Natur als die eben geschilderten, ist auch der

859. **Sonnen- bezw. Gletscherbrand.** Auch hierbei sind es wieder die ultravioletten chemischen Strah-

len, die bei längerer Einwirkung und zarter Haut eine oberflächliche Verbrennung, speziell der Gesichts- und Halsgegend erzeugen. Lange Wanderungen bei starkem Sonnenschein über Gletscher und Firnfelder haben, wenn man sich nicht sorgfältig geschützt hat, stets eine leichtere oder stärkere Hautverbrennung zur Folge. Frisch gefallener Schnee auf großen Höhen wirkt besonders schädlich, da er die Sonnenstrahlen am intensivsten reflektiert. Der Sonnenbrand äußert sich in der Weise, daß die Haut — meist ist es ein starker Juckreiz — sich rötet, leicht anschwillt, heiß und schmerzhaft wird und dann sich abschält. Lider, Nase, Kinn und Nacken sind die Lieblingsstellen für diese Art von Hautentzündung. Schutzmittel dagegen sind gelbe oder rote Salben, Kohlenruß oder dunkle Schleier. Auf alle Fälle ist es rätlich, bei längeren Gletscherwanderungen eine Einfettung des Gesichtes und Halses vorzunehmen. Ist der Gletscherbrand aber ausgebrochen, dann mache man bis zu weiteren ärztlichen Anordnungen kalte Umschläge.

Verletzungen der Knochen und Gelenke.

860. Allgemeines. War bisher im wesentlichen von Verletzungen der Weichteile die Rede, so kommen wir nunmehr zu den Verletzungen der festen Teile des Körpers und der mit ihnen in Zusammenhang stehenden Verbindungspartien, der Knochen und Gelenke. Sie stellen wohl das zahlreichste Kontingent sportlicher Unfälle dar und beanspruchen sowohl ihrer Häufigkeit als ihrer Natur halber die peinlichste Aufmerksamkeit.

Man unterscheidet unter ihnen Verstauchungen, Verrenkungen und Knochenbrüche.

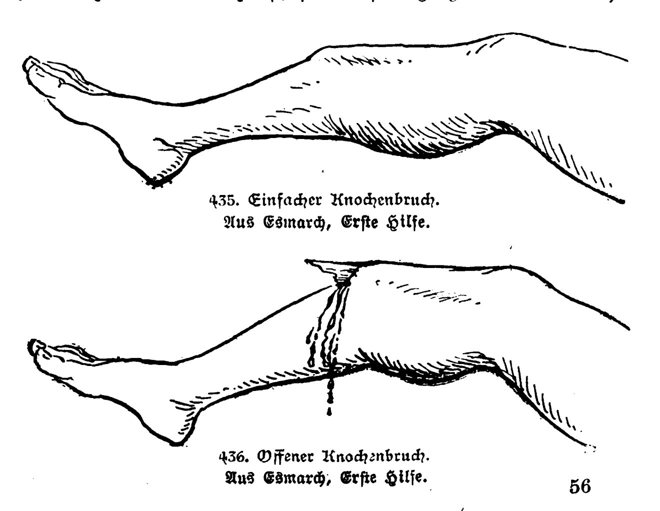
861. Verstauchungen. Hierbei handelt es sich um Quetschungen des Gelenks; die einwirkende Gewalt ist eine stumpfe, sie ist aber nicht so stark, daß der Knochen gebrochen wird, sondern es kommt einzig und allein zu einer Zerreißung oder Zerrung der Gelenkbänder und zu einem Bluterguß in das Gelenk. Die Folgen sind: Schwellung, in den meisten Fällen auch bläuliche Verfärbung der Gelenkgegend, Schmerzhaftigkeit und totale oder teilweise Unbeweglichkeit. Während aber bei Verrenkungen und Brüchen die Unmöglichkeit der Bewegung der verletzten Gliedmaßen in ihrer Gelenkverbindung besteht, kann bei Verstauchungen dieselbe, wenn auch in minimalen Grenzen, von selbst, jedenfalls aber durch einen Dritten bewegt werden. Das Rezept für die erste Behandlung der Verstauchung heißt: Ruhigstellung und Kälte. Man wird also bei Verstauchungen an Hand, Ellbogen, Schulter eine Schlinge anlegen, einen Eis- oder Wasserumschlag machen, bei Verstauchungen an Fuß, Knie und Oberschenkel eine Tragbahre konstruieren und in möglichster Hochlagerung den Transport zu bewerkstelligen. Ist die Kombination einer Bahre sehr erschwert, Hilfe aber in der Nähe, so ist es am besten, den Verletzten einige Zeit am Unfallorte zu lassen und ihn erst später zu holen.

862. Verrenkungen. Zerreißen wiederum durch stumpfe Gewalt Kapsel und Bänder eines Gelenkes und treten die Knochenenden aus der Gelenkhöhle heraus, so haben wir es mit einer Verrenkung zu tun. Wir erkennen sie daran, daß sich die Gestalt des betreffenden Gelenkes von Grund aus geändert hat, daß an Stellen, wo sonst Abflachungen vorhanden, nunmehr Höcker herausragen, wo im nor-

malen Zustande Wölbungen, umgekehrt dieselben verschwunden und an deren Stelle Abflachungen getreten sind. Außerdem ist die in Mitleidenschaft gezogene Gliedmaße völlig unbeweglich sowohl bei eigenen wie bei Versuchen Dritter. An Verrenkungen darf **nie** herumexperimentiert werden, jeder ungeschickte Einrichtungsversuch erzeugt nur neue und vermehrte Schädigungen. Hat man eine Verrenkung festgestellt, so heißt es, möglichst alles in Ruhe lassen und nur für einen möglichst raschen und unschädlichen Transport sorgen. Also bei Verrenkungen der oberen Gliedmaßen Tragschlinge und Wasserumschlag, bei denen der unteren Gliedmaßen Tragbahre bezw. selbst konstruierte Unterlage.

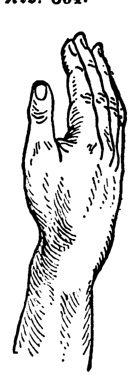
863. Knochenbrüche. Man unterscheidet einfache und komplizierte Knochenbrüche, je nachdem bei dem gesetzten Unfall der Knochen allein gebrochen und die darüberliegende Haut unversehrt geblieben oder auch die letztere mit verletzt ist, so daß eine Kommunikation zwischen äußerer Luft und innerem Knochenbruch geschaffen ist (Fig. 435, 436). Diese letztere ist um deswillen so gefährlich, als dadurch leicht Fäulniserreger aus der Luft oder den beim Zustandekommen der Verletzung mitwirkenden Gewalten in die Wunde eindringen und eine Eiterung erzeugen können, die, abgesehen von ihrer Gefährlichkeit an sich, auch zu einem höchst langwierigen Heilungsverlauf Veranlassung gibt.

Knochenbrüche erkennt man an der Veränderung der normalen Form einer Gliedmaße — Verkürzung, Verbiegung, oft auch Winkelstellung —, an der falschen Beweglichkeit des Gliedes an der Bruchstelle, an dem heftigen, lokalisierten Schmerz, der von dem Verletzten geäußert wird, an der totalen Unfähigkeit, das Glied zu gebrauchen. Knochenbrüche sollen für den Laien **immer** ein „Rührmichnichtan“ bleiben, denn die unheilvollsten Folgen können durch un-



435. Einfacher Knochenbruch.
Aus Esmarch, Erste Hilfe.

436. Offener Knochenbruch.
Aus Esmarch, Erste Hilfe.



437. Einfacher Knochenbruch des Unterarmes (Speiche). Aus Esmarch, Erste Hilfe.

richtiges Manipulieren entstehen. Von kundiger Hand behandelte Brüche heilen relativ rasch und meist gut, die moderne Röntgendurchleuchtung hat das ihrige dazu beigetragen, auf Grund genauester Feststellung des Bruches und der Verlagerung der Knochen das sachgemäße Vorgehen zu erleichtern. Des Laien Aufgabe ist es nur, den Transport zum Arzte möglichst schonend und ohne weitere Schädigung zu gestalten, und hierfür ist folgendes zu beachten notwendig: Sieht man den Knochenbruch schon durch die Kleider hindurch, oder ist begründeter Verdacht auf das Vorhandensein eines solchen vorhanden, dann schneide man vor allem rücksichtslos die bedeckenden Kleidungsstücke auf, denn die Entfernung jedweden Druckes ist das erste, was zu tun ist. Hat man sodann den Bruch festgestellt, so wird man bei einem komplizierten Bruch eine Reinigung der Wunde vornehmen in der Art, wie man auch jede andere Wunde desinfiziert, und die schon eingangs beschrieben worden ist, und sodann die Schienung des gebrochenen Knochens behufs Transports bewerkstelligen; bei einem einfachen Bruch ist natürlich die letztere Maßnahme allein zu treffen.

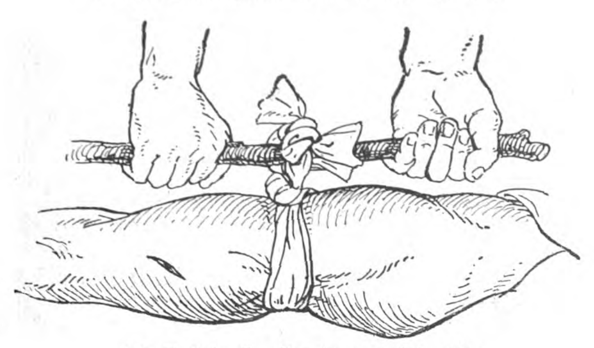
864. **Wie behandelt man Knochenbrüche?** Der Transport gebrochener Glieder — denn nur um einen Notverband und um eine möglichst schonende und schmerzlose Verbringung des Unfallverletzten in sachverständige Hände handelt es sich bei der ersten Hilfe bei Knochenbrüchen — hat so zu erfolgen, daß der gebrochene Teil in absolut unbeweglicher Lage sich befindet, daß er genügend gestützt und ausgepolstert ist und endlich, daß die geschaffene Unterlage eine sichere Basis für jedwede Bewegung der Träger bildet. Diese Forderungen sind natürlich nicht immer zu erfüllen, doch muß man suchen, ihnen möglichst nahe zu kommen. Denn nicht nur, daß dadurch der Transport für den Verletzten unter möglichst geringen Schmerzen erfolgt, wird auch vor allem die bei jedem Knochenbruch vorliegende Gefahr einer Durchspießung der Haut und damit einer Umgestaltung eines einfachen und relativ harmlosen in einen komplizierten und gefährlichen Bruch verhütet.

Sehr angeschwollene und schmerzhafte Körperpartien wird man vor Einleitung des Transportes mit einem kalten Umschlag bedecken und sodann die für den Transport erforderlichen Materialien zusammentragen. Hier, wo es in den meisten Fällen auf die erfinderische Konstruktion und aus dem Leben heraus gewonnene Beherrschung der Situation ankommt, wird man natürlich zu allem greifen, was erreichbar ist und sich für die vorliegenden Zwecke nur einigermaßen eignet: Alle Gegenstände aus dem Haushalt, wo bewohnte Stätten in unmittelbarer Nähe, von Wald und Feld, wo nur diese das Terrain der Unfallstätte bilden, von Fels und Moräne, lassen sich unter geschickter Hand zu Schienen für gebrochene Gliedmaßen umwandeln. So also Bretter, Latten, Stöcke, Feuerhaken, große Löffel, Bilderrahmen, Stuhlbeine, Aeste und Zweige, schließlich die eigenen Stöcke, zusammengerollte Plaids, Eispickel,

selbst die Stiefel des Verletzten und vieles andere mehr. (Fig. 438 bis 441). Alles dies muß aber auf das sorgfältigste ausgepolstert werden und hierzu verwendet man wieder nur Leinentücher, Watte, Heu, Stroh, Moos, die eigenen Rockärmel und dergleichen. Zur Befestigung der Schienen, die natürlich parallel der gebrochenen Gliedmaßen zu beiden Seiten angelegt werden, nimmt man ebenfalls erfolgen, wie Schädelbrüche und solche der Wirbelsäule, die mit tiefer Bewußtlosigkeit bezw. Lähmung der unteren Extremitäten einhergehen, entziehen sich schon an und für sich durch ihre Lage einer Bandagierung; hier wird es eben nur auf einen möglichst kunstgerechten und schonenden Transport mit Bedeckung der Stirn bezw. der verletzten Stelle mittelst eines feuchten Umschlags ankommen. Für



438. Zweigbündelschiene. Aus Esmarch, Erste Hilfe.



439. Knebelpresse. Aus Esmarch, Erste Hilfe.

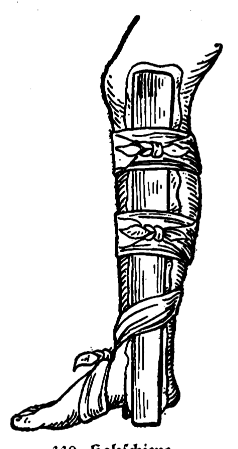
Tücher, Stricke, Hosenträger, Riemen, hüte sich aber beim Knüpfen derselben den Knoten auf die Haut zu legen, derselbe darf nur der Schiene aufliegen.

Dies im allgemeinen als Grundsätze für die Anlegung eines Notverbandes bei Knochenbrüchen, für die speziellen Körperteile ist noch folgendes zu beachten: Schienen werden vorzugsweise bei Brüchen der Gliedmaßen angelegt, Brüche des Stammes und des Kopfes bedürfen ihrer nicht. Die schwersten Verletzungen, die meist durch Sturz

Brüche der Gesichtsknochen gilt mehr oder minder dasselbe, für solche des Unterkiefer wird man nach Adaptierung eines Umschlags denselben mit einem Kopf und Kinn umfassenden Tuch festhalten.

Bei Rippenbrüchen — kenntlich durch lokalisierte heftige Schmerzen, erschwertes Atmen, Schmerzen bei jeder Bewegung — wird man ein breites Tuch um den ganzen Brustkorb, bei solchen des Schlüsselbeins und der Schulter den betreffenden Arm in eine Schlinge legen. Bei Fingerbrüchen bandagiert man

den verletzten Finger an seinen Nachbarfinger an; bei solchen des Beckens wird ein breites Tuch um die Hüften gelegt. Eigentliche Notverbände im Sinne der Bandagierung beanspruchen die Brüche der oberen und unteren Gliedmaßen;



440. Holzschiene.
Aus Esmarch, Erste Hilfe.

während die ersteren aber im wesentlichen durch eine Tragschlinge versorgt werden, ist es bei den letzteren wichtigste Aufgabe, eine richtige Schienung und daran anschließend einen sorgfältigen Transport vorzunehmen.

Wiederbelebung von Scheintoten.

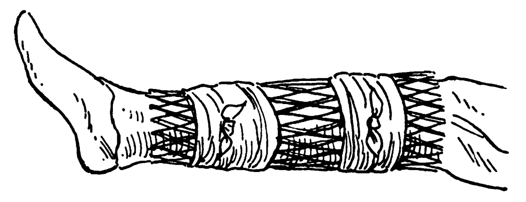
865. Ursachen des Scheintodes und deren Beseitigung. Eine Reihe von Zufällen und Einwirkungen äußerer Gewalten erzeugen einen Zustand von Scheintod, der ein sofortiges, tatkräftiges Handeln erfordert.

Der Scheintote stürzt zusammen, ist bewußtlos, Puls und Atmung sind kaum fühl- bezw. hörbar, der Körper ist kalt, die Haut blutlos. Die wesentlichsten veranlassenden Momente hierfür sind:

1. Erstickung. Sie kommt zustande durch Verstopfung der Luftröhre, durch Fremdkörper (zu große Bissen, Knochen 2c.), durch Verschüttung (Lawinenstürze, Erdsenkungen), durch Einatmung giftiger Gase (Kohlenoxyd-, Schwefelwasserstoffgasse), durch selbstgewollten Tod durch Erhängen.

2. Ertrinken, das heißt in Wirklichkeit nichts anderes, als Ersticken durch Wasser. Statt Luft tritt Wasser in die Lungen ein und damit ist die Atmung aufgehoben.

3. Erfrieren. Das letzte und gefahrvollste Stadium der Erfrierung ist, wie schon an anderer Stelle auseinandergesetzt, die überwältigende Schlafsucht, die den Schneewanderer befällt und ihn veranlaßt, sich im Schnee zu betten. Nament-



441. Blumentopfgitter als Schiene.
Aus Esmarch, Erste Hilfe.

lich ist damit der Scheintod, und wenn nicht rechtzeitig Hilfe eintritt, der wirkliche Tod verbunden.

4. Hitzschlag. Bei schweren körperlichen Strapazen in heißer, schwüler Luft, namentlich in schattenlosen Gegenden tritt ein Zustand von Bewußtlosigkeit ein, dessen Vorboten meist in starkem Durstgefühl, Mattigkeit und Kopfschmerzen in Verbindung mit brennendheißer Haut, hochgerötetem Antlitz ꝛc. bestehen.

Bei allen diesen Zuständen kommen vor Einleitung der künstlichen Atmung als letztes Hilfsmittel noch eine Reihe von Maßnahmen zur Anwendung, die in gewissen Fällen noch zum erstrebten Ziel zu führen imstande sind, vorausgesetzt, daß die einwirkende schädliche Ursache noch nicht zu weit vorgeschritten ist.

So wird man bei Erstickung durch Fremdkörper diesen letzteren zu entfernen suchen, indem man mit dem Zeigefinger oder dem Zeige- und dem zweiten Finger in den Mund eingeht und den betreffenden Gegenstand zu entfernen sucht (Vorsichtsmaßnahmen hierbei zum Schutz der Finger sind Einstemmen eines Keiles zwischen den Zahnreihen, Maßnahmen zur Oeffnung des Mundes, Zuhalten der Nase). Bei Erhängten oder Erdrosselten stütze man während des Abschneidens des Strickes den Körper, damit er nicht beim Falle beschädigt wird. Bei Einatmung giftiger Gase bringe man den Verunglückten schleunigst in frische Luft, öffne alle Kleidungsstücke, bespritze mit kaltem Wasser.

Bei den dem Wasser entrissenen, der Gefahr des Todes durch Ertrinken unterliegenden Individuen wird nach Reinigung von Mund und Rachen mittelst mit Leinwand oder einem ähnlichen Stoff umwickelten Finger, der Oberkörper entkleidet, quer über die Knie gelegt und nun durch Druck auf Rücken und Brustkorb versucht, das eingedrungene Wasser aus den Lungen zu entfernen. Hierbei werden Kopf und Brust des Verunglückten leicht abwärts geneigt gehalten, nie darf aber der Körper auf den Kopf gestellt werden, nie an den Beinen in die Höhe gehoben werden. Bleiben diese Versuche fruchtlos, dann tritt die künstliche Atmung in Kraft, die oft stundenlang fortgesetzt werden muß, bis sie zum Ziel führt. Während der Belebungsversuche wird bei Ertrunkenen der Körper unaufhörlich mit trockenen, am besten wollenen Kleidungsstücken gerieben, um die notwendige Erwärmung zu erreichen.

Bei Hitzschlägen wird man den Betreffenden unverzüglich an einen schattigen Ort bringen, ihn unter Lösung aller Kleidungsstücke sorgsam am Boden betten, ihm Wasser einflößen und mit Wasser besprengen. Dasselbe gilt auch für den Sonnenstich, dessen Erscheinungen keine gesonderte Besprechung erfordern, decken sie sich doch fast ganz mit denen des Hitzschlages.

Haben diese Maßnahmen bei den oben geschilderten Zuständen nicht zum Ziele geführt, dann tritt, mit Vermeidung weiteren Zeitverlustes, als letztes und stärkstes Hilfsmittel in Kraft die

866. Künstliche Atmung. Ihr Erfolg hängt von der Richtigkeit und Exaktheit ihrer Ausführung ab, wie bedeutsam also die Erlernung dieser ist, erhellt daraus! Es gibt mehrfache Methoden zur Einleitung der künstlichen Atmung, die gebräuchlichste ist die von Silvester angegebene und von Esmarch in Deutschland eingeführte und geübte. Die Umgebung der künstlichen Atmung sollen stets freie Luft oder

wenigstens Räume mit frischer Luft und offenen Fenster bilden.

Und nun werden folgende Bewegungen ausgeführt, die nur eines Helfers — und das ist einer von den vielen Vorzügen dieser Methode — bedürfen:

a) Der Scheintote wird flach auf den Rücken gelegt, Kopf und Schultern erhöht durch ein in Form einer Rolle unter den Brustkorb zusammengefaltetes Kleidungsstück.

b) Man stellt sich hinter denselben, ergreift beide Arme oberhalb der Ellbogen und hebt sie gleichmäßig bis über den Kopf und hält sie hier 2 Sekunden lang fest.

c) Dann führt man die Arme auf demselben Wege zurück und drückt sie behutsam, aber fest 2 Sekunden lang gegen die Seiten des Brustkastens.

d) Sind 2 Helfer zur Hand, so stellt sich auf jede Seite einer und nach einem gemeinsamen Kommando werden die obigen Bewegungen ausgeführt.

e) Diese Bewegungen werden ungefähr fünfzehnmal in der Minute, so lange fortgesetzt, bis selbsttätige Atembewegungen beginnen.

Sobald dieselben — wenn auch in leisester Form — zum Erscheinen kommen, hört man mit der künstlichen Atmung auf und sucht nun Blutkreislauf und Körperwärme wieder wachzurufen. Man hüllt — dies gilt natürlich in erster Reihe für Erfrorene, Ertrunkene — den Körper in trockene Decken ein, reibt die Glieder kräftig — sehr gut hierfür ist die Benutzung einer Wurzelbürste — ein und bringt den Verunglückten in ein warmes Bett. Kann er wieder schlucken, so flößt man ihm warme Flüssigkeiten (Tee, Kaffee, Milch eventuell auch etwas Wein oder Kognak, aber diese nur in kleineren Mengen) ein.

Wie transportiert man Verletzte?

867. **Der Transport** ist die letzte, oft genug auch die bedeutsamste Hilfeleistung, die man einem Verletzten zuteil werden lassen muß, die Schwierigkeit seiner Durchführung leuchtet gegenüber den äußerst unwirtlichen Verhältnissen, unter denen er meist vorgenommen werden muß, ein. Zweck des Transportes ist es, den Verletzten in möglichst schonender und seinen Zustand nicht gefährdender Weise in die Hände des Arztes überzuführen, und je nachdem der Unfall in der Nähe bewohnter Stätten oder fern von ihnen erfolgt ist, darnach wird sich auch die Art des Transportes richten. Die ideellste Ueberführung ist natürlich die mittelst einer Tragbahre, doch deren Vorhandensein ist eben eng an die Nähe von Städten geknüpft. Kann man sie ohne Beeinträchtigung des Zustandes des Verletzten erhalten, so soll man eine solche in erster Reihe zu erlangen suchen. Jedweder Transport spielt sich bei ihrer Benutzung am glattesten und für den Verletzten förderlichsten ab. Zum Tragen einer Bahre braucht man bekanntlich zwei Träger und für diese gelten eine Reihe von Punkten, die beim Transport zu beachten sind: 1. Bahren dürfen nur mit Händen oder Gurten getragen, nicht aber auf die Schultern gelegt werden, damit keinen Augenblick die Kontrolle des Transportierten aufgehoben wird. 2. Die Träger dürfen nicht Schritt halten, sonst schwankt die Bahre von einer Seite zur andern. Tritt also der eine mit dem linken Fuß an, so der andere gleichzeitig mit dem rechten. 3. Jede unruhige, heftige Bewegung muß während des Tragens streng vermieden werden, der Gang der Träger klein und sicher.

4. Geht es bergauf, so muß der Kopf des Patienten vorangehen, geht es bergab, das Fußende. Nur bei Beinbrüchen erleidet dieses Gesetz eine Ausnahme, würde doch sonst die Körperlast auf den gebrochenen Knochen drücken. Und nun noch ein paar Worte über Auf- und Abladen des Verletzten! In beiden Fällen wird die Bahre in eine Linie mit seinem Körper gestellt, das Fußende derselben hinter seinen Kopf. Dann stellen sich die Träger jeder auf eine Seite, reichen sich unter dem Rücken und unter den Oberschenkeln des zu Transportierenden die Hände, heben ihn auf, tragen ihn rückwärts über die Bahre und legen ihn behutsam darauf nieder bezw. heben ihn auf. Alles dies ist, wie man sieht, eigentlich durchaus einfach und erfordert außer einiger Aufmerksamkeit nichts weiteres. Die Schwierigkeiten heben erst an, wenn man fern von jeder menschlichen Hütte sich befindet, auf einem Felsgrat, einem Eisfirn, kurzum dort, wo man einzig und allein auf sich selbst angewiesen ist und jeglicher Unterstützung des persönlichen Handelns ermangelt. Da heißt es, seine ganze Umsicht und Geistesgegenwart zusammenfassen und aus dem Gegebenen und Erreichbaren das formen und bilden, was dringend erforderlich und zweckdienlich ist. Es kommen für solche Notbahren in Betracht: Bretter, Türen, Fensterläden, Stühle Matratzen, Strohsäcke, Decken, Hängematten, Stangen, die durch Gurte, Riemen 2c. mit einander verbunden werden, junge Bäume 2c. 2c. Ist aber nichts da und nichts im Umkreis zu erlangen, dann muß man den Verunglückten etappenweise fortzutragen suchen. Sind zwei Helfer da, so ist das nicht schwer, ist aber nur einer da, dann heißt es auf sich und den Verletzten aufpassen. Kann der letztere noch gehen, dann bedarf es nur einer Stütze und Hilfe seitens des unbeschädigten Genossen und diese wird folgendermaßen gewährt: der Verletzte legt seine Hand um den Hals des Helfers, so daß sie auf der anderen Seite herabhängt, der Helfer legt seinen Arm hinter dem Rücken des Verletzten herum, umgreift dessen Hüfte und faßt mit der anderen Hand die über seine Schulter hängende Hand des Patienten. Kann aber der Verletzte nicht stehen und gehen, dann muß der andere ihn entweder auf den Rücken nehmen oder soweit dies möglich, in den Armen tragen. Beides sehr schwer auszuführende und mühsame Manipulationen.

Wesentlich einfacher ist, wie gesagt, der Transport mittelst zweier Helfer. Hierfür gibt es mehrfache Methoden. 1. Der Verletzte sitzt auf den Händen der Träger, welche zwei Hände unter seinen Oberschenkeln und zwei hinter seiner Lendengegend verschränken. Der Patient umfaßt mit seinen Armen die Nacken der Träger.

2. Die Träger verschränken alle vier Hände zu einem Sitz, er legt die Arme über ihre Schultern.

3. Man macht einen Tragkranz aus einem zusammengeschnallten Leibriemen, einem zusammengeknoteten Strick oder einem Strohseil, faßt denselben je mit einer Hand und setzt den Verletzten darauf.

Der Vollständigkeit halber sollen noch am Schluß dieses Kapitels die in Gebirgsgegenden gebräuchlichen Schleifen erwähnt werden, die aus zwei langen, zusammengekoppelten Baumstämmen bestehend einen fast vollgültigen Ersatz für einen Wagen bezw. Schlitten darstellen. Mit einem Zugtier als Vorspann lassen sich auf solchen Schleifen alle Arten von Verletzungen und Bewußtlosigkeitszuständen schonend und rationell transportieren.

XVI. Sport, Haftpflicht und Versicherungswesen.

Von

Dr. Max Ahles, Rechtsanwalt, München.

868. **Gefahren des Sports.** So mannigfach die zurzeit in Uebung befindlichen Arten des Sportes sind, Eines haben sie alle gemeinsam: Bald in höherem, bald in geringerem Maße bringen sie Gefahren mit sich, in erster Linie für den Ausübenden selbst, oft aber gleichzeitig auch für dritte Personen.

Bei einzelnen Arten des Sports bildet sogar die damit für den Ausübenden verbundene Gefahr einen wesentlichen Bestandteil der besonderen sportlichen Betätigung: Der Hochtourist, der Rennreiter, der Rennfahrer, fühlen sich zu ihrem Sport nicht zum Letzten durch den Reiz hingezogen, welcher für sie darin liegt, der Gefahr mit allen zu Gebote stehenden Kräften des Körpers und des Geistes kämpfend entgegen zu treten, und nach ihrer Ueberwindung die Freuden des Sieges zu kosten.

Eine Sportart, welche nicht nur Geschicklichkeit, sondern auch Kraft und persönlichen Mut erfordert, verdient auch zweifellos eine hervorragende Wertschätzung; dient sie doch der Hebung und Ausbildung von Kraft, Umsicht, Entschlossenheit und Unerschrockenheit, also von Eigenschaften, welche von je als herrliche Mannestugenden gepriesen wurden.

Sache der sportlichen Ausbildung ist es, Unfälle nach Möglichkeit hintanzuhalten; vollständig zu vermeiden aber werden sie niemals sein und sie müssen deshalb als ein stehender Faktor eines jeden Sportzweiges betrachtet werden.

Neben den Gefahren, welche dem Sporttreibenden unmittelbar drohen, sind es aber auch die bei Ausübung des Sports möglichen Schädigungen Dritter, welche ihn selbst wieder indirekt treffen können.

869. **Haftpflicht.** Allen modernen Gesetzgebungen gemeinsam ist der Grundsatz, daß derjenige, welcher durch Vorsatz oder Fahrlässigkeit einen Schaden verursacht, für diesen Schaden haftbar gemacht werden kann.

Die Haftung kann gleichzeitig zivilrechtlicher und strafrechtlicher Art sein.

Das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich bestimmt in § 823:

„Wer vorsätzlich oder fahrlässig das Leben, den Körper, die Gesundheit, die Freiheit, das Eigentum oder ein sonstiges Recht eines Anderen widerrechtlich verletzt, ist dem Anderen zum Ersatze des daraus entstehenden Schadens verpflichtet.

„Die gleiche Verpflichtung trifft

denjenigen, welcher gegen ein den Schutz eines Anderen bezweckendes Gesetz verstößt. Ist nach dem Inhalte des Gesetzes ein Verstoß gegen dieses auch ohne Verschulden möglich, so tritt die Ersatzpflicht nur im Falle des Verschuldens ein."

In gleicher Weise hat unser Reichsstrafgesetzbuch in einer Reihe von Bestimmungen das Prinzip der kriminellen Verantwortlichkeit für vorsätzlich und fahrlässig angerichteten Schaden aufgestellt.

Umfassender jedoch ist die zivilrechtliche Haftbarkeit. So ist z. B. die fahrlässige Beschädigung einer fremden Sache nicht strafbar, wohl aber kann sie zum Ersatz des entstehenden Schadens verpflichten.

Wenn auf sportlichem Gebiete eine Schädigung von Personen oder Sachen eintritt, wird es sich in der Regel nicht um eine vorsätzliche, sondern um eine nur fahrlässige Schadenzufügung handeln.

Daß die vorsätzliche Zufügung eines Schadens regelmäßig rechtswidrig ist und deshalb zum Ersatz verpflichtet, gleichzeitig aber auch strafrechtliche Verantwortlichkeit mit sich bringt, bedarf kaum der Erwähnung.

Es sind jedoch Fälle möglich, in denen ausnahmsweise die vorsätzliche Schädigung fremder Rechte vom Gesetz gestattet ist. Für den Sport kommt von diesen Ausnahmen der sogen. „Notstand" in Betracht, das ist der Fall, daß ein an sich rechtswidriger Eingriff in fremde Rechte sich zur Rettung aus einer augenblicklichen Gefahr für Leib oder Leben erforderlich erweist, in welche der Täter oder ein Anderer unverschuldeter Weise geraten ist: § 228 B.G.B., § 54 R.St.-G.B.

Weitaus wichtiger indes ist die Frage, inwieweit eine nicht absichtliche, eine nur „fahrlässige" Schädigung fremder Personen oder Rechte eine Haftung des Schadenstifters nach sich ziehen kann.

Die Definition des Begriffes „Fahrlässigkeit" ist keineswegs einfach. In sehr vielen, vielleicht in den meisten Fällen ist es außerordentlich schwer, die Grenze zu finden zwischen dem Begriff eines unverschuldeten Zufalles und demjenigen eines schuldhaften Handelns oder Unterlassens. Zahlreich sind denn auch die von Autoritäten der Rechtspflege aufgestellten Definitionen, von denen gleichwohl keine Anspruch darauf erheben kann, daß sie in jedem Falle die zweifellose Entscheidung der Frage ermögliche, ob Fahrlässigkeit als gegeben oder als ausgeschlossen erscheint.

Tatsächlich läßt sich diese Frage immer nur von Fall zu Fall entscheiden, und es hat daher nicht an Stimmen gefehlt, welche den Begriff der Fahrlässigkeit wenigstens aus dem Gebiete unserer Strafgesetzgebung ausschließen und eine kriminelle Verantwortung nur für vorsätzliches Tun zulassen wollten.

Die glücklichste Definition hat wohl das deutsche bürgerliche Gesetzbuch gefunden, indem es in § 276 sagt:

> „Fahrlässig handelt, wer die im Verkehr erforderliche Sorgfalt außer Acht läßt."

Freilich ist die begriffliche Fixierung der „im Verkehr erforderlichen Sorgfalt" abermals ein Thema für sich, und es könnte dem Verfasser des § 276 der Vorwurf gemacht werden, er habe eine Definition gegeben, welche mit einem abermals erst zu definierenden, daher unbestimmten Begriff arbeite. Gleichwohl ist die vom Bürgerlichen Gesetzbuch gewählte Lösung des Problemes den zahlreichen sonstigen Lehrsätzen, welche über die Frage

der Fahrlässigkeit schon aufgestellt wurden, vorzuziehen, und zwar selbst dann, wenn man ihren Vorzug nur darin erblicken wollte, daß sie auf die Notwendigkeit hinweist, die vielumstrittene Frage stets nur für den einzelnen, jeweils vorliegenden Fall zu entscheiden.

Ist nun bei einer Schädigung von Personen oder Sachen feststellbar, daß sie durch das fahrlässige Tun oder Unterlassen eines Dritten verursacht wurde, so ist dieser, wie schon gesagt, für den Schaden verantwortlich. Seine Verantwortlichkeit kann jedoch wieder in Wegfall kommen, soferne bei Entstehung des Schadens ein Verschulden des Beschädigten mitgewirkt hat, und wenn diesem Verschulden die überwiegende Rolle bei Herbeiführung des Schadens zuzuschreiben ist: § 254 B.G.B.

Daß die Ausübung eines jeden Sports eine Schädigung dritter Personen durch den Sporttreibenden mit sich bringen kann, liegt in der Natur der Sache: Der Reiter, der Hochtourist, der Jäger, der Fahrer auf Wagen mit Pferdebespannung, auf Automobil oder Fahrrad, der Turner, kurz jeder, der sich der Pflege irgend eines Sportes widmet, kann hierbei infolge unglücklichen Zufalls oder durch Außerachtlassen der erforderlichen Vorsicht die Rechte Dritter schädigen.

Dabei braucht die schädigende Einwirkung keineswegs eine unmittelbare und der ursächliche Zusammenhang zwischen Handlung und Schaden ein augenfälliger zu sein, wie dies beispielsweise bei dem Radfahrer der Fall ist, der ein Kind überfährt; es genügt vielmehr auch eine indirekte Herbeiführung des schädigenden Erfolges: So kann beispielsweise der Bergsteiger sich einer fahrlässigen Tötung schuldig machen, wenn er aus Mutwillen Markierungen beseitigt und wenn infolgedessen ein anderer Tourist sich verirrt und umkommt.

Nicht nur den Einzelnen kann eine derartige Schadenhaftung treffen, auch die Sportsvereine kommen leicht in die Lage, für Schäden in Anspruch genommen zu werden.

Hat es ein Verein unterlassen, die zum Schutz dritter Personen gegen Gefährdungen der betreffenden Sportart notwendigen Vorkehrungen zu treffen, so ist er für den aus dieser Unterlassung erwachsenden Schaden verantwortlich. So kann beispielsweise ein Turnverein haftbar werden, wenn er es unterläßt, schadhafte Turngeräte ausbessern oder beseitigen zu lassen, und wenn infolge dieser Nachlässigkeit ein Unfall passiert, ebenso ein Radfahr- oder Automobilverein, wenn er bei Uebungen oder bei Veranstaltungen von Rennen nicht die zur Absperrung des Publikums erforderlichen Maßnahmen trifft.

Dabei ist nach § 31 B.G.B. der Verein gleichzeitig auch für den Schaden verantwortlich, den der Vorstand, ein Mitglied des Vorstandes oder ein anderer, verfassungsmäßig berufener Vertreter einem Dritten zufügt, sofern seine zum Schadenersatz verpflichtende Handlung oder Unterlassung in den Bereich der ihm zustehenden Verrichtungen fällt.

Endlich kann sich eine Haftung des Vereins auch aus § 831 B.G.B. ergeben. Hiernach ist, wer einen anderen zu einer Verrichtung bestellt, zum Ersatz des Schadens verpflichtet, den der andere in Ausübung der Verrichtung einem Dritten widerrechtlich zufügt. Diese Ersatzpflicht tritt jedoch dann nicht ein, wenn der Geschäftsherr bei Auswahl der bestellten Personen und, sofern er Vorrichtungen oder

Gerätschaften zu beschaffen oder die Ausführung der Verrichtung zu leiten hat, bei der Beschaffung oder der Leitung die im Verkehr erforderliche Sorgfalt beobachtet, oder wenn der Schaden auch bei Anwendung dieser Sorgfalt entstanden sein würde.

870. **Kraftfahrzeuge.** Eine Sonderstellung auf dem Gebiete des Sports nimmt das Kraftfahrzeug (Automobil und Motorrad) ein.

Im Gegensatz zu den übrigen Sportarten tritt hier die Tätigkeit und die Geschicklichkeit des Menschen zurück gegenüber der Leistungsfähigkeit des Sportwerkzeuges.

Eine weitere Besonderheit dieses Sportzweiges besteht in seiner bedeutenden Gefährlichkeit, welche abermals durch die Beschaffenheit des zur Verwendung gelangenden Werkzeuges bedingt wird. Diese außergewöhnliche Gefährlichkeit hat dazu geführt, daß unsere Rechtspflege für den Verkehr mit Kraftfahrzeugen einen Begriff von „Sorgfalt im Verkehre" aufgestellt hat, welcher über das Maß der gewöhnlichen Sorgfalt hinausgeht.

So hat das Reichsgericht in Leipzig in einem Urteil vom 20. Sept. 1906 ausgesprochen, die außerordentlich große Gefahr, welche mit dem Automobilverkehr auf öffentlichen Straßen verknüpft ist, bedinge im Interesse der Sicherheit des Publikums eine *ganz besonders große Aufmerksamkeit und Vorsicht des Automobilfahrers*.

Ein anderes Urteil, vom 9. März 1905, erklärt unter gewissen Voraussetzungen nicht nur den *Lenker*, sondern auch den *Insassen* des Kraftfahrzeuges für haftbar, indem es ausführt, es müsse von demjenigen, welcher in einem Automobil fährt und zu dessen Leiter in einem Verhältnisse steht, vermöge dessen dieser seinen Anordnungen Folge zu leisten hat, verlangt werden, daß er durch seiner Sachkenntnis und Erfahrung entsprechende Anordnungen eingreift, sobald er wahrnimmt, daß durch die Art, wie der Fahrer das Automobil leitet, unter den vorliegenden Umständen Gefahr für Leben, Gesundheit oder Eigentum dritter Personen droht.

In Frankreich haben die Gerichte wiederholt entschieden, die zivilrechtliche Haftung des Führers eines Kraftfahrzeuges sei ohne weiteres begründet, wenn er den Unfall herbeigeführt hat und auf Verlangen nicht das Führerzeugnis und das Zeugnis über Zuteilung der Erkennungsnummer vorzeigen kann; der Nachweis eines Verschuldens wird also hier gar nicht gefordert, vielmehr geht diese Rechtsprechung von der Auffassung aus, das Fehlen der Bescheinigungen begründe die Rechtsvermutung der Ungeschicklichkeit, Unvorsichtigkeit und Unfähigkeit des Führers. (S. *Isaac* „Das Recht des Automobils" S. 148.)

Dem Bedürfnisse nach einem erhöhten Schutz des Publikums gegenüber den Gefahren des Verkehrs mit Kraftfahrzeugen sucht nunmehr das Reichsgesetz vom 3. Mai 1909 über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen Rechnung zu tragen, indem es neben der Haftung des Automobil*führers* auch noch eine solche des Automobil*halters* schafft, und so die Möglichkeit gibt, den Besitzer des Fahrzeuges für Schäden in Anspruch zu nehmen, bei deren Entstehen ein Verschulden von seiner Seite gar nicht mitgewirkt hat.

Der Gesetzgeber ging hiebei von der Erwägung aus, daß es eine Unbilligkeit sei, bei einem Auto-

lunfall die Geschädigten hinich ihrer Schadenersatzanche an den sehr häufig verenslosen Führer des Fahrzeuges erweisen, statt ihnen, wie dies mehr der Fall ist, solche Aniche in der Richtung gegen den elmäßig vermögenden Eigenier einzuräumen.

Das Gesetz ist hinsichtlich seiner rschriften über die Haftpflicht t dem 1. Juni 1909 in Kraft treten, während seine sonstigen stimmungen erst ab 1. April 1910 ltigkeit haben.

871. Haftung des Tierhalters. ringt bei Ausübung des Autoobilsportes die Art des Sporterkzeuges eine besondere Gefahr it sich, so ist dies beim Pferdennsport und bei der Jagd in hnlicher, wenn auch nicht in gleihem Maße ausgeprägter Weise um eswillen der Fall, weil hier zur portlichen Betätigung Tiere als Werkzeuge benützt werden, welche ntweder infolge unrichtiger Verwendung oder mangelhafter Beaufichtigung, oder auch selbsttätig, also ohne irgend ein Verschulden von seiten ihres Herrn, Schaden tiften können.

Keiner besonderen Erörterung bedarf der Fall, daß ein Tier infolge eines Verschuldens seines Herrn Schaden anrichtet. Es versteht sich von selbst, daß der Reiter, welcher sein Pferd aus Willkür durch ein bebautes Getreidefeld lenkt, daß der Jäger, welcher seinen ihm als bissig bekannten Hund zur Jagd mitnimmt, für den Schaden haftet, welcher durch sein Verschulden entsteht.

Anders verhält es sich dagegen, wenn das Tier ohne derartiges Verschulden eines Menschen Dritte schädigt. Es läge nahe, in diesem Fall den Schaden als durch Zufall, durch Einwirkung „höherer Gewalt" entstanden zu betrachten und die Frage nach der Haftbarkeit irgend welcher Person für denselben zu verneinen.

Der Gesetzgeber hat jedoch der Tatsache Rechnung getragen, daß mit dem Halten eines Tieres, selbst wenn es nicht zu den notorisch gefährlichen zählt, außergewöhnliche Gefahren verbunden sind, und daß es als Unbilligkeit erscheinen müßte, wollte man die hieraus entstehenden Schäden nicht nach Tunlichkeit den Betroffenen abnehmen und sie vielmehr auf den Tierhalter überwälzen, welcher ja andererseits auch die Vorteile von der Benützung des Tieres zieht.

Eine Ausnahme besteht nur zugunsten der Haustiere, welche der Tierhalter zur Ausübung seines Berufs oder seiner Erwerbstätigkeit verwendet. Bei einer Schädigung durch ein solches Tier ist der Tierhalter nicht ersatzpflichtig dann, wenn ihm kein Verschulden in der Beaufsichtigung zur Last fällt, oder wenn der Schaden auch trotz sorgfältiger Beaufsichtigung entstanden wäre.

Die einschlägige gesetzliche Bestimmung § 833 B.G.B. lautet:

„Wird durch ein Tier ein Mensch getötet oder der Körper oder die Gesundheit eines Menschen verletzt oder eine Sache beschädigt, so ist derjenige, welcher das Tier hält, verpflichtet, dem Verletzten den daraus entstehenden Schaden zu ersetzen. Die Ersatzpflicht tritt nicht ein, wenn der Schaden durch ein Haustier verursacht wird, das dem Berufe, der Erwerbstätigkeit oder dem Unterhalte des Tierhalters zu dienen bestimmt ist, und entweder der Tierhalter bei der Beaufsichtigung des Tieres die im Verkehr erforderliche Sorgfalt beobachtet oder der Schaden auch bei Anwendung dieser Sorgfalt entstanden sein würde."

872. Die Versicherung. Schon seit langem zeigt sich das Bestreben, sich gegen Gefahren, welche alle Menschen in gleicher Weise, oder aber auch nur bestimmte Gruppen von ihnen bedrohen, dadurch zu schützen, daß, insoweit es sich um heilbare Schäden handelt, diese durch den Zusammenschluß größerer Personengruppen von diesen gemeinschaftlich getragen, also dem jeweils Betroffenen nach Möglichkeit abgenommen werden.

In den letzten Jahrzehnten hat sich das Versicherungswesen derart entwickelt, daß die Gefahren, gegen die es keine Versicherungsmöglichkeit gibt, schon in der Minderzahl sind: Gegen Feuersgefahr, gegen Unfall mit oder ohne Todesfolge, gegen Hagelschlag, gegen berufliche Haftung, gegen die Zerstörung von Glasfenstern usw. usw., nahezu gegen alle Fährlichkeiten des Lebens kann man sich durch Versicherung zu schützen suchen.

Was liegt daher näher, als auch gegen die Gefahren des Sportes auf dem gleichen Wege Vorsorge zu treffen.

Einen solchen Schutz fordert nicht nur das Interesse des Sportsmannes, dem hierdurch nach Möglichkeit der erlittene Schaden ersetzt wird, sondern er liegt auch im Interesse des Sportes selbst. Ist doch nichts so sehr geeignet, die Energie zu lähmen, als das Bewußtsein, im Falle des Mißlingens sich selbst und damit wohl auch noch anderen nahestehenden Personen Schaden zuzufügen.

Das Gefühl solcher Verantwortlichkeit hält nicht nur sehr oft von einer freien, sportlichen Tätigkeit ab, sondern es hemmt auch nur zu leicht im sportlichen Kampf gerade in entscheidenden Augenblicken die Willenskraft und verursacht auf diese Weise einen Mißerfolg, der beim Fehlen eines solchen moralischen Hemmnisses nicht eingetreten wäre.

Das Ideal einer sportlichen Versicherung wäre es daher, wenn jedem Sporttreibenden die Möglichkeit gegeben wäre, sich gegen alle Schäden, welche die Ausübung des Sportes für ihn direkt oder auch indirekt (durch Haftung gegenüber anderen Personen) mit sich bringen kann, zu versichern.

Es müßte also eine Versicherung möglich sein vor allem gegen Unfälle jeglicher Art, welche gelegentlich der Ausübung des betreffenden Sportes sich ereignen. Dabei müßte für den Fall des Todes an die Hinterbliebenen oder an sonstige im Versicherungsvertrag zu bezeichnende Personen die vereinbarte Summe ausbezahlt werden; es müßte aber auch für den Fall einer nur vorübergehenden Beschädigung Ersatz für Verdienstentgang und Kurkosten, endlich bei einer dauernden Beschädigung (Verstümmelung 2c.) außerdem noch eine Rente gewährt werden.

Des weiteren müßten in den Bereich der sportlichen Versicherung auch alle jene Beschädigungen aufgenommen werden können, welche nicht auf einen „Unfall“ im landläufigen und versicherungstechnischen Sinne des Wortes, also auf ein plötzliches von außen einwirkendes Ereignis, sondern welche auf Erkrankungen als Folgen der sportlichen Betätigung zurückzuführen sind, so beispielsweise auf Erkältung, Ueberanstrengung 2c.

Endlich müßte eine solche ideale Versicherung auch noch die Haftung für Schäden umfassen, welche der Sporttreibende in Ausübung des Sportes dritten Personen zufügt, natürlich nur insoweit, als er für solche Schäden nach den einschlägigen gesetzlichen Bestimmungen haft-

bar gemacht werden kann, bezw. im einzelnen Falle durch gerichtliches Urteil haftbar gemacht worden ist.

Dieses Ideal einer sportlichen Versicherung wird von den zurzeit bestehenden Versicherungs-Anstalten und -Gesellschaften nicht erreicht.

Die Fährlichkeit einzelner Sportarten und die Schwierigkeit, in jedem Falle den ursächlichen Zusammenhang zwischen der sportlichen Betätigung und dem eingetretenen Schaden festzustellen, lassen unsere Versicherungsinstitute dem Sport gegenüber eine gewisse vorsichtige Zurückhaltung beobachten.

So ist regelmäßig die Versicherung gegen Unfall auf dem Gebiet der Luftschiffahrt, bei der Teilnahme an Wettkämpfen und Wettspielen, an equilibristischen und akrobatischen Uebungen ausgeschlossen. Eine Versicherung gegen Unfall bei Wasserfahrten, beim Schwimmen, bei Wettrennen, Parforce- und Schnitzeljagden wird nur insoweit gewährt, als nicht der Tod des Versicherungsnehmers herbeigeführt wird.

Eine Frage der nächsten Zukunft ist es, welchen Standpunkt unsere Versicherungsanstalten angesichts des Automobilgesetzes gegenüber der Versicherung des Automobilsports einnehmen werden.

Abgesehen von diesen Ausnahmen aber bietet unser heutiges Versicherungswesen für den Sporttreibenden reiche Möglichkeit, sich gegen die Schäden, welche bei Ausübung eines jeden Sports in höherem oder geringerem Maße drohen, zu schützen.

Eine wichtige Aufgabe auf dem Gebiete der sportlichen Versicheruug kommt unseren Sportvereinen zu. Schon haben eine Anzahl der größeren sportlichen Vereinigungen es unternommen, für ihre Mitglieder eine Zwangsversicherung einzuführen, indem sie einen bestimmten Teil ihrer Einnahmen dazu verwenden, um jedes Mitglied gegen eigenen Unfall sowohl als auch gegen Haftpflicht versichern zu lassen.

Es darf als sicher angenommen werden, daß diese bisher vereinzelten Beispiele Nachahmung finden werden. Damit wird die sportliche Versicherung auf eine neue Bahn geleitet, welche nur zum Vorteil der Sporttreibenden führen kann. Denn während bisher regelmäßig nur derjenige sich zum Abschluß eines Versicherungsvertrages entschloß, welcher sich bewußt war, durch besonders intensive Sporttätigkeit sich erhöhter Gefahr auszusetzen, welcher dafür aber auch zu denen zählte, welche die Versicherungsanstalten nicht selten auf erhebliche Leistungen in Anspruch nehmen, wird bei der Zwangsversicherung durch Vereine den Versicherungsanstalten die Möglichkeit geboten, infolge des Gefahrenausgleiches unter der großen Anzahl der Versicherungsnehmer günstigere Bedingungen für die Versicherten zu bieten.

XVII. Literatur, Sportvereine, Firmen.

Angegeben von den Mitarbeitern.

Nachdem hier nur die hauptsächlichsten Werke der einschlägigen Sportliteratur aufgeführt werden konnten, sei auf den ausführlichen Katalog: „Sport-Literatur" hingewiesen, der von der J. Lindauerschen Buchhandlung in München, Kaufingerstraße 29 ausgegeben wurde. — Zu den angeführten Firmen wird ausdrücklich bemerkt, daß ausschließlich den Mitarbeitern persönlich als empfehlenswert bekannte Geschäfte angegeben wurden, daß aber damit durchaus nicht gesagt sein soll, daß nicht auch andere Geschäfte gut und solid seien.

Zu Abschnitt I. Begriff, Entwickelung und Bedeutung des Sports.

Literatur:

(Außer den im Text angeführten Autoren.)

F. Eckhardt, Die sportliche Seite des Alpinismus. Mitteilungen des D. u. Oe. A. V. 1903.

Prof. Dr. Haushofer, Sport. Zeitschrift des D. u. Oe. A. V. 1899.

Prof. Dr. K. Koch, Das heutige Spielleben Englands.

Dr. F. Pick, Sport und Gesundheit.

H. Steinitzer, Zur Psychologie des Alpinisten. Graphologische Monatshefte 1907—08.

Jahrbücher für Volks- und Jugendspiele herausgegeben von E. v. Schenkendorff und Dr. F. A. Schmidt, in denen sich eine große Anzahl von Arbeiten finden, die für die hier angeregten Fragen einschlägig sind.

Zu Abschnitt II. Reit- und Fahrsporte.

Literatur:

Bücher.

Bibliothek für Sport und Spiel, Leipzig, Grethlein u. Co.: Reitsport, Geländereiten, Das rohe Pferd, Rennsport, Hindernissport, Damen-Reitsport, Parforcejagd auf Hasen, Polo, Fahrsport, Trabersport.

Briefe über das Reiten in der deutschen Kavallerie, v. P. Plinzner; Berlin, Mittler u. Sohn.

Dame, die, als Reiterin, v. Schlaberg; Berlin, P. Parey.

Damen-Reitkunst, v. B. v. Wobeser; Berlin, Mittler u. S.

Damen-Reitsport, v. R. Schoenbeck; Leipzig, Grethlein u. Co.

Dauerritte, v. C. v. Heydebreck; Berlin, Mittler u. S.

Dauerritte, Betrachtungen und Ratschläge, v. Heuß; Berlin, Mittler u. S.

Dressur, Grundsätze der, v. J. Fillis; Berlin, R. Felix.

Dressur, Tagebuch der, v. J. Fillis; Stuttgart, Schickhardt u. Ebner.

Erfahrungen von Reitbahn, Exerzierplatz u. Jagdfeld, v. A. E. Hoffmann; Leipzig, Engelmann.

Fahrkunde, die deutsche, v. R. Schoenbeck; Leipzig, Klemm.

Fahrsport, v. W. Ahlers; Leipzig, Grethlein u. Co.

Fuhrwerk, das Luxus-, v. Grf. C. G. Wrangel; Stuttgart, Schickhardt und Ebner.

Gymnasium des Pferdes, v. P. Plinzner; Potsdam, Döring.

Hindernissport, v. F. Schmidt-Beneke; Leipzig, Grethlein u. Co.

Parforcejagd auf Hasen, v. Frhr. v. Esebeck; Leipzig, Grethlein u. Co.

Pferde, das Buch vom, v. Grf. C. G. Wrangel; Stuttgart, Schickhardt und Ebner.

Pferdegymnastik, v. P. Plinzner; Potsdam, Döring.

Pferd, das rohe, v. S. v. Sanden; Stuttgart, Schickhardt u. Ebner.

Pferd, das dressierte, v. P. Plinzner; Leipzig, Engelmann.

Reiten und Fahren, v. R. Schoenbeck; Berlin, P. Parey.

Reitkunst, die natürliche; Berlin, Mittler u. S.

Reitsport, v. S. v. Sanden; Leipzig, Grethlein u. Co.
Reitwinke, v. Kimmerle; Berlin, P. Parey.
Rennreiten, v. K. v. Tepper-Laski; Berlin, P. Parey.
Trabersport, v. T. Tschoepe; Leipzig, Grethlein u. Co.
Training des Pferdes, v. A. v. Schlüter; Berlin, P. Parey.

Pferdepflege u. s. w.

Anleitung zur Beurteilung des Pferdeheues. Herausgegeben im Auftrage des Königlichen Preuß. Kriegsministeriums. Berlin 1889.
Goldbeck, Gesundheitspflege der Militärpferde, Berlin 1902.
Goldbeck. Der Pferdekauf. Berlin 1904.
Kösters Lehrbuch des Hufbeschlages. Berlin 1908.
Ludwig, Wilhelm, Handbuch der Hygiene und Diätetik des Truppenpferdes zum Gebrauch für Veterinäre, sowie Studierende, Offiziere und Verwaltungsbeamten. Berlin.
Parsey, P. Anleitung zur Fütterung der Dienstpferde. Berlin 1896.

Zeitschriften.

Wochenrennkalender für Deutschland.
Deutscher Sport, Organ für Rennsport und Pferdezucht, Berlin.
Sport im Bild, Illustrierte Wochenschrift, Berlin.
Sankt Georg, Illustrierte Wochenschrift, Berlin.

Vereine:

In Deutschland steht der Unionklub in Berlin an der Spitze des Rennbetriebes, für den ein von den Ministerien für Landwirtschaft und Justiz herausgegebenes Gesetz maßgebend ist.

Die Erlaubnis zur Abhaltung öffentlicher Rennen haben zurzeit (1909) folgende Rennvereine:

Achern i. B., Acherner Rennverein.
Altona-Bahrenfeld, Kavalleristen-Kameradschaft, Hamburg.
Baden-Baden, Internationaler Klub.
Bamberg, Fränkischer Reiterverein.
Beeskow, Beeskow-Storkower Rennverein.
Berlin-Grunewald, Unionklub und Verein für Hindernisrennen.
Berlin-Hoppegarten, Unionklub.
Berlin-Karlshorst, Verein für Hindernisrennen.
Berlin-Strausberg, Strausberger Rennverein.
Bielefeld-Brackwede, Ravensberger Rennverein.
Bremen, Bremer Reitklub.
Breslau, Schlesischer Verein für Pferdezucht und Pferderennen.
Bromberg, Bromberger Reiterverein.
Burgsteinfurt, Burgsteinfurter Reiterverein.
Castrop, Castroper Rennverein.
Cleve, Clever Reiterverein.
Danzig-Zoppot, Westpreußischer Reiterverein.
Dessau, Anhaltischer Reiter- und Pferdezuchtverein.
Detmold, Detmolder Rennverein.
Doberan, Doberaner Rennverein.
Dortmund, Dortmunder Rennverein.
Dresden, Dresdener Rennverein.
Düsseldorf, Düsseldorfer Reit- und Rennverein.
Elmshorn, Verband der Pferdezüchter in den Holsteinischen Marschen.
Frankfurt a. M., Frankfurter Rennklub.
Frankfurt a. O., Frankfurter Reiterverein.
Freiburg i. Br., Freiburger Reiter- und Pferdezuchtverein.
Fürstenwalde, Frankfurter Rennverein.
Gotha, Rennverein für Mitteldeutschland.
Graudenz, Graudenzer Rennverein.
Halle a. S., Sächsisch-Thüringischer Reiter- und Pferdezuchtverein.
Hamburg-Großborstel, Hamburger Sportklub.
Hamburg-Horn, Hamburger Rennklub.
Hamm i. W., Arnsberger Rennverein.
Hannover, Verein zur Förderung der Hannoverschen Landespferdezucht.
Hannover, Herrenreiterverein.
Harzburg, Harzburger Rennverein.
Haßloch, Pfälzischer Rennverein Neustadt a. H.
Hattingen a. d. Ruhr, Hattinger Rennverein.
Heringsdorf, Verein für Hindernisrennen, Berlin.
Horst-Emscher, Emschertaler Rennverein.
Huckarde, Pferdezucht- und Rennverein Huckarde-Rahm.
Hüsten i. W., Hüstener Rennverein.
Insterburg, Litthauischer Reiterverein.
Jülich, Jülicher Rennverein.
Karlsruhe, Karlsruher Reiterverein.
Kassel, Kurhessischer Reiterverein.
Kiel, Kieler Reiterverein.
Köln a. Rh., Kölner Rennverein.
Königsberg i. Pr., Verein für Pferderennen und Pferdeausstellungen in Preußen.
Kolberg, Hinterpommerscher Reiterverein.
Kottbus, Lausitzer Rennverein.
Kreuznach, Nahetal-Rennverein.
Küstrin (für 1 Tag im Jahre 1909), Neumärkischer Reiterverein.
Landsberg a. W. (für 1 Tag im Jahre 1909), Neumärkischer Reiterverein.
Lauenburg a. E., Lauenburger Rennverein.
Leipzig, Leipziger Rennklub.
Ludwigslust, Ludwigsluster Rennverein.
Lüneburg, Lüneburger Reiterverein.
Lyck i. Ostpr., Masurischer Reiterverein.
Magdeburg, Magdeburger Rennverein.
Magdeburg, Sächsisch-Thüringischer Reiter- und Pferdezuchtverein.

Mannheim, Badischer Rennverein.
Metz, Lothringischer Reiterverein.
Militsch (für 2 Tage im Jahre 1909) **Militscher Rennverein.**
Mülheim a. d. Ruhr, Mülheimer Reiterverein.
München (inkl. Oktoberfestrennen), **Münchener Rennverein.**
Münster i. W., Westfälischer Reiterverein.
Neuß, Neußer Reiterverein.
Norderney, Norderneyer **Rennverein.**
Nürnberg, Nürnberger **Rennverein.**
Oels, Oelser Jagdreiterverein.
Oldenburg, Oldenburger **Rennverein.**
Oldesloe, Oldesloer **Rennklub.**
Osnabrück, Rennkomitee.
Osterode i. Ostpr., Osterober **Reiterverein.**
Posen, Posener **Rennverein.**
Pyrmont, Pyrmonter **Rennverein.**
Quakenbrück, Artländer **Rennverein.**
Quedlinburg, Verein für Pferdezucht 2c. in den Harzlandschaften.
Rastenburg i. Ostpr., Rastenburger Reiterverein.
Rathenow, Märkischer Reiter- und Pferdezuchtverein.
Recklinghausen, Recklinghauser **Reiterverein.**
Regensburg, Regensburger **Rennverein.**
Rostock, Rostocker Rennverein.
Saarbrücken, Rhein.-Lothr. Reiterverein.
Salzwedel, Altmärkischer Reiterverein.
Schleswig-Königswill, Schleswig-Holstein. Renn- und Zuchtverein.
Schneidemühl, Bromberger Reiterverein.
Segeberg (für 1 Tag im Jahre 1909), **Rennverein des Kreises Segeberg.**
Steele a. d. Ruhr, Steeler Rennverein.
Stettin, Pasewalker Reiterverein.
Stolp i. Pom., Hinterpommerscher Reiterverein.
Straßburg i. Els., Straßburger Reiterverein.
Strausberg (s. Berlin-Strausberg).
Stuttgart-Cannstatt, Schwäbischer Reiterverein.
Stuttgart-Weil, Württembergischer Rennverein.
Süchteln, Süchtelner Reiterverein.
Thorn-Mocker, Thorner Reiterverein.
Tilsit, Tilsiter Rennverein.
Torgau, Sächsisch-Thüringischer Reiter- u. Pferdezuchtverein.
Travemünde, Lübeck-Travemünder Rennklub.
Verden, Verdener Rennverein.
Waltrop, Waltroper Rennverein.
Waren i. M., Rennkomitee.
Willstätt i. B., Rennverein Willstätt.
Wittenburg i. M., Mecklenburgischer Reiterverein.
Zweibrücken, Pfälzischer Rennverein Zweibrücken.

Die bedeutendsten Rennen Deutschlands:

Flach-Rennen.

Berlin-Hoppegarten (bzw. Grunewald-Bahn): Henkel-Rennen 10 000 M.
Union-Rennen . . . . 30 000 M.
Preis der Diana . . . 20 000 M.
Hertefeld-Rennen . . . 20 000 M.
Silberner Schild . . . 20 000 M.
Staatspreis I. Klasse . . 10 000 M.
Herzog von Ratibor-Rennen
Großer Preis von Berlin 74 000 M.
Renard-Rennen . . . . 28 000 M.
Fürst zu Hohenlohe-Oehringen-Rennen

Baden-Baden: Großer Preis 50 000 M.
Fürstenberg-Memorial . . 46 000 M.
Prince of Wales Stakes . 16 000 M.
Zukunfts-Rennen . . . 36 000 M.

Breslau: Preis v. Schlesien 25 000 M.
Herzog v. Ratibor-Erinnerungs-Rennen

Doberan: Friedrich-Franz-Rennen 70 000 M.

Frankfurt a. M.: Wäldchens-Rennen 10 000 M.
Alexander-Rennen . . . 25 000 M.
Oktober-Preis . . . . 20 000 M.
Gold-Pokal . . . . . 15 000 M.

Gotha: Preis von Thüringen 30 000 M.

Hamburg-Borstel: Großer Preis 100 000 M.

„ **Horn:** Deutsches-Derby 100 000 M.
Gr. Hamburger Handikap
Hamburger Kriterium . . 15 000 M.
Großer Hansa-Preis . . 40 000 M.

Hannover: Großer Preis von Hannover . . . . 15 000 M.
Deutsches St. Leger . . 30 000 M.
(später auf der Grunewald-Bahn).

Köln: Preis v. Donaueschingen 25 000 M.
Preis v. Stühlingen . .
Preis v. Rhein . . . . 20 000 M.
Preis des Winterfavoriten 30 000 M.
Rheinisches Zuchtrennen . 30 000 M.

Leipzig: Stiftungs-Preis 15 000 M.
Großer Teutonia-Preis
Großer Preis von Leipzig 25 000 M.

München: Bayern-Preis . 50 000 M.

Stuttgart-Weil: Schwaben-Preis 20 000 M.

Hindernis-Rennen.

Berlin-Hoppegarten: Gr. Armee-Jagd-Rennen . . 20 000 M.

„ **Karlshorst:** Berolina 20 000 M.
Kaiserpreis . . . . . 15 000 M.
Germania . . . . . . 15 000 M.
„Internationale" . . . 31 000 M.
Deutsches Jagdrennen . . 11 000 M.
Metropole-Preis . . . . 10 000 M.
Haupt-Jagdrennen . . . 22 000 M.
„2000 Kronen" . . . . 30 000 M.
Großes Hürden-Rennen .
Großer Preis v. Karlshorst 50 000 M.
Landsberg-Jagdrennen . 10 000 M.
Parforce-Jagdrennen . . 10 000 M.

Baden-Baden: Altes Badener-Jagd-Rennen . . . . 13 500 M.
Große Badener Handicap-Steeple-Chase 20 000 M.

Bremen: Großes Bremer Jagdrennen 10 000 M.

Dortmund: Germania . 12 000 M.
Großer Preis v. Dortmund 20 000 M.
Herbst-Preis . . . . . 10 000 M.
Hamburg-Horn: Kaiserin Augusta-Viktoria-Jagdrennen . . 30 000 M.
Gr. Hamburger-Jagdrennen 10 000 M.
Horst-Emscher: Großer Preis von Horst . . . . 15 000 M.
Großes Hürden-Rennen . 10 000 M.
Frankfurt a. M.: Präsidenten-Preis 10 000 M.
Köln: Kronprinzessin Cäcilie-Jagdrennen 10 000 M.
Colonia-Jagdrennen . . . 10 000 M.
Mannheim: Preis der Stadt Mannheim 15 000 M.
Badenia . . . . 40 000 M.
Münster: Landsberg-Jagdrennen 10 000 M.
Neuß: Neußer Jagdrennen 10 000 M.
Stuttgart-Weil: Preis von Weil 31 000 M.

Trabrennsport.

In Deutschland steht an der Spitze: die technische Kommission für Trabrennen und das große Schiedsgericht.

Die bedeutendsten Trabrennplätze sind:

	Tage	Rennen	Mark	Ehrpr.
Westend	20	158	440 400	46
Weißensee	24	175	425 300	67
Altona-Bahrenfeld	10	77	165 500	5
München (M. Tr. u. Z.-V.) .	15	93	142 150	31
Pfarrkirchen	4	12	23 580	1
Straubing	6	19	13 940	8
München (Oktoberfest) . . .	3	3	9 600	—
Heide i. H.	2	12	6 700	12
Oldenburg i. Gr.	2	7	4 350	7
Hamburg (Kav.-Kameradschaft)	1	3	3 000	—
Ludwigslust	1	2	2 250	4
Heringsdorf	1	2	1 800	6
Segeberg	1	4	1 600	4
Stuttgart-Cannstatt	1	1	1 575	—
Jever	1	5	1 525	5
Neersen-Neuwerk	1	3	1 400	—
Mitterwöhr	1	2	1 340	—
Ohlsdorf-Forsthof	1	4	835	—
Duhnen	1	6	700	12
Freiberg i. Br.	1	1	600	—
Westend (Pferde-Erholungsh.) .	1	2	—	2
	98	591	1 248 145	205

Zu Abschnitt III. Alpinismus.

Literatur:

A. Aichinger, Technik des Bergsteigens. Herausgegeben vom D. u. Oe. A.V.

C. D. Dent, Hochtouren. Ein Handbuch für Bergsteiger. Leipzig 1893.

A. Mosso, Der Mensch auf den Hochalpen. Leipzig 1899.

L. Purtscheller, Zur Entwicklungsgeschichte des Alpinismus. Jahrbuch des D. u. Oe. A.V. Jahrg. 1894.

Zsigmondy-Paulke, Die Gefahren der Alpen. Innsbruck 1907.

N. Zuntz, Höhenklima und Bergwanderungen in ihrer Wirkung auf den Menschen. Berlin 1906.

Zeitschrift und Mitteilungen des D. u. Oe. A.V. Verschiedene Aufsätze.

Deutsche Alpenzeitung, München. Verschiedene Aufsätze.

Die wichtigsten Alpinen Vereine und ihre Veröffentlichungen:

I. Deutschland und Oesterreich.

1. Deutscher u. Oesterreichischer Alpenverein. 82 221 M. 357 Sektionen. Zentralausschuß gegenwärtig München. Kanzlei Prannerstr. 8. Zentralbibliothek München, Ledererstr. 2.

„Zeitschrift des D u. Oe. A.V.", „Mitteilungen des D. u. Oe. A.V." Für Mitglieder unentgeltlich.

2. Oesterreichischer Touristenklub. 14 800 M. 64 Sektionen. — Zentralleitung in Wien I, Bäckerstraße 3.

„Oesterreichische Touristenzeitung". 24 Nrn.

3. Oesterreichischer Alpenklub. 800 M. Wien VI., Rahlgasse 6.

„Oesterreichische Alpenzeitung". (Wien VI/1, Mariahilferhof.)

4. Oesterreichischer Gebirgsverein. 6200 M. — Sitz: Wien VII/2, Lerchenfelderstr. 39.

„Der Gebirgsfreund". 12 Nrn.

5. Touristenverein „Naturfreunde". 12 000 M. — 109 Ortsgruppen. Zentralleitung: Wien XV., Löhrgasse 16.

„Der Naturfreund". 12 Nrn.

6. Kleinere Vereine:

München: Turner-Alpenkränzchen, Hochtouristenklub.

Graz. Steir. Gebirgsverein; Grazer Alpenklub; Techniker-Alpenklub.

Laibach. Slovensko planinsko drustvo.
Prag. Slovenské alpské druzstvo.
Trient. Società degli Alpinisti Tridentini; Società Rhododendron.
Triest. Adria; Società alpina delle Giulie; Club Touristi Triestini.
Zara. Liburnia.

II. Schweiz.

1. Schweizer Alpenklub. 10200 M. 55 Sektionen und 2 Subsektionen. — Zentralleitung Freiburg. Maison Glasson, 30 Rue de Romont.
„Jahrbuch" des S. A.-C.; „Alpina". 24 Nrn.; „L'Echo des Alpes". Genf.
2. Alpina, Luzern.
3. Touristenklub Edelweiß, St. Gallen.
4. Genf: a) Club des Grimpeurs. b) Union Montagnard. c) Gyms Montagnards. d) l'Allobrogia. e) Piolet-Club.

III. Italien.

1. Club Alpino Italiano. 6500 M. 34 Sektionen. — Zentralleitung Turin, Via Monte di Pietà 28.
„Rivista mensile". 12 Nrn.
„Bollettino d. C. A. I."
2. Società Alpina Friulana in Undine, Via Daniele Manin 22.
„In Alto". 6 Nrn. Schriftleiter: F. Cantarutti u. A. Ferrucci. Frs. 4.—.

IV. Frankreich.

1. Club Alpin Français, 5900 M. 46 Sektionen. — Direktion Paris, Rue du Bac 30.
„La Montagne." (Revue mensuelle illustrée.) 12 Nrn.
2. Société des Touristes du Dauphiné. Grenoble Rue Thiers 2/4.
„Annuaire d. S. T. D." (30. Jahrg.)
3. Sociéte des Alpinistes Dauphinois in Grenoble, Rue Montorge 1.
„Revue des Dauphinoises." 12 Nrn. Frs. 6.50.

V. England.

1. Alpine Club. London W. 23. Savile Row.
„Alpine Journal". 12 Nrn.
2. Scottish Mountaineering Club. Edinburgh.

VI. Niederlande.

1. Nederlandsche Alpenvereenigung in Leiden.

VII. Rußland.

1. Russischer Gebirgsverein. Moskau, Obuchow Pereulok 6.
2. Krimscher Alpenklub. Odessa, Gorodoskoi Sad.
3. Kaukasischer Gebirgsverein. Pjatigorsk.
4. Kaukasischer Bergklub. Sotschi

VIII. Akademische Vereine.

1. Akad. Alpenverein Berlin. 2. Akad. Alpenklub Innsbruck. 3. Akad. alpiner Verein Innsbruck. 4. Akadem. Alpenverein Leipzig. 5. Akad. Alpenverein München. 6. Akadem. Touristenklub Straßburg. 7. Akad. Alpenclub Bern. 8. Akadem. Alpenclub Zürich. 9. Club alpino academico italiano (Turin).

Firmen:

H. Schwaiger, München, Rathaus. Hochtouristik und Wintersport.
Mizzi Langer, Wien, wie vor.
E. Wittig, Innsbruck, wie vor.
Fritsch & Co., Zürich, wie vor.
H. Münzinger, München, Rodeln, Ski.
Metzeler & Co., München, wie vor.
Kurringer, München, Dienerstr., Bergschuhe..
G. Geiger, München, Karlsplatz, Spezialartikel für alpine Photographie.

Zu Abschnitt IV. Wintersport.

1. Schilaufen.

Literatur:

„Der Winter", Amtl. Organ des Deutschen und Oesterreichischen Schiverbandes ꝛc. Verlag der Deutschen Alpenzeitung, München.
„Ski", Mitteilungen des Schweizer Schiverbandes.
„Schnee", Zeitschrift d. Alpen-Schivereins.
„Jear book", Ski-Club-Groat-Britani.
„Jahrbuch" des Norweg. Schiverbandes.
„Jahrbuch" des Schwed. Schiverbandes.
„Jahrbuch" des Schweiz. Schiverbandes.

Sonstige wichtigste Literatur:

Hoek & Richardson, Schi und seine sportliche Benützung.
Hoek, Wie lerne ich Schilaufen.
Huitfeldt, Das Skilaufen.
Nansen, Auf Schneeschuhen durch Grönland.
Paulcke, Der Schi-Lauf.
Richardson, Ski renning.
Wergeland, Ski-lëbering, dens Historie og Auvendelse.

Vereine:

Es existieren derartig viele, daß bloß die „Verbände" erwähnt werden können:
„Deutscher Schiverband".
„Oesterreichischer Schiverband".
„Schweizer Schiverband".
„Norwegischer Landesverband".
„Schwedischer Landesverband".

Firmen:

E. Dethleffsen, Bern.
Anton Entreß, Stuttgart.
J. Fischer, Freiburg i. Br.
J. H. Hagen & Co., Christiania.
M. Langer, Wien.
H. Schwaiger, München.
Sportbazar, Berlin.
E. Staub, Zürich.
E. Wittig, Innsbruck.

(Vergl. auch Abschnitt III, Alpinismus.)

2. Schlittschuhlaufen.

Literatur:

„Der Wintersport" von J. W. und Fr. Scheibert.

„Das Schnellaufen auf dem Eise." „Die Dame auf Schlittschuhen." „Das Paarlaufen und Gruppenlaufen auf dem Eise." Praktische Winke für Kunsteisläufer und Eislaufvereine. Von George Helfrich.

Zeitschrift „Sport im Bild". W. J. H. Müller, Wintersport.

„Der Winter", Verlag der Deutschen Alpenzeitung, München.

Firmen:

A. Storz, München, Marienplatz.
F. Widmann, München, Karlstor.

3. Schlittensport.

Literatur:

W. Ferry, Das Rodeln ein Wintersport. Graz 1906.
Dr. Rziha, Der Rodelsport mit Berücksichtigung der übrigen Schlittensporte. München, 1907.
St.-Moritz Tobogganing-Club, Rennordnung für den Cresta Run.
„Der Winter", Verlag der Deutschen Alpenzeitung, München.
„Illustr. österreich. Sportblatt", Wien.
„Engadin Expreß und Alpine Post".

Fast alle größeren Tagesblätter bringen unter der Rubrik „Sport" die für Schlittensportler nötigen Nachrichten.

Vereine:

„St. Moritz Tobogganing-Club".
„St. Moritz Bobsleigh-Club".
„Davos Toboggan-Club".
„Wintersportklub des österr. Touristenklub".
„Wintersportverein Friedrichsroda".
„Verband steirischer Rodler".

Wintersportvereine befinden sich außerdem fast in jedem, durch seine Lage für den Sport geeignetem größeren Orte.

Firmen:

Berr & Co., Wien II, Mariahilferstraße 1 C.
Mizzi Langer, Wien VII, Kaiserstr. 15.
Josef Mühlhausers Nachf., Hans Steinbach und Gustav Resch, Wien I, Kärntnerstraße 28.
Wilhelm Pohl, Wien VI, Mariahilferstraße 5 und I, Kärntnerstraße 39.
Josef Zach, Graz, Neutorgasse 47, „Janushof".

(Vergl. auch Abschn. III, Alpinismus.)

Zu Abschnitt V. Wassersport.

1. Segelsport.

Literatur:

Haebjens „Yachtsegeln", hrsg. v. d. Red.: Die Yacht, Berlin 1908.
A. Muchall-Viebrook, Seglers Handbuch, Verl. d. „Wassersport", Berlin.
Scheibert, Der Segelsport, Verl. Grethlein & Co., Leipzig.
Jahrbuch des Kaiserl. Jachtklub, 1908, Berlin.
Wassersport, Fachzeitschrift f. Rudern und Segeln. Berlin.
Yacht, Die Illustr. Zeitschr. f. Jachtwesen. Berlin.
Das kleine Buch von der Marine, 1907, Verl. Lipsius & Tischer, Kiel.
Wassersport-Almanach, hrsg. v. d. Red. d. Wassersport.
Graf E. Reventlow, Die deutsche Flotte und ihre Aufgaben, Verl. Herm. Hillger, Berlin.

Vereine:

Dem „Deutschen Segler-Verband", in dessen Händen die Organisation des sportlichen Segelns in Deutschland liegt, gehören die meisten der nachgenannten Vereine an. Vorstand gegenwärtig in Hamburg.

Berliner Yachtklub, Berlin.
Berliner Regattaverein, Berlin.
Verein Seglerhaus a. Wannsee, Berlin.
Akademischer Seglerverein, Berlin.
Segelklub „Ahoi", Berlin.
Segelklub „Neptun", Berlin.
Zeuthener Seglerverein, Zeuthen.
Berliner Seglerklub, Berlin.
Westender Segelklub, Berlin.
Märk. Yachtklub Potsdam, Deutsch-Wilmersdorf.
Berliner Wettsegelverband, Berlin.
Verein Berliner Segler, Berlin.
Verein Schmöckwitzer Segler, Berlin.
Yachtklub „Müggelsee", Berlin.
Potsdamer Yachtklub, Berlin.
Segelklub „Fraternitas", Berlin.
Berliner Jollenklub, Berlin.
Freie Vereinigung der Tourensegler Grünau v. 1899, Berlin.
Deutscher Yachtklub, Berlin.
Deutscher Yachtklub „Viktoria", Berlin.
Seglerklub Tegelsee, Spandau.
Tegeler Segelklub, Berlin.
Verein Wassersport, Lehnitz-Berlin.
Friedrichshagener Seglerklub, Friedrichshagen.
Blankeneser Segelklub, Blankenese.
Seglerverein „Brandenburg", Brandenburg a. H.
Bremer Yachtklub, Bremen.
Segelverein „Weser", Bremen.
Danzig-Zoppoter Yachtklub „Gode Wind", Zoppot.
Segelklub Eckernförde, Eckernförde.
Flensburger Segelklub, Flensburg.
Norddeutscher Regattaverein, Hamburg.
Hamburger Yachtklub, Hamburg.
Hamburger Segelverein, Hamburg.
Kaiserl. Yachtklub, Kiel.
Kölner Seglerklub, Köln.
Segelklub „Rhe", Königsberg.
Segelklub „Baltic", Königsberg.
Lindauer Segelklub.
Lübecker Yachtklub, Lübeck.
Segelverein „Lubeca", Lübeck.
Magdeburger Yachtklub, Magdeburg.
Memeler Segelverein, Memel.
Seglerverein Würmsee, München.

Akad. Seglerverein, München.
Neuruppiner Ruderer- und Seglerklub Neu-Ruppin.
Segelklub „Rheingau", Nieder-Walluf.
Verein Prenzlauer Segler, Prenzlau.
Mecklenburgischer Yachtklub, Rostock.
Sonderburger Wassersport, Sonderburg.
Stettiner Yachtklub, Stettin.
Tilsiter Segelklub, Tilsit.
Rheinischer Seglerverband, Wiesbaden.
Wismarscher Segelklub, Wismar.
Union-Yachtklub. Zweigvereine: Attersee, Wörther See, Traunsee, Wolfgangsee.
Bregenzer Segelklub, Bregenz.
Stefanie-Yachtklub, Balaton-Füred.
Segelklub Leitmeritz, Leitmeritz.
Kaiserl. u. königl. Jachtgeschwader, Pola.
Cesky-Yachtklub, Prag.
Zürcher Yachtklub, Zürich.
Arensburger Yachtklub, Arensburg, Insel Oesel.
Rigaer Yachtklub, Riga.
Livländischer Yachtklub, Riga.

Europäische Wettfahrten.

Deutschland: Kielerwoche, Elbregatten des Norddeutschen Regattavereins, Berlinerwoche, ostdeutsche Woche.
England: Cowes- uns Clydewoche.
Frankreich: Regatten von Havre und Trouville, Rivierawoche.
Dänemark: Oeresundwoche.
Schweden: Stockholmerwoche.

Firmen:

Bootsbauerei: Max Oertz, Hamburg.
Waap, Kiel.
Stocks & Kolbe, Kiel.
Fr. Lürssen, Bremen-Vegesack.
A. Rambeck, Starnberg bei München.
Sportanzüge: Thöl, Kiel, Holstenstraße.
Baniecki, Kiel, Holstenbrücke.
Steibel, Berlin, Leipzigerstr. 67/68.

2. Rudersport.

Literatur:

Hugo Borrmann, Die Kunst des Ruderns, Verlag: Wedekind, Berlin.
W. B. Woodgate, Rudern und Skullen, Verlag: „Wassersport", Berlin.
Zeitschrift „Der Wassersport", M. Oldenbourg, Berlin.
Zeitschrift „Die Yacht", Berlin.
Zeitschrift „Von Fluß u. See", Berlin, Verlag des „Wassersport".

Vereine (deutsche):

Deutscher Ruderverband mit über 300 Vereinen, außerdem noch ca. 100 einzelne Vereine.

Einige der größeren Rudervereine sind:
Bacharacher Ruderverein.
Berlin: Akademischer Ruderverein, Berlin-Grünau. Ruderklub „Hevella". Ruderklub „Hellas". Ruderklub „Alemannia". Ruderverein „Markomania". Ruderklub „Viking". Ruderklub „Sport-Borussia", Grünau. Turn- u. Ruderverein „Deutschland". „Berliner Ruderklub". Ruderklub „Union".
Bremer Ruderverein von 1882.
Budapest: Ruderverein „Donau".
Danzig: Ruderklub „Viktoria".
Dresden: Sächs. Regattaverein. Dresdener Ruderverein. Rudergesellschaft „Dresden".
Elbing: Ruderverein „Nautilus".
Hamburger Ruderklub „Kosmos". „Hamburger Ruderklub". Ruderklub „Germania". „Norddeutscher Regattaverein". Ruderklub „Favorite-Hammania".
Karlsruhe: Ruderverein „Sturmvogel".
Kiel: Erster Ruderklub von 1832. Akademischer Ruderklub.
Königsberg: Ruderverein „Prussia". Königsberger Ruderklub.
Leipzig: Ruderverein „Sturmvogel".
Lübecker Ruderklub.
Mannheimer Ruderklub.
Magdeburger Ruderklub „Germania".
MünchenerRuderklub (am „Starnbergersee").
Schwerin: Ruderklub „Obotrit".
Stettiner Ruderklub. Ruderklub „Sport-Germania".
St. Petersburger Ruderverein.
Tetschen: Ruder- u. Eislaufverein „Carolus".
Werbener Ruderklub.
Wien: Ruderverein „Donauhort".

Firmen:

Bootsbauerei: Engelbrecht, Zeuthen.
Kluge, Caerow.
Max Oertz, Hamburg.
Reiherstiegwerfte, Hamburg.
Blohm & Voß, Hamburg.
Wichmann & Co., Hamburg.
Jansen & Söhne, Hamburg.
Stulcken, v. Hacht, Hamburg.
Tecklenborg, Bremen.
Aktiengesellschaft „Weser", Bremen.
Lürssen, Vegesack.
Vulkan, Stettin.
Stocks & Kolbe, Kiel.
Krupps Germaniawerft, Kiel.
Waap, Heikendorf.
Howaldtwerke, Neumühlen.
Kempka, Kiel.
A. Rambeck, Starnberg b. München.
P. Zinkl, München, Rucksackboot „Delphin".

3. Schwimmsport.

Literatur:

Dr. Karl Wolff, Oeffentliche Bade- und Schwimmanstalten.
Emil Rausch, Training des Schwimmens.
Axel v. Altenstein, Der Schwimmsport.
C. Lehmann, Die Schule des Wasserspringens.
Brendicke, Geschichte der Schwimmkunst.
Fr. Guts-Muts, Lehrbuch der Schwimmkunst.
Rich. Nordhausen, „Sport und Körperpflege".
Der Schwimmsport, offizielles Organ des Deutsch. Schwimmverbandes.
Kgl. preuß. Exerzierreglement.

Zu Abschnitt VI. Die Jagd.

Literatur:

Allgemeines.

C. E. Diezel, Erfahrungen auf dem Gebiete der Niederjagd. Berlin.
Winckells Handbuch für Jäger. Brockhaus-Leipzig.
R. v. Dombrowski, Lehr- und Handbuch für Berufsjäger. Wien.
F. C. Jester, Die kleine Jagd.
O. v. Riesenthal, Das Weidwerk, Parey-Berlin.
H. v. Fürst, Forst- und Jagdlexikon, Parey-Berlin.
O. Grashey, Praktisches Handbuch für Jäger. Verlag für Naturkunde, Sprösser u. Nägele, Stuttgart.
Frhr. v. Thüngen, Wild und Wald. Spamer-Leipzig.
O. Horn, Handbuch des Jagdsports. Hartleben-Wien.
Graeser, Die Freude am Weidwerk.
Laska, Das Weidwerk in Bosnien und der Herzegowina.
Oberländer, Quer durch deutsche Jagdgründe. — Der Lehrprinz.

Monographien.

Dombrowski, Das Auerwild. — Das Rotwild. — Die Pürsch auf Rot-, Dam-, Reh-, Gemswild.
Raesfeld, Das Rotwild. — Das Rehwild.
Hüttenvogel, Die Hüttenjagd mit dem Uhu.
Schneider, Die Pürsch auf den Rehbock.
Morgan, Der Fischotter, Jagd u. Fangart.
Cronau, Der Jagdfasan.
Valentinitsch, Das Haselhuhn, Geschichte und Jagd.
Wurm, Waldhühnerjagd.
Klotz, Der Dachs.
Dombrowski, Das Rebhuhn. — Die Waldschnepfe.

Fremdländisches Weidwerk.

Martenson, 1. Jagdbilder aus Rußland. 2. Wild und Jagd in den russischen Ostseeprovinzen.
Oberländer, 1. Im Lande des braunen Bären. 2. Durch norwegische Jagdgründe. 3. Eine Jagdfahrt nach Ostafrika.
Roosevelt, 1. Jägerfreuden. 2. Jagden in amerikanischer Wildnis.
Schillings, 1. Mit Blitzlicht und Büchse. 2. Der Zauber des Eleleschо.
Wißmann, In den Wildnissen Afrikas und Asiens.
Niedieck, 1. Mit der Büchse in 5 Weltteilen. 2. Jagden im Beringmeer.
Paasche, Im Morgenlicht.
Brandis, Deutsche Jagd am Viktoria Nyanza.
Wilden Jäger, Auf flüchtigem Jagdroß in Deutschsüdwestafrika.

Kynologische Werke.

Oberländer, Dressur des Gebrauchshundes.
Heyewald, Hühnerhund auf Schweiß zu arbeiten.
Oswald, Der Vorstehhund.
Krichler, Der Jagdhund.
Bylandt, Hunderassen.

Schießkunde, Waffenkunde.

Wild-Queisner, Kunst des Schießens mit der Büchse.
Preuß, Lehrbuch des Flintenschießens.
Brandeis, Der Schuß.
Deinert, Die Kunst des Schießens mit der Schrotflinte.
Koch, Jagdgewehre der Gegenwart.

Schuß- und Hegezeiten.

Grashey, Praktisches Handbuch für Jäger (Stuttgart, Sprößer u. Nägele), Anhang:
Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden, Hessen, Elsaß-Lothringen, Mecklenburg, Sachsen-Weimar, S.-Meiningen, S.-Koburg, Oldenburg, Braunschweig, Anhalt, Schwarzburg-Rudolstadt und Sonderhausen.

Jagdliche Zeitschriften.

„Wild und Hund", Berlin, Parey.
„Der deutsche Jäger", München, Ed. Pohl.
„Deutsche Jägerzeitung", Neudamm-Berlin.
„Hubertus", Cöthen i. Anhalt, Berlin.
„Weidmannsheil", Wien.
„Oesterreichische Forst- und Jagdzeitung", Wien.

Firmen:

Jagdgewehre.

Steigleder, Berlin.
Thieme & Schlegelmilch, Suhl.
Sauer & Sohn, Suhl.
Teschner Collath, Frankfurt a. O.
Kettner, Köln.
Oberhammer, München.
Stiegele, München.
Miller & Greiß, München.
Dieter, München.
Gebert, München.

Jagdgläser.

Busch, Rathenow.
Zeiß, Jena.
Merz, München.
Rodenstock, München.
Goerz, Berlin.
Voigtländer, Braunschweig.

Jagdsportanzüge.

Adelbert Schmidt, München.
Lodenfabrik Frey, München.
Sackreuter, Frankfurt a. M.

Präparatoren.

Bock, Berlin.
Nußbaumer, München.

Zu Abschnitt VII. Der Angelsport.

Literatur:

Bücher.

Bischoff, W., Anleitung zur Angelfischerei, 2. Aufl., München 1888.
Borne, M. v. dem, Taschenbuch der Angelfischerei, 4. Aufl., Berlin 1904.
Heintz, Dr. K., Der Angelsport im Süßwasser, München 1903.
Robida, Dr. F., Der Huchen und sein Fang mit der Angel, Laibach 1902.
Schubert, Arth., Die Forelle und ihr Fang, Berlin 1908.
Wessenberg, P., Der Angelsport, Wien 1902.
The Book of the All. Round Angler by John Bickerdyke, London 1900.
Dry-Fly Fishing by J. M. Halford, London.
Pike & Coarse Fishing, Badmington Library, London.
Salmon & Trout Fishing, Badmington Library, London.
A Book of Angling, by Francis Francis, London.
Angling & how to angle, by Burgess, revidiert von R. B. Marston, Editor of „The Fishing Gazette", London 1898.
Albert Petit, La Truite de Rivière, Paris 1897.

Zeitschriften.

„Allgemeine Fischereizeitung", München. Organ des Deutschen Fischereivereines u. der nachgenannten Landesfischereivereine 2c., sowie der Kgl. Bayr. Biolog. Versuchsstation für Fischerei.
„Deutsche Anglerzeitung", Berlin. Organ des Deutschen Anglerbundes.
„Deutsche Fischereikorrespondenz", Köln.
„Oesterreichische Fischereizeitung", Wien. Organ der k. k. Fischereigesellschaft.
„The Fishing Gazette", Ed. by R. B. Marston, London.
„The Field", The Country Gentlemans Newspaper, London.
„Dansk Fiskeritidende", Kopenhagen.
„L'Aquicoltura Lombarda", Mailand.
„Le Pêcheur", Paris.
„Le Pêcheur français", Lyon.
„Schweizerische Fischereizeitung", Zürich.

Vereine:

„Deutscher Fischereiverein", Berlin.
„Deutscher Anglerbund", Berlin.
„K. k. österreich. Fischereigesellschaft", Wien.
„Bayrischer Landesfischereiverein", München, mit 8 Kreisvereinen, Sitz in den Kreishauptstädten.
Landesfischereivereine für Sachsen, Württemberg, Baden, Hessen, Braunschweig.
„Fischereiverein für Elsaß-Lothringen".
„Der Württembergische Anglerverein".
Der Sportfischereiverein der „Gesplißten" in München 2c. 2c.

Außerdem eine große Anzahl von Provinz-, Kreis- und städtischen Fischereivereinen, die zur Hebung der Fischzucht, speziell aber der Teichwirtschaft gegründet sind.

Firmen:

(insbesondere Gerten).

Hildebrands Nachfolger, Jakob Wieland, München, Ottostraße.
F. Sartorius & Söhne, Göttingen.
C. Plawisch, Wien VII/2, Kirchengasse 46.
S. Allcock & Co., Redditsch, England.
A. Carter & Co., 371 St. John-Str., London.
C. Farlow & Co., 191 Strand, London.
Foster Broths, Ashburne, Derbyshire, England.
Hardy Broths, Alnwick, England.
G. Little & Co., 63 Haymerket, London.

Wiederverkäufer (Warenlager):

C. B. Merrems Nachfolger, Berlin W, Passage 21 a.
H. Stork, München, Residenzstr. 15.
F. Ziegenspeck, Berlin SW, Kürassierstr. 8.

Zu Abschnitt VIII. Automobil- und Motorradsport.

Literatur:

Bücher.

W. Schuricht, Das Motorrad und seine Behandlung.
Filius, Das Handbuch des Motorfahrers, 160 Seiten mit vielen Abbildungen.
W. Vogel, Das Motorrad u. s. Behandlung.
Max R. Zechlin, Der Automobilsport, Charlottenburg.
Ernst Neuberg, Jahrbuch d. Automobil- und Motorenindustrie, im Auftrage des Kaiserlichen Automobilklubs.
Walter Isenbahl, Automobil u. Automobilsport.
Max R. Zechlin, Vorschriften für die Kraftwagenführer, Charlottenburg.
Max R. Zechlin, Automobilkritik.
W. Vogel, Der Motorwagen und seine Behandlung.
W. Pfitzner, Der Automobilmotor und seine Konstruktion. Herausgegeben von R. Urtel.
Müller, Der Automobilzug (Train-Renard).
Walter Isenbahl, Auto-Taschenkalender 1907/08.
B. v. Lengerke u. R. Schmidt, Automobil-A-B-C.
W. Romeiser, Automobilkarosserien, Frankfurt a. M.
Josef Löwy, Die elektrische Zündung bei Automobilen u. Motorfahrrädern, Wien.
Max Buch, Automobil-Steuerungs-, Brems- und Kontrollvorrichtungen, Conventry.
Josef Löwy, Das Elektromobil u. seine Behandlung.
W. Schuricht, Das Motorrad und seine Behandlung.

B. v. Lengerke, Automobilrennen und Wettbewerbe, Düsseldorf.

Zeitschriften.

„Allgemeine Automobilzeitung" Berlin.
„Automobil-Welt" Berlin.
„Der Motor" Friedenau.
„Das Automobil" Straßburg.
„Das Fahrzeug" Eisenach.
„Sporthumor" Berlin.
„Das Stahlrad und Automobil" Leipzig.
„Deutsche Rad- und Kraftfahrerzeitung" [Berlin.
„Sankt Georg" Berlin.
„Sport im Bild" Berlin.
„Zeitschrift des Mitteleuropäischen Motorwagenvereins" Berlin.
„Der Motorfahrer" Berlin,
„Der Motorwagen" Berlin.
„Der Kraftwagen" Berlin.

Vereine für Automobilsport:

Die mit * versehenen Vereine gehören dem Deutschen Automobilverband an.

Aachen. *Westdeutscher Automobilklub.
Berlin. Deutscher Automobilverband.
Berlin. *Kaiserlicher Automobilklub.
Berlin. *Mitteleurop. Motorwagenverein.
Berlin. Offiz.-Selbstfahrerver. d. Verkehrstr.
Breslau. *Schlesischer Automobilklub.
Düsseldorf. *Rhein.-Westfäl. Automobilklub.
Eisenach. *Mitteldeutscher Automobilklub.
Hamburg. *Norddeutscher Automobilklub.
Hannover. *Hannoverscher Automobilklub.
Hannover. Hannover. Motorwagenverein.
Karlsruhe i. B. Badischer Automobilklub.
Königsberg i. Pr. Ostdeutsch. Automobilklub.
Liegnitz. Niederschlesischer Automobilklub.
Mannheim. *Rheinischer Automobilklub.
München. *Bayerischer Automobilklub.
München. Bayerischer Motorwagenverein.
Osnabrück. Hannov.-Westf. Automobilklub.
Straßburg. *Automobilklub v. Els.-Lothr.
Stuttgart. *Württemberg. Automobilklub.
Zwickau. *Sächs.-Thür. Automobilklub.

Vereine für Automobil- und Fahrradindustrie:

Berlin. Automobiltechnische Gesellschaft.
Berlin. Klub internat. Kraftwagenführer.
Berlin. Internationaler Chauffeurverein.
Berlin. Schutzkartell der Pneufahrer.
Berlin. Verein Berliner Fahrrad- u. Kraftfahrzeughändler.
Berlin. Verein deutscher Motorfahrzeugindustrieller.
Dresden. Verband sächsischer Fahrrad- u. Motorfahrzeughändler.
Eschweiler. Rhein. Fahrradhändlerverband.
Frankfurt a. M. Vereinigung deutscher Wagenfabriken.
Hanau. Verband deutscher Fahrrad- und Motorfahrzeughändler.

Vereine für Motorradsport:

Die mit * versehenen Vereine sind Ortsgruppen der Deutschen Motorradfahrervereinigung in München.

Braunschweig. *Verein Braunschw. Motorradfahrer.
Breslau. *Motorradfahrerverein, Breslau 1903.
München. *Deutsche Motorradfahrervereinigung. Zentrale.
München. Verband zur Wahrung d. Interessen bayer. Rad- und Motorradfahrer.

Bezugsquellen:

Die Automobile werden heute in zwei große Kategorien eingeteilt. Man unterscheidet hauptsächlich zwischen „kleinen" Kraftfahrzeugen, sogenannten Klein-Autos und großen Wagen. Die Begrenzung ist keine genau festgestellte. Jedoch gibt es eine größere Anzahl von Firmen, welche ihre Fabrikate als Klein-Autos bezeichnen, und andere, welche nur große Wagen herstellen und anbieten. Nachdem im Jahre 1906 die Versteuerung der Automobile nach verschiedenen Steuerklassen eingeteilt wurde, zählt man zu der ersten Kategorie der Klein-Autos diejenigen, die bis 10 Pferdestärken nach der Steuerberechnung haben. Die Besteuerung der Automobile erfolgt in Deutschland nach folgenden Sätzen, und hat sich hiernach die Fabrikation in den letzten Jahren wesentlich eingerichtet, indem man die Motore vielfach so baut, daß die höchst zulässige Motorstärke in der betr. Steuerklasse eben erreicht, aber nicht überschritten wird.

Die jährliche Steuer beträgt bis zu
6 Pferdestärken 25 M. Grundgebühr zuzüglich 2 M. pro PS.
bis 10 Pferdestärken 50 M. Grundgebühr zuzüglich 3 M. pro PS.
bis 25 Pferdestärken 100 M. Grundgebühr zuzüglich 5 M. pro PS.
über 25 Pferdestärken 150 M. Grundgebühr zuzüglich 10 M. pro PS.
Kraftfahrräder ohne Seiten- oder Anhängewagen Mark 10.
Kraftfahrräder mit Seiten- oder Anhängewagen werden als Klein-Autos angesehen und versteuert.

1. Bezugsquellen für Klein-Autos.

Wortzeichen:
Adler, Adlerwerke vorm. Heinrich Kleyer, Frankfurt a. M.
Benz, Benz & Cie., Mannheim.
Brennabor-Werke, Brandenburg a. H.
Cito-Fahrradwerke, Köln-Klettenberg.
Corona-Fahrradwerke, Brandenburg a. H.
Dürkopp, Bielefelder Maschinenfabrik vorm. Dürkopp & Co., Bielefeld.
Fahrzeugfabrik Eisenach in Eisenach.
Hansa, Hansa Automobil-Ges. Varel in Oldenburg.
F. Komnick, Automobilfabrik, Elbing in Westpreußen.
Loreley, Rudolf Ley, Arnstadt in Th.
Markranstädter Automobil-Fabrik, Hugo Ruppe, Markranstädt b. Leipzig.

Maurer, Nürnberger Motorfahrzeugfabrik Union, Nürnberg.
Mars-Werke, A.-G., Nürnberg-Doos.
Neckarsulmer Fahrradwerke in Neckarsulm.
Oryx, Berliner Motorwagen-Fabrik in Reinickendorf b. Berlin.
Piccolo, Ruppe & Sohn, Apolda.
Polymobil, Polyphon Musikwerke, Wahren b. Leipzig.
Rex-Simplex, Hering & Richard, Ronneburg i. Altenburg.
Siemens-Schuckert, Siemens-Schuckert-Werke, Nonnendamm b. Berlin.
Stoewer, Gebr. Stoewer, Stettin.
Viktoria, Viktoria-Werke, A.-G., Nürnberg.

2. Bezugsquellen für große Wagen.

Adlerwerke, vorm. Heinrich Kleyer, Frankfurt a. M.
Benz & Cie., Gasmotoren-Fabrik, Mannheim.
Beckmann & Co., Breslau.
Cito-Werke, A.-Ges., Köln-Klettenberg.
Daimler Motoren-Gesellschaft, Stuttgart-Untertürkheim.
Friedrich Erdmann, Motorwagen-Fabrik, Gera (Reuß).
Fahrzeugfabrik Eisenach, Eisenach.
Hansa Automobil-Ges., Varel (Oldenburg).
A. Horch & Co., Motorwagen-Werke, A.-G., Zwickau i. S.
F. Komnick, Automobilfabrik, Elbing in [Westpr.
Norddeutsche Automobil- und Motoren A.-G., Bremen-Hastedt.
Nacke, Automobilfabrik, Coswig i. S.
Neue Automobil-Gesellschaft, Oberschöneweide bei Berlin.
Neckarsulmer Fahrradwerke, Neckarsulm.
Adam Opel, Rüsselsheim a. M.
Richard & Hering, Automobilwerk A.-G., Ronneburg S. A.
Siemens-Schuckert-Werke, G. m. b. H., Automobilwerk, Nonnendamm b. Berlin.
Süddeutsche Automobilfabrik, G. m. b. H., Gaggenau (Baden).
Gebr. Stoewer, Stettin.
Gebr. Windhoff, Motoren- und Fahrzeug-Fabrik, G. m. b. H., Rheine i. W.

3. Elektromobile.

Norddeutsche Automobil- und Motoren, A.-G., Bremen-Hastedt.
Neue Automobil-Gesellschaft, Oberschöneweide b. Berlin.
Siemens-Schuckert-Werke, G. m. b. H., Nonnendamm b. Berlin.
Daimler-Motoren-Gesellschaft, Stuttgart-Untertürkheim.

4. Motorräder.

Adlerwerke, vorm. Heinrich Kleyer, Frankfurt a. M.
Bielefelder Maschinenfabrik, vorm. Dürkopp & Co., Bielefeld.
Brennabor-Werke, Brandenburg a. H.
Corona-Werke " " "
Excelsior-Werke " " "
Köln-Lindenthaler Metallwerke, Köln-Lindenthal.
Laurin & Klement, A.-G., Jungbunzlau.
Phänomen Fahrradwerke, Zittau i. S.
Mars-Werke, Doos bei Nürnberg.
Motoren-Fabrik Magnet, Weißensee bei Berlin.
Neckarsulmer Fahrradwerke, Neckarsulm.
Progreßmotoren- und Apparatebau-Ges., Charlottenburg.
Johann Puch, A.-G. Graz.
Adam Opel, Rüsselheim a. M.
Viktoria-Werke, Nürnberg.
Wanderer-Werke, Chemnitz.

Zu Abschnitt IX. Radfahrsport.

Literatur:

Bücher.

Das Radfahren und seine Hygiene von Prof. Dr. med. Schiefferdecker
Handbuch des gesamten Radfahrwesens von Richard Koehlich.

Die Zahl der spez. Radfahrbücher vom sportlichen, technischen, ärztlichen Standpunkte ist Legion, ebenso diejenige der Tourenbücher. Ein halbwegs erschöpfendes Verzeichnis würde den ganzen dem „Radsport“ in diesem Buche gewährten Raum überschreiten; der Leser tut daher gut, seine Wahl nach dem Verzeichnis eines Spezialverlages für Radfahrliteratur zu treffen.

Die oben genannten beiden Bücher enthalten alles Wissenswerte, das erste in ausführlicher, das zweite in kompendiöser Form.

Zeitschriften.

Außer den unten genannten Organen der Radfahrerverbände:

Radwelt, Berlin, täglich (namentlich für Rennwesen).

Die übrigen namhaften deutschen Fachblätter sind entweder amtliche Organe von Unterverbänden (Gauen) oder vertreten die technischen und kommerziellen Interessen der Fabrikanten und Händler.

Karten.

Deutsche Straßenprofilkarte von Mittelbach, Kötzschenbroda; 1 : 300 000.
Spezial-Radfahrkarte von Liebenow-Ravenstein; 1 : 300 000.
Dr. Vogels Karte des Deutschen Reiches, Verlag Perthes, Gotha; 1 : 500 000.
Krauß' Karte von Mitteleuropa, Bibl. Institut, Leipzig, 1 : 850 000 (für Mitglieder des Dtsch. Radf.-Bundes gratis !)
Topographische Uebersichtskarte des Deutschen Reiches; 1 : 200 000.
Generalstabskarte; 1 : 100 000.

Ferner die Kartenbeilagen der zahlreichen Reiseführer und Tourenbücher wie Bädeker, Meyer 2c.

Die bedeutendsten Radfahrerverbände:

1. In Deutschland.

Deutscher Radfahrerbund, Sitz Essen a. R.; ca. 46000 Mitglieder, amtl. Organ: Deutsche Rad- und Kraftfahrerzeitung (wöchentlich).
Allgemeine Radf.-Union, Sitz Straßburg, 13000 Mitglieder, amtl. Organ: Der Radtourist und Automobilist, Mannheim.
Münchener Touringklub, 3—4000 Mitglieder, amtl. Organ: Der Radwanderer (monatlich).
Verband zur Wahrung der Interessen der bayr. Rad- und Motorfahrer, München, Verbandszeitung (monatlich).

2. Im Auslande.

Touring Club de France.
Cyclists Touring Club.
Touring Club Italiano.

Empfehlenswerte Fahrrad- und Zubehörteilefabriken:

1. Fahrräder.

Adler-Fahrradwerke, Frankfurt a M.
Bielefelder Maschinen- u. Fahrradwerke.
Bielefelder Nähmaschinen- u. Fahrradfabrik, vorm. N. Dürkopp.
Brennabor-Fahrradwerke, Brandenburg [a. H.
Cito-Fahrradwerke, Köln-Klettenberg.
Corona-Fahrradwerke u. Metallindustrie, Brandenburg a. H.
Diamant-Fahrradwerke, Chemnitz-Reichenbrand.
Excelsior-Fahrradwerke, Brandenburg a. H.
Expreß-Fahrradwerke, Neumarkt.
Fahrzeugfabrik Eisenach.
Germania-Fahrradwerke Dresden.
Köln-Lindenthaler Metallwerke.
Mars-Fahrradwerke, A.-G., Nürnberg.
Maschinenfabrik Gritzner, Durlach.
Neckarsulmer Fahrradwerke, A.-G., Neckarsulm.
Adam Opel, Rüsselsheim a. M.
Panther-Fahrradwerke, Braunschweig.
Pfeil-Fahrradwerke, Mühlhausen i. Thür.
Phänomen-Fahrradwerke, Zittau i. Sa.
Premier-Fahrradwerke, Nürnberg-Doos.
Presto-Fahrradwerke, Chemnitz.
Stoewer-Fahrradwerke, Stettin.
Triumph-Fahrradwerke, Nürnberg.
Victoria-Fahrradwerke, Nürnberg.
Wanderer-Fahrradwerke, Chemnitz-Schönau.

2. Pneumatiks.

Continental Caoutchouc- u. Guttapercha-Co., Hannover.
Dunlop-Pneumatik-Tyre-Co., Hanau a. M.
Vereinigte Berlin-Frankfurter-Gummifabriken, A.-G., Gelnhausen.
Vereinigte Gummifabriken Harburg-Wien, A.-G., Harburg a. Elbe.

3. Freilauf-Naben.

Schweinfurter Präzisions-Kugellagerfabrik, Fichtel u. Sachs, Schweinfurt („Torpedo"-Nabe).

Von deutschen Fabriken fabrizieren noch Freilaufnaben: die Dürkoppwerke in Bielefeld („Atlas"-Nabe), die Neckarsulmer Fahrradwerke (N.S.U.-Nabe) und A. Gottschalk-Dresden („Rotax"-Nabe). Weltruf genießen neben der deutschen F. u. S. (Fichtel u. Sachs) oder „Torpedo"-Nabe, die amerikanische Morrow- und die New Departure-Nabe; doch ist die wirksame Bremsfläche bei dem deutschen Fabrikat viel größer als bei den letztgenannten.

Zu Abschnitt X. Gymnastische Sporte.

1. Turnsport.

Literatur:

Rühl, Dr., Hugo, Entwicklungsgeschichte des Turnens, Leipzig 1908.
Derselbe, Handbuch der deutschen Turnerschaft, Leipzig 1908.
Schmidt, Dr., F. A., Physiologie der Leibesübungen, Leipzig 1905.
v. Altenstein, Axel, Der Turnsport, Leipzig 1902.
Nordhausen, Sport und Körperpflege, Leipzig 1908.
Gasch, Dr., R., Jahrbuch der Turnkunst, Leipzig 1908.
Törngren, L. M., Lehrbuch der schwedischen Gymnastik, Eßlingen 1908.

Die wichtigsten Turnverbände:

Deutschland.

Deutsche Turnerschaft, derzeitiger Verwaltungssitz Leipzig, 7787 Vereine.
Vertreter-Konvent (V.C.) akademischer Turnvereine, 48 Vereine.
Akademischer Turnerbund (A.T.B.), 38 Vereine.
Deutscher Turnerbund, Verwaltungssitz Wien (besteht aus österreichischen und deutschen Turnvereinen), 172 Vereine.
Arbeiterturnerbund, Verwaltungssitz Leipzig, 1236 Vereine.
Jüdische Turnerschaft, 16 Vereine.

Ausland.

Belgischer Turnerbund, derzeitiger Verwaltungssitz Antwerpen, 209 Vereine.
Dänischer Turnerbund, derzeitiger Verwaltungssitz Kopenhagen, 28 Vereine.
National Physical Recreation Society, Verwaltungssitz London, 30 große Turnanstalten.
Union des Sociétés de gymnastique de France, derzeitiger Verwaltungssitz Bordeaux, 1015 Vereine.
Nederlandsch Gymnastiek-Yerbond, derzeitiger Verwaltungssitz Haag, 227 Vereine.
Federazione gimnastica nazionale, Vorort Rom, 192 Vereine.
Union des Sociétés Luxembourgeoises de Gymnastique, Luxemburgischer Turnerbund, derzeitiger Verwaltungssitz Luxemburg-Clausen, 30 Vereine.

Det norske Turn-og Gymnastic-Forbund, Norwegischer Turnerbund, derzeitiger Verwaltungssitz Bergen, 125 Vereine.

Turnkreis Deutsch-Oesterreich (Kreis XV der deutschen Turnerschaft), Vorort Wien, 599 Vereine. [Deutschland.

Deutscher Turnerbund, siehe oben unter

Bund der Vereine Ungarns für Leibesübungen, Verwaltungssitz Sandor, 55 Vereine.

Cesca Obec Sokolská, **Verband der tschechischen Sokolvereine in Böhmen, Verwaltungssitz Prag, 680 Vereine.**

Mährisch-Schlesischer Gauverband der Sokols, Verwaltungssitz Prag, 135 Vereine.

Schweden: 35 Vereine für Turnen und Fechten. Der bedeutendste ist die „Gymnastikforening" in Stockholm.

Schweizer-Eidgenössischer Turnverein, Verwaltungssitz Bern, 702 Sektionen.

Nordamerikanischer Turnerbund, Vorort Indianopolis, 238 Vereine.

2. Athletik.

Literatur:

Angerstein, Dr. E., Geschichte der Leibesübungen in den Grundzügen, Wien 1905.

Jahrbuch für Volks- und Jugendspiele, 17. Jahrgang, Leipzig 1908.

Die olympischen Spiele, 776 v. Chr. bis 1896 n. Chr., Athen 1896/97.

Furtwängler, Ad., Die Bedeutung der Gymnastik in der griechischen Kunst, Leipzig 1906. [München 1908.

Stolz, A., Kraftsport-Jahrbuch, illustr.,

Runge, Johs., Leichtathletik. Training, Technik und Taktik des Laufens und Springens, Leipzig 1908.

Sandow, Eugen, Kraft und wie man sie erlangt, 1. deutsche Ausg., Berlin 1905.

Sandows Leichtgewichtssystem, Uebungstafeln mit 12 tägl. Hantelübungen rc., Leipzig 1906.

Schmidt, Dr. F. A., Physiologie der Leibesübungen, Leipzig 1905.

Siebert, Th., Der Kraftsport, 2. Aufl. des Katechismus der Athletik, Leipzig 1907.

Silberer, V., Handbuch der Athletik nebst einer Anleit. z. Boxen, Wien 1899.

Stolz, A. u. Ch. Endres, Die moderne Ringkampfkunst, München 1909.

Wickenhagen, H., Antike und moderne Gymnastik. Vergleich. Betrachtungen u. Vorschläge, Wien 1891.

Hancock, H. J., Dschiu-Dschitsu, die Quelle japan. Kraft, Stuttgart 1905.

Zabig, Dr. G., D. Ringkampf, Leipzig 1907.

Illustrierte Sportzeitung für Athletik, Gymnastik und Verwandtes. München, A. Stolz u. Co.

Vereine:

Die deutsche Sportbehörde für Athletik

Vorstand: Karl Diem, 1. Vorsitzender, Berlin. Friedr. Burger, stellv. Vorsitzender, Berlin. Johannes Scharfe, stellv. Vorsitzender, Leipzig. Ref. P. C. Mehlkopf, stellv. Vorsitzender, Duisburg. Martin Berner, Schriftführer, Berlin. Adolf Meyer, Sportwart, Berlin. Joh. Krause, Kassierer, Berlin.

Geschäftsstelle: Berlin NW. 40, Hindersinstr. 14, Telephon Amt III, 231.

Ausschuß: H. Zachau, Hamburg, P. Koretz, Hamburg, A. Wamser, Frankfurt a. M., H. Duntze, Frankfurt a. M., P. Albrecht, Halle, K. Heidenreich, Dresden, J. Runge, Braunschweig, Ref. Dr. O. Haase, Bonn a. Rh., P. Aßmus, Marienburg i. Westpr., J. Keyl, München, Alex. Gläser, Stuttgart, Karl Markus. Dortmund.

Das Verzeichnis aller der Deutschen Sportbehörde für Athletik angehörenden Verbände und Vereine ist bei der Geschäftsstelle der D. S.-B. f. A. zu beziehen.

Firmen:

Johann Deininger, München, Weinstr. 14. Athletenkleidung.

Georg Thieme & Co., Leipzig-A., Martinstr. 24. Turn- u. Athletengeräte.

Wilhelm Heyden & Co., Köln-Lindental a. Rh. Athletengeräte (Eisen).

Hermann Fechner, Dresden-Trachau. Athleten- u. Turngeräte.

Rudolf Haase, Berlin NO. 18, Frankfurter Str. 48. Athleten- u. Turngeräte.

Franz Domke, Leipzig-A., Eichoriusstr. 7. Athletik-Sportartikel.

Spezialsporthaus A. Steidel, Berlin C. 22, Rosentalerstr. 34/35. Bekleidung u. Geräte.

Sorge u. Sabeck, Berlin W. 66, Mauerstr. 86/88. Sportartikel.

W. Hartung, Eisengießerei, Sulzbach-Saar. Hanteln u. Stemmgeräte.

H. Herres, Hagen i. W., Stemmgeräte.

3. Fechten.

Literatur:

Hiebfechtschule, Deutsche, Leipzig, Weber.

Ruhfahl, G., Der Fechtsport, Leipzig, Grethlein u. Co.

Meyer, A., Neue Schule des komment-mäßigen akademischen Schlägerfechtens, Leipzig, Roßberg.

Roux, P., Das Säbelfechten, Jena, Pohle.

Schmied-Kowarzik-Ruhfahl, Fechtbüchlein, Leipzig, Reclam.

Sestini, Das Fechten mit dem Florett und dem Säbel, Berlin, Ißleib.

Stoßfechtschule, Deutsche, Leipzig, Weber.

Hergsell, Die Fechtkunst, Wien, Hartleben.

Hergsell, Die Fechtkunst im XV. und XVI. Jahrhundert, Prag, Selbstverlag.

Hergsell, Unterricht im Säbelfechten, Wien, Hartleben.

Rüstov, Moderne Fechtkunst, Prag, Calve.

Barbasetti, Säbelfechten, Wien.

Barbasetti, Stoßfechten, Wien.

Henke, Fechtkunst, Wien.

Brosch, Das Stoßfechten italienischer Schule, Wien, Seidel.

Zu Abschnitt XI. Sport- und Rasenspiele.

Literatur:

a) Sammelwerke.

Kurt v. Eberbach, „Rasenspiele". 5 Bände aus der Bibliothek für Sport u. Spiel. Leipzig bei Grethlein & Co.
Ph Heinecken, „Sportspiele i. Freien" 3 Bände.
„Sport u. Körperpflege", herausgegeben von R. Nordhausen.

b) Polo.

Hasberg, H., jun., Polo.
James Fillis, Breaking and Riding.
A. v. Altenstein, Der Schwimmsport.
Regeln für Radfahrpolo, herausgegeben von U. Steinberg.

c) Golf.

R. Clark, „Golf" a Royal and ancient game.
D. Scott Duncan, The Golf Annual. London.
H. S. Evards, Golf in Theory and Practice. London.

d) Fußball.

Alcock, Assoziation Fußball.
Scheibert, Heer und Sport.
Edw. Ullrich, Spielregeln des Rugby-Fußballspiels 1905—06.

e) Tennis.

Louis Beneke, Lawn-Tennis.
R. v. Fichard, Handbuch des Lawn-Tennisspieles.
R. v. Fichard, Die Spielregeln von Lawn-Tennis in systematischer Bearbeitung, Tennis, Lawn-Tennis, Racquets and Fives. (Badminton library.)
James Dwight, Lawn-Tennis.
P. A. Baile, Lawn-Tennis von heute.

f) Kricket.

Kricketregeln, angenommen vom Verband deutscher Ballspielvereine.

g) Hockey.

The Encyclopaedia of Sport. London.
Scheibert, Der Wintersport.

h) Krocket.

Die Krocketregeln, autor. Uebersetzung der englischen Assoziation-Regeln.

i) Ballspiele.

Schnell, Handbuch der Ballspiele.

k) Zeitschriften.

Sport im Bild, St. Georg, Woche.

l) Spielregeln.

Spielregeln d. technischen Ausschusses. Westentaschenformat. Heft 1. Faustball, Raffball. 5. Aufl. — Heft 2. Einfacher Fußball (ohne Aufnehmen). 8. Aufl. — Heft 3. Schlagball (ohne Einschenker). 6. Aufl. — Heft 4. Schleuderball. Barlauf. 5. Aufl. — Heft 5. Schlagball (mit Einschenker). 4. Aufl. — Heft 6. Tamburinball. 4. Aufl. — Heft 7. Schlagball mit Freistätten. 3. Aufl. — Heft 8. Grenzball, Stoßball, Feldball. 3. Aufl. — Heft 9. Fußball (mit Aufnehmen). 3. Aufl.

Firmen:

A. Steibel, Berlin C 22.
H. Münzinger, München, Marienplatz, Requisiten für alle Ballspiele.
Metzler, München, Kaufingerstraße (wie vor.)
Paul Zinkl, München, Residenzstraße (Tennis).

Zu Abschnitt XII. Luftsport.

Literatur.

Internationaler Luftschifferverband J. L. V. (Fédération aéronautique Internationale F. A. I.) Satzungen u. Reglements aus dem Französischen, übertragen von Leutnant v. Selasinsky u. Dr. Stade. Mit Nachtrag: Reglement für d. Gordon-Bennett-Preis. Straßburg und Berlin, K. J. Trübner, 1908.

Hermann W. L. Moedebeck, Taschenbuch für Flugtechniker und Luftschiffer. Unter Mitarbeit hervorragender Fachmänner. Berlin 1905, W. H. Kühl.

v. Tschudi, Hauptmann, Instruktion für den Ballonführer. Verlag: Hofbuchhändler Radetzki, Berlin. 2. Auflage bearbeitet von einer Kommission des Deutschen Luftschiffer-Verbandes. 1908.

Illustrierte Aeronautische Mitteilungen, Deutsche Zeitschrift für Luftschiffahrt. Organ des Deutschen Luftschiffer-Verbandes. Begründet u. herausgegeben von H. W. L. Moedebeck, Oberstleutnant z. D., Chef-Redakteur Dr. Elias. Verlag Braunbeck u. Gutenberg, A.-G., Berlin W. 35.

Die Luftflotte. Offizielles Organ des Deutschen Luftflotten-Vereins. Unter Leitung von H. W. L. Moedebeck, Oberstleutnant z. D., herausgegeben vom Deutschen Luftflotten-Verein. Verlag Braunbeck u. Gutenberg, A.-G., Berlin W. 35.

H. W. L. Moedebeck, Fliegende Menschen. 1909. Berlin W. 57. Verlag von Otto Salle.

R. Nimführ, Die Luftschiffahrt, ihre wissenschaftlichen Grundlagen und technische Entwicklung. Leipzig 1909. Verlag B. G. Teubner.

Dr. Bröckelmann, Wir Luftschiffer. Die Entwicklung der modernen Luft-

schifftechnik in Einzelbarstellungen. Berlin u. Wien 1909. Verlag Ullstein & Co.
Die Eroberung der Luft, Ein Handbuch der Luftschiffahrt und Flugtechnik. Union Deutsche Verlags-Gesellschaft, Stuttgart-Berlin-Leipzig.

Zu Abschnitt XIII. Sportphotographie.

Literatur:

Zeitschrift „Der Sportphotograph", Jahrgang 1909. Verlag von Paul Förster in Breslau.
Deutscher Camera-Almanach, Jahrg. 1—4. Verlag von Gustav Schmidt, Berlin.
Horsley Hinton, Künstlerische Landschaftsphotographie, Berlin 1903.
Gebrüder Keartons, Tierleben in freier Natur, Halle 1905.
Kiesling, Anleitung zum Photographieren freilebender Tiere, Leipzig 1905.
Kuhfahl, Hochgebirgs- u. Winterphotographie, Halle 1907.
Liesegang, Die Fernphotographie, Düsseldorf 1897.
Löscher, Leitfaden der Landschaftsphotographie, Berlin 1908.
Mazel, Künstlerische Gebirgsphotographie. Berlin 1903.
Meerwarth, Lebensbilder aus der Tierwelt, Leipzig 1908.
Meerwarth, Photographische Naturstudien, Eßlingen 1905.
Schillings „Mit Blitzlicht und Büchse", Leipzig 1908.
Schillings „Zauber des Eleleschо", Leipzig 1906.
Terschak, Photographie im Hochgebirge, Berlin 1905.
Wenzel-Paech, Photographisches Reisehandbuch, Berlin 1909.

Firmen:

G. Geiger, München, Karlsplatz, Spezialartikel für alpine Photographie.
B. S. Schwarz u. Co., München, Amalienstraße, Entwickeln und kopieren sehr zuverlässig.

Zu Abschnitt XIV. Die Hygiene des Sports.

Literatur:

Dr. J. Marcuse, Körperpflege durch Wasser, Luft und Sport. Leipzig 1908.
A. Mosso, Der Mensch in den Hochalpen. Leipzig 1899.
Dr. K. Rack, Wandersport. Praktisches und hygienisches Vademekum.
Dr. A. F. Schmidt, Unser Körper. Handbuch der Anatomie, Physiologie und Hygiene der Leibesübungen. Leipzig 1907. — Physiologie der Leibesübungen. Leipzig 1905.
A. Steinitzer, Die Bedeutung des Zuckers als Kraftstoff f. Sport, Touristik und Militärdienst. Berlin 1902.
Dr. S. Weißstein (unter Mitwirkung zahlreich. Autoritäten), Hygiene d. Sports. Leipzig 1908.
Dr. R. Zander, Die Leibesübungen und ihre Bedeutung für die Gesundheit.
N. Zuntz, Höhenklima und Bergwanderungen in ihrer Wirkung auf d. Menschen. Berlin 1906.

Zu Abschnitt XV. Erste Hilfeleistung.

Literatur:

O. Bernhard, Samariterdienst mit besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse im Hochgebirge. Samaden 1896.
Esmarch, Die erste Hilfe bei plötzlichen Unglücksfällen. Leipzig 1903.

Zu Abschnitt XVI. Haftpflicht und Versicherungswesen.

Versicherungsanstalten:
(versichern auch für Hochtouristik, Wintersport 2c.).

Allgemeine Versicherungsgesellschaft Providentia, Wien.
„Zürich", Unfallversicherungs-Aktien-Gesellschaft.
Schweizerische Unfallversicherungs-Aktien-Gesellschaft in Winterthur.



Register.

Nach Schlagworten geordnet. Die Ziffern bedeuten die Kapitel-Nummern, die an erster Stelle stehende Ziffern bedeutet den Haupthinweis.

Angelsport.

Athletik.

Automobil- und Motorradsport.

Alpinismus.

Ballspiele.

Damenreitsport.

Eisschießen.

Erste Hilfeleistung.

Fahrsport.

Fechten.

Fußballspiel.

Golf.

Hockey.

Hygiene des Sports.

Jagd.

Kricket.

Krocket.

Laufsport.

Lawn-Tennis.

Luftsport.

Nothilfe bei Unglücksfällen der Pferde.

Parforcejagd.

Polo.

Radfahrsport.

Reitsport.

Rennsport.

Rollschuhlaufen.

Rudersport.

Schilaufen.

Schlittensporte.

Schlittschuhlaufen.

Schwimmsport.

Segelsport.

Sport, Begriff, Entwicklung u. Bedeutung.

Sport, Haftpflicht und Versicherungswesen.

Sportphotographie.

Trabersport.

Turnsport.

Das goldene Buch der Musik

Was ist und bietet

Plan. **Spemanns Hauskunde** verfolgt den Plan, in einer Reihe von zuverlässigen Handbüchern alle Gebiete der Wissenschaft und Kunst wie des praktischen Lebens dem täglichen Bedürfnis der deutschen Familie zugänglich zu machen.

Bedürfnis. Der moderne Mensch hat keine Zeit, sich in dickleibige Spezialwerke zu vertiefen. Was er braucht, sind Bücher, die ihm das Wissenswerte in knapper Form vorgetragen, interessant und geschmackvoll arrangiert bieten.

Mitarbeiter. Der Herausgeber verband sich zu diesem Zweck mit einer Anzahl von Schriftstellern, deren wissenschaftlicher Ruf und litterarische Vorzüge Bürgschaft für eine allseitig vollendete Durchführung seines Plans boten.

Arbeitsteilung. Nach dem bewährten Prinzip der Arbeitsteilung überweist er jedem Mitarbeiter den seinen Fähigkeiten am besten entsprechenden Abschnitt des Werkes. Nur in wenigen Fällen ist ein ganzer Band einem Mitarbeiter übertragen worden.

Redaktion. Ein Unternehmen, dem so viele Köpfe dienen, bedarf einer umsichtigen redaktionellen Leitung, die die Tausende von Fäden geschickt ineinander webt und für den harmonischen Einklang zwischen allen Teilen sorgt.

Gründlichkeit. Ohne Gründlichkeit und Zuverlässigkeit kein nachhaltiger Erfolg! Der Herausgeber hat daher, aus den Erfahrungen einer dreißigjährigen publizistischen Thätigkeit schöpfend, beide Eigenschaften zur Hauptbedingung gemacht.

Bisher erschienen sieben Bände von Spemanns

Spemanns Hauskunde?

Trockene Gelehrsamkeit mit reizloser Anhäufung von Daten ist bei Büchern, die im guten Sinne populär sein wollen, nicht am Platz. Unsere Bücher sollen bei aller Gründlichkeit doch eine angenehme Lektüre sein.

Darstellungsweise.

Das beste Buch hat einen empfindlichen Fehler, wenn es nicht übersichtlich ist. Wer ein Buch zur Hand nimmt, muß das Gesuchte sofort finden können. Unsere Bücher zeichnen sich durch ein höchst praktisches System der Stoffordnung aus.

Uebersichtlichkeit.

Neben gut gewählten, instruktiven Abbildungen bringen unsere Bücher eine große Menge von Porträts sowohl aus der Vergangenheit wie aus der Gegenwart und beleben dadurch den Text in sehr ansprechender Weise.

Illustration.

Solche Bücher müssen handlich sein, um praktisch zu sein. Man muß sie ohne Umständlichkeit überall hinstellen können: auf den Schreibtisch, das Paneel, das Piano u. s. w. Das Format entspricht dem dieses Prospektes.

Format.

Wir haben uns mit Aufbietung aller typographischen und sonstigen Mittel bemüht, mit jedem Bande gewissermaßen ein kleines buchtechnisches Kunststück zu liefern, und freuen uns über die allseitige Anerkennung des Erfolgs.

Zweckmässigkeit.

Wir legen wie immer hohen Wert darauf, das Aeußere unserer Bücher reizvoll zu gestalten, und lassen die Einbanddecken von den tüchtigsten Künstlern entwerfen. Der farbige Grundton aller Einbände ist ein zartes Gold.

Aeusseres.

Hauskunde. • Die Sammlung wird fortgesetzt.


Das goldene
Buch der
Kunst

Spemanns Goldenes Buch der Kunst.

Ein starker Band von über 850 Seiten mit zahlreichen Illustrationen und Porträts

Preis gebunden 6 Mark.



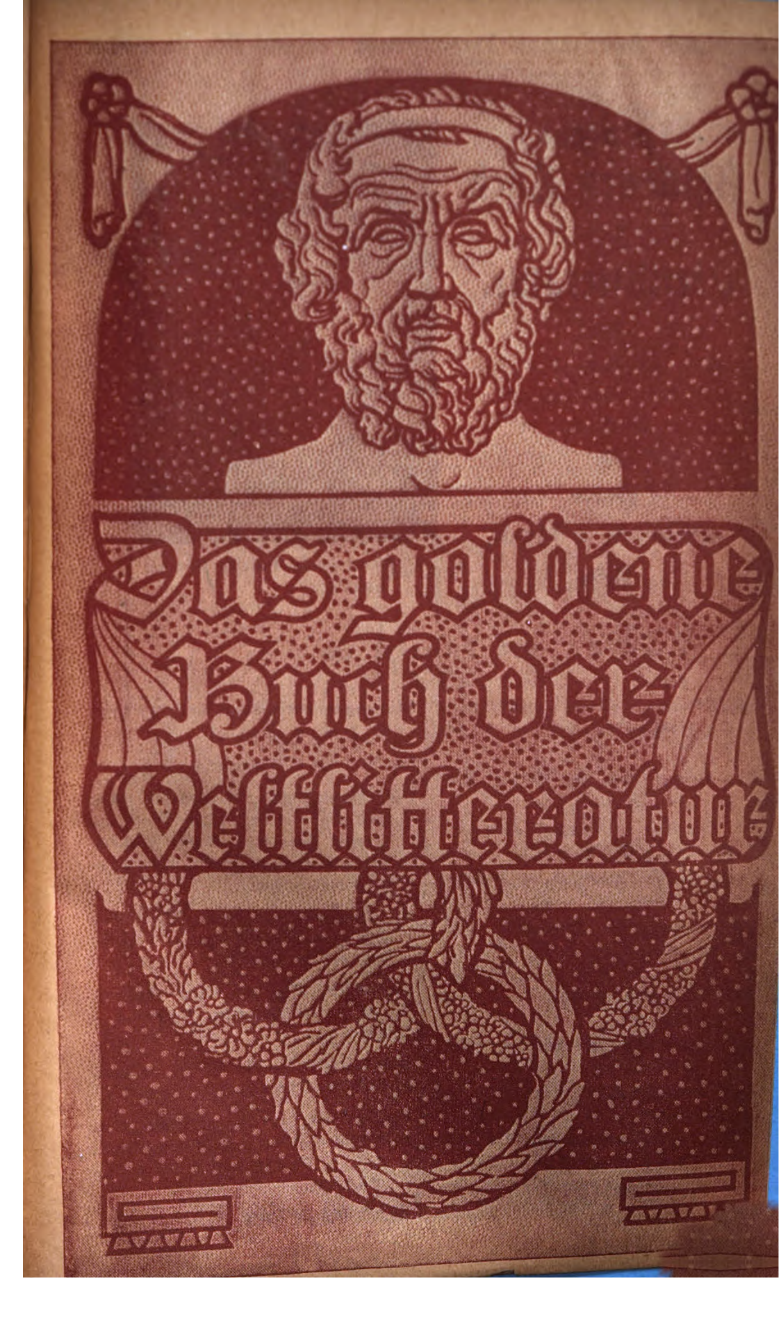
Probebild aus dem goldenen Buch der Kunst

Inhalt:

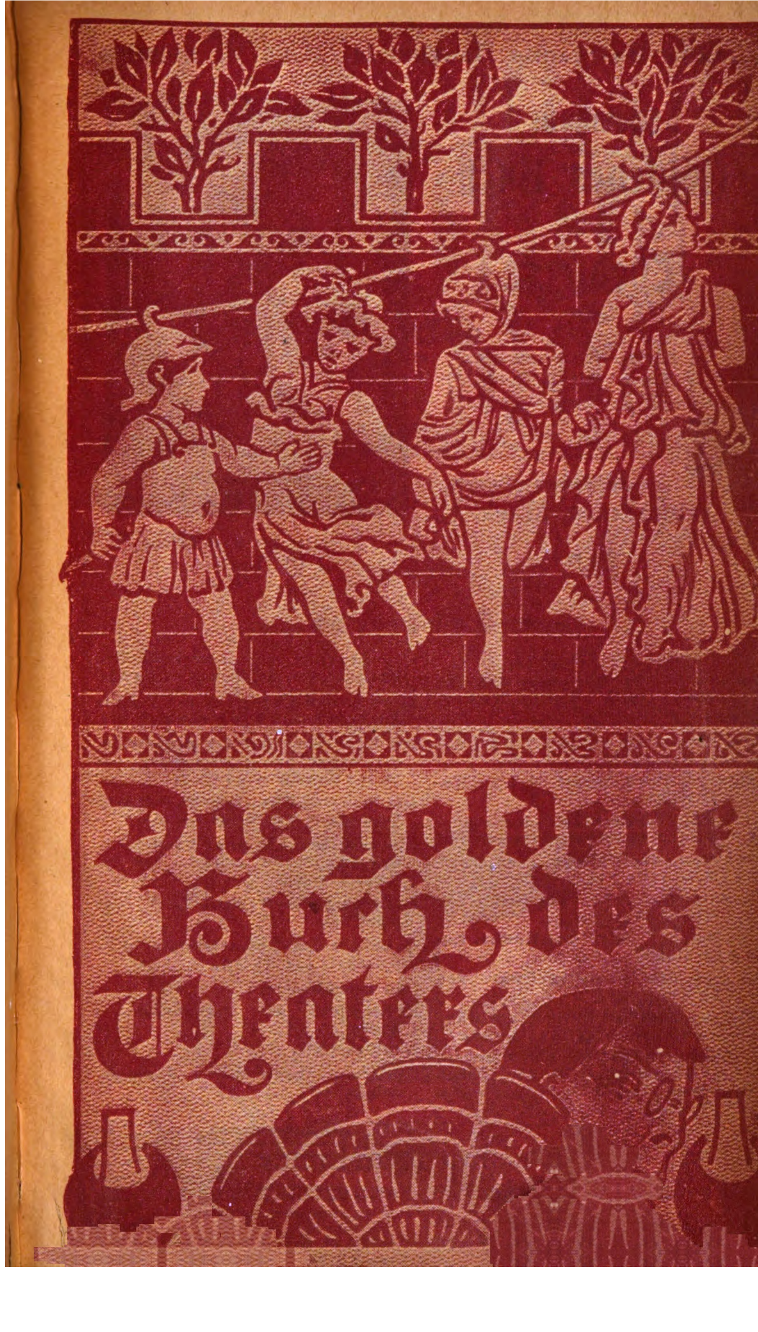
Das Kunsttalent und seine Ausbildung. Von Professor Quisque.
Verzeichnis der Akademien und Kunstschulen.
Epochen der Kunstgeschichte. Von Professor Dr. Karl Neumann.
Die Kunst des Altertums. Von Professor Dr. H. Winnefeld.
Die Baukunst. Von Dr. R. Streiter.
Die Plastik. Von Dr. E. Schwedeler-Meyer.
Die Malerei. Von Dr. Fritz Knapp.
Die angewandten Künste. Von Professor F. Luthmer.
Die Kunst des 19. Jahrhunderts. Von Woldemar von Seidlitz.
Künstler-Lexikon. Von Dr. Felix Becker und Dr. Ulr. Thieme.
Die Technik der Malerei. Von Professor Adolf Treidler.
Die Technik der Bildhauerei. Von Karl Donndorf.
Die Technik des Kupferstichs. Von Geheimrat Fr. Lippmann.
Graphische Künste. Von Dr. R. Graul.



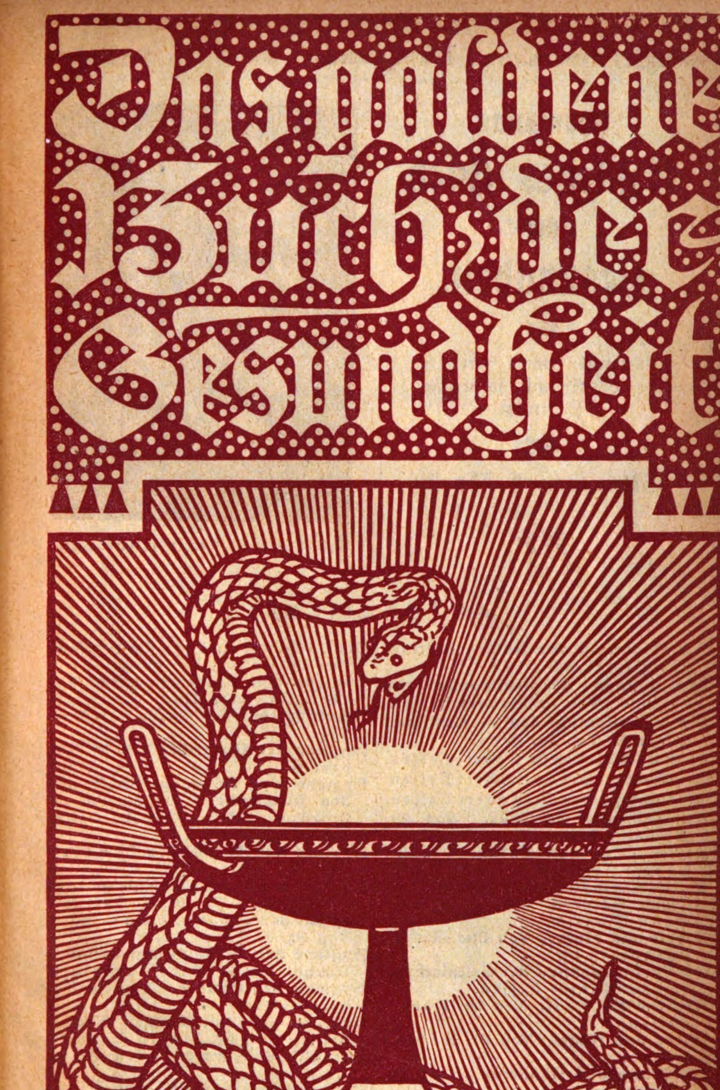
Edelmetall. Von Prof. Dr. Jul. Lessing.
Unedle Metalle. Von Dr. Herm. Lüer.
Schmiedeeisen. Von Dr. Brüning.
Die Technik der Keramik. Von Dr. Otto von Falke.
Die Kunstarbeit in Glas. Von Dr. A. Kisa.
Kunstweberei. Von Maria Brinckmann.
Spitzen. Von Maria Brinckmann.
Technik der Buchbinderei und Lederarbeiten. Von Dr. Jean Loubier.
Die Kunst im Kleide. Von Victor Ottmann.
Die Liebhaberkünste. Von Freiherr R. von Seydlitz.
Der Kunstsammler. Von Geheimrat Dr. Wilhelm Bode.
Das Sammeln von Werken der Kleinkunst. Von Professor Dr. Jul. Lessing.
Fälscherkünste. Von Victor Ottmann.
Secession. Von Herm. Grimm.
Die moderne Bewegung in den angewandten Künsten. Von Dr. H. Muthesius.
Bildende Künstler der Gegenwart. Mit 320 Porträts zeitgenössischer Künstler. Von Dr. Felix Becker und Dr. Erich Hänel.
Synchronistische Zeittafeln. Von Dr. Fischel.
Aphorismen.

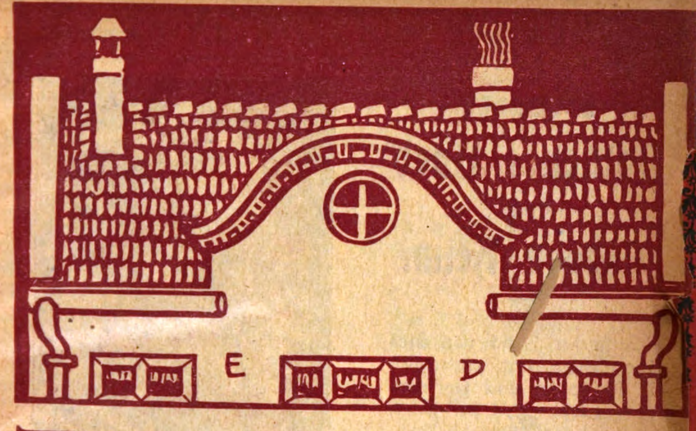

Das goldene
Buch der
Weltliteratur


Das goldene
Buch der
Sitte

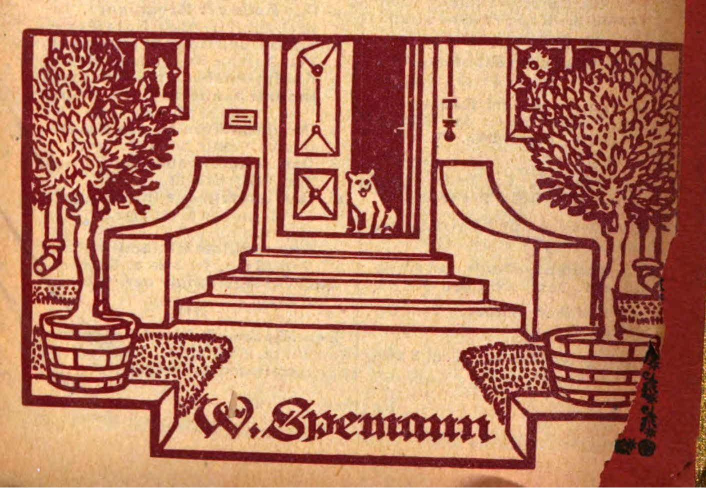

Das goldene
Buch des
Theaters




Das goldene
Buch der
Gesundheit



Das goldene Buch vom Eignen Heim



Das wahre Glück des Menschen ist Gesundheit und froher Mut. Herder.

*

Nur die Gesundheit ist das Leben. Hagedorn.

*

Das Fundament aller Anlage ist körperliche Gesundheit.

*

Sey Meßig in allen Dingen,
So wird dirs gut gelingen.
Spruch.

*

Das Fundament aller Anlage ist die körperliche Gesundheit.
Herbart.

*

Der Mensch ist nur dann an Leib und Seele gesund .... wenn ihm alle seine Verrichtungen, geistige und körperliche, zum Spiele werden. Wieland.

*

Sana mens in sano corpore, das heißt, nur in einem gesunden Körper kann auch eine gesunde Seele sein. Juvenal.

*

Wer will bleiben gesund,
Nehm' nicht zu voll den Mund!
Sprichwort.

*

Die Schönheit des menschlichen Leibes besteht nicht in der Masse desselben, sondern im Verhältnis und dem Ebenmaß der Glieder. Augustinus.

*

Schönheit ist durch sich selbst gebändigte Kraft, Beschränkung aus Kraft. Schiller.

Sich zu mühen und mit dem Widerstande zu kämpfen, ist dem Menschen Bedürfnis, Hindernisse überwinden ist Vollgenuß des Daseins, der Kampf mit ihnen und der Sieg beglückt.
A. Schopenhauer.

*

Im Kampf zeigt sich der Mann. Militärisches Sprichwort.

*

Die That ist alles,
Nichts der Ruhm Goethe.

*

Es stirbt der Feige oftmals, eh er stirbt,
Die Tapfern kosten einmal nur den Tod.
Shakespeare.

*

Wir müssen frei von Furcht sein, sonst können wir nicht handeln. Soweit einer die Furcht besiegt, soweit ist er ein Mann.
Carlyle.

*

Es ist nichts zu fürchten, als die Furcht. Körner.

*

Furcht redet nur selten wahr;
Lügt meistens, wo nicht immerdar. Logau.

*

Ein Jäger, der nicht raucht und trinkt,
Nicht liebt und frohe Lieder singt,
Und niemals spricht ein Wort Latein —
Der kann kein rechter Jäger sein! Sprichwort.

*

Im Wald und auf der Heide,
Da such ich meine Freude;
Ich bin ein Jägersmann.
Volksweise.

Wo wackre Jäger Helfer sind,
Da ist es wohlbestellt!

Gottfr. Bürger.

*

Nur das edle Jägerleben,
Ist mit lauter Lust umgeben!

Jägerlied.

*

Des Pferdes Gemüt
Zeugt von des Knechtes Geblüt.

Bauernregel.

*

Wer plagt sein Pferd und Rind
Hälts schlecht mit Weib und Kind.

Bauernregel.

*

Pflege dein Pferd wie einen Freund,
Aber reite es wie einen Feind.

Bauernregel.

*

Was nützte mir der ganzen Erde Geld?
Kein kranker Mensch genießt die Welt.

Goethe.

*

Krank sein ist oft nichts anderes, als schwach im Wollen sein.

O. v. Leixner.

*

Der Kranke spart nichts als die Schuhe.

Sprichwort.

*

Wer niemals wagt,
Vollbringt kein Meisterstück.

Ernst Raupach.

*

Was bringt zu Ehren?
Sich wehren!

Goethe.

*

Immer Arbeit, nie ein Spiel
Wird dem Knaben Hans zu viel.

Sprichwort.

Der Charakter einer Nation spiegelt sich nirgends aufrichtiger ab, als in ihren Spielen. Keine Veränderung in diesen, die nicht entweder die Vorbereitung oder die Folge einer Veränderung in ihren sittlichen oder politischen Zuständen wäre.

C. M. Wieland.

*

Die Vorsicht stellt der List sich klug entgegen.

Goethe.

*

Man wendet seine Zeit immer gut auf eine Arbeit, die uns täglich ein Fortschritt in der Ausbildung abnötigt.

Goethe.

*

Talent ist angeboren,
Doch g'nügt zur Kunst es nicht.

Elisabeth Kulmann.

*

Man muß leise und kalt beginnen und seinen Atem, seine Kraftfülle bis zur Entscheidung und Vollendung des Werkes aufsparen.

Montaigne.

*

Wer allzu straff die Segeltaue spannt und niemals schießen läßt, der kentert bald und mag, den Kiel nach oben, weitersegeln.

Sophokles.

*

Der Charakter ist der größte Multiplikator menschlicher Fähigkeiten.

Kuno Fischer.

*

Wer Großes will, muß sich zusammenraffen.

Goethe.

*

Der Geist aus dem wir handeln, ist das Höchste.

Goethe.

Wenn sie zu dir sprechen:
„Biegen oder brechen!"
Ruf': „Brechen eh' als biegen!"
Gib acht, so wirst du siegen.

Dahn.

*

Ohne Begeisterung, welche die Seele mit einer gesunden Wärme erfüllt, wird nie etwas Großes zustande gebracht werden.

Knigge.

*

Wer mit Bedacht handelt, erreicht, was er erstrebt.

Arabisches Sprichwort.

*

Der H…
der Sch…

Gibt's e…
N…
Mit Un…
e…
Als Vor…
g…
Zum Eh…
S…
Ist's ni…
k…
Die tief…
b…

*

Jedem Menschen für sein Leben
Ist ein Maß von Kraft gegeben,
Das er nicht erweitern kann;
Aber nach den rechten Zielen
Seine Kräfte lassen spielen,
Soll und kann ein rechter Mann.

Rückert.

*

Sei selbst ein Kerl, aber achte einen andern Kerl auch für einen Kerl!

Herder.

*

Natur hat weder Kern noch Schale,
Alles ist sie mit einem Male.

Goethe.

Unsere erste Pflicht gegen die Frau ist, ihr solche körperliche Ausbildung und Uebung zu sichern, wie sie zur Befestigung und Vollendung ihrer Schönheit dienlich ist.

Ruskin.

*

Beharre, wo du stehst!

Goethe.

*

Nicht immer ist, wer erlag, der kleinere Held.

Anastasius Grün.

*

…lg

…er.

…ze

…er=
…gt

*

In Wind und Wetter,
nicht bei Tanz und Reigen,
Kann sich der Mann
in wahrem Lichte zeigen.

Smiles.

*

Passato il pericolo
Gabbato il Santo.

Italienisches Sprichwort.

*

All work and no play,
makes Jack a dull boy.


Gönne dem Knaben
zu spielen,
in wilder Begierde zu toben;
nur die gesättigte Kraft
kehret zur Anmut zurück.
Schiller.